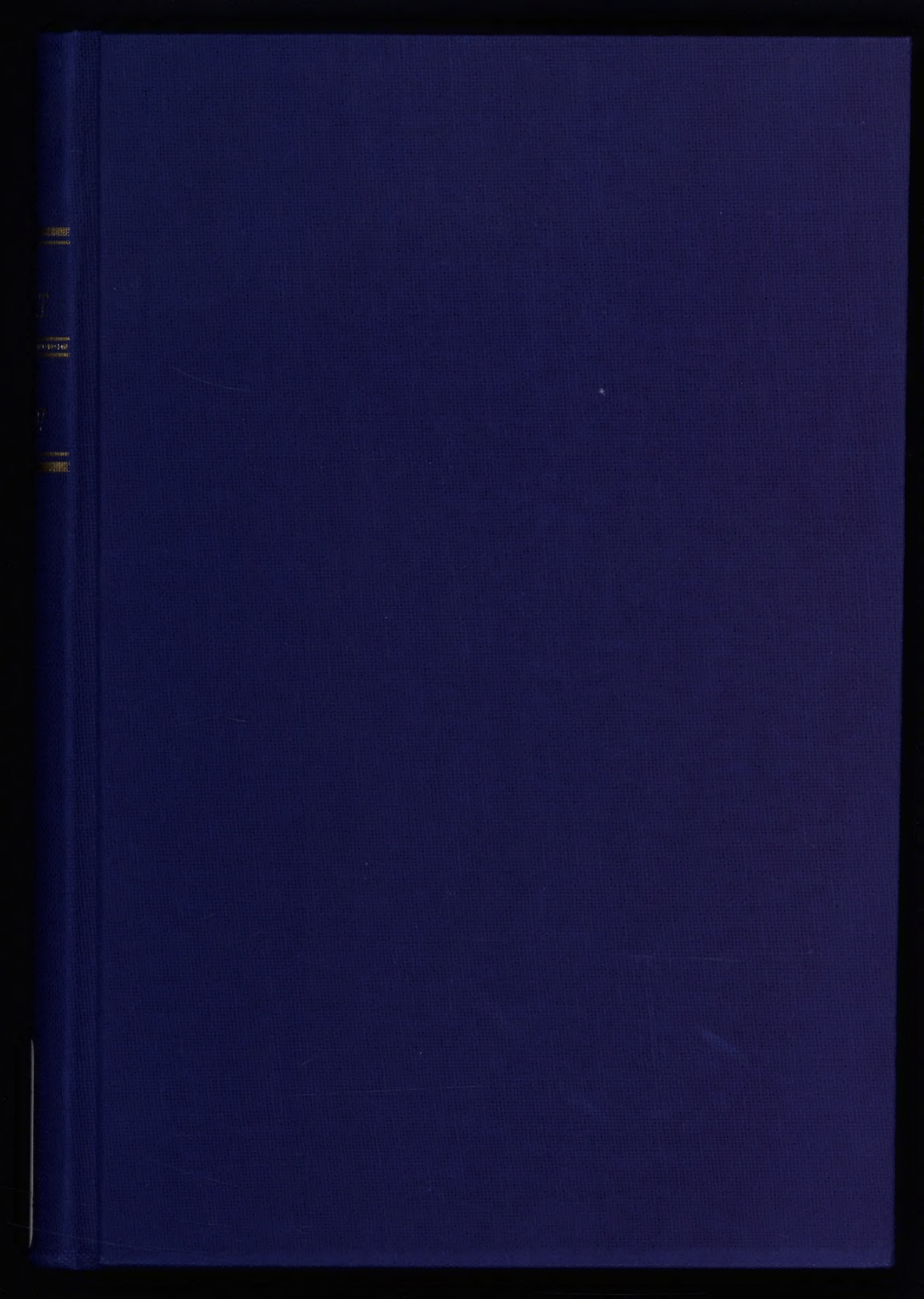
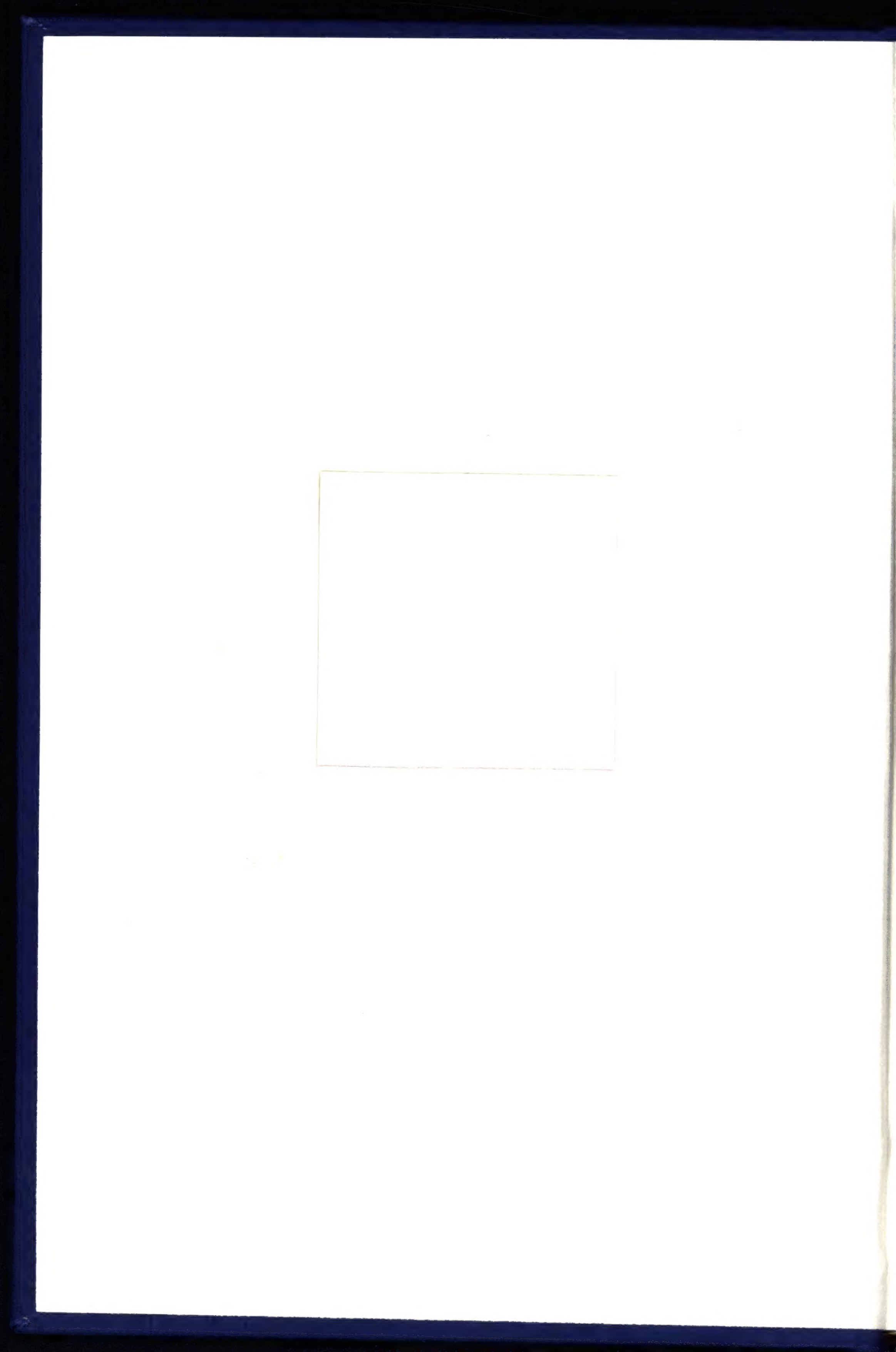




Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XVI. Jahrgang.



Kiel 1906.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem Stern bezeichneten Artikel sind illustriert.

Märchen. Sagen.

Naturkunde.

Plattdeutsch.

Volkskunde.

Verschiedenes.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 1. Januar 1906.

Helene Voigt-Diederichs.

Von **Wilhelm Lobsien** in Kiel.

Die Provinz Schleswig-Holstein hat in neuerer Zeit zwei Dichterinnen hervorgebracht, deren Schaffen über das Durchschnittskönnen hinausragt und daher auch mehr und mehr gewürdigt wird. Während Th. Kühls Begabung im letzten Grunde wohl auf dem Gebiet des Gesellschaftsromans liegt, ohne doch sich loszulösen von der Heimatscholle, weist der Schaffenszwang Helene Voigt-Diederichs vollständig in das engumgrenzte Gebiet der engeren Heimat, auf die Charaktere, die ihr hier auf Schritt und Tritt entgegenkommen. Zwar lebt die Dichterin seit lange nicht mehr hier droben auf ihrem elterlichen Gut, auf der Scholle ihrer Väter, sondern hat in Jena ein neues Heim gefunden. Aber dieser neue Aufenthaltsort hat weder ihre innere Entwicklung unterbrochen, noch in wesentlich andere Bahnen geleitet oder merklich beeinflußt. Die geheimen Fäden, mit denen ihre Seele in der Heimat wurzelt, sind nicht gelöst oder gerissen, die Aufnahmefähigkeit für spezifisch heimatliche Stimmungen und zur Tat gewordene Wirkungen dieser Stimmungen ist bei ihr noch so frisch wie ehedem, ihr Verständnis für den Charakter ihrer heimatlichen Landschaft und der Bewohner ist noch ebenso fein und untrüglich wie damals, als sie die jungen Fohlen auf der Weide bändigte: jedes neue Buch ist ein Beweis dafür.

Außer einem Band Lyrik, betitelt „Unterstrom," hat sie bisher veröffentlicht die beiden Skizzenbücher „Schleswig-Holsteiner Landleute" und „Leben ohne Lärmen," die beiden Romane „Abendrot" und „Regine Vosgerau"; im Herbst 1904 erschien als ihr neuestes Werk in demselben Verlage (Eugen Diederichs in Jena) ein bei dem Wettbewerb einer großen Hamburger Zeitung preisgekrönter Roman: „Dreiviertel Stund vor Tag." Diese Aufzählung ihrer Werke zeigt also, daß die Dichterin sich der Lyrik, dem Roman und der Skizze zugewandt hat. Und daß ich es nur gleich sage: auf dem Gebiet der zuletzt genannten Dichtungsart hat sie bis auf den heutigen Tag das Beste geleistet.

Das Versbuch „Unterstrom" stellt sich dar als ein pompöses Meisterstück des modernen Buchschmucks und als ein Beweis, daß der Verlag als der Mitbegründer und allereifrigste Pfleger einer neuzeitigen Buchausstattung durchaus auf der Höhe künstlerischer und technischer Bewältigung aller nach dieser Richtung hinweisenden Schönheitsforderungen steht. Der Maler Cissarz, unter den modernen Zeichnern einer unserer besten Kenner der Nordseeküsten, hat die einzelnen Gedichte

entweder mit einer stimmungsvollen Randleiste, einem dekorativ außerordentlich wirksamen Ornament oder mit einem ganzseitigen, zarten, duftigen Bilde geschmückt. Sehr oft ist die innige Verbindung, mag es sich um Stimmung oder rein äußerliche Darstellung handeln, gut getroffen, oft schmiegen sich die Bilder derart an den Text an, daß man glauben könnte, beides wäre aus einem Herzen gequollen, mitunter stehen allerdings auch die Verse sowohl rein technisch wie auch nach ihrem seelischen Gehalt hinter dem vom Maler dargestellten Stimmungsaugenblick zurück, so daß man fast auf den Gedanken kommen könnte, sie wären zu den Bildern gedichtet, also nicht das Primäre, sondern Sekundäre in dieser Doppelkunst. Das ist nun für den Buchschmuck ein Lob, aber für den Text auch kein Tadel. Ich kann zwar die Verse der Dichterin nicht sonderlich hoch stellen, es ist mir zu viel Ungeklärtes, Verworrenes, Gewaltsames, oft auch Gemachtes darin, so manches, das auf den Einfluß der heute überwundenen hypermodernen Verskünstler zurückzuführen ist, das aber der Dichterin nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, eben, weil sie zu gesund ist, und das daher kalt und fremd wirkt. Und daß sie lyrisches Talent, vor allen Dingen in dieser Kunst eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft besitzt, das beweisen mehrere ihrer Gedichte, wie z. B. „Eines fernen Segels Geleucht,“ „Mittagsspuk,“ in dem sie den juliheißen Sonnenflimmer malt und die schöne Strophe findet:

Des Wärterhäuschens Dach den Glanz gefangen
In seine schrägen Schieferplatten zwingt.
An schwarzgeteerten Telegraphenstangen
Flieh'n eilig hin der Drähte Kupferschlangen,
Bis blauer Eichenschatten sie verschlingt.

Das ist ein Schwung, eine bei aller Häufung doch klare Anschaulichkeit, die leise an die große Droste erinnert. Daß ihr aber auch der schlichte, volksliedartige Ton gelingt, zeigt sie in den Versen:

Ich habe träumend stundenlang gesessen
Und alles rund um mich herum vergessen.
Die weißen Blätter warten unbeschrieben,
Gedanken sind mir ungedacht geblieben.

Und dieses Schauern nur, weil du beim Kommen
Mit schlichter Wärme meine Hand genommen.
Und diese Blindheit nur, weil du beim Gehen
Mir sonnengleich ins Angesicht gesehen.

Die Dichterin ist eine Schleswig-Holsteinerin durch und durch, eine von dem alten Schlag, dem die Heimat alles, die Fremde aber nichts ist, der von der Heimat aus die Ferne besieht und beurteilt, und darum wurzelt alles, was sie schreibt, im Boden ihrer Heimat. Sie ist eine beredte Künderin aller Schönheiten dieser Nordprovinz; ihr Künden ist nicht nur der Ausfluß ihrer schaffenden Phantasie, sondern einer intimen Kenntnis. Es ist namentlich die Ostküste und die daran grenzende Geest, die sie schildert. Sie kennt die hohen Buchen, die im schimmernden Sonnenglanz auf den sanften Hügeln stehen oder sich im knatternden Sturm wie junge Gerten biegen; sie hat am Rande der prächtigen Küstenwälder gelegen und ihren suchenden Blick durch das geheimnisvolle Dunkel unter den Baumkronen wandern lassen, wenn vorsichtig und scheu lugend die Rehe heraustreten; sie kennt die See, die leise in das Rauschen der goldgelben Halme hineinsingt oder donnernd und verheerend an den Strand springt und ihren weißen Gischt die Höhen hinaufwirft; sie kennt die braunrote Heide und das geheimnisvolle Leben auf ihr; sie hat die glücklichen Augen, die alle verborgene Pracht und Schönheit sehen. Sie kennt sowohl die großen Gutshöfe hier droben wie die niederen, strohgedeckten Hütten, die geduckt sich an den

Waldrand oder an einen stillen See schmiegen. Sie kennt das Volk, das hier droben wohnt, und hat diesen knorrigen, harten und im tiefsten Grunde doch so kindlich weichmütigen und gütigen Menschen ins Herz geblickt. Und ihr haben sich auch diese Herzen erschlossen; denn sie ist unter ihnen groß geworden und redet ihre Sprache. Sie ist mit ihnen zum Pflügen und Ernten aufs Feld gegangen, sie hat sie hinter dem Knick belauscht, hat unter den Knechten und Mägden in der Gesindekammer gesessen und kennt daher all ihr Sehnen und Wollen und Wünschen, kennt alle Quellen ihrer Freuden und Leiden. Daher sind auch ihre Gestalten so kerngesund! Das sind keine Phantasiegebilde solcher dialektredenden Großstädter, die im Sommer auf kurze Zeit aufs Land gehen und „Studien" für „Bauerngeschichten" machen, und die da meinen, genug getan zu haben, wenn sie Rührseligkeit, Grobheit, Biederkeit und alberne Naivität zusammenmischen. Denen möchte ich empfehlen, einmal die Charaktere anzusehen, die Helene Voigt zeichnet. Vielleicht geht ihnen dann der Unterschied auf.


Helene Voigt-Diederichs.

Einerlei, was sie aus der Fülle der Erscheinungen herausgreift — immer steht alles fest umrissen da. Ob sie den alten Glöckner und Totengräber zeichnet, der „ein gefühlloser Mensch" ist und selbst an seinem goldenen Hochzeitsmorgen sich äußerlich so gar nicht feierlich geben kann, der von seinem lieben Herzen aus alles verschönt und überleuchtet, den ganzen Alltag in seiner Seele verklärt, dem aber jede Fähigkeit abgeht, sich selber in Kleidung und Geberden der Würde des Tages und den Wünschen seiner Frau entsprechend zu zeigen; — ob sie die arme Tagelöhnerfrau schildert, die im Schmerz über den Tod ihres Kindes all die andern Überlebenden, ihren Mann und den kleinen Buben, vernachlässigt, als wären sie garnicht da, bis endlich durch die schweigende und sorgende Liebe und Treue ihres Mannes die Eisrinde, die sich um ihr Herz gelagert hat, schmilzt, und Friede und Freude einkehrt; — ob sie den grundguten, aber häßlichen Bauernknecht zeichnet, der sein heimliches Herzensglück in Scherben zerspringen sieht —: immer bietet sie lebenstreue, blutwarme, ergreifende Abschnitte aus dem Menschenleben. In kurzen, knappen, wirksamen Worten redet sie zu uns, aber dadurch wird ihre Rede doppelt eindringlich. „Ein gefühlloser Mensch," „Die Balsaminen" und viele andere Skizzen kann niemand ohne Rührung lesen. Und dabei sind sie nicht sentimental, nein, was hier wirkt, ist wirklicher Ernst, ist mehr, ist tiefe Tragik. Vor der süßlichen Sentimentalität behütet sie schon der gesunde Humor, den sie hat. Trotzdem sie nicht zimperlich ist, sondern in allen Werken einen erfreulichen Realismus zeigt, wird ihr Humor nie derb oder flach, ist nie oder doch nur höchst selten nur Situationskomik oder bloßer Wortwitz, sondern das gesunde Lachen eines Philosophen, der Denken und Treiben der Menschen, wie verworren es sich auch zeigen mag, versteht und es weder ver-

dammt noch verteidigt: siehe, ich kenne euch, darum lächle ich. Und die Liebe steht dahinter und mildert alle harten Linien, alles Schroffe und Scharfe. „Lütt bet nette Utstüer,“ „Mobilmachung“ u. a. sind Beweise ihres guten, gesunden Humors.

Mit Ausnahme der straff und gut erzählten größeren Novelle „Zwischen Lipp' und Kelchesrand“ enthalten die eben charakterisierten Bücher „Schleswig-Holsteiner Landleute“ und „Leben ohne Lärmen“ nur Skizzen, also kleinere, auf verhältnismäßig wenige Seiten gebannte Lebensausschnitte, herausgegriffen aus einem großen vielgestaltigen Leben. Mit den sog. Sonntagsblattgeschichten, diesen oft seichten, nichtssagenden Liebesgeschichten, die in kleinen Provinzialblättern ihr Unwesen treiben, haben sie durchaus nichts gemein. Sie erinnern in ihrer Liebenswürdigkeit an den entzückend plaudernden Schweden Alfred af Hedenstjerna, übertreffen ihn aber an Tiefe und Ernst der Welt- und Lebensauffassung, und weisen daher mehr hin auf die holländischen Kleinmaler. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß sie sich ihnen anlehnen, bewahre, sie sind und bleiben eigene Kunst.

Der Roman „Abendrot“ erzählt von einem jungen unheilbar kranken Menschen, der an Zimmer oder Bett gefesselt ist und darum an der Außenwelt nicht teilhaben kann und sich immer mehr verinnerlicht und vertieft. Er sieht und hört mit seiner Seele, und darum leidet er auch doppelt. Die schöne Gestalt eines jungen, lebensfrohen Bauernmädels hält er als eine Heilige in seinem Herzen. Es ist natürlich eine unglückliche Liebe, und der sie im Herzen trägt, geht daran zu Grunde, opfert sich, um dem Mädchen das Glück zu bringen, das er liebt. Es ist eine stille, unsagbar schlichte Geschichte, die fernab allem Treiben und Lärmen der Welt sich abspielt, die von den laut nach Lösung schreienden Problemen nichts weiß, die nur ein Stück Alltagsleben aufrollt. Aber dieser stammelnde Jammer in dem Buche und die quellende Lebenslust wirkt in dieser Schlichtheit herzergreifend. Die Dichterin hat so viele feine, intime Seelenregungen gezeichnet, die allerzartesten Stimmungen hervorgezaubert zu einem Lobgesang auf Bruder- und Schwesterliebe, daß man nicht ohne Rührung und Ergriffenheit das Buch fortlegen kann. Indem sie das ganze Leben eines Menschen fortspinnt, nicht nur den einen Tag schildert, an dem alles auf ihn einstürmt, sondern die ganze Reihe abrollt, findet sie Gelegenheit, auch all die Vorzüge und künstlerischen Mittel, wie sie ihre Skizzen aufweisen, wirken zu lassen. Und sie tut es mit vornehmer Zurückgezogenheit, aber mit der untrüglichen Sicherheit einer wirklichen Künstlerin. Dasselbe läßt sich von dem andern Roman sagen, den Helene Voigt-Diederichs geschrieben hat: „Regine Vosgerau.“ Regine Vosgerau ist eine junge Magd, die den Hof ihres Onkels verlassen hat, weil sie das Leben unter der Härte ihrer Tante nicht mehr ertragen kann. Sie dient auf dem Nachbarhofe, und nun beginnt die Zeit ihrer inneren Kämpfe. Trotz, Ungewißheit, Liebe und Haß kämpfen in ihrem Herzen um den Sieg, und in diesen Kämpfen erinnert sie etwas an die eine Heldin des ersten Romans, an Anna Jahn; aber während Anna Jahn nach schwerem Ringen zwischen ihrem Mädchenstolz und ihrer Liebe das Glück an der Seite ihres Geliebten findet, verscherzt Regine Vosgerau in eigenem blinden Trotz ihr Lebensglück. Ihre bessere Erkenntnis kommt zu spät; denn als ihre Seele heimfindet, ist Gottlieb Nissen, den sie über alles liebte und dennoch trotzig verstieß, mit einer andern verbunden. Da, im Bewußtsein von Reginens Liebe, packt ihn die Reue, und er geht seelisch unter. Sie aber zeigt sich als die Große und Starke und baut sich ein neues Leben voll schwerer, entbehrungsreicher, aber selbstgewählter und zufriedenstellender Arbeit.

Einen ähnlichen, durch das Leben trotzig gemachten Charakter schildert die Dichterin in ihrem Roman „Dreiviertel Stund' vor Tag," indem sie die von allen verspottete, ein verworrenes, allen andern unverständliches Innenleben führende Karen Nebendahl in den Mittelpunkt der Handlung stellt. Ein wunderbares Seelengemälde! Von einem „Geschehen in landläufigem Sinne kann eigentlich nicht geredet werden; ihre ganze dichterische Kraft und intime Kenntnis einer ringenden, nach Liebe sich sehnenden Mädchenseele führt Helene Voigt zum Zeichnen eines bis in alle Einzelheiten lückenlosen, fortschreitenden psychologischen Prozesses. Das Unverstandensein eines elternlos, in stumpfer Umgebung aufwachsenden Kindes, ihr Trotz gegen alles und alle, ihre Sehnsucht nach Liebe, die sich immer mehr verdichtet zu dem heiligen Sehnsuchtsgefühl, selbst Liebe zu spenden, an Kindern und Verlassenen Mutterstelle zu vertreten, also zum Muttergefühl überhaupt: dieser ganze Entwicklungsgang ist so ruhig, objektiv, fast möchte ich sagen nüchtern, dargestellt, daß man die künstlerische Sicherheit geradezu bewundert. Und diese einfache, schlichte Darstellungsweise greift gerade um ihrer Schlichtheit willen doppelt ans Herz.

Wie alle Charaktere in ihren Skizzen, so sind auch in diesen Romanen die Hauptgestalten mit anschaulicher Plastik geschildert, in ihrer seelischen Entwicklung durchaus wahr und glaubhaft. Es sind durchweg starke und eigenwillige Naturen, die sie schildert. Es steckt viel Männliches in ihrer Kunst, und darum haben auch alle Frauengestalten etwas Festes, Hartes, Männliches; aber sie bekommen diese besondere Charakterfärbung nicht eigenwillig durch die Zeichnung der Dichterin und als etwas Fremdes, nein, so sind die Frauen und Mädchen hier droben. Und es ist ein Zeichen der dichterischen Sehfähigkeit der Dichterin, daß sie gerade diese Gestalten bevorzugt. Darum auch läßt sie sie alle in ihrem heimatlichen, übrigens leicht zu verstehenden Dialekt reden. Ihre eigene Sprache aber ist kurz, knapp, straff, allem fremden Aufputz abhold; aber trotz dieser Kürze gelingen ihr wundervolle Naturschilderungen voll Melodie und Anschaulichkeit, und oft gelingt gerade durch diese Kürze, Knappheit in der Darstellung eine überraschende Klarstellung eines Charakters. Helene Voigt-Diederichs ist in ihrer engeren Heimat schon seit langem bekannt und beliebt; aber sie verdient es, auch in weiteren Kreisen gelesen zu werden. Und wird sie erst einmal gelesen, dann wird sie bald zu einer Freundin werden, nach deren Büchern man gern greift, wenn man aller aufregenden Lektüre satt ist und wieder Sehnsucht nach gesunder Kost, nach einem Trunk aus dem quellfrischen Born tiefen Volksempfindens hat.



Hochzeitsbräuche in der alten Hüttener oder Bergharde.

Mitgeteilt von **W. Robbert** in Ascheffel.

Vor sechzig Jahren hielt kein Bauer in der Hüttener Harde eine Zeitung. Wohl erschienen in den naheliegenden Städten Schleswig, Eckernförde und Rendsburg allwöchentlich kleine Zeitungen, aber die wurden auf dem Lande nur von dem Pastor und dem Lehrer gelesen. Der Hüttener Bauer befriedigte sein Interesse an den Weltereignissen gewöhnlich in folgender Weise: Wenn er des Sonnabends in die Stadt, das nahe Eckernförde, fuhr, kehrte er bei Peter Jebe ein. Im Laufe des Gespräches fragte dann der Gast seinen Wirt: „Nu segg mal, Peter, wat steiht in de Bläää?" und Peter Jebe wußte

den Inhalt der Zeitungen kurz und treffend wiederzugeben: „Ja, dat is slimm, de Russ' is all in de Ostsee un de Engelsmann in't swarte Meer!" Jetzt hat auch auf dem Lande jedes Haus seine Zeitung, immer mehr wird der Unterschied zwischen Stadt- und Landbewohnern ausgeglichen, mit der charakteristischen Kleidertracht der Hüttener Bauern sind auch viele alte Bräuche abgekommen, deren Beobachtung früher sehr ernst genommen wurde, auch dann, wenn man oft den Ursprung und tieferen Sinn dieser Förmlichkeit nicht mehr kannte. Wohl wird auch jetzt noch zuweilen ein alter Brauch aufgefrischt, aber nur zum Scherz, während es früher sehr übel vermerkt und mit Geringschätzung des betreffenden Hauses geahndet wurde, wenn es bei einer Feier nicht so herging, wie es die hergebrachte Sitte verlangte. Ich selbst habe in meiner Kindheit noch manches von diesen Bräuchen gesehen, mir auch damals und später vieles darüber erzählen lassen, und ich will jetzt den Lesern berichten, wie es in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bei der Hochzeit eines Hüttener Bauern herzugehen pflegte. Wenn eine eheliche Verbindung beschlossene Sache und der Tag der Hochzeit festgesetzt war, dann mußte das Brautpaar etwa vier Wochen vor dem Hochzeitstage bei dem Prediger erscheinen, um „verlobt und vermahnt" zu werden. Dieser gemeinsame Gang wurde Verlobung genannt, und der Bräutigam schenkte der Braut ein Gesangbuch mit Silberbeschlag, die Braut ihrem Verlobten eine Meerschaumpfeife mit silbernem Beschlag. Dieser Austausch von Geschenken wurde als „Handtru gäben" bezeichnet, und es war Sitte, die also Verlobten Verheirateten gleich zu achten. Der Prediger kündigte dann das Paar an drei aufeinander folgenden Sonntagen von der Kanzel ab. Die Formel dieser, dem jetzt üblichen Aufgebot entsprechenden „Abkündigung" lautete: „Es gedenken der Junggeselle N. N. und die Jungfrau N. N. in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Wer gegen diese eheliche Verbindung etwas einzuwenden hat, melde sich zur rechten Zeit und am rechten Ort und schweige nachher." Wenn ein Einspruch nicht erhoben worden war, konnte zur Hochzeit geschritten werden. Wer aus irgend einem Grunde die „Abkündigung" vermeiden wollte, konnte sich auf dem Amtshause (der Amtmann des Amtes Hütten wohnte in dem Amtshause vor Schloß Gottorp) einen sogenannten „Königsbrief," welcher von Verlobung und Abkündigung dispensierte, lösen. Die Gebühr für diesen Freibrief betrug zehn Taler Kurant, nach unserm Gelde 36 Mk. Wenn, was selten vorkam, eine Verlobung gelöst wurde, nachdem bereits die Abkündigung geschehen, dann hieß es: „De is vun de Kanzel full'n."

Die Hochzeit fand meist im Hause des Bräutigams statt. Zu derselben wurden alle Bewohner des Dorfes eingeladen, ebenfalls wurden alle Bewohner des Dorfes, in welchem die Braut zu Hause war, zu der Feier gebeten und in den benachbarten Dörfern mindestens die Bauern, oftmals auch alle Bewohner. Die Einladung wurde mündlich ausgerichtet; gewöhnlich wurde die Frau eines Arbeiters mit dieser Obliegenheit betraut. Diese Hochzeitsbitterin wurde für ihre Mühe nicht von ihren Auftraggebern bezahlt, sondern es war Sitte, daß die Eingeladenen sie beschenkten. Die Geschenke bestanden meistens aus Lebensmitteln, und die Frau pflegte verschiedene Beutel mitzuführen für die Aufnahme von Grütze, Mehl, Brot usw. Die Verwandten des Brautpaares wurden noch besonders eingeladen. Zwei, drei Tage vor der Hochzeit, ja, oft am letzten Tage vor derselben holten die Nachbarn des Bräutigams die Sachen der Braut, genannt „Bruttüg," aus deren Elternhause nach dem Hause des Bräutigams. Wenn jedoch die Braut das einzige Kind eines Bauern war, so daß ihr aus diesem oder einem ähnlichen Grunde die väterliche Hufe zufiel, der zukünftige Wohnsitz des jungen Paares also das Haus der Braut sein mußte, dann holten die



Volkstrachten aus dem Amte Hütten.

Nachbarn der Braut die Ausstattung des Bräutigams nach dem Hause der Braut. Dann fand auch die Hochzeit im Hause der Braut statt. Man sagte in diesem Falle von dem jungen Manne: „He hett sik infriet." In den meisten Fällen wohnte die Braut in einem andern Dorfe als ihr Verlobter, aber auch, wenn sie in demselben Dorfe wohnte, ja, wenn beide Nachbarskinder waren, wurden die Sachen der Braut nach dem Hause des Bräutigams gefahren, wobei Kreuz- und Querfahrten durch das Dorf, um den Weg zu verlängern, gebräuchlich waren. Die Fuhrleute wurden im Hause der Braut mit einem Frühstück, mit Bier und Branntwein reichlich bewirtet. Beim Aufladen der Aussteuer wurde darauf geachtet, daß auf jeden Wagen ein „Schlott" (ein größeres verschließbares Stück) gesetzt wurde. Gebräuchliche Ausstattungsmöbel waren: ein Koffer oder eine Lade (Truhen mit gewölbtem bz. flachem Deckel), ein Zylinder oder eine Tragkiste (Kommoden mit einem am oberen Teile angebrachten, zylindrisch geformten oder schrägliegenden flachen Verschlußklappe) und Schränke, meist starke eichene Möbel. Das wertvollste Stück wurde auf den ersten Wagen gesetzt. Die kleineren Stücke, welche zur Ausstattung gehörten: Stühle, Bänke und Tische sowie die für die Küche bestimmten Kessel von Kupfer und Messing, wurden auf die Wagen verteilt. Auf dem ersten Wagen saß neben dem Fuhrmann eine nahe Verwandte der Braut, meistens eine Schwester derselben. Diese hatte ein Spinnrad mit Flachs auf dem Wocken, und sie mußte es fleißig drehen. Auf dem zweiten Wagen saß eine Verwandte mit der Haspel, welche ebenfalls gedreht werden mußte; auf dem letzten Wagen hatte das Brautpaar Platz zu nehmen. Im Hause des Bräutigams wurden die Wagen mit Jubel empfangen, die Sachen wurden abgeladen, in den Stuben aufgestellt und geöffnet. Sie blieben auch während der Hochzeitsfeier geöffnet stehen, so daß jedermann das mitgebrachte Bett- und Leinenzeug besehen und bewundern konnte. Die Fuhrleute wurden bewirtet mit einem Mittagessen, welches ge-

wöhnlich aus einem „Mehlbeutel" (Mehlpudding in eine Serviette gebunden und im Wasserbade gekocht) und gekochtem geräucherten Schweinskopf bestand. Bier und Schnaps wurde bei dieser Mahlzeit nicht geschont.

Am Hochzeitstage fanden sich die Gäste zu früher Stunde, von acht Uhr morgens an, ein; sie wurden begrüßt von den Brautmädchen (Brutdeerns), Schwestern und Freundinnen der Braut, welche eingeladen worden waren, um die Bedienung zu übernehmen. Die Brautmädchen trugen als Erkennungszeichen eine blendendweiße Schürze, und beim Empfang steckten sie jedem Gast ein rotes Band an Hut oder Mütze.

Bald stellten sich die Mägde der Nachbarn und anderer Gäste ein; in ihren Körben brachten sie Butter — oft 8—10 Pfund — und in extra blank gescheuerten Kesseln — jede wollte den bestgeputzten haben — frische Milch als Beisteuer zu dem Hochzeitsschmause. Die Überbringerinnen dieser Geschenke und die bereits erschienenen Gäste wurden mit einer „Frohkost" (Frühstück) bewirtet, welche aus Biersuppe, Grützwurst und Butterbrot bestand.

Schon tagelang vorher hatte man sich im Hochzeitshause zu dem Fest gerüstet, eine geeignete Persönlichkeit war angenommen worden, welche als „Schaffer" das Fest leitete. Man hatte eine fette Kuh geschlachtet — ein Schwein zu schlachten, war nicht Brauch —, und im Garten beim Hause war ein Graben aufgeworfen, wie ihn die Soldaten im Felde graben, wenn sie sich ihr Essen kochen wollen. Über dem Graben war an passenden Gestellen eine eiserne Stange angebracht, an welchen die mächtigen Kessel aufgehängt werden konnten.

In diesem Graben loderte früh am Hochzeitsmorgen ein mächtiges Feuer; je nach der Zahl der erwarteten Gäste wurden 5, 8, ja, 10 große kupferne Kessel aufgehängt, in welchen die Nachbarinnen die Hochzeitssuppe kochten. Es wurde eine kräftige Rindfleischbrühe bereitet, in welche kurz vor dem Anrichten sehr große Mehlklöße gesetzt wurden; die Klöße bestanden aus einem Mehlteig



Volkstrachten aus dem Amte Hütten.



Volkstrachten aus dem Amte Hütten.

mit reichlich Eiern und Rosinen und waren sehr wohlschmeckend. Inzwischen wurden Braut und Bräutigam angekleidet, aufgeputzt, wie man sagte. Dies Ankleiden wurde besorgt von einem Manne und einer Frau, welche sich eigens diesem Geschäft widmeten; sie wurden „Brutputzer" genannt und hatten den für den Hochzeitsstaat erforderlichen Putz vorrätig. Die Braut trug entweder einen reich gefalteten, gestreiften Beiderwandrock nebst einer weiten und langen gestreiften Schürze von Seide oder von Leinwand mit feinen seidenen Streifen oder ein schwarzes Kleid, dessen Rock am Bund reich gekräuselt, und welchem vom gleichen Stoff ein Stück in der Form einer Schürze aufgesetzt war. Auf der Brust und bis auf die Schultern hinaufreichend lag ein Schild, welcher aus Pappe gebildet und reich besetzt war mit großen Glasperlen, mit Flittergold und mit „Bewer-Nadeln." „Bewern" heißt zittern, und die Nadeln — leider bekommt man sie jetzt nirgend mehr — waren biegsam, und von ihnen hingen Troddeln herab gleich den Kätzchen an Haselnußsträuchern. Auf dem Kopfe trug die Braut eine Krone aus Draht und Pappe, welche ebenfalls mit Glasperlen, Flittergold und Bewernadeln reichlich geschmückt war; von der Krone hingen zehn bis zwanzig breite buntseidene Bänder hinten lang herunter. Der Bräutigam trug lederne Kniehosen, weiße wollene Strümpfe und Schnallenschuhe, dazu einen langen, bis auf die Knöchel reichenden dunklen Rock. Die Kopfbedeckung bildete entweder eine Schirmmütze oder ein hoher Haarfilz-Zylinderhut, und ein breites rotes Band wurde dazu getragen.

Gegen 10 Uhr vormittags wurde die Fahrt nach der Kirche angetreten. Vorauf ritten zwei oder vier junge Bursche in der damals üblichen Tracht, welche aus ledernen Kniehosen, roter Weste und kurzer, dunkler Jacke (meist aus Augenmusterstoff angefertigt) bestand. Ein mit roten Bändern geputzter Zylinderhut vervollständigte den Anzug. Dann kam ein Wagen mit den Musikanten, meist vier an der Zahl. Bei der Hinfahrt folgte jetzt der Wagen der

Braut, auf welchem außer dem Fuhrmann nur die Braut mit dem Brautführer saß; auf dem dritten Wagen folgte der Bräutigam mit seinem Trauzeugen, dem Bräutigamsführer. Bei der Rückfahrt kam als zweiter Wagen derjenige des jungen Ehemannes, während der Wagen der jungen Frau den Zug beschloß. Oftmals waren diese beiden Wagen mit je vier Pferden bespannt. Es war nicht Sitte, daß weitere Hochzeitsgäste mit nach der Kirche fuhren.

Jeder der Mitfahrenden, besonders die Brautleute, hatten mindestens eine, oft mehrere Flaschen mit Branntwein auf dem Wagen; die Flaschen waren mit roten Bändern umwunden. Schon bei der Hinfahrt wurde der Brautzug durch Freudenschüsse begrüßt, noch viel mehr bei der Heimfahrt. Es ist mehrfach ein Unglück durch diese ausgeartete Sitte herbeigeführt worden, weil namentlich junge Pferde infolge der Schüsse scheu wurden und durchgingen.

In das bei der Kirche liegende Wirtshaus (Kirchspielskrug) wurde eingekehrt, und dann ging man in die Kirche, vor deren Tür das Paar von dem Prediger und dem Küster empfangen und hineingeleitet wurde. Nach vollzogener Trauung ging es zurück nach dem Kruge, wo einige Gläser geleert wurden. Dann wurde die Rückfahrt angetreten, die Vorreiter voraus. Jeder wollte es zuerst im Hochzeitshause verkünden, daß das junge Paar zurückkomme, deshalb wurde geritten, so schnell die Gäule nur laufen konnten. Die Vorreiter fragten im Hochzeitshause, ob die Suppe gar sei, für einen jeden ward mit einem Stock ein Kloß aus der Suppe gefischt, und mit Stock und Kloß ritten die Burschen wieder dem jungen Paar entgegen, um mitzuteilen, daß das Essen bereitet sei, und zum Beweis den Kloß darzubieten.

Das junge Paar war auch möglichst rasch gefahren, aber es hatte doch weit zurückbleiben müssen, da es bei jedem an dem Wege liegenden Hause angehalten worden war. Man versperrte den Weg durch einen Windelbaum oder zog einen Strick quer über die Straße; dann wurden die Flaschen zur Hand genommen, man trank den Leuten zu, und den Kindern, welche am Wege standen, warf die Braut Perlen, welche sie von ihrem Brautputz abriß, in die Mützen. Dann wurde Durchlaß gewährt, und endlich kamen die jungen Eheleute beim Hochzeitshause an. Hier fanden sie neue Schwierigkeiten: man hatte vor die große Tür einen Strick gezogen, und es wurde ihnen von den Gästen und namentlich vom Schaffner unter großem Halloh der Eintritt verwehrt. Bei dem scherzhaften Kampf, welcher nun entstand, mußte die Braut versuchen zu entschlüpfen und die „Blangdör“ („bilang“ heißt: an der Seite) zu erreichen. Durch diese Seitentür ging die Braut ins Haus und wenn man sie dann auf der Diele gewahrte, wurde sie von den männlichen Gästen ergriffen, hochgehoben und so herumgetragen.

Dann ging's zu Tische. Auf der großen Diele standen zwei, auch wohl drei lange Tische. Oben an dem Tische welcher vor den Pferdeställen stand, saß der junge Ehemann mit seinem Trauzeugen und seiner Familie; an dem Tische, welcher vor den Kuhställen stand, nahm zu oberst die junge Frau mit ihrem Zeugen und ihrer Sippe Platz. Die Wand hinter beiden war mit einem weißen Laken verhängt. Weiter hinunter saßen die andern Gäste; die jüngeren Leute und die Kinder, welche mitgekommen waren, saßen zur Sommerszeit, wenn das Rindvieh auf der Weide war, an einem im Kuhstall aufgestellten Tische, wenn auf der Diele kein Platz für sie war.

Der Prediger und der Küster waren nicht mit eingeladen, das war nicht Sitte.

Auf den Tischen lagen hölzerne Löffel, von denen jeder Gast nehmen konnte, doch mußte er Messer und Gabel selbst mitbringen. Man hatte für solche Gelegenheiten sehr hübsche zusammenlegbare Bestecke. Für jeden Gast lag auf

dem Tische ein flacher hölzerner Teller, sogenanntes „Bricken;“ auf diesem wurden die Klöße zerlegt und das Fleisch zerschnitten. Von den Brautmädchen wurde die schon beschriebene Fleischsuppe in großen Schüsseln aufgetragen. Bedingung war, daß die Schüsseln verhältnismäßig viele Klöße enthielten und daß die Suppe sehr fett war. Es mußte eine starke Fettschicht auf der Brühe schwimmen und wenn sich das Fleisch als nicht genügend fett erwies, tat man ein Stück Butter in den Suppenkessel.

Zwischen je vier oder sechs Personen wurde eine Suppenschüssel gestellt, aus welcher diese, nachdem die Klöße herausgenommen und auf die Bricken gelegt waren, gemeinsam die Suppe löffelten.

Waren die Gäste gesättigt, dann wurde den Armen und Kranken im Dorfe ein Topf voll Suppe gebracht. Diese hübsche Sitte wird übrigens jetzt noch hier zu Lande beobachtet.

Dann begann der Tanz. Die Gastgeber hatten schon vorher geeignete Personen erwählt, welche den Tanz einleiten mußten. Diese wurden „Zubringer“



Volkstrachten aus dem Amte Hütten um 1800.

genannt, sie forderten ein Mädchen zum Tanze auf, tanzten mit ihr einmal herum und führten es dann einem andern Herrn zu, welcher mit der Tänzerin weiter tanzte, während der Zubringer ein zweites Mädchen aufforderte, es einem Tänzer zuführte und so weiter seines Amtes waltete, bis bald alle tanzten.

Die Musikanten saßen mitten auf der Diele, so daß an beiden Enden ein Kreis von Tänzern zu bilden war. Jeder Tanzende mußte die Musik selbst bezahlen. 4 bis 6 Tänze bildeten einen Turnus. Nach jedem Tanz wurde eine kleine Pause gemacht und wenn der Turnus zu Ende war, wurde ein Zeichen auf der Geige gegeben, es führte jeder Tänzer seine Tänzerin an deren Platz und ging zu den Musikanten, um zu bezahlen. Es war Sitte während des Turnus mit derselben Tänzerin alle Tänze zu tanzen; entließ ein junger Mann seine Tänzerin etwa nach zwei Tänzen und forderte eine andere auf, dann galt das als eine schwere Kränkung.

Ein Turnus kostete 2 Schillinge (15 Pf.) und wenn die Musikanten auf Hörnern bliesen, was meistens nur dann geschah, wenn die Gäste es verlangten, 4 Schillinge (30 Pf.).

Es wurde hauptsächlich Walzer getanzt, auch Galopp mit Walzertritt und Hopser.

Nach zwei bis drei Stunden wurden die Tische wieder gedeckt und dann gab es gekochtes Rindfleisch (das Suppenfleisch), dazu gestobte (gedämpfte) Pflaumen und einen Brei von gelben Erbsen, über welchen man ausgebratenes Speckfett gegossen hatte. Erbsen und Pflaumen wurden mit dem Löffel aus gemeinsamen Schüsseln gegessen, während man das Fleisch auf den hölzernen Bricken zerschnitt.

Danach begann der Tanz aufs neue. Ich muß noch hinzufügen, daß an mehreren geeigneten Plätzen im Hause Butter und Brot, Käse und Mettwurst nebst Bier und Schnaps aufgesetzt war, so daß sich die Gäste davon zu jeder Zeit nach Wunsch nehmen konnten. Auch Tabak wurde in Tellern bereit gestellt. Abends gegen 12 Uhr begann der Ehrentanz der Brautleute. Bei diesem stellten sich die Brautmädchen im Kreise auf, jedes Mädchen hielt zwischen den gespreizten Fingern jeder Hand drei brennende Kerzen. In diesem Kreise tanzte das junge Ehepaar ganz allein.

Wenn dieser Tanz zu Ende war, forderte der Schaffer die Gäste auf, ihre „Gabe," das Hochzeitsgeschenk, zu geben. Der Bräutigam und die Braut nahmen die Plätze ein, an welchen sie beim Essen gesessen hatten. An der einen Seite saßen neben ihnen der Bräutigams- bezw. der Brautführer, an der anderen Seite nahm ein Protokollführer Platz. Dann traten die Gäste einzeln an den Tisch heran, die Verwandten und Freunde des Bräutigams bei diesem, die näheren Freunde der Braut bei jener. Es wurde nur Geld geschenkt, das „Wieviel" richtete sich nach dem Verwandtschaftsgrad und nach der Wohlhabenheit des Gebers. Es war Sitte, eine Silbermünze, gewöhnlich einen Speziestaler (4,50 ℳ) oder ein und zwei Zweidrittelsstücke (2,25 ℳ) zu geben. Der Gast legte das Geld in den oberen zweier aufeinandergestellten Teller, der Protokollführer zählte es, schüttete es in den unteren Teller und trug den Betrag nebst dem Namen des Gebers in das Protokoll ein, während der Brautführer dem Gaste mit einem Glase Wein zutrank. Es soll vorgekommen sein, daß ein Spaßvogel in Sechslingen (einer großen Kupfermünze im Werte von ½ Schill. oder 3¾ Pf.) sein Geschenk darbrachte, die Summe von 64 Sechslingen in einem großen Beutel herbeischleppte und mit Geräusch in den Teller schüttete. Das Protokoll wurde sorgfältig aufgehoben, und wenn später einmal einer der Gäste die jetzigen Wirte zu einer Hochzeit einlud, dann wurde in dem Protokoll nachgesehen und das Geschenk in der gleichen Höhe erwidert.

Wenn alle Gaben in Empfang genommen worden waren, wurden die Tische wieder gedeckt und aus gemeinsamen Schüsseln wurde Reisbrei, welcher mit Butter begossen und mit Zucker bestreut war, gegessen.

Wenn die Gäste gesättigt waren, wurde wieder abgeräumt und dann getanzt und getrunken bis in den Morgen hinein. Die auswärtigen Gäste waren bei befreundeten Familien untergebracht, und nachdem alle Festteilnehmer einige Stunden geruht hatten, kam man am andern Vormittag wieder im Hochzeitshause zusammen. Hier war die übrig gebliebene Suppe aufgewärmt worden, und nachdem man gegessen hatte, ging man in Trupps durch das Dorf, überall vorsprechend, überall wenigstens mit Schnaps bewirtet. Die großen Bauern ließen es sich nicht nehmen, die auswärtigen Gäste zum Mittagessen einzuladen. Meist wurde „Mehlbeutel mit buntem Schnitt" (reichlich Rosinen und Backpflaumen in den Teig getan) und dazu gekochter geräucherter Schweinskopf ge-

geben. Schlich sich einer heimlich aus den Trupps fort und man entdeckte dies, dann ging man nach ihm auf die Suche. Wenn man den Ausreißer fand, lud man ihn auf ein „Wagengestell“ (die Vorderräder eines Ackerwagens) und führte ihn der Gesellschaft wieder zu. Nachmittags oder doch gegen Abend verlief sich dann alles, um von den Strapazen der beiden Festtage auszuruhen.



Kriegsdrangsale des Jahres 1814.

(Aus dem Naher Dorfsbuche.)

Mitgeteilt von **Helene Höhnk** in Wandsbek.

I.

Da über die sogenannten „Kosakenwinter“ noch wenig veröffentlicht ist, glaube ich den Lesern der „Heimat“ mit den Auszügen aus dem Naher Dorfsbuche einen willkommenen Beitrag zur Geschichte jener Zeit zu geben.

Geschrieben ist das Dorfsbuch von Johann Heinrich Gosau, dem Schulmeister loci, „weil das Kriegswesen viel Aufmerksamkeit erfordert.“ Gosau hat sein Amt als Dorfchronist nicht leicht genommen und nicht allein die laufenden Tagesereignisse aufgezeichnet, sondern auch alle von der Amtsstube in Trittau kommenden Verfügungen abgeschrieben. Er fand für seine Bemühungen schlechten Lohn. Vor der Not der Zeit verstummen allerdings die eigenen Klagen, aber in den späteren Jahrbüchern sind oft die bittersten Bemerkungen über Vogt und Bauerschaft eingestreut. Die der Schule angewiesenen Ländereien waren nicht nur die unfruchtbarsten im Dorfe, sondern auch „bey die Landmaaße gegen andere eingepfarrte Dörfer am schlechtesten abgefunden.“ Und in der eingetragenen Kopie eines Schreibens vom 15. November 1817 an Vogt und Bauerschaft heißt es: „Beurtheilet Selbst: wie Ihr als rechtschaffene Männer dagegen handeln wollet, daß Ihr Euerem Schullehrer von Nahrungssorgen befreiet, und verführet nicht diejenigen, die eher etwas mehr, als weniger geben wollen, und die Einsicht haben, daß der Lehrer alle Tage mit die Kinder umgehen soll, um ihr als gebildete Menschen zu machen, daß sie dem Staate nützlich werden. Nehmet dabey d. H. Fidlers Lesebuch zu hülfe und Eurem Prediger dem Herrn Schulinspector nach anordnung der Regulatif und thut dann was Recht ist. Ich werde meinerseits hingegen auch alles mögliche bey meinen Eleven thun, daß ich's bey Gott und Menschen und dem Fidler'schen Lesebuche, welches mir von meine Obrigkeit anbefohlen worden, verantworten kann.“

Die Streitigkeiten ziehen sich durch mehrere Jahre, aber es ist aus den Akten nicht ersichtlich, ob Gosau entschädigt worden, oder ob der Tod seinen Mund vorher für immer geschlossen hatte.

Die Aufzeichnungen beginnen mit dem 1. Januar 1814. Für das Jahr 1813 sind nur Verzeichnisse über die von der Bauerschaft geleisteten Fuhren gemacht. Es finden sich darin die Notizen: unter dem 31. Oktober „Frantzösisches Eigenthum von Oldesloe nach Hamburg weggebracht“ und unter dem 6. Dezember „die ersten Kosacken und Kosacken-Bagage gefahren.“

Die ersten Eintragungen des Jahres 1814 sind Mandate auf Kornlieferungen, und zwar sollen am 5. Januar 11 Tonnen Hafer und 1500 Pfund Heu und am 6. Januar 12 Tonnen Hafer und 1200 Pfund Heu geliefert werden.

Auf eingegange Höhere Requisition wird die Dorfschaft Nahe hiemit bey

Vermeidung militärischer Execution beordert, am Sonntag d. 16. dieses, Morgens 9 Uhr zum Behuf des hiesigen Magazins an d. H. Organisten Hempel gegen mir einzuliefernden Quitung ganz unfehlbar abzuliefern

Nahe	24 Tonn. Hafer,	1000 Pfd. Heu,	50 Pfd. Grütze	
Sievershütten . . .	22 „ „	1000 „ „	50 „ „	
Stuvenborn. . . .	24 „ „	1000 „ „	50 „ „	1 Kuh
Breitenbeksborst . .	8 „ „	300 „ „	20 „ „	

Trittau d. 13. Jan. 1814. Hansens.

Mit den Ordres auf Kornlieferungen variieren die Mandate zu Spanndiensten.

Die Dorfschaft Nahe wird hiermit beordert am morgenden Sonnabend d. 8. Januar Morgens 8 Uhr 4 vierspännige Wagen versehen mit guten Leitern, 4 guten Säcken und 1 Windelbaum und Reif, in Oldesloe bey Vermeidung militärischer Execution ganz unfehlbar zu stellen. Die Wagen melden sich bey d. H. Doctor Lorenzen in Oldesloe.

Die Wagen sollen Fourage nach Ahrensburg fahren. Wenn der Vogt nicht sogleich nach Empfang die fehlenden Listen und Rechnungen einschickt, so wird ein Kosack auf seine Kosten geschickt, um sie zu holen.

Trittau d. 7. Jan. 1814. Hansens.

Das Mandat ist den 14. Januar und den 6. Februar wiederholt, so daß die Dorfschaft sich zu nachstehendem Attestatum entschloß:

Attestatum der Dorfschaft Nahe.

Wir Endesunterschriebenen bescheinigen hierdurch, daß wir zu daß Ordonanz-halten auf Trittau keine 5 vierspännige Wagen im Dorfe aufbringen können, denn Marx Hüttmann ist ein Pferd Tod und das andere ist Krank; Detlev Steinbock ist ein Tod und ein Krank; Jochim Steinbock ist ein Tod und das andere ist Krank; Hans Joachim Hüttmann ist sein Pferd Krank und einige andere, die die Reise nach Trittau zu das Ordonanz halten nicht machen können. Und die letzten drey Wagen die in Oldesloe auf Ordonanz halten sind noch heute dato nicht wieder zu Hause.

Also können wir nicht mehr denn drey Wagen zu daß Ordonanz halten auf Trittau senden; welches wir unterschriebenen mit unseren Namens-Unterschrift bescheinigen.

So geschehen zu Nahe d. 8. Februar 1814.

Bauervogt Hinrich Pohlmann.
Marx Hüttmann.
Jochim Steinbock.
Detlev † Steinbock.
selbstgezogenes Handzeichen.
Hans Joachim Hüttmann.
Claus Wrage.

Trotzdem wiederholen sich die Order wegen Fuhrenleistungen am 20. Februar, 23. und 24. Februar. Worauf es unter dem 26. ejusdem heißt:

Den 26ten des Nachmittags 3 Uhr kam ein Commando; bestehent aus 2 Mann Soldaten von Oldesloe mit einen Ordonanz-Wagen und Requerirten 2 vierspännige Wagen nach Ausschreibung vom 20. 23. und 24. Februar, die Auf Ordonanz Halten nach Oldesloe zurückgeblieben waren, worauf folgendes d. 27. an den Commandanten in Oldesloe abgegeben werden soll:

Attestatum der Dorfschaft.

Wir Endes unterschriebenen Eingesessenen der Dorfschaft Nahe bescheinigen hiedurch; daß uns einige der besten Pferde genommen und andere durch das

viele Fuhrwerk unbrauchbar geworden, daß wir allso auf einmal nicht mehr als 2 rechte gute vollspändige vierspännige Wagen zu das Ordonnanzhalten bringen können; die Uebrigen aber nicht vollkommen Tauglich seyn, eine rechte gute Thur mit das Ordonnanzfahren zu machen, welches das Commando das uns d. 26. d. M. geschickt worden, und wir dieses mit unserer namens unterschrift Attestiren.

So geschehen zu Nahe d. 27. Febr. 1814.

Unter dem 28. Februar ist dann vermerkt: Das Ordonnanzfahren in Oldesloe soll aufhören.

Im Monat März ist infolge dessen weniger eingetragen. Spanndienste konnten nicht geleistet werden, Korn zu Magazinlieferungen war nicht vorhanden. Als im Frühjahr der Acker bestellt werden sollte, fehlte das Saatkorn.

Dem Vogt Pohlmann, Hufner Claus Wrag, 1/2 Hufner Claus Möller uud Käthner Hans Joachim Hüttmann zu Nahe wird hierdurch aufgetragen nach anliegendem Schema unverzüglich spätestens binnen 3 Tagen ein namentliches Verzeichnis der Dorfseingesessenen hieselbst einzulegen, welche den größten, zu specificirenden Theil ihrer Pferde, Kühe und Saatkorns verlohren haben und ganz außer Stande gesetzt sind, ihren Acker zu bestellen und sich überhaupt für die Zukunft den nöthigen Lebensunterhalt zu sichern. Jede Anführung muß bestimmt und gewissenhaft geschehen.

Trittau d. 6. April 1814. Volquarts. Hansens.

Nach den beigefügten Listen zählten von den 32 Dorfeingesessenen 24 zu den Bedürftigen oder „Bedürfenden,“ wie es heißt und hier wohl auch richtiger ist. Es fehlten 16 Pferde, 82 1/4 Tonne Hafer und 25 1/4 Tonne Buchweizen zur Aussaat. Daß man von seiten der Regierung behülflich gewesen sei, den Mangel zu heben, davon ist in dem Dorfbuch nichts vermerkt.

Brotkorn wurde dagegen ausgeteilt:

Am kommenden Montag, d. 25. July Morgens 9 Uhr soll sich in Oldesloe bey dem Lieferanten H. Sonder, woselbst der Amtsvorsteher Kruse vorfindlich seyn wird, ein vierspänniger Wagen mit Säcken einfinden, um daselbst 13 1/2 Tonnen Rocken zu laden und nach Nahe zu fahren. Von diesem Rocken erhalten

Nahe . . . . . 10 Tonn.
Sievershütten . . 3 1/2 Tonn.

Wenn dieser Rocken angekommen ist, hat der Vogt in der Dorfschaft Sievershütten sogleich bekannt zu machen. Diese hat alsdann einen Wagen nach Nahe zu schicken, um ihre Quantitäten Rocken von da abzuholen. . . Die für Nahe bestimmten 10 Tonnen hat der Vogt zu verteilen. (Es folgen die Namen der Bedürftigen, unter denen sich drei Soldatenfrauen befinden.)

Trittau d. 22. July. 1814. Hansen.

Trotz der eigenen Bedürftigkeit der Naher Dorfschaft wurde dem Vogt auferlegt, milde Gaben zur Abhülfe der allgemeinen Not einzusammeln, nachdem man kurz vorher peremptorisch die Einzahlung der rückständigen Abgaben verlangt hatte. Einmal laut Mandat vom 6. Januar wurde sogar mit militärischer Exekution durch Kosaken „mit bey sich führenden Kantschue“ gedroht. Da die ausgesogenen Bauern nicht zahlen konnten, hatten weder die scharfe Drohung noch wiederholte Aufforderungen vom 24. Februar und 18. April Erfolg, und es wirkt fast tragikomisch, wenn darauf das folgende Mandat erlassen wurde:

Der Vogt Pohlmann in Nahe wird hierdurch zu Königl. Diensten ersucht und ihm aufgegeben seine Dorfseinwohner ohne alle Ausnahme am Mittwochen d. 15. d. M. Mittags 12 Uhr zusammenzuberufen und ihnen anzudeuten, daß man zu ihrer Erleichterung dort sich einfinden werde, um rückständige Herren-

gelder, Concurs- und Erbpachtsgelder, Holzkaufgelder, Verbittelsgelder, Forst- und Civillbrüchsgelder, zu quitiren, wobey noch besonders darauf aufmerksam gemacht und bemerkt wird, daß vor dem 1. Aug. 1813 fällig gewesene Herrengefälle noch in Zetteln zu 40 Schilling à Stück bis Ende d. M. angenommen werden können. Auch wird es namentlich den Insten und kleine Pöste schuldigen Einwohner nicht entgehen, wie wohlthätig die getroffene Einrichtung für sie ist, und wieviel sie bey eintretender Bezahlung an Zeit und Kosten ersparen, indem sie sonst zu Restandten untersuchung hieselbst auf dem Amte erscheinen müssen.

Trittau d. 6. Juni. 1814. Volquarts.



De Leewsfrag.

Segg mi mal, segg mi mal, min lütt gode, leewe Deern:
Wo is Di üm Din Hart herüm?
Wenn Du wullt, wenn Du wullt, in nich alltolange Feern,
Hett de Weg för uns beid keen Krüm:

Dennso gaht wi tohop in de Seligkeit herin!
Nu segg mi, min söte Deern, wie is Di denn to Sinn:
Wullt Du min Fru nich warr'n?

Claudine Staack.



Biographisches.

Mit Recht pflegt die „Heimat" auch das biographische Gebiet. Zur „Landeskunde" gehört auch die Kunde von allen irgendwie bedeutenden Persönlichkeiten, die dem Lande entstammen oder durch ihr Leben und Wirken mit ihm verknüpft sind. Jede Biographie liefert zugleich einen mehr oder minder wichtigen Beitrag zur Landesgeschichte. Diese Zeilen möchten dazu anregen, der biographischen Forschung innerhalb unseres engeren Vaterlandes ein erhöhtes Interesse zuzuwenden, vor allem auch alles biographische Material, das so leicht in Vergessenheit gerät, rechtzeitig zu sammeln und so festzulegen, daß es auch von Späteren ohne Mühe erreicht und verwertet werden kann. Das geographische Gebiet, das wir speziell im Auge haben, ist das Gebiet der „Heimat": Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Außerordentlich wichtige biographische Aufgaben harren hier noch ihrer Lösung, wieviel auch bisher schon geschehen sein mag. Noch immer ist die große Lücke zwischen Moller und Kordes unausgefüllt, das Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, ebenso Albertis Schriftstellerlexikon bedürfen dringend der Fortführung und Ergänzung. Ein schleswig-holsteinisches Künstlerlexikon, das einmal die Grundlage einer schleswig-holsteinischen Kunstgeschichte bilden könnte, wäre bei der immer wachsenden Bedeutung unserer heimatlichen Kunst ein überaus verdienstliches Werk, das man je eher je lieber in Angriff genommen sehen möchte. Am Ende dieser noch leicht zu erweiternden Reihe würde schließlich der Gedanke einer „Allgemeinen Schleswig-holsteinischen Biographie" stehen. Eine solche nach dem Muster der „Allgemeinen Deutschen Biographie" zu schaffen, war ein Lieblingsplan des um unsere Landesgeschichte und besonders auch um die Förderung biographischer Kenntnisse hochverdienten Propsten C. E. Carstens († 25. Nov. 1899). Das reichhaltige handschriftliche Ma-

terial, das er zur Ausführung dieses Planes in drei umfangreichen Bänden zusammengetragen hat, ist nach seinem Tode der Kieler Universitäts-Bibliothek überwiesen worden. Es liegt jedoch auf der Hand, daß eine derartige Aufgabe die Kräfte eines einzelnen bei weitem übersteigt, und es mag daher leider noch lange währen, bis jener Gedanke zur Tat reift. Immerhin gilt es, die Vorarbeiten zu einem solchen wahrhaft vaterländischen Werke im Auge zu behalten und sie so umfassend und gründlich wie möglich auszugestalten.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bildete der „Neue Nekrolog der Deutschen" gewissermaßen eine biographische Sammelstätte, die uns dank der fleißigen Feder Hans Schröders, der seit 1827 ein eifriger Mitarbeiter des Nekrologs war, auch über manche sonst längst vergessene Persönlichkeit unserer Heimat schätzenswerte Auskunft gibt. Mit dem Jahre 1854, in dem der „Neue Nekrolog" sein Erscheinen einstellte, versiegt diese Quelle, und in den folgenden Jahrzehnten sucht man vergebens nach einem zuverlässigen, mit Jahr und Tag gehenden biographischen Führer. Die „Allgemeine Deutsche Biographie" mußte ihrer ganzen Anlage nach andere Ziele verfolgen. Aufs lebhafteste zu bedauern ist es, daß der vortreffliche „Schleswig-holsteinische Nekrolog," den die „Kieler Zeitung" seit 1873 alljährlich am Jahresschluß veröffentlichte, seit einigen Jahren nicht mehr erscheint. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich für diesen wichtigen Gegenstand ein neuer Bearbeiter fände. Was hier versäumt wird, ist mit jedem Jahre schwerer nachzuholen. Der „Deutsche Nekrolog" aber, den wir jetzt glücklicherweise wieder besitzen, kann, da er dem ganzen deutschen Gebiet dienen soll, die lokalen und partikularen Bedürfnisse nicht in dem Umfange berücksichtigen, wie es im Interesse der heimatlichen biographischen Wissenschaft zu fordern wäre. Den „Deutschen Nekrolog" zu neuem Leben erweckt zu haben, ist das Verdienst Anton Bettelheims in Wien, der mit dem von ihm seit 1897 im Verlage von G. Reimer (Berlin) herausgegebenen „Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog" der nationalen Nekrologie eine feste, würdige Heimstätte bereitet hat. Den ersten Band des neuen Unternehmens hat Se. Excellenz Rochus Freiherr von Liliencron, der Altmeister der deutschen biographischen Forschung und Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Biographie," in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" (1898, Nr. 8) einer eingehenden Besprechung unterzogen und bei dieser Gelegenheit auch eine Reihe prinzipieller Fragen klar und präzise beantwortet. „Den Stoff des Nekrologs," führt er aus, „bildet das Tagesleben und Treiben, die gesamten politischen, sozialen, wissenschaftlichen, künstlerischen, schriftstellerischen Hergänge des von ihm umspannten Jahres, dargestellt in der Biographie derjenigen Persönlichkeiten, welche die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich zogen, weil sie sich führend oder geführt, bewegend oder ergriffen daran beteiligt zeigten. Die Summe und den Inhalt unseres Tageslebens biographisch zu erfassen, alles Zugehörige im Zyklus des Jahreslaufs zu sammeln, nicht nach Maßgabe seiner absoluten Bedeutung für den geschichtlichen Verlauf des großen Ganzen noch unter dem Gesichtspunkt originärer Triebkraft, sondern nur als die von der Bewegung ergriffenen und ihr zeitweilig irgendwie zu Trägern dienenden Elemente, das ist die Aufgabe des Nekrologs. Hier kommt neben dem, was die ganze deutsche Welt berührt und bewegt, zunächst auch das Leben der lokalen Unterkreise in Betracht und ebenso in Wissenschaft, Kunst oder was sonst es ist, das Kleine neben dem Großen, sofern es auf die Zeitgenossen vorübergehend wirkt und in der Form persönlicher Tätigkeit zu Tage tritt."

Ein weites Netz von Helfern über die ganze deutsche Welt ausgebreitet sucht dem Herausgeber des „Nekrologs" seine schwere Aufgabe nach besten

Kräften zu erleichtern. Die Helfer bedürfen aber selbst wieder der Hülfe, wenn anders ihre Arbeit wirklich fruchtbringend sein soll, Hülfe vor allem beim Sammeln von Nachrichten, Daten und Notizen, die sonst unrettbar verloren gehen. Und so richtet der Unterzeichnete, dem seit 1898 neben den Fachreferenten das allgemeine Referat für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck übertragen ist, an alle Freunde der Sache die Bitte, ihn durch Zusendung geeigneten biographischen Materials oder bibliographische Quellennachweise unterstützen zu wollen. Erwünscht sind durchaus nicht nur Nekrologe, sondern überhaupt alle biographischen Nachrichten und Mitteilungen, Jubiläumsartikel, gehaltvolle Besprechungen von neuen Werken unserer Dichter, literarhistorische Aufsätze usw., wie dergleichen die Tagesblätter und Zeitschriften im Laufe des Jahres so manches bringen. Nur die tätige Mitwirkung vieler ermöglicht dem „Deutschen Nekrolog" die immer vollkommenere Erfüllung seiner hohen Aufgabe, das Gedächtnis der Dahingegangenen festzuhalten im Sinne von Gustav Freytags edlem Wort: „Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert im Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes." —

Im Folgenden gebe ich eine Übersicht über die in den bisher erschienenen, die Jahre 1896—1903 umfassenden acht Bänden des „Biographischen Jahrbuchs" für unser Gebiet in Betracht kommenden Persönlichkeiten. Der eingeklammerte Name bezeichnet jedesmal den Verfasser des Nekrologs, ein S., daß der betreffende Artikel von dem Unterzeichneten herrührt. Es sei noch bemerkt, daß die einzelnen Bände des „Jahrbuchs" regelmäßig auch eine ausführliche Totenliste enthalten, welche die Namen aller im Laufe des Berichtsjahres geschiedenen Deutschen von Bedeutung — einschließlich der im „Deutschen Nekrolog" nicht eingehender gewürdigten — in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet.

1. Schleswig-Holstein.

Adelheid, Herzogin zu Schleswig-Holstein-Augustenburg, geb. Langenburg 20. Juli 1835, † 25. Jan. 1900. Bd. 5, S. 1. (R. v. Liliencron.)

Ahlefeld, K. W. v., erster Landesdirektor der Provinz S.-H., geb. Schleswig 19. Jan. 1818, † 5. Febr. 1897. Bd. 2, S. 407. (S.)

Alberti, E. C. S., Schriftsteller, geb. Friedrichstadt 11. März 1827, † 28. Febr. 1898. Bd. 4, S. 326. (S.)

Berger, E. v., General der Infanterie, geb. Segeberg 4. Juni 1813, † 23. März 1900. Bd. 5, S. 271. (Lorenzen.)

Biernatzki, K. L., Pastor, geb. Altona 28. Dez. 1815, † 23. Jan. 1899. Bd. 4, S. 245. (S.)

Birch-Hirschfeld, F. V., Prof. der allgem. Pathologie in Leipzig, geb. Kluvensieck bei Rendsburg 2. Mai 1842, † 19. Nov. 1899. Bd. 4, S. 229. (S.)

Bockendahl, J. A. L., Geh. Medizinalrat, geb. Altona 7. Nov. 1826, † 16. Okt. 1902. Bd. 7, S. 88. (S.)

Bokelmann, W. H., Geh. Regierungsrat, Direktor des Schlesw.-Holst. landwirtschaftl. Generalvereins, geb. Hamburg 21. Mai 1822, † 3. Dez. 1903. Bd. 8, S. 175. (S.)

Bruns, J., Prof. der klass. Philologie an der Universität Kiel, geb. Halle 20. Mai 1853, † 16. Mai 1901. Bd. 6, S. 76; vgl. Bd. 8, S. 423. (S.)

Carstens, C. E., Kirchenpropst, Geschichtsforscher, geb. Tondern 29. Dez. 1810, † 25. Nov. 1899. Bd. 4, S. 251. (S.)

Delff, H. K. H., philosophischer Schriftsteller, geb. Husum 11. Aug. 1840, † 6. Nov. 1898. Bd. 4, S. 327. (S.)

Eggers, H. F. A. Frh. v., Botaniker, geb. Schleswig 4. Dez. 1844, † 14. Mai 1903. Bd. 8, S. 63. (S.)

Fischer, K. C. J. O., Schauspieler, geb. Schleswig 30. Aug. 1840, † 7. April 1896. Bd. 1, S. 402. (P. Zimmermann.)

Florschütz, P., Oberlandesgerichtspräsident in Kiel, geb. Iserlohn 9. Jan. 1826, † 31. Okt. 1902. Bd. 7, S. 221. (S.)

Friedrike Caroline Juliane, Herzogin zu Anhalt-Bernburg, geb. Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, geb. Schloß Gottorp 9. Okt. 1811, † 10. Juli 1902. Bd. 7, S. 206. (Ph. Losch.)

Gätke, H., „der Vogelwärter von Helgoland," geb. Pritzwalk (Mark Brandenburg) 19. Mai 1814, † 1. Jan. 1897. Bd. 2, S. 409. (S.)

Gidionsen, A. W., Gymnasialdirektor in Schleswig, geb. Waabs 29. Dez. 1825, † 4. April 1898. Bd. 3, S. 333. (S.)

Groth, Klaus, geb. Heide 24. April 1819, † 1. Juni 1899. Bd. 4, S. 103. (A. Bartels.)

Gurlitt, C., Komponist, geb. Altona 10. Febr. 1820, † 17. Juni 1901. Bd. 6, S. 150. (S.)

Gurlitt, H. C. E., Bürgermeister von Husum, Dichter, geb. Altona 24. Jan. 1826, † 13. Juli 1896. Bd. 1, S. 245. (F. Brümmer.)

Hansen, G. Th., Kgl. bayerischer Reichsarchivrat, Nationalökonom und Historiker, geb. Husum 21. Febr. 1852, † 6. Mai 1901. Bd. 8, S. 371. (J. Petz.)

Henrici, P. Chr., Reichsgerichts-Senatspräsident, geb. Augustenburg 18. April 1816, † 3. Juni 1899. Bd. 4, S. 252. (S.)

Hollen, G. Frh. v., Vizeadmiral, geb. Schönweide bei Plön 13. Juni 1845, † 6. Sept. 1900. Bd. 5, S. 146. (Lorenzen.)

Holstein-Waterneverstorff, C. Graf v., geb. Neverstorff 19. Dez. 1825, † 7. Sept. 1897. Bd. 2, S. 408. (S.)

Jensen, A. D., Generalsuperintendent für Holstein, geb. Glückstadt 24. Jan. 1826, † 31. Mai 1899. Bd. 4, S. 254. (S.)

Iwersen, A. M. C. N. A., (Adelaide Marie), Schriftstellerin, geb. Flensburg 25. Aug. 1829, † 19. Sept. 1898. Bd. 3, S. 335. (S.)

Karsten, G., Prof. der Physik an der Universität Kiel, geb. Berlin 24. Nov. 1820, † 15. März 1900. Bd. 5, S. 76. (W. Wolkenhauer.)

Kasch, A. K., Dichterin, geb. Hürup in Angeln 12. Dez. 1839, † 5. Nov. 1900. Bd. 5, S. 203. (S.)

Kirchhoff, Th., deutsch-amerikan. Schriftsteller, geb. Ütersen 8. Jan. 1828, † 2. März (im Nekrolog fehlt das Datum) 1899. Bd. 4, S. 237. (W. Wolkenhauer.)

Knuth, P. E. O. W., Prof. an der Oberrealschule in Kiel, Botaniker, geb. Greifswald 20. Nov. 1854, † 30. Okt. 1899. Bd. 4, S. 250; vgl. Bd. 8, S. 423. (S.)

Lamp, E. A., Prof. der Astronomie, geb. Kopperpahl bei Kiel 4. April 1850, † 10. Mai 1901. Bd. 6, S. 132. (S.)

Lassen, H., preuß. Landtagsabgeordneter (Däne), geb. auf Alsen 11. Febr. 1831, † 20. Jan. 1896. Bd. 1, S. 218. (Ohne Angabe des Verf.)

Marquardsen, H. v., Prof. des Staatsrechts an der Universität Erlangen, geb. Schleswig 25. Okt. 1825, † 30. Nov. 1897. Bd. 2, S. 411. (H. Rehm.)

Milchhoefer, A., Prof. der Archäologie an der Universität Kiel, geb. Schirwindt in Ostpreußen 21. März 1852, † 7. Dez. 1903. Bd. 8, S. 177. (S.)

Mommsen, K. J. T., Direktor des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M., geb. Garding 23. Mai 1819, † 30. Nov. 1900. Bd. 5, S. 219. (S.)

Nitzsch, Fr. A. B., Prof. der Theologie an der Universität Kiel, geb. Bonn 19. Febr. 1832, † 21. Dez. 1898. Bd. 3, S. 250. (Kohlschmidt.)
Petersen, J. Chr. W., Geh. Regierungsrat, geb. Kellinghusen 20. Jan. 1835, † 26. Sept. 1900. Bd. 5, S. 218. (S.)
Pfitzner, W., Prof. der Anatomie an der Universität Straßburg, geb. Oldenburg i. H. 22. Aug. 1853, † 1. Jan. 1903. Bd. 8, S. 82. (Pagel.)
Röseler, Fr. W., Schriftsteller und Dichter, geb. Neumünster 14. März 1848, † 21. Jan. 1899. Bd. 4, S. 226. (S.)
Ruperti, H. H. Ph. J., Generalsuperintendent für Holstein, geb. Kirch-Osten bei Stade 21. Dez. 1833, † 16. Mai 1899. Bd. 4, S. 123. (Kohlschmidt.)
Sartori, A. A. H., Geh. Kommerzienrat, geb. Lübeck 16. Juni 1837, † 15. Okt. 1903. Bd. 8, S. 179. (S.)
Schenck, A. Fr. A., Landschafts- und Tiermaler, geb. Glückstadt 23. April 1828, † 30. Nov. 1901. Bd. 6, S. 151. (S.)
Scheppig, R., Prof., Oberlehrer in Kiel, geb. Sondershausen 17. Nov. 1845, † 24. Dez. 1903. Bd. 8, S. 177. (S.)
Schütze, Th. R., Prof. der Rechtswissenschaft an der Universität Graz, geb. Ütersen 12. Jan. 1827, † 16. Dez. 1897. Bd. 2, S. 409. (S.)
Schultze, Th., Oberpräsidialrat, Philosoph und Indologe, geb. Oldenburg i. H. 22. Juni 1824, † 6. April 1898. Bd. 3, S. 145. (A. Pfungst.)
Splieth, A. H. W., Kustos am Museum vaterländ. Altertümer in Kiel, geb. Itzehoe 10. Okt. 1862, † 10. Febr. 1901. Bd. 6, S. 133. (S.)
Toosbüy, W. Fr. Chr., Oberbürgermeister von Flensburg, geb. Eckernförde 1. März 1831, † 19. Sept. 1898. Bd. 3, S. 332. (S.)
Wattenbach, W., Historiker, geb. Rantzau 22. Sept. 1819, † 20. Sept. 1897. Bd. 2, S. 365. (V. Bayer.)
Willatzen, P. J., Dichter und Übersetzer, geb. Silberstedt bei Schleswig 12. Sept. 1824, † 14. Dez. 1898. Bd. 4, S. 328. (S.)
Wolff, E., Prof. der Agrikulturchemie an der landwirtschaftl. Akademie Hohenheim, geb. Flensburg 30. Aug. 1818, † 26. Nov. 1896. Bd. 1, S. 100. (R. Krauß.)
Wrangel, K. Fr. W. Frh. v., General, „der Trommler von Kolding," geb. Königsberg i. Pr. 29. Sept. 1812, † 28. Nov. 1899. Bd. 4, S. 248. (S.)

2. Hamburg.

Armbrust, K., Organist, geb. 30. März 1849, † 7. Juli 1896. Bd. 1, S. 112. (R. Eitner.)
Audorf, J., sozialist. Schriftsteller und Dichter, geb. 1. Aug. 1835, † 20. Juni 1898. Bd. 3, S. 142. (L. Fränkel.)
Bernays, M., Literarhistoriker, geb. 27. Nov. 1834, † 25. Febr. 1897. Bd. 2, S. 338. (E. Petzet.)
Brahms, J., geb. 7. Mai 1833, † 3. April 1897. Bd. 2, S. 90. (R. Heuberger.)
Bülau, G., Dr. med., prakt. Arzt, geb. 27. Febr. 1835, † „Ende Oktober" 1900. Bd. 5, S. 314. (J. Marcuse.)
Burchard, K., Musiker, geb. „um 1820," † 12. Febr. 1896. Bd. 1, S. 114. (R. Eitner.)
Dreyer, O., Oberkirchenrat in Meiningen, geb. 4. Dez. 1837, † 4. Mai 1900. Bd. 5, S. 349. (Kohlschmidt.)
Duboc, K. J., Philosoph, geb. 10. Okt. 1829, † 11. Juni 1903. Bd. 8, S. 63. (S.)

Ebeling, A., Schriftsteller, geb. 24. Okt. 1827, † 21. Juli 1896. Bd. 1, S. 194. (F. Brümmer.)

Eckmann, O., Maler, geb. 19. Nov. 1865, † 11. Juni 1902. Bd. 7, S. 36. (H. Schmerber.)

Eyssenhardt, Fr. R., Direktor der Stadtbibliothek, geb. Berlin 6. März 1838, † 30. Nov. 1901. Bd. 6, S. 89. (S.)

Gaedechens, C. Fr., Geschichtsforscher und Topograph, geb. 1. April 1818, † 22. Jan. 1901. Bd. 6, S. 130. (S.)

Geertz, J., Genremaler, geb. 21. April 1837, † 21. Okt. 1902. Bd. 7, S. 221. (S.)

Geffcken, F. H., geb. 9. Dez. 1830, † 1. Mai 1896. Bd. 1, S. 211. (Vossische Ztg.)

Gehrts, K. H. J., Maler, geb. 11. Mai 1853, † 17. Juli 1898. Bd. 3, S. 337. (S.)

Gieschen, H., Rechtsanwalt in Hamburg, Reichstagsabgeordneter, † 11. Mai 1896. Bd. 1, S. 213. (Kurze Erwähnung.)

Hartmeyer, H. E., Eigentümer und Chefredakteur der „Hamb. Nachrichten," geb. 9. Juni 1820, † 11. Febr. 1902. Bd. 7, S. 202. (S.)

Hertz, W. L., Verlagsbuchhändler, geb. 26. Juni 1822, † 5. Juni 1901. Bd. 6, S. 298. (W. de Gruyter.)

Hinrichsen, S., Präsident der Hamb. Bürgerschaft, geb. 17. Jan. 1841, † 22. Okt. 1902. Bd. 7, S. 221. (S.)

Koch, K. J., Historienmaler, Zeichner und Lithograph, geb. 31. Mai 1806, † 11. Mai 1900. Bd. 5, S. 148. (H. Holland.)

Krause, C. E. A., Hauptpastor zu St. Katharinen, philosophischer Schriftsteller, geb. Grätz (Prov. Posen) 12. Nov. 1838, † 14. Nov. 1902. Bd. 7, S. 200. (S.)

Laeisz, K., Schiffsreeder, geb. 27. April 1828, † 22. März 1901. Bd. 6, S. 87. (S.)

Laeisz, K. F., Schiffsreeder, geb. 10. Aug. 1853, † 22. Aug. 1900. Bd. 5, S. 202. (S.)

Langko, D., Landschaftsmaler, geb. 1. Juni 1819, † 8. Nov. 1896. Bd. 1, S. 53. (H. Holland.)

Maurice, Ch., Direktor des Thalia-Theaters, geb. Agen (Dep. Lot-Garonne) 29. Mai 1805, † 27. Jan. 1896. Bd. 1, S. 297. (P. Schlenther.)

Meyer, F. A., Oberingenieur, geb. 6. Dez. 1837, † 17. März 1901. Bd. 6, S. 96. (S.)

Meyer, J. B., Philosoph, geb. 25. Okt. 1829, † 22. Juni 1897. Bd. 2, S. 397. (Th. Lipps.)

Michael, J., Laryngologe, geb. 1841 (die Angabe des Datums fehlt), † 6. Jan. 1897. Bd. 2, S. 97. (Pagel.)

Neckelmann, S., Prof. für Architektur an der Techn. Hochschule in Stuttgart, geb. 24. Nov. 1854, † 13. Mai 1903. Bd. 8, S. 169. (S.)

Nehls, J. C., Wasserbau-Direktor, geb. Schülp bei Nortorf 29. Sept. 1841, † 5. Sept. 1897. Bd. 2, S. 332. (Ohne Angabe des Verf.)

Pfeiffer, E., Bildhauer, geb. „etwa 1830," † 17. Okt. 1896. Bd. 2, S. 441. (Berghoeffer.)

Röhl, J. C. M., Generaldirektor der Straßeneisenbahn-Gesellschaft, geb. Lübeck 26. Mai 1850, † 8. Nov. 1902. Bd. 7, S. 294. (Johnen.)

Rohde, E., klassischer Philologe, geb. 9. Okt. 1845, † 11. Jan. 1898. Bd. 6, S. 450. (E. Weber.)

Rümker, G., Direktor der Sternwarte, geb. 31. Dez. 1832, † 3. März 1900. Bd. 5, S. 111. (W. Wolkenhauer.)

Schede, M. E. H. W., Chirurg, 1880—1895 Oberarzt am Allgem. Krankenhause, geb. Arnsberg i. W. 7. Jan. 1844, † 31. Dez. 1902. Bd. 7, S. 126. (Pagel.)

Schuback, G. E., Genre- und Historienmaler, geb. 28. Juni 1820, † 14. März 1902. Bd. 7, S. 222. (S.)

Schwencke, F. G., Orgelvirtuose, geb. 15. Dez. 1823, † 11. Juni 1896. Bd. 1, S. 123. (R. Eitner.)

Sittard, J., Musikschriftsteller und Kritiker, geb. Aachen 4. Juni 1846, † 24. Nov. 1903. Bd. 8, S. 171. (S.)

Versmann, J. G. A., Bürgermeister, geb. 7. Dez. 1820, † 28. Juli 1899. Bd. 4, S. 233. (S.)

Weiß, H., Direktor des Berliner Zeughauses, geb. 2. April 1822, † 21. April 1897. Bd. 2, S. 108. (B. Poten.)

3. Lübeck.

Curtius, E., Altertumsforscher und Historiker, geb. 2. Sept. 1814, † 11. Juli 1896. Bd. 1, S. 56. (A. Michaelis.)

Deecke, W., Schulmann, geb. 1. April 1831, † 2. Jan. 1897. Bd. 2, S. 32. (F. Brümmer.)

Gaedertz, Th., Kunsthistoriker, geb. 6. Dez. 1815, † 22. Nov. 1903. Bd. 8, S. 27. (K. Th. Gaedertz.)

Grammann, K., Komponist, geb. 3. Juni 1842, † 30. Jan. 1897. Bd. 2, S. 118. (R. Eitner.)

Holm, A., Geschichts- und Altertumsforscher, geb. 8. Aug. 1830, † 9. Juni 1900. Bd. 5, S. 18. (F. v. Duhn.)

Kaibel, G., Prof. der klass. Philologie in Göttingen, geb. 30. Okt. 1849, † 12. Okt. 1901. Bd. 7, S. 442. (F. Leo.)

Krüger, D. F., Bevollmächtigter Minister der Hansestädte in Berlin, geb. 22. Sept. 1819, † 17. Jan. 1896. Bd. 1, S. 216. (Ohne Angabe des Verf.)

Souchay, K. Th., Dichter, geb. 30. Dez. 1833, † 26. Dez. 1903. Bd. 8, S. 170. (S.)

Wehrmann, C. F., Staatsarchivar, Historiker, geb. 30. Jan. 1809, † 11. Sept. 1898. Bd. 3, S. 336. (S.)

Steglitz b. Berlin, Düppelstr. 37. — Dr. Johann Saß.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

48. De klôk Gôs'harrjung.[1])

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett 'n Hôw Gôs' hatt, de hett de Gôs'harrjung ümmer hôden müßt.

Nu sitt de Bur mal abens mit sin Lüd' vör de Dör — de Gôs'harrjung is dar uk mit bi weß —, un do hôrt se de Gôs' ümmerlos' taddern in 'n Stall'.

Nu hett de Jung sin Gôs' namdag's in 't Mangkörn hatt. Dar hett he ehr grad' vör möten schullt. Hê is awer tôslapen weß, un do sünd de ol'n Gôs' dör so 'n Rangellock krapen un hebbt sik in dat Mangkôrn ontli wat to gôd' dan. Un nu hett ehr de Lecker dar je na stahn. Un dat hett de Jung je recht gôt weten; dat hett he sik je al so denken kunnt.

---

1) Ein von demselben Erzähler stammendes, höchst ergötzliches Lügenmärchen ‚De klook Jung' ist in dem ersten Januarheft (1906) der Halbmonatsschrift „Niedersachsen" veröffentlicht.

As hê ehr nu so taddern hôrt, de Gôs', do secht he: Ja, snackt ji ju man wat af! Ik kann 't all' verstahn, wat ji dar taddert.

Wat sechs du dar, Jung? fröcht de Bur. Du kanns de Gôs' verstahn?

Ja, secht de Jung, dat kann ik. Ik heff dat recht gôt verstahn, wat se dar eben segg'n dee'n.

Na, wat sę'n se denn? fröcht de Bur.

Ja, se sę'n: Wenn wi morn fröh utlaten ward, denn wüllt wi fôrts na 'n groten Hoff, na dat schön Mangkôrn herin.

Jung, secht de Bur, du büß je de allerdull's! Du letts mi de Gôs' ne êhr ut 'n Stall' morn fröh, êhr ik in Gang' bün. Dat will 'k doch mal sülb'n mit beleben.

Na, den annern Morgen, as de Bur in 'e Bên'n is, do röppt he den Jung, hê schall nu man kam'n un laten de Gôs' ut.

De Jung mąkt de Dǫr je apen, un do kąmt de Gôs' je ut 'n Stall' herut, un dat — ta, ta, ta — fôrts dribens hen na dat Rangellock, un do all' rêg'langs ên achter 't anner dör dat Lock hendǫr, un dat na dat Mangkôrn herin.

Jung, secht de Bur, dat hadd' 'k doch min Dąg' ne dacht! Du büß je 'n allerdôwelßen Bengel!

Do hett he dat richti löwt, de Bur, dat de Jung dat Taddern verstahn hatt hett.

Nach Fritz Weidemann, Schäfer in Sierhagen bei Neustadt in Holstein.



Die Pflanzen im Volksleben.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

Unsere Väter lebten einfacher als wir, denn es fehlte ihnen an Geld; sie hatten's mühsamer, denn Chemie und Industrie kamen ihnen weniger zu Hülfe. Wir brauchen, um dies nachzuweisen, nicht weit zurückzugehen, noch in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verlief das Leben im wesentlichen in der alten Weise. Wenn ich daher in den folgenden Zeilen einige Notizen zusammenstelle über die (frühere) Bedeutung ber Pflanzen im Volksleben, so kann ich mich dabei größtenteils auf eigene Erfahrung berufen und nur in wenigen Fällen auf Mitteilungen älterer Personen.

Zuerst sei hier hingewiesen auf die Rolle, welche die Pflanzen als Heilmittel spielten, denn Apotheker oder gar der Arzt wurden nur im äußersten Notfall in Anspruch genommen.

Litt jemand an Erkältung und Husten, dann wurde Tee bereitet von Holunderblüten, Kamillen oder Bärlapp (Lycopodium), „Rabenschwanz" = Rabe = Räve = Fuchs, also richtiger „Fuchsschwanz" genannt. Gegen Verschleimung griff man zur Schafgarbe (Achillea), „Röllken" genannt. Wollte es mit der Verdauung nicht gehen, dann wurden Wermut, Tormentillwurzeln oder Blütenknospen von Hartheu (Hypericum), „Pyrikum" genannt, auf Branntwein gesetzt, eingenommen. Stellte sich Diarrhöe ein, so half dagegen der Ackerklee (Trifolium arvense), „Hasenklee" genannt.

Litten ältere Personen an Harnverhaltung, so nahm man einen Absud von Petersilie oder Malve (Malva silvestris), „Katzentee" genannt.

Gegen Wundwerden des Mundes brauchte man Salbei; gegen Kopfweh, Rückenschmerz und Gliederreißen mußte der allezeit bereite „Krüterpaas" (ein Beutel

mit den verschiedensten würzigen Kräutern gefüllt) helfen; bei Schwächezuständen der Kinder wurde ein Bad bereitet mit hineingelegten mannigfachen wohlriechenden Kräutern.

Bei Ohrenschmerz räucherte man mit Sevenbaum (Juniperus sabina) oder tröpfelte den Saft von Hauslauch (Sempervivum) ins Ohr. Auf Brandwunden wurden die gequetschten Blätter des Hauslauch gelegt, und Entzündungen an Arm und Beinen durch aufgelegte Kohlblätter gekühlt.

Hatte jemand Ausschlag oder Flechten, so trank er Tee von Stiefmütterchen, Klettenwurzeln oder Bittersüß (Solanum dulcamare). Gelbsucht wurde durch Tee auf Ilex-Blättern, „Hülsendorn" genannt, kuriert und Warzen durch den Saft der Wolfsmilch (Euphorbia) entfernt.

Hatte ein Schulnachbar oder Spielgenosse Schweinsbeulen, dann hielten die andern Kalmuswurzeln im Munde, oder Mutter nähte ihnen davon Stücke ins Unterzeug.

Würmer trieb man den Kindern ab durch Samen von Rainfarn (Tanacetum) usw. Als Genußmittel bereitete man, je nach den Umständen auch wohl Tee von Rosen-, Erdbeer-, Klee- oder Brombeerblättern, mitunter auch von Ysop, Salbei oder von mehreren der genannten Blätter zusammen. In den Kaffee wurden auch wohl geröstete Eicheln gemischt.

Den Tabak vermischte man, um ihn zu verbilligen, hin und wieder mit Kirsch- oder Rosenblättern, wildem Thymian oder Wohlverlei (Arnica), welche letztgenannte Pflanze ehedem viel häufiger war und in der Zeit der Kontinentalsperre viel soll geraucht worden sein.

Auch bei Krankheiten des Viehes griff man zu Pflanzen als Heilmittel, doch erinnere ich deren wenige. Gegen Kropf der Pferde beuutzte man den Samen (die Köpfe) von Rainfarn, von dem noch in den dreißiger Jahren jeder schleswiger Dragoner ein Quantum sammeln und vorrätig halten mußte. Auch wurde bei gewissen Krankheiten der Pferde Meerrettig (Mährrettig) benutzt und bei den Kühen Sonnentau (Drosera) und Tormentillwurzel.

In den Gänsestall streute man Adlerfarn (Pteris aquilina) gegen Ungeziefer und in die Viehställe Heide (wenn und wo der zu haben war).

Sumpfschafthalm (Equisetum limosum) und Ackerdisteln (Serratula) wurden im Sommer als Pferdefutte, rund Brennesseln für Schweine und Gänse geschnitten; Eicheln und Buchenecker im Herbste zur Schweinemast gesammelt und Buchenlaub zum Räuchern von Speck und Fleisch geholt.

Ferner benutzte man Pflanzen und Pflanzenteile für die verschiedensten häuslichen und wirtschaftlichen Zwecke. So mußte um Pfingsten ein Kranz von Waldmeister („Müschen") in der gereinigten Stube hangen und winters Lavendel im Kleiderschrank liegen.

Zum Färben holte man Färberginster („Geelwis"), Waldkerbel (Anthriscus silvestris), Rinde und Späne von Erlen usw.

Graue Heide, das Kraut der Rauschbeere (Empetrum), „Ranken" genannt, Bentgras (Molinia) und feine Ruten von Birken und Buchen wurden zu Besen gesammelt für Stube, Tenne, Stall und Straße, und zum Binden derselben Schienen bereitet von Haseln und Brombeerranken.

Aus Riedgras (Carex) und Stroh drehte man in den Winterabenden Seile („Teken") zum Binden des Dachstrohs, aus jungen Trieben der Eiche und der Berberitze machte man Spazierstöcke und aus den Ausschüssen der Hundsrose Pfeifenrohre. Holz von Ahorn und Spindelbaum wurde zu Löffeln verarbeitet, die mit Winterschafthalm (Equisetum hiemale), „Schabgras" genannt, abgerieben wurden. Nebenher verfertigten die Knaben aus Holunderzweigen ihre Pennale,

Hedebüchsen und Wasserspritzen und zogen aus den gesammelten Binsen das Mark zu Lampendochten.

Für die „Klüterkammer" wurden allerlei Hölzer herangeholt, als: Buchenholz zu Klampen oder Klötzen unter Pantoffeln und Holzschuhen, Weidenholz (Salix caprea) zu Pflöcken, um die Klötze zu befestigen, zu Zähnen an Heu- und „Hungerharken," zu Schaufel- und Forkenstielen; Eschenholz zu Flitzbögen, Harkenstielen, zum Ersatz verschiedener Teile an Wagen, Schlitten, Eggen usw., was alles an regnigten Herbst- und Wintertagen verarbeitet wurde.

Nun, es möge mit dem Gesagten genug sein; es ist schon mehr geworden, als ich erwartete.

Selbstverständlich mußte den ganzen Sommer hindurch jede freie Zeit benutzt werden, die nötigen Stoffe heranzuholen, zu trocknen und für die Verarbeitung und Anwendung im Winter vorzubereiten. Vor allen Dingen mußte die Hausapotheke versorgt werden, wobei namentlich der Garten aushelfen mußte, der fast ausschließlich mit Rücksicht auf Nützlichkeit angelegt und bebaut war, und in der noch manche Nutzpflanze bis in die Zeit Karls des Großen zurückreichte. Die übrigen Dinge mußten aus Wald und Feld, oft aus weiter Entfernung gesucht, gewonnen und herbeigebracht werden. Die damit verbundene, oft beschwerliche Arbeit wurde unverdrossen und beharrlich verrichtet, denn dieses innige Leben in und mit der Natur hatte auch wieder seinen besonderen Reiz. Welche reiche Kenntnis, zunächst der Pflanzenwelt, wurde hier nach und nach erworben und unverlöschlich eingeprägt, welche Beobachtungen an Vögeln und anderem Getier wurden hier gemacht, mit welcher Freude ging es hinaus ins volle frische Leben und wie freudig wieder heim mit einem der jedesmaligen Jahreszeit entsprechenden Blumenstrauß von Waldmeister, Veilchen, Maiblumen, „Nachtviolen" (Platanthera), „Kuckucksblume" (Orchis) u. a.!

Und nun erst die Hausarbeit im Winter. Welche Freude bereiteten die selbstverfertigten Gegenstände, wenn sie auch noch so einfach waren! Ja, einfach und mühevoll war solch Leben, aber interessant, allseitig anregend, das Gemüt erhebend und — befriedigend.

Plattdeutsche Redensarten vom Heiraten.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Wer frien will, do de Ogen up, Frien is keen Pierkoop.
2. Des Menschen Frien is sin Verdarf oder Gedien.
3. Heiraden is got, ni heiraden is beter.
4. Wer ni heirat, genött sin Leben man half.
5. Frie man erst, sä de Schäper to sin Hund, denn löttst den Stiert ok noch hängen.
6. Mannich Mann lude singet,
wenn man em de Brut bringet.
Wüßte he, wat man em bröchte,
he vel leewer weenen möchte.
7. Wer een got Fre (Heirat) deit, deit een got Handwark.
8. Wer an to frien fangt, brukt vör Snack ni to sorgen.
9. Heft du, beholt, de Leev ward kolt.
10. De Voß lett woll sin ollen Haar, sin ollen Nücken lett he man nich.
11. Jung gefreit, hat niemand gereut, wenn he 't man gut drapen deit.
12. So 'n Pott, so 'n Stülp.
13. Da is keen Pott so scheef, da paßt 'n Stülp'n to. (Ein Häßlicher heiratet.)
14. Dre Sößling is de ole Koop.
15. Ik gah in eenen langen Deenst.
16. Märtens (Martini) Brut kiekt in'n August (Erntezeit) tom Finster rut.
17. Fleiten Deerns un Töffeln-Jungs dögt nicks.
18. De fleitenden Deerns un de kreihenden Höhner dögt nicks.
19. De glattsten Deerns ward de swattsten Fruns.
20. Also du begehrest de Kindelin,
also nimm di een Fruelin.
21. En volle Hof is 'n gudn Lockvagel.
22. En jung Wief gifft Tiedverdrief.

23. En got Heiradsgod, dat Mütterliche.
24. En lütje Maid et beter steiht mit de Uln to sitten, as mit 'n Heister to wippen.
25. Leewer Koh un Kalf verleern as en gode Deern vertörn.
26. Vel Linn in de Kist is en hemlichen Rikdom; knapp Linn in de Kist is en hemliche Armut.
27. Hochtiedsgaben sünd man lehnte Gaben.
28. Kole Hänn, verleevte Harten.
29. Wer gern Solt mag, het 'n verleevtes Hart.
30. Na Hänsgen un Gretgen gahn. (Auf Liebeswegen sein.)
31. Up Friers Föten gahn.
32. He geiht in't söste Gebot.
33. He is bang vör Frunslüd.
34. Got im Kahne stahn. (Bei Frauen beliebt sein.)
35. He hett de Schüffel kregen.
36. Lat na, du kriegst 'n swart Fru! (Zündet eine Zigarre über der brennenden Lampe an.)
37. Se kamt all von de Kanzel.
38. Twee Gretjens, twee Netjens, twee Annen könnt den Düwel ut de Höll bannen.
39. Min Dochter, wenn du frien wullt, so nimm di eenen Papen, de kann sin Brot mit Snacken verdeen, denn kannst du lange slapen.
40. Jung Mäken, nimm keen olen Mann, süst warst du nümmer froh; de Lewer de ward braden bi Flackerfür un Stroh.
41. De Frier süht et nich un de Nehmer acht et nich.
42. In min Leev sitt en lütten Deef.
43. Se sett de Föt all na de Bettstäd. (Heiratslustig.)
44. Se het ehr öllste Süster up 'n Bonhawen sett. (Vorher geheiratet.)
45. Se sitt as de Brut, de nüms haln will.
46. Sünd de Röben riep, kümmt de dür Tied. Och, wo krieg ik eenen Mann.
47. Se het 'n Benehmen as 'n Mannsminsch.
48. Adtüs Brut, de Fru is ut!
49. Büst öwerblebn as Lukſche, keem sövenmal to Hochtied un kreeg ni eenmal 'n Töller aff.
50. Tähnpien is grote Pien, awer ahn Mann sin, is noch grötere Pien.
51. Se sünd up de achtersten Föt tohopen kam.
52. De se kennt, de köfft se nich.
53. Mall Mudder, mall Kind.
54. Lütt Kinner, lütt Sorg; grot Kinner, grot Sorg.
55. Kinnerfrag — Moderplag; Kinnersnack — Antenquack.
56. Kinner- un Kalwermaat mütt ol Lüd weeten.
57. Old un stief, Kinner sünd lütt,
een in de Weeg, een an de Titt.
58. Vel Swin geft dünn Drank.
59. Vel Kinner, vel Segen, sä de Köster, as he den Döpschilling in de Tasch steek.
60. So mennich Kind, so mennich Vaderunser.
61. Vör jede Dör en Gör, vör jede Rut en Snut.
62. Mit Kind un Küken.
63. Spiekinner — Diekinner.
64. Eenem Semp up de Titt smern. (Entwöhnen.)
65. Kinner mütt stahn bi 'n Disch, denn ward se grot.
66. Kinner mit 'n Willn kriegt wat vör de Brilln.
67. Kinner sünd ok Minschen.
68. Kinner, de fröh klok sind, ward selten olt.
69. Lat 'n Jung Klas het'n, achter de Swin schall he man.
70. Is dat din Irnst? — Dat is min Irnst, Klas hött de Schap.
71. Mann un Fru is eens.
72. Se sünd noch in de Stutenwochen.
73. Erst kamt de Stutenweken, denn kamt de Roggenbrotsweken, denn kamt de Swerenotsweken.
74. Erst kummt de Kringelwek, denn kummt de Ringelwek; de Stutenwek is ut, du büst nu nich mehr Brut.
75. Erst kömmt de Stutenwoch, denn kömmt de Brotwoch, denn kömmt de „Grote-Not-Woch."
76. Brut, Brut, kam rut,
de besten Dag sünd ut,
nu geiht din Elend an,
nu kriegst du eenen Mann.
77. Magst mi lied'n?
Kannst mi krieg'n;
wullt mi hem?
Kannst man segg'n.
78. Mit Lachen ward keen Husstand föhrt.
79. O du min Ogentrost, wenn ik di nich harr, weer de Düwel los.
80. Se haartast (streiten) sik alle Dag.
81. Dat is een Haartaserie mit ehr.
82. Wenn he hott will, will se hü.
83. Wokeen sik twischen Mann un Fru stellen deit, wenn se sik *vertörnt hebbt, is ebenso* dumm as een, de sik twischen twee Regenschirms stellt, wenn dat reg'n deit.
84. Eenen Block an't Been hem.
85. En warm Mann, en fast Mann.
86. As de Mann is, ward em de Wust brat.
87. Bün ik 'n Kerl as 'n Mus,
blief ik doch Herr in min Hus.
88. Ratje is dot. (Vater gestorben.)
89. Sparebrot is dot.
90. Twee Ogen könnt vel utmaken.
91. Beter en rieken Vadder verleern as en slutern Mudder.
92. Beter en krupern Mudder as en flegenden Vadder.
93. De Mann harr sine Fru verlarn mit en Büdel voll Gelde; harr he sine Fru man wedder, frög he nicks na'n Gelde.
94. Dat du de Frisur kriegst, sä de Moltmöller un smeet sin Fru up 'n Mehlsack.
95. De Mann kann nich so vel in de grote

Dör inföhrn, as de Fru ut de lütt Dör rutdregen kann.
96. Dat gifft tweerlei Fruns, de een' hört to dat Gös- un de annern to dat Höhnergeschlecht; denn de een' holt tohopen, un de annern kratzt utenanner.
97. Fruns un Kachelabens hört to Hus.
98. Beter en slutern Fru as en kiefen Fru.
99. De Frunslür hebbt lange Haar un korten Verstand.
100. Se is en Fru liek ut un liek an.
101. En smeri Fru is en wellerli'n Anblick.
102. Dat is 'n Frunsminsch, dat mag man nich mit de Hänn anfaten.
103. Rennlichkeit is de Hauptsak, sä de ol Fru, wenn ik sichtens kann, röhr ik de Klüten in 'n Swintrog an.
104. Nicks geiht öwer de Rennlichkeit, sä de ol Fru un kihr all Wihnachtenabend ehr Hemd üm.
105. Se het 'n Schürdüwel.
106. De Sünnabend gehört de Fru, de Week dem Mann.
107. Dat is 'n Frunsminsch, da kann man sik de Hänn an warm.
108. Söbn Peer sünd lichter to hödn as dree Frunslür.
109. En Engel up de Strat, en Düwel in de Kat.
110. Se is 'n grot'n Raßmus.
111. Mann's Moder, Düwels Ünnerfoder.
112. An ole Hüser un ole Wiewer is alltied wat to flicken.



Mitteilungen.

1. **Polizeiverordnung des Hardesvogts Langheim zu Fleckeby.** (Mitgeteilt von J. Schleth in Gr.-Wittensee.) Nach der Allerhöchsten Verordnung vom 23sten April 1770 und 18ten Juny 1803 ist folgendes befohlen: 1. Alle Hochzeitsgeschenke sind bey 10 ℳ brüche verboten, die sowohl vom Geber als Annehmer erlegt werden. Nur Eltern, Großeltern, Geschwistern, Vater oder Mutter und Großvater oder Großmutter Bruder und Schwestern, wie auch Brodherren ist es erlaubt. 2. Bey Hochzeiten sollen nur vier, höchstens sechs Aufwärter und Aufwärterinnen (das gewöhnliche Gesinde des Hochzeitshauses eingerechnet) seyn, und höchstens vierzig bis funfzig Gäste. Zu diesen funfzig Gästen werden selbst Kinder mitgerechnet. Für eine jede darüber befindliche Person erlegen die jungen Eheleute 2 ℳ Brüche. Es gilt kein Unterschied, ob die Gäste sich angeblich von selbst eingefunden haben oder nicht. 3. Das in der Nachbarschaft sich aufhaltende Gesinde soll sich bei 1 ℳ Brüche nicht im Hochzeitshause finden lassen. 4. Am nächsten Morgen um 6 Uhr muß die Lustbarkeit im Hochzeitshause geendigt seyn, widrigenfalls erlegt der Hauswirth 10 ℳ und jeder Musikant, der länger aufzuspielen sich untersteht, 1 ℳ Brüche. 5. Bei 20 ℳ Brüche soll nur eine Mahlzeit auf der Hochzeit gegeben werden. 6. Das Einbitten der Hochzeitsgäste nach geendigten Hochzeitsmahle ist bei 5 ℳ Brüche und das Herumschwärmen und Einkehren der Hochzeitsgäste bei 2 ℳ Brüche verboten. 7. Alles feierliche Schaustellen und Abfahren der Aussteuer nebst der Musik dabey, ist bey 10 ℳ Brüche verboten. 8. An dem Tage der Kindtaufe dürfen nur die Gevattern und zwar beide zur Mahlzeit gezogen werden, *allein am Kirchgangs und Taufbindungstage niemand bei 2 ℳ Brüche a Person.* 9. Bey Begräbnissen sind bey 10 ℳ Brüche alle Trauermahle und grabbieren verboten, auch darf keiner von den Begleitern bei 2 ℳ Brüche a Person nach beerdigter Leiche sich ims Begräbnißhaus einfinden und daselbst etwas genießen. Den auswärtigen Verwandten, welche die Nacht im Trauerhause zu bringen müssen, darf eine mäßige Mahlzeit gegeben werden. — Von vorstehender Ordre hat jeder Buuervogt eine Abschrift zu nehmen und solche in einer Versammlung des Bauerlags und den Musikanten noch besonders bekannt zu machen, auch genau in seinem Dorfe bei jeder Hochzeit, Kindtaufe und Begräbniß persönlich zu untersuchen, ob diesen Allerhöchsten Verordnungen gelebet werde. Wenn nun solchergestalt der Bauervogt des Dorfs seine Pflicht thut, so ist es unmöglich, daß irgend ein Contraventionsfall sich ereignen kann, der nicht zur Strafe käme und thut daher irgend ein Bauervogt seine Pflicht nicht und ist nachläßig in den Untersuchungen, so werde ich mich genau an die Verordnungen halten, wonach der Bauervogt eine gleiche Geldbrüche verwirkt haben soll. Ein jeder Contraventionsfall hat der Bauervogt noch an demselben Tage hier anzuzeigen. Jeder Bauervogt hat diese Ordre zu unterschreiben und der Bauervogt in Bunge mir solche wieder zurück zu senden. Hüttener Hardesvogthey zu Fleckebüy den 28. May 1805. Langheim.

2. **Die Straußsche Bande.** Im „Wanderlied der Schuhmachergesellen" wird bei Elmshorn einer Bande gedacht, die den obigen Namen führt. Wenn der Gesprächsstoff an den langen Winterabenden spärlich zu werden begann, dann wurden neben den Freibeutergeschichten des Eidig die verwegenen Taten der Straußschen Bande aufs

Tapet gebracht. Daher sind mir später die Gestalten von Schinderhannes, Zundelfrieder und selbst Rinaldini garnicht absonderlich erschienen. Erst vor einigen Jahren gelang es mir, in dem verstorbenen v. Hagemeister in Ütersen einen Gewährsmann zu finden, der mir neben den Taten auch Namen und Zahlen anführen konnte, weil er als Polizeireiter eifrig auf diese Sippe gefahndet und bei ihrer Aufhebung mitgewirkt hatte. Der Organisator der besagten, wirklichen Räuberbande und Hauptmann derselben, mit Namen Strauß, war eines Brückenwärters Sohn aus Weißenfels; er hatte das Schlachterhandwerk erlernt und kam als Geselle nach Hamburg. Schon dort vollführte der abgefeimte Mensch eine Reihe von frechen Diebstählen und Einbrüchen; allein der Boden wurde ihm dort doch zu heiß, und er wandte sich nach dem mittleren Holstein; die Städte Elmshorn, Neumünster und viele große und kleine zwischen diesen liegende Orte wurden seine und seiner Banditen Schlupfwinkel. Es war dann in den Jahren 1848—51, als Schleswig-Holstein den Erhebungskampf gegen Dänemark führte, wo also die tatkräftigsten Männer am Geschicke des Vaterlandes beteiligt waren und man sich der inneren Ordnung des Landes nicht im vollsten Umfange widmen konnte. In der Blütezeit soll die Bande über 100 Genossen, mindestens Eingeweihte besessen haben. In Elmshorn fanden sich mehrere Juden, die die Hehler spielten, und eine kurztretende Jüdin, Lene Isaack (im Volksmunde Eisig genannt), war sogar die Kassenwartin. In dem bei Elmshorn gelegenen Dorfe Langelohe war eine übelberüchtigte Familie — der Name tut ja nichts zur Sache —, aus drei frechen, baumstarken Brüdern bestehend, welche sich besonders beim Rauben und Schleppen auszeichnete. Die Polizei wußte sich derer nicht anders zu erwehren, als daß mein Gewährsmann, der Polizeireiter v. Hagemeister, das Haus der drei Brüder Wilhelm, Peter und Fritz ...... für 600 Speziestaler kaufen mußte, um ihnen den Unterschlupf zu nehmen. Selbstredend betrieb die Bande neben Einbruch auch den Schmuggel. Die Taten aufzuzählen, würde zu weit führen; es seien nur einige angeführt. In dem einzeln gelegenen Hasenbusch stahlen sie die ganze Aussteuer, während die Hochzeit im Wirtshause abgehalten wurde. In einer Scheune zur Sandhöhe entdeckte man ein ganzes Fuder von Seidenballen. In der Stadt Ütersen fuhren sie mit einem Wagen bei einem Besitzer Martens vor und leerten das Haus von dem, was ihnen genehm war. Hin und wieder gelang es der Polizei, eines der Banditen habhaft zu werden; ein gewisser Böckler entsprang indessen noch auf der Hauptwache in Rendsburg. Als mein Vater einst ein Bürgerquartier in Neumünster als Soldat inne hatte, zogen zwei Polizisten zwei der Kerle unter seinem Bett hervor. Strauß selber spielte gern den noblen Herrn und verkehrte als solcher in einem der besten Gasthöfe, „Zum Prinzen," in Elmshorn. Endlich schlug die Stunde der Freibeuter. In der Neujahrsnacht von 1850 auf 1851 wurden in Elmshorn 13 Personen, Männer und Weiber, gefaßt und zunächst nach Schloß Ranzau und von dort nach Rendsburg und Kiel gebracht. Strauß selber soll nach Amerika entkommen sein, nach einer andern Lesart in derselben Weise wie der Wildschütz Eidig, indem er zur Reise und somit zu dauernder Unschädlichkeit mit obrigkeitlichem Gelde ausgerüstet worden.

Poppenbüttel. Ludwig Frahm.

3. **Brautbäume.** (Verpflichtung, Bäume anzupflanzen. Vergl. „Heimat" 1897 S. 164. 180. 196.) Die in dem angedeuteten Jahrgang unserer „Heimat" enthaltenen Bestimmungen sind hervorgegangen aus der löblichen Absicht, öde Landstrecken aufzuforsten, um sie auf diese Weise nutzbar zu machen. Aber nicht zu allen Zeiten sind diese Gesetze erfüllt worden, und so sind sie denn allmählich in Vergessenheit geraten. Sehr interessant ist es, daß noch auf Alsen die Spuren jener Verordnungen sichtbar sind. In dem prächtigen Süderholz bei Sonderburg, das reich ist an merkwürdigen Bäumen, findet sich nämlich noch eine kleine Allee herrlicher Eichen, die an jene Zeit erinnert. Es ist die „Brautallee" oder „Hochzeitsallee," auch „Herzog Hans-Allee" genannt, die auf einer kurzen Strecke den von der Wirtschaft „Kathrinenlund" nach Huholt führenden Weg einrahmt. Die Bäume, etwa 30 an der Zahl, haben einen Stammumfang von 2—3 m und sind ca. 150 Jahre alt. Die Bezeichnung „Herzog Hans-Allee" erinnert an Herzog Hans den Jüngeren, den Stammvater des Sonderburger Herzogshauses. Er lebte von 1545 bis 1622 und hat sich sehr verdient gemacht um die Hebung des Wohlstandes seiner Untertanen. Unter seinem Regiment wurde darum auch strenge auf die Erfüllung jener Verordnungen gehalten. Im Norderholz auf Alsen stehen noch Brautbuchen. Der älteste Baum wird auf 250 Jahre geschätzt.

Sonderburg. D. N. Christiansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 2. Februar 1906.

Unser deutsches Volkslied.[1])

Vortrag im Verein der Schul- und Kunstfreunde in Ellerbek

von **Julius Prange** in Ellerbek.

Es soll meine Aufgabe sein, zu zeigen, was wir unter Volkslied zu verstehen haben, was dasselbe einst unserm deutschen Volke war und gegenwärtig noch ist, durch welche Zustände und Einwirkungen unser Volksgesang gesunken ist, und schließlich, was vielleicht geschehen müßte, um denselben wieder neu zu beleben.

Ich will nicht viel reden von dem Wesen und Ursprung des deutschen Volksliedes, doch soviel muß gesagt werden, als zum Verständnis dieses Gegenstandes durchaus notwendig ist. Als das wesentlichste Merkmal des deutschen Volksgesanges ist das Singen im Chor, den die volkstümliche Sitte zusammenführt, zu nennen. Es ist dieses ein äußeres Merkmal, das schon in den frühesten Zeiten den deutschen Volksgesang charakterisierte. Die ältesten Zeugnisse lassen nämlich keinen Zweifel darüber zu, daß der Gesang der alten Deutschen anfänglich Chorgesang war. Ich erinnere an die in der Schlacht anrückenden und dabei ihr Kriegslied anstimmenden germanischen Krieger. So stürmten auch noch die Landsknechte im Mittelalter, die Helden Friedrichs des Großen und des Befreiungskrieges, und auch unsere deutschen Brüder in der großen Zeit vor 35 Jahren stürzten sich oft singend hinein in den blitzenden Kugelregen. — Bei gottesdienstlichen Festen im grauen Heidentum war der Volksgesang ebenfalls stark ausgeprägt. Die vielen kirchlichen Bestimmungen früherer Jahrhunderte zeigen deutlich, daß das Volk an den eingeführten christlichen Feiertagen ruhig seine alten Feste in oft noch heidnischer Weise mit viel Gesang feierte. Denn kirchliche Verbote, die das „schändliche und üppige Gesinge von heidnischen Liedern bei den Kirchen" untersagten, sind aus diesen Jahrhunderten nichts Seltenes. — Ferner wurde gesungen bei allen Familienfesten, und die Zahl der uns aus dem Mittelalter überlieferten Lieder, die bei Hochzeiten und Eheschließungen, bei Geburten und Sterbefällen, zur Siegesfeier usw. von der Volksmenge gesungen wurden, ist nicht nur groß und inhaltlich interessant, sondern es haben sich noch viele dieser Lieder — ich erinnere nur an die vielen Bettelreime — bis auf unser Jahrhundert im Volke erhalten. Aus der großen

---

[1]) Benutzte Werke: Dr. Bruinier, Das deutsche Volkslied. Hans Eschelbach Der Niedergang des deutschen Volksgesanges.

Zahl von Beispielen nenne ich nur ein bekanntes, aber uraltes und vielerorten gesungenes Neujahrslied:

1. Wir wünschen dem Hausherrn
Einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken
Einen gebratenen Fisch.
In der Mitte soll sein
Eine Kanne Wein,
Das soll dem Hausherrn
Seine Neujahrsgab' sein.

2. Wir wünschen der Hausfrau
Eine goldene Kron',
Zum künftigen Neujahr
Einen junghübschen Sohn.
Wir wünschen dem Sohne
Ein gesatteltes Pferd,
Zum künftigen Neujahr
In der Rechten ein Schwert usw.

Ich führe eben dieses Lied an, weil es noch vor 200 Jahren an den Kirchenpforten auf Sylt von tanzenden Jungfrauen gesungen wurde, wie man es noch vor wenigen Jahrzehnten in entlegenen Örtern von bettelnden Kindern beim Umzug hören konnte. Man wird aus diesem Wenigen schon erkennen, daß die Art, im Chor zu singen, etwas Altes und Charakteristisches unserer deutschen Gesangesübung ist. Nun könnte man aber fragen: War denn die Entwicklung des Volksgesanges bei andern Völkern nicht ebenso? Nein! Bei fast allen Gesittungsvölkern ist im Laufe der Zeit der Chorgesang dem Einzelgesang gewichen, weil sie ihre frische, kindliche Ursprünglichkeit mit der Kultur aufgaben. Aber unser deutsches Volk, obwohl es unzweifelhaft den Reigen der Gesittungsvölker mit eröffnete, hat seine kindlich unbefangene, frische Ursprünglichkeit nicht verloren und steht darin unter allen Völkern Europas vereinzelt da. Und wenn gegenwärtig ein Fremder unsern deutschen Boden betritt oder draußen im Auslande nur warm wird in einer deutschen Gesellschaft, da staunt er über unsere kindlich fröhliche Gesangesweise. Die Art, wie selbst noch unsere studentische Jugend sich am Chorgesang vergnügt, wie in Vereinen und Gesellschaften, selbst bei dem gewöhnlichen Landvolk, gesungen wird, setzt die Fremden derartig in Verwunderung, daß sie uns gar oft für erwachsene, große Kinder halten. Sie können diesen kindlichen Zug unseres Volkes, der sich nicht begnügt mit dem einfachen Zuhören, sondern zum lauten Mitsingen drängt, selbst wenn auch gesetzte, ernste Männer ihr Tun für albern halten, nicht fassen. Wir Deutschen haben Gott zu danken, daß einerseits die Zahl solcher Ernsten, Altklugen und Übersättigten bei uns verschwindend klein ist, und daß andererseits unserm deutschen Volke dieser Zug kindlicher Eigenart trotz hoher Kultur durch Jahrhunderte hindurch gerettet und geblieben ist.

So ist *also noch immer die Art der Gesangesübung, im Chor zu singen*, das ursprünglich deutsche und das äußere Merkmal unseres Volksliedes. Weit schwieriger ist es, nach inneren Merkmalen desselben zu suchen. Hier ein zuverlässiges Urteil zu geben, wäre nur dann möglich, wenn wir über die Geschmacksrichtung unsers Volkes in den verschiedensten Zeitperioden unterrichtet wären. Darum ist die Antwort auf die Frage, ob ein Lied, beurteilt nach Inhalt, Ton und Sprache, ein Volkslied sei, sehr schwer; man muß sich eben hier auf sein persönliches Gefühl verlassen, das so oft trügt. Wenn jemand auch den feinsten Sinn für den Volksgeschmack in der Gegenwart besitzt, so wird es ihm nicht möglich sein, für jeden einzelnen Fall aus einem Liede herauszufühlen, ob das Lied denn auch wirklich gesungen wird, also ein Volkslied ist. Auch wenn der Inhalt voll und ganz dem Volksgefühl entspricht, können doch Ton oder Sprache die Ablehnung im Volke bewirken. Ich möchte hier bemerken, daß selbst bei Gebildeten die Meinung sich findet, daß ein Volkslied in dem gebräuchlichsten, ja, platten Volkstone gehalten werden müsse. Ist dem so? Es ist nachgewiesen, daß unser „Prinz Eugen, der edle Ritter" als Volkslied an diesem Fehler kränkelt. Dr. Bruinier weist mit Recht auf Kreuslers

Lied vom siebenziger Kriege „König Wilhelm saß ganz heiter usw." hin. Dieses Lied zeigt noch in unsern Tagen, wie man sich über den Volkston irren kann. Der Dichter meinte hier offenbar, keine Wirkung erzielen zu können ohne die „berlinernden Sprachwitze," die er sogar dem greisen Fürsten in den Mund legt. Daß er damit gegen das Gefühl des Volkes verstieß, zeigte sich darin, daß dieses Lied, obgleich es in aller Deutschen Mund gewesen ist, sich nicht einbürgerte, sondern nach kurzer Zeit ganz verschwunden und kein Volkslied geworden ist. Dagegen blieben aber Lieder mit edler Sprache — um nur bekannte patriotische zu nennen —: „Die Wacht am Rhein," „Deutschland, Deutschland über alles," ewig jung und wurden echte Volkslieder. — Wenn ich nun kurz zusammenfasse, so wäre dies das Ergebnis: Unter einem Volkslied versteht man alles das, was nach rechtem volkstümlichem Empfinden — sowohl nach Inhalt als Form — gebildet und in einem von der Sitte zusammengeführten Chor als Lied erklang oder noch gegenwärtig erklingt.

Solche Lieder hat es nun in allen Zeitperioden gegeben, und sie waren und sind auch jetzt noch für unser Volk von größter Bedeutung. Was bedeutet denn der Volksgesang oder das Volkslied für unser deutsches Volk? Aus dem schon Angeführten geht hervor, daß in einem Volkslied nur das zum Ausdruck gebracht werden kann, was das Volk fühlt und empfindet. Will man darum wissen, wie vor gewissen Jahrhunderten unsere Vorfahren sich fühlten in ihrem Verhältnis zur Natur, zu andern Menschen oder gar zu dem höchsten Wesen, so findet man gerade in den Volksliedern der betreffenden Zeit den untrüglichsten geistigen Niederschlag. In den Liedern haben wir zu allen Zeiten den warmen Pulsschlag unseres Volksgemüts, und wenn es darum gilt, Herz und Gemüt einmal zu wärmen und zu heben in dem rechten Volksempfinden, damit der Einzelne sich eins fühle mit dem Geistes- und Gemütsleben seines Volkes, so kann dies kein besseres Mittel bewirken als das Volkslied. — Wem unter uns ist es nicht klar, daß wir gegenwärtig in einer großen Zeit leben? Die Fortschritte, die auf allen Gebieten gemacht werden, dürfen uns mit gerechtem Stolz erfüllen. Aber ebenso gewiß ist es, daß in unserer „Zeit des Hastens und des Jagens" das Gemüt des einzelnen Menschen oft zu kurz kommt, und daß bei aller unserer Bildung eine Verflachung im Gemütsleben in der Masse des Volkes einzutreten droht. Sehen wir doch einmal mit offenen Augen um uns. Warum jetzt überall die Forderung und das Streben nach Erhaltung und Hebung der Volks- und Heimatkunst auf den verschiedensten Gebieten? Warum das Verlangen nach künstlerischer Erziehung? Alle diese Erscheinungen treffen in dem einen Punkte zusammen, das Fühlen und Empfinden in unserm Volke, unser deutsches Volksgemüt, zu erhalten, zu beleben und zu stärken, und dazu kann unser deutsches Volkslied nicht in letzter Linie beitragen. Gilt's, das Volksgemüt zu wecken und zu beleben, so wird es sicherlich durch die trauten Klänge des Volksliedes geschehen, das die tiefsten Saiten der Volksseele wieder zum Klingen zu bringen vermag. Könnte uns doch jener Fremde, der sich einst an einem Sommerabend zu den Sängern meines Heimatdorfes gesellte und nach dem gesungenen Liede „Am Brunnen vor dem Tore" bewegten Herzens bat, es noch einmal mit ihm zu singen, hier seine Gefühle mitteilen. Welch süßes Empfinden muß jenes Lied in seiner Seele zu wecken vermocht haben! Oder darf ich erinnern an einen Jüngling im fernen Asien, der mir kürzlich schrieb, daß ihn beim Abschied von der Heimat nichts mehr ergriffen hätte als unser bekanntes Schullied: „Nun ade, du mein lieb Heimatland." Als das Schiff unter den Klängen dieses Liedes von den heimatlichen Gestaden gezogen sei, hätten die Scheidenden in tiefer Bewegung mitsingend sich gegen-

seitig umarmt, und — schrieb er — dieses Lied sei ihm und vielen seiner Kameraden das Lieblingslied geworden. Wer unter uns hat nicht ähnliche Wirkungen eines Gesanges an sich selbst erfahren? Es ist gewiß: ein gutes Lied, gesungen zur rechten Zeit, erfaßt Herz und Gemüt tiefer als alles andere. Im Gesang spricht Gemüt zu Gemüt, Herz zu Herz; der Gesang ist die Sprache des Herzens. Schiller sagt:

> Leben atmet die bildende Kunst, Geist fordere ich vom Dichter,
> Aber die Seele spricht Polyhymnia (d. i. Gesang, Musik) aus.

Hierin haben wir auch den Grund zu suchen, daß sich die Gruppen jener Sänger in den Dörfern, wie ich sie noch in meiner Kindheit kennen gelernt habe, nicht zufällig zusammenfanden. Jene, das Gemüt so tief ergreifende Herzenssprache ist's, die den regelmäßigen Rundgang durchs Dorf selbst nach den anstrengendsten Erntearbeiten nach Feierabend erhalten konnte. Und wenn im Winter die Zusammenkünfte auf dem freien Dorfplatze nicht mehr abgehalten werden konnten, fanden sich die Sänger an bestimmten Abenden bei einer Freundin beim Spinnen wieder beisammen. Über bie Wertschätzung der Spinnstuben für den Volksgesang will ich nicht sprechen, doch das sei gesagt: wer in solcher Runde jemals gesessen hat, der weiß, wie frei und ungebunden sich jeder seinem jugendlichen Frohsinn überläßt, ohne daß man darauf bedacht ist, die sittlichen Vorschriften der Anständigkeit zu verletzen. Wo fehlten wohl die älteren Bäuerinnen, die nicht nur gern dem Singen lauschten, sondern auch sorgsam über die richtige Pflege des Liedes sowie über Anstand und Benehmen der Sänger wachten. Da hörte man Lob und Tadel, dem gegenüber sich keiner im Dorfe gleichgültig verhielt, und noch jetzt können wir beobachten, welches Ansehen ein guter Sänger bei dem Landvolke genießt. — Auch die Städter waren aus jenem Grunde nicht minder sangeslustig. Ich erinnere nur an die bekannten Lieder, die uns das Tor, die Linde oder den Brunnen als Sammelplatz der singenden Jugend bezeichnen. — Alle diese Lieder haben aber das gemein, daß sie das echt deutsche Empfinden und Fühlen unseres Volkes in seinem so eigentümlichen freundlichen Verhältnis zur Natur, — sei es zu Wald oder Feld, zu Fels oder Wasser, zu den Blumen oder Tieren, — daß sie das tiefe Gemütsleben des Deutschen in den verschiedensten Lebenslagen, in seinem Verhältnis zu seinen Mitmenschen und zu seinem Gott, wiedergeben, dasselbe uns beim Üben und Pflegen solcher Lieder übermitteln und damit erhalten. *Das ist der Wert und die große Bedeutung, die das Volkslied für unser Volk besitzt.*

Hat nun das Volkslied eine solche Bedeutung für unser Volk, so wird es gewiß auch jeder beklagen, daß dasselbe in den letzten Jahrzehnten in rapidem Niedergange begriffen ist. Daß dieses der Fall ist, bedarf wohl kaum der Beweise. Zeige uns gegenwärtig einer in den Dörfern die einst so beliebten Sammelplätze der jugendlichen Bewohner! Wo sind die umziehenden Sängergruppen? Wo ist der Brunnen vor dem Tore noch das traute Stelldichein für die Liederkundigen? Jeder weiß aus eigener Anschauung, daß hier vieles ganz anders geworden ist. Welches sind die Ursachen, die diesen Niedergang des Volksgesanges verschulden? — Fast ohne Ausnahme sind alle Ursachen in den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen zu suchen; sie sind also für uns unverschuldete und meist leider unabwendbare. Die veränderten Verkehrsverhältnisse brachten das Wandern aus der Mode, und somit wurde dem Volke eine wichtige Gelegenheit zur Ausübung des Gesanges und zum Austausch der Lieder genommen. Mit dem alten Wanderleben verschwanden auch die „liedurchhallten Schenken" unserer Väter. An den Verkehrsstraßen entstanden die

großen, oft prunkvoll eingerichteten Restaurationen, in welchen das laute Singen für unanständig gilt und durch Konzerte, auch wohl gar durch die grelle Musik der Automaten verdrängt wird. — Nur erinnern will ich an die fast allerorten gewaltsam erstickten Spinnstuben, mit deren Verschwinden die besten Singschulen eingegangen sind. An ihre Stelle ist die unbehagliche Öffentlichkeit der ländlichen Wirtsstube getreten, die nicht geeignet ist für das Gedeihen des Volksgesanges. — In den Werkstätten räumte schon längst die Maschine auf. Wo sie errichtet wurde, übertönte sie bald den frohen Gesang, der dort oft die Arbeiter erfreute, und holte den kleinen Handwerker aus seinen trauten häuslichen Wänden meist in die Fabrik, wo „das Schnauben der Räder und das Pusten des Dampfes" das Singen nicht gestatten. Auch die entlegensten Täler sind bei den modernen Verkehrsmitteln — in jüngster Zeit durch das Zweirad — mit den Sitten, Gebräuchen und Liedern seiner Bewohner dem oft blasierten Städter zu nahe gerückt. Insbesondere ist es der naive Volksgesang, der hierbei von den Operettenmelodien, den Tingeltangel-Liedern und Gassenhauern, die nur zu oft von den Städtern aufs Land gebracht werden, verdrängt wird. Von dem verderblichsten Einfluß auf unsern Volksgesang ist der Tingeltangel. Die Schicklichkeit verbietet, zu zitieren, was hier an versteckten Gemeinheiten geleistet wird. Er ist auch darum für unsern Volksgesang von größter Gefahr, weil sich die „faden Melodien" mit ihrem „wohlfeilen Refrain" leicht einprägen und nachjohlen lassen, und es steht außer Frage, daß mancher Städter im Tingeltangel seine Phantasie beschmutzt und dabei auch den letzten Rest des guten Geschmacks verliert. Aber auch die Landbevölkerung kommt infolge der modernen Verkehrsmittel mehr als früher zur Stadt und bleibt von dem verderblichen Einfluß des Tingeltangels nicht unberührt. Text und Melodie werden aufs Land getragen, und dem schwachen Gedächtnis kommen dann die Kolporteure zu Hülfe, die oft 50 dieser „schönsten Lieder" für 10 Pfennige verkaufen. Es wird bekannt sein, daß in manchen Großstädten sich eine förmliche Industrie gebildet hat, die eine Unmenge dieser gemeinen Sachen auf den Markt bringt und durch Ausrufer und Straßensänger in Vergnügungslokalen und an sonst geeigneten Plätzen auf Jahrmärkten und Volksfesten dem Volke feilbietet. Selbst während der Reise wissen solche Kolporteure in der vierten Wagenklasse unserer Eisenbahn ihre Geschäfte zu machen. Auch die Drehorgel stellt sich oft genug in den Dienst dieser bösen Sache und leiert die abgeschmackten Melodien den Zuhörern bis zum Überdruß vor. — Ferner ist in manchen Soldatenliedern, welche die Reservisten aus der Garnison mitbringen, eine schwere Schädigung unsers Volksgesanges zu erblicken. Solche Lieder, die aus dem Soldatenleben selbst hervorgegangen zu sein scheinen, sind nach ihrem Inhalt höchst gewöhnlich und werden dabei in einer Weise „abgebrüllt," daß sie allein dadurch das Zeichen der Gemeinheit und der Roheit an der Stirn tragen. — Es ließen sich noch viele Gründe für den Niedergang unsers Volksgesanges anführen, die zum großen Teil alle auf die gänzliche Veränderung in dem Verhältnis der Dienenden zu ihren Herren zurückzuführen sind; denn in dem früheren mehr patriarchalischen Hauswesen waren die Bedingungen für das Gedeihen des Volksgesanges mehr gegeben als in den gegenwärtigen häuslichen Zuständen, wie sie die moderne soziale Zeit geschaffen hat. Gegenüber all diesen störenden Einwirkungen befindet sich unser Volksgesang in einer üblen Lage, und ich komme damit zu dem letzten und wichtigsten Teil meiner Ausführungen:

Was könnte vielleicht geschehen, um unsern Volksgesang zu erhalten und wieder neu zu beleben? — Wenn ich hervorgehoben habe, daß die veränderten

Existenzbedingungen der Gegenwart dem Volke manche Gelegenheit zur Ausübung des gemeinschaftlichen Gesanges genommen haben, wird man vielleicht auf die Gesangvereine hinweisen und von diesen das Heil für die Zukunft erwarten. Ohne den Wert und die Bedeutung unserer Gesangvereine schmälern zu wollen, müssen wir uns doch wohl zu dem bekennen, was v. Eschelbach schreibt: „Wie die Sangeskunst heutzutage in den meisten Gesangvereinen gepflegt wird, ist sie durchaus nicht dazu berufen, den Volksgesang zu beleben; sie unterdrückt ihn vielmehr. Der Vereinssänger verliert die naive Freude am schlichten Volksgesang, ihm sind die Volkslieder nur „Lieder für Schulkinder," er zieht die „neuen Lieder" vor, die keiner mitsingen kann, der nicht Vereinssänger ist, die er selbst in den meisten Fällen nicht singen kann, wenn die Vertreter der vier Stimmen nicht vereint zur guten Stunde sind. Und sind die vier Vereinsmeier nun glücklich vereint, so können sie trotzdem nicht singen, weil sie — keine Noten bei sich haben." „Der Gesang ist vom Vereinslokal, vom Dirigenten und vom Notenblatt abhängig, die Vereine singen und das Volk — schweigt." Für die Erhaltung des Volksgesanges, wie er früher in Werkstatt und auf Straßen, in Flur und Wald erklang, werden solche Gesangvereine nichts tun; durch Notensingerei und Kunstlieder ist dem Volksgesange nicht zu helfen. Sollten aber die Gesangvereine sich dieser wichtigen Aufgabe unterziehen, so müßte bei ihnen vieles anders werden. Große und leistungsfähige Vereine können immerhin die würdige Aufgabe, den Kunstgesang zu pflegen, übernehmen; dagegen sollten aber kleine Gesangvereine, wie sie in der großen Mehrzahl und namentlich auf dem Lande zu finden sind, sich nur der Pflege des einfachen Volksliedes in der schlichtesten Aussetzung zuwenden. Es ist hier eine erfreuliche Tatsache, daß nicht nur der deutsche Lehrerverein und andere Vereinigungen in dieser Richtung wirksam vorgegangen sind, sondern daß auch unser weitschauender deutscher Kaiser auf dem Sängerwettstreit zu Kassel sein Befremden darüber aussprach, daß fast nur Kunstgesänge vorgetragen würden, während das eigentliche Volkslied nicht berücksichtigt sei. Sein Wort hat einen mächtigen Widerhall gefunden. Häufiger als früher ist das Volkslied neuerdings in dem Programm der Gesangvereine vertreten; aber tief zu beklagen bleibt noch, daß dasselbe, da seine Bearbeitung noch viel zu kunstvoll ist, in solchem „höfischen Gewande" nicht volles Eigentum des Volkes werden kann. Suchen wir aber auf diesem Wege weiter zu kommen und vielleicht durch Stiftung angemessener Preise, wie es kürzlich in unserm Orte zur Ausführung gelangte, gerade die kleinen Vereine zu bewegen, sich gegenseitig zu messen in der Darbietung von drei- und vierstimmigen Volksliedern in ganz schlichter Bearbeitung. In solcher Betätigung werden ohne Zweifel die Gesangvereine dem Volksgesange einen großen Dienst erweisen. — Andere erwarten eine Hebung des Volksgesanges von der Schule, die ja in gewohnter Weise nicht nur für alle Fehler in der menschlichen Gesellschaft verantwortlich gemacht wird, sondern auch als Universalheilmittel bei allen Mängeln aushelfen soll. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Schule zur Lösung dieser wichtigen Frage noch mehr tun kann, als gegenwärtig geschieht. So sollte vor allen Dingen erstrebt werden, daß, wo es nur möglich ist, der Gesangunterricht in die Hände eines wirklichen Gesanglehrers gelegt werde. Betreffs der Behörde wäre zu wünschen, daß diese im Verein mit berufenen Kräften aus dem Lehrerstande eine sorglichere Auswahl der Lieder für die einzeluen Unterrichtsstufen treffen und offiziell in allen Schulen, also auch in mittleren und höheren einführen möchte. Auch müßten bei der Auswahl neben den allgemeinen Volksliedern solche Lieder berücksichtigt werden, die in den betreffenden Landschaften

durch geschichtliche Ereignisse, Sagen, Feste usw. volkstümlich geworden sind und dadurch gleichsam Heimatrecht erworben haben. Ich denke hier für unser Land z. B. an „Schleswig-Holstein," „Es stand auf Jütlands Auen" und an andere nicht patriotische Lieder, die gleichsam mit unserm Volke verwachsen sind. — Wünschenswert wäre es ferner, wenn die heranwachsende Jugend in Fortbildungs- und höheren Schulen das Volkslied in seiner Eigenschaft als Liebeslied nicht ängstlich vermiede, sondern ohne Prüderie eifrig pflegte. Eschelbach schreibt dazu: „Die heranwachsende Jugend sieht ihre aufkeimenden Gefühle gerne im Spiegel der Dichtung verklärt, und hält man ihr die reinen, harmlosen Liebeslieder, die die naive, keusche Volksseele hervorgebracht, fern, so verdirbt sie sich Sitte und Geschmack an obscönen, verlogenen und abgeschmackten Straßen-Liebesliedern. Man sorge also dafür, daß die heranwachsende Jugend ihre Liebe nicht verzerrt wiedergespiegelt finde in der Pfütze der Tingeltangel- und modernen Bänkelsänger-Lieder, sondern in dem tiefgründigen, lauteren Jungbrunnen unseres echten Volksliedes. Jedenfalls ist es besser, daß die reifere Jugend singt „Ach, wie ist's möglich dann," „Du, du liegst mir im Herzen" usw., als daß sie gröhlt „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus" oder „Komm, Karline, komm!" (Eschelbach.) — Betreffs der Soldatenlieder würde auch manches anders werden, wenn das Absingen anstößiger Texte auf dem Marsche sowohl wie auch in den Quartieren streng untersagt würde. Freiherr v. Mirbach und der Divisionspfarrer Friedrich haben freilich passende Lieder für Soldaten gesammelt und in einem Büchlein herausgegeben, aber nun müßte auch dafür gesorgt werden, daß solche Liedersammlung auch amtlicherseits im Heere verbreitet würde, wie es bereits mit den Liedern für den Militärgottesdienst geschehen ist. Würden dann auch die Militärkapellen öfter als bisher Volkslieder zum Marsche blasen und die Mannschaft zum Mitsingen ermuntern, dann wäre auch damit dem echten Volksgesange ein großer Dienst erwiesen. Die Reservisten würden ohne Zweifel etwas Wertvolleres an Text und Melodie aus der Garnison zurückbringen, als es gegenwärtig der Fall ist. — Ob gegenüber der Vertreibung von Tingeltangel-Liedern und Gassenhauern vielleicht eine strengere Zensur angebracht wäre, damit der Massenverbreitung von gemeinen Texten unter das Volk gesteuert würde, und ob auch den Orgeldrehern, deren Instrumente nur minderwertige Sachen spielen, die Ausübung ihres Gewerbes zu legen sei, wage ich nicht zu entscheiden. Darin aber werden mir gewiß alle beistimmen, daß durch Sammlung wirklich guter Volkslieder ein Gegengewicht gegen die Kolportagelieder zu schaffen ist, um damit zur Erhaltung und Förderung des guten Geschmacks im Volke beizutragen, und daß es ebenfalls von sehr großer Wichtigkeit sowohl für die alten wie jungen Sänger ist, daß ihnen zwanglos oft Gelegenheit zum gemeinsamen Gesang geboten werde. In dieser Hinsicht kann noch sehr viel zur Förderung unseres Volksgesanges getan werden. Unsere meisten Versammlungen, die Vereinsfeierlichkeiten, Elternabende und Volksunterhaltungsabende könnten diesem Zwecke ebenso dienen wie Schülerausflüge und Turnerfahrten, und die Leiter solcher Veranstaltungen sollten solche Gelegenheiten nie unbenutzt vorübergehen lassen. Volkslieder sind oft sehr geeignet, zum Eingang oder Schluß solcher Festlichkeiten als Chorlied gesungen zu werden.



Mein Vaterland.

1. Mein Vaterland hat keine Bergesriesen
Und blankes Gold auch nicht in dunklem Schacht,
Auf seinen Auen keine Myrten sprießen,
Von schlanken, stolzen Palmen überragt;
Doch streute freundlich dennoch auf den Auen
Des Segens Fülle Gottes milde Hand.
Ja, Schleswig-Holstein, schön bist Du zu schauen,
Du, mein geliebtes, teures Vaterland.

2. Im reichen Golde prangen Deine Felder,
Und Herden weiden auf der Wiesen Grün,
Um die der Buchen und der Eichen Wälder
Gesang- und blütenreiche Kränze ziehn,
Und wo um Dich des Meeres Fluten blauen,
Sie weiße Segel wiegen an den Strand.
Ja, Schleswig-Holstein . . .

3. Der Lerche fromme Lieder jubelnd ziehen
Gen Himmel morgens auf aus jedem Tal,
In Deinen Gärten Frau'n und Rosen blühen,
Und Deinen Lenz besingt die Nachtigall;
Doch lauter noch besingt Dein Gottvertrauen
Das treue Schwert in Deiner Söhne Hand.
Ja, Schleswig-Holstein . . .

4. Was zieht dort jubelnd in des Tales Gründen
In blanken Reih'n, als wenn's ein Festzug wär'?
Mit stolzem Herzen darf's der Welt ich künden:
Es ist ja Schleswig-Holsteins tapf'res Heer.
Mit seinem Blut will es befrei'n die Gauen,
Wo einst der Väter freie Wiege stand.
Ja, Schleswig-Holstein . . .

5. Wann wirst Du nahn, ersehnte Siegesstunde?
Wann strahlet Deiner Sonne gold'ner Schein?
Willkommen sei die blut'ge Todeswunde,
Kann ich des Vaterlandes Retter sein;
Da säh' ich gern des freien Tages Grauen,
Wenn Gottes Wille mir es zuerkannt.
Denn schön ist ja, vor allen schön zu schauen
Mein Vaterland, mein teures Vaterland.

Willatzen.

Aus einem alten Liederbuch, aufgezeichnet in der Zeit 1848—50 von J. A. Hölbing in Neustadt.

Kriegsdrangsale des Jahres 1814.

(Aus dem Naher Dorfsbuche.)

Mitgeteilt von **Helene Höhnk** in Wandsbek.

II.

Eine viel größere Last als alle Lieferungen und Spanndienste war die Einquartierung. Den zu leistenden Fuhren und den Magazinkornlieferungen entzog sich die Dorfschaft, wo es nur immer anging, aber die Truppen kamen einfach angerückt und mußten verpflegt werden. Von den Schweden blieb Nahe verschont, erst unter dem 26. März findet sich die erste Eintragung von Einquartierung.

Den 26. März des Nachmittags 2½ Uhr kam ein dänischer Husar von Oldesloe und fragte, wieviel Russische Officiere, Soldaten und Pferde in Nahe wären, worauf ihn folgendes zur Antwort ertheilt worden:

„12 Officiere, 280 Mann und 12 Pferde, und sind d. 25. des Vormittags angekommen und d. 26. haben sie Ration von Oldesloe geholet.

Den 22. May des Abends 6 Uhr kamen 7 Französische Lanziers oder Pohlnische Ullanen in Französischen Diensten mit 10 Pferden von Segeberg an und zogen d. 23. des Morgens 4 Uhr wieder ab nach Altona. (Jeder hat Garben Hexel zur Fütterung gegeben.)

Den 27. May des Abends 7 Uhr kamen 5 Mann und 7 Pferde Uhlanen an, die den andern Morgen 9 Uhr den Weg nach — nahmen. Es mußte Hafer und Heu dazu gebracht werden.

Den 28. May des Abens 10 Uhr kamen 4 Uhlanen mit 4 Pferde an und reißten den andern Morgen 11 Uhr nach Segeberg ab.

Zufolge Schreibens der Königl. zur Besitznahme der zu räumenden Herzogthümer usw. allerhöchst angeordneten Commission in Altona vom 20sten Juny sollen von jetzt an alle Oberofficiere der Rußischen Kaiserlichen Armee von Pohlen vom Fähnerich bis zum Kapitein durch ihre Wirthe mäßig gespeist werden, doch ohne Kaffe Zucker und Wein, welche sie nach ausdrücklichen Bestimmung des General Commandos, ohne Bezahlung keinesweges fordern können, für die Bespeißung werden den Wirthen durch die Regimentscommandeure Quitungen ausgestellet, welche auf die in der untenstehenden Liste, dem Range der Officiere gemäß, aufgeführten Quantitäten von Lebensmitteln Lauten, und steht es den Wirthen frey, gegen Auslieferung gedachter Quitungen an das nächste Magazin, dafür die darin erwähnten Naturalien, als Aequivalent für die Bespeisung in Empfang zu nehmen, weshalb die nöthigen Verfügungen bereits getroffen sind.

Reinbeck d. 22. Juni 1814. v. Lewetzow.

Worauf Quitungen für die Ober-Officiere auf Lebensmittel lauten sollen:

Für den Capitein und Stabs-Capitein		Für d. Lieutenant, Sec.-Lieut. u. Fähnerich	
Brod	4 Pfund.	Brod	2 Pfund.
Fleisch	4 „	Fleisch	2 „
Reis oder Graupen .	1/2 „	Reis oder Graupen .	1/4 „
Guten Branntwein oder Bier	2 Portionen.	Guten Branntwein oder Bier	1 Portion.

Anno 1814 d. 17. Juni kamen circa 120 Husaren die das Mittagsmahl einnahmen und darauf Detelt und Joachim Steinbock diese Husaren nach Högelstorf brachten.

D. 11. Juni (30. May) d. J. ist das 3te Compagnie Rußisches Regiment hier im Dorfe Nahe angekommen, und haben ihre Ration aus der Oldesloer Magazin erhalten, welches ich mit meines Namens unterschrift bescheinige.

Nahe d. 31. Juli (10. Juli) 1814. Heinrich Pohlmann Schulz.

D. 6. Aug. des Abens 8 Uhr ging das 3te Compagnie des Pohlnischen Russischen Regiment ungefähr — Mann von hier nach Oehring und von da nach Barmstedt und Glückstadt. Es sind 3 Naher Wagen mit nach Barmstedt gewesen.

D. 7. Aug. des nachmittags 1 Uhr kam 1 Officier und 80 Mann Russisches Infanterie hier an, die von den Platzcommandanten Kühl aus Bargteheide hier hergesandt waren.

D. 1. Sept. am Donnerstag des Morgens gingen die meisten nach Hamburg auf Packetwache. Des Mittags kamen frische Quartiermachers und des Nachmittags kamen 2 Officier und 75 Mann von Mönckenbrok und Elmhorst an. Und den andern Tag Marschirten die alten nachgebliebenen weg nach Trestorf und Hayerfeld. D. 6ten des Nachmittags kamen die alten wieder von Hamburg und gingen durch Hayerfeld und Trestorf.

D. 15. Sept. des Morgens 8 Uhr gingen die meisten Soldaten nach Hamburg auf Packetwache. Des Nachmittags kamen noch 8 Russen aus Itzstedt, die sich einquartirten.

D. 19. am Montag des Abends 7 Uhr kamen die Russen wieder von die Packetwache. D. 21. kamen 2 Tambur, die Einquartiert wurden.

Vom 5ten Nyschegarotschen (Nischnij Nowgorodschen) Infanterie Regiment werden unterm 16ten Oct. folgende Dörfer mit einer Compagnie belegt als:

Nahe bestehet aus 9 Hufen	1 Officier und 91 Mann
Itzstedt bestehet aus 8 Hufen	1 " " 72 "
Bargteheide d. 13. Oct. 1814	Kuhle. K. d. Platzcommandant.

In Nahe sind 7 Officiers angekommen.

D. 16. Oct. des Mittags sind 6 Cosacken angekommen mit 6 Pferde und verlangten Quartier, um auf Ordonnanz zu halten, die An- und Abgehende Briefe zu befördern.

Den 17. Oct. sind die Russischen Soldaten nachdem sie vom 1. Sept. hier Einquartiert gewesen des Morgens 8 Uhr wieder Abmarschiert nachdem sie hier 6 Wochen und 5 Tage gelegen und sind mit 1 Wagen nach Mönkenbrook gebracht worden.

Ao. 1814 d. 14. Oct. des Morgens 3 Uhr kamen im Dorfe Nahe 4 Quartiermachers an, die Quartier machten für nachfolgende wie unten und kamen des Nachmittags 3 Uhr an und gingen den andern Morgen 5 Uhr weiter nach Hamburg: 2 Obersten 12 Bedienters und 4 Pferde, 1 Adjutant 2 Bedienters und 2 Pferde, 2 Capiteins 3 Bedienters und 4 Pferde, 4 Officire 4 Bedienters, 30 Musicanten, 4 Tambour oder Brabanske, 2 Feldscherer, 218 Mann Soldaten.

D. 18ten d. M. kamen diese Truppen wieder zurück von Hamburg, um die Reise zurück Segeberg, Plön und Lütjenburg zu machen und kamen des Nachmittags 4 Uhr an: 5 Quartiermachers, worunter 1 Officier, 2 Obersten, 1 Adjudant, 4 Offecirs, 2 Feldscherer, 30 Musikanten, 4 Tambour, 215 Mann Soldaten.

Nach aussage der Itzstedter, soll d. H. Platzcommandant Kühl in Bargteheide zu Joch. Hinr. Juhl gesagt haben: daß die Naher allein diese 4 Compagnien zur Nachtquartier hätte haben sollen und die Itzstedter nicht die 2 Compagnien von 6 Offeciers und 225 Mann beykämen: Sondern die Itzstedter ganz frey und die Naher allein die Last tragen soll. — Welches aber nicht zu glauben ist.

D. 31. Oct. des Abends 6 Uhr kamen das 1ste Bataillon vom Galitzschen Infanterie-Regiment von Hamburg zurück und wurden auf eine Nacht einquartiert: 5 Quartiermachers worunter 1 Offizier, 2 Stabsofficiere, 1 Capitain, 5 Subaltern Offiziere und 238 Mann Gemeine. Diese gingen Morgens 9 Uhr wieder weg.

Die Compagnie zu Seth und Oehring wird auf die folgende Nacht nach Verhältniß zu Nahe und Itzstedt einquartiert, indem in beyde erstgedachten Dörfer ein Regiment Cavallerie Nachtquartier haben wird. Sobald aber das Cavallerie-Repiment Seth und Oehring wieder verlassen wird, marschiert die Compagnie von Nahe und Itzstedt nach ihren alten Quartieren wieder zurück.

Übrigens wird am nächkommenden Mittewochen das ganze Regiment den Marsch nach Rußland antreten.

Sülfeld, d. 5. Nov. 1814. Kühle,
Platzcommandant.

D. 8ten Nov. 1814 ist die Compagnie von dem 5ten Nischegarotschen (Nischnji Nowgorodschen) Infanterie-Regiment, die d. 16. Oct. hier angekommen waren, wieder abmarschiert nach Siebenbömen (Siebenbäumen i. L.) wo sie von da weiter nach Rußland gehen werden.

D. 9ten Nov. des Mittags 12 Uhr kamen an, 1 Officier, 1 Bedienter, 1 Unterofficier und 19 Mann russische Kranken, die einquartiert wurden und den andern Morgen um 2 Uhr mit 4, 4spännige Wagen nach Hamburg fuhren.

Bey dem Abmarsch der fremden Truppen sollen auf Verfügung des hohen Amthauses die Nachtwachen im Dorfe Nahe bey Strafe im Unterlassungsfalle sogleich verdoppelt werden.

Trittau, d. 12. Nov. 1814. Hanßen.

Von dieser Zeit an begannen die Durchzüge der russischen Truppen, die während des Monats December andauerten; ja, noch im Januar 1815 ist von einer Einquartierung und Truppenbeförderung die Rede.

Außer dieser mehrmonatlichen Einquartierungs-Last mußten die Dörfer alle zwei Tage Feldpostreiter stellen. Die Order wiederholen sich, wie bei den Fuhrleistungen und sind mit den üblichen Androhungen der Excekution usw. versehen. Nach einem besonders diktatorischen Schreiben des Platzkommandanten findet sich unter dem 24. October:

Abbitte des Feldpostreiten in Bargteheide.

Auf Anzeige Ew. Wohlgebohrn vom 21ten d. daß wir d. 30ten d. M. zu Bargteheide mit dem Staffettenreiten auf 10 Tage wieder anfangen sollen, habe ich die Dorfschaft heute dato zusammen berufen, worauf sie beschlossen haben, daß sie 1 aus ihren Mitteln zu Hochdieselben senden wollen und mir aufgetragen: Die Hauptbeschwerden und Lasten die die Dorfschaft täglich auf dem Halse lieget, daß sie wegen den vielen Fuhren und Reiten nicht im Stande, sind ihr Wintersaat in's Land zu bringen. Und ich fast keine Nacht Ruhe habe das nicht etwas ankommt, und oft so schnell gehen soll, das ich nicht Zeit habe Pferde und Wagen aus dem Dorfe zu suchen, sondern meine Pferde aus dem Stalle nehmen und sie zu Reit- und Wagen-Pferde hergeben.

Die Lasten der Dorfschaft ist folgende:

1. haben wir im Dorfe 91 russische Infanterie, wofür wir alle 3 Tage Proviant holen müssen, und außer diesen sonst oftmals was mit die Officiers zu fahren ist; und thun wir letzteres nicht, so thun sie Gewalt, wie am Sonnabend Morgens früh d. 22ten D. noch in Itzstedt geschehen, daß sie den Vogt mit 10 Mann abgeholet haben und ihn so lange geprügelt bis er einen Wagen bestellet hat.
2. sind den 16ten Oct. 16 Cosacken angekommen, die wir alle 3 Tage Ration und Fourage holen müssen; diese liegen hier, um Briefe über zu bringen, die von Hamburg nach Kiel und andern Orten gehen und oft einen Ordonnanz-Reiter mitnehemn.
3. liegen wir auf der Landstraße von Hamburg über Segeberg nach Kiel, daß bald einen Reiter der einen Wegweiser zu Pferde, bald einen Wagen der

Vorspann verlanget oder einen 2 oder 4spännigen Wagen begehret, und oft 3 bis 4 Meilen fahren müssen, ehe sie abgelöset werden.

4. kommen oft Truppen durch unserm Dorfe, die wir des Nachts Quartier geben müssen, und den andern Morgen Wagens verlangen ihr zu fahren. — So hat es uns noch neulich d. 14. und 18. d. M. gegangen, das Quartier gemacht wurde für 1 Obersten, 1 Major, 1 Adjutant, 2 Capitains, 4 Offeziere, 30 Musikanten, 2 Feldscherer, 4 Tamburs, 12 Bedienten, 10 Pferde und 218 Mann; die 6 vierspännige Wagen und 2 Vorspann-Pferde Vorwärts nach Altona und Rückwärts nach Segeberg verlangten und erhielten. Im ganzen waren 4 Compagnien, wovon 6 Offiziere und 225 Mann in Itzstedt einquartiert wurden.

Da wir also so viele Lasten haben, so werden diese beyden Hufeners bitten: Ob wir nicht von das Reiten in Bargteheide befreit werden können.

Nahe, d. 24. Oct. 1814. Hinrich Pohlmann.



Das Muschelhaus in Hohenwestedt.

Von **D. Breiholz** in Bargfeld bei Innien.

Hohenwestedt ist ein hochgelegenes, anmutiges Kirchdorf in Mittelholstein mit reichlich 2000 Einwohnern. Es liegt so ziemlich in gleichem Abstande von den Städten Neumünster, Itzehoe, Heide und Rendsburg im Kreuzungspunkt der Westholsteinischen Eisenbahn und der Rendsburg-Itzehoer Chaussee. Außerdem ist es Endstation der Rendsburger Kreiseisenbahn und Ausgangspunkt der Chaussee Hohenwestedt-Hennstedt. Der Ort erfreut sich also des Vorzugs, im Knotenpunkt zweier Eisenbahnen und zweier Chausseen zu liegen, und hat eine wohlhabende Umgebung, die landwirtschaftlich in hoher Blüte steht.

Schon in alten Zeiten war Hohenwestedt ein bemerkenswerter Platz: die nordische Kriegsgeschichte verzeichnet mehrfach seinen Namen. Heute ist dieser Ort durch seine ausgezeichnete landwirtschaftliche Lehranstalt weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus rühmlichst bekannt.

Die freie und gesunde Höhenlage, das herrliche, einzigartige Panorama, prächtige Alleen, lauschige Spaziergänge, eine nette Bade-Einrichtung und andere Imponderabilien sichern Hohenwestedt einen guten Erfolg in dem Bemühen, sich mehr und mehr zu einer Sommerfrische für Großstädter zu entwickeln.

Unter den Sehenswürdigkeiten Hohenwestedts ist keine von solchem Reiz wie das Muschelhaus.

Auf erhabenem Platze stehend und weithin sichtbar winkt uns schon aus der Ferne der in vornehmem Villenstil gehaltene Prachtbau. Seinen charakteristischen Reiz erhält derselbe durch den reichen Muschelschmuck auf hellem Grunde.

In der Hauptfassade sind die Ecken von unten her mit großen Quadern von verschiedenen kleinen Südseemuscheln versehen. Dazwischen heben sich wirkungsvoll ab die hübschen Pilaster (Säulen) mit Kapitäl (Säulenknauf) und Architrav (Bindebalken), sämtlich aus Muscheln. Um das Gesims ist ein Muschelband gelegt. Die breite Muscheleinrahmung und Einfassung der Fenster geht oben in einen Rundbogen über. Eine prächtige Muschelreihe zieht sich unter dem Dache entlang, zwischen Spitzverdach und Dachung sind Rosetten und Reliefs angebracht. Die Unterkante der Hängeplatte schließen hübsche Eier- und Perlstäbe von kleineren Muscheln, und das Brüstungsgesimse prangt in Muschel-Blattverzierungsformen.

— Außerordentlich wertvoll ist dieser seltene Schmuck noch darum, weil er sich bereits bald fünf Jahre hindurch als durchaus winterfest bewiesen hat.

Das Muschelhaus ist ein einzigartiger Bau, zu dem sich weder in großen und kleinen Städten, noch in entlegenen Paradieseswinkeln der Erde ein Doppelgänger finden dürfte. Es ist in der Tat ein stark vergrößertes Schmuckkästchen in so anmutiger Form, wie es en miniature auf den Etagères und Nippestischen unserer Damenboudoirs nicht niedlicher gefunden wird.

Dieses Haus ist die Verwirklichung einer Idee seines Bewohners, des Herrn Detlef Hauschildt, wie auch des Maurermeisters Herrn Johann Rehder und gibt Zeugnis von deren genialer Originalität.

So ansprechend, ja entzückend die äußere Ansicht des Muschelhauses ist,



so reizend und sinnvoll ist die Gruppierung seiner besonderen Eigentümlichkeiten: Vor dem Hause liegt ein großer Schalenstein, ein Koloß, wie er in dieser Art nur selten angetroffen wird. Er redet uns von den Opferbräuchen unserer heidnischen Vorfahren und führt uns damit zurück in die Zeit längst vergangener Jahrtausende.

Treten wir hinein in das gastliche Haus. Auf dem Vorplatze entfährt unserem Munde ein „Ah", und staunend halten wir inne. Draußen vor dem Hause haben wir den stummen Zeugen aus der Urzeit unseres Volkes verlassen, und hier sehen wir uns nun plötzlich hineinversetzt in die Jugendzeit unserer Großeltern und Urgroßeltern. Da treffen wir den alten Beileger mit dem

gelbglänzenden Ofenkasten, da ticken die alten Pendulen, Schwarzwälder Uhren mit acht- und vierzehntägigem Gange in kunstvollen eichenen Gehäusen, wir sehen uns umgeben mit voller Wohnzimmer- und Kücheneinrichtung, genau so, „wie es bei meiner Großmutter war," und wie sie die Altertumsmuseen wohl üppiger, aber nicht besser aufzuweisen haben. Auch in dem Seitenraum des Hausflurs trägt alles die Überschrift: Es war einmal! In großen Glasschränken finden sich hier die ausgestopften Vertreter der einheimischen Tierwelt in zum Teil sehr schönen und seltenen Exemplaren.

Im hinteren Raum des Hauses tritt uns die moderne und modernste Gegenwart entgegen; hier liegt in jeder Hinsicht der Ursprung des „Muschelhauses." Hier blüht ein Industriezweig, dessen Erzeugnisse in den vornehmsten Salons der Großstadt einen bevorzugten Platz finden, der aber wunderbarerweise nur an wenigen Plätzen der zivilisierten Erde seine kunstgeübten Vertreter hat. Reichlich 20 000 Muscheln aller Art werden hier alljährlich für die verschiedensten Zwecke verarbeitet. Der Schwerpunkt dieser Industrie liegt in der Muschelgravitur. Die weitaus größte Zahl aller Muscheln wird nämlich auf besondere Weise präpariert und dann mit entsprechender Inschrift versehen. In der geräumigen Werkstatt regen sich viele fleißige Hände. Die Hauptabsatzgebiete der hier erzeugten Muschelfabrikate sind Berlin, Hamburg, Dänemark, Skandinavien, Rußland, die Schweiz und Österreich-Ungarn. So hilft das Muschelhaus in besonderer Weise die Fäden des Verkehrsnetzes spannen zwischen Hohenwestedt und der weiten Welt.

Das Muschelhaus mit seinem äußern Schmuck wird für alle Zeiten eine Zierde Hohenwestedts bleiben. Was aber wird aus seinen wertvollen Altertumssammlungen, wenn des jetzigen Besitzers fachmännisch geschulter Geist und seine kunstgeübte Hand nicht mehr dort walten? Diese Frage sollte nicht ohne befriedigende Antwort bleiben. Herr Detlef Hauschildt ist nicht nur Sammler von Altertümern, der wahllos seiner Sammlung alles einreiht, was sich bietet. Gar manches Stück, was früher im vorderen Raume des Muschelhauses einen Platz gefunden hatte, hat besseren und charakteristischeren Repräsentanten weichen müssen, und die Ausstattung hat im Laufe der Zeit beträchtlich an Wert gewonnen. Wünschenswert wäre es, die von Hauschildt gegebene Idee dahin auszugestalten, daß die jetzt vorhandene Liebhabersammlung zu einer Altertumssammlung für Mittel- und Westholstein oder für Kreis Rendsburg erweitert werde in ähnlicher Weise, wie auch anderswo Sammlungen mit lokalem Gepräge vorhanden sind. Ein gangbarer Weg zur Verwirklichung dieses Gedankens dürfte sich wohl finden, und gerade Hohenwestedt wäre in mehrfacher Beziehung der geeignete Ort, einer solchen Sammlung in seinen Mauern Raum zu geben.



Die Schwemmlandsdecke bei Flensburg.

Aus einem Vortrag „Geologische Heimatkunde"

von **R. Hansen** in Flensburg.

Wo die Ablagerungen aus der Eiszeit an der Flensburger Binnenförde aufgeschlossen sind, so in der Harnisser Ziegelei am Südufer und in Jordts Ziegelei am Nordufer, zeigen sie im wesentlichen überall dasselbe Profil. Ein Besuch in einem dieser Brüche ist deshalb geeignet, eine Übersicht über die erratischen Ablagerungen bei Flensburg zu gewinnen.

An der umstehenden Skizze sehen wir unten links (G) den Wasserspiegel der Flensburger Förde; rechts erhebt sich aus der Tiefe bis zu einer Höhe von reichlich 30 m die Braunkohlenformation. Sie besteht, wie der Werkmeister mir mitteilte, in den oberen Schichten aus Geröll, unten aus Sand. Darüber lagert bis etwa 150 m landeinwärts vom hohen Ufer anfangend der Geschiebemergel oder die Moräne der Haupteiszeit. Moräne, von mori = sterben, heißt sie, weil der Gletscher hier das Material gleichsam hat tot liegen lassen. Sie beginnt auf der Höhe des Tertiärs mit Fußdicke, erreicht aber im Hintergrunde der Grube schon eine Mächtigkeit von 7 m. Sie besteht aus einer fetten Masse von allerlei verwittertem und zerriebenem Material samt den bekannten Findlingsblöcken, die mehr oder weniger abgerundet und — besonders an einer Seite — mit Schrammen versehen sind, die vom Schleifen über den felsigen Untergrund während des Transportes im Eise herrühren. Auch unsere bekannten „Adams" (die phantastisch geformten Feuersteinknollen, die dem Steinaltervolke als Waffe, Werk- und Feuerzeug dienten), die der Gletscherriese aus ihrem Kreidegrab exhumiert und hierher zu ihrer abermaligen Bestattung gebracht hat, finden wir hier. Auch viel Kalk, ehemals Kreide der Ostsee (richtiger: des ehemaligen Kreidemeeres) ist der Moräne eingefügt, und dies ist zu einem blau-grauen Teig recht gründlich verknetet. Der Mergel ist sehr undurchlässig und besitzt eine bedeutende Härte, die von dem ungeheuren Druck herrührt, der während der Eiszeit darauf gelastet hat. Diese Härte soll den Baumwurzeln nachteilig sein, indem sie das Hineindringen derselben erschwert, und der Überreichtum an Kalk soll ihnen geradezu schaden. Viel gesunder wachsen dagegen Obstbäume auf dem Alluvium (z. B. in den Vierlanden, an den Hofenden in Flensburg), das solchem Druck nicht ausgesetzt gewesen ist.

Als ich im Sommer 1904 der Grube einen Besuch abstattete, fiel mir in etwa halber Höhe eine handbreite sehr grobe Grandschicht auf, die auf eine starke Ausschlemmung hinwies. Ich wußte zuerst nichts damit anzufangen, weil die Geologen behaupteten, daß die ganze Moräne eine Fracht sei. Später nahm ich an, sie sei dadurch entstanden, daß die eine Hälfte der Moräne beim Heranrücken, die andere beim Rückzuge des Eises zur Ablagerung gekommen ist, weil die Abschmelzung und Ablagerung in einer Linie am Rande des Gletschers stattfindet. Das über dem Geschiebemergel zur Ablagerung gekommene Ausschlemmungserzeugnis, der Korallensand (Bryozonsand), ist hier nahe an der Förde teilweise fortgespült, so daß der Blocklehm stellenweise unmittelbar auf dem Geschiebemergel lagert.

Die Blocklehmschicht (C) hat unten an der Förde eine erhebliche Mächtigkeit, in der Höhe eine gleichmäßige von etwa 3 m. Sie soll in Schleswig-Holstein nirgends 4 m übersteigen. Der Blocklehm ist im ganzen von derselben Güte wie der Geschiebemergel; aber wegen des größeren Reichtums an Findlingen und weil die gelbe Farbe mit der blauen vermischt den Backsteinen Buntscheckigkeit verleihen würde, wird er zur Ziegelsteinfabrikation nicht benutzt, sondern aufs Tertiär hinabgestürzt.

Zuoberst liegt der Decksand (D). Pflanzen- und Tierreste haben ihn schwärzlich gefärbt. Sie bilden den Humus der Ackerkrume, die Kohle des Alluviums. Konzentriert ist der Humus im Moor enthalten. Wo der Decksand so dünn liegt, daß er durch den Pflug, den Maulwurf, den Regenwurm und andere Faktoren mit dem Blocklehm vermischt wurde, ist eine fette Ackerkrume entstanden, so in einem breiten Gürtel längs der Ostküste und auf inselartigen Gebieten an der Westseite Schleswig-Holsteins.

Eingefaßt von Blocklehm zieht sich etwa 150 m landeinwärts eine Sand-

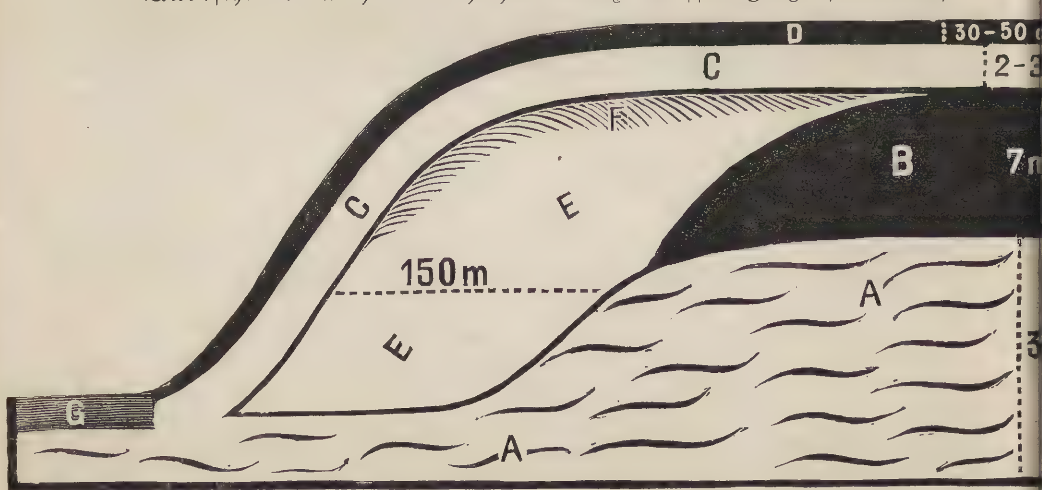
schicht (E). In ihren unteren Teilen besteht sie aus gröberen oder feineren Grand- und Sandschichten und schließt unmittelbar unter dem Blocklehm mit einem feinen, fetten Mergelsand (F) ab. Diese Sandschicht ist offenbar zugleich mit dem Blocklehm entstanden, denn eins kann ohne das andere nicht bestehen; sie gehören zusammen wie Kern und Schale.

Nach den Ergebnissen der geologischen Forschung werden sich diese Schichten etwa in folgender Weise abgelagert haben:

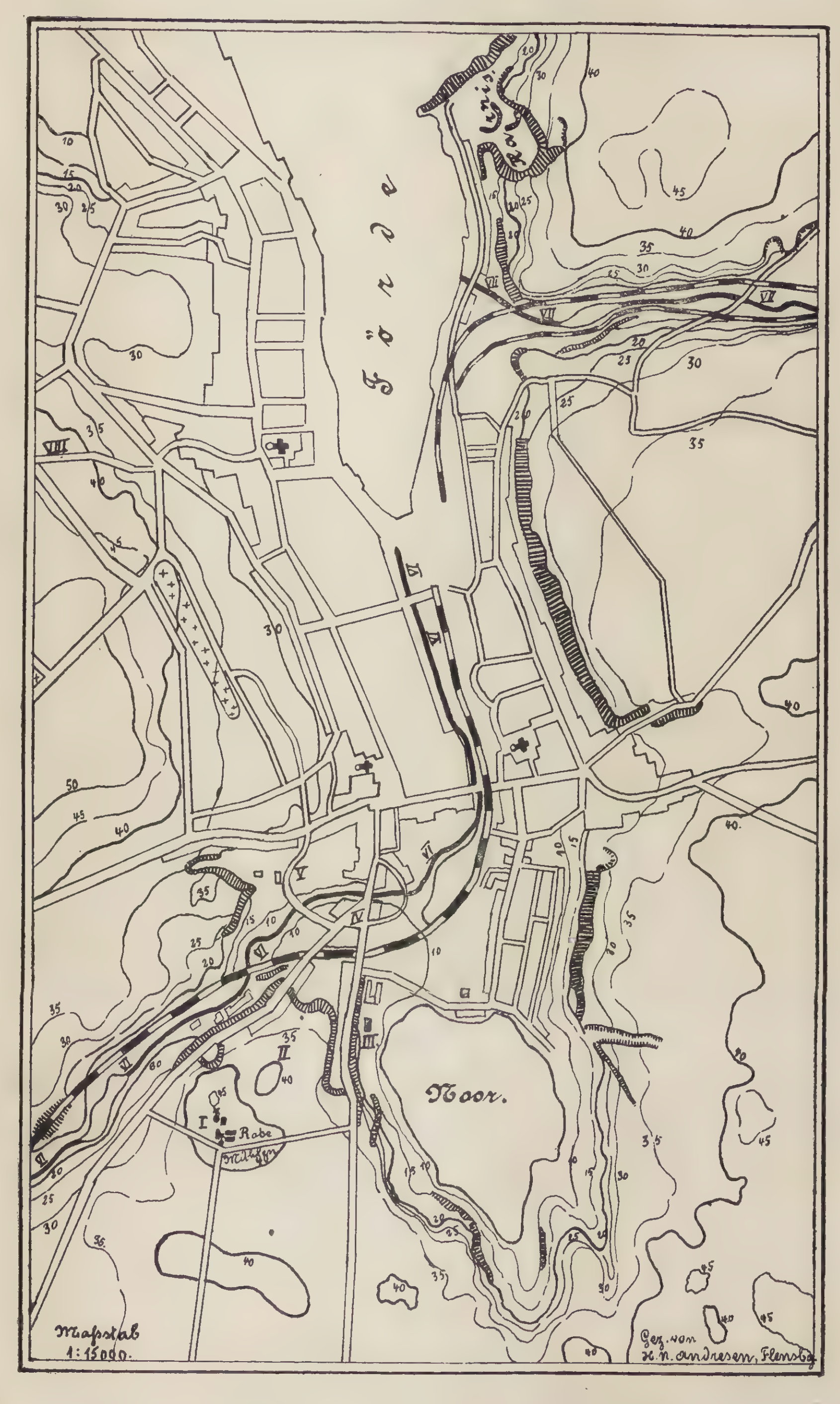
Als der Gletscher der Haupteiszeit die Küste unserer Provinz erreichte, also auf eine Hebung des Bodens stieß, stauchte er diese zu einem Wall empor. Eine Verzögerung im Fortschreiten trat ein, die so lange währte, bis er durch Nachschub groß genug geworden war, um dieses teilweise selbstgeschaffene Hindernis überwinden zu können. Dann schritt er darüber hinweg, indem er, den Stauchungswall noch erhöhend, seine Moräne darüber ausbreitete. Solche Stauchungswälle erkennen wir deutlich an der Ostküste von Alsen und Angeln, ferner an beiden Seiten der Flensburger Förde Es darf deshalb angenommen werden, daß diese damals ein bedeutendes Flußbett gewesen sei, in das eine vorauseilende Gletscherzunge sich hineinschob, die beiden Ufer wallartig zurückdrängend. (Vergl. die Karte von Schleswig-Holstein von Bruhn und Andresen.) Diese Gletscherstauchungswälle sind insofern geographisch wichtiger als der sogenannte Rücken in der Mitte unserer Halbinsel, weil sie und nicht dieser die Wasserscheide bilden. So senden die beiden Wälle längs der Förde ihre Niederschläge nach Süden in die Kielstau und nach Norden in die Gehlau, die in die Treene, bezw. in die Grönau fließen.

Unaufhaltsam in unserer Provinz eine Grundmoräne (also ohne Ausschlemmung) ablagernd, soll das Eis sich über die Nordsee bis nach England geschoben haben. Endlich überwogen Verdunstung und Abschmelzung über den Nachschub, und das Eis trat den Rückzug an. Als die Abschmelzungslinie unsere Westküste erreichte, mochten Eis und Wasser — so könnte man annehmen — hier ähnliche Förden wie an der Ostküste geschaffen haben, die etwa bei der letzten Vereisung verschüttet worden sind. Diese Mutmaßung wird hinfällig, wenn man bedenkt, daß das heranrückende Eis hier keine Stauchungswälle auf-

Querschnitt durch die Schichten im Harnisser Ziegelsteinbruch.



A Tertiär. B Geschiebemergel. C Blocklehm. D Ackerkrume. E Sand. F Mergelsand. G Wasserspiegel der Förde.



Der innere Teil der Förde mit Umgebung.
Die arabischen Ziffern geben die Höhe an.
I Rote Mühle. II Tegelberg. III Schweizerhalle. IV Neumarkt. V Pferdewasser.
VI Mühlenstrom. VII Adelbybek.

geschüttet hatte, die das Abschmelzwasser in ein schmales Bett hätten fassen können. Ferner strömte das Wasser mit großer Kraft von dem Gletscher hinweg, gewann also keine Zeit, sich zu sammeln. Vielmehr furchte es sehr breite Täler aus, und was an Breite gewonnen wurde, ging an Tiefe verloren. Zwischen diesen breiten Tälern befinden sich bekanntlich nach Westen verlaufende Höhenzüge aus Geschiebemergel, die auf den westlichen Ausläufern wie Oasen aus dem Sandmeere emporragen.

Anders aber war die Wirkung des Abschmelzens, als die Wassermassen nach Überschreitung des Stauchungswalles in die Ostsee hinaus mußten. Da suchten sie zwischen Wall und Gletscher, unter letzterem und durch denselben von oben herab durch Strudellöcher und Gletscherspalten zu entrinnen. Ich möchte diesen Vorgang mit der Tätigkeit in einem Bergwerk vergleichen: der Häuer bricht los und der Förderer schafft das Losgebrochene fort. Der in der Förde berghoch liegende Gletscher war ein gewaltiger Häuer, der erst die beim Heranrücken eben abgelagerte Moräne und dann das darunter liegende Tertiär losarbeitete, und sein Geselle, das Abschmelzwasser, schaffte das aufgewühlte Material treu und fleißig zur Ostsee hinaus. Und diese vereinigte Tätigkeit führte zu folgendem großen und schönen Resultat: Als der Gletscher schließlich abgeschmolzen war, und die Ostsee ihre salzigen Fluten in das leere Gehäuse der ehemaligen skandinavischen Flußmündung wälzte, da lag unsere liebe Förde spiegelblank und fertig da, und zwar breiter als jetzt; denn, wie wir gesehen haben, bei Harnis tritt die Ablagerung aus der Haupteiszeit, der Geschiebemergel, etwa 150 m weiter zurück als das Ufer nach der letzten Eiszeit. Das Westufer des Hafens lag einige hundert Meter zurück; denn wie Herr Jürgensen, Rote Mühle, mir mitteilt, findet sich der Geschiebemergel erst ein paar hundert Meter hinter den Roten Mühlen, verschwindet aber bald weiter nach dem Westen unter den Ablagerungen aus der letzten Eiszeit, so daß er für landwirtschaftliche Zwecke nicht zu erreichen ist. Auch im Nordwesten des Stadtgebiets, z. B. am Marienhölzungsweg, liegt die Blocklehmmoräne ebenso wie in den Ziegelsteinbrüchen und bei den Roten Mühlen unmittelbar auf dem Geschiebemergel. Die größten Erosionstäler — das Mühlenstromtal, Schwarzental, das Adelbybek-Tal — bildeten offenbar Verlängerungen des Hafens.

Gleichzeitig mit der Förde sind unsere Moore entstanden. Sie liegen an solchen Stellen, wo eine besonders starke Stauchung stattgefunden hat: Dem Wenningbund gegenüber liegt das Nübelnoor, dem Knie bei Ekensund gegenüber liegt das Alnoor oder Gravensteiner Noor, dem Knie am Neumarkt gegenüber das Flensburger Noor oder der große Mühlenteich. An solchen Stellen werden wohl die Uferwände dem starken Druck widerstanden haben, der Gletscher hat sich überstürzt und in der Stauchungsrichtung sich diese „Riesentöpfe" auf ähnliche Weise wie die Förde ausgehöhlt.

In der darauf eintretenden Interglacialzeit (Zwischeneiszeit) kam allmählich ein Klima zur Geltung, das dem jetzigen ähnlich, wohl noch etwas milder gewesen sein muß. In den Ablagerungen aus dieser Periode findet man neben Resten von der Eiche, Linde, Ahorn, Stechpalme, Lärche und Kiefer auch Tierreste vom Biber, Reh, Edelhirsch und Damhirsch. Schichten aus dieser Periode stammend — z. B. ein Torfmoor zwischen den beiden Moränen — sind m. W. bei Flensburg nicht untersucht worden.

Aber auch diese Herrlichkeit nahm ein Ende, und die letzte Eiszeit rückte heran. Diesmal kam das Inlandeis von den Ländern der östlichen Ostsee als baltischer Eisstrom zu uns. Diese Vereisung ist aber gering gewesen im Vergleich zur Haupteiszeit, indem sie Halt machte auf dem Rücken unseres Landes.

Verfolgen wir aber den Gletscherstrom, der, vorauseilend, seine Richtung in die Flensburger Förde nahm. Aus triftigen Gründen war diese in der langen Interglacialzeit keiner fürsorglichen Ausbaggerung unterworfen gewesen. Dies übernahm jetzt der Gletscher, indem er einen Teil des Ausbaggerungsmaterials vor sich herschob. Andere Teile brauchte er zur Auspolsterung der Fördewände, und darüber breitete er, wie wir hier an der Skizze sehen können, eine Decke, seine (Blocklehm-) Moräne. Den größten Teil aber schob er in den innersten Teil des Hafens, wo er wulstartig zur Ablagerung kam. Auf einem solchen Wulst liegt recht wahrscheinlich Alt-Flensburg, ferner die Aktienbrauerei und die neue Werft. Obgleich die Ablagerungen des Gletschers an allen Wänden Flensburgs gleich sind, wollen wir der Anschaulichkeit halber den Gletscherstrom ins Auge fassen, der sich in den innersten Teil des Hafens schob. Zwischen dem Noor und der Verlängerung des Hafens in das Mühlenstromtal hinein befand sich offenbar eine Landzunge.[1]) Hier angelangt, gabelte sich der Gletscher, indem der eine Arm das Noor mit einer mächtigen Endmoräne auspolsterte, der andere aber rechts in das Tal hineinbog. Diese beiden Gletscher legten sich an die erwähnte Landzunge. Dadurch entstand ein dreiseitiges Staubecken, eingefaßt von den beiden Moränen und dem westlichen hohen Ufer (s. o.) Die Ausschlemmungen aus der Moräne kamen nur teilweise in diesem Staubecken zur Ablagerung, nämlich die Grande und Sande, während die feinen Bestandteile wie Ton, Kalk, Staubsand u. a. fortgespült wurden. Die große Sandmasse steht in keinem Verhältnis zu der geringen Ausschlemmung,[2]) und ich möchte deshalb annehmen, daß das Ausbaggerungsmaterial nicht wenig dazu beigesteuert habe. Das ist um so mehr anzunehmen, weil viele Fossilien, besonders Seeigel, Belemniten, Muschelschalen, letztere zuweilen am Noor nesterweise vorkommen. Bei der Bildung der letzten Schicht ist fast die gesamte Gletschertrübe zur Ablagerung gekommen; denn die Sandschichten schließen mit einer Schicht Mergelsand, oder wie die Arbeiter ihn nennen, „Sugsand" ab. Das Wasser im Becken muß in diesem Stadium eine erhebliche Tiefe ohne Strömung gehabt haben. Über diese Schicht hinweg wälzte der emporgewachsene Gletscher seine Moräne, und zwar zuerst eine wenig ausgeschlemmte Grundmoräne. Der Vormarsch muß jedoch bald ins Stocken geraten sein, denn die Moräne wird Schritt für Schritt magerer, und in der Nähe der Nordschleswigschen Weiche ist die ganze Herrlichkeit der Ostküste, der Ton, ausgeschlemmt und fortgespült, und nur in Sand eingebettete Gerölle und „Findlinge" sind zurückgeblieben.

Wohl Jahrhunderte lang ist die Abschmelzungslinie auf dem Rücken stationär geblieben. Wie weit sie nach dem Westen verlegt gewesen ist, also die genaue Grenze zwischen Rücken und Geest, ist noch nicht festgestellt. Die Ausschlemmungserzeugnisse sind in der Weise zur Ablagerung gekommen, daß zuerst Gerölle, dann die gröberen und feineren Grande und Sande sich ablagerten.

---

[1]) Bei den Erdarbeiten zwecks Anlage eines Doppelgeleises von der Nordschleswigschen Weiche nach Flensburg im Jahre 1904 wurde diese vermutete Landzunge in einer Tiefe von 20 m (Tiefe geschätzt nach dem Durchstich bei der ersten Eisenbahnanlage von 1854) zwischen den Brücken an der Schleswiger und Husumer Straße bloßgelegt und teilweise durchgeschnitten. Sie besteht aus blauem, in der obersten Schicht (etwa 1 m) aus gelbem — gebleichtem und ausgelaugtem — Geschiebemergel.

[2]) Am westlichen Ufer des Noors ist die Ausschlemmung so gering gewesen, daß die Moräne zur Ziegelfabrikation hat dienen können. Das Kloster hatte hier (bei der Schweizerhalle) eine Töpferei. Der westlich davon liegende Berg hieß deshalb lange „der Tegelberg," welcher Name jedoch mit dem Verbrauch des Lehmes sich den veränderten Verhältnissen angepaßt hat und bescheidener in „Sandberg" umgewandelt ist.

Der auf dem Geschiebemergel vordem lagernde Korallensand ist teils fortgespült, teils mit dem Decksand vermischt. Die im Wasser schwebend fortgeführten Tone, Staubsande u. a. sind erst in der Nordsee zur Ruhe gekommen, wo sie zur Bildung der Urmarsch beigetragen haben. Der Elbe gebührt dabei jedoch das Hauptverdienst. Sie entwässerte während der Eiszeit nicht nur ihr eigenes Flußgebiet, sondern auch das der Oder und der Weichsel, weil die Mündungen dieser Flüsse vom Inlandeise versperrt waren. Auch die meisten Niederschläge Schwedens, der Ostsee und Finnlands übergab sie der Nordsee, so daß sie ein außerordentlich mächtiger Fluß gewesen sein muß.

Endlich mußte der Steinriese dem Thor[1]) das Feld räumen, aber obgleich abgeschwächt, war die Kraft des Riesen noch nicht gering. Er suchte sich eine neue Stellung bei Hornholz (ein paar Kilometer südlich von Flensburg), die er längere Zeit hartnäckig verteidigte. Vor ihm lag ein Staubecken, das jetzt vom Jarplunder Moor ausgefüllt wird. In dies hinein ergossen sich die Abschmelzwasser. Weil aber das Becken Abfluß nach Norden in die Flensau hat, ist es nicht tief, weshalb eine erhebliche Strömung die weißliche Gletschertrübe nicht zur Ablagerung hat kommen lassen. Ähnliche große, aber seichte Flachseen bildeten sich in großer Zahl auf dem Rücken und an der Westküste. Sie sind früh vertorft.

Als der Steinriese die Position bei Hornholz verteidigte, wurde seine rechte Flanke von einem Gletscher bei Fröslee (einige Kilometer nordwestlich von Flensburg im Flußgebiet der Förde) geschützt. Vor ihm lag ein flaches Gelände, das sanft gegen Westen ansteigt. Über diese Höhe hinweg suchten die Abschmelzwasser in die Nordsee zu fließen, allein ihre Kraft reichte dazu nicht aus; sie kamen zurück, begegneten dem ausströmenden Wasser, und es entstand eine Brandung. Wie in der Brandung an der jütländischen Westküste drei parallele Sandbänke entstanden sind, so haben sich hier zwei gebildet. Es ist recht interessant, auf den Frösleer Sandhügeln zu stehen: Man glaubt noch das Tosen der Brandung zu hören und den Gischt emporspritzen zu sehen!

Wieder war der Steinriese zum Rückzuge genötigt. Diesmal nahm er eine neue Stellung, etwa bei Hürup. Zuweilen rückte er sogar wieder vor. Durch diese Schwingung hin und her entstanden Stauchungen und endmoränenartige Hügel, dazwischen meist abflußlose Falten- oder Stauseen. Besonders die westliche Hälfte Angelns hat dadurch einen stark hügeligen Charakter bekommen, und die Ablagerungen bieten ein verwickeltes und kein Normal-Profil, wie die Harnisser Ziegeleigrube. Die Höhen Angelns sind die relativ unfruchtbarsten, die der Westküste die relativ fruchtbarsten; denn jene sind Endmoränen, diese Grundmoränen aus der Haupteiszeit. Als der Feind erst auf Schub gebracht worden war, konnte er sich nicht mehr festsetzen: Die östliche Hälfte Angelns bildet durchweg eine Grundmoränenlandschaft.

Aber nun wieder hinab zu unserer Förde, um zu sehen, welches Unheil die Abflußwasser verursacht haben; denn wehe, wenn er losgelassen, der „Sandbub," wenn seine Gefängnistür ihm mutwillig geöffnet würde; er würde den Hafen in eine Sandbarre verwandeln. Was für ein gefährlicher Vagabund er ist, wenn er „einhertritt auf der eigenen Spur," das erzählen uns die Dünen. Bezähmt und bewacht aber ist er ein anständiger Gesell, und die Baumeister, ja, selbst die Gärtner Flensburgs loben ihn. Also sehen wir mal

---

[1]) Bekanntlich glaubten unsere heidnischen Vorfahren, daß die ihrer Zeit besonders zahlreich auf dem Rücken umhergestreuten Findlingsblöcke die Leiber der vom Norden herangerückten Steinriesen seien, die aber der gewaltige Gott Thor mit seinem Hammer zertrümmert hatte.

zu! Die Gefängnismauer, die ihn einschließende Moräne, ist gänzlich unversehrt! Hinter dem Schulhaus am Pferdewasser liegt ein steiler Sandberg, der auch von dem Moränemantel eingehüllt ist. Bis vor 10—15 Jahren war dieser heil und ganz. Seitdem aber die Passage über den Hügel freigegeben ist, hat die liebe Jugend ihre Freude daran, beim Absteigen die Stiefelabsätze in den weichen Mantel tief einzustecken. Dadurch hat er ein Loch bekommen, und der Sand schaut heraus. Was sämtliche Abschmelzwasser der letzten Eiszeit und sämtliche Sturzregen der nachglacialen Zeit zusammen nicht vermocht haben, das hat die Jugend in 10 Jahren mit den Stiefeln fertiggebracht!

Wie kann man an dieser Skizze wahrnehmen, daß der Gletscher der Haupteiszeit ein Riese, derjenige der letzten Eiszeit aber ein Zwerg gewesen ist? Ohne Zweifel reichte die Geschiebemergelmoräne ebenso wie die Blocklehmmoräne unter den Wasserspiegel der Förde hinab. Als aber der Gletscherriese, von Thor tödlich getroffen, sich sterben legte, wand und krümmte, reckte und streckte er sich in seinem Sterbebett. Allein es war ihm zu eng, ein wahres Prokrustesbett! Da hobelte und sägte, meißelte und feilte er solange daran, bis es ihm groß genug wurde. Dabei ist er aber so unvorsichtig zu Werke gegangen, daß er seinem eignen Kinde, der Moräne, das Bein am Knie amputiert hat.

Mit dem Ende der letzten Eiszeit begann die neueste Zeit, das Alluvium. Unsere Heimat hatte jetzt ungefähr die Gestalt bekommen, die sie noch hat. Hebungen und Senkungen von Bedeutung ist sie seitdem nicht ausgesetzt gewesen.

Die wichtigsten Ablagerungen des Alluviums sind (neben Moor und Marsch) Sande, Tone und Kalke, die besonders in Tälern und Wiesen abgelagert sind. Dadurch ist die Moräne in den oberen Teilen ausgelaugt und zur Mergelung ungeeignet geworden. Eine bei Flensburg häufig vorkommende sehr schädliche Bildung des Alluviums ist der Raseneisenstein, hier gewöhnlich Ahl genannt. Er entsteht, wenn der zersetzte Humus mit Nährsalzen in Berührung kommt. An der Westküste sollen noch im Mittelalter schöne Wälder gestanden haben, wo jetzt wegen Ahlbildung nur verkrüppelte Bäume ein trauriges Dasein fristen.

Angesichts dieser gewaltigen geologischen und klimatischen Veränderungen scheint gegenwärtig ein Stillstand eingetreten zu sein. Das ist aber nicht der Fall, sondern die Geologen haben den von Lyell aufgestellten Lehrsatz angenommen: Alle Veränderungen, wie großartig und umwälzend sie erscheinen, sind in *derselben langsamen und stetigen* Weise vor sich gegangen, wie sie sich heute vollziehen.



Eckernfördes erste Feuerspritze.

Mitgeteilt von **Chr. Kock** in Bohnert.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen, dem Eckernförder Stadtprotokoll entnommen, zeigen, wie es zuweilen lange dauert, bis wichtige Erfindungen, hervorragende Verbesserungen allgemein Eingang und Verbreitung finden. Bekannt dürfte die Tatsache sein, daß Anton Platner in Augsburg 1518 aufs neue die Feuerspritze erfand, bekannt ferner, daß van der Heide in Amsterdam 1672 diese durch Erfindung des Windkessels, des Druckschlauchs und Saugeschlauchs verbesserte. Wie erstaunt man, daß 200 Jahre nach des ersteren und 50 Jahre nach des letzteren Erfindung die Stadt Eckernförde noch ohne Feuerspritze war.

Das Stadtprotokoll berichtet:

„Den 31. Juli 1714.

Da ein Sprützenmacher sich angegeben, eine Feuersprütze vor diese Stadt gegen billige Bezahlung zu machen, alß ist solches Deputatis dato vorgetragen, die aber daruff geantwortet, daß weiln bey itzigen schweren Zeiten viele Ausgaben wären und die Stadt ohne dem zu schwer fielen, man bey gegenwärtigen conjuncturen nicht dazu resolviren könnte, welches denn dem Sprützenmacher zur Andtwort gegeben worden."

Man motivierte das ablehnende Verhalten mit der großen Geldnot der Stadt während des nordischen Krieges. Noch 7 Jahre gingen ins Land, und erst eine größere Feuersbrunst brachte die Stadtväter dahin, die Anschaffung einer Spritze zu beschließen.

Wir lesen weiter:

„Den 23ten May Ao. 1721.

Weiln auch bisdaher keine sonderliche Anstalt wegen Feuers-Gefahr in dieser Stadt gewesen, und man dann dieser Tagen mit einer Feuers-Brunst, da das sogenandte Semmelhacksche Haus in Brandt gerahten, in dieser Stadt durch des Höchsten Verhängnuß heimgesuchet worden; Alß haben der Herr Cammer-Rath Lüders noie des Herrn Praesidenten Excellence, zunebst Magistrat und Deputirten resolviret, daß eine Feuer-Sprütze mit 2 Schlangen (Schläuchen), 100 Feuer-Eimer, 2 od. 3 Leitern und benöhtigte Hacke gemachet, und dazu ein quartal Contributions eingefordert, und sofort sonder anstandt bewerkstelliget worden soll. So bald nun diese instrumenta angeschaffet, soll ferner Veranstaltung und was sonsten nöhtig zu einer Feuer-Ordnung gemachet werden.

Den 13. Juni 1721

eröffnet Herr Tham[1]), wie er Nachricht erhalten, daß indem auf dem adel. Guht Kohöfft[2]) Feuer-Sprützen vorhanden, selbige ex concursu[3]) verkauffet werden würden, da dann, weiln die Stadt dergl. benöhtiget und also hieselbst angeschaffet werden solten, solche daselbst der Stadt zum Besten gekaufet werden könten."

Aus diesem Projekt scheint nichts geworden zu sein; denn:

„Den 22. Sept. 1721

proponirte der Herr Commerce Assessor et Bürgermeister Rhenius, wie ein Fontain-Meister der sich bisher zu Neuenhoff[4]) aufgehalten, dieser Tagen bey ihm gemeldet, um die resolvirte Feuer-Sprütze vor dieser Stadt zu machen, daher zu resolviren wäre, ob man bei ihm die Sprütze machen laßen wolte oder nicht, wie denn solches Deputatis und Bürgerschaft heimgestellet würde, darin zu resolvieren, was nützlich und nöhtig sey; denn gedachter Fontain-Meister ausm Lande wieder wegreisen wolte, daferne er solche Arbeit nicht krigte.

Da nun Deputati und Bürgerschaft die Sprütze vor die Stadt nöhtig zu seyn erachtet, der Fontain-Meister nahmens Winkeler auch selbsten erschien, und einen Abriß von einer zu machenden Sprütze zeigete, wovor er 170 rd. prætendirte, wurde mit ihm darüber accordiret und endlich mit ihm bedungen, daß er die Sprütze nach dem producirten Abriß machen, auch daß deren Bake oder Cumme vollenkommen vier Tonnen Waßer halten soll, wovor er 150 rd. haben soll, und zwar 50 rd., wenn

[1]) Ein Deputierter. [2]) Jetzt Ludwigsburg in Schwansen. [3]) Gemeint sein dürfte der Konkurs des Königlichen Kanzlers, Johann von Temming, zu Ludwigsburg. [4]) Vielleicht Dänisch-Nienhof im Dänischen Wohld, vielleicht Meierhof Rothensande in Schwansen, der vormals „Nienhof" hieß.

er die Arbeit aufängt, und der über rest, wenn selbige fertig und nach geschehener probierung untadelhaft gelieffert worden, auch soll hierüber ein ordentl. Contract in Duplo ausgefertiget werden.

Den 9ten Dezember 1721

proponirte der Herr Assessor und Bürgermeister Rhenius, wie nunmehro die mit dem Brand-Direktor und Sprützenmacher bedungene Feuer-Sprütze verfertiget sey, derohalben solche zu besehen nnd die Anstalt zu machen sey wo sie unter zu bringen; auch wer damit umgehen soll, wenn sie etwa im Fall der Noht (:welches Gott verhüte:) sollte gebrauchet werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hierauf sind verschiedene Handwerker als Schmidt, Schuster und Tischler bestellet, diesen Nachmittag die Besichtigung zu beschaffen, wie denn Magistratus, Deputati et Bürgerschaft um 2 Uhr Nachmittag desfals wieder anhero zusammen kommen wollen.

NB: Die Besichtigung ergab ein gutes Resultat, und Herrn Winkeler wurde die Bezahlung versprochen."

Zum Schlusse sei bemerkt, daß 1734 am 13. Aug. beschlossen ward, durch den Kupferschmied der Stadt eine zweite Spritze anfertigen zu lassen. 1763 war die Stadt im Besitze von 3 Spritzen, die der Aufsicht des Glockengießers Johann David Kriesche unterstanden.



Mitteilungen.

1 **Zwei Hochzeitsbittersprüche aus dem Fürstentum Lübeck.** Mitgeteilt von L. Stübe in Lübeck.[1])

I.

Ik scholl Se grüßen von Herrn von Poschendörp un von de Jumfer Seekrim, un se möchten vörleef nehmen, wat de leef Gott beschert harr, nämlich: Wittfisch, Aalstank, Stinkstank, aftrocken Schinken mit Nadelsknöp, schön olen Käs' von gistern; schön ol Beer schall brugt warden as tokom Mittwoch öwern vertein Dag'.

De 'n Weg nich wet, de gah man krumm üm bi 't Eckhus, dor wahnt de ol Küters ehr Dochter ut 't Leckhus, wo de isern Beerbom vör de Dör steit, de all Johr dreemal Frucht bringt: Allerhilgen, Wihnachten un Fasselabend; wo de Soot an 'n Gewel hängt un wo dat Heu mit de Eel meten ward.

De ol lütt Krischan, de Papiermöllergesell mit de Hemdsöm, mit de Müggentöm — den sin Vader, Grotvader un Öllervader: de schölt Mus'kant sin.

De nu mit will, kann kamen. (Nach Frau Maas in Süsel.)

II.

Ich habe vielmals zu grüßen von dem Herrn Landbedriff Knackhard und der viel ehr- und tugendsamen Jumfer Katharina Cäcilia Remelsknar, Grottrin ehr Dochter von Lipphusen. Se laten Se flitig bidden an de Her'n Mannslüd, Fruenslüd, Jumfern un Junggeselln: Se müchten so god wesen un kamen so as tokum vertein Dag' in ehr Behüsung un nehmen dor vörleef, wat se Ehr dor to goden dohn wolln. Un wenn se kunnen solches wedder god maken, dann woll'n se 't ok vun Harten gern laten.

Nu will ik ok enige Gäste vermelln. Dor warden kamen tom ersten: Grotfretwurst von Flauburg, dat grot Postwif von Hamburg, Peter Krischan Kielhan Krenker — un Kassen Dacksteen kümt sülben up de Hochtid.

Nu will ik noch enige Mus'kanten vermelln: Peter Rottenstöwer mit de Dwerfleit, Uhlbom mit 't Tuthorn, Kasper Kreienfot mit de Viol.

Ok enige Gerichte will ik vermelln: Swiensgrapenbraden un Plum'n, ok schönen olen Käs' von gistern, schön olt Beer, dat sall tokum März brugt warden bi Meister Flauwurst to Klabenbeck. Sin Broder is Trumpetter to Harborg bi Lischau, hett 'n bunten Rock an.

Sollte nun jemand auf dieser Hochzeit zu viel gegessen oder getrunken haben, so will ich ihm ein paar Gazionen (?) annotieren, womit er wieder kann seinen Magen

[1]) Vergl. „Heimat" Nr. 6, 13. Jahrgang, S. 142. Andere Hochzeitseinladungen finden sich in der „Heimat" vom Jahre 1895, S. 227.

kurieren. Dann muß er nehmen: Drei Loth Salpeter mit Hühnermilch gestoßen, das Herz eines Amboß, das Schmalz eines Blasebalgs, die Ohren von einer Mücke und die Füße von einem Aal. Dieses alles zusammen in einen gläsernen Mörser, der von weißem Wachs gemacht und mit Blaugarn zusammengenäht ist. Laß es kochen von elf bis vierundzwanzig, von Petersburg bis Rom, bis das Dicke oben und das Dünne unten kommt. Alsdann müßt Ihr nehmen eine eichene Rinde, die vier Fuß dick ist — gießt alles dadurch und gebt es dem Patienten ein und so wird er von Stund an kurieret sein. Nun werdet Ihr fragen, wo diese Kräuter zu finden sind. Da müßt Ihr gehen nach Guckelsheim in die Kapaunenstraße, wo die Pumpe am Giebel ist. Vor der Türe sitzt eine Frau, die ist taub, stumm, dumm und krumm: die wird Euch ebensoviel Antwort geben wie ein Esel, der nicht sprechen kann.

(Nach Frau Ebentheuer in Süseler-Baum.)

2. **Nutzen der Schleiereule.** Vor etwa 10—15 Jahren habe ich in den Dörfern am Risummoor und den angrenzenden Kögen noch häufig an den Scheunentoren der Bauernhöfe Schleiereulen angenagelt gesehen. Aus purem Unverstand wird der „fliegenden Katze" ein solcher Dank, während sie doch sorgfältigste Schonung verdient hätte. Da der abergläubische Gebrauch wohl in der ganzen Provinz verbreitet ist, so dürften die Erfahrungen eines Hofbesitzers aus der Gegend von Glückstadt die Leser der „Heimat" interessieren und den Eulenmördern eine andere Meinung beibringen. Nach einer Mitteilung der „Fl. N. Ztg." hatte sich auf dem Taubenschlage dieses Hofbesitzers ein Schleiereulenpaar sein Nest gebaut und hauste dort in Frieden und Eintracht mit den Tauben, was schon oft beobachtet wurde. Eines Morgens fand der Hofbesitzer um das Nest nicht weniger als 54 tote Mäuse aufgehäuft. Er entfernte sie und fand am nächsten Morgen abermals 43 Mäuse. Diese Beute war natürlich für die Jungen bestimmt. Wie viele Nager sind wohl noch nebenbei von den Eltern vertilgt worden? Landwirt, schone die Schleiereule! D. N. Christiansen in Sonderburg.

Bücherschau.

Die mitteleuropäischen Vögel. Ihre Naturgeschichte, Lebensweise und ihre Jagd. Von Dr. **E. Bade.** 1. Band. Mit 1 Tafel in Farbendruck, 4 Schwarzdrucktafeln, 31 Tafeln in Photographiedruck, fast ausschließlich nach Aufnahmen lebender Vögel, und 144 Textabbildungen photographischer Aufnahmen der Nester und Eier, sowie Zeichnungen von Vogelteilen. Berlin 1904. Herm. Walther, Verlagsbuchhandlung. 392 S. geb. 7 M. — Naumanns klassisches Werk über die heimische Vogelwelt liegt bereits vollendet in 2. Auflage vor, ein rühmenswertes Denkmal deutschen Fleißes, deutschen Könnens. Wäre es nur mit dem Wünschen getan, es würde die Bibliothek keines Naturfreundes dieses herrlichen Werkes entraten. Aber der notwendig hohe Preis setzt der Verbreitung enge Schranken, und für manchen Vogelfreund gilt's, Umschau zu halten nach kleineren und kleinen, auch brauchbaren Werken. Als ein solches bietet sich das neue Werk von Dr. E. Bade an. Es beschränkt sich auf die Vogelarten, die regelmäßig in Mitteleuropa brüten und als Wandergäste regelmäßig zu bestimmten Zeiten hier erscheinen. Das erste Drittel des vorliegenden 1. Bandes bildet ein allgemeiner Teil, in dem der Verfasser unter Benutzung von 4 Schwarzdrucktafeln und 74 Textabbildungen eine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Formen des Schnabels, des Fußes und des Schwanzes und eine Darstellung des Skeletts, des Nervensystems, der Verdauungs-, Atmungs- und Fortpflanzungsorgane des Vogels bietet, daran weiter eine Schilderung des Brutgeschäftes, der Mauser, der alljährlichen Wanderungen anschließt und zum Schluß noch auf Bastarde und Färbungsabnormitäten hinweist. Im speziellen Teile erfahren zunächst die Singvögel in 32 Gattungen mit zusammen 74 Arten insofern eine erschöpfende Behandlung, als von jeder Art einleitend neben den Provinzialnamen auch die einschlägigen fremden Trivialnamen angeführt, alsdann Beschreibung der Färbung, die nähere Angabe über die geographische Verbreitung, die eingehende Schilderung von Aufenthalt und Lebensweise, Brutgeschäft und Nahrung geboten werden. Die auch in diesem Teile enthaltenen Textabbildungen von charakteristischen Körperteilen erleichtern das Bestimmen der Arten. Die 31 Tafeln in Photographiedruck sind eine anerkennenswerte Beigabe, wenn es auch erwünscht sein dürfte, einige, eben noch nicht nach lebenden Vögeln aufgenommene Bilder, wie auch die beiden in diesem Werke zwecklosen Darstellungen der toten Goldammer und der beiden Krammetsvögel in der bekannten Stilllebenmanier durch neue Aufnahmen aus der Natur bei einer späteren Auflage zu ersetzen. Die in Schwarzdruck gebotenen Abbildungen von Eiern werden für die Bestimmung kaum einen wesentlichen Nutzen schaffen, während die photographischen Nestaufnahmen immerhin den bezüglichen Text gut ergänzen mögen. F. Lorentzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 3. März 1906.

Schleswig-Holsteins Anteil an deutscher Literatur. Timm Kröger, Novellen.[1])

Von **Adolf Bartels** in Sulza.

Man sollte einmal gründlicher darüber nachdenken, woher es kommt, daß das kleine Schleswig-Holstein dem deutschen Volke im 19. Jahrhundert die größte (und nicht bloß relativ größte) Anzahl hervorragender Dichter geschenkt hat. Nachdem es bereits im 17. Jahrhundert mit Rist, Rachel und Jakob Schwieger nicht ganz übel debutiert und im 18. in Brockes, Hagedorn — die Hamburger gehören eben auch dazu —, Gerstenberg, Boie, Claudius, den Stolbergs schon größere, richtunggebende und Dauerndes hinterlassende Talente hervorgebracht hatte, gab es im 19. in Friedrich Hebbel den überhaupt größten Dichter der nachgoethischen Periode und in Klaus Groth und Theodor Storm noch zwei Dichter, die das Maß für die Zugehörigkeit zu den Ersten ihrer Zeit hatten, in ihrer Art einzig und unübertrefflich waren. Damit nicht genug, steuerte Schleswig-Holstein aber auch noch für die zweite Dichter-Generation des Jahrhunderts in Wilhelm Jensen und Detlev von Liliencron zwei bedeutsame Erscheinungen bei, Dichter, von denen der eine ja heute als der größte der lebenden Deutschen gepriesen wird, während der andere zwar neuerdings stark zurückgetreten ist, aber im Hinblick auf sein Gesamtschaffen doch unbedingt unter die eigentümlichsten Talente des Jahrhunderts gerechnet werden muß. Endlich tauchen aus der dritten Generation noch so erfolgreiche Schriftsteller wie Otto Ernst und Gustav Frenssen auf. Das ist aber noch nicht alles: wer die schleswig-holsteinische Literatur näher kennt, der schreitet auch an den frommen Erzählern J. C. Biernatzki und Nikolaus Fries nicht ohne eine Achtungsbezeugung vorüber, der weiß, daß J. H. Fehrs und Timm Kröger neben ihren Altersgenossen Jensen und Liliencron nicht zu vergessen sind, der läßt die plattdeutschen Dichter Johann Meyer, Paul Trede und Joachim Mähl jeden nach seiner Art gelten, der liest das Beste von Hermann Heiberg und Friedrich Jakobsen auch immer einmal wieder, der stellt Charlotte Niese und Luise Schenck, auch Ottomar Enking, jedenfalls aber Helene Voigt und den plattdeutschen Hamburger Fritz Stavenhagen wohl sogar über die Erfolgreichen der jüngsten Zeit. Geibel, der dem Blut nach freilich nicht dem Norden angehört, und Gustav Falke könnten, als geborene Lübecker, auch noch

---

[1]) Aus „Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart," begründet von Julius Lohmeyer, Verlag von Alexander Duncker in Berlin.

herangezogen werden; in ihrer Nähe ist dann noch Julius Stinde zuhause, der ja doch auch als Spezialität in mancher Hinsicht schätzbar war. Selbstverständlich denke ich zum Schluß auch noch an mich selber, der ich am Ende, wenn ich einmal aus der Parteien Gunst und Haß heraus bin, als Dichter gar nicht allzuschlecht abschneiden werde — ich habe leider weder Bescheidenheit noch Geschmack genug, mich selbst einem verehrungswürdigen Publiko gebührenderweise zu unterschlagen, — und die nötige Zahl jüngster Lyriker triebe ich aus Schleswig-Holstein sicherlich auch auf. Doch Claudius, Hebbel, Klaus Groth, Theodor Storm, Wilhelm Jensen, J. H. Fehrs, Liliencron, Timm Kröger, Charlotte Niese, Helene Voigt, Fritz Stavenhagen, um die hervorragendsten Erscheinungen noch einmal zu rekapitulieren, genügen am Ende. Zöge man noch das übrige Niedersachsen heran, und man könnte es recht wohl, dann würde das Übergewicht der Nordwestecke des Deutschen Reiches wahrhaft imponierend. Aber ich weiß recht gut, was Schwaben und die Schweiz geleistet, und ich schreibe hier nicht aus Lokalpatriotismus.

Die Sache ist die: das reine und ungebrochene Volkstum erweist sich auch künstlerisch-literarisch am ergiebigsten, alle Segnungen der sogenannten Kultur, deren sich andere Gegenden Deutschlands in weit höherem Maße erfreuen als das meerumschlungene Land, kommen gegen die unerschöpfte Bodenkraft nicht auf. Ich sage „sogenannte“ Kultur; denn natürlich, ohne Kultur ist auch das abgelegenste Land nicht, reine Natur gibt es nirgends, überall existieren Lebensformen jeder Art — das Entscheidende aber ist, ob diese Lebensformen dem Volkstum entsprechen, von ihm selbst hervorgebracht oder doch nach seinem eigensten Wesen modifiziert oder einfach übertragen, als Moden angenommen sind. Von den letzteren fand man in dem entlegenen Schleswig-Holstein, das immer wesentlich Bauernland war und es noch ist, niemals allzuviele, und auch die Schweiz und Schwaben in ihrer konservativen Art hielten sich verhältnismäßig frei von ihnen, so daß sich denn der Dichterreichtum dieser Landschaften und die Stärke ihrer Dichter zuletzt ziemlich einfach erklärt. Ja, aber Goethe! Nun, man lese, wie sein Frankfurt gegen Leipzig-Kleinparis zurück war, und die Wurzeln der Goethischen Dichterkraft stecken am Ende doch in der Landschaft zwischen Harz und Thüringer Wald, wo sich niedersächsisches und thüringisches Wesen mischen. Wohlverstanden, Dichter können überall geboren werden und werden überall geboren, auch in der modernen Großstadt, aber die größere Fruchtbarkeit ungebrochenen Volkstums ist darum doch nicht zu bestreiten, und neben der diesem entstammenden Mitgabe an schöpferischer Kraft soll man auch die Mitgabe an dichterischem Ur- und Grundstoff, wie sich Keller einmal ausdrückt, nicht unterschätzen. Diesen dichterischen Ur- und Grundstoff, „wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist,“ empfängt der geborene Schleswig-Holsteiner oder der Schweizer jedenfalls eher und in höherem Maße als der Berliner oder der Leipziger, empfängt mit ihm einen unerschöpflichen Lebensschatz, der ihm, selbst wenn er ihn nicht direkt ausnutzt, doch festen Halt in der Produktion verleiht. Friedrich Hebbel war gewiß kein Heimatdichter, aber er hatte den Schatz, wie „Mutter und Kind“ und manche Züge seiner Novellen zeigen, doch, und dieser kam auch dem großen Dramatiker zuletzt zu gute. Hier eben ist der Punkt, wo alle Kunst als Heimatkunst erscheint, und wo der Tieferverstehende das greuliche Gerede, das man Jahre lang über diese zu Markte getragen hat, am unleidlichsten empfindet. Denn, meine Herren, woher zuletzt nehmen und nicht stehlen? Die den Schatz nicht mitbekommen haben, stehlen strenggenommen zuletzt in der Tat, sie arbeiten mit entlehntem Gut, in anständiger oder unanständiger Weise, je nachdem. Um die Sache nicht auf die Spitze zu treiben:

auch wo kein ursprüngliches Volkstum und kein eigentümliches Leben mehr ist, wird ja der geborene Dichter immer noch etwas mitbekommen, aber er wird später viel mehr auf die Beobachtung angewiesen sein als der, der aus ungebrochenem Volkstum aufwächst. Und die Beobachtung tötet in gewissem Betracht die Poesie. Doch, wir wollen hier Halt machen und diese Gedanken künftig einmal weiter denken.

Timm Kröger, und bei dem bin ich in Gedanken doch immer geblieben, hat einen reichen Schatz von dichterischem Ur- und Grundstoff, „wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist," und darauf beruht auch seine Bedeutung. Er ist ja ganz leidlich bekannt, aber zu den Dichtern, von denen man in ganz Deutschland genau weiß, was sie sind, gehört er doch noch nicht. Man hat aber einige Ursache, ihm näher zu treten, schon um einen anderen, jüngeren schleswig-holsteinischen Dichter, der viel bekannter, ja, in den Augen des großen Publikums eine Größe ist, richtig würdigen zu lernen. Wer zweifelt, daß ich hier von Gustav Frenssen rede! Ungern komme ich auf diesen Schriftsteller, der mir nicht sympathisch ist, aber es läßt sich bei der Besprechung neuerer schleswig-holsteinischer Dichtung doch schwer vermeiden. Die beste Darstellung schleswig-holsteinischer Volksnatur findet man, um die Sache gleich gründlich klar zu stellen, bei Klaus Groth, in seinem „Quickborn" und den ihn ergänzenden epischen Dichtungen und plattdeutschen „Vertelln," die fast kein Mensch außerhalb Schleswig-Holstein kennt, obschon kein geringerer als Henrik Ibsen einst ihre Meisterschaft gerühmt. „Klaus Groth dichtet über seine eigenen Leute," schrieb der Norweger, dessen geistige Bedeutung ich voll anerkenne, wenn ich auch von ihm als Dichter-Gestalter nicht so hoch denke wie die meisten meiner Zeitgenossen —, „er steht mitten unter ihnen als ihresgleichen, und man empfängt von seinem Buch nahezu denselben Eindruck wie von unseren alten Volksweisen — daß diese Erzählungen aus sich selbst entstanden sind. Es sind mehr Seelenmalereien, mehr Schilderungen von den Schwingungen im menschlichen Innern als epische Berichte über dies oder jenes Ereignis. Die eigenartige Stärke des Autors besteht darin, so zu malen, als ob nicht etwa schon Geschehenes nur wiedererzählt würde, vielmehr als ob die Begebenheit sich entwickle, während der Leser Schritt für Schritt mit jedem Blatte vorwärts geht. Meisterhaft ist auch die plastische Kraft, womit Groth uns in den Naturumgebungen heimisch macht und seine charakteristischen Personen uns vor Augen stellt." Ich glaube nicht, daß Klaus Groth diese Ibsensche Kritik noch kennen gelernt hat — schade, schade! Es wäre ihm, dem als Erzähler immer so weit unter Reuter gestellten, zu gönnen gewesen. Aber vielleicht lesen einige strebsame Leute Klaus Groths Vertelln auf diese Ibsensche Kritik hin und suchen „hinter sie" zu kommen. Nicht in dem Maße Heimaterzähler wie Klaus Groth ist Theodor Storm, er hat andere Aufgaben, er ist in erster Linie Künstler, der frei mit seinem Stoffe schaltet. Aber den angeborenen und nicht angeschusterten schleswig-holsteinischen Ur- und Grundstoff hat er doch auch, irgend eine Fälschung oder auch nur Verdrehung schleswig-holsteinischen Lebens und Wesens wird man ihm nicht nachweisen, nur vielleicht eine seiner dichterischen Natur angemessene Verfeinerung oder Poetisierung. So etwas Ähnliches findet man auch bei Liliencron, der als starke lyrische Natur das schleswig-holsteinische Ding an sich auch oft nicht mächtig und rein genug hervortreten läßt, eine so unbeirrbare „Witterung" er dafür auch hat. Ja, das Ding an sich, das künstlerische Objekt — wir werden ja heute wieder einmal belehrt, daß es darauf auch nicht ankomme, daß der Poet und sein großes, edles Wollen, siehe Schiller, alles sei. Aber der wahrhaft bedeutende Poet, behaupte ich, hat das Ding an sich, soweit es ein Mensch

haben kann, und er gestaltet es, nicht durch sein großes und edles Wollen, sondern aus der angeborenen Dichternatur heraus, aus der Fülle ihm verliehener Schöpferkraft, zu der das bißchen menschliches Wollen, so wertvoll es auch für die Vollendung der sittlichen Persönlichkeit ist, zuletzt bitter wenig hinzutun kann. Das so nebenbei! Die Schleswig-Holsteiner nun, die nach dem Klassiker Klaus Groth das meiste von dem schleswig-holsteinischen Objekt und der dichterischen Treue ihm gegenüber haben, sind Johann Heinrich Fehrs, den man außerhalb Schleswig-Holsteins gar nicht kennt, und eben unser Timm Kröger, und an ihnen muß man denn auch die Jüngeren messen, wenn man nicht selbst Schleswig-Holsteiner ist und den volkstümlichen Ur- und Grundstoff oder doch die Lebenserfahrungen, die jeder in der Jugend und der Heimat macht, selbst mit bekommen hat. Ich kann es nicht verhehlen, daß Gustav Frenssen, was die Treue dem Objekt gegenüber anlangt, recht schlecht fährt, er ist — und ich stehe mit diesem Urteil unter meinen Landsleuten nicht allein — kein Dichter, der die Erbschaft seines Volkstums mit bekommen hat und in dessen eigenstem Geiste verwaltet, er ist ein Unterhalter, der alles mögliche übernommen und es zu seinen Werken benutzt hat, die eben nur auf die möglichst starke momentane Wirkung abzielen. Nichts bei Frenssen ist und wirkt für den Kenner organisch, jeder einzelne Zug, uud sei er noch so echt, ist nicht an und für sich und mit Notwendigkeit da, sondern als Einfall, der der Wirkung halber in Scene gesetzt wird, und wie im Kleinen, so ist es auch im Großen: die Charaktere sind nach dem Augenblicksbedürfnis geformt und die Geschichten selber auch. Ich will euch schon festhalten, sagt der Autor oder vielleicht nur seine Natur; denn vollbewußt wird ihm selber sein Wesen nicht sein. Und so macht es Frenssen gar nichts aus, wenn er nun auch fremde Stile und Manieren in die Darstellung seines Volkstums hineinträgt, wenn er z. B. einen Dithmarscher Geestbauern in der Großstadt auf die entflohene Nichte harren läßt, völlig unglaubwürdig und ganz zwecklos, denn er könnte es ja auf seinem Hofe ebenso gut, nur weil ähnliches bei Charles Dickens vorkommt und dort wirkt, oder wenn er die sittliche Herbheit der Dithmarsischen Bauerntochter durch das Erblicken eines nackten Manneskörpers korrigiert, wie es etwa Gottfried Keller mit seinen Heiden und Renaissancemenschen macht — es wird schon wirken, der Stil ist ja gut getroffen. Darum aber, weil das bei Frenssen leider so ist, verweisen wir immer wieder auf seine treueren schleswig-holsteinischen Landsleute und bitten, von ihnen den Maßstab zu nehmen. Denn am Ende ist es doch auch um die Treue in der Kunst eine große Sache — wer ist der Mensch, daß er dem lieben Gott vordichte, umgekehrt wird's wohl in der Ordnung sein. Gewiß, das Maß der Erkenntnis entscheidet, der eine sieht so, der andere so, aber doch gibt es Dinge, die sich gar nicht umsehen lassen. Und wenn's der Dichter auch könnte, er würde es gar nicht wollen; denn dazu liebt er sie viel zu sehr.

Die tiefe Liebe zu den Dingen ist besonders stark in Timm Kröger, und darum hat er sie auch und kann sie für uns heraufbeschwören und lebendig machen. Frenssen liebt sein Dithmarscher Volkstum im Grunde nicht — wie hätte er sonst den Bauern, den Herrn dort an der Nordsee, mit so offenbarer Abneigung darstellen können! Ich weiß recht gut, daß er böse Beispiele vor Augen gehabt und selbst trübe Erfahrungen gemacht haben kann, aber wenn man ein wahrer Dichter ist, dann sucht man die letzteren zu überwinden und verallgemeinert die ersteren nicht. Wenn heute in den Köpfen fast aller Deutschen eine Karikatur des Dithmarscher Bauern und nebenbei auch noch vom Lande herumspukt — man vergleiche einmal, wie ein so tüchtiger Schriftsteller und Dichter wie Th. H. Pantenius s. Z. im „Daheim" auf Grund des „Jörn Uhl"

über Dithmarschen schrieb! —, so ist das Frenssens „Verdienst.“ Dagegen halte man Timm Kröger, halte man Fehrs, halte man auch Charlotte Niese und Helene Voigt! Auch sie idealisieren nicht, das verlangt kein Mensch, aber sie lieben ihre Menschen mit allen ihren Schwächen, das Gefühl der Zugehörigkeit überwiegt bei ihnen alles. Und eben deshalb können sie auch aus dem Vollen geben und lauter Echtes, obschon die persönliche Note gewiß nicht fehlt. Timm Kröger ist nichts weniger als ein reiner Gestalter, wie man so sagt, er ist eine Art Humorist — auch nicht reiner Humorist —, der außerordentlich gern lange bei ihm lieben Dingen verweilt, über sie redet, sie gar breit tritt. Aber dem Totaleindruck seiner Darstellung schadet das durchaus nicht, man hat immer die großen und echten Linien vor Augen, spürt immer den richtigen Stimmungsduft. Frenssen, um ein ganz bestimmtes Beispiel zu wählen, läßt seinen Großbauern zu seiner Frau „Mudder“ sagen; Grund: weil er in ihr nur noch die Mutter seiner Kinder, nicht mehr das erotische Wesen, um mich so auszudrücken, sieht. Wie falsch ist das, wie hat er da eine schöne schleswig-holsteinische Sitte in ihrem Motiv verdreht! So etwas wäre bei Timm Kröger ganz unmöglich. Auch er läßt den modernen Bildungs-Menschen nicht immer zu Hause, er stört gelegentlich den Frieden seiner stillen Welt darstellerisch durch heterogene Vorstellungen, aber er trägt diese doch nur an sie heran, nicht in sie hinein. Der letzte Eindruck, um es zu wiederholen, ist bei ihm stets echt und harmonisch.



Timm Kröger.

Die engere Heimat Timm Krögers ist ein Dithmarschen angrenzender Distrikt, alter Holstenboden südwestlich von Rendsburg, und eben für das echte Holstentum ist Timm Kröger der charakteristische Dichter. Er selber hat auch über dieses Holstentum nachgedacht, nicht bloß es instinktiv herausgebracht, und es in einem seiner Bücher, in „Die Wohnung des Glücks“ in scharfem Gegensatz zum Dithmarschertum geschildert. Doch ich darf meinen Lesern am Ende nicht mit allzu speziellen Dingen kommen, obwohl die Unterschiede zweier benachbarter Volksstämme wohl genau so viel oder vielleicht noch einiges Interesse mehr beanspruchen können als die — nun, sagen wir zweier Parteien des deutschen Reichstags. Wer literarisch die Heimatgeschmäcker heraus hat, der weiß Bescheid, wenn ich ihm sage, daß Timm Kröger dem überelbischen Niedersachsen Wilhelm Raabe vielleicht etwas näher steht als dem Dithmarscher Klaus Groth oder gar dem Nordfriesen Storm. Doch ist selbstverständlich bei all diesen Dichtern außerordentlich viel Gemeinsames, und ich, der ich auch Dithmarscher bin, finde bei Timm Kröger eine Menge von kleinen charakteristischen Zügen, bei denen mein Herz geradezu aufjubelt! So hatte ich, beispielsweise, lange nicht

an die Form des Grüßens gedacht, die wir Kinder sympathischen Gespielen und Gespielinnen gegenüber anwandten — wir nannten nämlich nur unsern Vornamen in fragender — nicht ganz fragender — Betonung —, und man kann sich denken, was alles aufwacht, wenn man eine solche Jugenderinnerung irgendwo findet. Doch, so groß Timm Kröger in der Verwendung solcher Züge ist, die große Linie fehlt ihm darum doch nicht. Wie plastisch stellt er z. B. ganze Gegenden dar, etwas, wobei Frenssens vielgerühmte Schilderungskunst ganz versagt! Wie anschaulich genau sind seine Schilderungen von Häusern und Gärten! Was noch viel wichtiger ist, wie rund sind seine Menschen! Und er legt's eigentlich gar nicht darauf an, es wird ihm einfach, eben weil er den Ur- und Grundstoff hat. Nein, ich vergleiche ihn nicht mit Klaus Groth, Theodor Storm und Wilhelm Raabe, das sind, er wird's auch selber wissen, Vordermänner von ihm; aber auf der Talentstufe, die dann kommt, füllt er seinen Platz vortrefflich aus.

Zuerst, 1891, ließ er die Bilder und Geschichten aus Moor und Heide „Eine stille Welt" erscheinen — ich habe diese jetzt erst in der dritten Auflage (bei Alfred Janssen, Hamburg) kennen gelernt und finde schon den ganzen Timm Kröger, der damals allerdings schon 47 Jahre alt und wohlbestallter Rechtsanwalt war, darin. Die Heide- und Moorstimmung, die in dem Heimatwinkel Krögers freilich aus erster Hand und erster Güte zu haben ist, durchzieht das ganze Büchlein, in dem außerdem die große Fähigkeit, das Liebesleben der ungeschickten holsteinischen Menschen ernst und heiter darzustellen, auffällt. Auch die Porträtierungskunst ist schon groß, ein Bild wie das des Hexenmeisters Kaspar zu beschwören vermag nur starke, tief wurzelnde Kunst. Eine Probe gleich der Krögerschen Stimmungskunst aus eben dieser „Kaspar"-Skizze: „Ich suchte ihn erst im Garten und trat durch die offene Pforte in den von seidenen Herbstfäden übersponnenen Frieden ein. Es roch nach Brombeeren, die an Sträuchern hingen, nach würzigem Öl der Nüsse, die an breitblätterigen Haseln in zierlichen Schalen bräunten. Von Obstsorten reiften nur noch wenige der Sonne entgegen. Die Südwand des Hauses war mit Wein bedeckt, schwere Trauben kochten in der Herbstsonne in sattem Grün. Lustige Ranken kletterten auf moosigem Strohdach kühn zur First hinan. — Bei dem Nachbarn wurde Flachs aus der Sonne gebrochen. Eifriges, fleißiges Knattern; im Garten selbst aber war es ruhig und still. Nur ab und zu flog ein leises, hackendes Geräusch durch die Laubgänge. Der Buntspecht suchte die Bäume im Garten ab. Der Bienen schläfriges Gesumme quoll über die Umzäunung ihres Geheges, und ein irgendwo gemurmeltes Gespräch schlug leise, gleichmäßige Wellen." Noch besser gelingt Kröger vielleicht die Herbststimmung mit dem in Schleswig-Holstein sehr viel bedeutenden Windrauschen. Ich will keineswegs alles loben, oft auch mißlingt ihm etwas, das z. B., was absolut Humor sein soll (die Roßtrappe von Neudorf z. B.), aber den unzweifelhaften Reichtum an Eigenem, die Stimmungsgewalt kann zuletzt niemand verkennen.

Kröger hat sich dann auch an die größere Erzählung — meinetwegen mag er's Novelle nennen — herangemacht und zuerst den „Schulmeister von Handewitt" geschrieben. Das ist, glaube ich, sein Schmerzenskind, er hat viel an ihm herumgedoktert, und erst jetzt in der dritten Auflage hat er wohl die endgültige Fassung erlangt. Er erinnert von Krögers Werken noch am ersten an Storms Novellen, auch Wilhelm Jensen kommt einem in Erinnerung, doch aber ist er wieder anders, scheinbar unbestimmt und zerfließend in seiner ganzen Haltung und doch zuletzt ganz wahr und echt, eine Leidenschaftsgeschichte, die gleichsam durch Nebel vor uns auftaucht. Der Boden, das Volkstum, freilich

ist auch hier fest und bestimmt. Der Gesamtstimmung nach am höchsten stelle ich von Krögers Geschichten „Wo liegt das Glück?", die aber in der neuen Janssenschen Ausgabe noch nicht vorliegt. Das meiste Glück beim großen Publikum dürfte die Stall- und Scheunengeschichte „Hein Wieck" machen, die ein Stück ländlichen Lebens entrollt, das einen modernen Stadtmenschen unglaublich fremd anmuten muß. Hier und da findet sich eine kleine Übertreibung, das ganze aber erscheint wundervoll echt. Das Letzte, was wir von Timm Kröger haben, ganz neu ist die Geschichte „Um den Wegzoll" — sie ist als Ganzes, in der Komposition und in der Menschengestaltung auch sein Bestes, eine Dorfgeschichte, wie sie sein soll, nicht zur flüchtigen Unterhaltung der Stadtmenschen hingeschrieben, sondern aus dem eigenen Volkstum herauskristallisiert zur Freude aller, die das Besondere schauen können und doch überall den Menschen finden wollen. Dieser beschränkte, etwas herrschsüchtige und nicht eben gutmütige Zollwirt, der aber zuletzt doch viel von dem besseren Wesen seines Stammes hat, dieser tüchtige, gerade, aber leider auch jähzornige Bauer Hans Rohwer, die gar nicht ideale, aber doch echt weibliche Anna, der ganz köstliche Volksanwalt, der prahlerische Roßtäuscher — das alles sind Gestalten „erster Güte," und das Milieu ist so eindringlich wie möglich, auch läuft die Geschichte ihren natürlichen Fluß. Allen Respekt vor solchem Können!

Wie gesagt, es ist nicht immer reine Darstellung bei Timm Kröger, er nimmt sich alle Freiheit des Humoristen, er plaudert viel. Aber dennoch, welche Fülle wirklich geschauten und tief mitempfundenen Lebens. Hier sind die „echten" Züge nicht Aufputz, nicht Getue, hier ist alles aus Notwendigkeit geboren, erlebt — und darum regt sich auch das Heimweh, wenn man's in der Fremde liest, wie es vielleicht auch das Heimweh des Verfassers, das Heimweh nach der Jugend hat entstehen lassen. Gewiß, es ist auch bei Kröger Manier da, aber er hat seine eigene und eine natürliche Manier, und zuletzt stört sie einen nicht weiter, da eben etwas, sehr viel dahinter steckt. Kurz, hier ist Heimatkunst im besten Sinne, die Heimatkunst, die wir immer gemeint haben, wenn wir das Wort gebrauchten: die, die das Eigenste eines Volkstums und einer Landschaft gibt, das, was man nur aus tiefstem Verstehen, durch tüchtigstes Können, mit Liebe und Treue geben kann. Timm Kröger hat seinen Platz und wird ihn behalten.



Die alte Tondernsche Spitzenklöppelei.

Von **Ludwig Andresen** in Kiel-Gaarden.

Kurze Mitteilungen in verschiedenen Zeitungen lenkten vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die in dem Örtchen Bredebro in der Nähe von Tondern noch als Hausindustrie erhaltene alte Spitzentechnik. Es verlohnt sich wohl, dem Blühen und Zurückgehen dieser nordschleswigschen Hauskunst im Laufe der Zeiten eine kurze Betrachtung zu widmen.

Ehedem erfreute sich die Spitzenfabrikation in Tondern eines besonderen Rufes im schleswig-holsteinischen Lande und weit darüber hinaus und ward von zahlreichen Frauen in der Stadt sowohl als auch in der Umgegend auf dem Lande eifrig betrieben. Wie diese Industrie dahin gelangte, ist eine Frage, die schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Gegenstand der Nachforschung gewesen ist und verschiedene Beantwortung gefunden hat. Bereits im Jahre 1639 war das Spitzenklöppeln hier im Lande bekannt, denn nach einer Er-

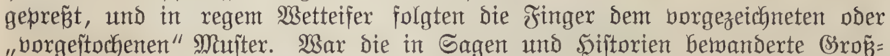
zählung Diederiks von Lutten war das Mädchen, welches in diesem Jahre das (erste) mit Runen gezierte goldene Horn bei Gallehuus fand, „en Kniplingspige“ aus Mögeltondern. Nach einer Version soll ein Kaufmann Steenbock aus Dortmund, der wegen religiöser Streitigkeiten aus der Heimat hatte flüchten müssen, im Jahre 1647 nach Tondern gekommen sein und dort das Klöppeln eingeführt haben. Steenbocks Frau Gehske betrieb zuerst mit ihren Töchtern die Industrie allein, unterrichtete dann Bewohnerinnen von Stadt und Land in dieser Kunst, so daß sich die Industrie bald einbürgerte. Steenbock ließ dann, heißt es, zwölf Männer aus Dortmund kommen, die neue Muster brachten und für Erweiterung der Kniplingsskole — so nennen alte Nachrichten den Kreis der für einen Händler arbeitenden Klöpplerinnen — sorgen halfen. In Dortmund und in den Städten des Erzgebirges war damals schon die Spitzenindustrie in hoher Blüte. Von den zwölf Männern wird erzählt, daß sie lange Bärte trugen, die sie in Bündel stecken und zurückbinden mußten, damit sie ihnen bei der Arbeit nicht hinderlich waren. Nach dem Tode ihres Mannes betrieb Frau Gehske das Geschäft fort und erwarb sich ein großes Vermögen. Später wurde die Fabrikation durch brabantische Frauen vervollkommnet, welche durch dänische Soldaten, die mit den Hilfstruppen unter Friedrich IV. 1712 in Brabant waren, nach Tondern geführt wurden und das ihnen geläufige Spitzenklöppeln fortsetzten, während die Tondernschen Spitzenhändler ihnen den Zwirn dazu lieferten und die fertigen Waren aufkauften. In der Folgezeit nahm der Absatz stetig zu, und immer mehr Hände wurden in Tätigkeit gesetzt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts und darüber hinaus gab es zahlreiche Familien, in denen die Klöppelei eine selbstverständliche Erbbeschäftigung war. Ältere Frauen, denen das Klöppeln die einzige Erwerbsquelle sein mußte, brachten es, besonders wenn sie — wie das oft

T. Fürst

Tondersche Spitze. (Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ im Verlage von Lipsius & Tischer in Kiel.)

der Fall war — nur ein und dasselbe Muster klöppelten, zu einer ausgezeichneten Handfertigkeit, nicht nur in der quantitativen Arbeitsleistung, sondern auch in bezug auf die oft wirklich künstlerische Ausführung. Die Tondernschen Spitzen konkurrierten einst mit den schönsten Brüsseler und Venetianer Spitzen, und noch heute sind alte, sehr wertvolle Muster vorhanden. Schon von klein auf wurden die Mädchen ans Klöppelbrett gesetzt und unterwiesen, wie die Nadeln zu stecken und die Fäden zu schließen seien. Ich erinnere mich, wie meine Mutter gerne von den traulichen Klöppelstunden erzählte. Besonders an den langen Winterabenden saßen alle weiblichen Angehörigen des Hauses in der vom alten Beileger-Ofen gemütlich erwärmten Stube im Kreise um einen Dreifuß, an dem eine Öllampe hing; jedes hatte das Klöppelkissen eng an den Körper

Spitze aus Bredebro.



gepreßt, und in regem Wetteifer folgten die Finger dem vorgezeichneten oder „vorgestochenen" Muster. War die in Sagen und Historien bewanderte Großmutter oder ein liederkundiges Mädchen im Kreise, dann war an zeitkürzender Unterhaltung, an munterer Rede und Widerrede kein Mangel. Nach einem Muster wurde zuweilen jahrelang gearbeitet. Sollte ein neues beschafft werden, dann wandte man sich an eine Frau aus dem Nachbardorfe, welche Muster auf Pergamentpapier anfertigte, und die wegen ihrer zeichnerischen Fertigkeit und ihrer Kenntnis altüberlieferter Muster in besonderem Ansehen stand. Gewöhnlich am Ende der Woche mußte jemand zum Kaufmann, dem „Kniplingskræmmer," im benachbarten Kirchdorfe, um die fertigen Spitzen abzuliefern gegen Zwirn und wenige Groschen bar. In vielen Dörfern Nordtonderns



Spitze aus Bredebro.

pflegten sich Jahr für Jahr die „Normänner" einzustellen, die fertige Spitzen aufkauften, um sie in ihrer Heimat wieder zu verhandeln. Durchweg wurden die Spitzen direkt oder durch andere Hand an die Spitzenhändler in Tondern geliefert, die dann selber ihre Ware als Wanderhändler vertrieben. Den Holzkasten mit der eisernen Elle auf dem Rücken, zogen die Händler, Männer und Frauen, von Gehöft zu Gehöft, von Stadt zu Stadt, überall gern aufgenommen wegen ihres schlichten, ehrlichen Wesens. Der Haupthandel war aber in den Händen von Spitzengroßhändlern, die zeitweise einen äußerst schwunghaften Handel nach Deutschland und ins Ausland betrieben. Der jährliche Absatz soll oft mehrere Tonnen Goldes betragen haben. Es war aber durchweg nur $1/5$ als



Spitze aus Bredebro.

So kam es, daß nicht selten sehr geübte Klöpplerinnen sich mit einem Tagelohn von 30 Pfennig begnügen mußten. 1812 arbeiteten trotz des kargen Lohnes noch 12000 Mädchen in der Stadt und der Umgegend im Dienste der Spitzen-

Lohn der Arbeitenden zu rechnen, $^{4}/_{5}$ galt als Verdienst der Großhändler. händler. Durch diesen Großbetrieb häuften sich in Tondern ungeheure Reichtümer an, die aber zum großen Teile philanthropisch verwandt worden sind. Reiche Spitzenhändler, z. B. Peter Struck (zog 1680 von Apenrade nach Tondern, † 1713), Krüger, Popsen († 1800) haben große Stiftungen, Legate und Anstalten hinterlassen, durch die Waisenknaben ein Heim und sorgfältige Führung auf dem Lebenswege, Armen Hilfsleistung, begabten Jünglingen Unterstützung zum Studium und Greisen ein friedlicher Lebensabend bereitet wird. Der Propst Balthasar Petersen († 1787), der Sohn eines Spitzenhändlers, gründete mit dem aus dem Spitzenhandel des Vaters ererbten Vermögen das Tondernsche Lehrerseminar, beschenkte es weiter mit dem großen Marschhofe Görrismark und beträchtlichem Barvermögen.

Von 1825 an waren die Tondernschen Spitzen sehr in Abnahme gekommen; später nahm die Fabrikation zwar wieder zu, aber nur vorübergehend. Inzwischen hatte die Tondernsche Klöppelkunst in ihrer Blütezeit, dem 18. Jahrhundert, mehrfach wiederbelebend auf die in Plön bestehende Spitzenmanufaktur eingewirkt, die der Tondernschen wohl an Alter gleich war, nicht aber an Ausdehnung und Ansehen.

Die Spitzenklöppelei und der Großhandel sind jetzt aus Tondern verschwunden. Schon 1861 zählt eine Bürgerliste nur noch einen Spitzenhändler auf. Einzelne, alte Klöpplerinnen sind jetzt noch in der Umgegend von Hoyer und Bredebro zu finden. Der allzuschnelle Rückgang dieser Hausindustrie ist jetzt durch das Eingreifen des Vaterländischen Frauenvereins gehemmt worden. Dieser hat sich der Sache in hochherziger Weise angenommen. Er sucht die Klöpplerinnen von den Händlern unabhängig zu machen, indem er ihnen die nötigen Materialien zum Einkaufspreise liefert und ihnen die fertigen Arbeiten gegen angemessenes Entgelt abnimmt. „Leider aber kann der Verein," wie es in seinem Jahresberichte heißt, „nicht alles kaufen, denn es werden in seinem Bezirke immerhin jährlich noch etwa für 10 000 ℳ Spitzen geklöppelt, und der Wiederverkauf ist für den Verein nicht leicht." Darum sei auch besonders in unserer „Heimat" der Appell an alle Vereinsmitglieder gerichtet, die edlen Bestrebungen des Frauenvereins in Bredebro durch Berücksichtigung des von ihm errichteten Spitzenverkaufs zu unterstützen. Zu weiterer Förderung dieser Bestrebungen hat auch die mechanische Weberei von Th. Zimmermann in Gnadenfrei in Schlesien den Vertrieb besonders kunstvoller Zwirn- und Seidenspitzen übernommen, zu denen auch drei cremefarbige, künstlerisch gearbeitete seidene Spitzenkragen zählen, deren Abbildungen hier beigefügt sind. Ein rechtes Wiederaufblühen der alten Kunst hält der Verein jedoch für ausgeschlossen, und so wird wohl die schöne Arbeit mit den noch klöppelnden 70—80 jährigen Frauen aussterben, denn es wäre wohl zu gewagt, bei dem unsicheren Absatz jetzt die jüngere Generation ganz auf diese Industrie hinzuweisen.

Alt-Hohenwestedt.

Von J. F. **Schweim** in Hohenwestedt.

Alles, was man von der Geschichte unseres Kirchdorfes weiß, sind dürftige Brocken, da kein einziges geschriebenes Dokument vorliegt, welches uns über die Vorzeit Hohenwestedts Auskunft geben könnte. Was aus alter Zeit vorhanden war, ist bei den Feuersbrünsten, die unsern Ort in den Jahren 1616 und 1768 heimsuchten, verloren gegangen.

Im Volksmunde heißt der Ort „Westedt" und im alten Kirchenbuche war er „Westede" geschrieben. Die Deutung des Namens ist schwierig. Man ist leicht geneigt, ihn als westliche Stätte zu deuten, oder man erklärt we oder wi — der Name wird oft auch Wistedt gesprochen — als Bruch oder moorige Niederung. Wenn aber Jellinghaus in seinen Holsteinischen Ortsnamen als Schreibung aus dem Jahre 1325 Wetingstede verzeichnet, so wird man wohl nicht fehlgehen mit der Deutung: die Wohnstätte des Weting.

Daß unsere Gegend schon in den ältesten Zeiten bewohnt war, darüber geben die zahlreich in näherer und weiterer Umgebung vorhandenen Riesenbetten oder Hünengräber Aufschluß. Über die Ausgrabung eines solchen Riesenbettes schreibt der vor etwa 80 Jahren hier angestellt gewesene Organist Staak: „An der Landstraße, die nach Itzehoe führt, war gegen Osten ein bedeutender Hügel, in welchem ich beim Durchgraben 10 Reihen Steine fand, die alle zirkelförmig in einer Tiefe von 2—3 Fuß gelegt waren. In der Mitte der letzten Ringreihe fand ich in einer steinernen Kumme eine Kanne Asche, einige Kohlen und zwei Opfermesser. Wahrscheinlich haben unsere heidnischen Vorfahren an diesem Platz ihre Götzendienste getrieben, und der Hügel war wohl das Begräbnis des Opferpriesters."

Ein großer Urnenfriedhof befindet sich in unmittelbarer Nähe unseres Ortes bei der Maasschen Mühle. In dem ausgegrabenen Leerberg sind mehrfach Urnen mit Knochenresten gefunden, und es ist anzunehmen, daß in der genannten Koppel noch viele vorhanden sind. Die katholische Kirche hatte in unserer Gegend schon vor der Gründung des Gotteshauses festen Fuß gefaßt.

Auf einer Anhöhe bei dem Hofe Alt-Böternhöfen stand in einer Betkapelle das Bildnis der heiligen Margareta. Margareta war die Schutzheilige der Viehzüchter und Hirten. Heute noch heißt dieser Platz Margretenhöhe. Als erstes Gotteshaus diente eine Kapelle auf einem Hügel bei Glüsing, auf der jetzigen Kirchspiels-Koppel. In dieser Kapelle hatte der Pastor aus Hohenaspe alle 4 Wochen zu predigen.

Inwiefern der Bach Papenaue, was soviel heißt wie Au des Pfaffen, zu den damaligen kirchlichen Verhältnissen in Beziehung stand, ist nicht festzustellen. Daß in alten Zeiten die Gemeinde Hohenwestedt eine Filiale von Hohenaspe war, ist dadurch erwiesen, daß bis in neuere Zeit die Kirche und der Pastor in Hohenaspe aus unserm Kirchspiel ein bedeutendes Quantum Roggen erhielten. Diese Lieferung hieß Kathrinenroggen.

Zum Empfang des Kathrinenroggens waren die Kirchenjuraten aus Hohenaspe verpflichtet, hierher zu kommen. Bei dem Besitzer einer gräflichen Hufe, die jetzt dem Hufner Friedrich Kasch gehört, und dessen Wohnhaus da stand, wo jetzt Schneidermeister Lühder wohnt, erhielten die Hohenasper freies Nachtquartier, Beköstigung, Schnaps und Bier, soviel sie trinken konnten. Dafür erhielt der betreffende Hufner von der Kirche zu Hohenaspe 30 Mark Kurant ausbezahlt. Die Juraten waren dann noch verpflichtet, bei dem gräflichen Vogt ein bestimmtes Quantum an Getränken zu verzehren. Hiesige Einwohner schlossen sich ihnen bei dieser Gelegenheit gern an, und so entstand eine arge Sauferei, die man mit dem Namen Kathrinenhochzeit belegte. Hier war jedoch die Bestimmung getroffen, daß die Hohenasper Gäste am nächsten Tage um 12 Uhr die Heimreise antreten mußten. War das nicht geschehen, dann wurden sie mit Gewalt hinausbefördert. An einem bestimmten Tage des Jahres kamen die Lieferanten des Kathrinenroggens aus dem Kirchspiel zu einer Versammlung zusammen. Es war dasin dem Hause eines andern gräflichen Hufners, der neben dem jetzigen Hotel „Erholung" wohnte. Dieser Hufner war verpflichtet, die Versammlung mit

Fleisch, Bier und Schnaps zu traktieren. Die Knochen und Fleischreste wurden zur offenen Tür hinausgeworfen, um welche sich die dort harrenden Hunde bissen und balgten. Diese Versammlung hatte den Namen Hundehochzeit. Arge Prügeleien und rohe Aufzüge bildeten gewöhnlich den Schluß derselben. Einmal ist sogar ein Tappendorfer auf der Hundehochzeit erschlagen worden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat diese Feier aufgehört.

Die Hohenwestedter Kirche ist zweimal abgebrannt. Zuerst am St. Jürgenstage des Jahres 1616 samt Glocken, Orgel und allen Ornamenten. An dem Wiederaufbau wurde, weil kein Geld vorhanden war, viele Jahre gearbeitet. Erst 1732 konnte eine neue Orgel angeschafft werden.

Am 14. März 1768 entstand eine gewaltige Feuersbrunst, welche fast $^2/_3$ aller Wohnhäuser in Asche legte. Das Feuer war bei dem Grobschmied Jürgen Borstel ausgebrochen und durch einen starken Nordwestwind von Haus zu Haus getrieben worden. In einer kleinen halben Stunde standen die Kirche nebst dem Totenhause, 67 Wohnhäuser und 24 Nebengebäude in Flammen. Gegen Mittag war Hohenwestedt ein rauchender Trümmerhaufen, in welchem nur 45 Gebäude stehen geblieben waren. Zu diesen gehörte noch das alte Haus des Herrn Hauschildt. Man schätzte den Schaden auf 100 000 Taler. Menschenleben scheinen nicht verloren gegangen zu sein. Am Wiederaufbau der Wohnhäuser wurde rüstig gearbeitet, während der Bau der Kirche und der Gemeindehäuser längere Zeit in Anspruch nahm. Die sonntäglichen Gottesdienste wurden jetzt im Hause des Landmannes Jakob Boie in Glüsing abgehalten, wofür derselbe jedesmal 10 Schill. erhielt. Am 15. Sonntag nach Trinitatis 1769 wurde der Gottesdienst wieder in Hohenwestedt, und zwar in einem Hause, welches an Stelle des jetzigen Adolf Jargstorfschen Hauses stand, abgehalten. Der Besitzer, Klaus Martens, erhielt für jeden Gottesdienst 14 Schillinge. Der Bau der neuen Kirche begann am 28. Februar 1769 nach einem vom Baumeister Rosenberg aus Schleswig entworfenen Bauplan. Der Kirchenbau kostete im ganzen 40 961 Mark und $7^1/_2$ Schillinge. Diese Summe wurde aufgebracht durch eine Vergütung aus der Kirchenbrandkasse, durch eine Kollekte in beiden Herzogtümern, durch eine Kirchspielsumlage, durch Kopfsteuer und durch Verkauf von Kirchenholz und Kirchenplätzen. Aus den Kirchenplätzen wurden 20 875 Mark 8 Schilling zusammengebracht. Am 1. November 1770 wurde die Einweihung der Kirche vorgenommen. Die Weihpredigt hielt der Generalsuperintendent Andr. Struensee. Es waren gegenwärtig der Amtmann und Kammerherr Baron v. Brockdorf, Graf Rantzau auf Breitenburg, Kammerherr v. Warnstedt und Konferenzrat v. Rumohr von Hanerau. Nach der Predigt wurde durch den derzeitigen Pastor Früchtenicht getauft, getraut und das heilige Abendmahl ausgeteilt. Pastor Früchtenichts Nachfolger, der 1788 als Hauptpastor angestellte Johann Heinr. Schulze, schreibt aus der damaligen Zeit: „Unter den Eingesessenen befindet sich ein Hausvogt, ein Kirchspielvogt und ein Branddirektor, drei Bauervögte, eine Hebamme, ein Scharfrichter, aber leider kein Arzt. Dafür sind hier zwei Prediger, die hier ihr kümmerliches Auskommen fanden. Hohenwestedt hatte damals 650 Einw. In den Kriegsjahren 1807 und 1808 hatte Hohenwestedt infolge der Durchmärsche von französischen, spanischen und holländischen Truppen sehr zu leiden. Als Arrestlokal für die vielen Kriegsgefangenen diente meistens die Kirche. Der Kirchhof war der Bewirtungsplatz für die gemeinen Gefangenen. Die grünen Grabhügel mußten die Tische abgeben, an denen je 6 oder 12 Mann speisten. Die Gefangenen waren schlecht gekleidet und hatten weder Schuhe noch Strümpfe an den Füßen. Das Pastorat war damals in einem Jahre 83mal mit Einquartierung belegt."

Auf das große Feuer des Jahres 1768 folgten in späteren Jahren noch

viele Einzelbrände. Im Jahre 1802 brannte die Häuserreihe von der Apotheke bis Hans Möller ganz nieder. Die Vermutung, daß in allen Fällen Brandstiftung vorliege, erwies sich als richtig.

Ein Gänsediebstahl auf Falkenburg, ausgeführt von dem Maurer Kröger, dessen Frau nebst Sohn und Schwager, war die Veranlassung, daß diese Personen bei dem Verhör auch der Brandstiftung überführt wurden. Der Hauptschuldige, Kröger, wurde zu Staupbesen, Brandmarken und lebenslänglicher Sklaverei, Sohn und Schwager zu lebenslänglicher und die Frau zu 15jähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Die Exekution wurde im Jahre 1809, als die letzte hier am Orte, vor dem alten Posthause durch den Scharfrichter Neumann vollogen. Letzterer hatte seine Wohnung hinter dem Amtsgerichte. Der Brandstifter wurde vor der Gartenlaube an seinem Oberkörper entkleidet, in eine Kuhhaut gesteckt und auf einer Schleppe zum Schandpfahl hinübergeschleift. Der Scharfrichter legte ihm die Daumschrauben an und ließ ihn an dem Schandpfahl emporziehen, soweit, daß die Fußspitzen den Boden noch eben berührten. Von sechs bereitliegenden Besen aus Weidenruten wurden fünf gebraucht; dann wurde der Delinquent herabgenommen und ihm mittels eines glühenden Eisens das Brandmal auf die Stirn gedrückt.

In der nächsten Umgebung von Hohenwestedt findet man noch mancherlei historische Spuren. Auf der Jahrsdorfer Feldmark liegt links von der Chaussee mitten im Holz die alte Thingstätte. In der Nähe fließt ein Bächlein, welches „Kolkost-Beek," hochdeutsch „Kaltekost-Bach" heißt. Diesen Namen erklärt man so, daß bei Abhaltung des Thinggerichts, welches oft lang andauerte, kalte Kost genossen und das Wasser des Baches dazu getrunken wurde. Der Name „Thing" hat sich bis in neuere Zeit erhalten. Der letzte Thingvogt war Klaus Vierth in Remmels. In jedem Kirchspiel des Königlichen Amtes wurde ein solcher Thingvogt ernannt. Derselbe mußte bei jedem Rechtsstreit aus seinem Bezirk als Generalzeuge auf dem Amte zugegen sein. Alte Leute werden sich noch des Ausdruckes „die Sache vor Thing und Recht bringen" erinnern können.

Geschichtlich wird der Ort Hohenwestedt zuerst im Jahre 1559 erwähnt. Am 18. Mai d. Js. waren hier der König Friedrich II., der Herzog Adolf und Herzog Johann anwesend, um von hier aus die Kriegserklärung an die übel beleumdeten Dithmarscher zu erlassen. In Hohenwestedt und Umgegend lagerte damals ein Kriegsheer von 20 000 Mann, und man glaubt, daß aus dieser Kriegszeit der Name des benachbarten Wapelfeld, d. h. Waffenfeld, herstammt.

Wapelfeld soll in früherer Zeit viel größer und bedeutender gewesen sein. Dort an der Au stand zur Zeit des Raubrittertums eine alte Burg, und man erzählt sich, daß das Wasser der Nordsee bis hierher gereicht habe, und daß die Bewohner der Burg von hier aus Seeräuberei betrieben hätten. Die Stätte, wo die Burg stand, heißt heute noch Burgkoppel und ist im Besitz des Landmannes Thun in Wapelfeld.

Der Burggraben wurde erst vor einigen Jahrzehnten zugeschüttet; im Archiv zu Kopenhagen aber sollen sich noch Dokumente vorfinden, welche über diese Burg mancherlei enthüllen könnten.

Was die Geschichte der Schule in Hohenwestedt betrifft, so ist aus deren Entwicklungsgang folgendes bemerkenswert.

Das erste eigene Schulhaus stand in der Vorderstraße, der Einmündung der Barme gegenüber. Im Jahre 1616 bekam der Hohenwestedter Schulmeister für einen Schreibschüler wöchentlich 6 Pfennig, und wenn er auch zugleich rechnete, 1 Schilling. Im Jahre 1732 wurde ein besonderer Organist angestellt, namens Hans Hadenfeld. Bei dem großen Brande 1768 wurde auch das Schulhaus ein Raub der

Flammen. An derselben Stelle wurde bald darauf eine neue Schule mit zwei Klassenzimmern errichtet, welches 1661 Mark 10 Schilling kostete. Da aber von Jahr zu Jahr die Schülerzahl sich derart mehrte, daß die zwei Klassenzimmer 265 Schüler nicht zu fassen vermochten, 56 Schüler stehen mußten, wurde das alte Haus 1829 verkauft und an der Stelle des jetzigen Schulhauses in der Hinterstraße neu gebaut.

Über den Verkehr und das Postwesen in alter Zeit berichtet die Chronik des hiesigen Postamtes: „Im Jahre 1762 wurde in dem 3½ km von Hohenwestedt entfernten Dorfe Remmels eine dänische Poststation eingerichtet. Vorsteher derselben waren bis 1801 der Landmann Andreas Behrens, dann der Landmann Piening und später der Hofbesitzer H. H. Radbruch. Nach dessen Tode folgte im Amte der Kammerrat C. Radbruch. Letzterer hatte in Hohenwestedt eine Briefsammelstelle, welche von dem Schlosser Böhm verwaltet wurde, zu unterhalten. Bis zum Jahre 1865 bestand zwischen Remmels und Kellinghusen eine wöchentlich zweimalige Brief-, Fracht- und Personenpost. Mit Verlegung der Poststation nach Hohenwestedt wurde eine tägliche Personenpost nach Kellinghusen eingerichtet, welche erst mit der Eröffnung der Westholsteinischen Eisenbahn aufgehoben wurde.



Die Naturholzarbeit als Volkskunst.

Von J. F. Ahrens in Kiel.

Durch Herrn Landesversicherungsrat Hansen würde ich auf die Naturholzarbeiten des Herrn Lehrers Köhler in Mülheim an der Ruhr aufmerksam gemacht. Eine größere Zahl ausgeführter Arbeiten ließ sofort erkennen, daß diese Beschäftigung eine empfehlenswerte Erweiterung des Handfertigkeitsunterrichts bilden kann, und deshalb möchte ich in nachstehenden Ausführungen weitere Kreise für die Sache zu gewinnen suchen.

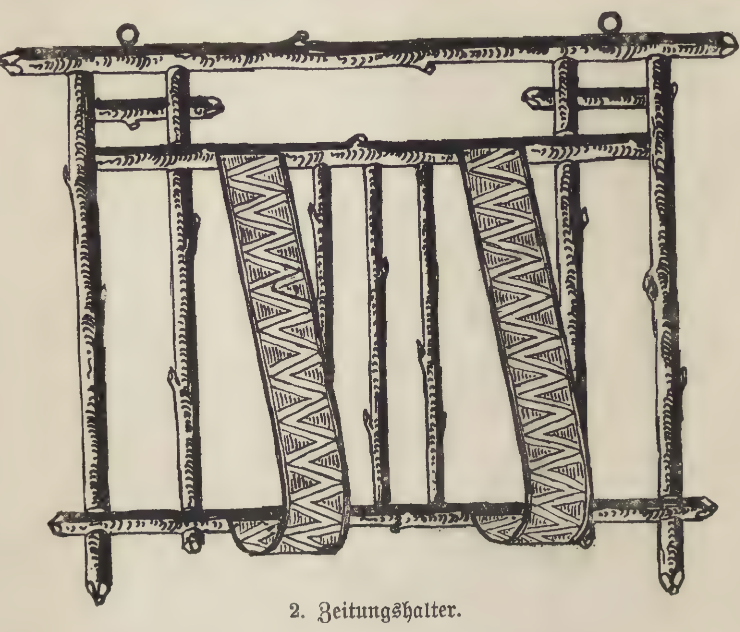
Wie der Kerbschnitt als einheimische Kunstübung wieder belebt und verbreitet worden ist, so verdient auch diese Handfertigkeit, aus Naturholz Gebrauchs- und Ziergegenstände herzustellen, wieder geweckt und gepflegt zu werden. Sie ist ja seit Alters her und immer noch vereinzelt auf dem Lande geübt worden. Gartenstühle und -Bänke, ja, selbst Gartenhäuser, sowie Pforten, Geländer wurden und werden noch heutzutage namentlich aus den geschälten Eichenkrümmlingen angefertigt. Neuerdings hat man hier in Kiel an der Hauptpromenade in Düsternbrook ein Geländer aus Naturholz hergestellt, und jedermann wird finden, daß es vortrefflich zur Umgebung stimmt und in praktischer wie ästhetischer Beziehung seinen Zweck erfüllt. Wir dürfen in der Tat diese Arbeiten, wie Herr Köhler sie uns vorführt, und wie wir sie in unserer nächsten Umgebung wieder ausgeführt sehen, als ein Stück Volkskunst ansprechen, dessen absichtliche, bewußte Pflege in weitern Kreisen wieder mit Lust und Liebe ge-



1. Bilderrahmen mit Glas.

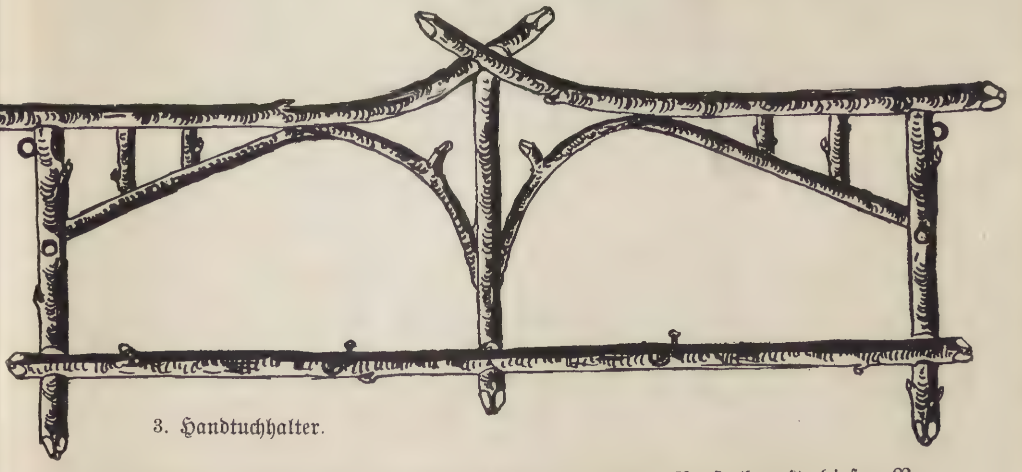
pflegt und neben Papp- und Kerbschnittarbeiten usw. als Arbeitszweig dem Handfertigkeitsunterricht eingefügt zu werden verdient.

Die Naturholzarbeiten gewähren dem Tätigkeits- und Gestaltungstriebe der Jugend einen weiten Spielraum, und jede Beschäftigung, die geeignet ist, Hand und Auge und die Erfindungsgabe in anregender, bildender Weise zu betätigen, muß und wird uns willkommen sein.



2. Zeitungshalter.

Herr Köhler hat in seiner Schrift: „Die Naturholzarbeit als Volkskunst" den Wert dieser Handfertigkeitsübung so eingehend beleuchtet, daß ich



3. Handtuchhalter.

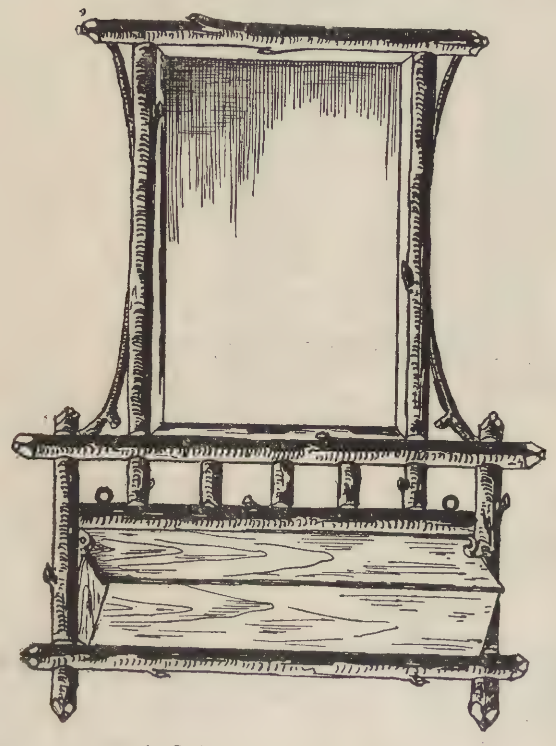
das Schriftchen allen warm empfehlen kann, die einen Versuch mit dieser Beschäftigung machen wollen. In dem 1. Hefte ist ein praktischer Lehrgang für diese Arbeiten aufgestellt und durch Abbildungen erläutert worden. Die Verlags-

handlung Frankenstein & Wagner in Leipzig hat in bereitwilligster Weise vier Klischees zur Verfügung gestellt, um dem Leser die mannigfaltige Art dieser Arbeiten und die einfache Technik derselben zur Anschauung zu bringen.

Schon mit Hülfe dieser im Bilde vorgeführten Arbeiten wird es gelingen, den Leser davon zu überzeugen, daß alle Voraussetzungen und Bedingungen erfüllt sind, eine schlichte Volkskunst „in allen Kreisen, seien sie wirtschaftlich gut oder schwach gestellt, in gleicher Weise" auszuüben oder zu pflegen.

Für eine Kunstübung, die das Volk in weiten Kreisen pflegen soll, stellt Herr Köhler folgende Forderungen:

1. Das zu verarbeitende Material muß überall in Stadt und Land leicht und billig zu haben sein.



4. Spiegel mit Kammkasten.

2. Es dürfen in bezug auf Werkzeuganschaffung keine bedeutenden Kosten entstehen.
3. Die Technik darf keine großen Schwierigkeiten bereiten.
4. Sie muß den sie Ausübenden befähigen, in Einfachheit formenschöne, dauerhafte und praktische Gegenstände, die zum Schmuck und Nutzen des Hauswesens dienen, herzustellen, und
5. Ihr Betrieb darf nicht gesundheitsschädlich sein.

Diese Voraussetzungen und Bedingungen werden durch die Naturholzarbeiten erfüllt.

Überall, wo Waldbestände von Laub- und Nadelholz und Knicks vorhanden sind, läßt sich das Material leicht beschaffen. Als wichtigstes Werkzeug dient ein gutes Taschenmesser; wenn dazu noch ein Werkzeugkasten angeschafft werden kann, der Hammer, Zange, Raspel, Bohrer usw. enthält, so ist alles beisammen. Wer nicht sofort einen Werkzeugkasten haben kann, wird einstweilen mit Hammer und Zange, die in jedem Hause zu finden sind, sich helfen können. Punkt 3 und 4 illustrieren zur Genüge die beigefügten Abbildungen und die recht zahlreichen Abbildungen, die dem Lehrgang eingefügt sind.

Ich stelle die Naturholzarbeiten höher als die Laubsägearbeiten, die eine Zeitlang so eifrig gepflegt, aber nach und nach wieder durch Papp-, Kerbschnitt- und Hobelbankarbeiten zurückgedrängt worden sind, weil die gedrückte und gebückte Haltung bei der Arbeit der Gesundheit nachteilig werden kann. Ich möchte die Laubsägearbeit nicht gänzlich aus der Handarbeit ausgeschaltet sehen; sie ist auch von Alters her als einfache Verzierungskunst in unsern Holzbauten als

Außen- und Innendekoration geübt worden, und Architekten und Künstler haben nicht verschmäht, hübsche Entwürfe dafür zu liefern (Gewerbehalle). Aber die Naturholzarbeiten gestatten eine freiere Haltung des Körpers, so daß sie als leichte und angenehme Beschäftigung selbst für die zu empfehlen sind, die in Lungenanstalten Heilung suchen. Herr Landesversicherungsrat Hansen ist gewiß auf richtigem Wege, wenn er diese Arbeit dort einzuführen sucht. Sie kann in der guten Zeit des Jahres auch im Freien ausgeübt werden; das ist ein sehr beachtenswerter Vorzug.

Aus den Arbeiten, die Herr Köhler anfertigen läßt, ist zu ersehen, daß die Rinde dem Holze belassen wird. Dadurch wird ohne Zweifel bei vielen Gegenständen die malerische Wirkung erhöht. Mir scheint aber die Arbeit in bezug auf die Ausgestaltung der dekorativen Form einer Erweiterung fähig, wenn man auch geschältes Holz verwendet und durch farbige Behandlung einzelner Teile einen malerischen Reiz zu erzielen sucht. Auch die Schnitzerei wird bei ungeschältem wie geschältem Holze nicht auszuschließen sein und dadurch eine reichere dekorative Wirkung erzielt werden können. Nur müssen diese Schnitzereien der Struktur des Holzes und den Funktionen der Teile an den Gegenständen als tragend, bindend, bekrönend usw. angemessen sein. Die Muster für diese Verzierungsweise würde man der Holzbauarchitektur entlehnen und namentlich der Verzierung der Schwellen, Ständer und Riegelhölzer absehen können.

In künstlerischer Beziehung nimmt meines Erachtens die Kerbschnittarbeit eine höhere Stellung ein, aber in der freien Beteiligung von Hand und Auge, in der Anregung der Phantasie zur Erfindung neuer Formen steht die Naturholzarbeit jener durchaus gleich und ist wohl noch allseitiger.

Ich hoffe, daß diese Zeilen dazu dienen mögen, den Naturholzarbeiten als Volkskunst auch bei uns Eingang zu verschaffen. Man spricht heutzutage viel von Kunsterziehung. Manche Vorschläge haben einen sehr problematischen Wert, sie fördern das Reden über Kunst, ohne in die Kunst hineinzuführen. In den Naturholzarbeiten haben wir ein Mittel, durch praktische Übung in dieselbe einzuführen, den Sinn für Symmetrie, für malerische Gestaltung, für Zweckangemessenheit der herzustellenden Gegenstände und für sachgemäße Behandlung des Materials zu wecken. Zur Einführung in dies ABC des Kunstverständnisses kann die Pflege der Naturholzarbeit beitragen, und in diesem Sinne ist ihr die weiteste Verbreitung als Volkskunst zu wünschen.



Über Vor- und Familiennamen im nördlichen Angeln.

Von E. Schnack in Quern.

Beiträge zur Kunde der schleswig-holsteinischen Personennamen, besonders der Vornamen, sind schon mehrfach in diesen Blättern erschienen, so in den Jahrgängen 6, 11, 12 und 13. Im Nachstehenden möge zur Ergänzung des Bisherigen eine kleine Übersicht über die Vor- und Familiennamen im nördlichen Angeln folgen. Sie ist zusammengestellt im wesentlichen auf Grundlage von O. C. Nerongs „Kirchspiel Grundhof," erschienen 1895 im Selbstverlag des Verfassers. Das Buch macht in seinem speziellen Teil, der auf die Geschichte der einzelnen Besitze näher eingeht, sämtliche zur Zeit seines Erscheinens vorkommenden Familien des Kirchspiels und ihre Angehörigen namhaft,

im ganzen, wie eine Zählung ergibt, 2007 Personen, 959 männliche und 1048 weibliche. Ihre Namen gewähren zusammengestellt einen trefflichen Einblick in die Namenverhältnisse Grundhofs sowohl als auch des ganzen nördlichen Angeln. Bevor jedoch auf dieselben näher eingegangen wird, mögen ein paar allgemeine Bemerkungen über Grundhof-Kirchspiel voraufgeschickt werden. Es hat einen Flächeninhalt von reichlich 40 qkm und setzt sich zusammen aus den Gemeinden Bönstrup, Dollerup, Dolleruphoiz, Grundhof, Langballig, Langballigholz, Lutzhöft (zum Teil), Nordballig, Terkelstoft, Unewatt und Westerholz, sowie aus den beiden Gutsbezirken Freienwillen und Lundsgaard. Die Einwohnerzahl beträgt nach der letzten Volkszählung reichlich 2400. Der freie Bauernstand dominiert. Kein einziger Besitz umfaßt über 100 ha, nur 7 mehr als 50 ha, alle übrigen weniger. Manche Hufe ist schon seit undenklichen Zeiten in Händen einer und derselben Familie. Seßhaftigkeit und Kirchlichkeit sind überhaupt Haupttugenden der Gemeindeglieder. Umgangssprache ist Plattdeutsch, das alte Angler Dänisch ist längst ausgestorben. Doch sind dänische Wendungen und Wortformen noch überaus häufig. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den übrigen Kirchspielen Nordangelns.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen möge zunächst auf die Vornamen eingegangen werden, von welchen sich obengenannte 959 männliche folgendermaßen verteilen:

Johannes 229 (darunter Hans 112),	Jakob(us) 38,	Lorenz 14,	Theodor 6,
Peter 161,	Christian 38,	Julius 14,	Ludwig 6,
Nikolaus 88 (davon Klaus 23),	Asmus 26,	Henning 12,	Las 5,
Heinrich (Hinrich) 66	August 22,	Matthias (Matz) 12,	Dietrich 5,
Georg 60 (davon Jürgen 20),	Wilhelm 22,	Jes (Jens) 11,	Emil 5,
	Friedrich 19,	Ernst 10,	Hermann 4;
	Andreas 16,	Karl 9,	sonstige 39.
	Erich 15,	Thomas 7,	

Was an dieser Zusammenstellung zunächst in die Augen springt, das ist die auffallende Bevorzugung der biblischen und Heiligennamen, die etwa drei Viertel aller Namen ausmachen. Am beliebtesten sind die der Apostel Johannes und Petrus. Fast jeder vierte Knabe heißt Johannes bezw. Hans, etwa jeder sechste Peter. Von den übrigen Apostelnamen kommen noch vor, aber doch schon weit seltener, Jakobus und Andreas und (noch seltener) Matthias und Thomas. Paul, der früher recht häufig gewesen sein muß, wofür die zahlreichen Paulsen sprechen, ist jetzt so gut wie verschwunden. Unter den Heiligennamen stehen hinsichtlich ihrer Häufigkeit Nikolaus (Klaus) und Georg (Jürgen) obenan, denen dann in ziemlichen Abständen Christian, Asmus und Lorenz folgen. Die vormals so häufigen dänischen Kürzungen Jes, Las und Nis kommen heute immer mehr aus der Mode. An ihre Stelle treten zumeist wieder die entsprechenden vollen Namensformen, so besonders Johannes für Jes. Auch in andern Namen zeigt sich das Bestreben, zu der ursprünglichen Form zurückzukehren, am auffallendsten vielleicht bei Jürgen. Nur auf Georg wird heute noch getauft. Hinsichtlich der Johannes und Hans verdient noch bemerkt zu werden, daß sie zuweilen auch als zwei verschiedene Namen aufgefaßt werden, daher es vorkommt, daß von zwei Geschwistern das eine den ersten, das andere den andern Namen führt. Recht dünn gesät sind, wie die Tabelle zeigt, die alten germanischen Namen, wenn sie auch neuerdings allem Anscheine nach wieder etwas mehr in Aufnahme kommen. Am verbreitetsten von ihnen ist noch Heinrich oder Hinrich, wie man früher allgemein zu sagen pflegte. Wilhelm, Friedrich, Erich, Henning sind schon seltener, noch mehr Ernst, Ludwig, Hermann. Auffallend ist das ablehnende Verhalten der Eltern gegen Karl, ein Name, der doch sonst — allerdings erst in neuerer

Zeit und besonders in den Städten, entschieden zu den bevorzugtesten zählt. Ernst scheint sich erst in neuester Zeit eingebürgert zu haben. Auch ein paar alte Römer, August und Julius, haben im letztverflossenen Jahrhundert Bürgerrecht erworben.

Was weiter die 1048 Mädchennamen anlangt, so verteilen sich dieselben wie folgt:

Maria 210,	Helene 32,	Frida 9,
Christine 150,	Emma 28,	Ida 8,
Margareta 145 (davon Meta 16),	Elise (Elisabeth) 24,	Doris 7,
	Sophia 17,	Wilhelmine 6,
Anna 112,	Magdalena (Magda) 15,	Agnes 5,
Katharina 104,	Luise 13,	Friederike 4;
Dorothea (Dora) 80,	Martha 9,	sonstige 70.

Was an diesem Namenregister des schwachen Geschlechts besonders auffällt, das ist zunächst der bedeutend geringere Umfang desselben gegenüber dem des starken Geschlechts, sodann eine noch größere Vorliebe für die Heiligennameu. Sie umfassen nicht weniger als 90% der weiblichen Namen, die drei erstgenannten: Maria, Christina, Margareta allein fast die Hälfte. Man kann wohl ohne Übertreibung behaupten, daß selten eine Familie vorkommt, in welcher nicht wenigstens einer dieser drei Namen vorhanden ist. Dagegen sind echt deutsche Namen sehr rar. Emma, der häufigste, scheint erst in neuerer Zeit aufgekommen zu sein. Ida tritt nur ganz vereinzelt auf, und Bertha, die „schöne Bertha," fehlt fast ganz. Luise dürfte in den meisten Fällen wohl nichts anderes als eine Anlehnung an Elise sein. Bemerkenswert ist das fast gänzliche Fehlen aller von Knabennamen hergeleiteten Mädchennamen auf ine, wie Karoline, Wilhelmine. Dergleichen „Jungensnamen" sind bei den Angeliter Müttern verpönt.

Es ließe sich aus den beiden Tabellen noch mancherlei mehr herauslesen, doch möge es mit dem Gesagten sein Bewenden haben. Nur auf eins noch: auf die alten, vormals so beliebten Doppel-Rufnamen sei hier hingewiesen. Sie sind selten geworden, die alten Hans-Peter, Stina-Maria oder wie sie sonst geheißen haben mögen, nur einige wenige Alte noch führen solche Namen, beim heranwachsenden Geschlecht fehlen sie schon ganz. Mit der Zeit werden sie wohl völlig verschwinden, wenn anders nicht die alles beherrschende Mode ihnen wieder Eingang verschaffen sollte.

Damit möge denn zur Betrachtung der Familiennamen übergegangen werden. Vornean, in Grundhof mit 70 von 100, stehen die Patronymika, die Bildungen auf sen, von denen im Kirchspiel folgende vorkommen:

Andersen,	Christesen,	Hartwigsen,	Lukassen,	Petersen,
Andresen,	Christiansen,	Henningsen,	Ludwigsen,	Philippsen,
Asmussen,	Christophersen,	Hinrichsen,	Mangelsen,	Rasmussen,
Augustinsen,	Dethleffen,	Jacobsen,	Marquardsen,	Schwennesen,
Bahnsen,	Diedrichsen,	Jensen,	Martensen,	Schwensen,
Bastiansen,	Erichsen,	Jepsen,	Matthiesen,	Thielsen,
Bendixen,	Evertsen,	Jessen,	Matzen,	Thomsen,
Berndsen,	Festesen,	Jochimsen,	Michelsen,	Tönnesen,
Björnsen,	Fintzen,	Johannsen,	Nielsen,	Tramsen,
Boysen,	Franzen,	Jürgensen,	Nicolaisen,	Türsen,
Brix,	Friedrichsen,	Kallsen,	Nissen,	Vollertsen,
Carstensen,	Gondesen,	Lassen,	Otzen,	Wollesen.
Clausen,	Hansen,	Lorenzen,	Paulsen,	

Aus den Nachbarbezirken sind noch zu nennen:

Adolphsen,	Eliassen,	Lausen,	Thordsen,
Bunzen,	Gregersen,	Magnussen,	Traulsen,
Cordsen,	Iversen,	Ovesen,	Truelsen,
Ebsen,	Knutzen,	Thiesen,	Wuhnsen.

Wer sich die Mühe gibt, die Tabelle ein wenig näher zu durchmustern, der wird bemerken, daß im großen und ganzen dieselben männlichen Vornamen, die noch heute gebräuchlich sind (vergl. Tabelle 1), auch schon zur Zeit der Festlegung der Familiennamen gäng und gäbe waren. Nur wenige sind seitdem hinzugekommen. So August, Julius, Karl, Emil, Ernst. Mehr schon sind ausgestorben, wenigstens in Angeln. Dahin zählen zunächst ein paar Heiligennamen, wie Briccius (in Brix, einem recht häufigen Namen), Benedikt in Bendixen) u. a.; sodann auch noch verschiedene alte Germanen, meist nordischen Ursprungs, wie Björn, Finn, Gonde, Iver, Knud, Marquard, Sven, Thord, Tramm, Trauels, Tycho, Vollert, Wolle. Diese letzteren sind die interessantesten. Manche derselben erinnern an Männer und Helden, die bereits in der altnordischen Sagenwelt und Geschichte eine Rolle spielen. Manche auch kehren in Angler Ortsnamen wieder, wie in Trögelsby, Gunneby, Tastrup, Taarstedt, Iverslund usw. Beweis genug, daß sie von hohem Alter sind. — Was übrigens die Häufigkeit der einzelnen Patronymika betrifft, so entspricht sie im großen und ganzen derjenigen der bezüglichen Vornamen, so daß also die Petersen, Hansen, Clausen den ersten Rang einnehmen. Ihnen schließen sich dann in ungefährer Reihenfolge der aufgezählten Vornamen die entsprechenden übrigen Patronymika an. Außer der Reihe stehen u. a. die vielverbreiteten Lassen, Nissen, Jensen, Jessen, Paulsen. Aus welcher Ursache, ist bereits dargetan.

Weit weniger zahlreich, aber gewiß nicht minder lehrreich als die Patronymika sind die Nicht-Patronymika. Zwar bei weitem nicht alle sind auf dem Boden der Landschaft erwachsen, manche sind erst durch Einwanderung hierher verpflanzt worden. Doch hält eine Unterscheidung nicht eben schwer. Hier können selbstverständlich nur die einheimischen in Betracht kommen, und da mögen als die verbreitetsten bezw. charakteristischsten folgende hervorgehoben werden:

Beck,	Esmarck,	Kröger,	Reu,	Struve,
Böttger,	Hoeck,	Leu,	Sager,	Tollgaard,
Breckenfeld,	Husfeldt,	Lund,	Schlott,	Tadderland,
Brogmus,	Jordt,	Mau,	Schmidt,	Tramm,
Brunkert,	Jost,	Möller,	Schröder,	Valentin,
Desler,	Kiesby,	Möllgaard,	Schütt,	Wree,
Eckeberg,	Krag,	Rasch,	Suder,	Willer.

Zu den ältesten dieser Namen gehören ohne Zweifel diejenigen, welche die ursprüngliche Wohnstätte, den Herkunftsort bezeichnen. Als der verbreitetste dürfte vielleicht Lund (d. i. Hain, Gehölz) anzusehen sein, ein Name, der bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts auftritt. Um diese Zeit gab nämlich Herzog Adolf einem gewissen Jürgen Lund den Hof Lundsgaard bei Grundhof. 1674 kommt er neben Schlott auch in Kleinquern vor, wo noch heutigentags Träger dieser Namen ansässig sind. Gehöftsnamen sind u. a. enthalten in Tollgaard, Möllgaard, beides ebenfalls alte Namen. Der erste wird bereits 1593 gelegentlich einer Teilung des Gutes Rundhof erwähnt, bei welcher Detlef von Rumohr unter andern die Leute am Strande (bei Ohrfeldhaff) zugesprochen erhielt, unter welchen auch ein Tolgardt war, der nach Jensens „Angeln" wahrscheinlich von seinem Wohnsitze Tollgaard an der Lippingau seinen Namen hatte. — Von Dorfschaften haben u. a. die Ekeberg, Kiesby, Esmark ihre Namen.

Esmark oder Esmarch — der Name hat weit über die Grenzen der engern Heimat, ja, selbst des deutschen Vaterlandes guten Klang. Über seine Entstehung berichtet Jensen folgendes: „Von diesem Dorfe (nämlich Esmark bei Satrup) ist benannt die weit verbreitete Familie Esmark oder Esmarch, aus welcher viele Prediger entsprossen sind, auch Staatsbeamte, die zum Teil geadelt wurden, andere wiederum im Bauernstande verblieben. Jacob Clausen nahm zuerst den Namen Esmark an und stand 1584 als Prediger zu Rabenkirchen, nachher bis an seinen Tod zu Fahrenstedt und Ülsby. — Von den übrigen Namen des Verzeichnisses gehören augenscheinlich noch Beck, Brekenfeld, Husfeldt, Tadderland, vielleicht auch Reu zu den Herkunftsnamen.

Verhältnismäßig selten, seltener wenigstens, als man nach dem noch heute im Gebiet vielfach üblichen Brauch, die Gewerbetreibenden einfach bei ihrem Gewerbe zu benennen, annehmen sollte, sind Stand- und Gewerbenamen. Am meisten begegnet man Schmidt und Möller (aber nie Müller), seltener schon Böttger, Fischer, Kröger, Schütt, desgleichen hier und da verstreut vielleicht noch Decker, Schnittger, Köster, Vogt, Reuter. Becker fehlt selbstverständlich, da eben jeder selbst backte. Und daß es in der Heimat der Holzschuhe an Schuhmachern mangelt, kann ebensowenig wunder nehmen. Oder sollte der Name vielleicht in dem nun schon wenigstens 400 Jahre alten Suder (von Sutor, Schuhmacher) stecken? Für die Bekleidung sorgt Schröder, d. i. Schneider.

Auch die Tierwelt hat ein paar Namen zur Bezeichnung angelitischer Geschlechter hergeben müssen. Es sind das die Namen Hoeck (vom dänischen Høg = Falk), Jordt (von Hjort = Hirsch) und Krag (= Krähe). Die beiden ersten sind häufig und von hohem Alter. Schon um 1300 soll ein Ritter Diedrich Hoeck zu Brunsholm vorgekommen sein; ein Matz Jordt tho Nißwragardten (Niesgraugaard) wird 1574 genannt. Ob nicht die Träger dieser Namen Nachkommen alter Adelsgeschlechter sein sollten?

Zu Familiennamen erstarrte Vornamen sind Emken, Jost, Sager, Tramm, Valentin, Willer.

Ein wenigstens 300 Jahre zählender, auch in der Provinz nicht unbekannter Name ist Mau. Schon in dem aus dem Jahre 1599 stammenden Schuld- und Hebungsregister des Kirchspiels Satrup findet er Erwähnung. (Vgl. Rickmers, Kirchspiel Satrup.)

Zum Schluß sei noch einer Sitte gedacht, die, wenn auch selten, doch nicht ohne Interesse ist: die Sitte nämlich, dem Patenkinde den vollen Namen des Gevatters, also Vor- und Geschlechtsnamen, beizulegen, so daß scheinbar Doppelnamen entstehen. Beispiel: Nikolai Jensen Nissen, Jakob Iversen Jensen. Die Gevattern heißen hier also Nikolai Jensen, Jakob Iversen. In der Regel, doch nicht immer, ist's der Großvater, dem solche Ehre erwiesen wird, besonders in dem Falle, wo sein Name infolge Fehlens männlicher Erben vor dem Erlöschen steht. So lebt der Geschlechtsname wenigstens noch als Vorname weiter. Auch in England ist die Sitte, Familiennamen, besonders den Familiennamen der Mutter, als Taufnamen einem Sohn zu geben, zu Hause.

Bodenanbau und Viehstand in Schleswig-Holstein.

Unter dem obigen Titel hat der Landtagsabgeordnete Th. B. Engelbrecht im Auftrag und Verlag der Landwirtschaftskammer von Schleswig-Holstein kürzlich einen Atlas von 36 Tafeln mit 144 Nebenkarten veröffentlicht. Die Karten sind in dem bekannten kartographischen Verlag von D. Reimer in Berlin hergestellt.

Es ist die Freude an dem prächtigen Werk, die mir die Feder in die Hand drückt, die Freude an der wundervollen Klarheit, mit der hier unsere Heimat in allen ihren Verhältnissen, soweit sie zum Bodenanbau und zur Landwirtschaft in Beziehung stehen, vor Augen gestellt ist. Habe ich keinen Beruf, als sachverständiger Richter über das Werk zu urteilen, so habe ich doch genug Berührung mit den Dingen, um seinen Wert zu erkennen und es dankbar mitzugenießen. Als Knabe und junger Mensch habe ich an dem landwirtschaftlichen Betrieb und allen seinen Formen unmittelbaren Anteil gehabt; später habe ich als Wanderer fast alle Teile der Herzogtümer durchstreift, und für Geographie und Statistik habe ich stets lebhaften Sinn gehabt.

Auf den 36 Tafeln dieses Werks sind die Daten der statistischen Aufnahmen vom Jahre 1900 (hie und da unter Benutzung älterer Aufnahmen) kartographisch verarbeitet, so viel ich sehen kann, mit musterhafter Sorgfalt und Umsicht. Durch abgestufte Farbentöne sind die Intensitätsverhältnisse der verschiedenen Erscheinungen in den verschiedenen Bezirken dem Auge unmittelbar sichtbar gemacht, so daß man die vorwiegende Art der Bodenbenutzung in den verschiedenen Gebieten mit einem Blick übersieht. Dabei ist auf den Haupttafeln, die in ansehnlicher Größe ausgeführt sind (1 : 500 000), der Amtsbezirk als statistische Einheit zu Grunde gelegt, um nicht zu ungleiche Bodenarten zusammenzufassen. Auf den Nebentafeln sind die Kreise als Einheit genommen, wobei denn, für Schleswig wenigstens, meist eine Zusammenfassung verschiedener Bodenarten, vor allem von Stücken des Mittelrückens mit den Randgebieten an Ost- und Westsee, damit aber zugleich eine Verwischung des Bildes vom Bodenanbau herauskommt. Ganz hat sich auch bei der Zugrundelegung der Amtsbezirke solche Verwischung nicht vermeiden lassen, wie denn z. B. gerade in meinem Heimatsgebiet die Amtsbezirke Langenhorn und Bordelum höchst ungleiche Bodenarten zu Einheiten zusammenfassen, Bordelum die fruchtbarste Marsch der Bredstedter Köge mit der dürftigen Geest von Dörpum, Langenhorn die alten Marschen der Ockholmer und der Langenhorner Köge mit dem armen Sand- und Heideboden des sich hier vorschiebenden Mittelrückens. Eine ganz reinliche Trennung läßt sich der Natur der Sache nach überhaupt nicht durchführen, nicht einmal, wenn man zu den einzelnen Dörfern herabgeht. Dem Bearbeiter gebührt lebhaftester Dank, daß er sich die große Mühe nicht hat verdrießen lassen, bis zu den Amtsbezirken in der Berechnung und Darstellung des statistischen Materials vorzudringen; es steckt eine gewaltige Arbeit in den nun so übersichtlichen Blättern.

Von den 36 Tafeln bringt die erste Gruppe in 15 Tafeln (2—16) in grünem Farbenton die Bodenbenutzung: Ackerbau, Wiese, Weide, zur Darstellung; jeder Fruchtart ist ein besonderes Blatt gewidmet. Die folgenden 6 Tafeln veranschaulichen den Obstbau, mit blauen Farbentönen; die letzten 14 Tafeln, mit braunen Tönen, die Viehzucht, von den Pferden bis zu den Ziegen und Hühnern; und auch die Bienen fehlen nicht, wenn sie auch, ich weiß nicht warum, mit blauer Tafel sich dem Obstbau anschließen. Überall werden nicht bloß absolute Zahlen, sondern auch die wichtigen Verhältniszahlen zur Anschauung gebracht. Die 3 Pferdetafeln z. B. geben: die erste: die Pferde im Verhältnis zur landwirtschaftlich angebauten Fläche, die zweite: im Verhältnis zu den Rindern, die dritte: die volljährigen, über 4 Jahre alten Pferde im Verhältnis zur Gesamtzahl der Pferde; wozu dann noch ein viertes Blatt kommt, den Status der Pferde von 1883 darstellend. Dazu kommen dann noch 16 Nebenkarten, die auf Kreiskarten die Verhältnisse des Pferdegebrauchs und der Pferdezucht darstellen. Auf diesen großen Karten sind übrigens auch die Ziffern überall in den einzelnen Amtsbezirken eingetragen.

Genug, den Reichtum des Gebotenen erkennen zu lassen. Ich hoffe und wünsche, daß sich der Unterricht die hier gebotenen Schätze der Belehrung nicht entgehen läßt. In erster Linie werden sie von den landwirtschaftlichen Schulen zu heben sein, an die sich hoffentlich bald ein Flor blühender Volkshochschulen anschließt. Und auch die höheren Schulen werden sich nicht ausschließen wollen. Aber auch die Fortbildungsschule und vielleicht auch die Oberklasse der Volksschule wird wenigstens gelegentlich diese und jene Tafel brauchen können, um den geographischen Unterricht zu beleben. Ich stelle mir vor, daß es eine überaus anziehende Aufgabe für den Lehrer sein wird, die Karten zum Sprechen, oder also die Schüler zum Lesen der Karten zu bringen.

Ich greife ein paar Blätter heraus. Wir nehmen Tafel 28; sie zeigt die Verteilung der volljährigen arbeitsfähigen Pferde im Verhältnis zur Gesamtzahl. Das tiefere Braun läßt sogleich erkennen, daß sie im Osten des Landes und im Süden von Holstein besonders stark vertreten sind, wogegen, wie die Nebenkarten zeigen, an der Westküste Stuten mit Fohlen und junge Pferde überwiegen. Was bedeutet die Tatsache? Nun, auch der Schüler entdeckt es: den Gegensatz von Pferde aufziehenden und Pferde verbrauchenden Gebieten. Und dieser Gegensatz hängt wieder zusammen mit der Beschaffenheit des Bodens und Klimas. Der regenreiche Westen mit seinen überwiegenden Weiden und Wiesen — Tafel 3 und 4 zeigen sie uns — bietet für die Aufzucht von Pferden günstigste Bedingungen, wogegen der Osten mit seinem stärkeren Getreidebau (Taf. 1) und seinen zahlreicheren und größeren Städten (jede zieht einen braunen Kreis um sich) leistungsfähige Pferde braucht. — Oder wir nehmen die Tafel 24, sie zeigt den Bestand an Rindern im Verhältnis zur angebauten Bodenfläche; die tieferen Töne für den Osten und Westen lassen gleich erkennen, daß hier der Rinderreichtum zu Hause ist, er steigt bis gegen 100 Stück auf 100 ha und geht an einigen Stellen noch darüber hinaus, wogegen er auf dem Mittelrücken bis auf 40 sinkt und in dem rinderarmen Lauenburg sogar bis auf 20. Warum? Die Karten, die den Weide-, Wiesen- und Kleeboden anzeigen, geben die Antwort. Aber weiter: zwischen rinderreichen Gegenden findet wieder ein überaus merkwürdiger und für den landwirtschaftlichen Betrieb durchgreifender Unterschied statt; Blatt 25 zeigt ihn auch dem blöden Auge: es stellt die Zahl der Kühe im Verhältnis zur Gesamtheit der Rinder dar; und nun bedeckt sich der Osten, von Alsen und Angeln über das Kieler Gebiet durch Ostholstein hindurch bis nach Hamburg-Altona mit dunklen Tönen, während der Westen hell bleibt. Was sagen die Farben? Daß der Osten ein Milch und Butter und Schlachtkälber produzierendes Gebiet ist, wogegen der Westen die Kälber aufzieht und Jungvieh und Fettvieh gräst. — Und hat der Schüler so die Deutung gefunden, so wird er nur mit Interesse deu einzelnen Bezirken nachgehen und die jedem eingetragenen Ziffern zu deuten suchen. Warum bleibt z. B. der Amtsbezirk Bordelum so plötzlich hinter seiner Umgebung an Rinderreichtum zurück? Weil die kornreichen Bredstedter Köge dazu gezogen sind? Oder weil die Zählung im Winter stattfand, wo das Magervieh noch auf der Geest gehalten wird? Eine Zählung im Sommer gäbe eine andere Verteilung.

Oder wir nehmen Tafel 22 zur Hand; die Zahl der Bienenstöcke in den verschiedenen Gebieten ist darauf dargestellt. Das Maximum liegt im mittleren Holstein, zwischen Neumünster und Itzehoe. Warum? Tafel 10 läßt die Antwort finden: die Bienen folgen dem Buchweizen, in dessen Nähe denn auch blühende Heide und Lupinen sich finden werden.

Ein anderes Blatt (2) läßt in den sozialen Aufbau der landwirtschaftlichen Bevölkerung einen Blick tun: auf den vier Nebentafeln ist der Anteil der Klein-

bauern (2—10 ha), Bauern (10—50 ha), Großbauern (50—100 ha), Großgrundbesitzer (über 100 ha) an der Gesamtfläche dargestellt: die Bauern sind die dominierende soziale Schicht, durchweg im Lande mit 40—65 % beteiligt; nur zwischen Schlei und Kieler Förde und im alten Slavenland Wagrien erreicht der Großgrundbesitz einen Anteil von über 40 %. Der Kleinbauer ist am stärksten im mittleren Schleswig, der Großbauer im nördlichen Schleswig und im mittleren Holstein vertreten, wo er bis 38 %, im Fürstentum Lübeck sogar 44 % erreicht. Warum? Der schleswigsche Kleinbauer ist wohl großenteils Heidekolonist. Aber woher das Großbauerntum im Fürstentum Lübeck?

So lassen sich an der Hand dieser Blätter unzählige Fragen aufwerfen und beantworten, ein rechtes Gebiet für eigene Entdeckungen aufgeweckter Schüler. Vermißt habe ich ein Blatt, das den Waldbestand und das unbebaute Land darstellt, und gern hätte ich auch eine klimatologische und eine geognostische Tafel dabei gehabt. Auch eine Tafel, welche die Bevölkerungsdichtigkeit darstellt, wäre erwünscht. Freilich gehörten diese Dinge nicht mehr eigentlich in den Rahmen der Aufgabe. Vielleicht wird für die Folge die Beigabe doch in Erwägung gezogen.

Wir aber wollen Herrn Engelbrecht, der sich der arbeitsvollen Aufgabe mit so großer Sorgfalt unterzogen und sie so glücklich gelöst hat, ebenso aber auch der Landwirtschaftskammer, welche den Verlag übernommen hat, für das schöne Werk nochmals danken und ihm viele fleißige Benutzer wünschen; ich denke, es wird daran unter der heimatliebenden Bevölkerung Schleswig-Holsteins nicht fehlen.

Ich bemerke noch, daß ein Tabellenwerk und ein Handbuch im Frühling folgen sollen.

Berlin-Steglitz. Prof. Friedrich Paulsen.



Das Lachen.

Das Lachen schöner Jugendzeit,
Das bricht wie Sonnenlicht
In graue, trüb' Alltäglichkeit
Mit seinem Frohgesicht.

Das lacht auf seine Mitwelt hin,
Das spielt mit ihr so frei,
Es sieht nicht rechts, es sieht nicht links,
Es lacht aus Narretei.

Es ist die sieghaft starke Kraft,
Die sprüht daraus hervor,
Und überhoben der Vernunft,
Sprengt sie das Herzenstor.

Es ist das innere Sonnenlicht,
Das sich hier hell verfängt,
Und das aus Wort und Werken spricht,
An Sein und Wesen hängt.

Das reine Lachen, rein wie Licht,
Voll Güt' und Liebesklang,
Das ist das stärkste Lachen wohl,
Klingt's gleich wie leiser Sang.

Es ist das innere Fröhlichsein,
Ein lichtes Herz, das rührt,
Es lacht durch Tränen selbst hervor,
Stimmt heller, wen's berührt.

Und solches Lachens Freudigkeit
Ist Lieb' und Poesie,
Ist Sonnenkraft und Himmelsschein,
Und man vergißt es nie.

Bertha Lüdemann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 4. April 1906.

Das Schloß Gottorp.

Von **Christian Jensen** in Schleswig.

I.

Gottorp nimmt in der Geschichte unserer engeren Heimat Schleswig-Holstein einen hervorragenden Platz ein. Einst Bischofssitz, dann Herzogsburg und Musenhof und „Schloß und Riegel" des Herzogtums, dann Königsschloß und Regierungssitz . . . Namen genug — um zu verdeutlichen, daß Gottorp jahrhundertelang das Herz unserer Heimat gewesen, in dem alle Fäden des im meerumrauschten Schleswig-Holstein pulsierenden geistigen und wirtschaftlichen Lebens zusammenliefen. Keins der schleswig-holsteinischen Schlösser hat solche Vergangenheit. Stammen doch aus diesem alten Herzogssitz die „Beherrscher halb Europas und halb Asiens." So ist es nicht verwunderlich, daß reicher Stoff zu Gebote steht, aus dem nur in großen Zügen ein Bild von Gottorp und seiner Umgebung gegeben werden kann. Im Wechsel der Zeiten hatte es nicht bloß verschiedene Besitzer, auch seine Lage und Gestalt wurden anders wie seine Bestimmung und Bedeutung in der Landesgeschichte. Wir werden darum vom alten und neuen Gottorp zu reden haben, und von diesem besonders, das im 17. Jahrhundert seinen größten Glanz entfaltete.

Das alte Gottorp war nach der Überlieferung verschiedener Chronisten in der Umgebung von „Rugenkroge" zwischen Ahrenholzer und Langsee belegen. Die ganze Gegend war damals wald- und wasserreich. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts erstreckte sich die hin und wieder unterbrochene Pöhlhölzung bis an die Hühnerhäuser; vorher hatte sie auch den Tiergarten mitumfaßt. Der Wirt Hestorp von Ruhekrug, dem zugleich der Platz des alten Gottorp gehörte, begann das Land bei seinem Hause zu kultivieren. Er ließ viel Holz fällen und verkaufte endlich den ganzen Besitz an den Grafen von Reventlow, der noch mehr Ländereien ankaufte und sie zu dem ansehnlichen Landgute „Falkenberg" vereinigte. Er hat 1803 das schöne Wohnhaus daselbst aufführen lassen, zu dem gleich hinter Ruhekrug der Eingang führt, und die Anpflanzungen und Gartenanlagen gemacht, in welche „Alt Gottorp" eingeschlossen ist, das, wie Helduader schreibt, „als Antiquariat erhalten werden wird." Etwa 10 Minuten nordwestlich von dem Hofe ist der Platz, auf welchem die Burg, von Wasser umgeben, gestanden hat. Hier sind zwei von Norden nach Süden sich erstreckende Sandhügel künstlich aufgeworfen, jetzt mit Bäumen bepflanzt. Der größere südliche Hügel von ovaler Form war noch im 16. Jahrhundert von einem 8 bis 10 Fuß tiefen Graben umgeben, dessen Spuren noch erkennbar sind, und der

auch noch die nördliche kleinere halbmondförmige Erdhöhe von ihm trennt. Das Oval, etwa 7 m hoch, 60 m lang und 38 m breit, trug das Hauptwerk, der Halbmond, 5 m hoch, 30 m lang, 45 m breit das Vorwerk, beide wahrscheinlich durch Brücken verbunden. Beide Hügel sind jetzt umgeben von niedrigen grünen Wiesen, die zweifellos in alter Zeit Seeboden waren und noch mit dem Schloßplatz „Waterburg," das ist „Wasserburg," genannt werden. Die Burg hatte und hat noch jetzt einen Zugang von Nordosten. Nach Dr. Sach war auch auf der Westseite ein Damm mit Brücke vorhanden.

So stand die Burg, sobald das Wasser der Umgebung sank, durch feste Dämme nicht nur mit Schleswig, sondern auch mit dem alten „Ochsenwege," der Hauptlandstraße der Herzogtümer von Norden nach Süden, in Verbindung und war wahrscheinlich nach Art der wendischen Wasserburgen, die dauernde feste Wohnplätze bildeten, befestigt: Die Burgwälle mit Holzpfählen durchbaut und mit Brustwehren aus Erde und Holz, die Gebäude aus Holz, für welche Findlinge aus Hünengräbern vielleicht Grundsteine waren. Wenigstens haben Beobachter in verschiedenen Jahrhunderten Reste nachgewiesen. Generalmajor Zacharias Wolff fand beispielsweise auf dem Oval 27 große und mittelmäßige, meist gespaltene Feldsteine, auf dem Halbmond drei. Wohnungen und Keller sah man ebenfalls; Dr. Sachs vermeintliche Standorte der sechs Türme sind noch kenntlich. Darnach steht fest, daß hier einst eine Burg mit Wall und Graben vorhanden war. Schwieriger läßt sich feststellen, daß sie wirklich „Gottorp" hieß und woher die Bezeichnung stammt. Die chronistischen Nachrichten besagen seit Saxo nnd Cypräus, daß „Alt Gottorp" hier gewesen, auch lebt der Name, der als Hohepriesterdorf erklärt wird, noch im Volksmunde. Tatsächlich heißt der Hohe Rücken im Moor links vom Wege nach Helligbek, der als Platz eines früheren Dorfes gilt, nach „Guderup," eine kleine Ortschaft in der Nähe „Gottrup." Der Name wurde wahrscheinlich vom Dorfe auf die Burg übertragen. Urkundlich kommt er zuerst 1268 vor, wo von „Alt- und Neu-Gottorp" die Rede ist.

Das alte Gottorp war eine Gründung der Bischöfe Schleswigs. Doch ist man sich über die Zeit seiner Entstehung ebenso wenig einig wie über die Bedeutung seines Namens. Angegeben werden neben 948 die letzte Hälfte des elften Jahrhunderts und 1110. Jedenfalls fällt die Begründung in die Zeit der Kämpfe des Christentums mit dem Heidentum, als wendische Scharen, zumeist Seeräuber, die Küsten der Ostsee beunruhigten. Doch war der „Schutz und Wehr" des Christentums gegen das slavische Heidentum ein früher Untergang beschieden, der merkwürdiger Weise nicht von den genannten Feinden, sondern als eine Folge kirchlicher und politischer Streitigkeiten der Zeiten Barbarossas herbeigeführt wurde. König Waldemar der Erste war vom Kaiser veranlaßt, für Papst Viktor einzutreten, während Erzbischof Eskill von Lund und die dänische Geistlichkeit sich für Alexander den Dritten entschloß und mit ihnen Bischof Esbern von Schleswig. Königliche Feinde bedrängten ihn auf seiner Wasserburg. Er verlor nach Saxo ein „schönes Gebäude," ein Vorwerk seiner Veste. Er mußte fliehen, und seine Burg fiel 1161 unter Feindeshand in Trümmer. Der Bischofssitz Alt-Gottorp war zerstört. Als 1268 Neu-Gottorp aus bischöflichem Besitz in den der Herzöge aus Abels Geschlecht überging, waren nur noch von dem alten Gottorp ein Gehöft, Mühlen, Gärten und Fischteiche übrig, die im Laufe der Jahrhunderte allmählich verschwanden, so daß nur noch die in Falkenberg eingeschlossenen Hügel als Antiquität erhalten sind.

Bereits im Jahre 1162 wurde durch Bischof Occo das neue Gottorp begründet. Die kleine Insel im innersten Winkel des Schleibusens bot als Bau-

platz denselben Schutz wie die verlassene Wasserburg, dazu war dieselbe in der Nähe der aufblühenden Stadt Schleswig belegen, die in kirchlicher und politischer Beziehung, nachdem Knut Laward als Stadthalter und erster Herzog von Schleswig seine Residenz auf der Juriansburg (Möweninsel) aufgeschlagen hatte, Hauptort des Landes geworden war. Doch spielte Neu-Gottorp als Bischofsburg keine besondere Rolle; zumal der Bischof seinen Amtssitz in der Stadt hatte und die Juriansburg Stadt und Hafen schützte. Gottorps Befestigung war daher nur von geringer Bedeutung. Eine Brücke führte über den Burgsee nach dem Hesterberg. Dennoch blieb die Burg bis 1244 von den Kriegsstürmen unberührt. Zu der Zeit erreichten nämlich die Streitigkeiten wegen Vererbung der herzoglichen Würde in der Königlichen Familie, bei denen die Bischöfe zur Parteinahme für König oder Herzog gedrängt wurden, den höchsten Grad. In den Kämpfen zwischen Erich Pflugpfennig und seinem Bruder Herzog Abel stand Bischof Eskill auf Abels Seite und wollte Erich nicht als Lehnsherrn anerkennen. Er wurde deshalb 1246 vertrieben und übernahm erst nach Erichs Ermordung (Aug. 1250) und Abels Wahl zum Könige seine Würde und Besitzung wieder. Als dann König Christoph und Abels Kinder um das väterliche Erbe stritten, wurde Gottorp 1253 erstürmt und mit ihm Schleswig. Der Bischof geriet in Gefangenschaft und das Schloß in den Besitz der holsteinischen Grafen. Unter dem Nachfolger des Bischofs, der nach dem Friedensschlusse wieder eingesetzt war, brachen die Streitigkeiten wieder aus und Herzog Erich nahm in der Schlacht auf der Lohheide am 28. Juli 1261 den König, dessen Mutter und den Bischof gefangen. Dann besetzte er Gottorp und benutzte die ungünstige Lage des Bischofs, um 1263 und 1268 einen Vertrag zu schließen, wonach Gottorp gegen einige herzogliche Güter in Schwansen eingetauscht wurde. Von nun an war Gottorp Residenz der Herzöge aus Abels Geschlecht und Schloß und Riegel des Herzogtums.

Hatte Herzog Erich Gottorp zur Residenz erhoben, so war es seinem Sohne Waldemar IV., der von 1272 bis 1283 unter Königlicher Vormundschaft stand, beschieden, den ersten durchgreifenden Umbau der Burg zu unternehmen. Aus der Veranlassung dazu, daß Schleswig und seine Befestigung verbrannt waren und daß Holz für neue Schutzwehr fehlte, welches man aus dem alten Schloß gewinnen wollte, geht hervor, daß dieses vorwiegend ein Holzbau gewesen ist. Der Neubau in wahrscheinlich gotischer Form entstand 1295 aus Backsteinen und hatte die Front nach Osten oder Südosten. Noch heute sind Reste dieses Baues in den Fundamenten und einem Teil der Mauern der Westseite und des westlichen Teiles der Nordseite beim runden Turm erkennbar. Die Befestigungswerke wurden in polygoner Gestalt mit Brustwehren und doppelten Mauern aufgeführt, deren Zwischenraum mit Erde aufgefüllt war. Der Turm am Schloßtor war mit Fallgitter versehen. Das so befestigte Schloß war nur durch Aushungerung zu bezwingen. Als Waldemar 1312 starb, war Gottorp die erste Burg des Landes, deren Festigkeit sich zeigte, als Christoph II. von Dänemark sich das Recht der Vormundschaft über Waldemar den V., den Enkel des Schloßerbauers, erzwingen wollte. Er mußte, als Gerhard III., der Große, mit seinen Holsten herbeieilte, aus seiner Wagenburg auf dem Hesterberge, welche Gottorp die Zufuhr abschnitt, flüchten. Andere Versuche, Gottorp einzunehmen, scheiterten ebenfalls. Gerhard residierte hier als Vormund seines Neffen Waldemar. Vertragsmäßig ging Gottorp erst 1340 von dem Abelschen Hause in den Besitz der Grafen von Holstein, der Schauenburger, über, die besonders das Deutschtum im Norden des deutschen Vaterlandes gefestigt und überall das Gefühl der Zusammengehörigkeit Schleswigs und Holsteins geweckt und gestärkt haben.

Doch sollten über das Auslösungsrecht Gottorps, welches sich Herzog Waldemar vorbehalten hatte, bald neue Kämpfe um den wichtigen Besitz entstehen.

Der letzte Sproß aus Abels Geschlecht hatte 1374 dem Könige das vorbehaltene Auslösungsrecht übertragen. Die Grafen dagegen weigerten dem Könige die Herausgabe gegen den gebotenen Pfandschilling, setzten sich in den Besitz des Herzogtums und nannten sich Herren von Südjütland. Als König Waldemar starb, bot Margareta die Hand zum Frieden, verlangte aber später von der Witwe Gerhards, dem sie selbst 1386 das Herzogtum als erbliches ungeteiltes Lehen übertragen hatte, die Herausgabe von Gottorp. Aus dem folgenden Kampfe um dasselbe entstand 1410 ein dreißigjähriger Krieg Schleswig-Holsteins mit den drei nordischen Reichen. Den Mittelpunkt desselben bildeten die Stadt Schleswig und das Schloß Gottorp. Erich von Pommern setzte 1413 das Nyborger Lehnsgericht ein, dessen Zusammensetzung seinen Urteilsspruch in der Schleswigschen Angelegenheit erklärt, „daß die Holsteinischen Grafen unrechtmäßig im Besitze des Herzogtums seien, das an das dänische Reich zurückfalle.“ Kaiser Sigismund bestätigte 1415 zu Konstanz diesen Spruch. Der junge Herzog Heinrich II. ergriff die Waffen gegen den König. Auf seiner Seite standen die Friesen. Als Erich 1415 vor die Stadt rückte, brachten ihm Heinrichs Scharen beim Ausfall aus Stadt und Schloß „große Verluste bei und zerstörten die Burgen an der Schlei.“ In erneuter Belagerung 1417, als Heinrich mit den Seinen abwesend war, bedrängte Erich das Schloß so sehr, daß seine Übergabe unabwendbar schien.“ Da kamen 600 Hamburger zur Hülfe. Die Hansastädte vermittelten einen Waffenstillstand. Ein Schiedsgericht bewirkte den Frieden nicht und Kaiser Sigismund bestätigte seinen früheren Spruch, so daß der Krieg 1426 wieder ausbrach.

König Erich belagerte die Burg vom Hesterberge aus, um Schloß und Stadt zu trennen. Es gelang ihm dies nicht, denn er mußte nach 3 Monaten unverrichteter Sache wieder umkehren. Gottorp blieb unerobert. Sein Fall hätte den Verlust des Herzogtums herbeigeführt. Des Königs Macht war gebrochen, aber auch Heinrich selbst, „die Blüte und der Stolz seines Landes“ fiel 1427 vor Duborg, erst 30 Jahre alt. Sein Bruder wurde als Adolf VIII. Herzog. Nach dem Wordingborger Abkommen von 1435 belehnte ihn am 30. April 1440 Christoph der Bayer zu Kolding mit dem Herzogtume Schleswig als einem rechten Erblehn,“ nachdem Kaiser Albrecht II. bereits vorher Adolfs Ansprüche anerkannt hatte. Damit war der Schiedsspruch des Kaisers Sigismund beseitigt. Adolf verstand es, die Kriegswunden des Landes zu heilen und den gesunkenen Wohlstand des Volkes zu heben. Er schuf damit die Vorbedingungen für die spätere reiche und glänzende Kunsttätigkeit in Schleswig-Holstein, deren künstlerischer Mittelpunkt Gottorp wurde. Während die Schauenburger Gottorp besaßen, erfuhren die Befestigungen manche Umgestaltung, das Schloß weniger. Adolf ließ 1449 einen festen Turm an der nordöstlichen Ecke aufführen. Außerdem besaß es den „groten Torn“ des Herzogs Waldemar. Das Schloß erscheint bei „Westphalen“ mit Wetterfahnen und abgetreppten Giebeln geschmückt.

Nach Adolfs Tode (1459) kam Gottorp in den Besitz des oldenburgischen Hauses, von dem sich später die Schleswig-Holstein-Gottorpsche Linie abzweigte.

Als nämlich 1448 Adolf die ihm angetragene dänische Königskrone ausschlug, empfahl er den Grafen Christian von Oldenburg, der auf Gottorp erzogen war, zum König. Er wurde bei Adolfs Tode der erste Königherzog, den die Schleswig-Holsteinischen Stände zum Landesherrn erwählten, worauf er am 6. März 1460 den Freiheitsbrief „Up ewig ungedeelt!“ ausstellte. Gottorp war vorübergehend Residenz. Bereits 1461 bestätigte Christian hier alle der

Stadt Schleswig verliehenen Privilegien; später indessen mußte er Schloß und Herzogtum wegen Geldmangel an seine Gemahlin Dorothea verpfänden. Erst nach der Teilung der Herzogtümer im Jahre 1490 in einen königlichen und einen fürstlichen Anteil, erlangte Gottorp seine Bedeutung als Herrschersitz wieder. König Johanns (1482—1513) Bruder Friedrich erhielt diesen Teil und machte Gottorp zum Mittelpunkt des künstlerischen und geistigen Lebens im Lande. Auch noch, nachdem er 1523 zum Könige von Dänemark erwählt worden, weilte er mit Vorliebe auf Gottorp, auf das Wohl der Herzogtümer bedacht. Hier starb er 1533, 56 Jahre alt. Sein Sohn Christian III. hatte gleiche Vorliebe für die Kunst und die Segnungen des Friedens, so daß unter ihnen nicht nur die Einführung der Reformation allgemein gelang (Kirchenordnung 1542), sondern auch eine freiere Auffassung in der Kunst sich geltend machte. Friedrich schmückte die Schloßkapelle zu Gottorp aus, und seiner Ausstattung der Bordesholmer Begräbniskirche verdankt das Brüggemannsche Altarblatt die Entstehung (1521). Vermutlich hat er nach dem Schloßbrande von 1492 die Kapelle zwischen dem Tore und dem nordöstlichen Eckturm erbaut, jedenfalls erweitert; wahr=



Fürstenstuhl im Schlosse Gottorp.
Nach einer Originalaufnahme der Königl. Preußischen Meßbildanstalt zu Berlin.

scheinlich ist 1530 der Südflügel, welcher jetzt noch in einigen Teilen westlich vom Südportal als Reste dieser Zeit die sogenannten Weinkeller birgt, (neben der jetzigen Küche) als „neues Haus“ auf Gottorp entstanden, und später mit seinem Tor nach dem südlichen Schloßgraben das Hauptgebäude geworden, wodurch das alte Tor im Osten hinfällig wurde. Jedenfalls wurden zu der Zeit „Quadersteine“ von einer niedergelegten Kirche in Bergen und Granitfindlinge aus Hünengräbern des Landes zu Fundamenten nach Gottorp geschafft. Christian III. fügte 1538 die Befestigungswerke nach damaliger Weise mit Bastionen, Mauern und Wehrgängen für die Geschütze hinzu.

Bald nachher, im Jahre 1544, teilte Christian III. mit seinen Brüdern Johann und Adolf die Herzogtümer in drei Teile und so wurde Adolf, der 1526 auf Duborg geboren war und den Gottorp'schen Anteil erhielt, der Begründer der Schleswig-Holstein-Gottorp'schen Linie und der Stammvater eines Herrschergeschlechts, das von 1751—1818 den schwedischen Königsthron inne hatte und noch in der russischen Kaiserfamilie und in dem großherzoglich Oldenburgischen Hause fortblüht. Dem rastlosen Fürsten war die Heimat zu eng. Dennoch hielten ihn seine Kriegszüge nicht ab, für die Wohlfahrt seines Landes zu sorgen und Wissenschaft und Kunst zu fördern. Von seiner Brautfahrt nach England kehrte er mit den Insignien des Hosenbandordens geschmückt heim. Er setzte sie in das herzogliche Wappen und ließ es in Skulpturen überm Portal der Kapelle und an der Nordostecke des Schlosses anbringen. Bald nach seinem Beilager zerstörte nämlich in der Neujahrsnacht 1564—65 eine Feuersbrunst die Nordseite und einen Teil der Ostseite desselben. Darauf wurden 2 Architekten aus Italien zugezogen, die in drei Jahren 1565—68 einen Neubau in den damals üblichen Formen der Renaissance aufführten. Die Kapelle wurde bei dieser Gelegenheit in den Nordflügel verlegt, der mit Erkern, kleinen Giebeln und Türmchen mit vergoldeten Wetterfahnen und Spitzen ausgestattet wurde. Den Südflügel verlängerte man nach Abreißung des alten Turmes nach Osten. Mehr als bei der äußeren Gestaltung des Schlosses gelangte die Renaissance bei der inneren Ausschmückung zu großer Prachtentfaltung. Hier war bei den Holzvertäfelungen, der freien Behandlung der Säulen und des Gebälks, der Ausfüllung der Flächen mit Gebilden der Plastik und den eingelegten Arbeiten der künstlerischen Erfindungsgabe der weiteste Spielraum gelassen. Wenn seitdem von dieser glänzenden Einrichtung des Schlosses viel verloren ging, so legt vor allem noch, wie Rob. Schmidt hervorhebt, die Kapelle, die unter Adolf bald nach dem Neubau des Nordflügels im Jahre 1568 in diesen verlegt und unter Johann Adolf 1591 geweiht und bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts mit großem Fleiß und Verständnis ausgeschmückt wurde, Zeugnis ab von dem Aufschwung und der Vollendung, welche die Kleinkünste unter den Gottorpern gewannen. Kunstsinn und Pietät der Söhne Friedrichs des Ersten sprechen heute noch aus dem schönen Denkmal dieses Fürsten, das sie ihm 1552 im Dom errichteten.

Unter Adolf erfuhren auch die Befestigungen des Schlosses manche Verbesserung. Eine steinerne Brücke über den Burgsee und der große Damm in der Schlei, welcher eine nähere Verbindung mit Lollfuß und Altstadt herbeiführte, sind sein Werk: kosteten doch seine Bauten auf Gottorp allein 1½ Millionen Reichstaler. Doch erlangten unter seinem dritten Sohn, Johann Adolf, der nach kurzer Frist zwei Brüdern 1590 in der Regierung folgte und unter seinem Sohne und Nachfolger Friedrich III. (1616—1659) die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in Schleswig-Holstein ihren Höhepunkt. Besonders erfreulich ist die Entwicklung der Kleinkünste. Überall wurde die so-

genannte Intarsia, d. i. Einlegekunst im Verein mit der Holzschnitzerei mit großer Kunstfertigkeit zur Ausschmückung der Innenräume benutzt. Wir besitzen in dieser Beziehung in dem 1613 und 1614 vollendeten Fürstenstuhl zu Gottorp ein Kunstwerk, das nächst Brüggemanns Altar das berühmteste im Lande ist. Erst kürzlich ist auf Grund der Gottorper Amtsrechnungen aus 1609—1616 festgestellt, daß die Erbauer des Fürstenstuhles Niederdeutsche und keine Italianer waren, wie man so lange geglaubt hat. Andreas Salgen begann das Meisterwerk und Jürgen Gower schuf 1613 die vielbewunderte Tür und die am Westende angebaute Loge mit der Jahreszahl 1614. Während so die fromme Fürstin die Kapelle ausschmücken ließ, legte der friedliebende Herzog Johann Adolf, der für gelehrte Studien Interesse hatte, mit der Begründung der Gottorper Bibliothek, die aus den Klöstern Cismar und Bordesholm wertvolle Schätze erhielt und namentlich an griechischen und lateinischen Handschriften reich war, den Grund zu Friedrichs des Dritten Musen- und Gelehrtenhof.



Die Nordsee-Küstenlinie[1]) in Schleswig-Holstein.

Von **Ottsen** in Tondern.

Alljährlich strömen Tausende in die Nordseebäder, auch in die Schleswig-Holsteins. Staunend stehen sowohl der Kurgast als auch der Naturforscher an der brandenden Küste Sylts, staunend auf den kleinen Eilanden des sogenannten nordfriesischen Haffs, auf den Halligen. Voll Bewunderung blickt das Auge auch über die weiten Marschflächen, die zum Teil von der Bahn Tondern—Husum—Hamburg durchschnitten werden. Nehmen und Geben, Niederreißen und Aufbauen zeigen sich auf engem Raum in buntem Wechsel. Manche Frage stellt der Unkundige, ja, selbst der Kundige, und vieles ist schwer zu beantworten. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, eins der interessantesten Probleme, das recht viele andere streift, zu erörtern. Es soll versucht werden, den Verlauf der Küstenlinie zu verfolgen, der *heutigen*, wie sie durch das Zusammenwirken verschiedenster Faktoren *geworden* ist, und der *einstmaligen* längst verschwundenen, also *gewesenen*. Zwei Faktoren müssen für den Verlauf der Küstenlinie besonders ausschlaggebend sein, nämlich die Nordsee und die Küstenlandschaften. Die Nordsee möchte ich als gewaltige, aktive, aber freilich zerstörende Kraft bezeichnen; die Küstenländer bieten einen beharrlichen, doch, wie die Erfahrung zeigt, leider zu leicht zerstörbaren Widerstand dar, sie bilden die passive Kraft.

So wende sich die Betrachtung zunächst der Nordsee zu, und sie möge zuerst über die allgemeine geographische Beschaffenheit derselben orientieren. Um die Tiefe anschaulich vorzuführen, habe ich zwei Querschnitte angefertigt. Der eine zeigt die Tiefenverhältnisse des Mittelmeeres, der andere diejenigen der Nordsee. Ersterem liegt die Wandkarte von Gaebler „West- und Südeuropa" zu Grunde (2000 m-Linie nach Eckerts Schulatlas), letzterer die Karte von Haas „Die deutsche Nordseeküste" (enthalten in der Monographie Nordseeküste, friesische Inseln und Helgoland) und A. Hansen, Wandkarte von Schleswig-

[1]) In der Betrachtung steht nicht die Küstenlinie des Festlandes, sondern die der Inseln im Vordergrunde.

Holstein.[1]) Im Mittelmeer gibt es noch steilere, freilich auch bedeutend geringere Böschungen; immerhin mag die im Profil vorgeführte zu den bedeutendsten gehören. Diejenige der Nordsee aber ist durchaus von mittlerer Art. Vergleicht man damit den Böschungswinkel des Festlandes in Schleswig-Holstein, so kommt man zu der Ansicht, daß derselbe durchaus mit dem des Meeres übereinstimmt. Mancher, der Sylt kennt, wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich hier die Steilküste garnicht berücksichtige. Dem gegenüber will ich gleich erwähnen, daß die Steilküste auf den Inseln, ausgenommen auf Sylt, wo sie die stattliche Höhe von 34 m[2]) erreicht, durchaus zurücktritt und, in einiger Bedeutung entwickelt, überhaupt fehlt. Auf dem Festlande ist fast nur Flachküste vorhanden, ausgenommen das Emmerleffer Kliff, das an einer Stelle bis zu 13 m ansteigt, bei Schobüll usw.

Darf man aus dem steilen Abfall der Mittelmeerküste irgendwelche Folgerung ziehen? Ich glaube ja. Die Geologie bezeichnet bekanntlich weite Gebiete des Mittelmeeres als Einsturzbecken von geologisch jungem Alter, und kommt das nicht auch darin zum Ausdruck, daß hier an so vielen Stellen die vulkanische Tätigkeit noch sehr rege ist? Wie anders dagegen die Nordsee! Hier kann von einem Einsturzbecken in dem Sinne wie beim Mittelmeer nicht die Rede sein. Das scheint hier auch bestätigt durch das Fehlen jeglicher vulkanischen Regung. Meines Wissens findet sich im ganzen Nordseegebiet auch nicht einmal eine einzige warme Quelle. Schon diese Betrachtung muß die Überzeugung erwecken, daß die Nordsee eine durchaus andere Bildung ist als beispielsweise das Mittelmeer. Und nun das Ergebnis der Betrachtung der Querprofile der Nordsee und des Landes in Schleswig-Holstein! Mir erscheint eine solche Übereinstimmung in den Böschungswinkeln, daß man beide Linien als eine einzige betrachten kaun, so daß ich, wenn ich nur diese Verhältnisse in Betracht ziehe, zu dem Resultat kommen muß: Als die Nordsee in ihr jetziges Gebiet einbrach, hat sie den Boden desselben soweit überflutet, als das allmähliche Ansteigen desselben es gestattete. Ob dieses vorläufig gezogene Resultat einer Berichtigung bedarf, mögen die folgenden Ausführungen zeigen. Die Betrachtung hat bis jetzt aber eine vorläufige Antwort auf die Frage: „Wie entstand die Nordseeküstenlinie in Schleswig-Holstein?" gegeben, zugleich aber auch eine zweite angeregt, nämlich: Wann entstand dieselbe? Es soll versucht werden, auch diese Frage möglichst anschaulich zu lösen.

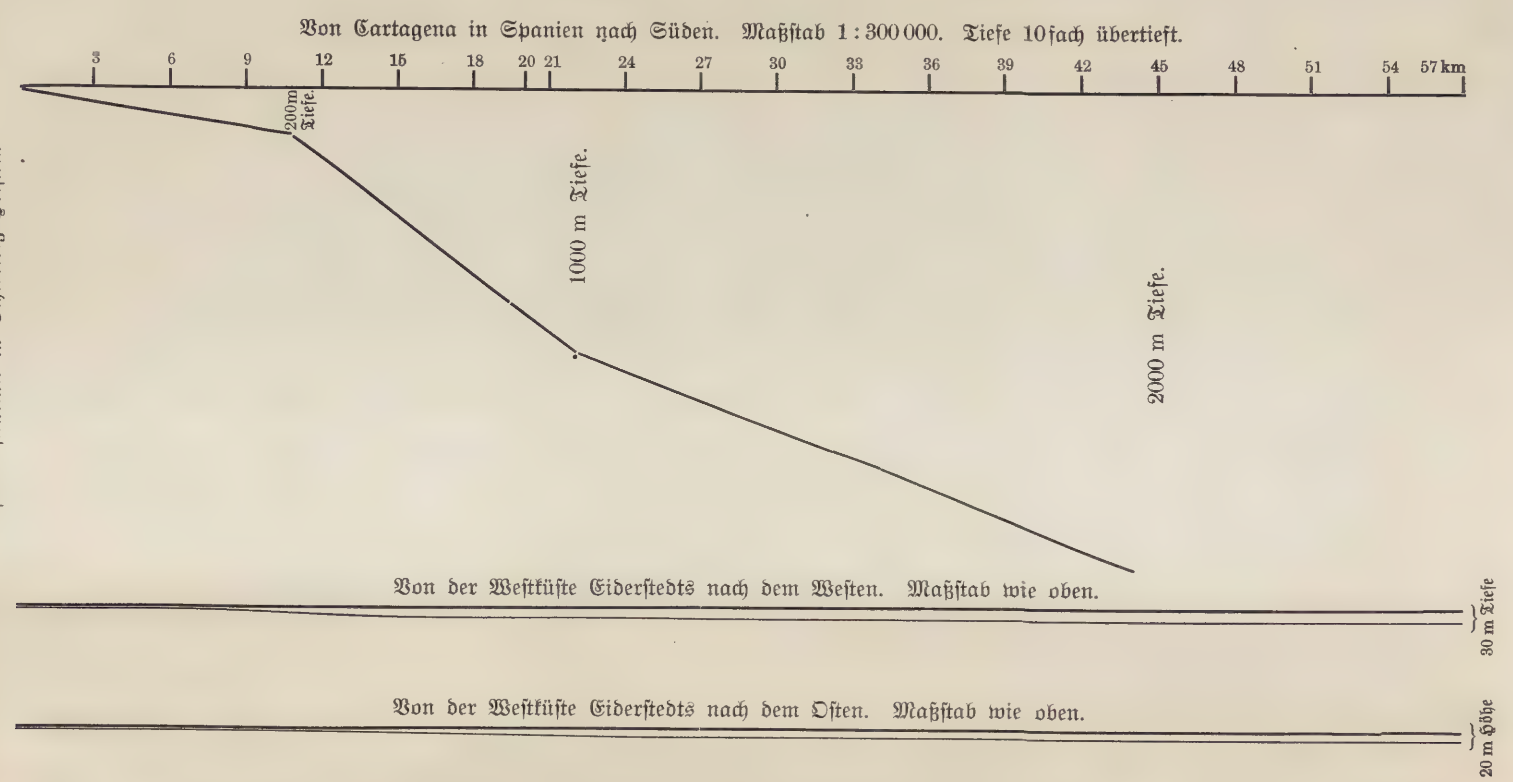
Ich versuche an der Hand der mir zur Verfügung stehenden Quellen eine Übersicht zu geben über die Gesteine, die im östlichen Teile des Nordseegebietes Anteil an dem geologischen Aufbau des Nordseebodens haben. Dabei will ich gleich erwähnen, daß nach meiner Ansicht die natürliche Beschaffenheit des östlichen Englands, des nördlichen Deutschlands und Hollands die Vermutung bestätigen, daß wir es innerhalb des ganzen Nordseegebietes in seinem südlichen Teile mit einem einheitlich gestalteten Erdraum zu tun haben.

Welches ist nun die älteste Bildung innerhalb der östlichen Nordsee? Es ist die Felseninsel Helgoland. Bekannt ist es, wie schroff und steil sie aus dem wogenden Meere mit einer Höhe von 30—60 m herausragt. Das Liegende der Insel besteht aus Gestein der Dyas-Formation, ist also ein Altersgenosse von dem Segeberger Kalkberg, dem Schobüller Berg und von dem roten Lehm bei Lieth in der Nähe von Elmshorn. Darüber befinden sich noch Schichten der folgenden Formation. Bekannt ist von Helgoland der Spruch: „Grün ist

---

[1]) Genaueres Kartenmaterial wird vielleicht eine kleine Verschiebung der Linien an der spanischen Küste zeigen. Seekarten standen mir nicht zur Verfügung.

[2]) Beyer, Untersuchungen. S. 52.


Von Cartagena in Spanien nach Süden. Maßstab 1 : 300 000. Tiefe 10fach übertieft.
3 6 9 12 15 18 20 21 24 27 30 33 36 39 42 45 48 51 54 57 km
200m Tiefe.
1000 m Tiefe.
2000 m Tiefe.
Von der Westküste Eiderstedts nach dem Westen. Maßstab wie oben.
30 m Tiefe
Von der Westküste Eiderstedts nach dem Osten. Maßstab wie oben.
20 m Höhe

das Land, rot ist die Kant, weiß ist der Sand, das sind die Farben von Helgoland." Das Gestein hat eine rote Farbe. Es besteht aus roten schieferigen Tonen mit eingelegtem Kalkstein (Haas). Neben Helgoland fanden sich noch vor 200 Jahren die Reste des sogenannten weißen Felsens: ein Gipsfelsen, dem Segeberger entsprechend, „de witte Klipp" nach der Farbe genannt. „Den allmählichen Untergang der witten Klipp haben, abgesehen von den stark brandenden Wogen, leider auch die Insulaner selbst verschuldet, indem sie Stück für Stück von dem Felsen abtrugen und verkauften. Der Rest der witten Klipp wurde 1711 von einer hohen Flut bei Nordwestwind umgeworfen und fortgeschwemmt." So erzählt Lindemann in der „Nordseeinsel Helgoland." Über den Schichten des Zechsteins [1]) liegen auf Helgoland noch solche der Triasformation.

Dann fehlt aber innerhalb des Nordseegebietes eine ganze Reihe von Schichten, nämlich diejenigen, die der Jura angehören. Das Kreidegebirge, das auf der benachbarten Halbinsel bei Lägerdorf-Schinkel (Itzehoe), bei Heide in Dithmarschen, Pahlhude an der Eider usw. bekannt ist, trifft man auch auf Helgoland. An der jütländischen Küste steht es an im Skarreklit und Bolbjerg an der Küste, und wie in Schleswig-Holstein findet es sich häufig im Innern, z. B. bei Viborg, auf der Limfjordinsel Mors usw. Die Verhältnisse sind also dort durchaus ähnlich denjenigen von Schleswig-Holstein. So findet sich eine in die Augen springende Übereinstimmung zwischen den auf der zimbrischen Halbinsel vorhandenen Formationen und denjenigen, die auf den Inseln vertreten sind, soweit die primären und sekundären Bildungen in Betracht kommen. Vielleicht darf man auf Grund dieser Tatsachen die Vermutung aussprechen, daß im großen und ganzen das Kreidegebirge das eigentliche Felsgerüst unserer Provinz und des südlichen Nordseegebietes ist.

Aus der tertiären Zeit scheint innerhalb des Nordseegebietes wie auch in Schleswig-Holstein das Eocän anstehend zu fehlen. Oligocän ist aus Holstein bekannt. Miocänbildungen finden sich auf den Inseln und auf dem Festlande. Unter den Miocänbildungen haben von jeher diejenigen auf Sylt im Morsum Kliff das Interesse besonders in Anspruch genommen. Meyn hat in seiner „Insel Sylt und Umgebung" sehr ausführlich darüber geschrieben." Die ganze Mächtigkeit der entblößten Schichten muß mindestens 1250 m betragen, ist in der Tat aber wohl noch größer." [2]) Die einzelnen Bestandteile des Kliffs sind Glimmerton, Alaunerde, Kaolinsand und Limonitsandstein. Diese Benennungen sind von Forchhammer eingeführt. Da im folgenden auf die genannten Schichten zurückgegriffen wird, möge kurz etwas Näheres darüber ausgeführt werden. Der Glimmerton ist, wie der Name sagt, ein glimmerreicher Ton, der auf dem Festlande vielfach industriell ausgebeutet wird, indem Ziegel aus ihm gebrannt werden. Die Alaunerde bildet „eine mächtige, dunkel pechschwarze Bank, die in ihren unteren Schichten mehr sandig und glimmerreich ist, auch noch so hellbraun erscheint, daß auf den sehr deutlichen Schichtflächen die kohligen zarten Blattabdrücke, welche in sehr großer Zahl vorhanden sind, sich scharf abgrenzen und eine gesprenkelte Zeichnung zur Folge haben." [3]) Der Kaolinsand ist ein Quarzsand, dem Kaolinerde beigemischt ist. Als besonders eigentümlich hebt Meyn seine große Wasserdurchlässigkeit hervor, die noch größer als beim magersten Diluvialsand ist. Der Limonitsandstein ist ein stark eisenhaltiger Sandstein,

---

[1]) Auch bei Bahrenfeld ist Gips angetroffen. Ob das Lager daselbst der Dyasformation angehört, weiß ich nicht.

[2]) a. a. O. S. 8.

[3]) Meyn, Beobachtungen. S. 24.

von dem der genannte Geologe sagt: „Limonit ist der Name für Sumpfeisenstein oder Raseneisenstein, also für eine oberflächliche Süßwasser- oder Sandbildung von höchstens ½ m Mächtigkeit. An eine alluviale Bildung ist aber hier bei dem fast 80 m mächtigen Sandstein nicht zu denken, der in seinen dicken, schön geschichteten Bänken nicht bloß mit den Steinkernen von Aporrhais, Cassis, Pleurotoma und Conus, sowie mit zahlreichen Individuen von Buccinum und Natica erfüllt ist, sondern auch die Knochen kleiner und großer Cetaceen und eine große Anzahl stundenglasähnlicher Fischwirbel enthält. . . . . Wollte man diese Gebirgsart petrographisch mit einem richtigen Namen nennen, so müßte sie Sphärosideritsandstein heißen; denn der Name Sphärosiderit bezeichnet nicht hinreichend das Wesen der Sache, da man ein regelrechtes, deutlich geschichtetes, in abwechselnd starke und schwache Bänke gesondertes Sandsteingebirge von nicht unbedeutender Mächtigkeit vor sich hat." [1])

Von Meyn ist eine ähnliche Bildung, wie sie im Morsum Kliff vorhanden ist, außerdem noch, wie es scheint, am roten Kliff und bei Westerland zwischen Herren- und Damenstrand beobachtet. Hier sind es Kaolinsand und Glimmerton, die unter günstigen Bedingungen unter dem diluvialen Hauptkörper der Insel zu beobachten sind, und die durch ihre Beschaffenheit auf nahe Verwandtschaft mit dem Morsum Kliff hindeuten. Außerdem glaubt man auch noch tertiären Boden an der äußersten Nord- und Südspitze Sylts vorhanden; man kann ohne diese Annahme es schwer erklären, wie es möglich ist, daß diese beiden Punkte, die so sehr den stärksten Strömungen, nämlich denjenigen des Lister Tiefs und der Vortrapp-Tiefe, ausgesetzt sind, haben halten können. Deswegen nimmt Meyn an, daß hier Felsenriffe sich befinden, wie schon ältere Schriftsteller behaupten. — Ist es darum sehr wahrscheinlich, daß das Liegende der Insel Sylt aus tertiären Bildungen besteht, so ist doch die Oberfläche, ausgenommen das Morsumkliff, zum allergrößten Teile diluviale Bildung, also derselben Art wie die Oberfläche des dahinter liegenden Festlandes. Der Geschiebemergel tritt auch an der Nordsee direkt an der Küste auf. Er ist es, und zwar nach Meyn der obere, der das hohe rote Kliff auf Sylt bildet, jene gewaltige bis 34 m hohe Steilküste, die an der deutschen Nordseeküste ihres gleichen nicht hat, an der jütischen in bezug auf die Höhe noch vom 42 m hohen Bovbjerg (südlich vom Aggerkanal, dem westlichen Ausgange des Limfjords) übertroffen wird. Das Emmerleffer Kliff an der dahinterliegenden Festlandküste ist eine ähnliche Bildung, und zwar besteht es aus dem unteren Geschiebemergel (Meyn); [2]) auf Amrum ist nach demselben Autor beim Nordorf eine ähnliche Bildung aus oberem Geschiebemergel wahrscheinlich. Das Miocängebirge am Grunde des roten Kliffs bietet gegenwärtig den Wellen einen wenig energischen Widerstand, weil gerade der Kaolinsand zur Zeit abgebrochen wird. Darum ist auch der Abbruch der Küste augenblicklich so stark.

Am Aufbau des Landes sind im Westen Schleswig-Holsteins, auf den Inseln wie auf dem Festlande, außer den genannten Bildungen noch verschiedene andere beteiligt, nämlich lose Massen des jüngeren Diluviums und des Alluviums. Es mögen als solche noch Heide und Moor, Dünen und vor allen Dingen die Marsch, die Goldgrube Schleswig-Holsteins, genannt werden. Diese letzten Bildungen sind allenthalben an der östlichen Küste der Nordsee häufig zu finden. — Hiermit schließe ich den Versuch, kurz einzuführen in die Bildungen, die für den Aufbau des westlichen Schleswig-Holsteins hauptsächlich in Betracht

[1]) Meyn, Insel Sylt und Umgebung. S. 25.

[2]) Vergl. Gruner, Die Marschländereien im deutschen Nordseegebiete einst und jetzt. Berlin 1903. S. 16.

kommen, und ich wende mich der ferneren Aufgabe zu, ein Bild von der Oberflächengestaltung des Nordseebodens zu entwerfen, soweit das auf Grund der mir zur Verfügung stehenden Quellen möglich ist.

Nach den zu Anfang gegebenen Ausführungen kam ich zu dem vorläufigen Ergebnis: Als die Nordsee in ihr jetziges Gebiet einbrach, hat sie den Boden desselben soweit überflutet, als das allmähliche Ansteigen desselben dieses gestattete. Welcher Art die geologischen Bildungen des überfluteten Gebietes wahrscheinlich sind, haben die letzten Ausführungen zeigen sollen. Für die Untersuchungen der Oberflächengestaltung des Nordseebodens ist der Umstand besonders günstig, daß die Tiefe dieses Meeres sehr gering ist, so daß Lotungen verhältnismäßig leicht ausgeführt werden können. Durch solche Lotungen hat man gefunden, daß der Boden des Meeres nicht durchaus gleichmäßig eben ist, sondern daß er vielmehr stellenweise derart gewellt ist, daß eine solche untermeerische Gegend Ähnlichkeit mit einer norddeutschen Moränenlandschaft hat. Krümmel berichtet über dieselbe folgendermaßen: [1] „So liegen zwischen der Doggerbank und dem Washbusen der englischen Küste, eingesenkt in ein sonst nur etwa 25—30 m tiefes Meer, isolierte Vertiefungen, deren Boden 80, ja 90 m unter den Meeresspiegel reicht. Diese „Pits," wie sie der englische, oder „Kulen," wie sie der deutsche Seemann nennt, haben vielfach eine langgestreckte Gestalt und sehr steile Wandungen: es sind auch hier Böschungswinkel von 8—10° nicht selten. Die größte Bildung der Art ist die „Silberkule" am Südwestende der Doggerbank, 100 km von Ost nach West lang bei einer Breite von durchschnittlich 15—20 km. Weiter südlich von diesen Kulen finden wir eine Reihe langgestreckter paralleler schmaler Bänke, die von Nordwest nach Südost streichend aus 30 m Tiefe bis dicht an die Meeresoberfläche aufsteigen, so daß sie zur Sicherung der Schiffahrt durch Bojen und Leuchtschiffe bezeichnet sind. — Die „Kulen" und „Kettenbänke" sind vielleicht älter als die Nordsee, d. h. waren vielleicht schon vorhanden, ehe die See diesen flachen Teil des europäischen Festlandkörpers überschwemmte, oder sie gehören der Eiszeit an, die auch auf dem Festlande soviel rätselhafte Reliefformen und gerade auch solche „Kulen" hinterlassen hat, die von Süßwasserseen erfüllt sind. Um so mehr wird man hier an norddeutsche Diluviallandschaften erinnert, als die Doggerbank an ihrem steilen Absturz in die „Silberkule" aus grobem Kies und Steinen besteht. Man wird in die Entstehung dieser Bildungen nicht eher einen tieferen Einblick gewinnen, als bis sie ihrer Bodenzusammensetzung nach nicht bloß an ihrer Oberfläche untersucht sind."

Noch einer Erhebung, der sogenannten Doggerbank, soll hier etwas ausführlicher gedacht werden. Sie zieht sich quer durch die Nordsee von der englischen Küste bei Hull auf die Südspitze Norwegens zu, getrennt von derselben durch die norwegische Rinne. Die letztere erscheint als ein gewaltiges Strombett, das bis zum Christianiafjord hinunterreicht. Gegen den umliegenden Meeresboden ist es eine tief eingesenkte oder tief ausgehöhlte Rinne. Man nimmt an, daß ein großer Strom einstmals hier in das Meer mündete. Die Länge der Doggerbank beträgt ungefähr 50 Meilen, die Breite etwa 12 Meilen. Das Wasser ist über der Doggerbank sehr seicht. Stellenweise hat es eine Tiefe von nur 10 m (Seydlitz). „Die Doggerbank, unsern Fischern als Fischgrund wohlbekannt, bildet das Überbleibsel eines alten Höhenrückens, der durch keine jüngeren Ablagerungen sich hat verdecken lassen, und hier scharren die Fischer, mit ihren Grundnetzen nach Plattfischen jagend, die Überreste vom

[1]) Krümmel, Der Ozean. S. 60, 61.

Mammut, vom Bison, vom wollhaarigen Rhinozeros, von Rentieren, Elchen, Hyänen, Wildpferden und noch anderen Tieren mehr auf. Diese Knochensammlungen werden als die Ablagerungen und Schotter des alten Rheinlaufes gedeutet, die hier zur Ruhe gelangt sind.[1])

Was lehrt die Betrachtung der „fünf Bänke," der Kulen, der Doggerbank? Mir scheint, daß durch dieselbe es einerseits wahrscheinlich wird, daß der Nordseeboden an seiner Oberfläche noch immer Spuren von der Bedeckung durch Gletschermassen während der Eiszeit zeigt, wie solche Spuren auf dem Lande häufiger nachgewiesen sind, andererseits die gewöhnliche Annahme bestätigt wird, daß während der diluvialen Zeit die Nordsee in ihr jetziges Gebiet eingebrochen ist. Das ist die Antwort auf die Frage nach dem Wann der Entstehung.



Vereinsgabe 1906.



Carl Ludwig Jessen-Deezbüll: Gemeindevertretung.



Nachtwächter Harms.

Von **Johann Brüdt** in Sande.

Eggert Harms ist niemals ein „hübscher Kerl" gewesen, hat das auch nie sein wollen. Als Knecht wusch er sich ohne Seife im Pferdeeimer, der gleichzeitig sein Spiegel war. Als junger Mann hatte er am Alltage auch nicht viel Zeit zum Spiegeln und Schöntun mit der oberen Vorderfront. Wie er

[1]) Haas, Nordseeküste. S. 20.

dann die Vierzig überschritt, wurden die Haare seines Hauptes schon dünner, und am Ende der Vierziger mußte er die spärlichen Reste schon mit einer gewissen Zärtlichkeit behandeln. Da setzte seine Frau es durch, daß er wenigstens einmal im Lauf des Tages vor den Spiegel trat, und daß ihn dann ein eckiger, struppiger Nachtwächterkopf ansah, hat ihn niemals beunruhigt.

Eggert Harms ist auch niemals ein kluger Mann gewesen, will das auch absolut nicht sein. Er kann ehrlich seinen Namen schreiben und damit basta. Beim kleinsten Schriftsatz wird er schwitzen und, statt einen kurzen Brief zu schreiben, will er lieber drei Tage Gras mähen oder einen ganzen Monat lang jeden Abend von sieben bis neun Uhr Wurstpfriemen machen. Er schreibt aber mit seinem selbstgeschnittenen Eichenstock eine saubere Handschrift, die alle radaulustigen jungen Leute in Ladendorf und Umgegend kennen und respektieren.

Aber er ist stets ein fleißiger Mann gewesen. Wer ihm auf dem Gebiet der Arbeit einen Vorwurf machen wollte, dem könnte er sein härtestes Scheltwort, den Ruppsack, an die Ohren hängen und würde darob vom Bergfelder Schöffengericht wohl nicht wegen Beleidigung verurteilt werden. Und ein gesunder, starker Mann ist er stets gewesen. Doktor Behr hat noch nichts an ihm zu flicken gehabt, wie er sich ausdrückt, und wenn man in Ladendorf davon spricht, wer die schwersten Kornsäcke tragen kann, dann wird sein Name immer zuerst genannt.

Kantor Kühl hat ihn vor Jahren einmal wegen seiner schönen Zähne befragt und von Zahnbürsten und dergleichen Zeug gesprochen. Da hat er den Kantor ausgelacht und daumendicke Schwarzbrotscheiben seine Zahnbürsten genannt. Wer sich jeden Tag da hindurcharbeiten müsse mit seinen Zähnen, brauche sie nicht zu putzen und zu wichsen. Der Kantor hat sich das gemerkt; wenn er in der Schule von der Zahnpflege spricht, weist er auch auf das Rezept des Nachtwächters hin.

Und nun muß ich meinen Finger noch auf etwas legen, das ich schon vorher leise andeutete. Eggert Harms ist unter Umständen ein harter Mann, hart wie sein Eichenstock, den er im Süderholz geschnitten, und hart wie die eiserne Picke, die Schmied Harders ihm genau nach Vorschrift hat daraufsetzen müssen. Wer von den Halbstarken in Ladendorf und Umgegend ihn und seinen Handstock vom Gesichtspunkt der Härte hat kennen lernen, der trägt auf beide einen tiefen Groll in der unruhigen Jünglingsbrust.

Eggert Harms hat in seinem Leben auch selbstverständlich keinen Roman erlebt; wenn er von Liebe sprechen hört, denkt er immer an flauen, süßen Grog, und damit kann man ihn aus dem Hause jagen. Als er dreißig Jahre alt war, hatte er das Leben eines Bauernknechtes satt und wollte auf die höhere Stufe eines selbständigen Tagelöhners steigen. Dazu gehört aber nach altem Ladendorfer Herkommen eine Hausfrau.

An einem Sonnabendabend hatte ihn noch Thies Hennings mit seinem Junggesellentum gehänselt. Am Sonntagmorgen machte er sich kurz entschlossen auf den Weg zu Trina Treede, drückte ihr einen preußischen Taler in die Hand und verlangte binnen acht Tagen Vorschläge für eine Heirat. Trina Treede war auf diesem Gebiet geschäftskundig und konnte ihm schon am dritten Tage einen bestimmten Richtungspunkt angeben.

Da zog Eggert Harms am folgenden Sonntag seinen Abendmahlsrock an und trat, kantig und eckig, wie er nun einmal war, vor seine Zukünftige hin. Schöne Worte, wie sie der Augenblick von Rechtswegen verlangte, standen ihm nicht zur Verfügung; seine Brautwerbung lautete kurz und bündig, ob sie ihre Kledasche zusammenwerfen wollten. Dazu waren sie auf den Rat von Trina

Treede bereit, und damit basta. Eggert Harms ging dann wieder nach Hause, legte den schwarzen Rock in die Lade und biß zur Feier des Tages die Portionen Rolltabak etwas länger ab. Seine Ehe ist also nicht im Himmel, sondern ganz geschäftsmäßig von Trina Treede in Ladendorf geschlossen worden. Und das Geschäft hat sich garnicht schlecht bewährt. Die beiden Eheleute sind nun schon über dreißig Jahre treue Kameraden gewesen, und Kantor Kühl hat ihnen auf ihrer silbernen Hochzeit eine Rede gehalten, die sich gekämmt und gewaschen hatte, wie Thies Hennings meinte. Der harte Eggert mußte seine Füße fest auf den Boden setzen und wiederholt einmal ordentlich durchhusten, weil es ihm kribbelig wurde in den Augenwinkeln.

Es ist eine eigenartige Geschichte, wie der Tagelöhner Eggert Harms zu dem Amt eines Nachtwächters in Ladendorf gekommen ist. Hier kennt sie jedermann und sie wird mit großem Behagen jedem Fremden beim Kaffee oder Grog gern aufgetischt.

Seinen Vorgänger hatte man hinaus nach dem Bergfelder Friedhof getragen. Das Amt nährte seinen Mann; denn der Nachtwächter war gleichzeitig Gemeindebote und Feldhüter und konnte außer einem bestimmten Gehalt mit Sporteln rechnen. Es waren verschiedene Meldungen bei dem Gemeindevorsteher Thies Hennings eingegangen; aber alle Bewerber hatten irgend einen körperlichen Schönheitsfehler. Damit pflegte man in Ladendorf von vornherein zu rechnen, weil sich dadurch die Sache verbilligte. Eggert Harms, der gesunde, starke Tagelöhner Eggert Harms, hatte sich nicht gemeldet, und an ihn hatte kein Ladendorfer gedacht, am wenigsten er selbst.

Da ging er an einem Sonntagabend einmal mit der Schiebkarre nach dem Süderholz, um etwas Wallheu für seine Ziegen zu mähen. Es schien aus der Wasserecke ein Gewitter heranzuziehen, und er nahm seinen schlechtesten Rock mit. Den Ladendorfer Berg herunter kam Thies Hennings mit seiner Familie gefahren. Da fiel plötzlich im Vorgelände des Gehölzes ein Schuß. Bläß und Weißfuß waren mit ihren Gedanken schon bei der vollen Krippe; sie zuckten zusammen und legten sich plötzlich in ihrer Angst mit aller Gewalt in die Sielen. Ihr Herr stemmte die Füße gegen die Wagenkante und hielt das Seil mit übermenschlicher Kraft. Aber Menschensehnen versagten gegen die Wucht der Tiere, und der Wagen raste die Anhöhe in wilder Fahrt herunter.

Eggert Harms erkannte sofort die Schwere des Augenblicks; denn gleich nach der Anhöhe machte die Chaussee eine starke Biegung. Blitzschnell schob er die Karre mit der Sense in den Chausseegraben. Auf gerader, ebener Bahn wäre er ohne Besinnen den Pferden in die Zügel gefallen, am Abhang der Anhöhe war es einfach zwecklos.

Was tat nun der starke, ruhige Eggert Harms? Blitzschnell zog er seinen alten Rock über die Ohren und sprang auf allen Vieren, bellend wie ein Hund, den rasenden Tieren entgegen. Der starke Eggert Harms wäre mit all seiner Kraft zermalmt worden, wenn er den Pferden aufrecht in den Weg getreten wäre; aber sein schneller Entschuß, den verkappten Hund zu spielen, brachte sie wieder in die Gewalt des Führers. Nun zog er den Rock wieder zurück und richtete sich auf, mitten auf der Chaussee. Die beiden Pferde schäumten und zitterten. „Das bin ich ja man bloß, mein lieber Bläß," sagte er ganz ruhig, klopfte den Pferden die Hälse und schalt auf den Ruppsack, der hier am Sonntagabend am Süderholz die Pferde wild mache.

Wahrhaftig, das war ja man bloß der Tagelöhner Eggert Harms aus Ladendorf, der ein bißchen Wallheu für seine Ziegen mähen wollte und bei der Gelegenheit eine ganze Familie vor dem größten Unglück bewahrte. Frau

Hennings konnte der Dankesworte nicht genug finden und sagte ihrem Retter, daß sie seine Frau am andern Tage besuchen werde, und ihr Mann fügte hinzu, daß auch er eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen habe.

Am folgenden Tage saßen die Eheleute Hennings, die an der Spitze der Dorfgemeinschaft standen, in der Tagelöhnerkate von Eggert Harms, der mit seiner Frau so ziemlich an das Ende dieser Gemeinschaft gehörte. Thies Hennings suchte seinen neuen Freund zu bewegen, sich um das Amt eines Nachtwächters, Gemeindeboten und Feldhüters zu bewerben. Er garantierte ihm eine auskömmliche Einnahme und wies besonders darauf hin, daß die Bevölkerung in Ladendorf in den letzten Jahren beweglicher geworden, die einheimische Jugend drängte mehr in das Handwerk und in die Stadt und der Bauer mußte sich mit Fremden helfen. Besonders unruhig war es zur Zeit der Ernte, weil dann die sogenannten Monarchen Ladendorf aufsuchten, in der Woche zwar arbeiteten, aber des Sonntags die Straßen und Anton Dreyers Herberge unsicher machten und sich die Köpfe blutig schlugen. Da müßte einmal eine starke Hand dazwischen fahren und eine ungenierte Nachtpolizei walten. Dabei machte der Gemeindevorsteher eine entsprechende Armbewegung.

Nicht die bestimmte Einnahme und nicht das bequemere Leben, sondern das unruhige Volk und die ungenierte Nachtpolizei waren die Gedankenreihen, die durch sein Hirn gingen und ihn schließlich bewogen, das Amt anzunehmen. Der erste und zukünftige letzte Beamte von Ladendorf schieden in bestem Einvernehmen voneinander, beide mit dem Gedanken, wo es sein müsse, ein hartes, unerbittliches Nachtregiment zu führen. Die Gemeindevertretung stimmte einmütig für den Vorschlag ihres Oberhauptes, und so war denn Eggert Harms wohlbestallter Nachtwächter, Gemeindebote und Feldhüter in Ladendorf.

Jetzt darf ich wohl meine Leser einladen, im Geiste seine stillen Begleiter in einer Januarnacht zu sein. Viertel vor zehn Uhr dampft der Kaffee auf dem Tisch. Er ist der Meinung, daß die Nachtpolizei, die unter keinen Umständen das Gleichgewicht verlieren darf, fürs erste an eine absolute Ruhe des Magens denken muß. Während seine Frau hierfür die peinlichsten Anordnungen trifft, zieht er seine Taschenuhr auf und prüft die Tabaksdose auf ihren Inhalt. Nach der üblichen Magenberuhigung zieht er seinen dicken Überrock an, den ihm Frau Hennings für seinen Dienst an der Ladendorfer Höhe geschenkt hat. Einen solchen Rock hielt er früher für ein überflüssiges Stück Möbel, seit er aber die langen Nächte immer wieder in gleichmäßigem Schritt die Dorfgassen abmessen muß, fühlt er sich doch recht wohl in dieser warmen Umhüllung. Darauf setzt er mit gewissem Behagen seine Dienstmütze auf, die erst seit einem Jahre vorgeschrieben ist, und wenn er dann noch seinen Eichenstock aus der Ecke holt und seiner Frau guten Abend sagt, da überkommt ihn ein Gefühl der Sicherheit und Unnahbarkeit, als habe er jetzt das ganze deutsche Reich mit seiner gesamten Streitmacht zu Lande und zu Wasser hinter sich stehen.

Nach reichlich hundert Schritten ist die Chaussee erreicht. Sein Freund Hans Brammer in der Pappelnkate hat schon seit einer Stunde das Licht ausgelöscht und träumt von seinem neuen Dach auf der Windseite des Hauses. Von hier aus sind die beiden letzten Häuser in Ladendorf zu übersehen, und er macht Kehrt. Bald biegt die eigentliche Dorfstraße links ab und schlängelt sich in sanfter Steigung in das eigentliche Bauerndorf hinauf. Wo sich Chaussee und Dorfstraße kreuzen, liegt die Herberge von Anton Dreyer. Wanderndes Volk schläft dort im Heu und muß unter Umständen einmal ein kräftiges Kommando hören. Eggert Harms geht langsam um das Haus herum; das ist nicht seine Vorschrift, aber er tut es nun einmal nicht anders. Anton Dreyer kennt

seinen Schritt und den begleitenden Stoß des Stockes ganz genau, so genau wie den Schlag seiner alten Schwarzwälder, und seine Frau denkt dafür an den Wächter, wenn das Schlachtfest gefeiert wird.

Die Straße in das Dorf hinauf kann er nun ungestört seinen Gedanken nachgehen. Und das ist kein krauser Zickzackflug, das sind auf einer festen, geraden Linie immer dieselben Gedanken. Und auf dieser Linie stehen Frau und Kinder und die Arbeit und Ruhe seines Dorfes. Seine Scholle ist seine Welt, an ihr klebt er mit seinem ganzen Sein. In dieser Nacht ist es sein Sohn, der bei den Fünfundachtzigern in Rendsburg kapituliert hat und später Gendarm werden soll. Das ist für den Vater der Gipfel aller Autorität. Gestern hat er geschrieben und Andeutungen von einem späteren Examen gemacht. Und nun steht sein Vater einen Augenblick still auf der Dorfstraße der Heimat und läßt seinen Eichenstock durch den Schnee gleiten. „Examen," brummt er vor sich hin, „etwas zum Schwitzen, verdammte Geschichte!" Kantor Kühl soll kürzlich in einer Gesellschaft gesagt haben, daß demnächst auch wohl noch Nachtwächterexamen eingeführt würden, und das wäre ihm natürlich ganz gegen den Strich.

Und da ist ja nun schon die Schule. Es ist Freitag, der Kantor hat noch Licht und führt mit roter Tinte seinen zähen Krieg um die liebe deutsche Rechtschreibung. In dem andern Winkel der sich kreuzenden Dorfstraßen liegt ein mächtiges Bauernhaus, zwei weiße Säulen am Eingang heben sich deutlich im Mondschein ab. Dort wohnt Thies Hennings inmitten seiner Gemeinde; auch um sein Haus geht der Wächter bei jeder Runde und erhält dafür zu Weihnachten ein ansehnliches Geschenk in Form von Naturalien. Hermann Kröger, Heinrich Ahlers und Siem Peters haben einen ähnlichen Kontrakt mit ihm geschlossen und kennen seinen Tritt ebenso genau wie Anton Dreyer in der Herberge. Bei Heinrich Ahlers hat er heute noch einen besonderen Auftrag. Die Bewohner von dessen Scheune sind um dreizehn junge Schweine vermehrt worden und Eggert Harms hat als Sachverständiger in solchen Angelegenheiten die nächtliche Oberaufsicht zu führen. Er findet dort in einem Korbe ein appetitliches Butterbrot und einen kräftigen Kornschnaps, Aufmerksamkeiten, die der Ladendorfer Wächter in einer kalten Januarnacht niemals zurückweist. Gegen den Morgen hat er heute noch einen besonderen Auftrag. Max Schuster will mit dem ersten Zuge nach Hamburg fahren und erwartet, daß sein Freund zur bestimmten Stunde an das Fenster klopft; dafür bringt er ihm eine Rolle seiner schwarzbraunen Leibspeise mit.

Ganz am Ende von Ladendorf, in einem Erlengebüsch versteckt, liegt noch eine halbverfallene Kate, die der Gemeindevorsteher seiner besonderen Obhut empfohlen hat. Hier wohnt Wieten Witt, die Hexe des Dorfes, wie sie Kinder und Klatschbasen nennen. Sie kommt kaum aus ihrer Behausung heraus, sie spricht eigentlich nur mit Thies Hennings und zwar nur dann, wenn er als Gemeindevorsteher mit ihr sprechen muß. Sie soll etliches Geld haben und dies im Stroh ihres Bettes versteckt halten. Die Fenster einer Stube, die nach der Erlenwiese liegt, sind buchstäblich mit Spinnengewebe verhängt. Dort soll ein Vorfahr seinen Lebensfaden selber zerschnitten haben, und seitdem spukt es hier, wie Kinder und alte Weiber sagen. Und Eggert Harms, der starke, furchtlose Eggert Harms, steht in dieser Frage auf der Seite der Unmündigen; er geht nur auf eine bestimmte Entfernung an die Kate heran und macht dann Kehrt.

Zur Zeit der letzten Ernte blieb er in einer dunklen Gewitternacht etwas länger an jenem Punkt stehen. Es kam ihm vor, als hätte er einen unterdrückten Hülferuf gehört. Da war die Pflicht doch mächtiger in ihm; die Spukerei war vergessen und in einigen Sekunden war er vor der angelehnten Tür. Seine

schweren Schritte waren aber im Hause vernommen worden, und heraus sprang ein Kiesmonarch, während Wieten Witt ihre Hülferufe noch verstärkte.

Der Einbrecher übersah sofort seine Lage. Er kannte Eggert Harms und seinen harten Begleiter von der Herberge her und war auf solche Überraschungen vorbereitet. Er holte mit dem Bein aus, um den Wächter durch einen Fußtritt vor den Leib wehrlos zu machen. Allein in der Dunkelheit ging der Stoß fehl und traf den Oberschenkel. So stolperte zwar sein Gegner; aber der faßte mit der linken Hand noch eben die Hose und dann mit ehernem Griff den Unterschenkel, so daß der Gauner zu Fall kam. Aber der war jung und rasch wie ein Raubtier und biß ihn in die Hand. Das wäre vielleicht seine Rettung gewesen, wenn nicht in dem Augenblick Wieten Witt, die steife, erregte Wieten Witt, ihre hageren Hände dem Übeltäter in die Haare gekrallt hätte.

Da hatte ihm auch schon Eggert Harms die Linke um das Genick gelegt. „Du Ruppsack!" sagte er bloß und dann tanzte sein treuer Begleiter in flottem Takt auf der Rückenverlängerung des Grandmonarchen. „Ich bin tot! ich bin tot!" brüllte der aus Leibeskräften. „Du Ruppsack, ich will dich lebendig machen!" war die Erwiderung des Vertreters der Ordnung. Dann folgte derselbe Tanz noch einmal.

Darauf führte Eggert Harms den Gefangenen zum Gemeindevorsteher, der den Schlüssel zum Spritzenhause hatte. Wieten Witt ging ihm treu zur Seite, obgleich er ihr erklärte, daß er nun allein fertig werden könne. Thies Hennings war sofort mit der Stalllaterne draußen und besah sich den Gefangenen. „Hast du den Jammerlappen ordentlich verhört?" fragte er mit einem entsprechenden Blick auf den Eichenstock. „Wieten Witt hat geholfen," sagte er und damit war die Sache erledigt. Die letztere wollte nun auch noch mit nach dem Spritzenhause, aber auf das bestimmte Verlangen der beiden Männer mußte sie wieder umkehren in ihre Behausung. Den Monarchen sperrte man ins Spritzenhaus.

Als sich die beiden auf den Heimweg machten, fiel das Licht auf die blutige Hand des Wächters. Da blieb der Gemeindevorsteher einen Augenblick stehen und sann. „Ich will dir etwas sagen," begann er nach kurzem Nachdenken, „morgen müssen wir den Kerl auch noch nach Bergfeld fahren, er wird bockbeinig sein und sich stellen, als könne er nicht gehen. Dann gibt es noch allerlei Schreibereien und Umstände und Kosten und das alles ist der Lump garnicht wert. Ich hole meine Reitpeitsche, wir beide erledigen die Sache ganz allein in fünf Minuten im Spritzenhause und bringen ihn dann über die Grenze. Wieten Witt will ich beruhigen und wenn die Ladendorfer etwas merken, mögen sie einige Tage darüber schwatzen, sie wissen schon, daß wir unser Geschäft verstehen."

Die Spritzenhaustür knarrte wieder in den Angeln, dann die Tür zu der Zelle. Als der Gefangene die beiden Vertreter des Gesetzes sah, mochte ihm nichts Gutes ahnen; denn er fing an zu bitten und aufs jämmerlichste zu winseln. „Wenn du nicht gleich den Schnabel zuklappst," sagte Thies Hennings, „so will ich dir noch eins zum Tanz aufspielen," und damit zog er die Reitpeitsche unter dem Rock hervor. Aber das Flehen und Winseln verstärkte sich noch. „Sieh mal, du Schweinigel," fuhr er fort, „stehlen bei alten Weibern und in die Hände beißen könnt ihr, aber das Arbeiten ist euch ein Greuel, dann laßt ihr euch mal ein Jahr im Bergfelder Gefängnis durchfüttern und die Geschichte geht von vorn an. Wir haben in Ladendorf ein besseres Rezept; aber meine Reitpeitsche und des Wächters guter Eichenstock sind eigentlich zu gut für deine schlechten Hosen. Ich erwarte, daß du morgen früh zwei Meilen

von unserer Grenze entfernt bist und nie wieder nach Ladendorf kommst, sonst —" damit packte er ihn am Kragen, schüttelte ihn, daß die Zähne klapperten und beförderte ihn mit einem kräftigen Ruck in die frische Luft.

Frau Hennings mußte dann schon in der Frühe einen steifen Grog brauen, um die Nerven zu beruhigen, wie ihr Mann sagte. Das war allerdings nicht nötig; denn die beiden, die da jetzt miteinander ohne viele Worte anstießen, hatten Nerven wie Sackleinen und wußten im übrigen genau, was sie wollten.

Als Eggert Harms dann nach Hause ging, biß er die Portion Rolltabak wieder so lang ab wie damals, als er sich auf Veranlassung von Trina Treede das Jawort geholt hatte. Er hat nun auch Gnade gefunden vor der roten, runzeligen Wieten Witt und es vermocht, daß die Spinnennester vor dem Fenster an der Erlenwiese verschwunden sind. Die Sonne leuchtet und lacht nun in alle Winkel und hat den Spuk mitgenommen auf ihren Weg über das Süderholz. Die Ladendorfer aber mögen ruhig schlafen; denn das Auge des Gesetzes wacht, vertreten durch Eggert Harms und seinen treuen Begleiter.



Mitteilungen.

1. **Das Müllenhoffsche [1]) Märchen [2]) ‚Goldmariken und Goldfeder.'** Der Müllenhoffschen Darstellung liegt eine Aufzeichnung aus Puttgarden auf Fehmarn zu Grunde. Es ist die letzte von 10 Geschichten, die der damalige Lehrer in P., Nielsen, eingesandt hat. Erzählt sind ihm diese Geschichten von seinen Schulkindern, und zwar diese letzte von einer Johanna Sumssen.

Die Puttgardener Erzählung (P) ist ergänzt aus einem ‚übereinstimmenden' ditmarsischen Märchen (Müllenh. S. 404).

Welche Züge diesem Märchen (D) entnommen sind, läßt sich, da sich dasselbe in dem handschriftlichen Nachlaß Müllenhoffs nicht vorfindet und also wohl gar nicht aufgezeichnet gewesen ist, nicht genau angeben. Es läßt sich nur sagen, welche Züge aus P nicht entnommen sind.

Bis zum ersten Absatz auf S. 400 ist Müllenhoff P gefolgt und zwar ziemlich treu. Von da an weicht seine Darstellung stark von P ab. Der breite Stein zwar, der Name der alten Braut (Menne), das Weinen, die Nähterin, das Kalb, die drei Brüder, die ‚welchen Kragen' finden sich, wenn auch z. T. an andern Stellen, in P wieder, stammen also aus P. Das väterliche Schloß dagegen mit den königlichen Eltern, die Warnung vor dem Kuß, der Kuß, die Lage des Hauses dem Schlosse gegenüber, die Hofleute, das alles stammt nicht aus P. In P nämlich heißt es: ‚Endlich kam sie nach *langer Wanderung zu einer Stadt, und hier ging Goldfeder in ein Wirtshaus,* um für sich und Goldmariken Speise zu kaufen. Aber hier fand er seine alte, frühere Braut und ließ darum Goldmariken draußen stehen. Sie war zuletzt des Wartens müde und ging in ein anderes Wirtshaus. Und als Goldfeder nun zuletzt an sie dachte und sie ‚einholen' wollte, war sie weg. Da dachte er: Wenn sie nicht bleiben will, so will ich mich auch nicht darum grämen, und so kehrte er zu seiner Braut zurück. Goldmariken gab sich für eine Nähterin aus, und weil sie schön nähte, bekam sie viel Arbeit, so daß sie sich eine hübsche Stube mieten konnte. Nun lebte auch in derselben Stadt ein Mann, der drei Söhne hatte. Diese hörten von Goldmariken und ihrer niedlichen Arbeit. Sie baten nun den Vater, er möge ihnen Zeug geben, damit sie bei Mariken sich ‚welche Kragen' nähen lassen konnten usw.'

Von hier an folgt M. wieder P bis zum letzten Absatz auf S. 402. Der dann folgenden breiteren Ausführung steht in P eine viel kürzere Fassung gegenüber: Der Wagen soll bei ihren Fenstern vorbeifahren, und sie wünscht ihn fest. ‚Da kam der jüngste der Brüder . . . zufällig vorbei und sprach: Da oben wohnt ein Mädchen, die

[1]) M.-Nr. VI S. 395 ff. [2]) Eine von mir aufgefundene, sehr altertümliche und wertvolle Fassung dieses Märchens ‚Dör Mesterbitt un Bar'nbitt' nebst einer Würdigung desselben durch den Herausgeber der ‚Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin,' Herrn Prof. Dr. Johannes Bolte, ist in dem ersten Dezemberheft der Halbmonatsschrift ‚Niedersachsen' veröffentlicht.

hat ein Kalb, das kann gewiß den Wagen herausziehen. Nun ging der Bräutigam hinauf und bat usw.'

Vom ersten Absatz auf S. 403 ist Müllenhoffs Darstellung auch inhaltlich von P verschieden. In P nämlich heißt es: ‚Ihre Tauben blieben aber immer bei ihr. Nach einer Weile flog das Männchen der Taube herein und brachte Speise zu seinem Weibchen. Da bewunderten alle Leute die Tauben und sprachen: Wie treu sie einander doch lieben! Ja, sagte Goldmariken, diese Tauben sind einander treuer, als Goldfeder es gegen Goldmariken war, da er sie vor dem Wirtshause auf dem breiten Stein stehen ließ zu weinen und sie nicht einholte. Diese Rede fiel Goldfeder auf, und er dachte, es sei wohl Goldmariken selbst . . . Nun betrachtete er sie genau und erkannte sie. Nach einer Weile sprach er daher zu seinen Schwiegereltern: Ich habe einen Schrank usw.'

Was M. von den beiden Tauben erzählt, scheint aus D zu stammen, und der Vers:

Täubchen, Täubchen mag nicht essen,
Goldfeder hat Goldmariken auf dem Stein vergessen.

scheint wegen der beiden aus P stammenden Namen auf einer Verschmelzung von P und D zu beruhen. Die Fassung in D war vermutlich diese:

Täubchen, Täubchen mag nicht essen,
Hedreentjen hat Sedreentjen vergessen.

Oldenburg i. Gr. Wilh. Wisser.

2. **Ein feindlicher Überzug im Jahre 1813.** Vorbemerkung. Die nachstehenden Ausführungen sind einem alten Dorfsbuche der Gemeinde Groß-Wittensee unternommen. Sie sind aufgezeichnet von dem derzeitigen Bauervogt und Landmann Schleth daselbst. Ich lasse den Verfasser möglichst selbst erzählen. —

1813, den 9. Dezember, des Nachmittags 3½ Uhr, kamen die ersten feindlichen Truppen in Gr. Wittensee. Es war ein Oberstleutnant mit Namen Martihn (?) und hatte 20 Mann schwarze Husaren, Preußen, bei sich. Ließen mich sogleich herausrufen, und es hieß dann, Schulze sein. Nun kommandierte der Oberst: „Pistolen heraus! den Hahn gespannt," und ließ auf mich halten. Nun sollte ich Rede und Antwort stehen, wo die dänische Armee stand, und wie stark sie sei. Ich antwortete, ich hätte in einem Vierteljahr keine Dänen gesehen; denn die Armee solle sich bei Hamburg aufhalten. Hierauf sagte der Oberst, ich solle sogleich anerkennen, daß ich unter russischem Befehl stehe und keinen dänischen Befehl mehr annehmen und befolgen wolle, sonst bekäme ich sogleich eine Kugel vor den Kopf. In einer Stunde solle ich für 2000 Quartier und hinlängliche Versorgung ohne die mindeste Einwendung besorgen. Hierauf wurde das Dorf sogleich mit 2 Wachen besetzt. Ich ließ sogleich die Kommüne versammeln und sagte ihnen dieses im Schulhause an. Als wir da waren, kamen 50 Mann schwarze Husaren und machten Halt bei der Schule. Es hieß also: „Schulze, heraus! Warum hast du die Bauern versammelt?" Ich antwortete, ich hätte Ordre zu 2000 Mann Einquartierung und Versorgung derselben und hätte es jedem angesagt, alles in Bereitschaft zu halten. Hierauf kommandierte der Befehlshaber sogleich einen Boten zu Pferde, der den Weg genau kannte nach Marienthal und augenblicklich aufsitzen müsse. Peter Näfe mußte sein Pferd aus dem Stall holen und sogleich fort. In demselben Augenblicke kamen aufs neue 20 Mann schwarze Husaren und verlangten sofort geliefert zu haben 50 Tonnen Hafer, 2 Schipppfund (560 Pfund) geräucherten Speck, Gänsebrüste, Mettwürste und 4 Tonnen Branntwein. Es sollte augenblicklich da sein, sonst sollte das Dorf an allen 4 Ecken in Brand gesetzt werden, erklärten sie. Hierauf sandte ich ins Dorf. Der eine brachte Speck, der andere Wurst, der dritte Gänseflecken (Gänsebrüste) und Butter und Brot. Ich hatte selber Hafer stehen, ließ also einen Wagen mit Hafer beladen. Nun verlangten sie, es sogleich nach Kl.-Wittensee zu bringen, wo die Armee die Nacht kampierte. Es fehlte noch immer der Branntwein. Sie ließen sich nicht irre machen. Ich sagte, ich könnte in Rendsburg nicht hineinkommen, es wäre ja Nacht. Ich sollte hinschicken, es sollte hier ein Flecken nahe bei sein (Eckernförde). Ich sagte, es könnte möglich sein, daß da noch Dänen seien und dann würde ich ja Pferd und Wagen los sein. Hierauf verlangten die Feinde, ich sollte augenblicklich einen Wagen anspannen lassen. Es sollten 4 Mann Husaren mit zur Bedeckung, im Falle Dänen da sein sollten. Ich mußte Schrift ausstellen, worauf die 4 Tonnen Branntwein sogleich verabfolgt werden konnten, die von mir und der Kommüne bezahlt werden sollten. Hierauf ging der Wagen mit Bedeckung ab. Bei dem Eckernförder Pflegehause in der Nacht trafen sie Kameraden, bei denen Peter Näfe war. Heinrich Goch und Hermann Paulsen waren bei dem Wagen. Bei dem Pfleghause hat es dann in der Nacht geheißen: „Heda! Kamerad, wo wollt ihr hin und was wollt ihr Branntwein holen. Hier ist ja Branntwein genug, Bauer, hervor! Also Peter Näfe mußte hervor. Auf dem Berg ist Branntwein. Bei dem Sandkrug und bei den Eckernförder Kalkofen standen 100 dänische Bagagewagen, von denen die Dänen geflüchtet waren. Es wurde also in der Dunkel-

heit ein Wagen mit 5 Tonnen Branntwein hervorgeholt. Am 10. Dezember, morgens 5 Uhr, kamen die 4 Husaren wieder bei mir und ich könnte, sagten sie, ihnen den Wagen und eine Tonne Branntwein abkaufen, denn das wäre ihre Beute. Die beiden Fuhrleute, Heinrich Goch und Hermann Paulsen erklärten, ich sollte es ihnen nur abkaufen, sie wollten mit einstehen. Ich sagte, was ich augenblicklich kaufe, könnte unter Umständen vielleicht nicht mehr mein sein. Ich erklärte, ich hätte kein Geld, aber zu Banko-Zetteln wolle ich Rat machen. Sie wollten aber nichts als Silber haben. Das Zureden meiner Nachbarn hatte kein Ende, sie wollten alles wieder erstatten, denn es war ein ganz neulackierter Wagen. Ich kaufte also den Wagen und eine Tonne Branntwein für 14 Taler (50,40 ℳ) und bezahlte sie. Nun sollten meine Nachbarn die 4 Tonnen Branntwein gleich nach Klein-Wittensee fahren und mir den Wagen abliefern. Sie fuhren ab nach Klein-Wittensee. Als sie aber noch im Dorfe bei Peter Koll's Haus waren, kamen 4 Eskardron schwarze Husaren, also ihre übrigen Kameraden anmarschieren zu Pferde und wollten nach Marienthal. Da heißt es gleich: „Bauer, umgekehrt mit dem Wagen." Hierauf kamen gleich schwarze Husaren und verlangten gleich 4 frische Pferde für den Wagen. Also mußte ich alle Viertelstunde frische Pferde für meinen eignen Wagen liefern.

Mitgeteilt von Tonn in Weede bei Segeberg.

3. **Verlüste eines Landmannes zu Bünsdorf während der Kriegsjahre 1813/14.** Der Schriftleitung übermittele ich die Abschrift eines von meinem Urgroßvater, dem Viertelhufner Hans Kuhr in Bünsdorf, Kreis Eckernförde, aufgestellten Verzeichnisses, das ich unter alten Familenpapieren fand. Leider ist es nicht datiert, jedoch kann es nur aus den Kriegsjahren 1813/14 sein. Weil man daraus ersieht, welche Opfer der Krieg von den Bewohnern der betroffenen Gegenden gefordert hat, und wegen der angegebenen Preise hat das Verzeichnis wohl Interesse für weitere Kreise. (Die Taler werden solche zu 48 ß schlesw.-holst. Kurant sein; 5 schlesw.-holst. Taler = 6 preuß. Talern = 18 ℳ)

Verzeichnis desjenigen, was Hans Kuhr in Bünsdorff wärend der bisherigen Kriegsunruhe an Einheimische und Fremde Truppen geliefert oder demselben von letzteren weggenommen ist.

	ℛ	ß
Die Dänischen Trupen davon habe ich 11 Mann und 14 Pferde in Quatier gehabt 18 Tage. Die Pferde haben mir aufgefressen		
4 Fuder Habern a Fuder 5 ℛ	20	—
4 Fuder Heu a Fuder 3 ℛ . .	12	—
1 Kuh haben sie mit nach Rendsburg genommen	18	—
Summa . .	50	—
Die Fremden Truppen haben mir weggenommen und Roiniert		
13 Bienen Stöcke a Stock 3 ℛ	39	—
1 Pahr Stiefeln	3	16
1 Pahr Stiefeln	3	16
1 Pahr Stiefeln	1	16
1 Seiden Tuch	2	8
1 dito	2	8
1 dito	1	16
1 dito	1	16
1 dito	1	16
1 dito	1	16
1 dito	1	—
1 Katunen Tuch	—	40
1 Pahr Silberne Schnallen . .	3	—
1 dito	1	32
1 dito	—	32
2 Dutz Silberne Knöpfe . . .	3	16
6 Hüner a 10 ß	1	12

	ℛ	ß
4 Ahnten a 16 ß	1	16
1 Pres Eisen	1	—
2 Eiserne Schaufeln a 32 ß .	1	16
1 Deckstuhl haben sie mir aufgebrandt	—	32
Summa . .	72	36
4 Fuder Haber a Fuder 5 ℛ .	20	—
4 Fuder Heu a Fuder 3 ℛ .	12	—
$1^1/_2$ Tonnen Haber geliefert a Tonne 1 ℛ 16 ß	2	—
4 Tonnen Kantoffeln a Tonne 1 ℛ	4	—
1 Tonne Rocken zu Brodt . .	4	—
1 Tonne Buchweizen zu Mehl .	2	—
1 Fuder Heu nach Bunge geliefert	3	—
10 Fuder Torf a Fuder 1 ℛ .	10	—
1 Kuh habe ich Schlachten müssen	18	—
Summa . .	75	—
60 ℔ Geräuchert Fleisch a ℔ 4 ß	5	—
5 Schafe a Schaf 2 ℛ . . .	10	—
20 ℔ Licht a ℔ 8 ß	3	16
Summa . .	18	16
	75	—
	72	36
	50	—
Summa . .	216	4

Pronstorf. J. Kuhr.

4. **Die russische Einquartierung in Rensing 1813.** Die kleine Gemeinde Rensing bei Kellinghusen, in der mein Großvater Joh. Friedrich Delfs damals Bauervogt war, hat wie auch viele andere Dörfer in der Umgegend unter der russischen Einquartierung

schwer zu leiden gehabt, was aus folgenden Aufzeichnungen hervorgeht. Neben starker Einquartierung sind noch große Requisitionen gemacht worden, worüber eine alte Chronik unserer Familie Angaben macht. Die Disziplin muß unter den Truppen ziemlich gut gewesen sein. Ein russischer Soldat, der das Dienstmädchen beim Buttern belästigte, wurde nach erfolgter Anzeige meiner Großmutter auf Befehl des Offiziers über ein Bund Stroh gelegt und mit einer Knute bearbeitet. Mein Vater, der damals ein dreizehnjähriger Junge war, erzählte, daß ein Kosak ihn beim Tränken der Pferde auf eins derselben gesetzt habe, welches sich sonst nur von seinem eigenen Herrn reiten ließ. Er setzte mit dem Pferde zum Dorfe hinaus. Erst nach längerer Zeit kehrte er zurück, von den Kosaken schon mit Sorge erwartet. Er sprang lachend vom Pferde und wurde von den Soldaten wegen dieses kühnen Rittes mit den Worten: dowre, dowre (d. i. gut) gelobt. — In jener Zeit bildeten sich hier Räuberbanden, die auch unser Haus heimgesucht haben. Vier oder fünf geschwärzte Kerle brachen ein und bedrohten meine Großeltern, welche sich deshalb ganz ruhig verhalten mußten, während ihre Schatulle durchsucht wurde. Unsere alte Schatulle trug als Erinnerungszeichen an diesen nächtlichen Besuch noch drei Axthiebe. Auf Rostorf lag bei dem damaligen Kirchspielvogt ein höherer russischer Offizier in Quartier. Bei demselben erschien einst ein Mann, der sich erbot, die wohlhabendsten Leute in der Umgegend bekannt zu machen, bei denen es sich lohne, einen Einbruch zu verüben. Er beanspruchte natürlich seinen Teil an der Beute. Der Offizier rief sofort mehrere Kosaken herein. Diese mußten den Verräter nach dem nahen Schießstand führen und ihn dort überlegen. Dann sagte der Offizier etwa: „Sie sind ja ein ganz erbärmlicher Mensch. Sie wollen ihre eigenen Landsleute verraten? Sie sollen ihr Teil schon im voraus haben!" Dann ließ er ihn von den Kosaken mit der Knute verhauen. Beim Abzug der Truppen wurden Wegweiser verlangt. (Die Truppen zogen meistens nachts.) So hatte auch einst die Dorfschaft Vorbrügge zwei Wegweiser zu Pferde stellen müssen. Der Weg führte über Kellinghusen, Rensing und Rostorf. Bei letzterem biegt ein Weg ab, der über die Störbrücke und die Vorbrügger Heide nach Vorbrügge zurückführt. Als die Abteilung dahin kam, sprengten die beiden den Seitenweg hinunter. Einige Kosaken jagten nach, es fielen auch noch Schüsse. Aber sie waren glücklich fort und kehrten bald heim, während Rostorf neue Führer stellen mußte. — Unser Backofen stand damals dicht bei dem Brunnen. Letzterer hatte sehr hohen Wasserstand, war aber nur wenig tief. Die Russen heizten den Backofen, gossen mehrere Eimer Wasser hinein und benutzten ihn dann als Badeofen, in den sie nackend hineinkrochen. Gleich danach sprangen sie in den Brunnen. Das nannten sie ein russisches Bad, wie es in Rußland noch heute Sitte sein soll. In meines Großvaters Hause ist aus jener Zeit eine russische Muskete mit Bajonett und Steinschloß stehen geblieben, welche leider jetzt nicht mehr vorhanden ist. Was an brauchbaren Pferden vorhanden war, wurde mitgenommen. Die beiden besten Pferde meines Großvaters wurden nur dadurch vor ihren Händen gerettet, daß mein Vater sie einen ganzen Tag im Gehölz versteckt hielt. — Der Jäger Henning Glindemann ging in jener Zeit eines Tages über die Vorbrügger Heide. Da kam ein russischer Offizier in einem Schlitten gefahren. Zwei Windhunde begleiteten ihn. Mit einer langen Peitsche weckte er die Hasen aus ihrem Lager und ließ sie von den Hunden greifen. Einmal jedoch kam ihm der Jäger zuvor, indem er einen aufgeschreckten Hasen schoß und in die Jagdtasche steckte. Der Offizier hielt an und verlangte den Hasen. Doch Glindemann zeigte ihm als Antwort den offenen Lauf seiner Flinte und der Offizier jagte weiter. — Auch an komischen Scenen hat es damals nicht gefehlt. In der Kirche zu Kellinghusen, die damals als Magazin diente, war ein junger Arbeiter beschäftigt. Derselbe warf einen Ballen Tuch, den er von der Masse entwendet hatte, in das Luisenberger Chor, von welchem eine Tür nach außen führte. Der Schlüssel zu dieser Tür befand sich im Hause des damaligen Gastwirts Homfeldt. Als er denselben holen wollte, um seine Beute in Sicherheit zu bringen, war die Sache schon verraten. Er wurde nach der Wache gebracht. Während derselben Zeit hatte sich die Witwe Sch., eine Hufnerin in Vorbrügge, mit ihrer Einquartierung erzürnt. Sie wurde deshalb in Socken durch den Schnee zur Wache gebracht. Um sich die Zeit zu vertreiben, schwärzten die Russen den beiden das Gesicht, gaben ihnen einen Besenstiel und ließen sie auf der großen Diele exerzieren. Nach mehreren Jahren kam der Arbeiter an dem damals berühmten Vorbrügger Pferdemarkt ziemlich angeheitert in das Haus dieser Witwe Sch., welche an diesem Tage Gastwirtschaft hatte. Er setzte sich an den für die Pferdehändler gedeckten Tisch. Doch eine Tochter der Wirtin sagte ihm: „Hinnerk, wat wullt du hier? An dissen Disch schüllt de Rußkämmers watt ät'n. Wenn Mudder dat süt, denn ward se schelln." Er antwortete: „Och, min Deern, din Mudder ward mi doch nix segg'n; wie beid'n hebbt ja 1813 bi een Kumpanie deent."

Mitgeteilt von D. D. i. R.

5. **Der Ring Theodor Preußers** befand sich einst im Besitz der verstorbenen Frau Kapitän Sophie Lorentzen in Eckernförde. Es war ein Siegelring mit rotem Stein; eine Dame, welche mit Frau L. befreundet war, glaubt zu erinnern, daß das Preußersche Wappen darauf gewesen sei. Der Vater Theodor Preußers schenkte den Ring der Frau Lorentzen zum Andenken an seinen Sohn, der bei ihr im Quartier gelegen. Als dann 1864, nach der Schlacht bei Missunde, ein schwerverwundeter Krieger, namens Schüler, im Eckernförder Lazarett Aufnahme fand, da ließ Frau Lorentzen den Ring verlosen, um durch den Ertrag diesem armen Menschen zu einer Existenz zu verhelfen. Die Lose sind nah und fern gern gekauft worden, und 1200 Spezies=Taler, nach anderer Meinung 1200 Kurant=Mark zusammengekommen, die Schüler eingehändigt worden sind. Ein Schlachtergeselle in Hamburg oder Altona, dessen Namen ich leider nicht weiß, hat damals den Ring gewonnen.

Eckernförde. Auguste Rhoode.

6. **Hamburger „Eierwagen."** Als sehr interessante Erwerbung für die Sammlung Hamburgischer Altertümer erwähnt und beschreibt Dr. Th. Schrader in seinem Berichte für das Jahr 1902 den allen älteren Hamburgern wohl noch erinnerlichen „Eierwagen," auch „Punschbowle" genannt, der etwa bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Landpartien benutzt wurde. Er verdankte seinen volkstümlichen Namen seiner Form, die an ein der Länge nach durchschnittenes Ei oder an eine ovale Bowle, wie sie früher vielfach im Gebrauch waren, erinnert. Der Körper des Wagens ist rot lackiert und mit einer um den Rand laufenden Blumenguirlande verziert; er hängt in Federn auf einem gelblackierten Untergestell. Im Innern des offenen Wagens bietet eine mit rotem Leder bezogene, ringsumlaufende Bank den Platz für die Fahrgäste, zu deren Bequemlichkeit in der Mitte ein kleiner, der Form des Wagens angepaßter Tisch angebracht ist. Der Wagen wurde von hinten bestiegen, wo sich ein zum Zusammenklappen eingerichtetes Trittbrett befindet. Im Laufe der Jahre ist das seltsame Fuhrwerk zweimal aus Feuersbrünsten gerettet worden. Zuletzt hat es lange Zeit in dem Schuppen eines Fuhrwerksbesitzers in Wandsbek gestanden, aus dem es in Hamburgischen Besitz zurückgelangt ist und in der Sammlung seinen Platz auf der „alten Diele" erhalten hat.

Kiel. F. Lorentzen.

7. **Eine alte phänologische Beobachtungsreihe.** W. Hirschfeld schreibt in seinem „Wegweiser durch die Herzogtümer Schleswig und Holstein für die Mitglieder der 11. Versammlung deutscher Land= und Forstwirte," Kiel 1847, S. 275: „In dem zu diesem Schlosse (dem sogen. Kl. Palais im Augustenburger Park) gehörigen Park befindet sich eine alte Buche, die schon seit Menschengedenken immer das erste Grün der Blätter bekommen hat. In die Rinde dieser Buche ist schon seit dem Jahre 1750 in jedem Frühjahr der Tag eingeschnitten, an welchem die Blätter ausgebrochen sind. Jedes Datum und jede Jahreszahl war nicht mehr deutlich zu erkennen, aber doch viele. Ich habe mir diejenigen, welche noch kenntlich waren, abgeschrieben, habe meine Abschrift mit einer anderen, welche der Verwalter des Meierhofs und der Pastor genommen hatten, verglichen und habe nur immer das Datum, welches bei diesem Vergleich übereinstimmte, niedergeschrieben. — Das erste Grün der Buche in diesem Palaisgarten zu Augustenburg erschien:

1784	am	12. Mai	1798	am	20. April	1816	am	27. April	1832	am	20. April
1786	„	26. April	**1799**	„	**17. Mai**	1818	„	1. Mai	1837	„	10. Mai
1787	„	14. April	1800	„	24. April	1823	„	1. Mai	1838	„	6. Mai
1788	„	**13. April**	1807	„	3. Mai	1825	„	26. April	1843	„	19. April
1789	„	5. Mai	1809	„	8. Mai	1826	„	24. April	1844	„	26. April
1790	„	28. April	1810	„	30. April	1828	„	27. April	1845	„	27. April
1792	„	24. April	1811	„	27. April	1830	„	26. April	1846	„	17. April
1797	„	17. April	1812	„	12. Mai	1831	„	20. April	1847	„	7. Mai

Mitgeteilt von Dr. Heering in Altona.

8. **Riesenbovist.** Frage: Umstehende Photographie stellt einen Riesenpilz dar mit einem Durchmesser von 32 cm, einem Umfange von 1,10 m bei einem Gewicht von 1,5 kg. Der Pilz scheint zur Familie der Bovista zu gehören und ist ziemlich genau kugelrund. Anfangs schneeweiß, wird er später grünlich gelb; unter der also gefärbten Oberhaut liegt eine lederartige Haut von dunkelolivengrüner Färbung. Weiteres habe ich noch nicht beobachten können, weil mir jedesmal die Pilze zerstört wurden. Seit vier Jahren wachsen diese Riesenpilze am Rande meines Gartens. Vordem sind sie nicht bemerkt worden. Wie heißt der Pilz? Handelt es sich im vorliegenden Falle um ein außergewöhnliches Wachstum desselben, vielleicht infolge günstiger Bodenverhältnisse, oder ist es eine besondere Art? Landmann H. Hadenfeldt, Beringstedt.

Antwort: Der in Frage stehende Pilz ist an sich freilich wegen seiner Größe ein Unikum, nur nicht ein Unikum seiner Art. Er heißt Riesenbovist (Lycoperdon Bovista L.) und das will heißen, daß diese Art unserer Stäublinge (Lycoperdaceen) mit Enackskindern reich gesegnet ist. „Die Heimat" hat die Photographie gern veröffentlicht, weil besonders auch die Art und Weise der Veranschaulichung dazu angetan ist, die Aufmerksamkeit unserer Mitglieder auf ein solches „Riesenei" zu lenken, dem man nicht gerade alle Tage begegnet. Auffallend ist angesichts der Größe des von Ihnen beschriebenen Pilzes das verhältnismäßig geringe Gewicht; denn ein anderer Riesenbovist, über den unser Landsmann Professor Paul Hennings (Berlin) in „Nerthus" 1904, S. 82 berichtet hat, und der in der Gegend von Tönning gesammelt und Anfang November 1903 dem Berliner botanischen Museum zugesandt worden war, hatte bei einem Umfange von 1,13 m und einem Längendurchmesser von ca. 45 cm ein Gewicht von ca. **6** kg aufzuweisen. Ich vermute darum, daß der von Ihnen erwähnte Pilz noch nicht völlig ausgewachsen gewesen ist. Der Riesenbovist wächst eben sehr schnell; so berechnete Baudrimonts die Zahl der Zellen bei einem Riesenbovist von 1,04 m Umfang und 3,5 kg Gewicht auf 14 Billionen, von denen sich in einer Minute 20000 bildeten. 91 % der Masse enthält Wasser. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß Prof. Kosteletzky Gelegenheit hatte, einen 9 kg schweren Bovisten zu untersuchen. — Ich kann Ihnen nur empfehlen, die weitere Entwicklung der Riesenbovisten bei passender Gelegenheit zu verfolgen. Das in der Jugend weiße und saftige Fleisch, das übrigens auch hier wie bei der Mehrzahl anderer Arten (Hasen-, Warzen- und Igel-Stäubling, Eier- und Kugelbovist) gegessen werden kann (selbst roh) und zubereitet ein schmackhaftes Gericht abgeben soll, verwandelt sich hernach in ein gelblich-olivenfarbiges Fasergeflecht mit Milliarden kleiner Sporen von gelbbrauner Färbung. Die Haut zerreißt, und der Staub wird vom Winde fortgetragen (daher Stäubling). Schließlich bleibt nur der Boden des Pilzes übrig, dessen Inneres mit einem feinen Haargewebe gefüllt ist. — Der Riesenbovist ist überall in Europa verbreitet und hat seinen Standort namentlich auf Wiesen und Grasplätzen in der Zeit vom Frühling bis zum Herbste. Hoffentlich geben diese Zeilen unsern Lesern Veranlassung, daß sie auf ähnliche Vorkommnisse fahnden und über solche in unserer Monatsschrift berichten.



Barfod.

9. In dem Sammelbande des Ratsarchivs zu Rostock, der den „Extract sehl. Hrn. Mathias Pristaffen Journals de Anno 1667" enthält, befindet sich von Pristaffs Hand bei dem Jahr 1690 folgende poetische Eintragung:

Alse man schreef kleen
Unde segelde grön,
Was de Glove by Jderman gemeen;

Nu man overst schrifft grot
Unde segeld rot,
Is de Glove by Jdermann doth.

Hamburg. Rob. Körner.



Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 5. Mai 1906.

Das Schloß Gottorp.

Von **Christian Jensen** in Schleswig.

II.

Mehr noch als Johann Adolf sorgte trotz vielfacher Kriegsnot sein Sohn Friedrich III. für die Förderung von Kunst und Wissenschaft. Seine Bestrebungen in dieser Hinsicht kamen vorwiegend Gottorp zu gute. Er wollte auch die Kieler Universität begründen, konnte indessen wegen Verweigerung der Mittel durch die Stände nur mit der Ausfertigung des Diploms 1652 die spätere Einrichtung sichern.

Dank seiner Fürsorge gehörte die Gottorper Bibliothek bald zu den bedeutendsten Büchersammlungen; er schuf ihr in den Sälen westlich vom Portal des Südflügels eine würdige Stätte und fügte die Kunstkammer, eine Sammlung von Tieren, Pflanzen und Raritäten der Heimat und Fremde, hinzu. Nach seinen Angaben wurden zwei Kunstwerke hergestellt, wie sie in Europa noch nicht gesehen: die Sphaera Copernicana in der Kunstkammer und der zweifache große Globus im Lustgarten, dem „Newen Werck." Beide wurden unter der Aufsicht des Hofmathematikus Adam Olearius von Meister Andreas Bösch aus Limburg gefertigt, „einem in Mathesi und Mechanica wohlerfahrenen Mann." Die Sphaera Copernicana war ein durchbrochener Globus von Messing, „so von innen und außen die Asterismos mit ihren Figuren darstellet, dessen Diameter 4 Fuß, *an welchen noch mehr Kunst als am* großen Globo zu sehen." Sie verdeutlichte die Meinung des Copernikus und zeigte oben des Ptolemäus Hypothese, nach welcher die Erde im Mittelpunkt des Himmelsraumes still stehet.

Der große Globus im Lustgarten war aus Kupfer mit weißer fester Materie überzogen und hatte einen Durchmesser von 11 Fuß. Er zeigte von außen die „Geographiam des gantzen Erdkreises und von innen den Himmel mit allen bekannten Sternen, von vergüldetem Silber in schöne Figuren verfasset. Im Globus hing an der Achse ein runder Tisch, von einer Bank umgeben, auf welcher 10 Personen den Auf- und Niedergang der Gestirne mit Lust sehen konnten. Das Zentrum des Globus war mit einem „absonderlichen vergüldeten Globo terrestri" umgeben. Dieses Werk wurde vom Wasser einer Quelle getrieben, „daß der Globus nach des Himmels Lauff seine Bewegung und Umgang in den behörlichen 24 Stunden haben kann. Wobey sonderlich diß rare Kunststück zu finden, daß die Sonne (von einer wohl geschnittenen Crystalle) nicht ex centro Mundi, wie in gemein an anderen Globis, ondern auß ihrem eigenen Centro in motu secundo ihren täglichen Fortgang und jährlichen revolution mit der Himmelssonne ebenmäßig haben kann."

Friedrichs vielseitiges Interesse betätigte sich auch in Freigebigkeit und huldvollen Gunstbezeugungen gegen die Männer der Wissenschaft, die er an seinem Hofe versammelte. Adam Olearius war Gesandtschaftsrat und Sekretär der großen Reise über Moskau nach Persien, an der Paul Flemming teilnahm, und von der Olearius wertvolle Handschriften für die Bibliothek mitbrachte. Seine Reisebeschreibung und die Holsteinische Chronik werden noch jetzt gern gelesen. Besonders viel wurde für die Geschichte und Beschreibung des Landes getan. Paul Cypräus schrieb die Geschichte des Schleswiger Bistums bis 1550, die sein Sohn bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts fortsetzte. Der Ditmarse Joh. Adolfi schilderte in niederdeutscher Sprache die Taten seines Volkes, während Niklas Helduader aus Schleswig 1603 eine „Beschreibung der alten und berühmten Stadt Schleswig" herausgab. Zum unvergleichlichen Kartenwerk des Mathematikus Joh. Mejer aus Husum schrieb der Bürgermeister Caspar Danckwerth 1652 die Newe Landesbeschreibung; Husumer Goldschmiede machten die schönen Kupferstiche für die Karten.

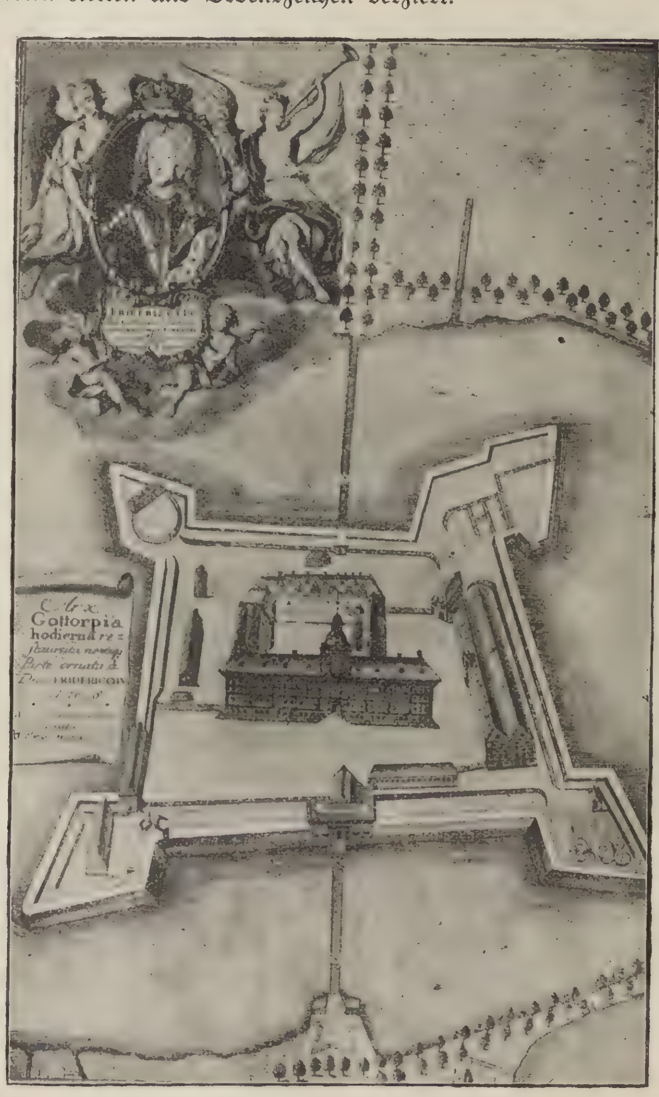
Auch die Poesie wurde gepflegt. Opitz fand in Holstein eine Zuflucht; Johann Rist und Paul Flemming, der hier sein „In allen meinen Taten" dichtete, erfreuten sich der Gunst des Herzogs.

Von den derzeitigen Künstlern wurde der Historienmaler Jurian Ovens aus Tönning an den Gottorper Hof gezogen, um später unter Christian Albrecht als Familienmaler des Gottorper Geschlechts seine Haupttätigkeit zu entfalten. So war Gottorp Mittelpunkt der wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen des Landes — von dem Joh. Rist sagte: „Im übrigen halte ich gänzlich davor, daß kein besser oder gelegener Platz für die Künstler und Gelehrten, sonderlich aber für die Poeten, als eben dieser könnte gefunden werden." Bei festlichen Gelegenheiten wurde auch äußerer Pomp entfaltet, beispielsweise bei einer Kindtaufe 1632 und bei der Brautfahrt der Prinzessin Hedwig Eleonora nach Schweden 1654.

Doch nicht allein vorübergehenden Glanz hat Friedrich Gottorp verliehen, dauerndes Andenken sicherte er sich durch die Verschönerung des Schlosses und seiner Umgebung.

Viel bedeutender noch als die Veränderungen an Schloß und Turm, an den Innenräumen und dem kostbaren Ballhaus sind die Gartenanlagen, die damals die notwendige Zutat eines echten Renaissanceschlosses waren; gerade bei diesen Anlagen wurden die Gesetze der Renaissance mit besonderer Strenge angewandt. Zunächst wurde der Garten auf der „Platte" vervollständigt, den Johann Adolf eingerichtet hatte. In diesem sog. Westergarten stand bis 1868 Bielkes Palais. Später wurde hier das jetzige Regierungsgebäude aufgeführt. 1623 legte man einen zweiten Garten, den Ostergarten, auf der in die Schlei hinausreichenden Halbinsel an, die nun Pappfabrik und Gasanstalt trägt. Doch waren beide schon „alte" Gärten, als 1640 unter des weitgereisten Joh. Clodius Anleitung der Lustgarten auf den Anhöhen nördlich vom Schlosse entstand, der als „Neuwerk" bezeichnet wurde. Die Norderbrücke und der Weg durch die Wiesen waren kaum fertiggestellt, als im Bereiche des heutigen Neuwerk Natur und Kunst wetteiferten, die Anlagen zu dem Schönsten zu machen, was man an fürstlichen Residenzen sehen konnte. Am Ende des Wiesenweges wandte man sich links einem großen Teiche von 500 Fuß Länge und 280 Fuß Breite zu, der jetzt zur niedrigen Wiese ausgetrocknet ist. In jeder Ecke desselben plätscherte ein Springbrunnen, und in der Mitte erhob sich auf einem großen Postament eine 18 Fuß hohe Kolossalstatue des mit der siebenköpfigen Schlange kämpfenden Herkules.

An der Nordseite dieses Teiches lag ein für sich eingeschlossener Garten, der Globusgarten, dessen verfallenes Gemäuer uns die frühere Pracht nur ahnen läßt. 1822 standen neben der Tür noch die Buchstaben F. M. E., Namenzüge einer Gemahlin Friedrichs III. Die nördliche Mauer biegt zum Halbkreis aus. In Nischen dieser Mauer standen noch am Ende des 18. Jahrhunderts 12 sehr schön in Blei gegossene Büsten der Herzöge von Schleswig in etwas über Lebensgröße. Nach gleichzeitigen Bildnissen waren sie lebensgetreu koloriert und mit vergoldeten Ketten und Ordenszeichen verziert. — — —



Schloß Gottorp und sein letzter Bauherr 1698.
Nach Westphalen, Monumenta inedita.

An der Mauer des Globusgartens stand in der Mitte das im persischen Geschmack 1652 nach Friedrichs Anordnung und unter Olearius' Leitung erbaute Lusthaus, das später den Globus aufnahm, den ich bereits erwähnte.

Im Unterteil des Gebäudes waren Gewölbe, deren Böden mit den Flächen des Globusgartens in einer Höhe lagen und ihren Eingang von daher hatten. Sie sind noch jetzt in der Mauer deutlich erkennbar. Das mittelste war zur Aufnahme des Triebwerks bestimmt, welches durch Wasser das ganze Räderwerk der Maschine in Bewegung setzte. Seitengewölbe sollten als Grotten dienen. An beiden Seiten waren neben diesem Grundwerk des Gebäudes granitne Treppen, die von dem oberen Garten, der mit den Fußböden der unteren Etage des Lusthauses gleich hoch war, zu den Türen in der Mauer und den Gewölben führten. Im zweiten Stock waren über den Treppengängen offene Galerien. Die Hauptetage

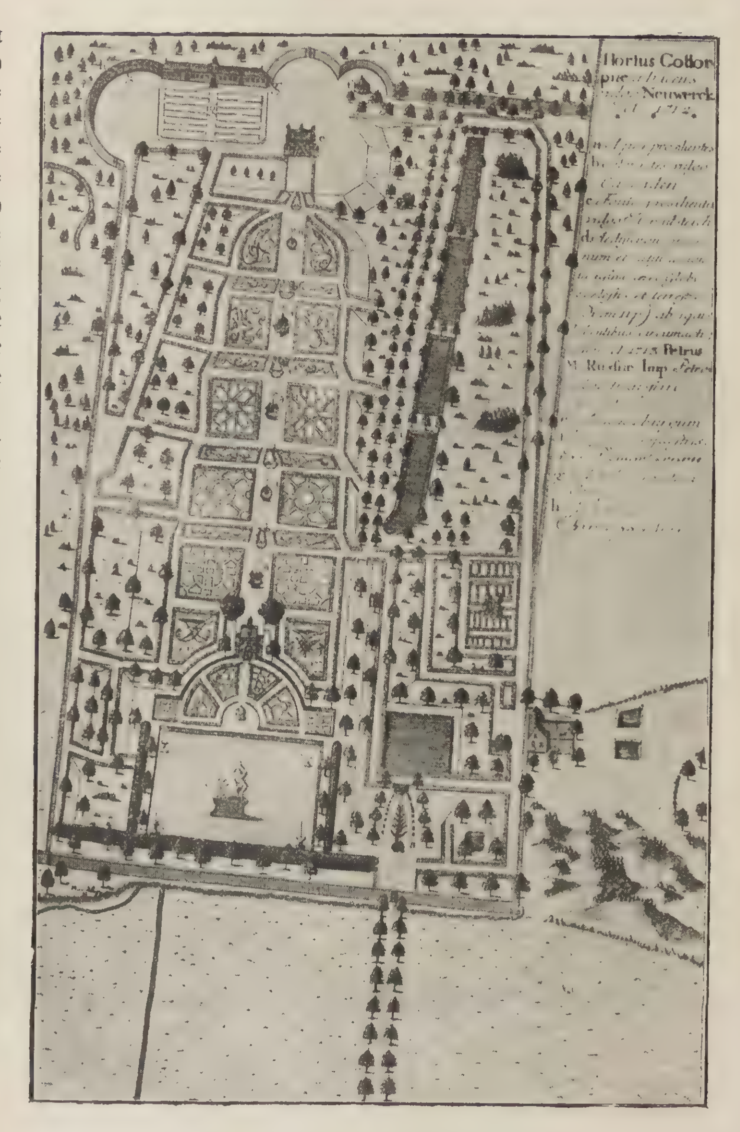
bestand aus einem Zimmer, 10 Fuß lang, 70 Fuß breit, 16 Fuß hoch, mit Stuckatur reich verziert; in der Mitte dieser Saaldecke drehte sich der obere Zapfen des Globus. Am Nordende des Gebäudes war ein gewölbter Turm, in ihm ein kleines Kabinet mit Fenstern nach allen Seiten, die eine schöne Aussicht, besonders nach dem Schloß und den schönsten Partien des Gartens nach Norden hin gewährten. Die ganzen Anlagen waren von hier aus in 5 Abstufungen geteilt, welche sich sämtlich bis nach Amalienburg aus diesem Kabinett in perspektivischer Gestalt darstellten. Vom Globushaus bis zur Amalienburg betrug die Länge der Anlagen 1200 Fuß, ihre Breite 400 bezw. 200 Fuß. Sie zogen sich also zur halben Breite zusammen und erhoben sich durch Treppen von 13—15 Stufen aufwärts.

Dazwischen befanden sich breite Mittelpartien, in deren Mitte ein steingefaßtes Bassin lag, worin ein Postament mit einem großen Frosch von Blei angebracht war. Der unterste, nahe dem Globushaus, war der größte, wohl 2 Fuß hoch. Jeder der Frösche trieb einen Wasserstrahl in die Höhe, je niedriger das Bassin lag, desto höher. Zwischen den Treppen lagen steinerne Delphine, die das Wasser, welches die Fontänen in die Bassins brachten, in Kummen stürzten, aus welchen es durch eine unterirdische Leitung weiter und bis zu dem untersten Punkt geführt wurde. Jürgensen-Helduader sah dieses Wasserspiel nur einmal bei einer großen Feierlichkeit und bemerkte, daß die unterste Fontäne einen Wasserstrahl von ungefähr 50 Fuß Höhe gab, die höher liegenden aber einen um so viel niedrigeren Strahl, als sie höher lagen, so daß die Höhe von allen eine Horizontallinie bildete. „Die Seitenflächen des Parterres waren mit Namenzügen in farbigem Schlingwerk versehen, die großen Rabatten mit schön blühenden Gewächsen geziert, welches sich prächtig ausnahm, besonders von dem Kabinet des Turmes aus und an den Tagen, wenn bei schönem Wetter alle großen Gänge mit geputzten Menschen gefüllt waren."

Das Lusthaus Amalienburg auf dem Platze des heutigen Garnisonlazaretts wurde erst 1670 zu Ehren der Gemahlin Christian Albrechts erbaut. Westlich von demselben befand sich die große Orangerie mit den weltberühmt seltenen Gewächsen, beispielsweise den prächtigen Aloën, deren Duft den ganzen Lustgarten erfüllte. Östlich von der Amalienburg erbaute man das mit hölzernen Pferden ausgestattete Ringelhaus; an seiner Stelle entstand später ein Eiskeller. Überall fanden sich in lauschigen Winkeln des Lustgartens Grotten mit Lauben und Ruhesitzen und Buschwerk mit meist aus Holz gefertigten Statuen: So erschien Gottorp an einem überaus lustigen Orte gelegen . . . Es hatte sehr schöne Hügel," fröhliche Wälder, köstliche Gärten, zumal der Tiergarten den Reiz der Neuwerker Anlagen erhöhte. Olearius rühmt, daß bereits 1659 der Eingang zu denselben auf beiden Seiten mit einer Hecke und hohen „Ipenbäumen" eingefaßt gewesen. Sie gäben denen, die darunter wandelten, schon anmutigen Schatten. Christian Albrecht fügte hier 1693 die jetzt noch stehende Kaskade mit der Wasserkunst hinzu, wo zwischen den Füllungen und Mauern sich das Wasser zu einem Sturz die Treppen hinunter sammelt. Doch ist seitdem auch hier außer Neptun mit dem Dreizack so viel verschwunden, daß nur eine Ruine von früherem Glanze redet.

In den Höhepunkt und die Glanzperiode des Gottorper Geschlechtes fällt indessen bereits der Beginn des Niedergangs. Zwistigkeiten zwischen den Herzögen und der Königsfamilie führten ernste Verwicklungen herbei, infolge deren 1721 der herzogliche Teil Schleswigs und 1773 auch das herzogliche Holstein an die königliche Linie kam. Namentlich war in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges die Bestimmung der 1533 errichteten und 1593 erneuerten

Union zwischen Königreich und Herzogtum, wonach beide „einander nach Vermögen nachbarlichen Beistand gewähren sollten,“ verhängnisvoll. Herzog Friedrich trennte sich nach Lutter am Barenberge von dem König, um neutral zu bleiben, mußte aber später seinen Angriff erwarten. Sogar Gottorp, wo Wallenstein selbst erschien, wurde von kaiserlichen Truppen besetzt, während im Lande die Feinde und Christians IV. Söldner wüteten. Der Wohlstand des Landes war in sechs Monaten dahin. Im Frühjahr 1629 begann Christian die Belagerung Gottorps, doch kam es nicht zum Kampfe. Nach der Friedensbotschaft zog er ab. Unter seinem Nachfolger wiederholten sich trotz Erneuerung der Union die Streitigkeiten, so daß Friedrich III. 1651 die Wälle Gottorps ausbesserte, die Rüstkammer wohl versah und Anschluß an Schweden suchte. Nach der Vermählung seiner Tochter mit Karl Gustav wurde er indessen auch in die Kriege verwickelt, die zwischen Dänemark und Schweden ausbrachen. Er empfing den Schwiegersohn, der als Feind Dänemarks 1657 in die Herzogtümer einrückte, mit offenen Armen, versagte Dänemark die Kriegshülfe, aber er entschloß sich nicht zum direkten Kriege und gestattete nur seinem Sohne Christian Albrecht die Teilnahme am Winterfeldzug am 30. Januar 1658. Nach dem Roeskilder Frieden kam dann ein Vertrag



Gottorper Garten, Neuwerk 1712.
Nach Westphalen, Monumenta inedita.

zustande, wonach die Lehnshoheit des Dänenkönigs aufgehoben, also die Souveränität Schleswigs anerkannt wurde. Doch brach der Krieg noch in demselben Jahre wieder aus. Dänemarks Bundesgenossen, kaiserlich-brandenburgisch-polnische Truppen zogen plündernd durch das Land; Friedrich zog mit seiner Familie und dem Hofstaate nach Tönning, während Gottorp und Umgebung von Greueltaten polnischer Truppen zu leiden hatten und Schloß und Stadt gebrandschatzt wurden. Ein Vertrag des Herzogs mit dem Großen Kurfürsten zur Räumung Gottorps unter Zusicherung der Rückgabe und Anerkennung der Souveränität Schleswigs nach dem Kriege, konnte Friedrichs Geschick nicht wenden: der Dänenkönig besetzte die herzoglichen Ämter. Sein Gottorp, wo der Große Kurfürst es bedauerte, mit einem so kunstliebenden Fürsten Krieg führen zu müssen, sollte er nicht wiedersehen; er starb am 10. August 1659. Unter ungünstigen Verhältnissen trat Christian Albrecht die Regierung an, doch wurde ihm der lehnsfreie Besitz seines Herzogtums zugesichert. Die Streitigkeiten mit dem Dänenkönig, dessen Schwager er war, ruhten jedoch nur bis zum Tode des letzteren (1670). Erst als Wilhelm von Oranien auf den englischen Thron gekommen, bequemte sich Christian V. am 20. Juni 1689 im Altonaer Vergleich dazu, die Rechte des Herzogs anzuerkennen, nachdem er fünf Jahre widerrechtlich völlig als rechtmäßiger Herr auf Gottorp geschaltet und gewaltet und seine eigne Schwester vertrieben hatte. Mit um so größerer Freude empfing daher am 30. Oktober 1689 die Schleswiger Bürgerschaft ihren rechtmäßigen Herzog, der trotz seines unstäten Lebens im eignen Lande seine Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft mit Erfolg gekrönt sah. Ihm gelang die Gründung der Kieler Hochschule 1665, die ein Mittelpunkt deutscher Interessen in Schleswig-Holstein geworden ist, und namentlich die Kleinkünste blühten unter seiner Herrschaft. Er ließ Garten und Schloß durch Joh. v. Mander mit Skulpturwerken schmücken und rief 1663 Jurian Ovens als seinen „Hofschilderer“ aus Amsterdam zurück, der für das Audienzzimmer der Königin im Schlosse neun große Gemälde schuf, die durch großartige Auffassung, meisterhafte Zeichnung und Farbengebung alles überragten, was in nordischen Landen bekannt war. Ereignisse aus der Landesgeschichte und des oldenburgischen Hauses sind dargestellt. Auch die Ausschmückung der Amalienburg ist sein Werk. Die allegorischen Darstellungen sollten zur Verherrlichung der Herzogin dienen. Die Vorliebe für die Gartenkunst betätigte Christian Albrecht in den Verschönerungen Neuwerks. Am Schloß selbst hat er wenig verändert: die Wendeltreppe, welche zu den Zimmern im östlichen Flügel führt, ist von 1664 (darüber Wappen mit Jahreszahl und Bischofsmütze), außerdem stammen einige Portale sowie die Fontäne am Eingange der Schloßkapelle aus seiner Zeit.

Unter seinem Nachfolger, Friedrich IV., der ein Schwager Karls XII. war, lebten die Streitigkeiten mit den Dänenkönigen Christian V. und Friedrich IV. wieder auf. Im Frühjahr 1700 zog der König gegen den Herzog ins Feld, der sich nach Tönning zurückzog, während Gottorp von den Dänen eingenommen wurde. Als aber Karls Landung auf Seeland Kopenhagen bedrohte, kam der Friede zu Travendahl (18. August 1700) zu stande, der die Roeskilder Abmachungen bestätigte. Dem Herzog Friedrich indessen behagte die ruhige Regierung nicht. Er eilte zum Heere Karls XII. und fiel am 19. Juli 1702 bei Klissow, wo Karl an der Leiche des Freundes Tränen vergoß.

Trotz der Unruhen ließ Friedrich große Umbauten und Veränderungen auf Gottorp vornehmen, so daß man ihn den vierten Bauherrn des Schlosses nennt. Bereits 1698 wurde mit der Aufführung des Südflügels in seiner gegenwärtigen Gestalt begonnen, und nach Unterbrechungen wurde er 1703

vollendet. Als der Herzog starb, fehlten in der einen Hälfte noch die Fenster. Das alte Torhaus wurde durch Baracken mit Pallisaden ersetzt. An der Stelle des alten Kanzleigebäudes wurden Kanonen aufgepflanzt und am Neuwerk Schanzen aufgeworfen. Die Ecken der Festungswerke waren vier mit Rasen bedeckte Bastionen mit einer Basis aus behauenen Steinen. Von Süden gelangte man über eine Zugbrücke durch ein Tor in den Vorhof, wo sich links ein Ballhaus und rechts zwei Marställe befanden. Hätte Friedrich den ganzen Umbau vollenden können, wäre Gottorp zweifellos einer der schönsten Paläste Europas geworden. Die Zimmer des Herzogs wurden in der ersten, die der Herzogin in der zweiten Etage eingerichtet.

Nach kurzer Einigkeit der herzoglichen Vormundschafts-Regierung und des königlichen Hauses folgte bald größte Erbitterung. Der Krieg zwischen Schweden und Dänemark wurde erneuert. Steenbock rückte in Schleswig-Holstein ein und fand eine Zuflucht im herzoglichen Tönning, was als ein Bruch der zugesicherten



Schloß Gottorp.

Neutralität gegen Dänemark angesehen wurde und veranlaßte, daß der König durch Patent vom 13. März 1713 den Gottorpschen Anteil von Schleswig-Holstein einzog. Gottorp wurde besetzt, die Kinder des Herzog-Administrators entfernt und die Tochter Friedrichs III., Anna Dorothea, welche aus Kummer über den Fall Gottorps starb, im Dome von dänischen Soldaten beigesetzt. Tönning öffnete dem König, der als alleiniger Landesherr bis zum Friedensschluß regierte, die Tore. Karl Friedrich übernahm 1716 die Regierung, ohne einen Fußbreit seines Landes zu besitzen. Karls XII. Tod (1718) raubte der Hoffnung auf Wiederherstellung des Herzogs die letzte Stütze, zumal Schweden 1720 versprochen hatte, „die Ansprüche des Herzogs nicht zu fördern,“ und Frankreich und England dem dänischen Könige den fortwährenden ruhigen Besitz des

herzoglichen Teiles von Schleswig garantierten.“ Erst als sich Kaiser Karl VI. ins Mittel legte und den König Friedrich IV., der deutscher Reichsfürst war, zwang, erhielt Karl Friedrich den Anteil an Holstein zurück, und Kiel wurde herzogliche Residenz (1721); Gottorp und Schleswig blieben aber für ihn verloren. Am 22. August 1721 erklärte der König, daß er den Gottorpschen Anteil an Schleswig mit dem königlichen vereinige; im September huldigten ihm Prälaten und Ritterschaft auf Gottorp.

Karl Friedrich war desungeachtet immer noch auf Wiedererlangung seines Stammschlosses bedacht. Sein Schwiegervater Peter der Große von Rußland wollte helfen; starb aber, als er für den Herzog rüstete. Letzterer hat nie auf Gottorp verzichtet, auch nicht, als man ihm die Krone Schwedens anbot, die er ausschlug. Sein Sohn Peter Ulrich wurde zum Thronfolger in Rußland ausersehen und gelangte als Freund Friedrichs des Großen 1762 zur Regierung. Seine Gemahlin Katharina II. führte nach seinem Tode für ihren Sohn Paul (* 1754) als Herzog von Holstein-Gottorp die Verhandlungen in den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten. Als seine Vormünderin verzichtete sie auf den herzoglichen Anteil in Schleswig und willigte in den Austausch des holsteinischen Teiles gegen Oldenburg und Delmenhorst. Großfürst Paul wurde 1773 volljährig. Der Kopenhagener Vertrag wurde vollzogen und das Land am 16. November 1773 dem Könige Christian VII. übergeben.

Gottorp, welches bisher den künstlerischen und geistigen Mittelpunkt des Landes gebildet hatte, sank unter den dänischen Königen, die es von 1721 bis 1864 inne hatten, zum Range eines Provinzialschlosses herab. Das anfängliche Interesse des königlichen Hauses erkaltete mehr und mehr. Statthalter residierten hier, die zum Teil lebhafte Fürsorge für des Volkes Wohl hatten. Aber es war ihre Heimat nicht, für die sie strebten. Sie konnten nicht wie die angestammten Herzöge empfinden und die frühere Bedeutung des Schlosses nicht mehr herstellen, wenn sie auch wie Landgraf Karl von Hessen-Kassel (1767 bis 1836) in langer segensreicher Amtsführung bestrebt waren, die herzogliche Zeit im alten Glanze aufleben zu lassen. Im allgemeinen ist nur von einem Verfall der mannigfachen Anlagen und einer allmählichen Entführung der Schätze nach Kopenhagen zu berichten.

Der große Globus kam nach Petersburg, wo er 1747 teilweise zerstört, aber 1754 wieder aufgestellt wurde. Vor kurzem ist er nach Schloß Zarskoje-Selo gebracht worden. Die übrigen Schätze gingen fast ohne Ausnahme nach Kopenhagen: 1737 das ganze Archiv, 1749 die Bibliothek, 1752 die Kunstkammer, um den Grundstock des ethnographischen Museums zu bilden. Zeughaus und Rüstkammer folgten. Allein die Silberkammer blieb bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts, weil man sie dann erst entdeckte. Nun räumte man auch die herzoglichen Prunkgemächer aus: Mit dem Inhalt der Silberkammer wurden Mobilien und Kunstschätze (1544!) zur Restauration nach Kopenhagen gesandt, wo sie dann blieben. Die Sphaera Copernicana ist im Frederiksborger Schloß zu sehen.

Die kostbaren Gemälde, 9 große Bilder von Ovens, die nach dem Kriege von 1848 nach Kopenhagen gebracht wurden, fand man 1884 nach dem Brande des Christiansborger Schlosses auf einem Boden zusammengerollt, glücklicherweise vom Feuer nicht beschädigt. Der Rest der Gottorper Gemälde wurde am 1. November 1853 öffentlich versteigert: 19 überlebensgroße Gestalten schleswig-holsteinischer Sage und Geschichte schmücken das Treppenhaus des großherzoglichen Schlosses in Schwerin. Die Anlagen verwilderten derweil, die Gartenhäuser zerfielen, das Globushaus wurde 1770 abgebrochen, die Büsten der Herzöge wurden eingeschmolzen, die Gewächshäuser durch ein Gewitter mit Hagelschlag zerstört; einige Gesimse usw. gelangten auf den Militärfriedhof.

Die 1848/50 bei Gottorp aufgeführten Verschanzungen wurden als nutzlos entfernt. Während des Krieges teilweise Lazarett, wurde Gottorp 1850 zur Kaserne eingerichtet, nachdem es vorher von 1834—1848 Sitz der schleswig-holsteinischen, dann gleichzeitig der schleswigschen Landesregierung war. Seit 1867 bis zur Erbauung des jetzigen Regierungsgebäudes 1879 war es für die preußische Regierung und ihre Hauptkasse eingerichtet. Jetzt wird es als Kaserne benutzt. Das Husaren-Regiment Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (Schleswig-Holsteinisches Nr. 16) und das 1. Bataillon des Infanterie-Regiments von Manstein (Schleswigsches Nr. 84) sind hier stationiert. Vor dem Eingange zum Offizier-Kasino des Husaren-Regiments steht seit dem 9. November 1902 das Denkmal des tapferen Führers dieses Regiments im deutsch-französischen Kriege, des Generals Karl von Schmidt.

Was die Literatur des Schlosses Gottorp betrifft, so sind von älteren Werken besonders zu nennen: Lauritz Thurah: Dänischer Vitruv, der im 2. Bande, S. 241—253 eine Beschreibung mit 10 Kupfertafeln giebt, und Nikol. Helduaders Chronik der Stadt Schleswig, die Jürgensen bis 1822 fortführte. Schleswig 1822. Johannes v. Schröder gibt in seiner „Geschichte und Beschreibung der Stadt Schleswig" (1837) und in der Topographie des Herzogtums Schleswig (1854) einschlägige Kapitel. Eingehende Behandlung erfuhr der Gegenstand bei Sach in Schulprogrammen 1865/66, dann in seiner Geschichte der Stadt Schleswig 1875. Im gleichen Jahre erschien: C. C. Lorenzen, Historisk-topografiske Meddelelser om Gottorp Slot. (Aalborg.) Aus allen diesen Quellen schöpfend und mit reichen eigenen Erfahrungen ausgerüstet, erschien dann 1887 von dem Architekten Rob. Schmidt: „Schloß Gottorp, ein nordischer Fürstensitz. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schleswig-Holsteins. Mit vielen Lithographien und Lichtdrucken. (Leipzig)," ein Werk, welches neben dem Geschichtlichen auch die Baubeschreibung bringt. Auf Schmidt stützt sich Professor Haupt in: „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein, Bd. 2, S. 332—358." In den Schriften des „Vereins für Schleswig-Holst. Kirchengeschichte" hat erst kürzlich Johannes Biernatzki „Die Meister des Gottorper Fürstenstuhls" nachgewiesen. (Kiel 1901.) In C. N. Schnittgers „Erinnerungen eines alten Schleswigers," herausgegeben von H. A. Chr. Philippsen (Schleswig, Ibbeken 1904) gibt der Abschnitt „Aus vergangenen Tagen" interessante Einblicke in die Geschichte Gottorps. Alle Schriften legen Zeugnis ab von dem Glanze dieses mächtigen Schlosses.

Ob sich auch seit jenen Tagen, als Gottorp innen und außen eine Kunstkammer war, manches änderte, immer noch erscheint der imposante Schloßbau mit seinem am 1. Mai 1898 wiederhergestellten Turm, dessen Kaiser-, Luther- und Gustav-Adolf-Glocken seitdem hinausklingen über Stadt und Land, in malerischer Landschaft freundlich belegen. Überall in seiner Umgebung werden Erinnerungen wachgerufen an die große Vergangenheit und an die großen Ereignisse, die das Schloß Gottorp endlich nach dem „Los von Dänemark" mit unserer meerumrauschten Heimat einfügten in Preußen und das Deutsche Reich.

Die Nordsee-Küstenlinie in Schleswig-Holstein.

Von **Ottsen** in Tondern.

II.

Nun gehe ich zum 2. Teil meiner Abhandlung über, die sich mit dem Abbruch des Landes befassen soll, um zunächst die Frage, wo die ursprüngliche Küstenlinie der Nordsee entstanden ist, zu beantworten und dann endgültig nochmals auf das Wie der Entstehung zu kommen. Jedem muß

einleuchtend sein, daß die verschiedenen Gesteine, die ich vorhin erwähnt habe, in verschiedenem Maße widerstandsfähig sind: Der Fels Helgolands muß sich anders verhalten als der Blocklehm des roten Kliffs, dieser wieder anders als das Tertiärgebirge Morsums und die Dünen Amrums usw. Es kommt gleichzeitig die Lagerung der Gesteine in Betracht, die unter Umständen eine schnellere Verwitterung an einer bestimmten Stelle in die Wege leitet. Ich denke an die Schichten Helgolands. Sie senken sich nach dem Südosten. Es fließt infolgedessen das Regenwasser in dieser Richtung ab. Dadurch kommt es, daß die Südostseite dieser Insel schneller der Zertrümmerung entgegengeht als die Südwest- und die Nordseite, die doch beide in ganz anderer Weise dem Andrange der Brandung ausgesetzt sind. Außer der Art und der Schichtung des Gesteins kommt noch der 3. Faktor in Betracht, den ich eben erwähnte, nämlich der Wogenanprall des Meeres. Diese Faktoren sind es, die für die Zerstöruug der Küste in Betracht kommen. In welchem Maße dieselbe vor sich geht, wird am deutlichsten durch Zahlen nachgewiesen, soweit das möglich ist. Nicht wenige Beobachtungen sind in dieser Beziehung gemacht. Ich werde zwei nennen, nämlich 1. diejenigen, die von Dr. Beyer[1]) auf Sylt gemacht sind, und 2. diejenigen, die von Dr. Lindemann auf Helgoland in seinem Buch über Helgoland[2]) niedergelegt sind. Von 1878—1896, also in 18 Jahren war der höchste Betrag des Landverlustes auf der Westküste Sylts 85 m. An einigen wenigen anderen Stellen der Westküste wurde aber während dieses Zeitraumes sogar etwas angeschwemmt. Letzteres ist allgemein im Norden auf der Halbinsel Ellenbogen und im Süden auf Hörnum im Wind- resp. Stromschutz der Fall. Einem von dem genannten Verfasser entworfenen Querprofil entnehme ich, daß in sechs Jahren, nämlich 1891—97, die Küstenlinie 40 m landeinwärts gerückt wurde. Die fortgerissene Schicht hat an der Stelle eine Dicke von etwa 4 m: Das ergibt für jedes laufende km jährlich 27000 cbm. Da Sylt ungefähr 36 km lang ist, so erhält man, wenn man den durchschnittlichen Landverlust nur als halb so hoch annimmt als Resultat 36 × 13500 cbm = 486000 cbm.

Die gewaltigen Wogen, die gegen die Küste Sylts heranrollen und deren Anblick besonders großartig vom roten Kliff aus ist, reißen immer neue Teile los. Doch würden solche losgerissene Teile, wenn an der Küste kein Strom wäre, ungefähr an derselben Stelle wieder abgelagert werden, wo sie losgerissen worden sind. Verderblich wird der Landabbruch erst durch den kräftigen Küstenstrom (Trift), der die losgetrennten Teile entführt. Der Küstenstrom wird durch die an der Küste häufigen Südwestwinde erzeugt. Seine Geschwindigkeit ist eine sehr verschiedene und von manchen Zufällen abhängig. Beyer führt folgende Beobachtung an, um die Geschwindigkeit des Küstenstroms zu illustrieren: „So hatte bei mittelstarkem Winde und entsprechender Brandung eine leere entkorkte Flasche in 10 Minuten etwa 200 m zurückgelegt, und eine große angeschwemmte Planke sah ich bei Süd-Südwestwind und starker Brandung in $^1/_2$ Stunde etwa 350 m nach Norden treiben.[3]) Die verderbliche Wirkung des Küstenstromes sucht man heutigentags durch zahlreiche Buhnenbauten zu beseitigen. Solche Buhnen bestehen aus gewaltigen Steinschüttungen — es werden nur große Steine verwandt —, die zwischen zwei Reihen von kräftigen, tief in den Meeresgrund eingerammten Pfählen eingelagert sind. Sie stehen rechtwinklig zur Küstenlinie und scheinen ganz geeignet, die erwünschte Wirkung zu erzielen: die Macht des Küstenstromes zu brechen.

---

[1]) Beyer, Untersuchungen über Umlagerungen an der Nordseeküste. Halle 1901.
[2]) Lindemann, Die Nordseeinsel Helgoland. Berlin 1889.
[3]) a. a. O. S. 17.

Über den Landverlust auf Helgoland äußert sich Lindemann. Er kommt zu dem Resultat, daß die untere Felskante in 43 Jahren im ganzen 1½—2 m abgenommen habe. Solche Zahlen fordern natürlich das Rechnen heraus. So kann man für Helgoland leicht die Zeit des Bestehens der Insel berechnen, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse dieselben bleiben.

Der dänische Geologe Rördam gibt eine Reihe von Zahlen für den Abbruch an der westlichen Küste Dänemarks. 1869 wurden vom Aggerbjerg 6 m der Küste im Laufe von 3—4 Stunden fortgespült. Er schreibt sogar: „Man hat annehmen wollen, daß während der letzten 2000 Jahre 80 □Meilen von der dänischen Westküste fortgespült sind." Und gleich fügt er hinzu: „Aber nirgends ist so viel verloren wie an der schleswigschen Westküste."

Die genannten Angaben führen uns in mehr oder weniger genauen Zahlen die vorhandenen Verhältnisse vor Augen. Aber es gibt außerdem Tatsachen genug, die in anderer Weise uns über die Größe der Verluste Aufschluß geben. Am nächsten liegt es wohl, auf die Geschichte und geschichtliche Überlieferungen zu kommen. Hier wimmelt es nun förmlich von grausigen Nachrichten. Nur ein paar möchte ich hervorheben. Weigelt [1]) erzählt: „Noch am 8. September 1362 ging die Sonne über Dörfern und Kirchspielen unter, die nördlich von Föhr und Amrum und südlich von Sylt gegen die schmale, zwischen jenen Inseln hindurchgehende Seestraße sich erstreckten, so daß die Bewohner der einen und anderen Harde Nachbarn waren. Aber am Morgen des folgenden Tages war jene Straße bis auf eine Meile erweitert, und die an ihr landeinwärts gelegenen Dörfer und Kirchen waren in einer einzigen Nacht verschwunden." — Um 1231 ließ König Waldemar II. ein Erdbuch verfassen, in welchem auch diese Gegend unter dem Namen Uthlande, d. h. Außenlande, ihren Kirchspielen nach aufgenommen und zur Steuer angesetzt wurde. Das Verzeichnis stimmt mit verschiedenen geistlichen Nachrichten des Bistums Schleswig, namentlich einem Kirchenverzeichnis des ganzen Norfrieslands von 1240, so gut wie vollständig überein. Die 5 Harden des alten Nordstrands, etwa 8 Quadratmeilen mit 59 Kirchspielen, sind bis auf die kleinen Inseln Nordstrand und Pellworm verschwunden, von 8 Quadratmeilen sind die Bruchteile einer Quadratmeile übrig." Die Zahl solcher Belege ließe sich fast ins Unendliche vermehren. Noch einer aber möge Erwähnung finden, weil er zu dem nachfolgenden Punkt überleitet. [2]) An der Westküste von Sylt lag die Stadt Wenningstedt, die im Besitz von 200 Schiffen war. Kurz vor 1300 verlor die Stadt die Schiffe während einer Sturmflut, und sie selbst ging in diesem Jahr unter. Das uns bekannte Dorf Wenningstedt ist der Rest der nach dem Osten verlegten Niederlassung. An dieser Stelle steigt man vielfach zum Strande nieder. Es öffnet sich hierselbst eine Schlucht zum Meere, die an ein einstiges Flußtal erinnert; auf ganz Sylt befindet sich aber gar kein fließendes Wasser, und somit gehört diese Talbildung, wenn sie wirklich fließendes Wasser geführt hat, einer ganz anderen Zeit an. Manches aber macht diese Annahme wahrscheinlich, so zunächst die Nachricht über die verschwundene Stadt. An der Westküste von Sylt ist heutigentags ein Hafen unmöglich. Vormals müssen die Verhältnisse ganz anders gewesen sein. Daß das der Fall gewesen ist, lehren andere Beobachtungen der natürlichen Verhältnisse auf Sylt.

Hier ist besonders die Düne auf dem roten Kliff zu nennen. Nach Meyn bilden sich Dünen der Art, wie sie an unserer Westküste vorkommen, nur an

---

[1]) Weigelt, Die nordfriesischen Inseln früher und jetzt. Hamburg 1873
[2]) Meyn, a. a. O

der Meeresküste. Sie entstehen an der Grenzlinie der Brandung in bekannter Weise. Die Böschung ist durchweg eine ganz genau abgemessene; denn sie ist bedingt auf der Windseite durch die Kraft des Windes, auf der Leeseite durch die Schwere des Sandkorns. Die Neigung gegen das Meer beträgt im Mittel etwa 5°, an der Leeseite etwa 30—40°. Oben auf dem roten Kliff, das ungefähr 34 m hoch ist, lagert eine Düne von annähernd derselben Höhe. Wie ist sie hinaufgekommen? Die steile Küstenwand macht es unmöglich, daß der Sand direkt vom Strand hätte hinaufgetragen werden können. So kommt Meyn zu dem Resultat: Da die Düne eine Wanderdüne ist, so ist sie auf ihrer jetzigen Lagerstatt nicht entstanden, sondern westlich davon am Strande. Jene Gegend aber ist längst ein Raub der Wellen geworden. Es muß sich das Land gegen Westen gesenkt haben, und indem die Düne, während das Meer gegen Osten vordrang, vor dem Winde flog, da hat sie auf der schiefen Ebene, die den Abhang des Landes gegen das Meer von der jetzigen Höhe aus bezeichnete, endlich ihren Lagerplatz erhalten. Das Meer aber hat das Land hinter ihr fortgerissen und brandet jetzt in seltener Kraft und Schönheit an den steilen Hängen des roten Kliffs. Das einfache Vorhandensein der Düne in dieser Höhe deutet also auf einen bedeutenden Landverlust.

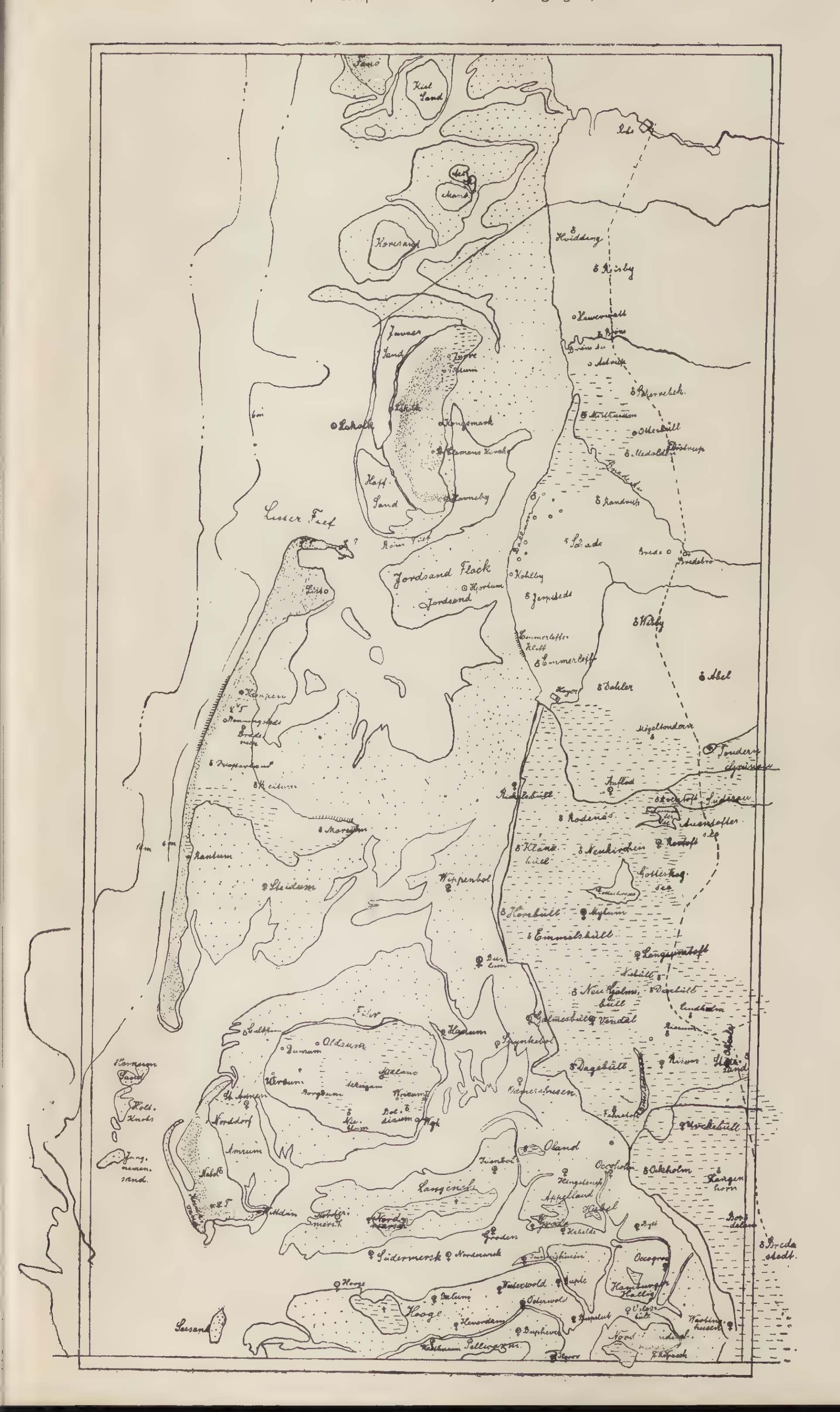
Aber noch in anderer Beziehung hat die Düne selbst Bedeutung. Ihr Sand ist nämlich nicht gewöhnlicher Strandsand, sondern er zeichnet sich schon äußerlich durch ein mehr blendendes Weiß aus. Er gehört zerstörten Bildungen an, die der Braunkohlenzeit entstammen, nämlich jenen Bildungen, die auch das Morsum-Kliff ausmachen und das Liegende des roten Kliffs bilden. Es gilt aber, was ich von der Düne auf dem roten Kliff sagte, überhaupt von der Düne auf Sylt und den benachbarten Inseln. Sie deuten also 2. die Art des zerstörten Bodens an, nämlich ausgedehnte tertiäre Bildungen. Doch weiter!

An der Küste von Sylt werden Massen von sogenanntem Tuul ausgeworfen; es ist der sogenannte Seetorf, der den Bewohnern besonders früher als Feuerung diente. Meyn hat auch diesen sorgfältig untersucht und kommt dadurch zu dem Resultat, daß wir in demselben eine echte Moorbildung vor uns haben und zwar eine Hochmoorbildung. Für die letztere entscheidet er sich durch das deutliche Vorkommen von Wollgras (Eriophorum) in dem Tuul. Dieses Halbgras wächst nur auf hochgelegenen Mooren, sogenanntem Hochmoor, und niemals in der Niederung.

Vor Sylt hat sich also Land befunden: Geschichte, Sage und Geologie bestätigen die Behauptung. Das Land hat sich allmählich nach Westen gesenkt. Es ist teilweise Tertiärboden gewesen, wie er in dem Morsum-Kliff noch vorhanden ist. Außerdem fand sich hier Alluvium — die Tuulbildung deutet das an — und Diluvium — der steile Abhang des roten Kliffs, der aus Lehm besteht, erlaubt den Schluß.

Gehen wir einen Schritt weiter in der Betrachtung und zwar nach Amrum. Sichelförmig lagert sich im Westen vor die Insel der Kniepsand. Auf diesem ruht eine Dünenreihe. Auch hier wandert die Düne. Daraus darf man also ohne weiteres schließen, daß Land im Westen vorhanden gewesen ist. Eine einfache Beobachtung veranschaulicht diese Tatsache. Im Innern des schlickhaltigen Kniephafens stach man Aale. Bei dieser Arbeit blieb ein Aalstecher im Grunde stecken. Nach Jahren kam er an der anderen Seite der Düne zum Vorschein.

Übersichtskarte von der Westküste Schleswigs. (Grenze bis Pellworm.)
Watten ♁ Kirchdorf ♀ Untergegangene Kirchen V L. T. = Leuchtturm
◯ Dorf ⊙ „ Dörfer Marsch
Flugsand und Dünen.


Kiel Sand
Koresand
Juvre
Sand
Lakolk
Kongsmark
Haff
Sand
Lister Tief
Jordsand Flack
Jordsand
Hoyer
Abel
Kampen
Keitum
Morsum
Rantum
Föhr
Oldsum
Norddorf
Amrum
Dagebüll
Oland
Ockholm
Hooge
Seesand

Die Sandbrücke, die jetzt zum Hochsande hinüberführt, durchschnitt einstmals ein Flüßchen, das in den Kniephafen mündete. Es soll Schiffen bis fast 2 m Tiefgang den Zugang hier ermöglicht haben. Das Land zu beiden Seiten des Flusses bestand aus grüner Marscherde. Auf solche Erde deutet auch der in jener Gegend noch vorhandene Name „alter Deich.“ Das Land, das die Düne dem Meer freigibt, ist auch schon als Marschboden an verschiedenen Stellen erkannt worden: es läßt sogar noch die Spuren von Pferden, Rindern usw. erkennen. Ja, noch vor 100 Jahren fanden sich hier 12 Demat, also ungefähr 6 ha Marschland, als solches für kommunale Steuerzwecke eingeschätzt. Der Sand des Strandes soll aus Diluvialsand bestehen, während die Düne selbst, wie die auf Sylt, Tertiärsand aufweist. So hat auch schon die Zerstörung von diluvialem Boden angefangen, und wir dürfen hier also auf ein untergegangenes Land, bestehend aus Marschland, Diluvium und Tertiär, schließen.

Die Dünen Amrums erregen besonderes Interesse auch dadurch, daß innerhalb ihres Gebiets in den Jahren 1844/45 das Dünental Skalnas aufgedeckt wurde. Es weist eine ganze Reihe von Steinsetzungen auf. Wenn wir bedenken, was für Mühe und Arbeit der Bau dieser Gräber erfordert, und wenn wir die Resultate der Wissenschaft auf diesem Gebiete der Forschung uns zu Nutze machen, so lassen sich auch auf diese Weise wichtige Schlüsse ziehen. Die jetzige Bevölkerung ist durchweg ärmlich: sie lebt von einer geringe Erträge liefernden Ackerwirtschaft, vom Fischfang, Robbenschlag, besonders aber auch noch von Seefahrt. Während der letzten 1½ Jahrzehnte kommen außerdem die aus den Bädern fließenden Einnahmen hinzu. Die Bevölkerung, die die Steindenkmäler des Skalnas uns hinterlassen, muß eine zahlreiche und wohlhabende gewesen sein, sonst wären solche Bauten nicht denkbar. Was ist die Ursache jener Veränderung? Wahrscheinlich die Versandung der ertragreichen Marsch der Insel. Nebenbei sei erwähnt, daß verschiedene Gelehrte zu dem Resultat gekommen sind, daß die Ambronen, jener Volksstamm, der den Cimbern und Teutonen sich zugesellte,[1]) auf Amrum seine Heimat gehabt und seinen Namen eben nach der Insel hat oder auch umgekehrt die Insel nach dem Volk. Ergebnis: Ein weit ausgedehntes Marschland hat sich wahrscheinlich westlich von Amrum erstreckt. Unterbrochen ist es gewesen von Diluvialbildungen (Diluvialsand des Strandes) sowie von Tertiärgebilden, wie wir das aus dem Tertiärsand der Dünen schließen dürfen.

Weiter wandern wir im Geiste nach Föhr. Die Insel besteht aus Marsch und Geest. Die Marsch nimmt den Nordosten ein, die Geest den Südwesten. Die Marsch ist durch einen mächtigen Steinwall gegen das Meer geschützt. Weiter hinaus im Meer aber ist das Watt im Westen mit Blöcken übersäet: ein Beweis von zerstörtem Diluvium; denn nur in solchem kommen diese erratischen Blöcke vor. Ein mächtiger Stein, Balkstein genannt, bezeichnet die Stätte, in deren Nähe einst das Dorf Bilkum lag. Jener Stein deutet also seiner Herkunft wegen darauf hin, daß dieses Dorf auf diluvialem Boden lag. Der Nordrand der Insel aber ist mit Geröll bedeckt, wie es an der Ostküste am Strande zu finden ist. Deswegen schließt man hier auf ähnliche zerstörte Bildungen. So ergibt sich als Resultat, daß auch um Föhr diluvialer Boden zerstört worden ist.

Südlich von den genannten Inseln liegen zahlreiche Marschinseln, wenige größere, viele kleine. Niemals entsteht Marsch mitten im Meer. So bietet das

---

[1]) Vergl. Pallmann, Wanderung der Cimbern und Teutonen. — Der bedeutendste Vertreter dieser Ansicht ist Herm. Möller.

Dasein der großen Marschinseln, Nordstrand und Pellworm, nnd der Halligen an und für sich schon einen Beweis von anderen Zuständen in der Vergangenheit. Und die Geschichte bestätigt es, daß hier besonders große Landverluste zu verzeichnen sind. Die großen Inseln selbst sind Reste eines einstmals viel größeren Marschlandes, die kleinen desgl. Nur die Hallig Nordstrandisch Moor macht eine Ausnahme. Der Name ist schon bezeichnend. Wir haben es tatsächlich mit einem Moor zu tun. Über der Moorerde findet sich eine Marschdecke von $^1/_3$ m Dicke. Unter der Marsch liegt Moor $1^1/_2$—2 m tief. Das Moor ist eine Süßwasserbildung. Es kann darum dieses Moor ebensowenig wie das Moor westlich von Sylt im Meer entstanden sein. So vervollständigt grade Nordstrandisch Moor das Bild, das wir uns von dem einstigen Aussehen jener Landschaft machen können, durch ein wesentliches Moment: Außer dem Marschland hat sich ein wahrscheinlich weitgedehntes Moor hier befunden, in welchem die Torfbildung im umfangreichen Maße vor sich ging. —

An dieser Stelle, wo die Betrachtung im Gebiet der gewaltigsten und umfangreichsten Zerstörungen angelangt ist, sollen auch noch einige Worte darüber gesagt werden, wie man es erklärt, daß die Sturmfluten während der letzten 9—10 Jahrhunderte scheinbar am meisten zerstörend in den hier gelegenen ausgedehnten Marschen gewirkt haben. Die geschichtlichen Berichte lassen es nämlich so erscheinen, daß seit dem Jahre 1000 eine verheerende Sturmflut nach der anderen sich über das Land ergossen hat. Bis ums Jahr 1000 widmeten sich die Bewohner wohl ausschließlich der Viehzucht. Mit der nun steigenden Kultur wandte man sich dem Ackerbau zu und suchte gleichzeitig durch Deiche, die aber zu niedrig aufgeführt wurden, den Verheerungen des Meeres Einhalt zu tun. Diese zwei Umstände, der intensivere Betrieb des Ackerbaues und die zu niedrigen Deichbauten, scheinen verderbenbringend gewesen zu sein. Über den dichtbewachsenen Rasen geht auch das vom Sturm erregte Meer hinweg, ohne demselben sonderlich etwas anhaben zu können. Das sieht man noch immer an den Halligen wie an dem nicht eingedeichten Vorland. Anders ist es aber, wenn die Rasendecke verletzt ist. An solchen Stellen kann der Boden tief aufgewühlt werden. Eben deswegen sucht man auf den Halligen wie auf den Seedeichen mit großer Sorgfalt Verletzungen der Rasendecke zu verhüten, ev. zu bessern. Die in den Marschen vom Pfluge aufgebrochene Ackerkrume mußte nach dem Gesagten in weitgehendem Maße dem verderblichen Spiel der Wellen die Zerstörungsarbeit erleichtern. Dazu kamen dann die zu niedrigen Deiche, wodurch das Wasser vor dem Deich nur gestaut wurde, um nachher mit um so größerer Wucht zerstörend und bis in die Tiefe wühlend in die Köge abzustürzen. Dabei erweiterte sich der Deichbruch fortwährend und ließ große Wassermengen hinein. Die Stelle des abstürzenden Wassers an den Deichbrüchen ist noch lange Jahre nachher als Wehle oder Kolk zu erkennen.

Südlich von den genannten Inseln liegt die Halbinsel Eiderstedt. Sie war geschichtlichen Berichten zufolge Jahrhunderte hindurch eine Inselgruppe, im Westen durch eine Dünenreihe geschützt. Die Düne von St. Peter findet ihre Fortsetzung im Engelsand, Seesand und im Kniepsand auf Amrum. Von der Amrumer Düne ist oben die Rede gewesen. Von der bei St. Peter vorhandenen Düne gilt im großen und ganzen dasselbe wie von jener. Ihre Bestandteile, die Beschaffenheit des ganzen Landstriches gestatten ähnliche Schlüsse wie dort.

Und nun wenden wir uns noch dem Norden zu. Die Insel Röm ist von durchaus anderer Beschaffenheit. Sie besteht aus Sand, dem nur im Osten, im Schutze des Inselkörpers etwas Marsch vorgelagert ist. Die Zusammensetzung des Inselbodens ist durchaus ähnlich der des benachbarten Festlandes. Dasselbe

gilt von der dänischen Insel Fanö, über die, ebenso wie bei Röm, eine Dünenkette zieht, an die sich im Norden die Halbinsel Skallingen anschließt: 2 Meilen lang, 1/2 Meile breit, ohne jegliche Vegetation, nach Meyn die größte Wüste in Europa.

In den Watten des nordfriesischen Haffs finden sich schließlich auch noch ganze Wälder, wie es scheint, von Sturmfluten zerstört; es ist das durchaus keine Eigenart dieser Watten, sondern vielmehr eine Erscheinung, die an der ganzen Nordseeküste häufig sein soll. Mit Recht weist man aber darauf hin, daß unter den heutigen Wind- und Wetterverhältnissen dieser Gegenden, auch auf höher gelegenen Inseln, Wälder wie die im Wattenmeer liegenden nicht hervorgebracht werden können. Also weist auch dieser Umstand auf eine andere Beschaffenheit der Küste nach Westen zu hin.

Seit einigen Jahrtausenden scheint aber keine bedeutende Änderung der Wind- und Stromrichtungen an unserer Küste nachzuweisen zu sein. Zu diesem Resultat kommt Meyn durch folgende Beobachtung:[1] „Nur ein einziges Gestein habe ich auf dieser Insel (Romö — Röm), etwa in halber Höhe der Düne, getroffen, das, wenn auch immer nur vereinzelt, in kopfgroßen gerundeten Blöcken in derselben eigentümlichen Lage auf allen nordfriesischen Düneninseln gefunden wird. Es ist eine ganz leichte vulkanische Schlacke, deren einzelne Blasen die Größe von Erbsen, Bohnen, selbst Haselnüssen erreichen und durch gegenseitiges Drängen im flüssigen Zustande zellenartig kantig geworden sind. Der Stein ist dadurch so leicht, daß er, im Meere schwimmend, kaum mit dem halben Körper eintaucht, vom Winde erfaßt werden kann und segelt. Gleichfalls kann er, sobald er gestrandet ist, vor dem Sturm die schiefe Ebene der Düne hinaufrollen, und sein Erscheinen auf der halben Höhe dieser hat also, was den Mechanismus der Bewegung anbetrifft, nichts Befremdliches. Fraglich ist nur die Herkunft des Gesteins. Seine Masse ist nicht glasig wie die der gewöhnlichen vulkanischen Schlacken, hat auch mit Bimsstein gar keine Ähnlichkeit, sondern ist trotz der außerordentlich dünnen Wände kryptokrystallinisch. Beim Zerschlagen entwickelt sie einen sehr intensiven Geruch nach Schwefelwasserstoff, der meines Wissens von anderen Schlackengesteinen nicht bekannt ist. Man hat das Gestein daher teilweise auch als Schlacke der Dampfschiffsheizung oder als Nebenprodukt irgend einer Industrie aufgefaßt, allein die oft mit ihm antreibende Dampfschiffsschlacke sieht völlig anders aus, und eine Industrie, bei der diese eigentümliche Schlacke fiele, hat noch niemand bezeichnen können. Sie trägt aber auch in ihrem ganzen Habitus das Gepräge eines Gebirgsgesteines und das Ansehen, als ob sie von sehr großen Massen losgebrochen wäre.

Den entschiedensten Gegenbeweis gegen jede andere Annahme liefert aber der Umstand, daß dasselbe Gestein vor wenigen Jahren in einem Hünengrabe an der dünenreichen Nordseeküste bei Cuxhaven als Mitgabe des darin beigesetzten Kriegers ausgegraben worden ist.

Ich habe den Block, der jetzt im Museum germanischer Altertümer in Hamburg liegt, identifiziert und auch den unveränderten starken Geruch nach Schwefelwasserstoff darin gefunden. Dieser Fall beweist zugleich, daß hier ein Naturprodukt vorliegt, welches durch seine eigentümlichen Charaktere und seinen sonderbaren Fundort schon die Aufmerksamkeit roher Naturmenschen anziehen konnte, und daß seit der germanischen Steinzeit Meeresströmung und Windrichtung an diesen Küsten unverändert geblieben sind. Die Schiffer auf den

[1] a. a. O. S. 90—91. — Vergl. außerdem Barfod, Die poröse Schwimmschlacke unserer schleswig-holsteinischen Nordseeküste. „Heimat" 1902, Heft 9.

Nordseeinseln glauben ein Gestein der Azoren darin zu erkennen, doch pflegen sie in diesen Dingen meist sehr rasch und leichtfertig zu urteilen.[1])

Nun erübrigt es noch, das Resultat aus den vorstehenden Betrachtungen zu ziehen. Der erste Teil meiner Ausführung zeigt, wie die Nordsee und das schleswig-holsteinische Land gleiche Böschungen haben. Als nach der ersten Inlandeisbedeckung, die auch über den Boden der Nordsee hinwegging und diesen Boden ähnlich ausgestaltete wie das schleswig-holsteinische Land — ich erinnere besonders an das Relief der 5 Bänke bei England —, das Eis sich zurückzog, strömte das Meerwasser in das entleerte Becken, das nach Haas zunächst als Festland dalag, und füllte es zum größten Teile aus. Wo lag damals die Küstenlinie in unserm Lande? Nach dem, was ich im 2. Teile ausgeführt habe, muß sie weiter nach Westen gelegen haben; wieviele Meilen, das kann man nur schätzen, vielleicht 3 oder 4. Aber warum war da die Grenze? Es bestätigen die letzten Ausführungen nicht das zu Anfang gezogene vorläufige Resultat; denn nicht flutete das Meer bis hierher, weil die allmähliche Steigung des Bodens ihm nicht erlaubte, weiter zu dringen, sondern vielmehr scheint hier eine Hügelkette sich entlang gezogen zu haben, deren Bestandteile wohl zum größten Teil ähnlich gewesen sind wie die heutigen des Morsumer Kliffs, des Liegenden im roten Kliff usw.; denn es haben sich erst aus zerstörtem Tertiärmaterial die heutigen Dünen gebildet. Wie sah es nun hinter dieser Barre aus, die wir uns als Grenze denken? Sehr verschieden. Vor Sylt befand sich wahrscheinlich eine ausgedehnte diluviale Landschaft (Lehmbildung des roten Kliffs), zum Teil wohl auch, wie das Morsumer Kliff es andeutet, Tertiärgestein. Auch Hochmoor fand sich, wie der ausgeworfene Tuul es ausweist. Vor Amrum war Marsch nnd außerdem ähnlicher Boden wie bei Sylt. Vor den Marschinseln im Süden befand sich besonders Marsch. Aber dazwischen lagen noch andere Teile. Außer dem vom Meere auch hier ausgeworfenen Tuul deutet besonders die Hallig „Nordstrandischmoor" auf große Moorbildungen.

Für Wälder, wie die im Wattenmeer aufgefundenen, glaubt man einen ziemlich bedeutenden Windschutz voraussetzen zu müssen, und so weisen auch diese auf ganz andere Verhältnisse hin. Ich komme zu dem Resultat: Westlich von der heutigen Nordseeküstenlinie in Schleswig-Holstein erstreckte sich eine große Landschaft, bestehend aus tertiärem, wahrscheinlich mehr felsigem Boden, aus diluvialen Lehmen und Sanden und aus weitgedehnten Marschländern. In diesen Landschaften lagen weite Moore und ausgedehnte Wälder verstreut. Die Landschaft war mit einem Wort durchaus ähnlich derjenigen auf dem jetzigen dahinter liegenden Festland. Im Westen lag eine Vormauer, von der man annehmen muß, daß sie aus Tertiärgestein bestand. Wir denken uns dieselbe als Hügelkette, die den Nordseewellen Halt gebot, als die Nordsee in ihr heutiges Gebiet eindrang. „Steter Tropfen höhlt den Stein;" die fortwährende Brandung an dem westlichen Gestade Schleswig-Holsteins, die besonders stark werden mußte, als die Landenge zwischen Frankreich und England brach, zehrte auch an dieser Vormauer, bis sie zerbröckelte und zerfiel. Das Vorhandensein von rotem Sand im Meer, 4 Meilen westlich von Sylt, so charakteristisch für den Meeresboden in dortiger Gegend, daß die Schiffer in der Nacht und bei nebeligem Wetter durch Bodenproben, die mit dem Lot

[1]) Ich habe diese Ausführungen Meyns vollständig zitiert, um vielleicht hier oder dort Interesse für das eigentümliche Gestein wachzurufen ev. zu beleben. Selbst bin ich bereit, gegen Erstattung der Kosten für Beschaffung und Versand dasselbe überallhin zu versenden, soweit es mir gelingt, dieses Gestein in der nötigen Menge zu erlangen.

heraufgeholt werden, sich orientieren können, deutet auf eine Verschiebung der Küstenlinie um ungefähr 4 Meilen nach Osten. Jene Barre gab vielleicht auch den nötigen Schutz für die vorhandene Waldvegetation. Nachdem ihr festeres Gestein durchbrochen war und die Flut in die östlich liegenden Landschaften eindringen konnte, ging es mit der Zerstörung schneller vorwärts, wie das wohl auch noch heutigentags mit dem schleswig=holsteinischen Festland der Fall sein würde, wenn der Inselschutz im Westen nicht vorhanden wäre.

Bemerkung. Die Karte ist im Umriß nach Reymanns Spezialkarte angefertigt. Für die Bodenkunde ist benutzt: Meyn, Geologische Karte von der Insel Sylt u. Umg., für die geschichtlichen Angaben: Geerz, Historische Karte von den nordfriesischen Inseln.

Hochzeitsgebräuche im Sundewitt vor 40 Jahren.

In unseren Tagen, wo man so viel an die Sitten und Gebräuche der vergangenen Zeiten denkt, wird es vielleicht einige Leser der „Heimat" interessieren, zu erfahren, wie man vor 30—40 Jahren im Sundewitt die Hochzeiten feierte. Ob vor der Hochzeit eine kirchliche Verlobung stattfand, wie dies an der Westküste von Schleswig, in der Gegend von Husum gebräuchlich war, ist mir nicht erinnerlich, jedoch wurde das Brautpaar dreimal in der Kirche aufgeboten, und dieser Zeremonie konnte man nur durch einen sogenannten Königsbrief entgehen. Diesen zu haben galt als fein und kostete 30 ℔ nach schleswig=holsteinischem Gelde. Besondere Einladungsfeierlichkeiten waren nicht gebräuchlich, auch die alte Sitte, nach der die Braut sich den Brautkranz bei dem Pastor einlösen mußte, bestand nicht mehr. Die Braut trug ein schwarzes, modernes Kleid aus Seide oder Wolle nebst Kranz und Schleier, der Bräutigam noch oft einen Anzug aus feinen eigengemachten Stoffen. Häufig waren gegen 100 Personen eingeladen und die Hochzeiten deswegen meistens in der guten Jahreszeit, vor der Ernte, selten im Herbst und Winter. Die Vorbereitungen zu einer solchen Feier erforderten etwa 8 Tage Zeit, und dabei halfen die Nachbarn treulich mit. Zuerst kam das Schlachten, Backen, früher auch Brauen, dann wurde auf dem Hofe ein Zelt errichtet oder die Scheune mit Bettlaken ausgeschlagen und mit Guirlanden und Zweigen verziert. Die Nachbarssöhne und =Töchter halfen bei dieser Arbeit. Zum Bedienen der Gäste bei Tisch wurden förmlich junge Mädchen und Burschen eingeladen; die Mädchen mußten dazu Tischtücher mitbringen, zuweilen auch Eßbestecke. Das Geschirr nahm man meistens leihweise bei einem Kaufmann in der Stadt. Außerdem schickten die eingeladenen Bauern Butter, Eier, Schinken usw. als Beigabe zum Fest. Häufig wurde die Suppe im Freien gekocht; dann hingen über einem Graben mit Feuer an Stangen große Kessel, von einer Kochfrau und Nachbarinnen beaufsichtigt.

Die Trauung in der Kirche war meistens gegen Mittag; bei derselben waren aber nur wenige Gäste anwesend, nur die nächsten Verwandten und die Trauzeugen. Inzwischen hatten sich die Gäste im Festhause versammelt, und das Brautpaar wurde bei der Auffahrt auf den Hof von der Musik mit fröhlichem Tusch empfangen. Bald darauf ertönte wieder ein Signal, welches zu Tisch rief, und der Schaffner, meistens ein älterer Bauer, in Hemdärmeln mit weißer Serviette, wies jedem Gast mit peinlicher Genauigkeit den ihm gebührenden Platz an. In der Mitte der Tafel saß das Brautpaar, an die Seite des Bräutigams kam der Pastor, dann der Küster, darauf der Vater oder stellvertretende Personen, dann genau nach dem Grade der Verwandtschaft die anderen Leute. An der Seite der Braut war die Rangordnung ebenso. Dem Brautpaare gegenüber saßen 4 oder 6 junge Mädchen, welche den Namen

Streumädchen hatten und für diese Würde eingeladen waren. Dieselben hatten das Amt, das Brautpaar und die neben demselben sitzenden Würdenträger mit Kuchen zu versorgen; es waren stets kleine Kuchen, und dieselben mögen, da vor Beginn dieses Aktes das Tischtuch vom Tische der Braut abgenommen wurde und sich ein zweites darunter vorfand, ehemals ausgestreut worden sein. Zu meiner Zeit wurde das Gebäck, welches die Mädchen selbst liefern mußten, auf Tellern herumgereicht. Zuerst wurde in vielen Kummen Fleischsuppe mit Fleisch- und Mehlklößen aufgetragen; Reis mit Rosinen stand in Tellern zum beliebigen Gebrauch auf dem Tische umher. Jeder Gast hatte freilich einen Teller nebst Messer und Gabel vor sich, mußte sich aber selbst die Suppe schöpfen. Zu dem Zweck war in jeder Kumme ein Suppenlöffel. Die jungen Männer in bunten Hemdärmeln und die Mädchen, meistens in Kattunkleidern, bedienten fleißig. Nach der Suppe kamen das Suppenfleisch, gekochte Hühner und Meerrettig, alles in Tellern, auf den Tisch, und nachdem dieses verzehrt worden war, was etwa eine Stunde dauerte, erhob sich jeder vom Tisch; man stand und ging herum, begrüßte Bekannte und ging auch in die Nachbarhäuser, welche zu dem Zweck aufs schönste hergerichtet waren. Die Bauerfrau zeigte, was die Wirtschaft vermochte: Kücken, Kälber, Schweine und häufig schöne Gespinnste, entweder auf der Bleiche oder auf dem Webstuhl.

Nach 1—2stündiger Pause riefen Schaffner und Musik zur Mahlzeit zurück, jeder nahm seinen Platz ein. Auf dem Tische standen verschiedene Braten und gekochte Pflaumen, denen tapfer zugesprochen wurde. Vor dem Pastor und den Ehrengästen standen einige Flaschen Wein, den übrigen Gästen schenkten die jungen Aufwärter aus großen hölzernen Kannen fleißig Bier ein. So wie die erste Schnitte Braten gegessen war, brachte der Pastor das Wohl des Brautpaares aus, und diesem Toast folgten andere, je nach der Laune und Begabung der Gesellschaft. Nach dem Braten kamen Teller mit Reisbrei, der mit Kanehl bestreut war, und zu dem gesüßter Wein in kleinen Kummen gereicht wurde; Teller gab es dazu aber nicht, sondern je 4 Personen mußten ihre Löffel in Reis und Wein tauchen. War auch dieses Gericht verzehrt, so wurden die Teller entfernt, das obere Tischtuch wurde vom Brauttische abgenommen und von den jungen Mädchen die Kuchen gebracht und Kaffee dazu aufgetragen. Dann kam der Schaffner, stellte vor Braut und Bräutigam je 2 Gläser und Wein und 2 mit Servietten bedeckte Kummen hin. Die Gäste standen alle auf und kamen je nach Verwandtschaft und Rang an das Brautpaar heran, nahmen das Glas Wein, wünschten Glück und Segen, tranken dem Paare zu und legten ein Stück Silberzeug vor die Braut oder ließen gewichtige Geldstücke in die verdeckten Schalen fallen. Das Brautpaar mußte jedem zutrinken und mit ihm anstoßen. War der letzte Gast vorbeigezogen, dann kam der Schaffner heran, band mit feierlicher Miene Geld und Silbergerät in die Servietten und verschwand damit, um sie in Koffer oder Schrank sicher unterzubringen. Das Abräumen begann, und bald spielte die Musik einen Tanz. Nach einer ganz alten Melodie wurde der sogenannte Brauttanz getanzt, ein ernster, etwas steifer Tourentanz. Das Brautpaar, die Aufwärter und Aufwärterinnen tanzten denselben, und er machte einen hübschen und feierlichen Eindruck. Dann begann ein allgemeiner Tanz, der oft bis an den Morgen dauerte. Am folgenden Tage kamen Nachbarn und gute Bekannte wieder, um beim Aufräumen zu helfen; man nannte den Tag die Knochengilde. Der Schaffner stellte sich ein, überlieferte die Brautgeschenke, fertigte ein genaues Verzeichnis der Geber an, damit man gegebenen Falles dieselben erwidern könnte, und bekam für seine Mühe gewöhnlich eine neue Weste. Am folgenden

Sonntag fuhr das junge Paar zur Kirche. Gewöhnlich war die Hochzeit auf dem Hofe, den die jungen Eheleute bewohnen sollten.

Jetzt werden die Hochzeiten meistens im Wirtshause gefeiert, und damit ist ein Stück Volksleben verschwunden.

Mitgeteilt von Frau Dr. Paulsen in Ellerbek.

Herzog Hans. [1]

1. Das war der stolze Herzog Hans,
Der nimmer im Leben gelacht,
Der hatte befohlen die Bauern im Dorf
Am heiligen Sonntag zur Jagd.
2. Schon pochte ans Fenster der Morgenschein,
Rings alles still ums Schloß;
Und die Sonne stieg und die Meute kloff,
Da warf sich der Herzog aufs Roß.
3. Vom Sattel dröhnte des Hünenleibs Wucht,
Es glomm der rote Bart;
Durchs leere Feld, durchs stille Dorf
Zur Kirche sauste die Fahrt.
4. „Behüt' uns, lieber Herre Gott!"
Leise die Orgel summt: —
Ein wilder Fußtritt donnert ans Tor,
Drinnen alles verstummt.
5. Und durch die bange Stille klingt
Ein schneller fester Schritt;
Das Tor geht auf, das Tor geht zu,
Zum Herzog der Priester tritt.
6. „Zum Herrendienst sollt' in der Früh'
Das Volk versammeln sich;
Du weißt es, sprich! wer hat gewagt,
Sie dran zu hindern?" — „Ich!
7. Denn Gottesdienst ist Herrendienst" —
Doch weiter kommt er nicht,
Schon pfeift die adlige Gerte ihm
Quer über das Gesicht.
8. Und wieder saust die Geißel empor —
„Wen du demütigst, Gott, machst du groß!"
Der Priester ruft's und reißt am Bart
Den tollen Herzog vom Roß.
9. „So wirft der Herr dich in den Staub!
So setzt er den Fuß dir aufs Herz!
Merk': Gottesdienst geht vor Herrendienst,
Und Jagd führt nicht himmelwärts!
10. Nimmer so führest du dein Amt
Nach Gottes Will' und Wort;
Triebst du doch jeden Priester mit Hohn
Aus deinem Schlosse auch fort!
11. Vergiß nicht, Menschlein, Moder und Tand
Ist dein Stand, dein Leib, dein Kleid!
Denn über der Welt und hinter dem All
Steht Gottheit und Ewigkeit!" —
12. Der Priester schweigt, — der Herzog blitzt
In den Sattel mit dröhnendem Schwung, —
Ein Griff! — und doppelte Last der Hengst
Trägt über die Mauer im Sprung.
13. Und mit dem Priester der Herzog tritt
Wohl in den Saal hinein:
„Rüst't ab, ihr Herrn! Die Jagd ist aus,
Ich jagte heut' allein!
14. Ich brachte heim ein sondres Wild
Von sonderlicher Jagd!
Ein wildes Wild; ich zähm' es noch!"
Der Herzog spricht und lacht.
15. Und mit stolzem Ernste wendet er sich
Vom Throne zum Priester nun:
„Du hast getan, was deines Amts,
Jetzt laß mich meines tun:
16. Im Namen Gottes sprach zu mir
Kühn und stolz dein Mund,
Im Namen Gottes tu ich Recht
Und Urteil dir nun kund:
17. Wer wider des Landes Herrn erhebt
Frevelnd des Leibes Kraft,
Verfallen ist er mit Gut und Amt
Und Leib zu ewiger Haft.
18. Dies deutend, will ich erwidern als Fürst
Deinen stolzen Priestergruß,
Nun prüfe wohl, ob auch mein Wort
Hat Kraft und Hand und Fuß!
19. Ja, freilich jagt' ich die Pfaffen fort
Aus meinem Schlosse mit Hohn:
Wem Herrendienst geht über Gottesdienst,
Was will der andern Lohn!
20. Nicht immer auch führt' ich vielleicht mein Amt
Nach Gottes Wort und Geist,
Einsam wandelt sich's auf den Höhn;
Kein Freund, der Pfade uns weist!
21. Rarer in Schlössern die Wahrheit ist,
Als bei Bauern edles Gestein.
Goldner drum hier ist Mannesmut
Und erquickender als Wein.
22. Du bist mir verfallen; so bist du entsetzt
Und zu ewiger Haft mir verdammt!
Doch von Gottes Gnaden rufe ich dich
Hinauf ins höhere Amt:
23. Sollst mein Priester mir raten in göttlichem Geist,
Sollst hören für mich, wo ich taub;
Sollst packen das Unrecht mit starker Hand
Und treten hinab in den Staub!
24. Her, Pfaff, die Hand! Bleib' tapfer und stark
Und herb gegen Gunst und Gewinst! —
Und nun, ihr Herrn, zur Kapelle hinab,
Wir halten Gottesdienst!"

Chr. Tränckner.

[1] Herzog Hans der Jüngere und der Pastor von Lysabbel. Um 1606.

Mitteilungen.

1. **Wandsbek.** Zu dem in Nr. 4 der „Heimat“ Jahrgang 1904 abgedruckten Aufsatze über den Namen „Wandsbek“ seien nachstehend noch zwei Äußerungen von anderer Seite nachgetragen, die sich mit demselben Gegenstande befassen. Professor Paul Eickhoff sagt in seiner „Geschichte Wandsbeks bis 1564“ (Beilage zum Jahres-Bericht des Matthias Claudius-Gymnasiums 1904) über die erste Besiedelung Wandsbeks: „Es ist völlig unbekannt, wann die älteste Ansiedlung angelegt ist. Sehr wohl kann sie schon vor der Zeit vorhanden gewesen sein, in der unsere Gegend in die Geschichte eintritt, d. h. vor 800. Wendisch, wie immer gesagt worden ist, kann sie nie gewesen sein, schon deshalb nicht, weil Wenden in der Umgebung Hamburgs niemals gewohnt haben, nur oft auf Kriegs- und Plünderungszügen hierher gekommen sind. Das Wort „Wendemtuh“ ist für die eben erwähnte Behauptung nicht beweiskräftig. Von der ältesten germanischen Bevölkerung der Ansiedelung, wahrscheinlich von der sächsischen, rühren die Gräber her, welche sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Eine Graburne kam vor 1880 an der Südseite der Kirchenallee, nahe dem jetzigen ältesten Kirchhofe zum Vorschein; zwei Graburnen sind um den 10. Februar d. J. bei Ausschachtung des Neubaues am Südende der Jüthornstraße gefunden worden. Ein Grabhügel soll noch 1850 an der Nordseite der Hamburger Straße vorhanden gewesen sein. Ob die Grabhügel, welche zu beiden Seiten der Eisenbahn auf dem neuen jüdischen Begräbnisplatze und nördlich desselben sowie auf dem alten Exerzierplatze in Tonndorf vorhanden gewesen und zum Teil 1719, zum Teil in den letzten Jahrzehnten oder Jahren geöffnet sind, von der Bevölkerung Wandsbeks herrühren, muß wohl dahingestellt bleiben. (Die Generalstabskarte, Aufnahme von 1878, zeigt noch zwei dieser Grabhügel; das Meßtischblatt nach derselben Aufnahme keinen.) Jedenfalls zeigt das Vorhandensein so vieler Grabstätten, daß viele Wohnsitze vorhanden waren, daß also die Bevölkerung wohl fast so zerstreut wohnte, wie dies jetzt noch in Westfalen und im Osnabrückischen der Fall ist. Bezüglich der Namensentstehung erörtert Prof. Eickhoff die Möglichkeit der Herkunft des Namens „Wantes“ von einem Personennamen und verweist auch auf die gleichfalls in der „Heimat“ erwähnte Häufigkeit ähnlicher Namen in England: Wandsbek, Wantsham u. s. w. Eine ganz neue Beleuchtung erhält die Frage durch die von Dr. Walther in einem Vortrage im Verein für Hamburgische Geschichte zum Ausdruck gebrachte Vermutung, daß nicht der obere Lauf der Eilbek den Namen Wandsbek getragen hat, sondern der Gehölzgraben. Dr. Walther sagt darüber: „Was meine Vermutung, daß der Gehölzgraben den Namen Wandsbek getragen habe, anbetrifft, so beruht meine Hypothese auf folgenden Gründen: 1. Es läßt sich nicht nachweisen, daß in älterer Zeit der obere Lauf der Eilbek den Namen Wandsbek geführt hat. 2. Das einstige Dorf Wandsbek und das Schloß Wandsbek haben nicht an dem Nebenfluß der Alster gelegen, sondern an jenem Gehölzgraben, letzteres wenigstens in seiner Nähe. 3. Dieser Graben war einst ein Bach, dessen Tal in einer Einsenkung, die sich vom Holz zur Eilbek hinzieht, noch deutlich zu erkennen ist. Vor der im vorigen Jahre geschehenen Aufhöhung der beiden Straßen, die sich an dieser Stelle aus der Lübecker Straße verzweigen, deren eine als Lübecker Landstraße zum früheren Zolle führt, die andere zur alten Lohmühle, der jetzigen Helbingschen Fabrik, erschien die Senkung deutlicher als jetzt. Als Bach ist der Wasserlauf auf den älteren Grundrissen erkennbar. 4. Die jetzt eingegangene Wandsbeker Kornmühle kommt urkundlich schon 1274 vor, aber nicht unter dem Namen der Wandsbeker Mühle sondern als an der Eilbek belegen.“ Diese Auffassung würde die in der „Heimat“ versuchte mythologische Deutung ganz wesentlich stützen, da der im früheren Walde entspringende Gehölzbach recht wohl ein heiliger Bach gewesen sein kann. Leider tauchen auch bei der vorstehenden Hypothese sofort Bedenken auf, denn sowohl das Schloß als auch das Dorf Wandsbek waren vom Gehölzbache soweit entfernt als vom Wandsbache. Und daß die Kornmühle (wahrscheinlich in Hamburgischen Urkunden) als am Eilbek belegen erwähnt wird, ist wohl nicht als Beweis dafür anzusehen, daß auch der obere Teil des Baches Eilbek genannt wurde, denn die Kornmühle trennt heute noch Wandse und Eilbek und je nachdem man auf der Eilbeker oder Wandsbeker Seite steht, kann man von dem Flusse, der die Mühle trieb, sagen, es sei die Eilbek oder die Wandse.

Wandsbek. Paul Weber.

2. **Alte Kirchenglocke aus Hvidding.** Als sehr wertvolle Erwerbung für die kirchliche Abteilung der Sammlung Hamburgischer Altertümer wird in dem Jahresbericht für 1902 eine alte Kirchenglocke aufgeführt, die aus Hvidding im Kreise Hadersleben angekauft wurde. Schon sollte diese wegen eines Sprunges zum Einschmelzen verkauft werden, als es gelang, den Kirchenvorstand der Gemeinde Hvidding zu veranlassen, das schöne, bis auf den Sprung noch wohlerhaltene alte Werk gegen

Ersatz des von einer Glockengießerei gebotenen Metallwertes der vorerwähnten Sammlung zu überlassen, in der ihm als einer alten Hamburgensie ein Platz gebührt. Die Glocke wiegt 420 kg, die Höhe derselben einschließlich des Henkels beträgt 96 cm, ihr unterer Durchmesser 85 cm. Die Inschrift lautet: HANS . VAN . DAMME . GVT . MI . THO . HAMBORGH . ANNO . M . D . LXXXIX . DEN . X. IVLI. DISSE . KLOCKE . DE . HET . GETEN . LATEN . DER . ER . VND . FESTER . IVNCKER . LODWICH . NILSEN . ARFGESESEN . THO . HVXBRV . TRVLVS . NILSEN . THO . ASTORP. Die Glocke stammt also aus dem Jahre 1589 und ist ein Werk des Glockengießers Hans von Damme, eines nicht unbekannten Meisters, dem im Jahre 1568 zu Hamburg „aus besonderer Gnade" des Rats kostenfrei das Bürgerrecht verliehen wurde.

F. Lorentzen.

3. **„Twölfsteen" — ein Fangspiel.** Als Knabe habe ich ein Fangspiel mit 12 Steinchen gespielt, „Twölfsteen" genannt, das neben dem bekannteren „Fiefsteen" (Katerlück, Dieselding) in meinem Heimatsdorfe (Pönitz, Fürstentum Lübeck) sehr häufig gespielt wurde. Es ist einfacher und erfordert bei weitem nicht die Geschicklichkeit des Fünfsteins und wurde deshalb besonders von kleineren, acht- bis zwölfjährigen Knaben und Mädchen gespielt. Von den zwölf Steinen waren vier besonders benannt, die sich in Farbe und Gestalt von den übrigen acht abhoben. Der vornehmste Stein hieß „Winser" und zählte 12 Augen. „Luxer" zählte 8, „Katt" 4, „Kater" 2 und die „Enzelnen" zählten je 1. — Meistens waren nur zwei, selten drei Spieler am Spiele beteiligt. — Denken wir uns dieses Fangspiel von zwei Spielern A und B ausgeführt. Sie haben sich an einem ebenen, grasfreien Plätzchen im Schatten gelagert. A beginnt, er ist Besitzer der Steine. Er hält die Steine in der geschlossenen Hand, wirft sie empor, dreht während des Emporwerfens die Hand um und sucht mit dem Handrücken von den Steinen zu fangen Gelingt es ihm nicht, so ist B am Spiel; doch mißlingt es einem aufmerksamen Spieler selten. Meistens fängt er so viele Steine, daß er einige abschüttelt, weil er bezweifelt, sie alle fangen zu können. Er soll nämlich die gefangenen Steine mit dem Handrücken hochwerfen, die Hand umdrehen und sämtliche Steine fangen. Fällt dabei ein Stein zu Boden, so ist B am Spiel. Ein vorsichtiger Spieler wird darum lieber einige Steine mehr abschütteln, als sich der Gefahr aussetzen, das Spiel seinem Rivalen überlassen zu müssen. Beim Abschütteln kann es indessen auch vorkommen, daß alle gefangenen Steine vom Handrücken abgleiten, da der Spieler bemüht ist, „Winser", „Luxer", „Katt" oder „Kater" auf dem Handrücken zu behalten, wenn sie auch gefährlich liegen, während er die „Enzelnen" abschüttelt. Die Steine werden von den zu Boden gefallenen entfernt abgeschüttelt, damit man sie später ohne Gefahr auffangen kann. Hat A die auf dem Handrücken verbliebenen Steine gefangen, so beginnt das Auffangen der am Boden liegenden Steine. Ein Stein wird emporgeworfen — die übrigen sind beiseite gelegt worden — schnell ein am Boden liegender ergriffen und der emporgeworfene erfaßt, bevor er die Erde erreicht. Fängt er ihn nicht oder hat er während des Aufsammelns einen andern Stein ungeschickterweise berührt, so ist er ab, und B beginnt mit dem Rest der Steine das Spiel von Anfang. Beim Auffangen ist es gestattet, mehrere Steine zugleich aufzulesen. Hat man einen ins Auge gefaßten Stein nicht aufgefangen, wohl aber den emporgeworfenen gefangen, so darf man noch zweimal versuchen, denselben Stein zu ergreifen. Liegen mehrere Steine dicht zusammen und können sie nicht insgesamt erfaßt werden, so sucht man einen von dem Haufen zu trennen. Dabei muß ebenfalls ein Stein emporgeworfen und beim drittenmal der von dem Haufen getrennte Stein gefangen werden. Beim „Abhüten" dürfen die zurückbleibenden Steine nicht berührt werden. — Sind alle Steine aufgefangen, so zählt jeder Spieler „seine Augen" zusammen, und der macht beim nächsten Spiel den Anfang, der die höchste Augenzahl erreicht hat.

Kiel. G. F. Meyer.

4. **Riesenbovist.** Anknüpfend an die Mitteilung über Riesenboviste in der „Heimat" Nr. 4, stelle ich den folgenden Bericht zur Verfügung: Am 1. September 1890 fand ich an einer Feldhecke in der Nähe meines Hauses einen Riesenbovist, über den ich die folgenden Angaben verzeichnete: Höhe 15,5 cm, größter Durchmesser 22,5 cm, größter Umfang 68,5 cm, Gewicht 1050 gr. Der Pilz war noch weiß gefärbt, also unreif. In der Nähe jener Fundstelle fand ich am 19. Juli 1894 einen Riesenbovist, der bereits lederbraun gefärbt und infolge der vorgeschrittenen Reife etwas eingeschrumpft war, demgemäß auch, trotz seines größeren Raumgehaltes, ein etwas geringeres Gewicht hatte. Er wog 900 gr, war 20 cm hoch, der größte Durchmesser betrug 36 cm, der größte Umfang 114 cm, der mittlere 103 cm, der kleinste 90 cm. Wenige Schritte davon stand ein kleinerer, noch weiß gefärbter Riesenbovist mit einem Umfange von 67 cm. Er wurde bald nachher zerstört, so daß ich seine Entwickelung nicht beobachten konnte. Den ersterwähnten Pilz

bewahrte ich drei Jahre auf dem Boden auf, warf ihn dann gevierteilt an eine Hecke meines Gartens und grub ihn im Frühjahr 1894 in den Boden. Im nächsten Jahre fand ich den Bauchpilz noch unverändert im Boden; er glich in seiner Zähigkeit fast dem Hautpilz Zunderschwamm, dem früher zum Feuerschlagen allgemein gebrauchten Buchenpilz, Polyporus fomentarius L. L. Danger, Neuhof.

5. **Das Eselreiten bei Hochzeiten.** Einen alten Brauch bei Hochzeiten, dessen sich die älteren Leser der „Heimat" sicherlich erinnern werden, will ich hier kurz mitteilen. Auf dem Lande wurdeu die Hochzeiten früher fast immer zwei Tage gefeiert. Am Abend des ersten Tages sagte der Bräutigam den Hochzeitsgästen, daß sie am andern Morgen zu einem bestimmten Uhrschlage, gewöhnlich um elf, wieder zu erscheinen hätten. Kam dann jemand nach der bestimmten Stunde, so fand er alle Türen des Hochzeitshauses verschlossen, bis auf den Haupteingang, die sogenannte große Tür, welche auf die Diele führte. Vor dieser aber war ein Windelbaum in etwa halber Mannshöhe derart mit zwei Tauen befestigt, daß er hin und her bewegt werden konnte. Auf diesem Windelbaum, „Esel" genannt, mußte jeder, der zu spät kam, Reitsitz nehmen und sich an einem in in der Mitte herabhängenden und am oberen Querbalken des Türrahmens festgebundenen Strick festhalten. Dann wurde der Windelbaum durch zwei Männer tüchtig hin und hergerüttelt. Häufig kam es vor, daß das eine Ende des Baumes gegen den Seitenpfosten der Tür stieß, oder vielmehr wurde absichtlich dagegen gestoßen, was dann dem oder der Reitenden einen ordentlichen Ruck gab. Außer dem Eselreiten mußte dann jeder zu spät Kommende noch ein Glas Rum oder Kognak znr Strafe trinken. Dieses Eselreiten trug natürlich sehr zum Ergötzen der Anwesenden bei. Leider ist dieser alte Brauch in hiesiger Gegend nicht mehr üblich. Vor ungefähr 10 Jahren sah ich hier den letzten Esel.
Schinkel bei Gettorf. J. Jöhnk.

Bücherschau.

Gesühnt und andere Skizzen von **Boy Jensen.** Robert Cordes, Verlags-Buchhandlung, Kiel. 64 Seiten. Preis: 1,20 M. — Der Verfasser dieser Skizzen ist ein Sohn unserer Heimat, der in den letzten Jahren seinen Namen durch mancherlei Arbeiten in Tagesblättern und Zeitschriften bekannt gemacht hat und nun gewissermaßen mit einem „Erstlingswerk" vor eine breitere Öffentlichkeit tritt. In seinen früheren Arbeiten schilderte Boy Jensen hauptsächlich die landschaftlichen Reize und das geschichtlich Merkwürdige einzelner Gegenden Schleswig-Holsteins (z. B. Bothkamp, Westensee, Bordesholm, Segeberg, Hademarschen usw.) Dabei bewies er sich stets als guter Kenner der intimen landschaftlichen Reize, als ebenso guter Geschichtskenner, vor allem aber als richtiger Naturschwärmer, der — sicher nicht vergeblich! — wieder und immer wieder auch andere zu der Ansicht zu bekehren suchte: In der Heimat ist es schön! Diese Liebe zur engeren Heimat spricht auch aus denjenigen Skizzen der vorliegenden Sammlung, die wie: „Pflicht," — „Was die Eider sah," — „Zigeunerblut" in heimatlichem Boden wurzeln. Die Naturschilderung ist meistens einfach, treffend, ohne Überschwang, — und das muß man loben. Dieselbe Knappheit der Darstellung spürt man auch sonst; mit wenig Sätzen ist man „mitten drin." Wenn diese Darstellungsform im allgemeinen gerade für die Skizze ein Vorzug ist, so liegt doch auch eine Gefahr darin, und die ist hier nicht ganz vermieden: die Schreibweise ist stellenweise etwas dürftig, nicht frei von Härten. Man spürt mitunter ein Ringen nach dem Ausdruck. Dazu kommt, daß zuweilen die psychologische Entwicklung zu wünschen übrig läßt. Plötzlich eintretende, unerwartete Ereignisse spielen noch eine zu große Rolle. An andern Stellen wiederum zeigt Verfasser gute Beobachtung und ein feines Verständnis für die intimsten psychologischen Vorgänge. Die einzelnen Skizzen behandeln die verschiedensten Materien; alle aber sind in ihrer Art interessant und die ganze Sammlung ist es somit auch. — Die äußere Ausstattung des Buches ist einfach, aber geschmackvoll. Daß der „weiße" Einband, den man jetzt so oft zu Gesicht bekommt, auch zugleich praktisch sei, will ich damit nicht gesagt haben. Th. M., Kiel.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Hermann Graef. Heft 1—6. Leipzig 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Heft 1: H. Graef, Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. Preis 0,60 M. Heft 3: Karl M. Brischar, Jens Peter Jacobsen und seine Schule. Preis 0,40 M. Heft 3: P. Kunad, Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen. Preis 0,40 M. Heft 4: K. E. Knodt, Theodor Storm als Lyriker. Preis 0,40 M. Heft 5: H. Graef, Heinrich Heine als Lyriker. Preis 0,40 M. Heft 6: E. v. Wildenbruch, Das

deutsche Drama, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. Preis 0,80 *M* — P. Junge, Beiträge zur Kenntnis der Gefäßpflanzen Schleswig-Holsteins. Hamburg 1905. Kommissionsverlag von Lucas Graefe und Sillem. — P. Junge, Die Gefäßpflanzen des Eppendorfer Moores bei Hamburg. — P. Junge, Aus der Flora der nordwestdeutschen Tiefebene.

Anfrage.

Wer kennt den vollständigen Text eines Wechselgesangs in hoch- und plattdeutscher Sprache zwischen einem jungen Grafen und einem dessen Liebeswerben energisch abweisenden Bauernmädchen? Meine Mutter sang uns als Kindern in den vierziger Jahren denselben oft in der Dämmerung vor, doch sind mir nur folgende Bruchstücke davon erinnerlich:

Der Graf: Ei, Du allerliebstes Bauernmädchen,
Komm mit auf mein gräfliches Schloß.
Da sollst Du haben Zuckermandeln
Und sitzen auf meinem Schoß,
wiederholt { Und Schokolade und Limonade
Sollst Du dort haben auf meinem Schloß.
Das Bauernmädchen: — — — — — —
— — — — — — —
Ne, min Hans steit mi vel beter an
As so en feinen Herrn.
wiederholt { Un Schokolade
Un Limonade,
Dat weet ick gornich mal, wat dat is.

Der Graf: — — — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
wiederholt { Geh zu dem rotzigen,
Geh zu dem schmutzigen,
Geh zu dem alten Bauer Hans!
Das Bauermädchen: — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
wiederholt { Gah he bi Tiden
Man up de Siden,
Sonst hau ick em mit de Schüssel uppen Kopp.

Flensburg, Friesische Str. 68, Januar 1906. Prof. H. Hansen.

Berichtigung.

Die Veröffentlichung meiner Studie: „Die Schwemmlandsdecke bei Flensburg," in der „Heimat" hat mich veranlaßt, sie einer erneuten Prüfung zu unterziehen, und dabei erscheint es mir wünschenswert, daß ich den ersten 3 Absätzen Seite 58 folgende Fassung gegeben hätte: Endlich mußte der Steinriese dem Thor [1]) das Feld räumen, aber obgleich abgeschwächt, war die Kraft des Riesen noch nicht gering. Zuweilen rückte er sogar wieder vor. Durch diese Schwingung usw. (3. Abs. zu Ende). Dann: Wieder war der Steinriese zum Rückzuge genötigt. Jetzt mußte er sich hinter seine (Stauchungs-) Wälle ganz zurückziehen. Einen weit vorgeschobenen Posten hatte er zwischen Hornholz und Langberg ausgestellt (ein paar Kilometer usw. — 1. Absatz und dann 2. Absatz). Dadurch würde die Vorstellung, daß das Eis noch turmhoch in der Förde lag, als es in Angeln und Sundewitt schon längst abgeschmolzen war, deutlicher zum Ausdruck gekommen sein. Ferner möchte ich Seite 59 zwischen Diluvium und Alluvium folgenden Abschnitt einschalten: Leider wurde zugleich der lockere Sandbub entfesselt. Die Vermutung liegt deshalb nahe, und die große Sandmasse hinter der jüngsten Moräne bestätigt die Vermutung, daß die Binnenförde zur Interglacialzeit von einem Dünensaum eingefaßt gewesen sei, und der Gletscher der jüngsten Eiszeit, der die Westküste so stiefmütterlich und die Ostküste so reichlich ausgestattet hat, erwies der Förde den Liebesdienst, den Entschlüpften wieder hinter Schloß und Riegel zu bringen. Die Moräne der großen Eiszeit trägt übrigens überall Spuren dieses gewaltigen Vorganges nach der Ablagerung, indem sie hier hügelartig emporragt, dort jäh hinabschießt, anderswo vollständig aufgelöst und verschwunden ist. Einen guten Teil dieser Spuren wird man freilich dem Einfluß des quetschenden Drucks auf die Moräne zuschreiben müssen. Viele, wenn nicht alle Ziegeleien an der Förde verdanken ihm einen Teil ihres Materials, wodurch es etwas von seinem ursprünglichen Charakter verloren hat. Besonders mögen die eingeschlossenen „Findlinge" nur teilweise mit emporgequetscht sein. Typische Beispiele bieten die Landzungen. (Ekensund!) Veränderungen an der Moräne der jüngsten Eiszeit haben dagegen hauptsächlich *während* der Ablagerung stattgefunden. Sie tragen daher mehr das Gepräge einer Wandlung des Inhalts als der Masse.

Flensburg. N. Hansen.

Heft 3, S. 70, Z. 2: statt „mit Runen" lies „mit Ornamenten."

Kiel-Gaarden. L. Andresen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 6. Juni 1906.

Die schleswig-holsteinischen Musikfeste.

Von **Hermann Stange.**

Musikfeste entstehen in der Regel aus einem gewissen Kraftbewußtsein einzelner Gesangvereine und ihrer Dirigenten. Wenn es den Anschein hat, als verdankten unsere schleswig-holsteinischen Musikfeste ihren Ursprung dem Regierungspräsidenten Bitter, dessen große Verdienste um das Zustandekommen des ersten Festes unvergessen bleiben werden, so hat dieses noch eine Vorgeschichte, die den oben aufgestellten Satz vollauf bestätigt. In den ersten Jahren nach der Vereinigung unseres Landes mit Preußen regte sich hier die Freude am Gesange zu neuem Leben und nahm einen kräftigen Aufschwung. In Flensburg war unter Leitung des kgl. Musikdirektors Fromm, den man nach dem Tode des alten Rieffel als Organist an die St. Nikolaikirche berufen hatte, ein Gesangverein gegründet worden, der sich bald durch Oratorienaufführungen im größeren Stile hervortat. In Schleswig, Rendsburg und Kiel standen die Gesangvereine unter der Leitung des damaligen Domorganisten Stange in Schleswig. In allen Vereinen wurde mit Ernst gearbeitet und die höchsten Ziele erstrebt; was war natürlicher, als daß die beiden Leiter der 4 Vereine in den genannten Städten, die ohnehin durch Eisenbahn mit einander verbunden waren, sich dahin verständigten, im Dome zu Schleswig die gemeinschaftliche Aufführung eines Oratoriums zu veranstalten. Herr Stange stellte 1873 in einer Sitzung des Schleswiger Musikvereins, dessen Vorstande auch der damalige Regierungspräsident Bitter angehörte, einen dahingehenden Antrag, der aber aus verschiedenen Gründen abgelehnt wurde. Daß die Kleinheit der Stadt Schleswig nicht hinreichende Garantie bot für genügenden Besuch des Konzertes und damit für die Deckung der Kosten, war wahrscheinlich genug; aber für die gesunde Entwicklung der Musikfeste wäre es sicher fördernder gewesen, wenn sie sich aus kleinen Anfängen herausgestaltet hätten wie die niederrheinischen Musikfeste, die aus einer gemeinschaftlichen Aufführung von Haydn's Schöpfung durch die Gesangvereine von Elberfeld und Düsseldorf im Jahre 1817 hervorgingen und sich bei jährlichen Wiederholungen bis in die Jetztzeit erhalten haben. Übrigens hatten gemeinschaftliche Oratorienaufführungen vereinzelt unter dem Organisten und Universitäts-Musikdirektor Apel schon im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts in der St. Nikolaikirche in Kiel stattgefunden, bei denen besonders Herren und Damen aus Schleswig mit den Kielern zusammenwirkten, ohne daß eine dauernde Verbindung daraus erwachsen wäre. Erst dem Regierungspräsidenten Bitter, einem Manne von ernstem musikalischen Interesse, der sich auch als Musikschriftsteller bekannt gemacht hat, war es vorbehalten,

die schleswig-holsteinischen Musikfeste ins Leben zu rufen. Ein mehrjähriger Aufenthalt am Rhein hatte ihm Gelegenheit gegeben, sich von der nachhaltigen Wirkung der rheinischen Musikfeste auf die Förderung des musikalischen Lebens in der Rheinprovinz zu überzeugen. Der Wunsch, unserer musikarmen Provinz ähnliche Anregungen zu geben, und der Mut der unter Fromm's und Stange's Leitung stehenden Vereine, eine gemeinschaftliche Aufführung zu planen, veranlaßten ihn, am 25. Oktober 1874 eine Versammlung nach Rendsburg zu berufen, zu der die gemischten Chöre in Altona, Flensburg, Eutin, Kiel, Plön, Rendsburg und Schleswig aufgefordert wurden, je zwei Delegierte zu entsenden, und zwar den Dirigenten und den Vorsitzenden jedes Vereins. Auf Veranlassung des Herrn Musikdirektor Stiehl-Eutin wurden später noch die Singakademie in Lübeck und der Gesangverein in Ratzeburg hinzugezogen. In dieser Sitzung, an der unter dem Vorsitz des Präsidenten Bitter die Herren Konzertmeister Boie und Herr von Holten aus Altona, Prof. Dr. Möller und Rechtsanwalt Brandt aus Kiel, Musikdirektor Fromm und Rechtsanwalt Frommel aus Flensburg, Dr. Schulthes aus Rendsburg, Musikdirektor Stiehl-Eutin, Herr Oberstaatsanwalt Stellmacher-Altona und die Herren v. Ahlefeld und Domorganist Stange aus Schleswig teilnahmen, wurde einstimmig beschlossen, am 27. und 28. Juni 1875 das erste schleswig-holsteinische Musikfest in Kiel zu feiern, als Chorwerke das Oratorium Samson von Händel und Mendelsohn's Walpurgisnacht, als größeres Orchesterwerk die C-moll-Symphonie von Beethoven zur Aufführung zu bringen. Die Aufstellung des weiteren Programms, die Wahl der Solisten und andere musikalische Angelegenheiten wurden weiteren Besprechungen vorbehalten. Herr Konzertmeister Boie-Altona wurde mit der Bildung des Orchesters beauftragt. Die in jener Sitzung anwesenden oben genannten Herren konstituierten sich als „der geschäftsführende Landesausschuß für das 1. schleswig-holsteinische Musikfest."

Anstatt den Verhältnissen gemäß klein anzufangen, wurde das erste Fest gleich im größten Stile geplant, und wenn die Wahl Kiels als Festort für den materiellen Erfolg des Festes sicher zu bevorzugen war, so hätte anderseits ein bescheidener eingerichtetes Fest in einer kleineren Stadt, etwa Schleswig oder Flensburg, die Möglichkeit geboten, die Feste im regelmäßigen Wechsel wie bei den niederrheinischen Musikfesten in verschiedenen Städten zu feiern. Der erziehliche und künstlerische Einfluß der Musikfeste wäre gewiß weittragender gewesen.

Indes, dem sei, wie ihm wolle, das Zustandekommen des Festes war gesichert, der Urheber desselben, Präsident Bitter, war fest entschlossen, das ganze Gewicht seiner einflußreichen Stellung für ein gutes Gelingen des Festes einzusetzen, und hat das mit einer Energie getan, die höchste Anerkennung verdient. Nun galt es für die Dirigenten der 9 am Fest teilnehmenden Vereine zu tun, was in ihren Kräften lag, ihre Sänger und Sängerinnen für die ihnen gestellten Aufgaben genügend vorzubereiten, und ich glaube bestimmt behaupten zu können, daß selten eifriger, strenger und gewissenhafter in den Vereinen gearbeitet worden ist, als in jenem Winter 1874—75; weiß ich doch, daß in manchen Vereinen die Teilnahme am Fest abhängig gemacht wurde von einer Prüfung, in der die Mitglieder einzeln und zu zweien singen mußten, um den Nachweis ihrer absoluten Sicherheit zu ermöglichen.

Neben dieser musikalischen Vorbereitung auf das Fest war aber die geschäftliche von ebenso großer Wichtigkeit. Um diese in die Wege zu leiten, richtete Präsident Bitter an eine Anzahl Herren in Kiel, bei denen er ein Interesse für die Sache voraussetzen zu dürfen glaubte, die Bitte, am Montag den

30. November, nachm. $3^1/_2$ Uhr zu einer Besprechung in der damaligen „Harmonie“ (Faulstraße) zusammenzukommen. In einer längeren Rede entwickelte Herr Präsident Bitter namens des geschäftsführenden Ausschusses vor etwa 30 erschienenen Herren seine Gedanken über das erste schleswig-holsteinische Musikfest: „wie man den Wunsch hege, dasselbe in einer, dem Interesse der Kunst und der Würde des Landes entsprechenden Weise begehen zu können, wie man einstimmig sich für Kiel entschieden habe, und wie der Ausschuß dies Musikfest als erstes Glied einer Kette solcher Feste ansehe, die sich etwa in Zwischenräumen von 2 zu 2 Jahren in den größeren Städten folgen sollten. Die Sorge um den finanziellen Erfolg sei allein Sache des Landesausschusses, der auch den nötigen Garantiefonds aufbringen werde.“ Sämmtliche Anwesende erklärten sich bereit, ein Lokalkomitee zu bilden unter der Voraussetzung, daß der geschäftsführende Ausschuß alle musikalischen und finanziellen Angelegenheiten allein zu besorgen habe, wogegen dem Lokalkomitee zufallen werde: 1. Anregung und Förderung des Interesses für das Musikfest in Kiel und Umgegend, 2. die Verhandlung wegen Überlassung der Lokale, 3. die Einrichtung und Ausschmückung derselben, 4. die Billetbesorgung, 5. die Sorge für Dienerschaft und Garderobe, 6. die Verhandluugen mit der Polizei, 7. die Beschaffung von Wohnungen, namentlich für die mitwirkenden Damen, 8. Verhandlungen mit den Eisenbahnen wegen Fahrpreisermäßigung, 9. die Vorbereitungen für sonstige Vergnügungen, 10. die spezielle Rechnungsablegung. Die sämtlichen Anwesenden konstituierten sich dann mit dem Rechte der Kooptation als Lokalkomitee. Von den 30 Herren, die der damaligen Versammlung beiwohnten, leben nur noch Geh. Ober-Kirchenrat Hansen-Oldenburg, Justizrat Brandt, Kreisgerichtsdirektor a. D. Reiche, Chefredakteur Niepa, Prof. Dr. Müller und Hofphotograph Wegener.

Am 22. Januar 1875 hielt das Lokalkomitee seine erste Sitzung ab, in welcher der zum Vorsitzenden erwählte Gymnasialdirektor Dr. Niemeyer die Mitteilung machte, daß der geschäftsführende Ausschuß die Herren Oberpräsident v. Scheel-Plessen, den Gymn.-Oberlehrer Dr. Müller und ihn selbst kooptiert habe, um die notwendige Verbindung zwischen den beiden Ausschüssen herzustellen. Außerdem wurde die Einquartierungskommission unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Müller gebildet. In einer gemeinschaftlichen Sitzung beider Ausschüsse am 3. Februar in Kiel teilte Präsident Bitter mit, daß Prof. Josef Joachim in Berlin die auf ihn gefallene Wahl als Festdirigent angenommen habe, und verlas ferner ein Schreiben des Kultusministers, wonach dieser die Summe von 3000 *M* für das Musikfest bewilligt hätte. Ferner habe der geschäftsführende Ausschuß in der ganzen Provinz einen Garantiefonds gesammelt, der schon die Höhe von 12 000 *M* erreicht habe, so daß die finanzielle Seite des Festes völlig gedeckt sei. Damit wurden die starken Zweifel an dem materiellen Erfolge des Festes, die in weiten Kreisen in Kiel vorhanden waren, endgültig überwunden.

Am 3. April fand wieder eine gemeinschaftliche Sitzung beider Ausschüsse hier statt, an welcher Joachim teilnahm, um besonders mit dem Bauausschuß Bestimmungen über den Bau des Podiums im Wriedtschen Saale zu treffen. Man vereinbarte sich über das vollständige Programm und über die zu gewinnenden Solisten. Hier war das Beste nur eben gut genug: für die Sopran- und Altpartien wurden Frau Kapellmeister Schmidt aus Schwerin und Fräul. Kling aus Schwalbach gewonnen. Georg Henschel und Hofopernsänger Krolop, beide damals auf der Höhe ihrer künstlerischen Leistungsfähigkeit, waren Vertreter der Baßpartien und der Hofopernsänger von Witt aus Dresden ein glänzender Heldentenor. Einige kleine Baßpartien im Samson wurden einem

Herrn Rusack aus Berlin übertragen. Als Klavierspielerin wurde Frau Dr. Klara Schumann engagiert, während Joachim sich liebenswürdiger Weise erbot, neben seiner anstrengenden Tätigkeit als Dirigent auch noch in der Chiaconne von Bach als Solo-Violinist aufzutreten. Die Begleitung der Rezitative im Samson wurde Herrn Musikdirektor C. Stiehl übertragen. Der Wohnungsausschuß hatte die nicht leichte Aufgabe, den 324 von auswärts kommenden Herren und Damen des Chors, sämtlichen Solisten und den vornehmsten Orchestermitgliedern gastliche Aufnahme in Familien zu verschaffen, ohne nennenswerte Schwierigkeiten gelöst. Als Festlokal war das Wriedtsche Etablissement gewählt worden. Am 16. Mai werden die ersten Anzeigen betreffend Billetverkauf erlassen. Vorläufig werden nur Bestellungen auf Billets zu beiden Tagen angenommen, die mit Textbuch 10 *M* kosten. Vom 4. Juni an werden solche zu einzelnen Tagen verkauft für 6 *M* mit Textbuch. Der Eintrittspreis zu jeder Hauptprobe beträgt 3 *M* und zu der Vorprobe am Sonnabendmorgen 9 Uhr 1,50 *M*. Stehkarten zu den Konzerten kosten 3 *M*, werden aber nur in beschränkter Zahl für die Galerie ausgegeben.

So nahten allmählich die Festtage heran. Prof. Joachim traf schon am Mittwoch den 23. Juni in Kiel ein und nahm bei Frau Hensen auf dem Sophienblatt 6 Wohnung, besuchte am Abend die letzte Übung des Kieler Gesangvereins in der Aula des Königl. Gymnasiums, sprach dem Verein seine Anerkennung aus und die Hoffnung, daß er im Feste noch „etwas mehr hergeben" würde.

Donnerstag wurden die Festräume besichtigt und genaue Bestimmungen über die Platzverteilung für Chor und Orchester getroffen, eine nicht geringe Aufgabe, da es sich darum handelte, jedem der 86 Orchestermitglieder und den 430 Damen und Herren des Chores feste Sitzplätze zu verschaffen. Das Orchester, durch Herrn Konzertmeister Boie zusammengestellt, bestand aus dem ganzen philharmonischen Orchester in Hamburg mit Hinzuziehung geeigneter Kräfte aus Hannover, Schwerin, Lübeck und anderen Orten. Aus Kiel selbst waren nur 3 Geiger mitwirkend. Erster Konzertmeister war Otto von Königslöw aus Köln, zweiter John Boie aus Altona. Am Donnerstagabend und Freitag den 25. mit dem ersten Zuge hier eingetroffen, war das ganze Orchester soweit vollzählich versammelt, daß präzise 10 Uhr die erste Probe beginnen konnte. Konzertmeister Boie führte in der Oberon-Ouverture Prof. Joachim das Orchester vor. Die Wirkung war eine durchschlagende. Dann betrat Joachim, vom Orchester mit Jubel begrüßt, den Dirigentenstand, hielt eine kurze, zündende Ansprache und begann mit dem Einstudieren der C-moll-Symphonie von Beethoven. Es war höchst interessant, wie er mit dem Orchester arbeitete, Feinheiten der Ausführung herausfeilte, und dann und wann sich eine Geige geben ließ, um eine bestimmte Phrase so vorzuspielen, wie er sie haben wollte; genug, die Probe verlief so, daß man die Überzeugung gewann, daß der eine Faktor des Musikfestes, das Orchester, seiner Aufgabe durchaus gewachsen und in solcher Schönheit und Stärke hier in Kiel noch nie gehört worden war. Die nächste Sorge war nun die: wie wird der aus 9 einzelnen Vereinen bestehende Chor seine Aufgabe lösen? Mit den Mittags- und ersten Nachmittagszügen waren die auswärtigen Damen und Herren hier eingetroffen, waren von den zahlreichen Mitgliedern des Wohnungsausschusses am Bahnhof empfangen und von Schülern in ihre durch die ganze Stadt zerstreut liegenden Quartiere geleitet worden. Um 5 Uhr stand der ganze Chor bereit, Sopran und Tenor rechts, Alt und Baß links, das Orchester, das in der Mitte saß, ganz umfassend. Nach einigen warmen Begrüßungsworten Joachims wurde mit dem ersten Chor aus Samson:

„Erschallt, Trompeten, hehr und laut“ begonnen. Mit unsagbarer Spannung erwartete jeder, beides Sänger und Hörer, dieses erste Zusammenwirken der aus allen Himmelsgegenden hergekommenen Schar, und der Jubel wollte kein Ende nehmen, als der erste Chor glatt und schwungvoll zu Ende gebracht war. Hatte zuerst die Furcht und Unsicherheit, ob wohl ein Gelingen möglich sei, die Stimmung der Singenden etwas beeinträchtigt, so wurde mit jedem nächsten gelungenen Chor die Stimmung der Singenden mutiger und zuversichtlicher, und ohne wesentliche Ausstellungen von seiten des Dirigenten wurden die sämtlichen Chöre des Samson und der Walpurgisnacht durchgenommen. Joachim war sichtlich beglückt und erfreut, um so viel mehr, weil er in dem eben stattgehabten rheinischen Musikfeste, das er auch dirigierte, grade mit den Chören, die nicht sorgfältig vorbereitet waren, sehr trübe Erfahrungen gemacht hatte. Aus dieser ersten Probe stammt die Umprägung des alten „Holsatia non cantat“ in „Holsatia kann dat“ durch Klaus Groth. Diese beiden ersten Proben hatten somit eine volle Garantie für ein gutes und glückliches Gelingen des Festes ergeben; alles war in gehobener, richtiger Musikfest-Stimmung, die grade deswegen um so beglückender empfunden wurde, weil sie uns schwerfälligen Schleswig-Holsteiner fühlen ließ, daß es eine Welt der Töne gibt, die hinaushebt über die Alltäglichkeit des Lebens und unserm Dasein einen Glanz verleiht, ohne den es kaum menschenwürdig wäre. Der Abend des Freitags versammelte einen großen Teil der Mitwirkenden in den drei oberen Sälen der damaligen „Harmonie,“ wo bei gemütlichem Beisammensein der Regierungspräsident Bitter, als Vorsitzender des Landesausschusses, die Festteilnehmer zuerst offiziell begrüßte. Ein heftiger Gewitterregen mochte wohl viele vom Besuch dieses Begrüßungsabends ferngehalten haben. Nach mehreren Ansprachen anderer Herren, unter denen namentlich eine schwungvolle Rede des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Niemeyer sehr ansprach, trennte man sich nicht zu spät, weil am nächsten Morgen 9 Uhr Chor und Orchester wieder zur Stelle sein mußten zur zweiten gemeinsamen Probe, in der namentlich die für den zweiten Tag bestimmten



2. schleswig-holsteinisches Musikfest 1878.

Von links nach rechts:
1. Reihe: Herr v. Witt. Frau Joachim. Professor Dr. Joachim. Frau Peschka-Leutner. — 2. Reihe: Stiehl. Professor Reinecke. Boie. — 3. Reihe: Kpm Hermann Stange. Domorganist Löwe. Mette. Fromm.

Werke durchgenommen werden sollten: die Walpurgisnacht, das von Frau Klara Schumann gespielte Klavierkonzert ihres Mannes, weitere Proben einzelner Samson-Chöre und die C-moll-Symphonie. Im letzten Augenblicke wurde diese Probe, die ursprünglich als nicht öffentlich geplant worden war, gegen einen geringen Eintrittspreis freigegeben in der Hoffnung, besonders Schülern Gelegenheit zu geben, etwas von dem Fest zu erleben. Am Sonnabend-Nachmittag 5 Uhr begann die Hauptprobe zum Samson, die bei einem Eintrittspreise von 3 *M* mit allen Solisten vor einem gefüllten Saale stattfand. Alles gelang vortrefflich. Unter den Solisten ragten Henschel als Manoah und Krolop als Harapha hervor; während jener mit seinen langatmigen, glänzenden Koloraturen allgemein Bewunderung erregte, wußte Krolop durch seine großen Stimmmittel den großprahlerischen Riesen charakteristisch zu gestalten. Frau Schmidt und Fräulein Kling, die an die Stelle der beruflich verhinderten Frau Joachim getreten war, waren vortreffliche Vertreterinnen der Delila und Micha. Die Probe ging glatt und ohne wesentliche Unterbrechung zu Ende; Stimmung und Begeisterung stiegen bei Hörern und Mitwirkenden mit jeder Nummer bis zum Schluß der Hauptprobe, nach der ein großer Teil der Mitwirkenden in dem damals noch unverkleinerten Wriedtschen Garten beim schönsten Wetter in gehobenem Austausch über die Erlebnisse der letzten Tage zusammenblieb, denn für sämtliche Mitwirkende waren zweifellos die Proben unter Joachim die musikalisch fesselndsten Darbietungen des Festes gewesen. Die Mitwirkung unter einem der hervorragendsten deutschen Musiker, die vollständige Neuheit der Situation, die niegehörten, überwältigenden Leistungen des herrlichen Orchesters und der hochbedeutenden Solisten, dies alles erweckte eine Begeisterung und musikfestlich-gehobene Stimmung, die meines Wissens in keinem der späteren Feste wieder erreicht wurde, und Ferdinand Hiller, der Dirigent vieler niederrheinischen Musikfeste, der auf der Rückreise von Skandinavien das Fest mitmachte, hatte ganz recht, wenn er sagte: „Bei Einrichtung von Musikfesten trifft das „Aller Anfang ist schwer" nicht zu; im Gegenteil, da ist der Anfang leicht und das Ende trägt die Last. Sie werden mir recht geben, wenn Sie erst, wie wir, Ihr fünfzigstes Musikfest haben feiern können." Nach dem zweiten Musikfest sollten wir leider schon die Wahrheit dieses Ausspruchs erfahren.

So kam der erste Musikfesttag, Sonntag der 27. Juni, wieder ein strahlender Sonnentag, heran. Um 11 Uhr versammelten sich alle Festteilnehmer zu einem zwanglosen Beisammensein und Frühstück auf „Bellevue." Die unvergleichliche Aussicht auf unseren waldumkränzten Hafen übte besonders auf die Fremden ihren alten Zauber, und überall herrschte in der an einzelnen Tischen sitzenden Menge eine harmlose Heiterkeit. Musikdirektor Stiehl-Eutin erfreute die Versammlung durch einige von seinen Vereinen hübsch vorgetragene a capella-Chöre, die großen Beifall fanden. Ein kleiner auserlesener Kreis von Künstlern war der freundlichen Einladung des Herrn Dr. Meyer auf dem „Bellevue" benachbarten Forsteck gefolgt. Um 2 Uhr war aber alles wieder in seinen Quartieren, um sich für das um 6 Uhr beginnende Konzert vorzubereiten. Kiel hatte für die beiden Festtage seinen prächtigen Flaggenschmuck angelegt, wie überhaupt die Teilnahme aller, der höchsten wie der unteren Kreise, eine allgemeine war. Diejenigen, die nicht die Konzerte besuchen konnten, und das waren höchstens 1500, wollten doch wenigstens etwas sehen. Eine dichte Menge hielt die Straßen bis zum Festlokal hin besetzt, den zahlreichen Quartiergebern war der Zutritt zum Wriedtschen Garten gestattet, und so begann gegen 4½ Uhr der Zuzug der festlich gekleideten Mitwirkenden und der zahlreichen Zuhörer. Einige

Minuten vor 6 Uhr war alles an seinem Platze. Unter den Ehrengästen befanden sich außer dem vorhin schon erwähnten Ferd. Hiller-Köln nebst Tochter der Ministerialdirektor Greiff, Kapellmeister Schmidt-Schwerin, Graedener und Avé-Lallemand-Hamburg, Hofkapellmeister Levy-München, Rheinthaler-Bremen, v. Bernuth-Hamburg und die kommandierenden Offiziere eines vor einigen Tagen eingelaufenen amerikanischen Geschwaders. Der Wriedtsche Saal gewährte einen prächtigen Anblick. Auf dem bei der dritten Säule beginnenden, nach hinten ziemlich steil ansteigenden Podium saßen links 168 Soprane, rechts 121 Alte, hinter diesen 84 Bässe und neben diesen hinter dem Sopran 57 Tenöre, das ganze Podium bis oben füllend. Inmitten des Chores waren das 86 Mann starke Orchester und der Flügel placiert, in der Mitte vor dem Tonkörper thronte Joachim, von jedermann gesehen, auf seinem hohen Dirigentenbau. Um 6 Uhr genau begann der Samson. Das durch die gelungenen Proben gesteigerte Sicherheitsgefühl des Chores ließ die Chöre noch frischer und glänzender klingen als an den vorhergehenden Tagen, die ausgezeichneten Solisten taten ihr Bestes, und Kiel erlebte eine Aufführung des Samson, wie sie ihm noch nie zuteil geworden war. Das schöne Wetter ermöglichte es, daß die Pausen im Garten verbracht werden konnten; die hierfür festgesetzten 15 Minuten verlängerten sich zu halben Stunden. Trompetensignale, meistens Motive aus den aufgeführten Werken, gaben das Zeichen zum Wiederanfang des Konzertes, eine Einrichtung, die sich bis in die Gegenwart gehalten hat. Die Begeisterung nach dem Schlußchor des Samson: „Laut stimme ein, du ganze Himmelsschar"



3. schleswig-holsteinisches Musikfest 1885.
Von links nach rechts:
Lißmann. Frau Müller-Ronneburger. Hermine Spieß. Alvary.
2. Reihe: Konzertmeister Barghér. Fromm. Boie. Frhr. v. Liliencron.
3. Reihe: Stiehl. Stange. Stallmann.
4. Reihe: Oppermann. Knoop. Meymund. Schultze.

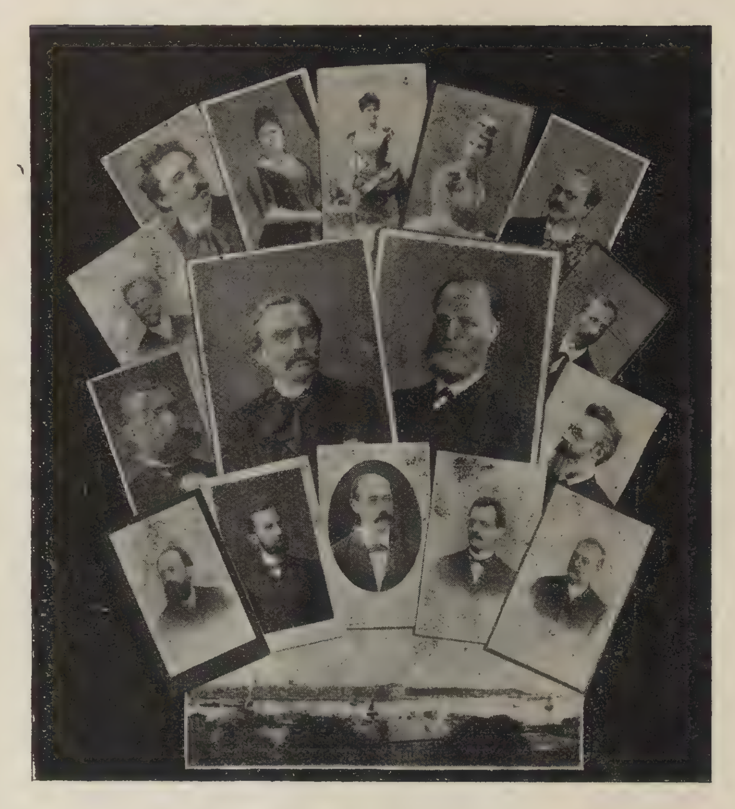
mit dem großartigen C der Bässe machte sich in einer glänzenden Ovation für Joachim Luft: unter allgemeinem Jubel von Publikum und Chor ergoß sich ein Rosenregen über den durch das herrliche Gelingen des ersten Tages selbst hochbeglückten Leiter des ersten schleswig-holsteinischen Musikfestes. Der schöne Abend hielt noch einen großen Teil der Festteilnehmer lange im Wriedtschen Garten fest.

Am 28. morgens 9 Uhr waren alle Mitwirkenden wieder auf ihren Plätzen für die Generalprobe des am Nachmittage stattfindenden zweiten Konzerts. Es war mittlerweile allgemein bekannt geworden, daß Joachim seinen Geburtstag feiere, und er wurde bei seinem Eintritt in den Garten von den beiden Ausschüssen unter Vortritt des Präsidenten Bitter, der eine Ansprache hielt, empfangen und in den Saal geleitet, wo ihn das Orchester mit einem Tusch, der Chor mit Lorbeerkränzen, einem dichten Rosenregen und zugleich mit dem, den ganzen Saal dicht füllenden Publikum, mit brausendem Jubel empfing. In wenigen bewegten Worten dankte Joachim mit lauter Stimme dem Chor und Orchester, indem er aussprach, welche besondere Freude es ihm sei, diesen Tag durch die Aufführung so schöner und herrlicher Musik grade in Kiel feiern zu dürfen; wie er die ihm dargebrachten Huldigungen als nicht seiner Person geltend, sondern der großen künstlerischen Tat, die sie alle hier zusammengeführt hätte, auffasse, und endlich, wie ihm die freundliche Gesinnung, die ihm hier entgegengebracht worden sei, eine unvergeßliche Erinnerung fürs ganze Leben bleiben werde. Unter erneuten Zurufen bestieg er dann seinen Dirigentenstand, und die durch diese Huldigung etwas verzögerte Hauptprobe zum 2. Konzert nahm gegen 9½ Uhr ihren Anfang mit Webers Oberon-Ouvertüre. Die Probe verlief insofern nicht ganz nach der Programmordnung, als Frau Klara Schumann das Klavierkonzert ihres Mannes schon am Sonnabendmorgen probiert hatte und dafür liebenswürdigerweise einige Klavierstücke Schumanns, u. a. „Warum? Traumeswirren und die erste Novellette" spielte; vorher hatte Joachim schon die Ciaconna gespielt, beide natürlich unter endlosem Jubel der Zuhörer.

Am Nachmittage um 6 Uhr begann das 2. Konzert, welches mehr als ausverkauft war, denn der Nebensaal, der sogenannte Büffetsaal, war von Zuhörern dicht besetzt. Die von Konzertmeister Boie dirigierte Oberon-Ouvertüre machte einen großen Eindruck. Um Joachim vor seinem Solospiel Ruhe zu gönnen, dirigierte Boie auch die von Frau Schmidt-Czany sehr schön gesungene Arie der Donna Anna aus Don Juan, und nun kam das Geburtstagskind Joachim mit der von ihm wieder zu neuem Leben erweckten Ciaconna von Bach, jenem wunderbaren vierstimmigen Stück für eine Solo-Geige, das damals wohl zum ersten Male in Kiel gehört und meistens unverstanden angestaunt wurde. Zum Beweise dieses möge hier eine Äußerung mitgeteilt werden, die eine Dame im Konzert einer neben ihr sitzenden machte, nachdem Joachim schon einige Minuten das freilich gegen 15 Minuten währende Stück gegeigt hatte: „Ich finde es doch sehr rücksichtslos von Joachim, so lange zu stimmen!" Wie viele mögen wohl damals mit ähnlichen Empfindungen dem Stück zugehört haben? Denn Bach war hier damals noch eine ziemlich unbekannte Größe. Auch das von Frau Schumann nach einer Mozartschen Konzertarie des Herrn von Witt gespielte Klavierkonzert ihres Gatten hörte man damals zum ersten Male in Kiel, und machte es so gespielt von der berufensten Vertreterin Schumannscher Musik, so dirigiert und so begleitet, einen unbeschreiblichen Eindruck, der sich wieder Luft machte in einem Regen von Rosen, der sich über die hehre Frau ergoß.

Nach einer Pause von einigen Minuten folgte Goethes Walpurgisnacht in

der ewig jungen Komposition von Mendelssohn. Alle vier Herren und Frl. Kling waren als Solisten darin beschäftigt; die Herren in Partien, die ihnen ganz besonders gut lagen, sangen unübertrefflich. Henschels „Dein Licht, wer will es rauben" ist mir unvergeßlich. Die Chöre wurden mit einer Frische und z. T. mit einer Virtuosität gesungen, die in späteren Musikfesten nie wieder erreicht worden ist. Mit der Walpurgisnacht war so recht eigentlich der Höhepunkt der Begeisterung erreicht, der Chor hatte seine Aufgaben glänzend gelöst, darüber war nur eine Stimme unter den vielen einheimischen und fremden Musikverständigen, und der schon einmal erwähnte Hiller hatte nicht ganz unrecht, wenn er sagte: „So schön werden Ihre Chöre nie wieder singen." Das erhebende Bewußtsein eines großen Gelingens zusammen mit einer rein künstlerischen Begeisterung, wie sie hier zu Lande noch nie empfunden war, hatte eine so millionenumschlungene Stimmung zur Folge, daß die jetzt eintretende $^3/_4$ stündige Pause, die beim schönsten Wetter von allen wieder im Garten verbracht wurde, wie im Rausche verging, und als das Trompetensignal zum Wiederanfang des Konzerts ertönte, war man noch lange nicht fertig mit dem Austausch der reichen und großen musikalischen Eindrücke, die man in den vergangenen Tagen in sich aufgenommen hatte, und doch sollte jetzt erst die C-moll-Symphonie von Beethoven durch das vorzügliche Orchester, unter Meister Joachims Leitung, als das erhabenste und schönste Kunstwerk, das ganze Musikfest krönen. Und in der Tat war das eine Wiedergabe des Riesenwerkes im echt Beethovenschen Geiste, und die Gefühle der Freude und des Jubels über das gelungene Fest konnten keinen entsprechenderen Ausdruck finden als durch den stolzen



4. schleswig-holsteinisches Musikfest 1889.
Von links nach rechts:
1. Reihe: C. Kaufmann. Lißmann. Frau Joachim. Pia v. Sicherer. A. Kroymann. Js. Seitz.
2. Reihe: Stiehl. Stange. Wüllner. Krug.
3. Reihe: Meymund. Knoop. Fromm. Oppermann. Bracker.

Siegeshymnus des letzten C-dur-Satzes der Symphonie. Sonderbarer Weise spielte im ganzen Musikfest C-dur oder der Ton C eine hervorragende Rolle. Die schönsten und packendsten Momente waren immer in C-dur oder mit dem Tone C verbunden, so daß man C den Grundton des Festes nennen könnte, für ein erstes Musikfest eine ganz passende und solide Basis.

Wenn nach dem zweiten Konzert als Schluß des Festes ein Abendessen geplant war, an dem 5—600 Personen teilnehmen sollten, und welches aus Mangel an anderen Räumen im Konzertsaale stattfinden mußte, so ist es begreiflich, daß die Aus- und Wieder-Einräumung eine gewisse Zeit in Anspruch nahm; wenn das Publikum aber geduldig wartete bis 12 Uhr, ehe man sich zum Essen setzen konnte, so ist das wieder ein Beweis der vortrefflichen, begeisterten, weltentrückten Stimmung, in der man selbst Hunger und Durst vergaß. Endlich, erst nach 12 Uhr, kamen die zu ihrem Recht, und bis in den hellen Morgen blieb man in fröhlicher Unterhaltung beisammen. Der erste Toast des Präsidenten Bitter galt Joachim, der zweite den Offizieren des amerikanischen Geschwaders, dann toastete Rechtsanwalt Rommel auf die Ehrengäste, Ministerialdirektor Greif auf die Damen, Direktor Dr. Niemeyer auf Chor und Orchester, Dr. Schulthes auf die Solisten u. s. w. Erwähnen muß ich noch einer von Prof. Pochhammer gedichteten humoristischen Erklärung der vom Maler Wolperding gezeichneten Tischkarte, welche großen Jubel hervorrief.


Freiherr Rochus v. Liliencron.

Unter Gewittersturm und Regen fuhren am nächsten Nachmittage die meisten Damen und Herren wieder in ihre Heimat. So war das erste schleswig-holsteinische Musikfest verlaufen als ein großer, durch kein Defizit getrübter künstlerischer Erfolg. Im ganzen Lande erwartete man von diesem Fest einen musikalischen Aufschwung und namentlich von der Stadt Kiel, daß sie mit der Bildung eines eigenen Orchesters vorgehen werde. Erst jetzt, nach 30 Jahren, scheint sich diese Hoffnung erfüllen zu sollen.

Ich habe den Verlauf des ersten Festes etwas ausführlich beschrieben, weil sich die folgenden Feste ganz ähnlich gestalteten, und ich werde mich viel kürzer fassen und auf ihre künstlerische Bedeutung beschränken können. Der Präsident Bitter hatte eine zweijährige Wiederholung der Musikfeste in Aussicht genommen, wonach das zweite schon im Jahre 1877 hätte stattfinden müssen. Als aber im Februar 1876 Präsident Bitter nach Berlin ins Finanzministerium berufen wurde, fehlte dem Landesausschuß der Vorsitzende, und da eine geeignete Persönlichkeit, die mit einflußreicher Stellung die nötige musikalische Autorität besaß, augenblicklich nicht vorhanden war, verharrte der Landesausschuß vorläufig in Untätigkeit, bis man in dem Baron R. v. Liliencron, der im Nov. 1876 als Nachfolger des verstorbenen Herrn v. Wedderkop Propst des adeligen Klosters zu St. Johannis vor Schleswig geworden war, einen vollwertigen

Ersatz für den Präsidenten Bitter fand, und so hat Herr v. Liliencron mit seinem musikalischen Verständnis und weltmännischem Takt unter oft schwierigen Verhältnissen unsere Musikfeste bis 1902 geleitet. Kiel, das anfangs dem ihm aufgedrängten ersten Fest sehr zweifelnd gegenüberstand, jetzt aber durch den unerwartet glänzenden Erfolg vollständig anderen Sinnes geworden war, gab den Anstoß zum zweiten Feste. Herr Stange, der inzwischen nach Kiel als Organist an die Heil. Geist-Kirche berufen und zum 1. Januar 1876 dahin übergesiedelt war, wurde beauftragt, Herrn Baron v. Liliencron die Sachlage vorzutragen und um die Erlaubnis zu bitten, ihn als Vorsitzenden dem Landesausschuß vorschlagen zu dürfen. Mit großer Bereitwilligkeit gab er seine Zustimmung, und einstimmig wurde Herrn Baron v. Liliencron vom Landesausschuß der Vorsitz übertragen. Im Herbst 1877 berief er den Ausschuß, und man beschloß, am 23. und 24. Juni des folgenden Jahres das 2. schleswig-holsteinische Musikfest in Kiel zu feiern. Karl Reinecke, der Leiter der Gewandhauskonzerte in Leipzig, ein geborener Schleswig-Holsteiner, wurde als Dirigent gewählt, Judas Makkabäus von Händel als Oratorium bestimmt und als weltliches Chorwerk, zum ersten Male in Schleswig-Holstein, die neunte Symphonie von Beethoven, ein Beweis, daß man nach den Erfolgen des Chores im letzten Feste ihm die schwierigsten Aufgaben zutrauen zu dürfen glaubte. Auf Reineckes Wunsch wies man später noch den idealen kleinen Chorsatz von Mozart: „Ave verum" dem Chore zu. Die Solisten waren Frau Dr. Peschka-Leutner (Sopran), Frau Amalie Joachim (Alt), Herr v. Witt, jetzt in Schwerin (Tenor), Herr Eugen Gura (Baß). Das Soloquartett war, was die Damenstimmen betrifft, dem des ersten Festes weit überlegen, und wenn zu den Genannten Prof. Joachim noch als Instrumentalsolist hinzukam, so wird man zugeben müssen, daß die künstlerische Ausstattung des zweiten Musikfestes der des ersten Festes nicht nur gleichkam, sondern sie noch überbot. Der glänzende finanzielle Erfolg des ersten Festes hatte die Ausschüsse zu sicher gemacht; anstatt im Voranschlage vorsichtig zu Werke zu gehen, wie beim ersten Fest, war man jetzt zu vertrauensselig, obwohl man auf den früheren regierungsseitigen Zuschuß durchaus nicht rechnen durfte.

Die Vorbereitungen zum Feste gingen inzwischen ihren gewiesenen Gang; man hatte eben gelernt, was zu tun und was zu bessern war, als ein Ereignis eintrat, welches die bis dahin ungetrübte Freude auf das Fest beträchtlich dämpfte. Auf einer Übungsfahrt des Panzergeschwaders sank infolge eines Zusammenstoßes am 31. Mai der Panzer „Großer Kurfürst" im Kanal bei Folkestone. Daß man in Kiel diesen größten Verlust, der unsere noch junge Flotte betroffen hatte, besonders tief empfand, war begreiflich; als dann aber die Nachricht von dem schändlichen Nobilingschen Attentat auf den alten Kaiser Wilhelm I. das ganze Land in eine tiefgehende Aufregung versetzte, war wie mit einem Schlage alle Lust für das Fest geschwunden. Die Zeitungen brachten täglich Artikel für und wider die Abhaltung des Festes. Da aber die Nachrichten über das Befinden des Kaisers immer günstiger lauteten, legte sich allmählich die Aufregung, und als dann am 12. Juni der Landesausschuß zu einer Sitzung aufs Kieler Schloß berufen wurde unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten v. Scheel-Plessen, kam man zu dem Entschluß, das Fest doch stattfinden zu lassen, weil einerseits die Heilung Sr. Majestät des Kaisers einen sehr günstigen Verlauf nahm und weil andererseits die Unkosten des Aufschubs des Festes sehr groß gewesen sein würden. So wurden alle Vorbereitungen wieder mit Energie aufgenommen, und Freitag, den 21. Juni waren Chor und Orchester abermals versammelt zu gemeinsamer Arbeit. Das Orchester, wieder

von Konzertmeister Boie zusammengestellt, war annähernd dasselbe wie im vorigen Fest: den Stamm bildete das Hamburger philharmonische Orchester, verstärkt durch hervorragende Mitglieder namentlich der Schweriner und Hannöverschen Hofkapellen. Einzelne erste Bläser hatte Reinecke aus Leipzig mitgebracht, während aus unserer Provinz schon 18 Musiker teilnahmen gegenüber nur 4 beim ersten Fest. Reinecke war ein ungemein sicherer und ruhiger Dirigent, der mehr ins Detail ging als Joachim, aber vielleicht nicht das Anregende hatte wie dieser. Die erste Orchesterprobe war sehr günstig verlaufen, und am Nachmittag um 5 Uhr sollte, wie auch früher, die erste Chor- und Orchesterprobe stattfinden, der man natürlich mit Spannung entgegensah, galt es doch einer ersten Aufführnng der 9. Symphonie, die an den Chor weitgehende Anforderungen stellt.

Wenn diese erste Probe auch nicht den überwältigenden Eindruck der gleichen Probe im ersten Feste machte, so gewann man doch den Eindruck, daß der Chor diese bedeutend schwierigere Aufgabe auch bewältigen werde und daß Joachim mit seiner Äußerung im ersten Feste: „Ihren Chören wird nichts zu schwer sein" ganz recht gehabt hatte. Wenn der Verlauf des Festes dem des ersten sehr ähnlich war, selbst bis auf die Geburtstagsfeier des Dirigenten, der am Sonntagmorgen bei seinem Erscheinen auf „Bellevue" mit dem vom ganzen Chor gesungenen „Seht den Sieger, ruhmgekrönt" begrüßt und gefeiert wurde, so gab doch diesem Musikfest die erstmalige Aufführung der 9. Symphonie einen Zug idealster Begeisterung, der in der Weise dem ersten Fest gefehlt hatte, dazu überboten auch die solistischen Leistungen auf dem zweiten Musikfest die des ersten. Die beiden Damen: Frau Peschka-Leutner und Frau Joachim, waren in ihren Duetten im Judas Makkabäus schlechthin unübertrefflich, und das Soloquartett in der Neunten: „Wo dein sanfter Flügel weilt" wird selten in solcher Vollendung gehört worden sein.

Um einem Gedanken Ausdruck zu verleihen, der damals alle Herzen bewegte, war man auf die glückliche Idee gekommen, das Fest durch „Heil Dir im Siegerkranz" in der Weise zu eröffnen, daß der Sopran die erste Strophe in B-dur, der Alt die zweite in F-dur und darnach der volle Chor die dritte Strophe vierstimmig in B-dur sang. Ein lang ausgehaltener B-dur-Dreiklang erklang vom ganzen Orchester, die Zuhörerschaft erhob sich, das „Heil Dir im Siegerkranz" erklang, von Reinecke glänzend instrumentiert, in der oben beschriebenen Weise. In bewegten Worten brachte der Oberpräsident v. Scheel-Plessen das Hoch auf Se. Majestät den Kaiser aus, in das die ganze Versammlung unter rauschenden Fanfaren des Orchesters begeistert einstimmte.

Wieder erscholl die dritte Strophe des Kaiserliedes, und das zweite schleswig-holsteinische Musikfest war eröffnet. Es begann mit einer gelungenen Aufführung des Judas Makkabäus von Händel. (Übersetzung von Gervinus und Instrumentation von Ferd. Ries, nicht wie das Textbuch angab: Jul. Rietz.) Den zweiten Tag eröffnete eine für diese Gelegenheit komponierte Festouvertüre von Reinecke, dann sang Gura die bekannte Arie aus Hans Heiling, und Joachim spielte das 7. Konzert von Spohr. Frau Dr. Peschka-Leutner sang eine Koloratur-Arie aus Almire von Händel und Herr v. Witt die oft gehörte Arie aus Joseph. Joachim spielte dann noch einmal die Romanze aus seinem ungarischen Konzert, und endlich schloß Frau Joachim diese bunte Reihe von Solovorträgen durch eine Arie aus Glucks Alceste ab; und wenn mitten in dieses Sammelsurium der Chor noch das fromme Ave verum von Mozart so schön sang, daß es wiederholt werden mußte, so wurde hierdurch der unkünstlerische Eindruck dieses zusammengewürfelten Programms nicht vermindert, sondern eher noch

verstärkt. Der größte Teil des Publikums dürfte freilich bei dieser unvermittelten Vielseitigkeit seine Rechnung gefunden haben!

Und nun kam nach der üblichen großen Pause, die wieder alle Hörenden und Mitwirkenden bei schönstem Sommerwetter im Garten verbrachten, der Glanzpunkt des Festes, die in unserem engeren Vaterlande erste Aufführung der 9. Symphonie von Beethoven. Wer die großen Schwierigkeiten dieses Werkes kennt, wird es begreifen, daß, als die Aufnahme desselben in das Programm des Festes beschlossen wurde, die Meinung der Musikkundigen des Ausschusses dahin ging, daß wir eine Durchschnittsaufführung der Symphonie wohl würden ermöglichen können, mehr aber nicht. Und nun erlebten wir eine Aufführung, welche dreist den besten dieses Riesenwerks an die Seite gestellt werden konnte, und die sich die vollste Bewunderung selbst der vornehmsten musikalischen Autoritäten, die anwesend waren, errang. Diese Aufführung war eine künstlerische Tat, welche das zweite Musikfest weit über das erste erhebt und ihm einen unvergleichlichen Glanz verleiht.



Jubiläumsfeier des Kieler Gesangvereins 1894.
Von links nach rechts:
1. Reihe: Frl. v. Senden. von Zur Mühlen. Frl. Leisinger. Stange. Frau Joachim. Messchaert. Frau Johannsen.
2. Reihe: Gillmeister. Musikdirektor Borchers. Van der Smissen.

Leider wurde die Erinnerung an das Fest sehr getrübt durch die allmählich sich offenbarende Tatsache, daß die Abrechnung des Festes ein großes Defizit ergeben würde. Das war die natürliche Folge des ersten staatlich organisierten Festes. Von einem Regierungspräsidenten ins Leben gerufen, mit einem staatlichen Zuschuß von 3000 ℳ fundiert und durch einen in allen Kreisen aufgebrachten Garantiefonds gedeckt, konnte man das Fest luxuriös ausstatten und hatte so bedeutende Einnahmen, daß nicht nur der Garantiefonds garnicht in Anspruch genommen zu werden brauchte, sondern daß von dem Zuschuß der Regierung nur die Hälfte gebraucht wurde. Dem gegenüber mußte das zweite Fest durchaus auf eigenen Füßen stehen. Ein dringlicher Appell des Herrn v. Liliencron zur Bildung eines Garantiefonds hatte wenig

Erfolg. Die Vorstände der einzelnen Vereine mußten bestimmte Summen aufzubringen sich verpflichten, in Kiel wurde diese Summe in Erinnerung an den finanziellen Erfolg des ersten Festes vielfach überzeichnet, und nun kamen unmittelbar vor dem Fest die beiden Katastrophen, die einen schlechten Einfluß auf den Besuch der Konzerte hatten; kurz und gut, das Fest ergab ein Defizit von gegen 7000 *M*, welches die Einziehung des ganzen Garantiefonds nötig machte und nach mühevollen Schwierigkeiten durch den Gymnasial-Direktor Dr. Niemeyer, den Vorsitzenden des Kieler Lokalkomitees, endlich aus der Welt geschafft wurde. Dieser volle pekuniäre Mißerfolg schien jeden Gedanken an eine Wiederaufnahme der Musikfeste unmöglich zu machen, bis das Jahr 1885 sich nahte und in diesem die 200jährigen Geburtstage Bachs und Händels, jener beiden großen Deutschen, die zuerst nach dem 30jährigen Kriege deutschem Empfinden und deutschem Wesen einen künstlerischen Ausdruck zu geben vermochten und die die Grundpfeiler unserer gesamten musikalischen Entwicklung geworden sind.

Am 17. November 1884 berief der Vorstand des Kieler Gesangvereins unter seinem damaligen Vorsitzenden, Graf v. Moltke, eine Versammlung aller sich für die Sache Interessierenden, um die Angelegenheit einer möglichst eingehenden Besprechung zu unterziehen. Es galt namentlich die Bereitwilligkeit der Kieler festzustellen, denn nicht alle Zeichner des ganz eingezogenen Garantiefonds hatten ihre Beiträge so willig bezahlt wie der Oberpräsident v. Scheel-Plessen, der auf meine Frage, ob man nicht die Regierung um eine Beihülfe bitten könne, antwortete: „Davon würde ich dringend abraten; ich habe heute mit Freuden meine zum Garantiefonds gezeichnete Summe bezahlt in dem Bewußtsein, einen Kunstgenuß gehabt zu haben, der nicht teuer genug bezahlt werden kann." Indessen es waren jetzt seit jenem Musikfest reichlich 7 Jahre verflossen, die Erinnerung an den großen künstlerischen Erfolg des Festes hatte das finanzielle Fiasko desselben vergessen gemacht, und die Mehrheit der auf jener Versammlung zahlreichen Anwesenden sprach sich für Abhaltung des Festes aus, das natürlich, um Einnahmen und Ausgaben sich decken zu lassen, einfacher und sparsamer eingerichtet werden mußte. Erwähnt werden muß noch, daß Lübeck im Jahre 1881 ein Musikfest veranstaltete, zu dem die 8 in den beiden ersten schleswig-holsteinischen Festen mitwirkenden Vereine eingeladen wurden und auch daran teilnahmen. Wenn nun 7 Jahre nach dem zweiten Fest der Landesausschuß sich in keiner Weise gerührt hatte und der Kieler Gesangverein die erste Anregung zu einem neuen Fest gab, so ist es mir noch heute unverständlich, warum man nicht diese Gelegenheit benutzte, um den früheren, über die ganze Provinz zerstreuten, schwerfälligen Apparat des Landesausschusses fallen zu lassen und das Kieler Lokalkomitee unter dem Vorsitz des kunstsinnigen, mit voller Hingabe für alle idealen Interessen eintretenden Baron v. Liliencron nicht allein die Geschäftsleitung übernahm. Das Resultat jener stürmischen Versammlung war 1. der einstimmige Beschluß, im Sommer 1885 das 3. schleswig-holsteinische Musikfest in Kiel zu feiern, 2. den früheren Landesausschuß einzuladen, dem Kieler Komitee beizutreten, 3. die Herren Oberbürgermeister Mölling, Direktor Niemeyer, Hofbuchhändler Toeche, Kaufmann Volckmar und Musikdirektor Stange mit den vorläufigen Einleitungen zum Feste zu beauftragen und 4. dem Baron v. Liliencron das Ehrenpräsidium zu übertragen.

Am 14. Dezember fand nun unter Vorsitz Liliencrons die erste Sitzung der vereinigten Ausschüsse in Kiel statt. Der Charakter einer Bach- und Händelfeier wurde dadurch gewahrt, daß außer der 9. Symphonie von Beethoven nur Werke von jenen beiden zur Aufführung gelangten und zwar am ersten



5. schleswig-holsteinisches Musikfest 1898.
Von links nach rechts:
1. Reihe: Orelio. Lulu Heynsen. Frl. Meyerwisch. von Zur Mühlen.
2. Reihe: Kleinsang. Stange. Stavenhagen. Beermann. Keller.

Tage das Oratorium Josua von Händel und im ersten Teil des zweiten Tages Suite für Orchester, 3 Arien, ein Cello-Solo und die Kantate zum Epiphanienfest: „Sie werden aus Saba alle kommen," sämtlich von Bach. In Erinnerung an das erste Fest wurde Joachim als Dirigent gewählt. Dem Gesangverein in Neumünster wurde die Mitwirkung im Musikfest zugesagt unter der Bedingung, daß die Mitwirkenden darauf verzichteten, in Kiel untergebracht zu werden.

Herr Baron v. Liliencron erließ einen energischen Aufruf zur Bildung eines Garantiefonds, der in einigen Städten guten Erfolg hatte, in anderen weniger. Ganz unerwartet traf dann Ende April bei dem Vorsitzenden die Nachricht ein, daß Joachim leider verhindert sei, das Musikfest in den festgesetzten Tagen zu dirigieren, weil für die Tage Prüfungen in der Hochschule angesetzt seien, bei denen er nicht fehlen könne. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß der eigentliche Grund seiner Absage ein anderer war. In jener Zeit war der Streit über die Art der Aufführung Bachscher und Händelscher Werke heftig entbrannt. Auf der einen Seite standen Spitta und Chrysander, die Biographen Bachs und Händels, und forderten, daß den Aufführungen die Originalpartituren zugrunde gelegt würden, die aber unbedingt die Mitwirkung einer Orgel verlangten. Auf der anderen Seite stand namentlich Rob. Franz, der die alten Partituren durch neue Instrumente bereichern, gewissermaßen übermalen wollte, um die damals in vielen Konzertsälen fehlende Orgel überflüssig zu machen. Joachim stand durchaus auf Seiten Chrysanders und Spittas und verlangte deswegen auch für das Musikfest die Aufstellung einer Orgel im Wriedtschen Saale. Darauf konnte man sich aber wegen der

großen Unkosten nicht einlassen, und da Joachim sich zu weit für die Aufführung Bachs und Händels in ihrer ursprünglichen Gestalt engagiert hatte, konnte er nicht wohl auf einem Musikfeste seine Überzeugung verleugnen. Am 3. Mai traten dann die vereinigten Ausschüsse in der „Harmonie" in Kiel unter Liliencrons Vorsitz zusammen und wählten Herrn Stange zum „Dirigenten mit der Ermächtigung, anderweitigen Beistand aus den Musikdirektoren der beteiligten Vereine auszuwählen."

Die Solisten des 3. schleswig-holsteinischen Musikfestes, welches am 28. und 29. Juni 1885 unter Herrn Stanges Leitung stattfand, waren Frau Müller-Ronneburger, Frl. Herm. Spieß, Herr Max Alvary, Herr Friedr. Lißmann und Solo-Cellist Herr Ferd. v. Liliencron. Im Orchester wirkten diesmal 45 hiesige Musiker mit. Die Tatsache, daß ich das Fest dirigierte, verbietet es von selbst, daß ich die künstlerischen Resultate hier bespreche, aber wenn es auch nicht mit dem künstlerischen Luxus ausgestattet war wie die früheren, so lieferte es doch den Beweis, daß wir bei weiser Sparsamkeit Musikfeste feiern können, die Kennern Genuß gewähren und den Mitwirkenden Freude machen. Das Fest hatte nicht nur kein Defizit, sondern einen Überschuß von 1100 *M*, den wir besonders der genauen und strengen Rechnungsführung unseres damaligen Schatzmeisters, des Herrn Hofbuchhändler Toeche, verdankten.

Wenn Präsident Bitter bei Einrichtung der Musikfeste den Gedanken hatte, dieselben jede zwei Jahre stattfinden zu lassen, so war dies unmöglich, weil Kiel die einzige Stadt war, die die Sorge und Mühwaltung der Feste auf sich nahm, und so kam es je nach den Verhältnissen zu vier- und fünfjährigen Pausen zwischen den einzelnen Festen.

Nach 4 Jahren, im Jahre 1889, findet zum ersten Mal unter dem Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Prinzessin Heinrich von Preußen das 4. schleswig-holsteinische Musikfest statt. In die Leitung teilten sich die Herren Dr. Franz Wüllner aus Köln und Prof. Stange. Es war Wüllners Vorschlag, daß Herr Stange das Oratorium dirigierte. Er schrieb: „Mir scheint von Rechtswegen das Oratorium dem einheimischen Dirigenten zu gebühren," eine Auffassung, die sich der Ausschuß unserer Feste überhaupt zu eigen machen sollte. Das Orchester wurde wieder opulenter ausgestattet; während im letzten Fest 45 einheimische Musiker mitwirkten, wurden in diesem nur 15 verwendet. Die 6 Solisten: Fräul. Pia v. Sicherer, Fräul. A. Kroymann, Frau A. Joachim, die Herren C. Dierich, K. Kaufmann und Fr. Lißmann, wozu noch Prof. Seitz als Klavierspieler kam, erforderten wieder größere Mittel, so daß leider das finanzielle Ergebnis des Festes ein Defizit von 2500 *M* ergab. Der künstlerische Erfolg unter Wüllners energischer und unermüdlicher Leitung war besonders in den Orchestersachen ein glänzender. Die Chöre, die außer in der 9. Symphonie nur achtstimmig waren, verdienten das höchste Lob. Als Hauptwerke kamen außer der Neunten zur Aufführung: Israel in Ägypten von Händel, Nun ist das Heil von Bach, die Furien-Scene aus Orpheus mit Frau Joachim, die Ouvertüren zu Genoveva und Tannhäuser von Schumann und Wagner, ein Klavierkonzert von Mozart und endlich die 2. Symphonie von Brahms.

Das nächste Musikfest veranstaltete der Kieler Gesangverein zur Feier seines 50jährigen Bestehens. Es war ein schleswig-holsteinisches Musikfest, durfte aber nicht so genannt werden. Zum ersten Male trat bei diesem Musikfeste Herr Geheimrat Prof. Pochhammer als Vorsitzender des Komitees in Tätigkeit und hat sich durch seine hingebende Energie um die folgenden Feste die größten Verdienste erworben. Da beim vorigen Feste der Eutiner Gesangverein auf

die Mitwirkung verzichtete, finden wir diesmal nur die Vereine von Altona, Flensburg, Kiel, Lübeck, Neumünster, Rendsburg, Segeberg und Schleswig an dem Feste beteiligt. Segeberg war ein sehr erwünschter Zuwachs wegen der verhältnismäßig großen Zahl von Herrenstimmen. Das Programm des Festes war das erste, welches auf die vielen Einzelvorträge der Solisten verzichtete. Der erste Tag brachte Mendelssohns Elias, der zweite, außer der Neunten, die Ouvertüre zur Euryanthe, Brahms' Schicksalslied, das Quintett aus den Meistersingern, das D-dur-Klavierkonzert von Mozart, gespielt vom Königl. Musikdirektor Borchers, und den dritten Teil von Rob. Schumanns Faustmusik. Als Solisten wirkten mit: Frl. Elis. v. Leisinger, Frau A. Johannsen, Frau Am. Joachim, Frl. S. v. Senden, Herr R. von Zur Mühlen, Herr van der Smissen, Herr Joh. Merschaert und Herr C. Gillmeister. Die Konzerte beginnen jetzt 5 Uhr nachmittags, im übrigen unterscheidet sich das Fest in nichts von den vorigen. Ein Zuschuß der Stadt von 1000 ℳ ermöglichte einen guten finanziellen Abschluß des Festes, das Prof. Stange allein dirigierte.

Es scheint fast, als ob die Musikfeste, die einen gewissen realen Hintergrund haben, wie das Bach- und Händelfest im Jahre 1885, das Fest im Jahre 1894 zur Feier des 50jährigen Bestehens des Kieler Gesangvereins und endlich das im Jahre 1898, dem Jubiläumsjahre der Erhebung der Herzogtümer, stattfindende 5. schleswig-holsteinische Musikfest sich einer besonderen Teilnahme erfreut hätten. Der Schleswig-Holsteiner hat weniger das Bedürfnis nach der Kunst an sich; er läßt sie sich aber gerne gefallen, sobald sie einen dekorativen Zweck erfüllt. Es galt diesmal der Gedenkfeier einer politisch für unser Land sehr bedeutungsvollen Zeit, und das Programm mußte diesem Gedanken Rechnung tragen. Wenn der Landesausschuß bei diesem Fest um eine Anzahl Herren aus der Provinzialverwaltung vermehrt ist, so ist das damit zu erklären, daß der Provinzialausschuß aus dem ihm zu Gebote stehenden Fonds für Kunst und Wissenschaft aus Anlaß des Jubiläumsjahres der Er-



6. schleswig-holsteinisches Musikfest 1902.

Von links nach rechts.

1. Reihe: Messchaert. Frau Noordewier-Reddingius. Frl. Philippi. v. Zur Mühlen.
2. Reihe: Kleinsang. Spengel. Mühlfeld. Schleicher. In der Mitte: Steinbach.

hebung der Herzogtümer einen namhaften Beitrag zur Deckung der Unkosten bewilligte. In die Leitung des Festes, das am 12. und 13. Juni 1898 stattfand, teilten sich die Herren Hofkapellmeister Stavenhagen und Prof. Stange derart, daß Herr Stavenhagen außer dem Vorspiel aus den Meistersingern die beiden dritten Symphonien in Es und F von Beethoven und Brahms dirigierte, Herr Prof. Stange dagegen alles Übrige. Die das Fest als eine Erinnerung an unsere achtundvierziger Erhebung charakterisierenden Tonwerke waren vor allem die das erste Konzert eröffnende Kantate von Bach: „Ein feste Burg ist unser Gott" und die ihr folgende Eroica-Symphonie von Beethoven. Den zweiten Teil bildete Händels „Das Alexanderfest" oder „Die Macht der Tonkunst." In dieser Drydenschen Ode wirkten alle 4 Solisten mit: als Sopran Frl. Meyerwisch, als Altistin das leider bald nachher verstorbene Frl. Luln Heynsen, eine geborene Schleswig-Holsteinerin, Raym. v. Zur Mühlen, der treffliche Tenor, der im weiteren Verlaufe des Festes unser Plattdeutsch so meisterhaft behandelte, und als Bassist der Holländer, Herr J. M. Orelio. Den zweiten Tag eröffnete eine von unserem speziellen Landsmann Max Stange für das Fest komponierte und Ihrer Majestät der Kaiserin gewidmete schwungvolle Ouvertüre „An die Heimat," die ausklang in dem Refrain unseres Schleswig-Holstein-Liedes. Ihr folgte: „Der Gesang der Parzen" aus Goethes Iphigenie von Brahms für 6stimmigen Chor und Orchester komponiert, dann J. O. Grimms reizender Liederkranz aus Klaus Groths Quickborn, dem beide, der greise Dichter und der greise Komponist, als Ehrengäste mit sichtlicher Freude zuhörten. Nach dem 113. Psalm von Mendelssohn für 8stimmigen Chor beschloß das Vorspiel zu Wagners „Die Meistersinger" den ersten Teil. Nach langer Pause bildete dann die F-dur-Symphonie von Brahms und die Chorphantasie von Beethoven, in welcher Stavenhagen den Klavierpart meisterhaft spielte, den Schluß des Festes, das mit seiner „naiven" und zugleich „rasenden" Begeisterung (wie sich ein bekannter Hamburger Kritiker ausdrückte) keinem der früheren Feste nachstand. Der Zwischenraum von vier Jahren zwischen den einzelnen Festen hat sich jetzt so eingebürgert, daß das nächste Fest 1902 stattfand. Seit den ersten beiden Festen in den Jahren 1875 und 1878 war dies das erste Fest, das wieder ausschließlich unter einem fremden Dirigenten stattfand. In der am 13. Oktober 1901 stattgehabten Vorversammlung wurden vier der berühmtesten Dirigentenvirtuosen auf den Wahlauffsatz gestellt, von denen schließlich Herr Generalmusikdirektor Fr. Steinbach, damals in Meiningen, gewählt wurde. Da ihm, wie es ja das einzig Richtige ist, bei der Feststellung des Programms ein weiter Spielraum gelassen wurde, so erhielten wir eins jener klassischen Programms, durch die sich seine Meininger Musikfeste so auszeichneten, nur aus Werken der drei großen B.: Bach, Beethoven und Brahms, bestehend. So vornehm das Programm in rein künstlerischer Beziehung auch war, so unmöglich war dessen korrekte Ausführung durch die kleineren Vereine, und namentlich war es die Missa solemnis von Beethoven, die die Kräfte derselben weit überstieg. Vorproben, die Steinbach mit den einzelnen Vereinen abhalten wollte, wurden abgelehnt, und eine, die er mit den drei Vereinen von Segeberg, Rendsburg und Neumünster abhielt, bestätigte leider die oben ausgesprochene Furcht vollauf. Wenn trotzdem die Aufführung der Missa noch einigermaßen gelang, so war das einerseits der hinreißenden und energischen Leitung Steinbachs, andererseits der Sicherheit der wenigen größeren Vereine zu danken. Außer der Missa brachte das Fest die Neunte von Beethoven, von Bach die Kantaten: „Wie schön leuchtet" und „Ich will den Kreuzstab" und das

3. Brandenburger Konzert. Von Brahms endlich die erste Symphonie, Quartette für 4 Solostimmen und die Rhapsodie für Altstimme und Männerchor. Den Männerchor führte der vortrefflich geschulte Kieler Lehrergesangverein aus, dessen schätzenswerte Mitwirkung den Musikfesten in Zukunft gesichert ist. Die Solisten des Festes waren: Frau Dr. Noordewier-Reddingius (Sopran), Frl. Philippi (Alt), Herr v. Zur Mühlen (Tenor) und Joh. Messchaert (Baß). Am Flügel: Prof. Julius Spengel. Das 6. Musikfest war das erste, dem die kraftvolle, zielbewußte und geniale Persönlichkeit seines Dirigenten einen ganz bestimmten Charakter aufprägte: es war Steinbachs Programm und Steinbachs Auffassung, die er durch die Energie seines Willens jedem einzelnen Mitwirkenden aufzwang, eine Auffassung, die nicht etwa im Widerspruch zum Komponisten stand, sondern im Gegenteil das Resultat eines eminent musikalischen Anempfindens war. Ob aber die an den Musikfesten teilnehmenden Musikvereine auf der Höhe stehen, den Ansprüchen eines solchen Dirigenten zu genügen, ist mir zweifelhaft.

Nach dem leider im vorigen Sommer erfolgten Rücktritt Sr. Excellenz des Herrn v. Liliencron als Ehrenpräsident des Landesausschusses für die Musikfeste hat Se. Excellenz Graf Reventlow-Preetz denselben freundlichst übernommen. Das Programm des in diesem Sommer unter der Leitung der Herren Hof-Kapellmeister Stavenhagen, Dr. Alb. Mayer-Reinach und Herrn Professor F. Woyrsch stattfindenden 7. Musikfestes ist vorwiegend aus Werken neuerer Tondichter zusammengesetzt und unterscheidet sich darin von allen vorgehenden.

Werfen wir nun einen Rückblick und fragen uns: haben die schleswig-holsteinischen Musikfeste den von ihnen erwarteten musikalischen Aufschwung dem Lande gebracht? so müssen wir leider darauf mit „nein!" antworten. Sie konnten das nicht, weil, um das zu erreichen, die Musikfeste viel zu selten fallen mit Unterbrechungen von 7, 5 und meistens von 4 Jahren. Sie können aber nicht öfter gefeiert werden, weil Kiel die einzige Stadt ist, die sich der mit den Festen verbundenen Mühwaltung unterzieht, und es wäre wohl der Erwägung wert, ob sich nicht die acht Vereine in zwei Gruppen teilen sollten, von denen die vier größeren Orte: Altona, Flensburg, Kiel und Lübeck, die eine und die kleineren Städte: Neumünster, Rendsburg, Schleswig und Segeberg, die zweite Gruppe bilden würden. Jede dieser Gruppen könnte dann ihre eignen Musikfeste, sei es jedes Jahr oder alle zwei Jahre und zwar abwechselnd in den verschiedenen Städten feiern, was außerdem noch den Vorteil hätte, daß jede Gruppe in der Wahl ihrer Programme ihre Leistungsfähigkeit mehr berücksichtigen könnte. Die Einrichtung des ersten Musikfestes mit einem staatlichen Zuschuß verschuldete zum großen Teil den finanziellen Zusammenbruch des zweiten, und seitdem ist es der Kieler Gesangverein gewesen, von dem immer wieder die Anregung zu den späteren Festen ausgegangen ist. Möchte er sich dieser führenden Stellung bewußt bleiben und möchten die schleswig-holsteinischen Musikfeste durch häufigere Wiederholungen eintreten in eine neue Aera stärkerer künstlerischer Einwirkung auf das Musikleben der ganzen Provinz!

Zwei geschichtliche Gedenkstätten der Krempermarsch.

Von **K. Bielenberg** in Borsfleth.

Zu der Krempermarsch im engeren Sinne rechnet man die vier Kirchspiele Borsfleth, Krempe, Neuenbrook und Süderau. Dieselben sind zur Hauptsache von den Holländern im 13. Jahrhundert angelegt und eingedeicht. In

dem ältesten Kirchspiele Borsfleth lag einst das Kloster Ivenfleth, das einzige Kloster der Elbmarschen, in dem jüngsten Kirchspiele Süderau die einzige Burg der Krempermarsch, die Steinburg. Die Lage dieser beiden geschichtlichen Denkstätten, nämlich des Klosters im westlichen und der Burg im östlichen Teile der Krempermarsch, kann noch heute genau festgestellt werden, doch sind die letzten Reste der Bauten längst verschwunden.

1. Das Ivenflether Kloster.

Es lag im Kirchspiel Borsfleth, wo noch zur Zeit ein Ort hart an der Störmündung Ivenfleth heißt. Noch jetzt führt ein schmaler Arm der Stör bis an den Deich; dieser Arm ist jedenfalls ein Rest des alten Flethes. Ob der Name des Ortes mit dem Vornamen Ywen, der in den Akten des Itzehoer Klosters allerdings mehrfach vorkommt, zusammenhängt, beruht wohl nur auf Mutmaßung.

Jedenfalls ist der Ort in alten Zeiten, d. h. vor der Entstehung des um 1413 angelegten „Alten Deiches,“ eines Notdeiches, der in Ivenfleth ungefähr rechtwinklig an den „Neuen Deich“ (Elbdeich) stößt, bedeutender gewesen als jetzt. Darauf deutet hin, daß noch jetzt in dem aus 1 Hofe und einigen Katen bestehenden Orte allein 2 Schankwirtschaften sich befinden; auch bezeichnet man noch die Straße, welche am „Alten Deich“ entlang in den Ort hineinführt, als Dorfstraße. Wahrscheinlich ist ein an der Elbe liegender Teil des Ortes im 14. und 15. Jahrhundert von den Sturmfluten zerstört und später als „Wildnis“ den Fluten preisgegeben worden; auch auf der andern Seite der Störmündung mußte die daselbst im Außendeiche stehende Wewelsflether Kirche aus dem gleichen Grunde abgebrochen werden (1503).

In dieser, durch die Fluten der Elbe äußerst gefährdeten Gegend auf dem linken Störufer lag einst das Ivenflether Kloster auf einer Wurt im Außendeich, die als solche jetzt kaum mehr zu erkennen ist. Sie mag mit der Zeit abgetragen worden sein. So legte der Kommandant von Glückstadt, Graf Christian v. Pentz, im Schwedenkriege 1644 hier zum Schutze der Störmündung eine Schanze an, wozu die Erde möglicherweise von der in der Nähe liegenden Klosterwurt genommen wurde. Der Name „Schanze“ haftet noch jetzt an einem Grundstück in der Nähe der Klosterwurt.

Wie kam man aber dazu, an diesem den Fluten ausgesetzten Punkte ein Kloster und dazu noch ein Nonnenkloster anzulegen? Mit Bestimmtheit ist diese Frage bis jetzt nicht beantwortet; man weiß auch nicht genau, wann und von wem das Kloster angelegt worden ist.

Allerdings neigt man allgemein der Ansicht zu, daß das Kloster eine Gründung des Schauenburger Grafen Adolf II. war, und daß es bald nach der Schlacht von Bornhöved (1227) angelegt wurde. Damals schmachtete Holstein unter der Herrschaft Waldemars des Siegers. „In jenen Tagen,“ heißt es in einer Bremer Chronik, „war kein Fürst im Lande Holstein, und eine Edelfrau in der Marsch zu Krempe auf dem Schloß Kellingdorpe, mit Namen Frau Deestz von Kellingdorpe, begab sich zu Graf Adolf III., der nach der unglücklichen Schlacht bei Stellau im Jahre 1201 durch einen Eid verpflichtet war, das Holstenland zu meiden, und bat ihn, ihr und dem Lande Holstein einen von seinen Söhnen zu geben, um über sie zu herrschen. Und er gab ihr seinen jungen Sohn Adolf, bei dessen Erscheinen sich Freude und Jubel in der Marsch erhob.“ Adolf IV. hat danach längere Zeit vor dem für ganz Holstein so bedeutsamen Siege von Bornhöved (1227) in der Nähe und in der Krempermarsch gelebt, man meint, im jetzigen Kirchspiel Neuenkirchen an

der Stör. [1]) Er lernte somit den hohen Wert der Eindeichung an der schon durch die Holländer urbar gemachten Wilstermarsch kennen und mag später sein Augenmerk auf die noch uneingedeichte Krempermarsch gerichtet haben. Er war ja bekanntlich nicht nur ein tapferer, sondern auch ein frommer Herr, der mehrere Klöster gründete und sein Leben, getreu seinem Schwur, im Kloster beschloß. So glaubt man, daß er auch der Gründer des Ivenflether Klosters gewesen ist, da die Gegend ihm nach dem Vorhergehenden genau bekannt sein mußte. Die Gründung des Klosters setzt man um das Jahr 1230 an; es war der Visitation des Reinfelder Abtes, der an der Spitze der berühmtesten und reichsten Cisterzienserabtei Holsteins stand, unterworfen.

Das Kloster Ivenfleth war auch ein Cisterzienserkloster und wurde von Nonnen bewohnt. Die Mönche, die ja meistens ein scharfes Auge für gute Gegenden hatten, hätten gewiß nicht diese kahle Marschgegend, die dazu noch beständig den Überflutungen der Elbe und Stör ausgesetzt war, als Bauplatz für ein Kloster ausersehen. Zwar genossen die Cisterzienser einen guten Ruf als Landwirte, und es läge somit nahe, daß Adolf IV. ihres Rates bei der Urbarmachung der Krempermarsch bedurft hätte. Aber dies wird hinfällig, da wir es hier mit einem Nonnenkloster zu tun haben. Allerdings lag dasselbe an einem natürlichen Verkehrswege, an der Stör; die Marschwege waren damals ja noch weniger fahrbar als jetzt. Auch waren die Fische, die beliebte Fastenspeise, hier leicht zu bekommen. Aber diese Punkte haben doch zu wenig Bedeutung, als daß sie die Ursache zur Anlage eines Klosters hätten werden können. So ist man zu der Ansicht gekommen, daß es ein sogenanntes Not- oder Pönitenzkloster gewesen ist, und daß den Nonnen diese Stätte zur Strafe als Wohnsitz angewiesen wurde.

Lange sollte diese Anlage auch nicht bestehen. Das Kloster wurde sehr bald nach Itzehoe verlegt, wo es noch jetzt, allerdings in der durch die Reformation veränderten Weise als adeliges Fräuleinkloster, besteht.

Im Klosterarchiv zu Itzehoe heißt es unter dem 7. Mai 1263: Stade. „Hildeboldus, Erzbischof von Bremen, gestattet den Cisterziensernonnen zu Yienflete, ihr überschwemmtes und verfallenes Kloster in Etzeho oder sonst in diesem Kirchspiel wieder aufzubauen.“

Und unter dem 12. März 1298 heißt es abermals: „Hinricus und Gherardus, Grafen von Holstein und zu Schauenburg, confirmieren dem Nonnenkloster in Itzeho, welchem ihr Vater Gherardus (Sohn Adolfs IV., † 1290) gestattet, von Ywlethe nach Ytzeho überzusiedeln und die dortige Pfarrkirche (die jetzige Laurentiuskirche) mit Patronatsrecht und Einkünften geschenkt hatte, diese Schenkung.“

Bereits unter dem 3. März 1286 hatte Gerhard I. sein Patronatsrecht über die Kirche dem „Cisterzienserconvent“ übertragen.

Schon 1272 verschenken die Gebrüder Reventlow nebst anderen ihre Güter im Lande Dithmarschen an das Kloster zu Etzeho „zwecks einer Seelenmesse.“

Also muß das Kloster zu Ivenfleth 1272 schon verlegt sein. Weitere Urkunden über den Ursprung des Klosters sind uns nicht aufbewahrt. In Borsfleth erinnert noch eine Reihe Häuser, das sogenannte „Kloster, an das ehemalige Cisterzienserkloster. Auch mögen die außergewöhnlich großen Besitzungen der Borsflether Predigerstelle — etwa 52 Morgen — aus jener Zeit stammen. Da aber, wo einst das Kloster sich auf einer Wurt erhob, sieht man jetzt das

---

[1]) Siehe Prof. Dr. Detleffen, Geschichte des Kirchspiels Neuenkirchen.

Vieh des Landmannes grasen. Der Besitzer der „Klosterwurt" ist zur Zeit der Landmann und Schankwirt H. Kühl in Ivenfleth; die „Schanze" gehört zum Pastorat.

2. Die Steinburg.

Weit mehr und bestimmtere Nachrichten sind uns über die andere geschichtliche Gedenkstätte, die Steinburg im Kirchspiel Süderau, erhalten. Zwar weiß man auch nicht genau das Jahr der Gründung, doch wird die Burg um das Jahr 1300 entstanden sein, denn zu Anfang des 14. Jahrhunderts kommt der Name zuerst in Urkunden vor.

Noch jetzt ist der mit Erlen umpflanzte und mit einem Graben umzogene, mehrere Meter über den Ackerboden hervorragende Burgplatz, der sich auf einem halbinselartigen Vorsprunge der Geest in die Marsch erhebt, deutlich zu erkennen. Die Burg lag an der alten Hauptlandstraße von Hamburg nach Itzehoe, welche gleichzeitig später Poststraße wurde. Sie hatte jedenfalls diesen wichtigen Punkt, wo die Marsch auf beiden Seiten an die Heerstraße herantritt, zu schützen;



Die Stätte der ehemaligen Steinburg.

auch war die Kremper Au bis hierhin schiffbar. Mit der Festung Krempe stand die Burg durch eine Nebenlandstraße in Verbindung. Sie war zur Hauptsache aus Steinen erbaut, während damals noch der Holz- und Lehmbau vorherrschte. Bei der Entfernung der letzten Mauerreste im Winter 1889/90 zeigte sich, daß der Grundriß der Burg ein schmales Rechteck war. Das Hauptmaterial des Grundes waren große Findlinge von der nahen Geest. Die Lücken waren durch Ziegelsteine und Muschelkalk ausgefüllt. Die Verbindung war eine so feste, daß Pulver zur Sprengung angewandt werden mußte. Bis 1870 waren noch zwei Burggräben vorhanden, welche dem Landmann das Dachrohr gaben. Der hohe Wall wurde aber in den äußeren Graben hineingepflügt und in Ackerboden verwandelt. Beim Niederlegen des Walles kamen die aus Ziegelsteinen hergestellten Grundmauern mehrerer Scheunen oder Ställe zum Vorschein. Auch wurden beim Mergelgraben ein alter Obstgarten und ein Friedhof bloßgelegt. Der innere Graben ist noch vorhanden.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Burg als eine Gründung der holsteinischen (schauenburgischen) Grafen bezeichnet; letztere hatten zur Beherrschung der Marschen und zu ihrer eigenen Sicherheit mehrere Burgen am Rande der Geest erbauen lassen, z. B. auch die Hatesburg d. h. Kampfburg bei Wedel. Die Steinburg ist darum mit dem Geschicke der Marschen, besonders der Kremper Marsch, eng verknüpft. Wir finden die Burg zu Anfang des 14. Jahrhunderts im Besitz des Grafen Johann III., des Milden, aus der Plöner Linie (1312—1359). Dieser freigebige Fürst veranlaßte eine bessere Entwässerung des Kirchspiels Süderau (1350) und gründete südlich von Glückstadt den jetzt von den Fluten wieder vernichteten Ort Grevenkroch oder Nygenstadt (1354); auch die Stadt Krempe hatte ihm manche Verbesserung zu verdanken. Er wird diese Anlagen von seiner Besitzung Steinburg geleitet haben. Nach dem Aussterben dieser Linie im Jahre 1390 kam die Burg an die Rendsburger Linie der Schauenburger Grafen, bei der sie bis znm Tode Adolfs VIII. im Jahre 1459 blieb.

Die Burg war keine Zwingburg, wie solche auch wohl an der Grenze von Marsch und Geest (z. B. die Böklenburg) vorkommen, da die Bewohner der Marschen in gutem Einvernehmen mit ihrem Landesherrn, dem holsteinischen Grafen, standen; ja, wir sehen, wenigstens in einem Falle, als die holsteinischen Grafen zu Beginn des 14. Jahrhunderts in einem Kampfe mit dem Bremer Erzbischof waren, daß die Kremper Marschbauern sich auf die Seite der Grafen stellten. Letztere gewährten den Marschbewohnern, die sich um die Eindeichung der Marsch verdient gemacht hatten, manche Rechte und Freiheiten, und so kamen Streitigkeiten kaum vor. Die Grafen regierten wohl selbst auf der Steinburg oder an ihrer Stelle die Vögte; auch war die Burg eine längere Zeit der Witwensitz der Gräfin Anna, der Schwiegertochter Johanns des Milden.

Zu der Vogtei gehörig werden die Ortschaften Hale (Hohenfelde), Neuenbrook, Krempe, Neuenkircheu, Borsfleth, Süderau, Heiligenstedten und Bole bezeichnet. Der letztere Ort wurde später von den Fluten zerstört und lag in der Gegend des jetzigen Glückstadt.

Mit dem Tode Adolfs VIII. kam die Steinburg 1460 an den dänischen König Christian I., den Mann mit der „bodenlosen Tasche," der stets in Geldverlegenheit war. Er verpfändete die Burg mit ihren Einkünften aus der Kremper- und Wilstermarsch im Jahre 1465 für 10000 ℔ Kurant an die Hamburger, die freilich die baufällig gewordene Burg ausbesserten, im übrigen aber auf ihren Vorteil bedacht waren. Sie setzten ihre eigenen Vögte ein und geboten, daß nur mit Genehmigung ihres Vogtes Korn auf der Kremper Au und Stör seewärts ausgeführt werden sollte; der Hauptkornhandel sollte also über Hamburg gehen. Schon durch diesen Wechsel wurde Unzufriedenheit in der Marsch erregt. Erst 1485 wurde die Burg wieder von der Witwe Christians I., Dorothea, wieder eingelöst.

In die Zeit Christians I. fallen die ersten Feindseligkeiten der Marschbewohner mit der vorgesetzten Behörde. War schon durch die Verpfändung der Vogtei wie durch die mancherlei Vorrechte, die der König infolge seiner Geldverlegenheit dem Adel sichern mußte, Unzufriedenheit entstanden, so wurde letztere noch größer, als den Bewohnern durch ein Patent vom 2. November 1470 das ihnen lieb gewordene holländische Recht, das ihnen manche Freiheiten sicherte, genommen und das Holstenrecht eingeführt wurde; nur das alte Deichrecht blieb. In der Steinburg residierte fortan der Vertreter des Königs, der Amtmann. Dieser wurde jetzt oberster Richter und Anführer im Kriege; in letzterem Falle mußten die Marschen eine Anzahl junger Leute stellen. Auf der

Burg war das Gericht beider Marschen, das Amtsarchiv und das Amtsgefängnis; auf einer Anhöhe standen Galgen und Rad. Alle Älterleute und Geschworenen waren dem Steinburger Amtmann unterstellt; durch ihn konnte man allerdings an den König appellieren. Außerhalb der Feste lag ein Vorwerk, von Danckwerth Meierhof genannt, und daneben befanden sich ein Wirtshaus und eine Mühle. Die Einnahmen aus diesen Besitzungen werden dem Amtmann zugute gekommen sein. Trotzdem wurden zur Unterhaltung der Burg und anderer Festungswerke neue Steuern erhoben. Für den Amtmann sowie für den König, wenn dieser selbst einmal in die Marschen kam, was namentlich zur Zeit Christians IV. häufiger geschah, wurde ein sogenanntes Herrengeld eingefordert.

Die frühere Selbständigkeit der Marschbewohner hielt damit auf. Daß die Bauern sich dieses nicht ohne weiteres gefallen ließen, war bei ihrem konservativen Sinne wohl anzunehmen. Es kam ihnen gut zu statten, daß der König im Streite mit Schweden und seinem Bruder Gerhard lag. Letzterer erschien in der Krempermarsch, bewirtete die Leute in Krügen mit Bier, versprach ihnen die alten Rechte, verschaffte sich großen Anhang und ließ sich 1469 von den Marschbewohnern huldigen. Nachdem aber Gerhard allen Ansprüchen hatte entsagen müssen, erschien König Christian I. in Itzehoe, und im Bunde mit den Hamburgern, denen ja die Steinburg verpfändet war, zwang er die Bauern zur Ergebung. Die Umgegend der Burg wurde durch die feindlichen Truppen verheert, und die Bauern mußten neue Steuern zahlen.

Ebenso wurde der Aufstand des Landmannes Henneke Wulf aus der Wilstermarsch unterdrückt. [1])

Nach dem Tode Christians I. kam die Steinburg in den Besitz seines Sohnes Friedrich I., der sie 1508 neu befestigen ließ. Kurz vorher (1500) war die Schlacht bei Hemmingstedt gewesen, wo der Adel durch die Dithmarscher Bauern eine schlimme Niederlage erlitt. Unter den Gefallenen wird auch ein Heinrich von Ahlefeld zu Steinburg genannt. So mag die Vorsicht den König wohl veranlaßt haben, die nicht allzu widerstandsfähige Burg neu zu verstärken, um auf diese Weise die Marschen leichter im Zaume zu halten. Tatsächlich brach auch einmal unter seinem Sohne und Nachfolger Christian III., als Sievert Reventlow Amtmann in Steinburg war, ein ernster Streit aus. Jedenfalls hat letzterer sein Recht etwas zu weit ausgedehnt, denn seine „Thojegers" (d. h. wohl Polizeibeamte) „stelden syk wat motwyllygen an yn de Wilster Marsch, sunderlyk thom flete" (St. Margarethen). Die Wilstermarsch klagte, und der Streit sollte in Krempe geschlichtet werden. Da aber die Kläger forderten, daß ihre Sache zuerst vorgebracht werden sollte, ehe „de Thojegers" aussagten, und der Amtmann dies nicht zuließ, so wurden die Wilstermarschleute zornig und aufrührerisch und verlangten, daß „de Thojegers" gebunden ins Gefängnis geführt werden sollten, nnd wenn nicht der alte Kirchspielvogt Henneke Lübbe aus Wewelsfleth zur Ruhe gemahnt hätte, „so hadden se den amptmann myt den thojegers un synen knechten dodt gesteken." Der Amtmann verklagte darauf die Wilstermarschleute bei dem Könige, und dieser (Christian III.) wollte letztere als Aufrührer streng bestrafen. Nur durch Verwenden des alten Henneke Lübbe, der mit vier anderen Kirchspielvögten der Wilstermarsch nach Kolding zum König reiste, wurde das Schlimmste abgewendet. Den Bauern der Wilstermarsch, mit Ausnahme der Kirchspielvögte, die an dem Aufruhr nicht

---

[1]) Nach der Sage mußte dieser seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen. Ein Bild, welches diese Sage darstellt, hängt noch jetzt in der Wewelsflether Kirche.

teilgenommen hatten, wurde 1548 das sogenannte „Kleiergeld" auferlegt, das zur Reinigung der Gräben um die Steinburg verwendet wurde. Anfangs sollte jeder Bauer der Wilstermarsch einen Tag Handdienste leisten, später wurde statt dessen eine bestimmte Geldsumme gezahlt.

Seitdem wird von einem Aufruhr nicht wieder berichtet. Die Burg scheint allmählich recht baufällig geworden zu sein, denn dem Amtmann Georg von Ahlefeld wurde 1555 die Stadt Krempe zum Wohnsitz angewiesen, wogegen Steinburg als Vorwerk gehalten werden sollte.

Unter dem Amtmann Josias von Qualen (1571—1581) wurde die Burg neu aufgebaut (1576).

Von den Amtmännern der Steinburg sind namentlich die Rantzaus berühmtgeworden. Johann Rantzau, dem Besieger der Ditmarsen und Erbauer Breitenburgs, der die Befestigung Krempes leitete und die Reformation förderte, wurde hier 1526 sein berühmter Sohn Heinrich Rantzau geboren. Dieser, ein Schüler Luthers, hat sich als Staatsmann, als Förderer von Kunst und Wissenschaft und Gewerben große Verdienste erworben. Seine berühmte Bibliothek zu Breitenburg umfaßte 6300 Bände. Sie stand nach Berichten der Zeitgenossen in Europa an 11. Stelle. Leider ist dieselbe bei der Belagerung Breitenburgs im 30jährigen Kriege verloren gegangen. Er selbst wird auch als der Verfasser von wenigstens 23 größeren Werken bezeichnet. Auf dem Landtage zu Flensburg 1564 legte er zum ersten Male den Ständen die Wünsche seines Königs in hochdeutscher Sprache dar, was großes Aufsehen erregte. Er starb 1598. Von dem Amtmann Detlef Rantzau (1614—1639) behauptet man, daß er den Rappsaatbau in den Marschen eingeführt habe, doch wohl mit Unrecht.[1])

Nach dem Neubau der Burg im Jahre 1576 hatte sie mehrfach die Ehre, Könige in ihren Mauern zu beherbergen, so i. J. 1578 den König Friedrich II., 1598 und 1621 Christian IV., der von hier aus seinen Zug gegen Tilly vorbereitete (1625). Der 30jährige Krieg wurde aber für die Burg zum Verderben. Christian IV. erlitt am 25. August 1626 bei Lutter am Barenberge eine Niederlage. Tilly und Wallenstein drangen in die holsteinischen Marschen ein. Die Steinburg wurde 1627 im Herbst von den Kaiserlichen unter Torquati Conti genommen. Es wurde zwar von Krempe aus im Frühjahr 1628 noch einmal versucht, die feindliche Besatzung aus der Steinburg zu vertreiben, doch mißglückte es; der Anführer der Kremper, F. Ch. von Calitz, fiel dabei. Da die Burg später Isolani mit seinen Kroaten als Lager angewiesen war, so läßt sich denken, daß eine Verwüstung nicht ausblieb. Als daher der Amtmann Detlef Rantzau 1639 starb, wurde der Sitz des Amtmannes nach Glückstadt verlegt und dies Amt dem Kommandanten von Glückstadt, dem Grafen Pentz, übertragen. Dessen Nachfolger Christian Rantzau (Amtmann von 1649—1663), zugleich Statthalter von Holstein, erhielt das Schloß von dem Könige Christian IV. zum Geschenk unter der Bedingung, daß er dasselbe abbrechen und in Glückstadt auf dem Rethövel wieder aufbauen sollte. Dies geschah, doch wurde „die Steinburg" des Grafen Rantzau nach dem Niedergange Glückstadts in den Jahren 1718 und 1719 niedergerissen und das Material verkauft. An der Stelle wurde im Jahre 1738 ein Zuchthaus erbaut; dies Gebäude ist zur Zeit noch vorhanden.

Auf dem Schloßplatze der alten Steinburg wurden bald nach der Niederlegung der Burg neue Befestigungen angelegt, von denen noch heute die Be-

[1]) Siehe des Verfassers Abhandlung über das Kirchspiel Süderau. Selbstverlag.

zeichnung „Schanze“ herrührt. Diese spielten im Schwedenkriege 1644 eine Rolle. Der „tolle Wrangel“ versuchte mehrmals, die Steinburger Schanze zu nehmen, was aber durch den tapferen Befehlshaber von Krempe, Steinberger, vereitelt wurde. Der schwedische General Steenbock mied bei seinem Durchzuge von Mecklenburg über Altona nach Tönning im Januar 1713 die Schanze und wählte, da es gefrorener Boden war, den Weg durch die Marsch über Krempe nach Itzehoe. Ihm auf dem Fuße folgte der Zar Peter der Große von Rußland mit einer Begleitung von 150 Mann. Er zog „über Horst bei Steinburg vorbei“ nach Glückstadt und von da über Harburg nach Hannover auf den Landtag. Die Garnison von Glückstadt rückte zuweilen nach der Steinburger Schanze, um auf den Wällen zu üben. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts war hier noch eine Besatzung, die zuletzt aber nur noch aus Invaliden bestand. 1763 ward die Demolierung der Schanze verfügt. Die noch vorhandenen Gebäude wurden abgebrochen und das Land in Zeitpacht gegeben; die sogenannten Vorwerksländereien waren schon früher verpachtet. Später erhielten die Pächter die Ländereien in Erbpacht, die in neuerer Zeit in Rentenbankrenten verwandelt wurde. Die Vorwerksländereien gehören jetzt zum Clüverschen Hofe, während die „Schanze“ sich im Besitze des Herrn Hofbesitzers H. Tiedemann befindet. Über den ehemaligen Burgplatz geht jetzt der Pflug.

Benutzt wurde Prof. Dr. Detlefsen: „Geschichte der Holsteinischen Elbmarschen“ und Michelsen: „Das Amt Steinburg“ (Zeitschr. d. Ges. f. Schl.-Holst.-Lauenb. Gesch., Bd. 7).



Heimatgrüße.

1.

Melancholisch spricht die Flut:
„Komme wieder nach der Heimat,
Nach dem meerumspülten Eiland —
Dort ist's gut.“
Flüsternd rauscht sie mir ins Ohr:
„Sing' dir süße Nixenlieder —
Komm, entflieh dem Menschentreiben,
Sei kein Tor!“
Und ich höre auf ihr Wort.
Sehnsucht packt mich nach der Insel,
Nach der Nordsee heimlich Rauschen,
Fort und fort.

2.

Vor dem flackernden Feuer
Im einfachen Küchengewand
Sitzt sie und schauet sinnend
Hin auf den leuchtenden Brand.

Sie träumt von seligen Zeiten,
Im Aug' einer Träne Glanz.
Da saßen sie hier zu zweien,
Sie und des Nachbars Franz.

Der war in die Fremde gegangen,
Es kam kein Gruß und kein Brief,
Und keinem wollte sie sagen,
Wie sie nach ihm weinte und rief.

So klagt sie und klagt jeden Abend:
Hast du mich vergessen ganz,
Willst du nicht wiederkommen,
Mein lieber, lieber Franz?

Langensalza. Ernst von Oldenburg.



Mitteilungen.

1. **Alte schleswig-holsteinische Truhe.** Unter den wertvollen Geschenken, die im Jahre 1902 im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe der Abteilung der Möbel zu gute kamen, hebt Direktor Prof. Dr. Brinckmann in seinem Jahresberichte besonders die von Herrn G. J. Cords gestifteten Füllplatten einer alten Truhe hervor, die eine in der schleswig-holsteinischen Renaissance wenig geübte Technik vertreten, jene in Süddeutschland und zur Zeit der Spätgotik vor allem in Tyrol gepflegte Flachschnitzerei. Bei dieser wird die Darstellung in dem ausgehobenen und dunkel gefärbten Grunde als Fläche stehen gelassen und nur durch ihre Umrisse und die nach Holzschnittweise in


Füllplatte einer Truhe mit dem Sehestedtschen Wappen; Flachschnitzerei. Höhe 42 cm.

Linien kräftig eingestochene Innenzeichnung hervorgehoben. Leider ist die Truhe nicht mehr als Ganzes erhalten. Von den vorhandenen Fülltafeln, die aus Pappelholz gearbeitet sind, gehörten vier der Vorderwand und je zwei jeder Seitenwand an. „Unter Rundbogen, deren Zwickel mit Engelsköpfen gefüllt sind, sind zwei der großen Platten mit biblischen Darstellungen, nämlich der Lehre Jesu im Tempel und seiner Taufe im Jordan, gefüllt, die zwei andern, die unsere Abbildungen zeigen, mit Wappen alter holsteinischer Adels-Geschlechter, dem Wappen der Sehestedt und dem Wappen der Ahlefeldt, von denen der Helmstellung nach jenes als das Mannes-, dieses als das Frauenwappen anzusprechen ist. Die Seitenplatten sind unter Bogen mit Dreiblatt in den Zwickeln nur mit Blattwerk gefüllt." Nach der guten Zeichnung des Ornaments vermeint Prof. Dr. Brinckmann diese Flachschnitzereien dem Ende des 16. Jahrhunderts zuweisen zu können. Genaueres wird das Ergebnis der genealogischen Forschungen sein.

Mitgeteilt von F. Lorentzen.

2. **Eine Fleischbeschau in alter Zeit.** Der Hardesvogt Langheim erließ am 17. April 1822 für die Hüttener Harde nachstehende Verfügung: *Es haben die Bauervögte wiederholt* rücksichtlich der geräucherten Waren, welche bei der gegenwärtigen Wärme mehr denn je dem Verderben ausgesetzt sind, am nächsten Montag mit Zuziehung zweier Eingesessenen, die willkürlich dazu zu beordern sind, eine Untersuchung in allen Häusern auf dieselbe Art wie die letzte Untersuchung vorzunehmen und wird ihnen dabei vorgeschrieben: 1. daß sie bis auf weiteres jeden Montag eine solche Untersuchung anstellen, und 2. daß sie jeden Mittwoch mir über den Ausfall Anzeige machen. Zugleich damit Folgendes zur Vorschrift: 1. Findet sich an dem Speck, sobald man ihn bis auf die Schwarte eingeschnitten hat, ein verdächtiger Geruch, so ist Fäulnis eingetreten, und er ist nicht mehr genießbar. Man kann ihn dann jedoch zu anderweitigen Zwecken in der Haushaltung, als zu Wagenschmiere, Schuhschmiere und zum Sielenzeug gebrauchen. Allein will man dieses, so muß man denselben einige Stunden in kaltes Brunnenwasser legen, dann mit frisch gebranntem Holzkohlenpulver auf seiner ganzen Oberfläche einreiben, an einem freien Ort aufhängen und demnächst ausbraten. 2. Bei den Schinken ist es durchaus erforderlich, daß an dem Schinkenknochen ein tiefer Einschnitt gemacht wird. Zeigt nun der Geruch, daß er angegangen, übrigens in seinen anderen Teilen noch fest und hart ist, so wird der Schinkenknochen ausgeschnitten, alles übelriechende und mißfarbige, und was sich etwa schleimig zeigen sollte, rein weggenommen, diese innere Stelle mit Kohlenpulver eingerieben, der ganze Schinken mit Holzsäure (?) bestrichen und an einer kalten Stelle auf der Räucherdiele oder der Rauchkammer aufgehängt. 3. Schinken und Speck, welche in einem höheren Grade von der Fäulnis bereits ergriffen sind, werden in der



Füllplatte einer Truhe mit dem Ahlefeldtschen Wappen; Flachschnitzerei. Höhe 42 cm.

Nähe von Obstbäumen 3 Fuß tief in die Erde gegraben. 4. Alle Räucherwaren müssen von dem Feuerherde soweit weggehangen werden, daß sie nur von dem abgekühlten Rauch berührt werden. Die warme Räucherung befördert die Fäulnis, und was gegenwärtig sich noch gut konserviert hat, das wird durch die Vorsicht leichter erhalten werden können. Ein jeder Hauswirt muß diese Vorkehrung sofort treffen. 5. Niemand darf sich unterfangen, angegangenen Speck oder Schinken seinen Leuten als Speise vorzusetzen, ebensowenig dasselbe an Arme zu verschenken.

Hardesvogtei zu Fleckeby, den 17. April 1822.

Langheim.

Mitgeteilt von Tonn in Weede bei Segeberg.

Bücherschau.

Im Verlage von **Ludwig Möller** in Lübeck erschien soeben, also gerade noch rechtzeitig genug, um auf der General-Versammlung unseres Vereins die verdiente Beachtung zu finden, eine Original-Steinzeichnung heimatlichen Charakters: „**Holsteinische Bauernhäuser**“ von **Hermann Stuhr,** Altona. — Das schlichte Motiv zu dem stimmungsvollen Blatt hat der Künstler in allernächster Umgebung gefunden, in der Propstei: Im Vordergrund die dichtbewachsene Fläche des Dorfteiches, am Ufer dahinter, sich dunkel gegen den leuchtenden Abendhimmel abhebend und im Wasser spiegelnd, die ihn beschattenden Bäume, und jenseits des breiten, abendstillen Dorfplatzes in blauer Dämmerung breit und beschaulich die Häuser des Dorfes. — Das Bild redet eine unaufdringliche Sprache und will häufiger betrachtet sein, aber dann weckt es auch um so stärker und nachhaltiger jedem, der die tiefe Stille und den Frieden der Sommerabende auf dem Dorfe kennen gelernt hat, die Erinnerung daran in ihrem ganzen Reiz. — Gerade angesichts des Mangels an Bildern heimatlichen Charakters, dem abzuhelfen auch unser Verein bekanntlich sich bemüht, ist das Erscheinen eines guten derartigen Bildes mit Freuden zu begrüßen. Das wegen seines mittelgroßen Formats besonders als Zimmerschmuck geeignete Blatt sei warm empfohlen.

Kiel. G. Kühn.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Conwentz, Die Heimatkunde in der Schule. 2. Auflage. Verlag von Gebr. Borntraeger. — Georg Asmussen, Stürme. Verlag von Karl Reißner in Dresden. Preis 5 M. — Adolf Bartels, Wilde Zeiten, eine Erzählung aus der Dithmarscher Geschichte. Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden. Preis 0,45 M. — „Aus Natur und Geisteswelt,“ 79. Band: „Die Beziehungen der Tiere zu einander und zur Pflanzenwelt“ von Prof. Dr. Kraepelin. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, 1905. — „Der Lachs und seine Wanderungen“ von Prof. Dr. F. Zschokke. Verlag von E. Nägele in Stuttgart.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 7. Juli 1906.

Unter der Linde.

Die Sonne lacht vom Himmelszelt
Und dörrt die welken Schwaden;
In Mittagsglut liegt rings die Welt:
Das mag zur Ruhe laden.
Die kurze Rast im Tageslauf
Vergönn' ich dem Gesinde;
Ich selber such' mein Plätzchen auf
Wohl unter grüner Linde.

Wie wohlig hier am heißen Tag,
Vom Dufthauch lind umzogen;
Hoch oben nur im Blätterdach
Ein Schwirren und ein Wogen:
Da fliegen ab, da fliegen zu
Die Immen gar geschwinde;
Ich horch' hinauf in sanfter Ruh'
Wohl unter grüner Linde.

Das surrt und summt im Blütenmeer,
Dann laut, dann wieder leise . . . .
Mir ist's, als ob der Knab' ich wär',
Der einstmals lauscht' der Weise.
Auf seinem Knie hält mich der Greis,
Spricht freundlich zu dem Kinde:
Er kündet mir des Bienleins Preis
Wohl unter grüner Linde.

Doch wie es brausend neu anschwillt,
Als ging's zum lust'gen Reigen,
Da sehe ich ein andres Bild
Aus ferner Zeit aufsteigen:
Zwei Namen schneidet meine Hand
In eines Baumes Rinde,
Das war, als meinen Schatz ich fand
Wohl unter grüner Linde.

Und leiser tönt es jetzt herab,
Senkt mich in stilles Träumen;
Und ferne schau' ich manches Grab,
Umhegt von hohen Bäumen:
Dort ist, bis ich nach kurzer Fahrt
Vom Schauplatz hier verschwinde,
Die Ruhestätte mir bewahrt
Wohl unter grüner Linde. —

Ein Windstoß fährt durchs Laubgezelt,
Da droben schwirrt's erschrocken. —
Wohlan, hinaus auf Wies' und Feld,
Wo noch mag Arbeit locken!
Ist dann mein Tagewerk getan,
Kein Bienlein mehr ich finde:
Doch schau' ich nochmals himmelan
Wohl unter grüner Linde.

G. Schröder.



Wetterpropheten unter den Vögeln.

Von **Philippsen** in Utersum auf Föhr.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß manche Menschen Witterungswechsel vorher zu fühlen vermeinen: dem alten Invaliden juckt der Stumpf, dem an Rheumatismus Leidenden schmerzen oder reißen die Glieder und andere verspüren in den Hühneraugen das Herannahen von schlechtem Wetter. Für diese Eigenartigkeiten gibt es verschiedene Erklärungen und Mutmaßungen, eine genügende Begründung dafür hat aber niemand geben könnne, Weit sicherer als Menschen vermögen verschiedene Tiere, die zweifellos mit einem feineren Gefühlsvermögen ausgestattet sind, einen Witterungswechsel vorher zu erkennen; ihr eigenartiges Betragen, durch ein Vorherempfinden veranlaßt ist. aufgefallen und man hat solche Tiere als Wetterpropheten gehalten. Einige

Vögel, wie Sturmvogel, Sturmmöwe, Regenpfeifer sind gar nach dieser ihnen eigen sein sollenden Gabe besonders benannt. Der alte Schäfer will an der Haltung seines Leithammels das Wetter vorher bestimmen können, der Landmann schaut nach den Spinnen und Kröten, der Gelehrte nach seinem Laubfrosch usw., kurz, die Zahl der als Wetterpropheten geltenden Tiere ist ungemein groß. Unter dieser großen Zahl von Wetterpropheten gibt es eine ganze Menge unzuverlässiger, aber auch solche, auf die man sich absolut verlassen kann, und solche habe ich namentlich unter den Vögeln beobachtet.

Alle Ungewitter, die bei der Vorherverkündigung durch die Vögel in Betracht kommen, lassen sich wohl unter Regen oder Niederschläge, Sturm, Kälte und elektrische Erscheinungen unterbringen, und danach würde man die Vögel in vier Klassen von Wetterpropheten einteilen können.

Der herniederfallende Regen macht für die meisten Vögel nichts aus, ihr dichtes, eingeöltes Federkleid schützt sie vor Durchnässen, oder sie können in Schutzhöhlen besseres Wetter abwarten; deshalb ist die Zahl der den Regen anzeigenden Vögel nur gering und von Menschen vielleicht mehr eingebildet als wirklich beobachtet. Der Volksmund spricht vom Regenpfeifer, dessen anhaltendes Pfeifen Regen verkünden soll; welches aber ist dieser Regenpfeifer? Die zahlreichen Arten der Regenpfeifer, zur Familie Charadrius gehörig, die ich habe beobachten können, kommen nicht in Betracht, sie pfeifen auch bei gutem Wetter; gleiches gilt auch vom Regenbrachvogel, Numenius phaeopus L., sowie von den Fliegenschnäppern, die auch wohl Regenpieper genannt werden. Unter den exotischen Vögeln gibt es ebenso zahlreiche Arten, deren Namen mit Regen in Verbindung gebracht wird, vermutlich aber ebenso falsch benannt sind, wie die Regenpropheten unter unsern Vögeln. Die einzigen Vögel, die infolge ihres weniger dichten und weniger eingeölten Gefieders vom Regen zu leiden hätten, sind die Hühner und Tauben, aber auch sie können vor dem Regen leicht ein schützendes Obdach aufsuchen. Der Volksmund schreibt den Hühnern, besonders dem Hahn die Gabe des Wettervorherverkündens zu; das laute Krähen des Hahns bedeutet bei dem einen schönes Wetter, ein anderer deutet es auf Regenwetter. Eine größere Wahrscheinlichkeit hat aber folgende Volksbeobachtung, welche besagt, daß die Hühner bei kurz dauerndem Regenschauer Schutz im Stall suchen, bei lang anhaltendem Regen aber draußen bleiben und im Regen ihrer Nahrung nachgehen. Die Tauben sollen vor dem Regen ihren Schlag aufsuchen, von den Schwalben ist bekannt, daß sie vor Regen oder bei niedriger Luft dicht über dem Erdboden fliegen, jedoch nicht aus Furcht vor dem Regen, sondern weil sie den sich vor dem Regen hierhin flüchtenden Insekten nachjagen. Es ergibt sich also, daß die Zahl der den Regen verkündenden Vögel nicht im Verhältnis steht zu der Zahl der danach benannten, ja, daß es solche vielleicht garnicht gibt und ihre diesbezügliche Benennung auf falscher Beobachtung beruht.

Wie unzuverlässig in manchen Fällen die Beobachtung des Volkes ist, sieht man ebenfalls darin, daß fast keine Vögel bekannt sind, die als Propheten kommender Kälte gelten, und doch ist es gerade die Kälte, gegen welche die meisten Vögel so wenig Widerstandskraft haben. Deshalb verlassen im Herbst und Winter so viele Arten ihre nördliche Heimat und gehen südwärts, bis der kommende Frühling ihnen ihre liebe Heimat wieder angenehm erwärmt. Nicht Mangel an Nahrung allein treibt sie fort, manche Arten würden wohl im Winter ihren Unterhalt hier finden können, nein, das Vorgefühl kommender Kälte ist es, das sie im Herbst der wärmenden Sonne entgegen treibt, und im Frühjahr das Vorgefühl übermäßiger Wärme, welches sie die Sonne fliehen heißt. Wohl gibt es manche Vogelarten, die der Kälte des Winters trotzen;

es sind das solche, die ein besonders warmes Federkleid haben, oder denen auch im Winter der Tisch reichlich gedeckt ist, oder endlich solche, die im Schutze menschlicher Ansiedlung der Kälte trotzen können. Solchen Standvögeln dürfte das feine Empfindungsvermögen nach und nach verloren gegangen sein; sie können deshalb nicht als Wetterpropheten gelten, vielmehr muß man diese unter den Zugvögeln suchen. Doch da diese gerade im Winter, wenn es kalt ist, fern von uns sind, so können nur solche Vögel in Betracht kommen, die aus dem eisigen Norden sich in unsere Gegenden gerettet haben und hier ein Strichvogel ähnliches Dasein führen. Als besonders zuverlässige Kältepropheten habe ich die Enten und Gänse, zahme wie auch wilde, kennen gelernt. Alle wilden Gänse und Enten sind Zugvögel, jedoch gibt es eine ganze Anzahl nordischer Arten, welche hier bei uns ihre Winterherberge haben, und die man gelegentlich recht gut beobachten kann, außerdem aber ist unsere Hausente ein direkter Abkömmling der wilden Ente, mit welcher sie alle Eigenschaften gemein hat. Dies letztere gilt mit vollem Recht von den Hausenten auf der Insel Föhr; denn da es hier keine Raubtiere gibt, auch dem biederen Friesencharakter die genaue Grenze zwischen dem Mein und Dein bekannt ist, so kann man hier die Enten des Nachts unbesorgt sich selbst überlassen. Infolgedessen vermischen sie sich mit den Stockenten und sind nicht viel mehr als gezähmte Stockenten. Zur Nachtzeit halten sich unsere Enten immer außerhalb des Dorfes in den Sümpfen auf, während sie den Tag über mehr beim Hause sind. Kommen im Winter die Enten des Abends freiwillig nach Hause, so kann man sicher annehmen, daß eine strenge Kälte im Anzuge ist; desgleichen, wenn sie bereits im Hofe sind und von selbst den Stall aufsuchen, so hat das Vorgefühl kommender Kälte sie bewogen, den wärmeren Stall aufzusuchen. Befinden sie sich aber eingesperrt im Stall oder im Hof und werden dann plötzlich unruhig, fangen an herumzufliegen, als wollten sie hinaus, beginnen laut zu schnattern, legen sich auf den Boden und machen Bewegungen, als ob sie im Wasser wären und sich badeten, so tritt innerhalb einiger Stunden ein Witterungsumschlag ein, die Temperatur steigt allmählich, und wir bekommen Tau- oder Schneewetter. Das unendlich feine Empfinden des herannahenden Witterungswechsels offenbart sich bei den Enten früher als an Barometer und Thermometer, und kann man an dem Gebaren dieser Tiere auch nicht zahlenmäßig ablesen wie bei obigen Instrumenten, so sind sie doch als Wetterpropheten bezüglich der Kälteerscheinungen absolut zuverlässig. — Die wilden Enten entziehen sich meistens unserer Beobachtung, desgleichen auch die meisten wilden Gänse. Unter den Gänsen ist es die Bernickel- oder Rottgans, die man an den Meeresküsten einigermaßen beobachten kann. Sie trifft hier im Herbst ein, bald früher, bald später, je nachdem Kälte und Eis sie im Norden vertreiben. Mit einem gewissen Recht vermag man aus ihrem frühen Erscheinen auf einen frühen Wintersanfang zu schließen; zieht sie wiederum früh von hier fort, so kehrt auch der Frühling zeitig ein.

Als ziemlich sicherer Kälteprophet gilt auch der Schneefink, Emberiza nivalis. Er scheint sich mit größter Vorliebe an der Eis- und Schneegrenze aufzuhalten und ist so gewissermaßen ein Vorläufer von Kälte und Tauwetter. Wenn er im Winter erscheint, so folgt ihm größere Kälte nach, die ihn im Norden vertrieb, und zieht er wieder nordwärts, so ist auch ziemlich regelmäßig Tauwetter zu erwarten.

Als ziemlich sichere Kälteanzeiger kann man im Winter die großen Scharen der Austernfischer, Brachvögel usw. ansehen, die oft plötzlich eintreffen und nur so weit ziehen als sie nötig müssen, und deren Erscheinen fast immer strenge

Kälte folgt. Diese Vögel sind ähnlich wie der Schneefink durch die Kälte im Norden vertrieben, man kann sie nicht als direkte Wetterpropheten ansehen, wohl aber läßt sich aus ihrem Erscheinen ein Schluß auf das Wetter machen.

Mit den Vögeln, die den Sturm herannahen fühlen, verhält es sich wohl ähnlich wie mit den Regenverkündern. Der Sturm geht wie der Regen verhältnismäßig schnell vorüber, die Landvögel finden überall Schutz und kümmern sich somit wenig um denselben. Anders aber ist es mit den Seevögeln, nicht nur beim Fliegen, sondern auch im Wasser haben sie von dem Sturm zu leiden, und unter den Seevögeln wird man deshalb die Sturmwarner suchen müssen. Da in Sturm und Wellen kein Vogel lange dauern kann, so muß das Bestreben dieser Vögel darauf gerichtet sein, vor Ausbruch eines Sturmes den schützenden Strand zu erreichen, und ein Vorgefühl des herannahenden Unwetters müßte also für sie von größter Bedeutung sein. Die Zahl der Vögel, deren Namen mit dem Sturm in Verbindung gebracht ist, ist eine recht große: Sturmmöwe, Sturmvogel, Sturmschwalbe, Sturmtaucher usw.; an allen wird man eine auf den Sturm sich beziehende Beobachtung gemacht haben. Die Sturmmöwe soll vor dem Sturme in starken Scharen das Meer verlassen und sich landeinwärts flüchten; aber auch bei gutem Wetter kann man zahllose Sturmmöven auf Äckern sehen, wo sie Würmer und Kerbtiere suchen. Seeschwalben verlassen bei starkem Sturm den Strand, aber nicht vorher. Sturmmöwen und Seeschwalben sind deshalb nicht zuverlässig, ebensowenig die andern Möwen. Die Seeleute berichten, daß bei schweren Stürmen die gefiederten Begleiter der Schiffe verschwunden sind, sie wollen aber ein Abnehmen des Sturmes erkennen, wenn erst die Sturmschwalben oder Kaptauben wieder ererscheinen und um den Wimpel des Schiffes herumspielen, d. h. wohl eigentlich in ihrem Heißhunger danach beißen. Zuverlässige Sturmwarner sind also selten, dem Binnenländer ist die Beobachtung derselben unmöglich, für den Küstenbewohner nicht minder, dem Seemanne mag das Gebaren derselben einige Anhaltspunkte geben; würden wir aber aus dem Gebaren unserer Seevögel urteilen, so würden wir häufig zu falschen Schlüssen kommen.

Die gewaltigste und erhabenste Witterungserscheinung, das Gewitter, übt auf die Vogelwelt einen starken Einfluß aus. Zunächst ist es wohl die Furcht vor Blitz und Donner, welche alle Vögel beschleicht. Der plötzlich aufleuchtende Blitz verscheucht alle Vögel und der rollende Donner macht ihre Angst noch größer. Vor herannahendem Gewitter suchen fast alle Vögel zeitig ihre Schutzwinkel auf, und eine ängstliche Ruhe geht dem Ausbruche des Unwetters vorher. — Eigentliche Gewitterwarner sind selten, nur Angst empfinden alle. Wohl jagt die Schwalbe trotz Blitz und Donner den Insekten nach, bis die ersten fallenden Regentropfen diese Beute unter das Obdach des schützenden Laubes treiben, und wohl durchsucht die Wildente den Pfuhl, bis sie durch den grellen Blitz in das Röhricht gejagt wird; mehr oder weniger Angst zeigen alle. Als besten Gewitterpropheten habe ich die Silbermöwe kennen gelernt, und ich glaube kaum, daß ihr in dieser Fähigkeit ein anderer Vogel gleichkommt. Jahrelang habe ich Möwen gezähmt gehalten und ihr Benehmen beobachten können, und ihre Gewitterwarnungen haben niemals getrogen. Meine Möwen liefen vor Gewitter immer ängstlich umher, suchten fortzufliegen, was sie der beschnittenen Flügel wegen allerdings nicht konnten, und stießen ein heiseres Gekrächze aus. Oft geschah dies bei klarem Himmel und bei gutem Barometerstande; doch es dauerte nicht lange, so zeigten sich am Horizont die hellen Köpfe aufsteigender Gewitterwolken, oder aber man konnte einige Tage später in der Zeitung lesen, daß in einer ziemlich entfernten Gegend ein Ge-

witter zum Ausbruch gekommen war. — Eine gewisse Unruhe zeigten die Möwen auch bei Beginn der Flut. Bekanntlich kommt bei Eintritt der Flut die Atmosphäre in eine gewisse Aufregung, und da die meisten Gewitter mit dem Eintreffen der atmosphärischen Flut zum Ausbruch kommen, so kann man wohl annehmen, daß zu dieser Zeit die Luft am stärksten mit Elektrizität geladen geladen ist, und daß die Möwen dadurch zu ihrem Benehmen veranlaßt wurden. Besonders unruhig waren sie, wenn bei Eintrit der Flut ein Gewitter heraufzog. — Die eigentliche Unruhe zeigte sich aber meistens nur vor dem Gewitter, während des Gewitters waren sie ruhig; fingen sie jedoch beim Aufhören des Wetters wieder an unruhig zu werden, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß noch ein Gewitter kommen würde. Die schweren Stürme im Herbst, die an der Nordsee fast immer von elektrischen Entladungen begleitet sind und die zum Schrecken der Seefahrer oft mehrere Tage anhalten, wurden regelmäßig von den Möwen vorher verkündigt. Ebenso ließ sich an dem Gebaren der Möwen die Abnahme oder das Ende des Wetters erkennen: blieben sie unruhig, so war das Wetter noch nicht vorüber, verhielten sie sich aber selbst beim Eintritt der Flut ruhig, so konnte man auf baldige Abnahme des Unwetters rechnen. Aus Gesagtem geht hervor, daß die Möwen tatsächlich als Gewitterpropheten angesehen werden können, und meine Möwen waren auch als Wetterpropheten in weitem Umkreis bekannt geworden. Doch nicht alle Möwen sind mit gleicher Fähigkeit ausgestattet, vielmehr scheint diese Gabe nicht allen Individuen in gleichem Maße gegeben zu sein, wenigstens ist bei einigen Möwen kaum ein verändertes Betragen zu erkennen, während andere vor Unruhe sich nicht zu lassen wissen. So ist also auch nicht jede Möwe ein zuverlässiger Wetterprophet, und was sich bei gefangenen Tieren beobachten läßt, das entzieht sich den Augen bei den im Freien lebenden. Mir ist es nie vergönnt gewesen, bei wilden Möwen vor Gewitter eine Unruhe bemerkt zu haben, wenn ich gleich nicht zweifle, daß sie wie gezähmte oder gefangen gehaltene die betreffende Fähigkeit wenigstens in demselben Grade besitzen. Wenn sich aber die angegebene Fähigkeit der Möwe schon den Blicken des Beobachters am Strande entzieht, so wird sie für den Binnenländer erst recht wertlos sein, und Möwen gefangen zu halten, wird nicht jeder in der Lage sein.

Aus meinen Ausführungen geht also hervor, daß einige Vögel imstande sind, verschiedene Witterungserscheinungen vorher zu erkennen, und durch ihr eigenartiges Betragen so das Wetter vorher verkündigen, mithin als Wetterpropheten gelten können. Gewiß ist die Zahl solcher Vögel weit größer, als hier angegeben; ich habe nur die berücksichtigt, die ich selbst habe beobachten können. Doch, wenn auch die Zahl eine viel größere wäre, eine praktische Bedeutung würden die Wetterpropheten unter den Vögeln nie erlangen, nur für den Naturfreund und Naturbeobachter dürften sie größeres Interesse erlangen, und vielleicht tragen diese Zeilen etwas dazu bei, ein solches hervorzurufen.

Überschritten.

Kaum, daß des bösen Winters Macht
In langem Kampf gebrochen,
Kaum, daß des holden Frühlings Pracht
Uns lacht' die kurzen Wochen,
Da kündet der Kalender an:
„Wir sind in Jahres Mitten;
Die Sonne hat auf ihrer Bahn
Die Höhe überschritten!"

Weiß nicht, ob's andern auch so geht:
Mich überkommt ein Trauern,
Wenn Lenzesblumenschmuck verweht
In Sturm und Regenschauern;
Und wenn des Obstbaums letzte Blüt'
Zu Boden sanft geglitten,
Dann tönt's schon leise im Gemüt:
Die Höhe — überschritten?

Verstummt ist nun ums Dorf der Sang
Der süßen Nachtigallen;
Jetzt hör' ich harten Dengelklang
Am Feierabend schallen;
Wenn dann der Sense scharfer Biß
Das zarte Gras zerschnitten,
Da wird es mir, ach, zu gewiß:
Die Höh' ist überschritten!
Ich selber? — Sieh', wie ward sie groß,
Vorm Vaterhaus die Linde!
Wird Zeit wohl, daß ich in mein Los
Mich auch allmählich finde.

Hätt' jemand mich darum befragt,
Ich hätt's vielleicht bestritten;
Der Lindenbaum hat's mir gesagt:
Die Höh' ist überschritten!
Doch hat's zu ruh'n noch lange Zeit,
Noch gilt's, sich fröhlich regen;
Noch winkt im Felde weit und breit
Ein gold'ner Erntesegen.
Da schaff' ich mir die Seele frei
Von dem, was sie erlitten —
Ist auch vorbei des Lebens Mai,
Die Höhe überschritten!

G. Schröder.



Auf Wanderschaft.

Von **Kinder** in Plön.

Das deutsche Volksmärchen sowohl als auch das Volkslied preist die Wanderfreude, den Zug in die Ferne, um das Glück zu suchen. „O wandern, o wandern," „Hinaus in die Ferne," „Das Wandern ist des Müllers Lust" und andere Wanderlieder singt noch heute der Jüngling mit hoher Begeisterung. Zwar enthalten fast alle Lieder einen Tropfen Wehmut, aber trotz der ausgeprägten Heimatliebe gewinnt im Ringen mit ihr die Wanderlust doch immer die Herrschaft.

Seit der großen Völkerwanderung haben vor allen anderen Nationen Deutsche jeden Winkel der Erde aufgesucht und überall Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen. An die Völkerwanderung schlossen sich die Kreuzzüge nach dem heiligen Lande und nach dem Norden. Am Ausgange des Mittelalters stellten Deutsche die Hauptmasse zu den Landsknechtscharen, die auf den Schlachtfeldern Europas den Ausschlag gaben. Im friedlichen Wettkampfe mit den Nachbarvölkern durchzog schon damals der deutsche Kaufmann die Länder und gründete Faktoreien in Frankreich, Belgien, England, Norwegen, Rußland. Zuletzt betrat der deutsche Handwerksbursche die Pfade, welche in fremde Länder führten. Überall war das Land für ihn offen. Kein Fluß, kein Gebirge, kein Grenzpfahl war imstande, ihn aufzuhalten. Nur die Tore der geschlossenen Städte öffneten sich ihm zuweilen erst nach Erfüllung einiger Formalitäten.

Als aber der dreißigjährige Krieg die Staaten zwang, im Interesse der öffentlichen Sicherheit sich mit den Wanderern zu beschäftigen, wurde auch der Handwerker genötigt, sich auf seinen Reisen mit der Polizei abzufinden. Von jener Zeit an mehrten sich die Einschränkungen des freien Wanderns und nahmen stets an Schärfe zu.

Auch in unserer engeren Heimat Schleswig-Holstein begannen die Herzöge und die dänischen Könige zahlreiche Verordnungen gegen die vagierenden Bettler und umherreisenden fremden Wanderer zu erlassen. Bereits 1609 verordnete der Herzog Johann Adolf von Gottorp, daß Zigeuner und Tartaren im Lande nicht mehr geduldet werden sollten. In den Jahren 1612, 1620, 1622, 1623 verboten neue Verordnungen die Beherbergung von herrenlosen Knechten, Gardenbrüdern, Leddiggängern, Zigeunern, Tartaren und Bettlern. Die Städte folgten dem Beispiel und führten den Meldezwang der Fremden ein. Kaiser Karl VI. erließ 1731 eine Reichskonstitution zur Abschaffung der Handwerksmißbräuche, verbot das Umhertreiben der Handwerksgesellen usw. Hieran schlossen die dänischen Könige eine Reihe von Verfügungen, die das Wandern zu regeln bestimmt waren.

Nachdem König Christian VI. die Verordnungen gegen herrenloses Gesindel und bettelnde Handwerksburschen erneuert hatte, traf man auf den Landstraßen außer den Handwerksgesellen und Juden nur noch selten Vaganten an. Die späteren Wandergesetze beschränkten sich deshalb fast ausschließlich auf Handwerker. Im Jahre 1756 erschien eine Verordnung über die Kundschaft. Die Verordnungen vom 9. Februar 1756 für Schleswig und vom 15. März für Holstein schrieben vor, daß jeder wandernde Geselle erst dann Arbeit erhalten sollte, wenn er eine Kundschaft vorgezeigt habe, und nach der Verordnung vom 19. Februar 1828 durfte niemand zum Meister gemacht werden, der nicht fünf Jahre lang als Geselle gearbeitet hatte. Die Zimmer-, Tischler-, Maurer-, Rademacher-, Grobschmiede-, Kleinschmiede-, Riemer-, Sattler- und Reifergesellen mußten von den fünf Jahren drei in der Fremde oder zwei Jahre in Kopenhagen sich aufgehalten haben. Auch durfte kein Geselle länger als ein Jahr an seinem Lehrorte arbeiten.

Am 16. Februar 1830 erhielten die Wanderverordnungen einen Abschluß durch die Einführung der Wanderbücher. Kein Handwerker durfte sich künftig ohne Wanderbuch auf Reisen begeben. Mit dem Druck der Bücher wurde das Taubstummeninstitut zu Schleswig privilegiert, welches sie gebunden für 13 Reichsbankschillinge lieferte. Die Bücher enthielten auf der ersten Seite Stand und Namen der Gesellen und eine Angabe darüber, ob sie nur für das Inland oder auch für das Ausland gültig seien. Auf der zweiten Seite wurde eine ausführliche Personalbeschreibung des Inhabers niedergeschrieben, welche von ihm eigenhändig zu unterzeichnen war. Auf der dritten und vierten Seite standen die Urkunden verzeichnet, welche der Behörde bei der Ausstellung des Buches als Unterlagen gedient hatten. Auf der fünften Seite wurde der Inhaber des Buches dem Schutze der Behörden empfohlen, z. B.: „Auf Anhalten des Bäckergesellen Joh. K. aus Kiel, welcher von hier über X. nach Neumünster zu reisen beabsichtigt und die zu dieser Reise erforderliche Legitimation beigebracht hat, ist demselben zu dem Zweck dieses Wanderbuch ertheilt worden, und ergeht demnach an alle und Jede mein dienstliches Begehren, denselben auf Vorzeigung dieses Wanderbuches frei und ungehindert passiren zu lassen. Übrigens hat derselbe sich genau nach den hiebei angehefteten gedruckten Regeln zu verhalten. Königliches Polizeiamt zu Kiel, den 11. Januar 1855. Gebühr 29 Schillinge R.-M."

Dann folgte ein gedruckter Auszug aus der Verordnung vom 16. Februar 1830 in deutscher und dänischer Sprache, und hiernach 36 leere paginierte Seiten für die behördliche Eintragung der visa. Diese lauteten z. B.: Producirt 20. 1. 1840 Ütersen. Gültig nach Oldesloe. Produc. Oldesloe 24.1.1840. Gut nach Segeberg. Beantragte der fremde Handwerksgeselle bei der ersten Grenzbehörde die Ausstellung eines Wanderbuches, so mußte er nachweisen, daß er vor seinem Eintritt in die Herzogtümer sechs Wochen lang gearbeitet habe oder in Ermangelung dieses Nachweises Entschuldigungsgründe geltend machen könne, und im Besitze von 4 Reichsbanktalern Reisegeld sein. War er hierzu nicht imstande, so wurde er über die Grenze zurücktransportiert. Hatte er aber ein Wanderbuch erhalten, so mußte er das Buch den Behörden zum Visieren vorlegen. Traf der Geselle in einem Orte ein, in welchem sein Handwerk nicht betrieben wurde, so mußte er spätestens nach 24 Stunden weiter wandern; andernfalls erhielt er zwei Tage Zeit, um Arbeit zu suchen, Umschau zu halten. Fand er in den zwei Tagen keine Arbeit, so wurde ihm dieser Umstand von der Behörde bescheinigt. Von dem Ältermann seiner Zunft erhielt er in solchem Falle einen Zehrpfennig bis zur nächsten Stadt: unter 3 Meilen

Entfernung 8 Reichsbankschillinge, über 3 Meilen 16 Schillinge. Wenn er aber in Arbeit eingetreten war, so stellte nach Beendigung derselben der Meister eine Arbeitsbescheinigung aus, welche die Behörde im Wanderbuche beglaubigte. Die Kündigungsfrist zwischen Meister und Gesellen war acht Tage.

Innerhalb 24 Stunden mußte der Geselle auf der Wanderung in der nächsten Stadt eintreffen, wenn diese weniger als 4 Meilen vom Ausgangsort entfernt war, bei größerer Entfernung innerhalb zwei Tagen, und dann sofort das Wanderbuch visieren lassen. Wollte er auf dem Lande arbeiten, so mußte das im Wanderbuche vermerkt werden.

Erst dann, wenn der Geselle Meister geworden war, kassierte die Behörde mit einem Vermerk das Wanderbuch.

Zuwiderhandlungen gegen diese Bestimmungen büßte der Handwerksbursche mit 3 Reichsbanktalern, Fälschung des Wanderbuches aber mit 1 Jahre Zuchthaus.

Die Älterleute und Altgesellen der Zünfte waren gehalten, bei Vermeidung von 1—5 Reichsbanktalern Geldbuße alle Übertretungen der Wanderordnung zur Anzeige zu bringen. Meister, welche einen Gesellen ohne Wanderbuch in Arbeit nahmen, zahlten 2—10 Reichsbanktaler Strafe. Die Behörden endlich waren angewiesen, über die Ausstellung und Visierung der Wanderbücher Protokolle zu führen bei Vermeidung von Geldstrafen von 2—5 Reichsbanktalern. Das Visieren der Bücher erfolgte kostenlos.

Über die Art und Weise, wie die Protokolle geführt wurden, mögen folgende Auszüge aus dem Plöner Protokoll eine Anschauung geben:

„No. 1146 des Paßprotokolls. Registratum Ploen in Consulatu den 2. Octob. 1835.

Der Hufschmiedsgeselle Johann Dietrich Schwenner aus N. in Mecklen-Schwerin hat in die königlich dänischen Lande nicht hineingelassen werden können, weil er nicht das verordnungsmäßige Reisegeld vorzeigen konnte. Mit der Strafe der Verfälschung des Wanderbuches ist Inhaber mündlich bekannt gemacht.

— — — den 5. Februar 1836.

Die Maurergesellen Johann Benjamin Wolff aus Danzig und Johann Billing aus Danzig konnten in die hiesigen Lande nicht zugelassen werden, weil sie laut Wanderbuch in den letzten sechs Wochen nicht gearbeitet hatten. Mit der Strafe der Verfälschung usw.

— — — Den 18. August 1836.

Der Bäckergesell Gabriel Bange aus Frankenberg konnte in die königlich dänischen Lande nicht zugelassen werden, weil er nicht darthun konnte, außerhalb Landes wandern zu dürfen. Mit der Strafe usw.

— — — Den 16. October 1836.

Der Müllergesell Johann Leopold Scherz aus Magdeburg in Preußen hat, weil sein Wanderbuch nur für das Inland bis zum 15. August 1836 lautete, in die hiesigen Lande nicht zugelassen werden können. Mit der Strafe usw.

— — — den 9. Nov. 1836.

Der Fleischergesell Friedrich Meyer aus Salzdeffurth in Hannover konnte in die königlich dänischen Lande nicht zugelassen werden, weil er nicht dartun konnte, im Ausland wegen seiner Militärpflicht wandern zu dürfen. Mit usw.

— — — den 12. Dezember 1836.

Der Malergesell Ludwig Bahrs aus Celle konnte, weil aus dem Wanderbuch nicht hervorging, daß er in den letzten sechs Wochen gearbeitet, auch seine Befreiung vom Militär nicht dartun konnte, in die hiesigen Lande nicht zugelassen werden. Mit usw.

— — — den 14. August 1837.

Der Schmiedegesell Christopher Friedrich Ludolff aus Gerdeshagen konnte, weil er laut Wanderbuch seit dem 9. März 1837 nicht gearbeitet und am 2. August von Stockelsdorf über die Landesgrenze transportiert worden, in die hiesigen Lande nicht zugelassen werden. Mit usw.

— — — den 16. April 1838.

Der Schneider Conrad Kock aus Verlinghusen konnte, weil er nicht darzuthun vermochte, daß er ein vorschriftsmäßig ausgelernter Geselle sei, in die hiesigen Lande nicht zugelassen werden, auch kein Wanderbuch erhalten.

— — — den 18. Mai 1839.

Dem Jürgen Johann Friedrich Müller aus Stove Amts Raventin in Mecklenburg konnte, weil er seinen Paß nicht vom deutschen Consulate hatte visieren lassen, kein neuer Landespaß erteilt werden.

— — — den 21. Januar 1840.

Der Schuhmachergesell Friedrich Schwarz aus Russisch Polen konnte, weil er nach pag. 12 des Wanderbuches in Hannover wegen Geldunterschlagung in Criminaluntersuchung gewesen, in die hiesigen Lande nicht zugelassen werden. Mit usw.

— — — den 4. August 1840.

Der Bäckergeselle Hinrich Nahf aus dem Amte Eutin konnte wegen Mangel an Reisegeld in die hiesigen Lande nicht zugelassen werden. Inhaber zeigte später 4 Reichsbankthaler Reisegeld, wovon er die ihm vorhin fehlenden 2 Reichsbankthaler durch den Verkauf einer Weste erworben.

— — — den 29. October 1840.

Der Schuhmachergeselle Josef Barndt aus Neiße konnte, da er nach pag. 3 seines Wanderbuches nur im Inlande der Königlich Preußischen Staaten wandern darf, in die dänischen Lande nicht zugelassen werden." — —

Daß man damals aber auch gegen die Ungebühr der Wanderer energische Strafmittel bei der Hand hatte, zeigt folgende Eintragung:

„— — — den 28. Dezember 1840.

Am heutigen Tage ist der Tischlergeselle Jochim Wilhelm Peters aus T. schuldig erkannt, wegen unnützen Betragens, welches er sich heute im hiesigen Consulate erlaubt, eine dreistündige Gefängnisstrafe zu erleiden, und an den Rathsdiener 5 Schillinge Gebühr zu zahlen. Nach geschehener Publikation des Erkenntnisses ist Inhaber abgeführt worden.

— — — den 17. März 1847.

Der Cigarrenmachergeselle Philipp Friedrich Koch aus H. konnte, weil er seit Ausstellung seines Wanderbuches den 4. Februar 1847 nicht gearbeitet, auch nicht nachzuweisen im Stande war, daß er in den letzten 6 Wochen überhaupt gearbeitet, auch in Gremsmühlen am 4. März 1847 wegen Bettelns bestraft und über die dortige Grenze gebracht ist, in den hiesigen Landen nicht zugelassen werden. Mit den Strafen der Verfälschung usw.

Geschehen Plön, im Polizeiamt,[1]) den 23. Juli 1850.

Der Arbeitsmann Heinrich Behnck aus Dummerhuth in Mecklenburg, welcher 5 Fuß 10 Zoll Mecklenburgisch mißt, dunkelbraunes Haar und braune Augen hat, auch an einer Narbe unter dem Kinn kenntlich ist, folglich sehr unvollkommen in vorstehendem Paß signalisirt und zur Reise in hiesigen Landen nicht legitimirt, übrigens aber keines Verbrechens verdächtig ist, wird hierdurch angewiesen, bei Vermeidung willkührlicher Strafe im Wiederbetretungsfalle, sich

[1]) Seit dem 12. Juli 1850 heißt es nicht mehr im Consulate, sondern im Polizeiamte.

sofort auf dem kürzesten Wege über Lübeck in seine Heimath zurückzubegeben. Reisegeld 6 Schillinge Cour.

Registratum Plön, im Polizeiamte, den 12. Februar 1853.

Der Cigarrenmacher Wilhelm Friedrich Schröder aus Hoyer Amts Hoya im Königreich Hannover, 23 Jahre alt, versehen mit Wanderbuch des Königl. Hannöverschen Amts Hoya d. d. 6. Dezember 1849, seit dem 10. Mai 1852 bei dem Cigarrenfabrik. Rathje hieselbst in Arbeit stehend wurde, nachdem er wegen Trunkenheit und darin verübten Unfugs hieselbst wiederholt, und zuletzt mit einer 2×24 stündigen Gefängnisstrafe bei Wasser und Brod bestraft worden, in fernerer Folge rechtlichen Erkenntnisses zum Lande hinaus visirt und demgemäß angewiesen, sich ohne Aufenthalt zunächst nach Segeberg zu begeben." —

Die Anzahl der ab- oder ausgewiesenen Wanderer ist, wenn man erwägt, daß es sich nur um Handwerker handelte, in einigen Jahren recht groß gewesen. Im Jahre 1836 waren es 35, im Jahre 1837 nur 26, dann 1838 schon wieder 29 und 1840 über 35.

Es steht außer Frage, daß die Wanderbücher und der Visierzwang ehemals sehr zweckmäßige Mittel waren, um auf den Landstraßen Sicherheit zu schaffen und die Vagabondage auf ein geringes Maß zu beschränken. Andererseits kann nicht geleugnet werden, daß durch sie eine große Belästigung der Reisenden eingeführt, und namentlich durch den Visierzwang die freie Bewegung oft in harter und für die Betroffenen nachteiliger Weise behindert wurde. Die Klagen und Beschwerden über diese Polizeiaufsicht, über die vielfach allzu scharfe Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen durch die Behörden wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer lauter und allgemeiner, und führten endlich 1867 zum Erlaß des Bundesgesetzes über das Paßwesen. Der erste Paragraph des Gesetzes lautet: „Bundesangehörige bedürfen zum Ausgange aus dem Bundesgebiet, zur Rückkehr in dasselbe, sowie zum Aufenthalte und zu Reisen innerhalb desselben keines Reisepapiers."

Hiermit war jede lästige Kontrolle des Reisens beseitigt. Man hielt das Wandervolk für sittlich reif genug, um der Beaufsichtigung nicht zu bedürfen. Der deutsche Wandertrieb konnte sich wieder unbehindert entfalten. Und er hat sich entfaltet.

Das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. November 1867, welches bestimmte, daß jeder Bundesangehörige das Recht hat, innerhalb des Bundesgebietes an jedem Orte sich aufzuhalten oder niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen imstande ist, war nicht geeignet, den Wanderer wieder seßhaft zu machen. Nicht jeder war imstande, sich Unterkommen zu verschaffen, wenn er es wollte, und mancher wollte überhaupt nicht, und so wurde denn immer weiter gewandert. Bald stieg die Anzahl derjenigen, welche ohne Ziel und Plan wanderten, über hunderttausend. Es zeigten sich die Nachteile der Wanderfreiheit.

Kaum zehn Jahre nach dem Erlaß des Freizügigkeitsgesetzes sah sich die seßhafte Bevölkerung genötigt, zu Notwehrmaßregeln gegen die Scharen der Wanderer und Bettler zu greifen. Antibettelvereine, Naturalverpflegungsstationen haben das Übel wohl mindern, aber nicht beseitigen können. Auch die gesetzliche Einführung der Arbeitsbücher für jugendliche Arbeiter, der Quittungskarten für die Alters- und Invaliditätsversicherung ist nicht imstande gewesen, eine genügende Beaufsichtigung der Reisenden wieder herbeizuführen.

Dem 20. Jahrhundert ist die Aufgabe vorbehalten, nach Mitteln zu suchen, durch welche ohne allzugroße Beschränkung der freien Bewegung der seßhafte Staatsbürger gegen die Gefahren der Vagabondage geschützt werden kann.

Einkehr.

Ein Vöglein rief im grünen Hain,
Da hat's mich übernommen:
Hinaus mußt' ich beim Frührotschein,
Ins Vaterhaus zu kommen.
Seit ich's zum letzten Mal geschaut,
Es dünkt mich gar so lange;
Ist's noch die Heimat lieb und traut?
Schier wird ums Herz mir bange.
So schreit' ich hin durchs weite Land;
Seh' duft'ge Höhen ragen:
Die Berge sind es, wohlbekannt
Aus meiner Kindheit Tagen.
Und drüben blinkt das blaue Meer,
Und seine Wogen rauschen;
Ich kenn' ihr Lied, gewaltig, hehr:
Der Knabe durft' ihm lauschen!
Seid mir gegrüßt, mein Wald, mein Bach,
Der fernen Jugend Zeugen,
Gegrüßt du altes, graues Dach,
Beschirmt von jungen Zweigen!

Du Baum, von andrer Hand gehegt,
Wie seh' ich frisch dich prangen:
Ach, der für mich dich pflanzt' und pflegt',
Ist längst zur Ruh' gegangen!
Es schloß sich hinter ihm die Tür,
Sie schloß sich auch den Seinen.
Ein Fremdling steh' ich nun allhier,
Muß selbst mir fremd erscheinen.
Geh' still ich weiter? — Poch' ich an?
Nun wohl, ich will es wagen,
Einkehr ins Elternhaus, man kann,
Man wird sie nicht versagen! —
Sie luden freundlich mich zur Rast,
Verstanden stumme Sprache;
Ich weilte, ein willkomm'ner Gast,
Nun unter Vaters Dache.
Das Meer, es lullt' mich ein zur Nacht,
Ich träumt' ein Kind mich wieder,
Und als ein neuer Tag mir lacht',
Sang's Vöglein Heimatlieder.

G. Schröder.



Willkomm der Lübecker Schiffszimmerer. [1])

Von Prof. Dr. **Justus Brinckmann,**
Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg.

Dank dem Vermächtnisse des am 18. November 1903 verstorbenen langjährigen Mitgliedes der Museumskommission, Herrn Karl Georg Popert, der dem Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe ein Legat von 20000 ℳ stiftete, konnte als ein Hauptstück für die Abteilung der Edelmetallarbeiten zunächst der silbervergoldete Willkomm der Lübecker Schiffszimmerer angekauft werden, der im Jahre 1900 von dem Eigentümer an einen Händler veräußert worden war und seither unter unseren Wünschen obenan gestanden hatte, ohne daß unsere ordentlichen Mittel uns den Ankauf gestattet hätten.



Fries vom Willkomm der Lübecker Schiffszimmermeister. 1641.

Dieser Willkomm war um so wichtiger für unsere Sammlung, als in Hamburg unter den wenigen erhaltenen Zunftgefäßen nicht ein einziges Werk der Spätrenaissance überliefert worden ist, und Gelegenheiten, derartige Silberarbeiten sicherer Herkunft zu erwerben, sich bisher nicht boten.

Der umstehend abgebildete 56 cm hohe Pokal ist nicht aus einer Lübecker Werkstatt hervorgegangen, sondern, wie das Beschauzeichen, ein gotisches r,

[1]) Aus: Jahrbuch d. Hamburg. Wissensch. Anstalten, XXI. Jahrg., S. CXC ff.



bezeugt, Arbeit eines Rostocker Goldschmiedes, dessen Name sich jedoch wegen Undeutlichkeit des Meisterstempels nicht feststellen ließ. Sehr nahe steht er dem im Großherzoglichen Museum zu Schwerin bewahrten, von Fr. Schlie in seinen Kunst- und Geschichtsdenkmälern des Großerzogtums Bd. I S. 275 abgebildeten Willkomms der Schweriner Posamentierzunft. Dieser ist als Werk des Rostocker Goldschmiedes Kaspar Hornemann bezeugt, dessen Tätigkeit bis 1620 nachweisbar ist. Der Fries der Kuppa zeigt in flachem Relief, das untenstehend abgewickelt wiedergegeben ist, wie Orpheus im Walde durch sein Leierspiel die Tiere — den Affen, das Kamel, das Pferd, den Hasen und den Hirsch — anlockt. Am stark ausladenden Oberteil der Kuppa sind in drei länglich gerundeten Feldern nackte Knaben in Landschaften mit einer Ziege, Früchten, Weintrauben als Vertreter des Frühlings, Sommers und Herbstes dargestellt. Alle wulstigen Glieder sind in getriebenem Relief verziert mit Fruchtgehängen, geflügelten Engelsköpfen und anderem Zubehör des Formenschatzes der Spätrenaissance, alle Hohlkehlen und eingezogenen Glieder dagegen glatt und poliert. Das kleine walzenförmige Glied unter der dreifach gehenkelten Vase des Stammes ist gegossen wie diese und mit Figürchen ohne besondere Bedeutung verziert. Den Deckel krönt ein nach antiker Weise gerüsteter Krieger, der in der Linken

ein Schiffszimmerbeil schwingt und die Rechte auf einen geschweiften Schild stützt, auf den Embleme des Gewerks graviert sind. Die Kugel unter seinen Füßen ist, wie schon die Farbe der Vergoldung andeutet, die blässer ist als die prachtvoll feurige Vergoldung des ganzen Gefäßes, eingeschaltet worden, als der Pokal zum Willkomm der Lübecker Schiffszimmerer erhoben wurde. Form und Ornamente weisen dem Pokal ein um ein bis zwei Jahrzehnte höheres Alter zu, als die Inschrift auf der Kugel angibt. Diese lautet: „Derer Schiffszimmermeister Jhr Wilkom. Dazumal gewesene Alterleute als Jochim Struck Jurgen Schönow. Anno 1641.“

Daß der Lübecker Willkomm typisch ist für die in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in Niederdeutschland beliebte Form des Pokals, ergibt sich auch aus den Gewinnen einer damals in Hamburg veranstalteten Verlosung, von der der zweite Druck einer seltenen Radierung im hamburgischen Staatsarchiv vom Jahre 1665 folgendes berichtet: „Anno 1614 is Godt zu Ehren, der Armut zum Besten, den Bösen undt Mutwilligen zur Straff auch umb zu Errettung viler Sehlen, alhir ein Zucht- und Werckhaus gebauwet; des halben ein offentlig Los angerichtet, darin alle Gewin gewesen so hirunder spetificiret, was hirdurch lucriret, anfenglich darzu gebrauch und ferner von gut hertzigen Christen sovil darzu gegeben, das es bis dato Godt danck hat können erhalten werden.“ Unter einer Darstellung der verschiedenen im Zucht- und Werkhaus betriebenen Arbeiten sind abgebildet zahlreiche Geldsäcke, deren Aufschriften über den Wert des Inhalts belehren; neben einer Anzahl dieser Säcke sind silberne Pokale zu sehen, davon die des 5. und 6. Hauptgewinnes als Zugabe von Geldgewinnen von 1000 und 600 Mark auftreten und sich in der Profilierung von derjenigen unseres Lübecker Willkomm nur durch gedrungeneren Aufbau unterscheiden. Für die Geschichte der hamburgischen Edelschmiedekunst ist diese Radierung, von der ein erster schöner Abdruck sich im Frankfurter Stadtarchiv erhalten hat, von außerordentlicher Bedeutung, da sie wenigstens Abbildungen der damals in Hamburg gebräuchlichen silbernen Gefäße überliefert hat, von denen auch nur ein einziges Beispiel nachzuweisen, geschweige denn zu erwerben uns bisher nicht gelungen ist.

Über Anschaffung, Kauf oder Schenkung des kostbaren Willkomms haben die im Staatsarchiv zu Lübeck vorhandenen Akten und Bücher des ehemaligen Amts der Schiffszimmerleute in Lübeck nichts ergeben. Die erste vom „Erbaren Radt“ der Hansestadt im Jahre 1569 erlassene Ordnung der „Schepestimmerlüde“ hatte den Schiffbau als Handwerk geregelt und Bestimmungen getroffen über die Bauten, die Parten und die Verkaufsfrist, über Löhne, Arbeitszeit, Lehrknechte, Meisterrecht usw. Anläßlich einer Bestätigung der Ordnung vom Jahre 1593 wurden einige Einzelheiten neu geregelt. Kein Zimmermann, Schiffer oder Bürger durfte auf der Lastadie einen Kiel strecken lassen, ehe er angemeldet hatte, wer er und seine Freunde seien, die das Schiff bauen wollten. Bevor das Schiff den Baum verlassen durfte, hatten der Zimmermann und seine Werkleute eidlich zu erklären, daß sie allen Vorschriften der Ordnung genug getan hätten, und mußte der Schiffer sich verpflichten, während acht Jahre das Schiff nicht nach auswärts zu verkaufen. Das Amt war ein offenes; jeder Schiffszimmermann konnte Meister werden, wenn er von den Älterleuten der Schiffer und Schiffszimmerleute als tüchtig erkannt worden war, sich als Meister einschreiben ließ und 3 Mark Lübisch in die Kasse zur Erquickung armer Kranken, abgearbeiteter oder verunglückter Zimmerleute zahlte. Ein Zimmermann aus anderen Orten konnte ohne weiteres drei Wochen auf der Lastadie arbeiten; danach hatte er sich bei den Älterleuten zu melden und durfte,

wenn er als tüchtiger Werkmann erkannt wurde, hinfort als solcher arbeiten, so lange es ihm beliebte. Der Meister durfte so viele Lehrknechte annehmen, wie er wollte. Der Lehrknecht hatte drei Jahre zu lernen, als Probestücke eine Rahe, einen Mast und ein Ruder anzufertigen und wurde, wenn diese von den Älterleuten gut befunden waren, als Werkmann eingeschrieben. Zwei Älterleute sollten sein, von denen alljährlich einer neu gewählt wurde. Zweimal im Jahre hatten sie mit den gemeinen Schiffszimmerleuten vor dem Weddeherrn zu erscheinen und sich die Ordnung des Amtes vorlesen zu lassen. Ohne Erlaubnis des Weddeherrn durfte kein Schiffszimmermann sich an fremde Orte begeben, alldort Schiffe zu bauen.

Die in den Lastadienbüchern niedergelegten eidlichen Aussagen der Meister und Schiffer bilden die Grundlage der Schiffbaustatistik Lübecks vom Jahre 1560 an. Aus den von Dr. Ernst Baasch in seinen Beiträgen zur Geschichte des deutschen Seeschiffbaues und der Schiffbaupolitik veröffentlichten Auszügen aus den Lastadienbüchern ergibt sich, daß in die dreißiger und den Anfang der vierziger Jahre des 14. Jahrhunderts ein weder vor- noch nachher bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erreichter Höhepunkt des lübeckischen Schiffbaues fiel. In den Jahren 1631—35 wurden 97 Schiffe mit 6120 Lasten gebaut, in den Jahren 1636—40 119 Schiffe mit 9233 Lasten, in den Jahren 1641—45 128 Schiffe mit 8887 Lasten. Von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges war Lübeck nicht wesentlich berührt worden, nie war seine Schiffahrt unterbrochen, während die übrigen deutschen Ostseehäfen zum Teil stark zu leiden hatten und daher ihr Schiffbau darnieder lag, andererseits, wie Dr. Baasch bemerkt, der Schiffbau der kriegführenden Seemächte, namentlich Schwedens und Dänemarks, durch den Bau von Transport- und Kriegsschiffen stark in Anspruch genommen war.

Eine derartige Zeit andauernder Blüte hat der lübische Schiffbau nicht wieder gesehen. In das Jahr 1641, dem das arbeitreichste Jahrzehnt vorausgegangen war, über das die Lastadienbücher berichten, fällt die Anschaffung unseres Willkomms der Schiffszimmerer, der somit zugleich ein lebendiges Denkmal jener Blütezeit des lübischen Schiffbaues ist. Dagegen fehlt es an einer Erklärung dafür, daß ein Lübecker Amt einen so kostbaren Willkomm aus Rostock bezog. Erinnert man sich dabei, daß auch im Jahre 1648 die lübeckischen Silbergeschenke für König Friedrich III. von Dänemark von auswärts, meist aus Hamburg, bezogen wurden, so liegt die Vermutung nahe, daß die Lübecker Edelschmiedekunst in jener Zeit sich nicht gleicher Blüte erfreute wie der Schiffbau.



Tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag.

Drei Volkssagen aus dem östlichen Holstein. *)

Von **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

I.

In der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte Bd. 13 (1899) findet sich S. 374 ff. ein Aufsatz von Johannes Bolte, dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde, über den Ursprung der Don Juan-Sage. In dem dritten Teile dieses Aufsatzes stellt Bolte eine große Anzahl von Sagen

*) Mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers Herrn Dr. Friedrich Lange abgedruckt aus der ‚Deutschen Welt,' Wochenschrift der ‚Deutschen Zeitung.'

zusammen — es sind über 30 —, aus denen nach seiner Annahme die Don Juan-Sage erwachsen ist. Diese Sagen verteilen sich über ganz Europa, von Island bis Siebenbürgen, von Norwegen, Schweden und Rußland bis Portugal und Spanien. Die meisten sind in Deutschland (12) und in Frankreich (9) gefunden.

Gemeinsam ist diesen Sagen der Zug, daß ein Toter zu Gast geladen wird und der Einladung Folge leistet. Im übrigen finden sich starke Abweichungen. So wird entweder ein Totenschädel eingeladen oder ein Toter oder mehrere Tote vom Galgen oder der Tod selbst, oder der tote Gast hat die Einladung schon zu seinen Lebzeiten erhalten. Ebenso ist ferner der Verlauf der Geschichte und der Ausgang in den verschiedenen Sagen verschieden. In nur wenigen Fällen ist die Erzählung gleich damit zu Ende, daß der Einladende vor Entsetzen über das Erscheinen des Toten auf der Stelle oder nach einigen Tagen stirbt oder in Wahnsinn verfällt, oder daß ihm sein nahes Ende angekündigt wird, oder endlich, daß er von seiner Frau oder von seiner Braut durch eine List gerettet wird. In den meisten Sagen folgt er erst einer Aufforderung des Toten. Und zwar wird er entweder auf den Kirchhof bestellt, wo der Tote ihm ein offenes Grab oder von einem Berg aus eine Ebene mit Lebenslichtern zeigt, unter diesen auch sein eigenes, schon ganz heruntergebranntes. Oder — und das ist das gewöhnliche — er wird von seinem toten Gast wieder eingeladen. Die Sagen, die diesen Zug enthalten, scheiden sich wieder in zwei Gruppen. In denen der ersten Gruppe wird er entweder in einer Gesellschaft lustiger Gespenster bewirtet, worauf er in sich geht und Mönch wird. Oder er wohnt in der Kirche einem Gastmahl der Toten bei, ohne jedoch selbst etwas zu genießen, und wird mit einer Verwarnung heimgeschickt. Der von den Galgenbrüdern Eingeladene wird entweder, als er schon in der Nähe des Galgens ist, zu rechter Zeit durch das Glockengeläut gerettet, oder er leistet der Einladung unfreiwillig Folge, insofern er an dem bestimmten Tage um eines Totschlags willen selbst an den Galgen gehängt wird. Den Übergang von der ersten Gruppe zur zweiten bildet eine deutsche Sage, in der der Wiedereingeladene nach drei Tagen zu dem Grabe des Toten ins Gebirge reitet, wo er von diesem erst mit Fleisch und Branntwein bewirtet und dann ins Paradies, in die Hölle und ins Fegefeuer geführt wird. Zu Hause wieder angelangt, stirbt er. In den (11) Sagen der zweiten Gruppe wird er von dem Toten in einen Garten oder einen prächtigen Palast oder auf dem Kirchhof durch einen langen, unterirdischen Gang geführt, oder in eine unterirdische Stube oder ins Jenseits oder ins Paradies. Und als er, wie er selbst glaubt, nach wenigen Stunden zu Hause wieder anlangt, sind hundert Jahre oder mehrere Jahrhunderte inzwischen vergangen, und er stirbt bald darauf. In der russischen Sage wird der Lebende, der den toten Freund an dessen Grabe zu seiner Hochzeit einladet, gleich auf dem Kirchhof bewirtet. Er trinkt drei Gläser, und bei seiner Heimkehr sind drei Jahrhunderte verstrichen.

Den Ursprung dieser Sagen erblickt Bolte in der mittelalterlichen Legende vom toten Ritter auf der Hochzeit, die in einer lateinischen (deutsch bei Pauli, Schimpf und Ernst, 1522) und einer niederländischen Fassung vorliegt. In dieser Legende erscheint der Tote bei der Hochzeit seines Freundes als weißer Ritter auf weißem Roß und von einem Windspiel begleitet. Er nimmt den Bräutigam nicht sofort mit ins Paradies, sondern sendet ihm am nächsten Sonntag sein Roß und sein Windspiel, wie in einer portugiesischen Sage der tote Freund den lebenden auf einer Eselin abholen läßt.

Nach dieser Übersicht will ich noch einige Einzelheiten anführen, die sich in den von mir mitgeteilten holsteinischen Fassungen der Sage wiederfinden.

In einer der beiden dänischen Sagen geht ein alter Bauer am Weihnachtsabend halbtrunken von der Stadt über den Kirchhof heim und ladet einen Schädel, den er im Mondlicht auf dem Wege liegen sieht, ein, ihn den Abend zum Essen zu besuchen. Der Tote erscheint, setzt sich mit an den Tisch und läßt sich dann von dem Bauern einen Gegenbesuch in der Neujahrsnacht versprechen. In der anderen dänischen Sage machen zwei Freunde aus, sich lebend oder tot am Julabend zu treffen. Der Tote besucht den Lebenden und fordert ihn um Mitternacht auf, mit ihm zu kommen. Das Grab öffnet sich, und der Lebende erblickt die Geheimnisse des Jenseits, u. a. fette und magere Kühe. In der schwedischen Sage bittet ein Bräutigam seinen verstorbenen Bruder früherer Verabredung gemäß zur Hochzeit. Von einem Engel geleitet, erscheint der Tote, für die übrigen Gäste unsichtbar, bei der Trauung und beim Mahle und bittet dann den Bräutigam, mit ihm zu kommen. Dieser folgt dem Toten und dem Engel, sieht fette und magere Kühe usw. und darf einen Augenblick durch die Paradiestür schauen. Als er ins Hochzeitshaus zurückkehrt, sind hundert Jahre verronnen. In einer der fünf bretonischen Sagen stellt sich der eingeladene Tote auf der Hochzeit ein, ißt und trinkt aber nichts, wie er in der wallonischen Sage dem Trunkenbold, der ihn wiederholt zum Essen und Trinken nötigt, die Antwort gibt: J'ai bien fait, d. h. ich bin satt. In einer holsteinischen Sage, „de Kulengraver" betitelt,[1]) — es ist ohne Zweifel dieselbe Sage wie die zweite der von mir mitgeteilten — stößt der Totengräber bei seiner Arbeit auf einen stattlichen Sarg. Er fängt mit dem Toten an zu sprechen und ladet ihn dann zum Abend ein. Der Tote kommt, und nachdem er gegessen, getrunken und geraucht, entbietet er ihn auf den folgenden Abend zu sich. Der Totengräber wird in eine unterirdische Stube geleitet, während nebenan schöne Musik erschallt. Seine Frau, seine Töchter und andere Verwandte schreiten durch die Stube zur Musik hin, antworten aber auf seine Anrede nichts. Nach einer Stunde führt ihn der Tote zurück. Aber in seinem Hause wohnt längst ein anderer Totengräber. Der Pastor stellt aus dem Kirchenbuch fest, daß 600 Jahre seit seinem Weggang verronnen sind. Er empfängt das heilige Abendmahl und verscheidet. In der elsässischen Sage wird ein Wandergesell von einem „kollernden" Totenkopf eingeladen und gewahrt dann im Jenseits die Strafen mehrerer Sünder.

Einen Nachtrag zu der im vorigen besprochenen Sagenliteratur, in dem unter den sechs neu hinzugefügten Sagen aus den verschiedensten Ländern Europas auch eine lappländische aufgeführt wird, hat Bolte in den von ihm herausgegebenen „Kleineren Schriften" Reinhold Köhlers (Bd. 2 S. 239) geliefert. Zugleich ist dort die weitere Literatur über das unbemerkte Entschwinden der Zeit im Jenseits angegeben. Außer den Sagen nämlich vom Gaste des Toten gibt es noch drei ähnliche Sagengruppen, die 1. von dem Gaste heidnischer Götter, Feen oder Zwerge handeln, 2. von dem verzückten Mönch, den ein Vogel ins Paradies leitet, und 3. von dem verlorenen Bräutigam, der am Hochzeitstag ins Paradies geführt wird. Anhangsweise sind auch die Sagen von einem langen Wunderschlaf in Berghöhlen dort aufgeführt.

Nach diesen erläuternden Vorbemerkungen lasse ich nun die drei Sagen, die mir im östlichen Holstein, meiner Heimat, von einfachen Leuten aus dem Volk erzählt worden sind, selbst folgen.

---

[1]) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein usw. 1845. S. 172 f.

1.

Dar sünd mal 'n paar Nawers weß, de hebbt vẹl ên vun 'n annern hol'n un hebbt sik abens vẹl ênannern besöcht.

As de ên nu mal wa' hen to Hus will, do secht he to den annern: Na, Nawer, wonêhr besöchs du mi nu mal?

Ja, secht de anner, wenn ik ne êhr kạm, denn kạm ik Wihnach'nabend.

Ja, du schaß awer uk Wôrt hol'n, secht de êrs.

Jạ, secht de anner, dar kanns di tô verlaten. Ik mag dot wẹsen oder lebenni: kạm'n dô ik.

Nu blift hê awer êhr dot, êhr dat Wihnach'nabend is.

Do denkt de anner: Hê hett di dat so wiß tôsecht, dat he di besöken wull: schull he wul Wôrt hol'n un kạm'n?

Hê geiht hen na 'n Prêster un fragt den' darnạ. So un so. Wat hê dar to mênt, wat he wul kạm'n schull.

Ja, secht de Prêster, wenn hê em dat so faß tôsecht hett, denn kümmt he uk.

Ja, wat he dar denn bi maken schall.

Ja, secht de Prêster, hê schall sin Finstern un Dọ̈r'n man all' gôt tômaken. Un wenn he denn kümmt, de anner, denn ward he wul ankloppen. Denn schall he dör 't Slọ̈tellock kiken. Un is hê denn swart, denn schall he em nich inlaten. Is hê awer witt, denn schall he em inlaten.

Nu is hê awer witt weß. Un do makt he de Dọ̈r apen un lött em in. Un do nödigt hê em mit an 'n Disch, un se ẹt wat — de anner bêrt awer man so, as wenn hê ẹten deit, de itt niks —, un as se wat ẹten hebbt, do snackt se noch allerwẹgens ọ̈wer, un so geiht de Wihnach'nabend je hen.

Toletz, do ward dat al lạt, un do secht de anner: Ja, secht he, nu ward 't uk wul Tit vör mi, nu mutt ik wul wa' hen.

Hê bringt em je vör de Dọ̈r, un do secht de anner, wat de Dod' is, de secht do: O, Nawer, secht he, du kanns mi man noch 'n lütt Flach weg bring'n.

Hê geiht je mit em, un do gaht un gaht se, un kạmt toletz baben in 'n Himmel an.

O, do is dat dar so schön, un dar is so vẹl to sêhn: hê kann sik dar gar ne satt an sêhn.

Do secht de anner: So, secht he, nu sett di hier man 'n Ogenblick dạl, ik kạm gliks weller.

As hê weller kạm'n deit, na, secht he, is di de Tit uk lang word'n?

Nẹ, secht he, hier is je so vẹl to sêhn: dar kann ên'n de Tit je ne lang bi ward'n.

Ja, secht de anner, wat dünkt di denn wul, wo lang' as du hier weß büß?

O, secht he, je wul so wat 'n Stunn's Tit.*)

Ja, wat du wul mêns, secht de anner, 'n Stunn's Tit! Hunnert Jahr büß du hier weß. Nu will ik di wa' hendạl bring'n, na Ger. Awer du dröpps dar kên'n Minschen mêhr, den' du kenn's. Din Fru is al lang' dot, un din Kinner sünd uk al lang' dot, de sünd al all' hier. Nu lạt di man dat Abenmahl geben, wenn ik di hendạl bröcht heff, un denn warrs du uk wul dot bliben. Denn kümms du hier uk je her, un denn sünd wi weller tosạm'n.

Nu hett he em je êrs wa' hendạl bröcht na Ger. Un do hett he sik dat Abenmahl je geben laten, un do is he uk dot blẹben. —

Nach Fritz Wulf, Tagelöhner in Altenkrempe bei Neustadt in Holstein, geb. 1829.

(Fortsetzung folgt in Nr. 8.)

*) Nach der Erzählung glaubt er „'n Stunner fiw, söß“ da gewesen zu sein, worauf ihm von dem Toten bedeutet wird, er sei gerade 500 Jahre da gewesen, und sein Haus sei schon mehrere Male „vun frischen upbugt.“

Volkskundliche Findlinge.

Von **Heinr. Carstens** in Dahrenwurth.

1. Blocksitten. Nach Ziegler heißt es (Richeys Idiotikon S. 406) in Dithmarschen, wenn ein Frauenzimmer bei Hochzeiten von niemandem zum Tanze aufgefordert wird: Se mutt Blocksitten. Schütze hat die Redensart von Richey übernommen. (Schütze I, 116.) Auch das Bremer Wörterbuch (Nachtragsband S. 13) kennt sie. Ich kenne sie in dieser Form nicht, wohl aber ist mir die Redensart in folgender Gestalt bekannt: Wird ein Frauenzimmer bei einem Tanzgelage überhaupt nicht tanzen, so heißt es: Se is de Block ni los wurn; auch: Se het de Bank warm hol'n. Fordert jemand es zum erstenmal zum Tanze auf, so sagt man: He het ehr de Block afnahm. In der Sehestedter Gegend heißt es, wenn eine Frauensperson nicht tanzen wird: Se drögt Stubbnholt för'n Bäcker. Gemeint sind die Baumstubben, welche beim Fällen der Bäume mit den Wurzeln in der Erde sitzen bleiben.

2. Babbelstein. Dem Neuling, der die erste Seereise machen soll und die Seekrankheit fürchtet, gibt man den Rat, einen Babbelstein in den Mund zu nehmen, da das gegen diese Krankheit schütze. Babbelstein ist ein beliebiger runder Stein, der eigentlich garnicht existiert. Delve in Norderdithmarschen.

3. Zwiebelkalender. Man nimmt 6 Zwiebeln, schneidet sie in der Mitte durch, höhlt sie aus und füllt die Höhlungen mit Salz. Diese 12 Zwiebelstücke stellt man nun in den Zwölften nach der Reihe der Monate an einen trocknen Ort. Die Zwiebelstücke nun, in denen das Salz trocken bleibt, geben die trocknen Monate des Jahres an, während diejenigen, in denen das Salz zur Sole geworden, die feuchten Monate erkennen lassen. Damit hängt wohl der Volksglaube zusammen, in den Zwölften werde der Kalender gemacht. Kleve in Norderdithmarschen.

4. Bastlösereim. Im Dänischen Wohld singen die Kinder beim Klopfen der Weidenflöten:

Snurr, snurr, snurr Piep!
Wenn de Katt to Bett geit,
Un wenn se weller upsteit,
Un wenn du denn ni af wiß,
Denn hau ik di in dusen, dusen, dusn Stücken.

Mitgeteilt von Frau Rektor Blöcker in Lunden.

5. Todesnachricht den Bienen überbracht. In Dithmarschen herrscht der eigentümliche Glaube, daß, wenn der Hausherr stirbt, jemand zu den Bienen geht und spricht: Jüm Här is dod! Geschieht das nicht, so müssen auch die Bienen sterben. Der ähnliche Brauch herrscht bei den Wenden im Spreewalde und auch in der Bretagne. Ein unlängst verstorbener alter Imker in Lunden überbrachte den Bienen auch jede Geburtsanzeige.

6. Blattersteine. Man findet bekanntlich häufig an der Erdoberfläche kleine Milchkiesel. Findet man nämlich einen solchen, so muß man darauf spucken und ihn über den Kopf fortwerfen; sonst bekommt man eine Blatter (en Bläller) auf der Zunge. Bergenhusen in Stapelholm.

7. Mittel gegen Warzen. Will man die Warzen gern los sein, so passe man auf, wenn zwei Brüder auf einem Pferde angeritten kommen, und spreche: Twe Bröder op een Pärd, kamt un nehmt mien Wuddeln (so heißen die Warzen nämlich in Dithmarschen) mit. Krempel bei Lunden. — Auch in Dänemark gibt man, wie der verstorbene Professor Handelmann uns einst mitteilte, dem Doppelreiter (es brauchen nicht gerade Brüder zu sein) die Warzen mit, indem man sagt:

To — tag den Tredje med!
Zwei — nehmt den Dritten mit!

8. Wenn die Milchzähne ausfallen. Die Milchzähne werden von den Kindern fortgeworfen und dabei wird dann gesprochen: Muus, ik geef di 'n oln Täen, gif mi 'n ni'n weller. Oder: Muus, ik geef di 'n golln Täen, gif mi 'n knök'rn weller. (Feddringen.) — In Lunden heißt es, den Zahn muß man unter einen Schrank werfen und sprechen: Muus, hir bring ik di en holtn Täen, gif mi 'n nien weller, de ni gillt, de ni swillt, de ni weh deit. — In Schwienhusen heißt es: Muus, ik bring di 'n Kuus, gif mi 'n golln Täen weller. Oder: Muus, hir heß min ol'n Täen, gif mi 'n nien weller. Man nennt die Milchzähne hier auch wohl Muustäen. — In Tolk in Angeln wird der Zahn unter's Bett geworfen und gesprochen: Muus, Muus, ik bring di 'n ol'n Täen, gif mi 'n nien werrer. — Solche Reimchen, die überall in Deutschland bekannt zu sein scheinen, finden sich auch mehrere in der niederländischen Volkskunde von Prof. Gittee und Pol de Mont, Jahrg. I, S. 87 u. 162.

9. Tiersprache. Zu Fastnacht ist alles aus dem Hause und feiert. Die Kühe auf dem Stall muhen: Is de Fass'labnd no ni bald u—u—u—ut? Die Hühner sind oben auf dem Boden, scharren bei den Korngarben herum und sammeln und sprechen: Wull wat all Dag Fass'lab'nd weer, all Dag Fass'lab'nd weer, all Dag Fass'lab'nd weer. Und die Enten, die auf der Diele unter dem Forkloch das heruntergefallene Korn aufsammeln, schnattern: Dat gif Gott, dat gif Gott, dat gif Gott. Lehe bei Lunden.

10. Bachus (Spiel). Eine Tonne wird auf einen freien Platz gestellt. Ein Spieler, der Bachus, setzt sich auf die Tonne und hält das freie Ende eines Reeps in der Hand, während ein anderer Spieler das andere freie Ende des Taus anfaßt. Die übrigen Spieler suchen nun mit kleinen Stöcken den Rücken des Bachus zu bearbeiten, und der Spieler mit dem freien Tauende in der Hand hat die Aufgabe, Schläge von dem Bachus abzuwehren. Berührt er einen Mitspieler mit dem Tau, so ist dieser der Bachus, und der bisherige Bachus nimmt das freie Reepende und sucht jetzt die Schläge von dem neuen Bachus abzuhalten. Bergenhusen in Stapelholm.

(Vergl. meine Kinderspiele aus Schleswig-Holstein im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung VIII, S. 98 ff.)

11. Dat geit um (Redensart). Wenn man von irgendwelcher Tätigkeit die Reihenfolge angeben will, so heißt es: Dat geit um, as in Ostrohe dat Backen. — Weiterhin in Holstein, in Stormarn sagt man: Dat geit um, as in Oldesloe dat Backen. — Im östlichen Holstein und auf Fehmarn hört man: Dat geit um, as in Grotenbrod dat Backen. — In der Husumer Gegend lautet die Redensart: Dat geit um, as in Schwesing dat Backen. Oftmals fügt man hinzu: Blots de dar keen Mehl het, ward öwerslag'n; oder: Dar heft se man een Backtrog.

12. Trinksprüche. Der gewöhnlichste Spruch beim Zutrinken des Schnapses lautet: Sundheit, auch Gesundheit, während das Gegenpart „Danke!" oder auch scherzweise „Is beter as Krankheit" sagt. Sehr weit verbreitet ist das „Prost" (Redensart: Prost! seggt Jost un keek in 'n Kroos.) = Prosit, auf welches Wort das Gegenpart auch mit Dank antwortet. Weit verbreitet ist auch der Spruch: „Ik seh di," worauf der Angeredete antwortet: „Dat freut mi," oft mit dem Zusatz: „Dat du ni blind bis." — Bei Meldorf sagt der Zutrinker „krick!", worauf der andere mit „krack" antworten muß. Desgl. bei Hollingstedt an der Treene. — Interessant ist die in der Wöhrdener Gegend gebräuchliche Anrede: „Ik stieg di een!", wogegen das Gegenpart sein Glas austrinken muß. „Ich steig' dir einen" ist auch ein sehr gebräuchlicher studentischer Ausdruck. „Schüllt wi uns een klöbn?" heißt: Sollen wir uns einen teilen? (wörtlich: einen spalten).

13. Osterlied. In Angeln gingen in meiner Jugend kurz vor Ostern Kinder von Haus zu Haus und sagten: „Mag ik ni bäden um en Osterei?" Sie erhielten dann ein Ei. Früher ist bei diesem Umgehen jedenfalls gesungen worden, denn ich erinnere noch folgendes Osterlied:

„Gud'n Dag, gud'n Dag, gud'n Didlumdei!
Mag ik ni bäd'n um min Osterei?
Gif mi 'n Ei un lat mi gan,
Ik hef ni länger Tid un stan.

Mitgeteilt von Frau Bokranz, geb. Brodersen aus Tolk.

14. Nachsprechespiel. Ik steek mien Kopp in 'n kuppern Putt, in 'n kuppern Putt steek ik mien Kopp un streu dar Solt un Päper up. Preil b. Lunden. — Ik steek mien Kopp in 'n koppern Putt, in 'n koppern Putt steek ik mien Kopp. Feddringen in Norderdithmarschen. (Vergl. Handelmann, Volks- und Kinderspiele, S. 39 Nr. 51; Schütze, Holsteinisches Idiotikon II, S. 323; Schumann, Volks- und Kinderreime Nr. 653; Ur-Quell V, S. 146, Nr. 69, 176).

15. Kosakenball. Zur Erinnerung an den Kieler Frieden und den Abzug der Kosaken im Jahre 1814 wird noch jetzt in Wrohm u. a. O. des Kirchspiels Tellingstedt alljährlich im Januar ein Fest gefeiert. Abends beginnt dasselbe. Dann wird gegessen und Wein getrunken. Uhr 12 des Nachts beginnt der Tanz, und vor dem andern Morgen 6 Uhr darf keiner nach Hause gehen. Dieser Ball heißt Kosakenball.



Bücherschau.

1. **Forstbotanisches Merkbuch.** Nachweis der beachtenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände im Königreich Preußen. **IV. Provinz Schleswig-Holstein.** Mit 26 Abbildungen, herausgegeben auf Veranlassung des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Berlin: Gebrüder Borntraeger, 1906. VII u.

112 S.; 8°. Gebd. 3 *M.* — Was zunächst den Schutz der „Naturdenkmäler" unserer Provinz im allgemeinen betrifft, darf ich den für diesen Gegenstand interessierten Leser auf meinen Artikel S. 235 ff. in der „Heimat" 1900 hinweisen. In diesem Jahre (1900) erschien das „Forstbotanische Merkbuch für Westpreußen" von Professor Dr. Conwentz in Danzig. Conwentz hatte mit seiner Forderung „Schutz den Naturdenkmälern" viel gewonnen, als es ihm gelang, den Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten zunächst für die Inventarisierung urwüchsiger Sträucher, Bäume und Bestände zu interessieren, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Herausgabe eines solchen Merkbuches nur einen Bruchteil von dem umspannt, was an Ideen und Wünschen den unermüdlichen Vorkämpfer beseelt. Pommern, Hessen-Nassau und jetzt unsere Heimatprovinz sind nacheinander auf den Plan gerückt. Dem Naturwissenschaftlichen Verein für Schleswig-Holstein gebührt das Verdienst, bereits 1900 die Herausgabe eines Merkbuches in die Hand genommen zu haben. Ein reiches Material floß dem Bearbeiter, Oberstabsarzt a. D. Dr. Prahl, zu, und es stellte sich bald heraus, daß die Bereisung des Gebietes zwecks gründlicher Sichtung des Fragebogen-Materials eine Notwendigkeit wäre. Dr. Prahl mußte aus Gesundheitsrücksichten von dieser kritischen Arbeit absehen. Nachdem die Provinzialkommission für Kunst, Wissenschaft und Denkmalspflege die Mittel zu den erforderlichen Reisen bewilligt hatte, fand sich in Oberlehrer Dr. Heering, Altona, eine tüchtige Kraft, die in etwa zwei Jahren mit einem Rieseneifer und mit großer Sachkunde das schöne Werk in der jetzt vorliegenden Fassung beendet hat. Dr. Heering hat von vornherein so ziemlich alle nachweislich durch Menschenhand gepflanzten Bäume ausgeschaltet, getreu der Auffassung Conwentzens, unter Naturdenkmal nur etwas Ursprüngliches, von kulturellen Einflüssen völlig oder nahezu unberührt Gebliebenes zu verstehen. Aber auch sonst war Beschränkung geboten. Eine willkommene Ergänzung namentlich mit Rücksicht auf das kulturhistorische Moment (vgl. hierzu das prächtige Werk: „Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigen Bäume Bayerns in Wort und Bild" von Fr. Stützer. München: Piloty & Loehle) bietet die hübsche Arbeit „Bäume und Wälder Schleswig-Holsteins" desselben Verfassers, veröffentlicht in den Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein; ich wünsche nur, daß sie in irgend einer Form durch die Monatsschrift unsers Vereins eine recht weite Verbreitung fände. Mit Recht hat Verfasser den Stoff seines „Merkbuches" nach den Besitzverhältnissen geordnet; so wurde am nachdrücklichsten der Finger auf jedes des Schutzes



Fig. 1. Zwei Mistelbüsche (Viscum album) auf einer Birke schmarotzend. Hegebüchenbusch bei Heidmühlen zwischen Neumünster und Segeberg.

bedürftige Kleinod gelegt, und es ist nun Sache aller derer, denen die Pflege und Erhaltung unserer Naturdenkmäler am Herzen liegt, darüber zu wachen, daß auch tatsächlich Besitzer und Verwalter für die auf ihrem Grund und Boden befindlichen urwüchsigen Bäume und Bestände interessiert werden. Jeder Förster, jeder Gemeindevorsteher oder jede Schule müßte unser Merkbuch zur Hand haben, der Jugend ist im heimatkundlichen Unterricht, auf dem Wege sinniger Unterweisung die Achtung vor den Naturdenkmälern ihres Bezirks einzupflanzen, dann dürfte auch ohne Polizeiverbot und „Warnungstafel" jeglichem Frevel vorgebeugt werden. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß Verfasser gelegentlich auch das Vorkommen seltener Pflanzen registriert und oft gern Gelegenheit nimmt, kurze Vegetationsbilder der jeweiligen Waldbestände zu entwerfen. Der Verlag Gebrüder Borntraeger in Berlin hat sich auf meine Bitte bereit gefunden, uns drei Klischees zur Verfügung zu stellen, und so glaube ich die Eigenheit unseres „Forstbotanischen Merkbuches" am besten darzutun, wenn ich den Illustrationsproben den sie betreffenden Text im Wortlaute mit auf den Weg gebe:

Fig. 1. Distr. 223 des Schutzbezirkes Heidmühlen, Oberförsterei Segeberg: **Mistel** (Viscum album). „Auf einer Birke zwei starke Büsche. Da dies das einzig sichere Vorkommen in der Provinz ist, ist die Erhaltung sehr wünschenswert.[1]) Die Birken stehen als Schutzholz in einer Fichtenverjüngung und werden in einigen Jahren zum Abtrieb gelangen. Früher kam die Mistel in der Umgegend häufiger vor, noch vor wenigen Jahrzehnten bei Rieshorn, Rodenbek und Heidmühlen. — Im Schutzbezirk findet sich auch Linnea borealis."

Fig. 2. **Windschere.** Stadtgemeinde Flensburg: „Am Strande im östlichen Teile des Hafens Sanddorn (Hippophaë rhamnoides) anscheinend urwüchsig. Auf den offenen Flächen im Osten nach der Marienhölzung und der Kgl. Forst Handewitt zu sieht man an Bäumen und Sträuchern die scherende Wirkung des Westwindes."

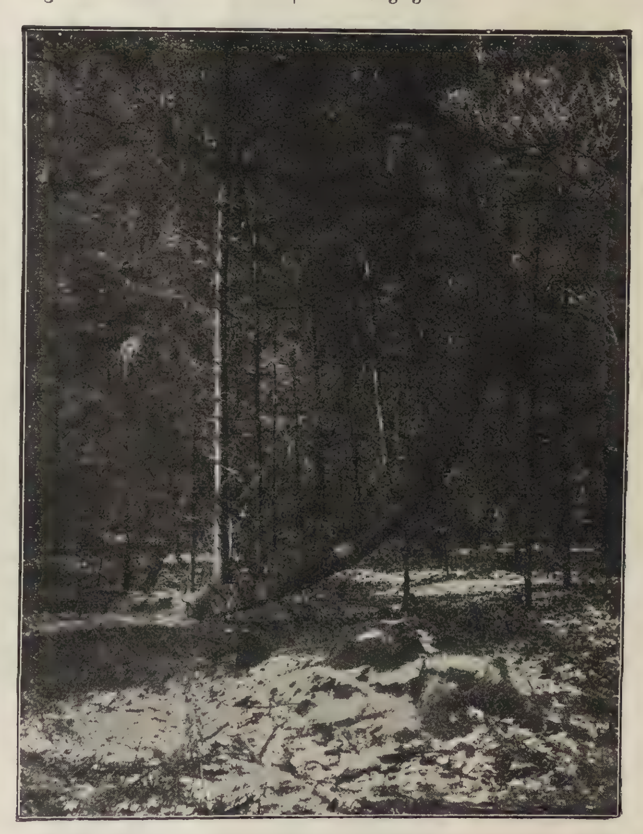


Fig. 2.
Harfenfichte im Schutzbezirk Handewitt bei Flensburg.

Fig. 3. **Harfenfichte.** Schutzbezirk Handewitt: „Von nicht urwüchsigen Bäumen möge im Distrikt 23b eine Harfenfichte genannt sein, die einzige, die in der Provinz zur Beobachtung gelangte und deshalb des Schutzes wert ist. Der Stamm hat $^1/_2$ m Umfang, Höhe 5 m. Der stammähnliche Seitenast ca. 26 cm Umfang, ca. 7 m hoch."

Text und Bilder sind auf bestem Kunstdruckpapier hergestellt. Ich wünsche dem Merkbüchlein die weiteste Verbreitung. Barfod.

[1]) Im alten botanischen Garten zu Kiel schmarotzte eine Mistel auf einer Birke. Durch Unvorsichtigkeit eines Arbeiters wurde der Baum gefällt. Der alte Nolte soll beim Anblick des zerstörten „Naturdenkmals" förmlich geweint haben.

Meine bereits früher an dieser Stelle ausgesprochene Bitte, dem Vorkommen der Mistel in unserer Provinz nachzuforschen, möchte ich nachdrücklichst wiederholen. —

2. **Schleswig-Holsteinische Zeitschrift für Kunst und Literatur.** Herausgeber: **Karl Küchler,** Altona; Verlag: Chr. Adolff, Altona-Ottensen. Heft 1 (32 Seiten) 1906, Mittwoch, 25. April. Einzelheft 50 Pf., Preis vierteljährlich 2,50 M. Erscheint am 10. und 25. jedes Monats. — „Die Kunst in Schleswig-Holstein bietet soviel reiches und soviel sich über das Mittelmaß hinaushebendes, daß sie wohl berechtigt ist, sich in einer ihr dienenden Zeitschrift als ein geschlossenes Ganzes dem übrigen Deutschland darzubieten, zumal, da alle Gattungen der Kunst in Schleswig-Holstein zu einer Entfaltung drängen. In Dichtung und Musik, in Malerei und Kunstgewerbe: überall sehen wir ein frisches, zur Höhe drängendes Leben. Und all dieses lebhaft pulsierende Leben in einer regelmäßig erscheinenden Zeitschrift so zu vereinigen, daß es einen sichtbaren Ausdruck überall hinträgt, ist von um so größerem Reiz, als die Künstler Schleswig-Holsteins fast durchweg mehr als in anderen Ländergruppen eine deutliche Stammeseigenart sich gewahrt und in ihren Schöpfungen zu charakteristischem Ausdruck gebracht haben." Mit diesen Worten führt der Herausgeber seine Zeitschrift ein und hat sich die Berechtigung seiner Erwägungen auf dem Wege der augenblicklich so beliebten Rundfrage von zahlreichen und namhaften schleswig-holsteinischen Künstlern und Schriftstellern bestätigen lassen. Die Freunde unserer „Heimat" wissen, daß unsere Zeitschrift diese Gedanken lange vertreten hat; es steht denn auch in der Tat kein Artikel in der ersten Nummer des neuen Unter-



Fig. 3. Strauch, die scherende Wirkung des Westwindes zeigend, am Wege bei der Marienhölzung, Stadtkreis Flensburg.

Den Bemühungen des Herrn Prof. Hahn in Kiel ist es gelungen, für seinen Schulgarten des hiesigen Reform-Realgymnasiums von einem Gärtner in Gr.-Flottbek einen Apfelbaum mit einem jungen Mistelbusche zu erwerben. Der Grünlaubschmarotzer hat die Verpflanzung gut überstanden; er grünt lustig weiter und treibt neue Blätter. Gleichzeitig ist der Versuch gemacht worden, Mistelbeeren auf verschiedenen Bäumen des Schulgartens zum Keimen zu bringen, auch mit Erfolg. Mittels einer Bürste wurde zuvor die Rindenpartie gehörig gesäubert, und danach wurden die Beeren mit ihrer Viscinmasse an die Rinde gedrückt; die Keimlinge treten vielfach wie zwei kleine grüne Hörnchen hervor. Es bleibt abzuwarten, ob die Keimpflanze sich anschicken wird, ihre Senker durch die Rinde zu führen. Nach den Erfahrungen des Flottbeker Gärtners sind für das Keimen und Anwachsen erforderlich: reine, möglichst rauch- und staubfreie Luft, Reinigung der Rinde und vor allem ausgereifte Beeren; vor März—April dürfen sie nicht verpflanzt werden. B.

nehmens, der nicht auch in der „Heimat“ hätte stehen können. Ob die beiden Blätter nebeneinander Raum finden werden, ist abzuwarten; ganz gehen sie ja nicht eines Weges, da die „Heimat“ mehr die Heimatkunde, die neue Zeitschrift ausschließlich die Heimatkunst betont. Wenn die „Heimat“ sich entschlösse, Kunst und Literatur beiseite zu lassen, dann wäre eine Abgrenzung geschaffen, und beide Blätter könnten schiedlich — friedlich nebeneinander hergehen. Aber dieser Ausweg würde doch vielen Lesern der „Heimat“ nicht nach dem Sinn sein, dem Unterzeichneten gewiß nicht. — Über den Wert des neuen Unternehmens wird man erst ein Urteil gewinnen können, wenn eine längere Reihe von Nummern vorliegt. Das erste Heft enthält Gedichte vom Prinzen von Schönaich-Carolath, von Helene Voigt-Diederichs, Heinrich Spiero, eine Halliggeschichte von Wilhelm Lobsien und verschiedene Besprechungen, Mitteilungen u. a. m. und zuletzt ein Preisausschreiben.

Heinrich Lund.

Mitteilungen.

1. **Anfrage.** In den Zeitungen ist von einem neuen Gemüse die Rede, das den Namen „Lava“ führt. Es ist der Beschreibung nach eine Alge, aber welchen botanischen Namen führt sie? Kann man „Lava“ in Kiel in einer Delikatessen-Handlung kaufen? Das Gemüse wird von den Engländern zum Hammelbraten gern gegessen.

Hohenwestedt. J. W. S., Oberlehrer a. D.

Antwort: Unter dem Namen „**Laver**“ (nicht Lava — wahrscheinlich hat der Druckfehlerteufel Ihnen hier einen Streich gespielt!) verspeist man in England, eben dort, wo man von jeher den Seetang als Nahrungsmittel zu schätzen gewußt hat, die Mittelrippe von dem Blatt-Thallus einer den Laminariaceen der Klasse der Brauntange (Phäophyceen) zugeteilten Algenart, **Alaria esculenta.** Über diese sowohl wie auch über Porphyra lasciniata, deren Thalluslappen in Irland das unter dem Namen sloke bekannte Gemüse liefern, schreibt Lightfood: „Die Bewohner der westlichen Inseln (gemeint sind namentlich die Hebriden) sammeln die Alge im Monat März, waschen sie im süßen Wasser aus, dunsten sie mit wenig Wasser und essen sie mit Pfeffer, Essig und Butter, andere dunsten sie mit Lauch oder Zwiebel. In England wird die Pflanze allgemein gesalzen und in Kruken aufbewahrt, gedunstet auf den Tisch gebracht und mit Öl und Zitronensaft verspeist.“ (cit. n. Marshall, Die deutschen Meere und ihre Bewohner.) — Eine Verkaufsstelle in Kiel kann ich Ihnen leider nicht nennen; selbst die größten Delikatessen-Handlungen am Orte führen diesen Artikel nicht. Vielleicht könnte ein Mitglied in Hamburg Auskunft geben.

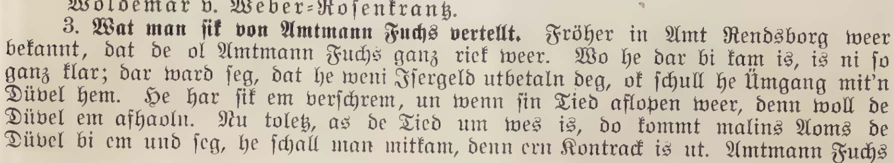
Barfod.

2. **Alte Brauttruhe mit dem Wappen der Familie Schwave, nicht Sehestedt.** In den Mitteilungen der Juninummer der „Heimat“ findet sich auf Seite 161 ein Wappen wiedergegeben das als Sehestedtsches Wappen bezeichnet wird. Das Wappenbild mit der von drei Blättern umgebenen Rose führt aber eine ganze Reihe von Geschlechtern im Schilde, und aus der Helmzier geht hervor, daß es sich hier um ein Wappen der Familie Schwave handelt, die in jener Zeit in Holstein angesessen war. (Neue Auflage des Siebmacherschen Wappenbuches: Ausgestorbener Adel der Provinz Pommern. Nürnberg 1894. Tafel 56.) Die Herren von Sehestedt hatten ein Schilfbündel als Helmzier. Die Mitglieder der Familie Ahlefeld waren im 16. Jahrhundert (vergl. Jahrbücher Bd. 10, S. 55 ff.) sehr zahlreich, und die Namen der Geschlechter, mit denen sie in Verbindung traten, sind häufig nicht bekannt, so daß es kaum möglich sein wird, die beiden Persönlichkeiten festzustellen, deren Wappen sich auf dieser Brauttruhe befinden.



Kiel.

Woldemar v. Weber-Rosenkrantz.



3. **Wat man sik von Amtmann Fuchs vertellt.** Fröher in Amt Rendsborg weer bekannt, dat de ol Amtmann Fuchs ganz riek weer. Wo he dar bi kam is, is ni so ganz klar; dar ward seg, dat he weni Iſergeld utbetaln deg, ok schull he Ümgang mit'n Düvel hem. He har sik em verschrem, un wenn sin Tied aflopen weer, denn woll de Düvel em afhaoln. Nu toletz, as de Tied um wes is, do kommt malins Aoms de Düvel bi em und seg, he schall man mitkam, denn ern Kontrack is ut. Amtmann Fuchs

hed sik aver up sin letzen Enn bedach had un har sik ännert. He led sik daröm Tied, hed na vel to kriegn, üm sik för de letz Reis toregg to maken, un nödig den Düvel, sik dal to setten, wieldeß he sik ferdi maken deiht. De Düvel hed awers Jl had und seg to em: „Man to! Man to! mak man beiten rasch, de Weg is na wied.“ Jn düssen Omblick is Amtmann Fuchs grad bi un treck sin Staeveln an. Nu hed he een Staevel all an had, ans de Düvel dat seg, un do meent he, he schall doch woll ers sin Staeveln antrecken. „Ja,“ meent de Düvel, dat kann he. „Ja, seg Amtmann Fuchs do, denn treg ik se ok mien da ni meer an.“ Darmit nimmt he denn een Staevel, de he na ni an hed, und schmittn weg und treck den annern Staevel ok weller ut. Do mut de Düvel jo so weller afschum und kann em niks meer an hem. Bald darna is Amtmann Fuchs awers doch dod blem, un up de Doer von sin Graff, wat he in de Niewarker Kark had hed, schall he naher afbild wen, ans he een Staevel an hed un hed de Strippen von den annern Staevel fat und well den ok antrecken, wieldeß de Düvel em bi'n Kragen hed un well mit'n afhuln. Lange Tied naher hed man dat Bild na seen kunnt, awers nu ward dat wull weg wen. — Historisch bemerke ich, daß Amtmann Fuchs zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Amt Rendsburg verwaltete. Unter ihm wurde in Rendsburg die Neuwerker (Christ- und Garnison-) Kirche erbaut, in deren Grabgewölbe er als einer der ersten mit beigesetzt worden ist. Er war gerecht, jedoch kalt und starren Sinnes; unter seiner Leitung gedieh das Amt Rendsburg. Das Abstoßende seines Wesens wird ihm das Gerede, daß er sich dem Teufel versprochen, eingetragen haben.

Hamburg. Fritz Petersen.

4. Falsche Liebe.

An einer Hütte, wo Westwind weht,
Hatte Gust-Pauline ein Blumenbeet,
Sie fand ein Blümchen, so reizend schön,
Ein solches Blümchen hatte sie noch nie gesehn.
Sie wollt' es pflücken, o welche Lust,
Damit zu schmücken ihre holde Brust,
Das Blümchen flehte: verschone mein,
Ich werd' bis morgen ja noch viel schöner sein.
Am andern Morgen wohl in den Tau
Ging Gust-Paulin' ihr Blum zum Schau;
Sie fand das Blümchen von Blättern leer —
O Himmel, rief sie, blühst du für mich nicht mehr!
Pauline weinte: verwelkest du,
O ja, lieb Blümchen, in stiller Ruh —
Auch ich will welken, will nicht mehr sein,
Will mich nicht mehr der falschen Liebe freun.

Obiges alte Volkslied verdanke ich einer mündlichen Mitteilung der Frau Wentorf in Haffkrug. Frau W. hat es in den sechziger Jahren auf Stockseehof bei Bornhöved gehört und kennt auch die Sangweise. L. Stübe in Lübeck.

5. Hausinschriften in Rendsburg.

1. Hohestraße 7.

STA . APE . VNDE . GAPE . IO . LENGER . DV . HIR . STEIST . IO . SPADER . DV . TO . HVS . GEIST . ANNO . 1. 5. 66. B. R.
GODT GIF GNADE.

2. Hohestraße 12.

WAT . GOT . GIFFT . IS . WDLL . GERADEN . AFFGVNST . DER . MINSCHEN . KAN . NICHT . SCHADEN. 1618. . . . (unleserlich) . . . GEBVWET . GOT . WOLDE . IDT . VOR . ALLEM . VNGELVCKE . BEWAHREN.

3. Eisenbahnbrücke 7.

ICH . BAV . VND . TRAV . AVF . GOT . ALLEIN . MEIN . IESV . WILL . MEIN . HELFER . SEIN.

4. Altstädter Markt 15.

WER . GOTT . VERTRAVWT . HAT . WOLL . GEBAVT . HANS.

5. Altstädter Markt 16.

. . . KOMPT VOM HERRN . . . HIMMEL VND . . . CHT HAT . ANNO 1671.

Weitere, allerdings schwer entzifferbare Hausinschriften befinden sich Herrenstraße 13 und Schleifmühlenstraße 17.

Jn Angeln scheinen Hausinschriften sehr spärlich zu sein. Bis jetzt ist mir erst eine einzige zu Gesicht gekommen und zwar bei dem Landmann Truelsen zu Rüderstraße, Kirchspiel Satrup, der im Besitz eines aus dem Orte stammenden Balkenstücks ist, das die Jnschrift trägt:

O GOT VATER DIESES HAVS BEWAHR FVR FEVER VND ALLEM GEFAHR.
ANNO 1744.

Quern. E. Schnack.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 8. August 1906.

Graf Christian v. Pentz.

Ein Beitrag zur Geschichte der holsteinischen Elbmarschen.

Von **Fr. Glindmeier** in Glückstadt.

In der Halle des Rathauses zu Glückstadt hängt ein großes Bild, dessen Hauptfigur den Obristen Markwart v. Pentz darstellt. Das Bild stammt aus der Jugendzeit der genannten Stadt und hat im Laufe der Jahrhunderte durch kunstlose Überpinselung und andere Gewaltakte sehr gelitten. Da es von großer geschichtlicher Bedeutung ist, wird es voraussichtlich nächstens durch eine kundige Hand in ursprünglicher Schönheit wieder hergestellt werden.

Markwart Pentz war der Anführer der dänischen Reiter in der Schlacht bei Lutter am Barenberge (1626) und wurde in dieser Schlacht tödlich verwundet. Er hat zu der Stadt Glückstadt nachweisbare Beziehungen nicht gehabt; aber sein Sohn, der spätere Reichsgraf Christian v. Pentz, spielte in den Elbmarschen und besonders in Glückstadt eine bedeutende Rolle. Es ist wohl der Mühe wert, dem Andenken dieses Mannes auch in der „Heimat" einige Zeilen zu widmen, obwohl seine geschichtliche Bedeutung bereits von Professor Detleffen in der „Geschichte der holsteinischen Elbmarschen" volle Würdigung erfahren hat. Auf die in diesem vortrefflichen Werke ausführlich erzählten Einzelheiten aus dem politischen und kriegerischen Wirken des Grafen v. Pentz werde ich deshalb nicht weiter eingehen; ich werde nur versuchen, ein kurzes Lebensbild des in mancher Beziehung merkwürdigen Mannes zu zeichnen. Die Grundlage meiner Aufzeichnungen bildet die „Urkundliche Geschichte der Familie von Pentz" von F. v. Meyenn (Schwerin i. M. 1900). Das Buch ist mir von Herrn Baurat v. Pentz in Schleswig für meinen Zweck auf einige Zeit zur Verfügung gestellt worden, wofür ich diesem Herrn auch hier verbindlichst danke. Doch nun zur Sache!

Markwart Pentz war, wie ich bereits erwähnte, dänischer Offizier. Seinem großen König (Christian IV.) zu Ehren nannte er seinen ältesten Sohn Christian. Wann dieser geboren ist, geht aus den Urkunden nicht hervor. Er wird zuerst genannt, als er im Jahre 1619 die Universität Rostock bezog. Später besuchte er die Universität zu Padua und machte zur Vollendung seiner sorgfältigen Ausbildung größere Reisen ins Ausland. Es wird an ihm gerühmt, daß er außer der lateinischen auch noch die französische, die italienische und die spanische Sprache völlig beherrschte. König Christian war dem jungen Manne wohl gewogen und berief ihn zu hohen und wichtigen Ämtern. Er wurde königlicher Rat, Amtmann zu Steinburg und Süderdithmarschen (als Nachfolger

von Detlef Rantzau), Oberst des Leibregiments und Befehlshaber von Glückstadt. In der unruhigen Zeit des dreißigjährigen Krieges hat Christian Pentz seine hohen soldatischen und diplomatischen Fähigkeiten verschiedentlich bewiesen. Als Christian IV. im Jahre 1630 mit den Hamburgern einen ernsten Konflikt hatte und die hamburgische Flotte elbaufwärts trieb, wurde der „Hoch und Wol Edle H. Christian Pentz, Ritter und Gubernator in der Glückstadt mit 1 Compani Fußvolk und 2 halben Cartaunen" nach Kollmar geschickt. Vom Deiche aus hat er die feindlichen Schiffe sehr wirksam beschossen, „daß viel durchlöcherig geworden und die Leute jemmerlich darinnen geschreiet." (S. Detlessen, Geschichte der Elbmarschen Bd. II S. 213 f.) Im Jahre 1636 wurde Herr v. Pentz an den Hof des deutschen Kaisers nach Wien gesandt, wo er erfolgreich im Interesse des Königs tätig war. Kaiser Ferdinand II. erhob ihn bei dieser Gelegenheit in den Reichsgrafenstand. Während des Schwedenkrieges 1643—44 war Graf Pentz Oberbefehlshaber in Glückstadt und hat sich als solcher verschiedentlich ausgezeichnet. (S. Gesch. der Elbmarschen II S. 221 ff.)

Der Graf v. Pentz nahm also unter den Paladinen des Königs eine bevorzugte Stellung ein. Damit war aber die königliche Gnade für den holsteinischen Grafen nicht erschöpft. Christian IV. war bekanntlich morganatisch verheiratet mit Christine Munk. Dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und acht Töchter. Es war dem König nicht leicht, für seine zahlreiche weibliche Nachkommenschaft die nötige Zahl ebenbürtiger Ehemänner ausfindig zu machen. Er half sich in der Weise, daß er seine Töchter an vornehme und ehrgeizige junge Edelleute verheiratete. Unter diesen „Glücklichen" befand sich auch Christian v. Pentz. Die Prinzessin Sophie Elisabeth wurde bereits in ihrem zwölften Lebensjahre dem Herrn v. Pentz zur Braut bestimmt, und im Jahre 1634 führte der junge Edelmann seine fünfzehnjährige Braut heim. Einige Tage vor der Hochzeit, die mit großer Pracht in Kopenhagen gefeiert wurde, war der Schwiegersohn in spe mit dem Elefantenorden ausgezeichnet worden. Daß es übrigens nicht immer ein Glück ist, Schwiegersohn eines Königs zu sein, zeigt das eheliche Leben des Herrn v. Pentz zur Genüge. Ich werde noch darauf zurückkommen.

Christian v. Pentz war auch Großgrundbesitzer. Ihm gehörten Neudorf in Holstein und die mecklenburgischen Güter Warlitz und Gößlow. Letztere verkaufte er 1631 für 6000 fl. an den niedersächsischen Amtmann Andreas Hundt, der sie später wieder an die Familie v. Pentz zurückgeben mußte. Mit dem Könige von Dänemark schloß Graf Christian später einen Handel ab, wonach er Neudorf mit Anteil an der Stadt Lütjenburg dem Könige gegen Wandsbek und bare 40 000 Taler Spezies überließ. Den letzteren Besitz verkaufte er dann wieder an einen reichen Industriellen Behrens.

Daß Graf Pentz ein Mann war, dessen Gunst zu besitzen als ein nicht geringes Glück empfunden wurde, bezeugt eine Reihe von noch erhaltenen schwülstigen Gedichten, in denen der vornehme Herr v. Pentz gelobhudelt und gefeiert wurde. Er selbst scheint der Dichtkunst von Herzen zugetan gewesen zu sein, trat er doch im Jahre 1636 in die bekannte „Fruchtbringende Gesellschaft" ein. Als Mitglied derselben führte er den Namen „Der Rüstige"; seine Devise war „die Nadelblume."

Der 28. Februar 1648, der Tag, an welchem König Christian IV. sein Haupt zum letzten langen Schlaf niederlegte, war für den Grafen Pentz von übler Bedeutung; denn mit dem Tode des Königs hatte die Herrlichkeit seiner Schwiegersöhne mit einem Male ein Ende. Friedrich III. war den Töchtern der Christine Munk durchaus nicht freundlich gesinnt, und die Schwiegersöhne

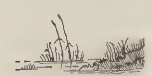
des verstorbenen Königs fielen ganz in Ungnade. Graf Pentz wurde seines Amtes als Befehlshaber über die Festung Glückstadt enthoben, und anstatt des Amtes Steinburg wurde ihm das Amt Flensburg übertragen. Über die Ursache dieser Veränderung geben die Memoiren eines Zeitgenossen, des Geheimen Rats Ditlev v. Ahlefeldt, Aufklärung. Dieser Schrift, die auch über den Charakter und das eheliche Leben des Grafen Pentz allerlei Interessantes erzählt, entnehmen wir folgendes:

„Mit Graff Penßen seiner Disgratia, und daß er von Steinburg nach Flensburg undt also von Pferde auffen Esell gesetzet wurde, hatte es eine gar ander Beschaffenheit (NB. als mit dem ebenfalls entlassenen Kanzler Reventlow) undt rührte dieselbige her theilß vom Könige, theilß von ihm selber, undt zwar das erste, weillen der König im consilio secreto geschlossen hatte, alle Frauw Christinen Kinder und Männer, oder zum wenigsten diejenigen, die die vornehmbsten unter ihnen waren, zu demütigen undt zu ruinieren, so traff dieses am ersten Graff Penßen, weilen es dem Könige nicht rathsam gedäuchte, bei bevorstehender Verfolgung solcher großer Leute ihn, Graff Penßen, als Schwager von den andern und der an dem Reichshoffmeister sehr attaschiret war, in der Glückstadt, undt solch eine ansehnliche Festung, als Gouverneur zu lassen, worzu der Graff Rantzaw und Herr Cantzler Lente ex praedictis causis treulich halffen, dan auch, das dem Könige hirinnen zu disponiren undt die Umbsetzung in den Fürstenthümern nach Belieben zu machen mehr frey standt, alß im Reiche, zu geschweigen das er, Graff Penß, durch sein böses Comportement undt Conduite große Ursache mit darzu gab, alle Estim undt Respect beim Könige verlohr, und selber dem Könige Anlaß suppeditirte, dieses Procedere und Disgratia vor der Welt umb so viel besser zu justificiren, als er, Graff Penß, auch endlich aus übermäßigem Stoltz, großen Debaugen, Sauffen, Huren, dabey er den lieben Gott und Gott ihn wieder verließ, auch durch Zuziehung zu Gemüthe des Unterscheits unter vorigen und diesen Zeiten, endlich gantz nerrisch undt toll wardt. Dan gleich wie er vorher, ehe er des Königeß Tochter heyratete, ein braver geschickter und habiler Mann wahr, der stadtliche Naturalia undt wohl studiret hatte undt alle Sprachen perfect redete, auch dabey eine so gute Conduite führte, daß er von männiglichen beliebt undt deswegen, ob er gleich sonsten ein armer Cavallier undt von sich selbsten keine großen Mittel hatte, von Christiano 4to zum Eydam erwehlet undt zum großen Mann gemachet wardt, so wahr doch sein Gemüth zu schwach, diese Verenderung des Glücks und Augmentum an Ehre undt Reichtum mit geziemender Moderation zu tragen, besondern übernahm ihn die Hoffahrt stracks nach der Heyrath derogestaldt, daß er aus einem klugen Mann ein Narr wardt, welches dan nach Wiederkunfft von der Ambassade an den Kayser Ferdinandum secundum, von dannen er den gräfflichen Titel mitbrachte, sich derogestaldt vermehrete, daß indeme er die Österreichische Ministros in ihrer Sprache und Art zu leben zu imitiren sich beflisse, wurdt er darüber männiglichen und dem Könige Christiano 4to selber ridicul, so gar daß, obgleich der gottsehlige König ihme solche Thorheit zu gute hilte, so prognosticirte er ihme doch, daß er endlich gar ein Narr werden, und seine große Klugheit ihme mit den Paulo rahsendt machen würde, wie ich solches offtmahls bey gehabter Auffwartung auß seinen eigenen Munde gehöret habe. Hierzu wurdt sein Unglück auch hierdurch nicht wenig vermehret, daß ob er gleich des Königs Eydam wahr, so hatte er dennoch einen pucklichten Teuffel und ein bitterbös Weib im Bette, die ihm gar ignaninieusement undt schimpflich tractirte, so gar daß wie sie ihm einst heißen, die Kammer räumen, weillen sie alleine seyn wollte, undt er sobaldt nicht gehen muchte, alß sie es

begehrte, griff sie zur Pistolen, die an der Wand hinge, undt indeme er zur Thüre hinauß gingk, schosse sie hinter ihm her, daß es rasselte, also daß, wenn er so geschwinde nicht hinauß gekommen wehre, sie ihme leichtlich erschossen hette — — — so kam er vollends in die Disperation, Sauffen und Huren, daß ihm das Gehirn allerdings verrücket wardt."

Es wird dann weiter erzählt, daß Graf Pentz, nachdem er in Ungnade gefallen war, vollends seinen Verstand verloren hat. Er hatte sich einmal eine tote Katze um den Hals gehängt und bildete sich ein, das sei der Elefantenorden. Er mußte zuletzt eingesperrt werden, weil er gemeingefährlich war. Schließlich ist er aber wieder vernünftig geworden, und bei vollem Verstande ist er im Jahre 1651 gestorben. Die Witwe, Frau Sophie Elisabeth, die bei seinem Tode erst 32 Jahre alt war, vermählte sich bald zum zweitenmale. Sie wurde später schmählich verlassen, ist im Jahre 1658 kinderlos verstorben und neben ihrer Mutter in Odense begraben worden.

Ich fühlte mich veranlaßt, dies Lebensbild des Grafen Pentz zu veröffentlichen, weil sein Leben in dem Lande seiner Wirksamkeit und selbst in Glückstadt sehr wenig bekannt ist, obgleich sein Andenken hier in Ehren gehalten wird. Freunden unserer Heimat und ihrer Geschichte werde ich aber durch diese kurze Lebensdarstellung hoffentlich einen Dienst erweisen.



Das Horster Torfmoor und dessen nächste Umgebung.

Von **J. Butenschön** in Hahnenkamp bei Horst.

Das Horster Hochmoor liegt östlich von der Altona-Kieler Bahn, unweit der Bahnstation Horst und wird begrenzt von dem großen fiskalischen Rantzauer Moor, von demselben nur durch einen Fahrdamm getrennt, sowie von den Feldmarken Heisterende und Horstheide. An dem Fahrwege nach dem Moor, genannt Moordamm, sind auf einem vor dem Moor sich hinziehenden Höhenzuge noch zwei große Hügel, aus Ackererde und erratischen Blöcken bestehend, vorhanden, welche unter dem Namen „Steenbocksche Schanze" in hiesiger Gegend bekannt sind. Diese Kriegsschanzen wurden von dem General Steenbock aufgeführt, als er nach der Verbrennung Altonas (vom 8. auf den 9. Januar 1713) nordwärts zog, um nach seinem letzten Zufluchtsort, der herzoglichen Festung Tönning, zu gelangen, wo er, von Russen, Sachsen und Dänen in dreifach überlegener Zahl umzingelt, zur Übergabe gezwungen wurde. Die von ihm auf seinem Zuge errichteten Schanzen dienten als Höhepunkte zur Aufstellung seiner Artilleriegeschütze. Die meisten dieser bei Horstheide früher befindlichen Schanzen sind, da sie aus Ackererde bestehen, bereits abgetragen, und haben ihre Erdmassen zu landwirtschaftlichen Zwecken Verwendung gefunden. Diese Zeugen der kriegerischen Zeit aus dem Jahre 1713 werden also bald sämtlich von der Bildfläche verschwinden.

Das Horster Torfmoor ist von alten Zeiten her Eigentum des Klosters zu Ütersen gewesen, welches daher auch den Mooraufseher ernennt und die Jagdnutzung auf dem Moor verpachtet. Sämtliche größere und kleinere Landwirte der Dorfschaften in dem Gemeindebezirk haben ihre Anteile zur Gewinnung ihres Brennmaterials. Nach Abgraben des Moores fällt der Grund wieder an das Kloster. Das Moor enthält eine Fläche von 180 ha und ruht auf fettem blauen Ton und blauem Mergel. Die Tonschicht ist ungefähr vier

Spatenstiche stark, worauf Mergel folgt, dessen Mächtigkeit noch nicht bestimmt worden ist.

Von besonderem Interesse sind nun bei einer Wanderung in diesem Moor die im Grunde desselben in großer Menge zutage geförderten Baumstämme, vorzugsweise Eichen, welche sämtlich, ohne Ausnahme, in einer bestimmten Himmelsrichtung, nämlich von Nordwest nach Südost, abgebrochen niedergestreckt liegen neben ihren Stubben, die mit ihren Wurzeln noch fest stehen im blauen Ton. Kein einziger Baum ist hier entwurzelt worden, da die Stubben mit ihren im Lehm steckenden Pfahl- und Seitenwurzeln sämtlich aufrecht stehen. Keine Naturgewalt hat also vermocht, die feststehenden Waldriesen mit ihren Wurzeln herauszureißen und umzuwerfen; aber sie mußten dennoch stürzen, als ihre starken Stämme am unteren Ende abgebrochen wurden, und so liegen sie noch heute niedergestreckt im Moorgrunde in der vorhin erwähnten Himmelsrichtung.



Eichenstubben aus dem Horster Torfmoor.
Nach einer photographischen Aufnahme von H. Langmaack in Elmshorn.

Die Stubben bereiten den Torfgräbern große Schwierigkeiten, denn sie herauszuschaffen ist mühsam und zeitraubend. Auf dem Moorstück eines Hahnenkamper Landmannes steht ein riesiger Eichenstubben, der bisher allen Versuchen, ihn herauszuheben, Widerstand geleistet hat. Er hält noch, obgleich auf allen Seiten Stücke von ihm abgeschlagen sind, wodurch er seine ursprüngliche Rundung verloren, ungefähr 2 m im Durchmesser. Der zu ihm gehörende Stamm, von dem noch ein Teil in einem angrenzenden Moorstück ruht, brachte vier große Fuder Holz. In seiner Nähe sind Haselnüsse gefunden, von denen einige einen noch eßbaren Kern enthielten.

An den meisten Stellen ist der feste braune Torf vorherrschend in einer durchschnittlich 2 m starken Moorschicht. Nur bei der sogenannten Donner-

kuhle, wo eine tief ausgebaggerte Stelle sich befindet, ist eine starke Schicht mit etwa 6 m schwarzem Torf, der dort gebacken wird. In der Nähe dieser Kuhle, welche sehr tief ist und eine Menge großer Aale beherbergt, befinden sich große Kiefernstubben, welche den Torfgräbern noch mehr Schwierigkeiten bereiten als die Eichenstubben, da jene groben Gesellen außerordentlich zähe sind und sich nicht spalten lassen wollen. Bemerkenswert ist noch der Umstand, daß dort, wo ein Bestand von Kiefern vorhanden gewesen, riesige Stubben angetroffen, aber keine Stämme gefunden werden. — Auf dem Moorstück eines Hahnenkamper Landmannes stieß man auf einer Stelle am Grunde des Moores auf einen ganzen Haufen Samenkerne des glatten Wegedorns (Rhamnus frangula). In Holstein auf der Geest heißt dieser in Gehölzen und Knicken häufig vorkommende Strauch im Volksmunde Spricke l; in der Umgegend von Horst nennt man ihn Hundebeerenbusch, dessen Beeren erst grün, dann rot und zuletzt glänzend schwarz sind. Die kleinen unscheinbaren Blüten sind in holzreichen Gegenden von Wichtigkeit für den Imker, da sie im Mai und Juni von den Bienen fleißig besucht werden und daher eine ergiebige Frühtracht liefern können. Die erwähnten gefundenen Samenkerne wurden, um dieselben zu bestimmen, versuchsweise auf ein auf dem Moor bereitetes, angefeuchtetes Beet gesäet und zwar mit dem Erfolg, daß der Same aufging und sich im Laufe des Sommers so weit entwickelte, daß die Pflänzchen im Herbst als Sträucher der Rhamnus frangula zu erkennen waren. Dieser Versuch liefert uns auf jeden Fall den Beweis, daß selbst Samen von Waldsträuchern im Moorgrunde lange keimfähig bleiben.

Da der Untergrund des Horster und des Rantzauer Moores aus festem blauen Ton besteht und an vielen Stellen kalkreicher Mergel vorhanden ist, so eignet sich der Nachgrund vorzüglich zur Urbarmachung, wie man dies auch schon sehen kann an den abgegrabenen Stücken, wo Klee, Futtergräser, Kartoffeln und andere Kulturgewächse vortrefflich gedeihen. Wenn daher in Zukunft beide Moore abgegraben sein werden, so wird hier voraussichtlich eine Ortschaft entstehen, umgeben von den fruchtbarsten Acker- und Wiesenflächen. Erwähnt sei noch, daß in dem Horster Torfmoor und auch in dem Rantzauer Moor nirgends eine Spur von Tierresten gefunden worden ist, obgleich der große Hochwald ohne Zweifel einst eine Menge Tiere beherbergt hat.

Am Südende des Moores ist seit vielen Jahren die bedeutende Ziegelei von J. Schlüter-Horster Bahnhof in Betrieb. Als Brennmaterial fanden in früherer Zeit große Torfmassen vom Rantzauer Moor Verwendung; jetzt sind dagegen hauptsächlich Steinkohlen im Gebrauch und die Brennöfen dementsprechend eingerichtet. Die Tongruben der Ziegelei enthalten den fetten blauen Lehm, aber unter demselben findet sich kein Mergel, wie überall am Untergrunde der Moore, sondern statt dessen eine starke Schicht des grobkörnigen Schlemmsandes, der von den Maurern zu Bauzwecken verarbeitet wird und bei den Arbeitern Schlingsand heißt, da dort, wo er sich findet, sich kein Wasser ansammelt, indem dasselbe durchsickert und im Untergrunde verschwindet. — In der Nähe der Ziegelei ist seit einigen Jahren eine Torfstreufabrik mit Dampfbetrieb angelegt, deren Inhaber den erforderlichen Torf vom Rantzauer Moor herbeischafft und zu diesem Zweck nach dem Moor führende Feldbahnen von ansehnlicher Länge gelegt hat. — Das Rantzauer Moor enthält an vielen Stellen ausgedehnte sumpfige Strecken, die man nicht betreten kann, ohne tief einzusinken. Auf solchen Strecken wächst noch das Moor, während das Wachstum aufhört, sobald es trockengelegt worden ist.



Hallig im Sonnenschein.

Von **E. Bruhn** in Koldenbüttel.

Duftiger Augustsommertag. —

Tagsüber brütete die Sonne über den Feldern.

Sie bräunte das Brotkorn auf den Äckern und sog aus den Dauerweiden die Feuchtigkeit.

Schon merkten wir's, daß die Tage kürzer wurden. Der weiße Abendnebel leckte gierig das Wasser aus den Gräben. Im Dorfe holten sich schon einzelne Kinder ihre Stocklaternen hervor und durchzogen in der lauwarmen Dämmerung mit eintönigem Gesange die Straßen, während die Alten vor den Türen gesellig plauderten; sie sprachen über die Kriegslügen in Ostasien und über unsere deutschen Söhne, welche die Hereros einkreisten.

Wir vor unserer Tür zimmerten alte Lebenserinnerungen auf. Mein Gast, einst mein gelehriger Schüler, jetzt aber kluger Freund, führte meine Seele auf die Pfade meines früheren Amtes, zurück in die Häuser, Herzen und Lebensläufte alter Bekannten.

Das wirkte wie der Entwickler auf der Platte. Deutlicher und schärfer traten die Bilder und Erinnerungen, welche sich im Laufe eines Jahrzehnts in meinem Innern gesammelt hatten, hervor.

In dieser Stimmung faßten wir den Entschluß, in den Weltwinkel meiner langjährigen Sehnsucht, zu den Eilanden der Nordsee, den Halligen, zu eilen, die gleich Gliedern eines zerrissenen Körpers in den Fluten des Meeres ruhen.

Am Meere war ich geboren, am geheimnisvollen Meere hing ich mit geheimen Fäden meines Innern. Was ich als Kind am Strande selbst erlebt und empfunden oder aus Biernatzkis Halligbuch nacherlebt hatte, klang mir aus der Brust hervor wie der Klang einer versunkenen Glocke.

Es war der stille Naturfriede, die zitternde Ehrfurcht vor der Allmacht und Güte, vor der Schöpferweisheit und Majestät Gottes. Und die unstillbare Sehnsucht, solches wieder mit meinem Auge zu schauen und in meiner Seele neu zu durchleben, zog mich zur Halligwelt. — — —

Am andern Tage saßen wir bereits auf Verdeck des Dampfers „Pellworm," und der schmale Husumer Hafen weitete sich mit jeder Viertelstunde vor unserm Blick.

Mit unsagbarem Entzücken sog meine Seele die Eindrücke ein wie die Lungen den freien, frischen Hauch des Meeres. Das war dasselbe Bild, welches einst meinen Freund Dr. Eugen Traeger, den Kämpfer für die Rettung der Halligwelt, zuerst so unwiderstehlich angezogen hatte.

Rechts die Küste des Festlandes, über welche der Hattstedter Kirchturm als Wahrzeichen herüberwinkt. Vorn auf der Düne, welche sich durch die Marsch bis dicht ans Meer vorschiebt, das Schobüller Kirchlein mit dem Häuschen davor, das mich an die Sage vom Meermann, der sein Weib beweint, erinnert.

Links wich die Pohnshallig mit ihrer einsamen Werft immer weiter zurück. Der lange Uferstreif von Nordstrand, über welchen die Windmühlen mit ihren Flügeln und die großen Gehöfte mit ihren Dächern und Baumwipfeln ins Meer hinausschauten, verlor sich erst fern im weiten Meer.

Da tauchte auch schon Nordstrandischmoor, „Lüttmoor," wie die Halligleute sagen, auf, einer aus Schiffbruch verschlagenen Planke vergleichbar. Wie Schiffbrüchige auf ihr erschienen die drei Werften.

Was könnte der Meeresgrund hier erzählen, wenn er von jener grausigen Oktobernacht 1634 reden würde, als ganz Norfriesland zerrissen und in die Tiefe hinabgezogen ward!

Sinnend hat an ihrem Webstuhl die Sage ein Gottesgericht über gottvergessenen Reichtum und zügellose Weltlust gewoben.

Über diesen Meeresarm waren die Vorfahren D. Nommensens, jenes Missionars ohnegleichen, der aus einem Großknecht ein Missionar ward und nun um seiner Lebensarbeit willen auf Sumatra von Bonn aus zum Ehrendoktor der Theologie ernannt ist, nach der Schleuse auf Nordstrand gefahren.

Die Flut hatte ihre väterliche Werft auf Nordstrandischmoor zernagt, ihr Haus zerbrochen. Im gebrechlichen Nachen bargen die alten Nommensens 1825 außer dem nackten Leben nur noch die wertvolle Hausbibel, deren Blätter vom Salzwasser mürbe wurden.

Über diesen Meeresarm war auch der Halligerzähler Biernatzki zum sicheren Nordstrand gefahren und hatte von dort aus gesehen, wie die Flut sein Kirchlein hinunterschlang.

An diesem Eilande war vor zwanzig Jahren mein Freund Dr. Eugen Traeger gelandet und hatte Einkehr gesucht. Schüchtern und zögernd hatte die Lehrerfamilie ihm gesagt: „Wenn's bei uns nur nicht so einfach wäre!" Er aber hatte ihre Hand erfaßt und gebeten: „Behaltet mich!" Im Schoße dieser schlichten Familie, die einen Sohn jenem großen Missionar nach Sumatra nachsandte, gewann seine Seele das ungeschminkte Christentum. Hier empfing er die ersten Anregungen zum begeisterten Aufruf und zähen Kampfe um die Erhaltung der Halligen und um die Wiedergewinnung dieser versunkenen Welt. O, wie würde er sich heute freuen, wenn er aus dem Grabe erwachte und sähe, wieviel jetzt schon geschehen ist.

Mir ist's, als sähe ich noch heute dem Freunde ins glühende Auge, wenn er von der schlichten Einfalt und biederen Treue in jenem Schulhause erzählte, von jenem Kirchhofe, dessen Särge die Flut mehr als einmal bloßlegte, von jener Schule, die im deutschen Reiche als die kleinste bekannt geworden ist, auf deren Lehrpult der alte Schulmeister seine Lebenslosung schrieb:

„Hier auf dieser Meeresscholle,
In dem weiten Ozean,
Wird das Bibelbuch, das volle,
Jesu Schülern aufgetan. —

Und der Schiffer samt den Leuten
Rudern mit der Scholle fort
Mit den Lotsen gestern, heute,
Der sie führt zum sichern Ort."

Mit sprudelndem Humor hatte mein Freund von dieser Hallig erzählt, wie der alte Lehrer in Verlegenheit geraten sei bei der Auslegung des Gleichnisses vom Säemann. Denn hier gibt es keine Dornen, keinen Weg, nichts Steinichtes, kein gutes Land.

Das Dampfschiff eilte schneller als die Gedanken.

Als meine Seele aus diesen Erinnerungen wieder emportauchte, lag vor uns breit das steinumhegte Ufer von Pellworm und die Einfahrt des Hafens, als breite er empfangsbereit seine Arme aus.

So fuhren wir ein. Vom Deiche winkten uns die Häuser zu. Wir ergriffen nun unsere Reisetasche und unsern Malkasten und eilten mit ausgreifenden Schritten der Hooger Fähre am „Schlut" zu, an den langgestreckten Häusern vorüber. Einige von diesen bergen vier, fünf Familien. Im Rücken ließen wir eins liegen, von dem uns der Volksmund mit Behagen erzählte. So groß war nämlich dessen Kindersegen, daß es drinnen zu enge ward, wenn die Schar auf ihren Holzpantoffeln aus Gottes weiter Flur über die Schwelle zum Schlafengehen polterte. Dann zog die Mutter die leeren Schubladen ihrer Kommode heraus, und der Vater drehte den großen Stubentisch um, daß er die vier Beine in die Luft streckte. Dahinein wurden die Kleinsten gebettet. Aber Ge-

sundheit und Zufriedenheit ruhten auf den frischroten Wangen bis hinauf zu den Ältesten. Je mehr der Kinder wurde, desto reichlicher wurden die Vaterunser.

Rechts am Wege erhob sich ein mächtiges Gehöft. Hohe Eschen, Pappeln und Ahorn umhegten die Werft und schlossen das Strohdach in ihr Laubwerk. Es war ein Zeuge vom früheren Reichtum vor der Flut, aus welcher nur noch die Pellwormer die Kraft retteten, ihre Insel selbst neu zu umdeichen, während die einst so stolzen Nordstrander ihre Heimat den Holländern hatten überlassen müssen. Vor den Häusern lagerten sich in Feierabendruhe die Bewohner, die Männer mit der kurzen Pfeife zwischen den Zähnen, während die Frauen den Strickstrumpf drehten, lauter freie Gesichter, kernige, kräftige und gedrungene Gestalten. An ihnen schritten wir mit kurzem Gruße vorüber, und sie sahen uns neugierig nach.

Bald führte uns unser Weg auf den Seedeich. Wir kamen gerade früh genug, um die Sonne hinabsinken zu sehen, hinter Hooge vorbei. Hooge, die Perle der Halligen, war unser Ziel am nächsten Tage. Heute sahen wir sie im Abendsonnenschein.

Uns wuchs die Sehnsucht. Welch erhebendes Schauspiel bot sich dar! In rote Glut kleidete sich die Königin des Tages, als sie dieser Erdhälfte Gutenacht sagte. Das rinnende Meer erglänzte zitternd in ihrem breiten Scheidestrahl. Duftige Nebel woben geschäftig um Hooge ihr Nachtgewand. Der Sonnenstrahl warf eine eigenartige Färbung auf die von den ebbenden Gewässern verlassenen Watten. Ganz beschreiben ließe sich diese Lichtbrechung nicht. Man müßte geschwind Pinsel und Palette zu Hülfe nehmen und auf die Leinwand Weiß und Blau und Rot und Gelb und Braun durcheinander und ineinander werfen, fließend, flutend. Und auf dem glitzernden Wattengrunde hielten Tausende von Seevögeln ihren Tisch.

Da blinkte hoch über Hooge hinweg der Amrumer Leuchtturm mit seinem Lichte und lenkte unser Auge auf sich. Sein Strahl leuchtete weit hinaus übers Meer auf die Wasserpfade, weit hinein ins Land, als wir vom Deiche hinabstiegen ins gastliche Haus an der Fähre.

„Morgen früh vier Uhr, wenn die aufgehende Sonne den frischen Morgenhauch über die Wasser sendet, halte dein Schiff bereit, kundiger Fährmann!" riefen wir.

Düster ragte die gewaltige Turmruine der „Alten Kirche" in die schweigende Luft empor, einst den Schiffern ein weithin sichtbares Wahrzeichen, jetzt noch achtzig Fuß hoch. Einst hausten unstäte Zigeunerhorden, der Schrecken der Insel, in diesem Bau, jetzt nisten Dohlen und Falken und Bussarde in seinen Löchern und Rissen.

Im Frieden der weiten Insel, die keines Gendarms bedarf, ruhten wir für die wenigen Stunden der Nacht.

Kaum aber schaute die aufgehende Sonne über die Hochflut, da fuhren wir bereits im Kutter nach Hooge hinüber.

Nur ein leiser Wind fuhr vor den Sonnenstrahlen her, sonst war alles feierlich still. Wir fühlten durch unsere Seele ein Gebet zittern und zum Höchsten aufsteigen.

„Kennen Sie Hainshalliggrund?" fragte ich den Fährmann.

Er nickte mit dem Kopfe und wies nach Osten. „Dor liggt Hainslei" — oder sagte er „Hainsleid"?

Ich nahm das letztere Wort an, denn das stimmte genau zu der Sache, die ich im Sinne hatte.

Noch im Jahre 1894 wies man in der bezeichneten Gegend einen großen

Stein am Meeresgrunde, der zur Hohlebbe sichtbar über das Wasser hinausragte. Den könnte man „Hainsleid“ nennen.

„Was ist's damit?“ fragte mein Gefährte.

Es ist ein ergreifendes Zeugnis von der Heimatsliebe des Halligmanns.

Einst lag dort eine kleine Hallig mit einsamer Werft. Eine Witwe mit Sohn und Tochter nährten sich kärglich von den Einkünften dieses von der Flut verschonten Brocken Landes und des sie umgebenden Meeres. Von der Flut beim Fischfang überrascht, hatte der heranwachsende Ocke wie durch Gottes Vorsehung getragen auf diesem Stein Fuß gefaßt und mit starkem Arm die Mutter über Wasser gehalten, während am brüchigen Ufer des Heimateilands Elke in Todesängsten um ihre Rettung gebetet hatte.

Dieser Stein sollte wie hier zur Rettung einst seine Sterbestätte werden.

Längst war die Mutter gestorben. Ocke war aus Holland herübergekommen und hatte im Boote den Sarg zum Kirchhof auf Hooge geleitet. Dann war er wieder von dannen gefahren.

Reichtümer wollte er sich als Kapitän erwerben, ehe er sich auf seiner Geburtsinsel, die nach seinem verschollenen Vater „Hainshallig“ hieß, zum Lebensfeierabend zur Ruhe setzte. Für seine Rückkehr hatte die treue Schwester ins Fenster an jedem Abend ein Licht gestellt, das leuchtete hinaus ins Meer, dem suchenden Kiel des Bruders zum sicheren Zeichen, wenn er heimkehre. Beim Abschied versprach sie, noch weiter dieses Licht hinauszustellen.

Dann war es eines Morgens erloschen, und der alte Hoogeschiffer, der wöchentlich bei Elke einkehrte, hatte die Leiche der treuen Schwester im Lehnstuhl am Fenster gefunden. Noch im Tode hatte sie sehnsuchtsvoll ihr Gesicht auf das Meer mit den kommenden und gehenden Fluten gerichtet, ob nicht des Bruders Segel sich zeige am fernen Horizont. Ihre Hand hielt das Sehnsuchtslied auf ein Blatt Papier geschrieben, das sie täglich ihrem fernen Bruder nachgerufen hatte.

Dann waren wieder Jahre vergangen am kreisenden Rade der Zeit. Auch die Hallig war vergangen, zernagt, verschlungen, hinabgeschlürft vom Rachen des Meeres.

Da durchfurchte ein Kiel die Gewässer. Mit den erworbenen Schätzen beladen führte ein Schiff den Bruder heim. Nun war der Bruder zufrieden, nun sollte nur noch das Wohnen auf der Heimatinsel sein Glück krönen, — erträumtes Glück.

So stand er auf dem Bug und spähte nach dem Lichte der Schwester aus. Wie pochte sein Herz! Sollte die Schwester, die getreue, das Licht ins Fenster zu stellen vergessen haben? Ach, käme erst der Morgen, daß er seine geliebte Heimat schauen könnte!

Und der Morgen kam, träge, zögernd herauf aus Nebel und Wolken. Aber die Ebbe hatte das Wasser tief hinabgeschlürft.

Weit dehnte sich das Meer, links im Nordosten bot vom Meeresduft eingehüllt Hooge seinem Blick Ruhe. Nur vorne tauchte aus der Flut ein breiter Stein. Die krausen Wellen plätscherten an ihm hinauf.

Ocke sah ihn. Da durchrieselte eine furchtbare Gewißheit seinen Körper und hieß sein Herz mit Entsetzen erschüttern. Seine Hallig, seine Schwester, seine Heimat, alles, was ihm lieb war auf dieser Welt, war nicht mehr. Alles hatte das unersättlich gierige Meer in seinen Rachen hinabgezogen. Umsonst hatte er sich Schätze gesammelt. Was konnten sie ihm nützen, da er keine Heimat mehr hatte!

Mitten unter seinen Reichtümern dünkte sich Ocke Haien ein armer Mann zu sein, der ärmste — ohne Heimat. Denn die konnte ihm die Welt nicht ersetzen.

Er gebot dem Steuermann, den Anker fallen zu lassen. Er schwang sich hinab auf den Stein. Dort saß er, das Haupt schwermütig in die Hand gestützt. Und das hoffnungslose Heimweh rüttelte an seinem Verstande. Wahnsinnig geworden rief er dem Schiffer zu: „Dein sei das Schiff mit seiner ganzen Ladung, suche du dir eine Heimat und werde glücklich, ich habe keine mehr! So nimm auch mich, du gieriges Meer!"

So fand ihn die steigende Flut. Sie beleckte seinen Fuß, stieg ihm ans Herz, hob sich über sein Herz hinweg und spülte ihn hinab, daß er seine letzte Ruhe finde, wie er es gewollt hatte — auf Heimatsgrund.

Unser Fährmann nickte mit dem Kopfe, als ich diese Sage vom „Hainsleid" beendigt hatte.

„Just so sind wir Halligleute," sagte er.

Als Gegengabe erzählte er uns eine andere Geschichte, die er selbst erlebt hatte. Ich will sie den „Weg der Pflicht" nennen.

Die Fahrt ließ ihm kaum so viel Zeit, sie zu erzählen, so daß er sich kürzer als die Halligleute ohnehin lieben zu fassen bemühte.

In abgebrochenen Sätzen kam sie heraus, während seine Hand das Steuer führte und sein Auge auf das Segel achtete. Zuweilen unterbrach er seine Erzählung, wenn er dem Jungen einen abgerissenen Befehl zurufen mußte.

Zu beiden Seiten tauchten neugierig die Seehunde ihre runden Köpfe empor und duckten schnell wieder unter, daß wir ihren Rücken und das Wasser über ihr schwarz glänzendes Fell hinabrollen sahen.

Wir achteten jetzt nicht weiter darauf. Uns nahm die Geschichte, die er erzählte, ganz gefangen.

Wohl zwanzig Jahre mögen verstrichen sein, als ein Halligpastor hier auf der Fahrt ertrank. Ihn rief die heilige Pflicht. Sein treues Weib begleitete ihn im Boote. Lange Jahre waren sie verlobt gewesen, ehe sie auf dieser Scholle im Meere Amt und Heim gefunden hatten. Nun waren sie glücklich im bescheidenen Glück. Das sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein und jäh enden.

Die Bootsleute hatten ihm von der Fahrt abgeraten, er aber hatte gesagt: „Es ist der Weg meiner Pflicht!" und sein Weib setzte sich mutig zu ihm auf die Schiffsbank.

Sie mußten vor der steifen Brise kreuzen. Da schlug beim Wenden die Segelstange den treuen Seelenhirten von der Ruderbank ins Meer, und das Schiff fuhr voraus. Lange noch hielt sich der Schwimmende über Wasser. Zu spät kamen die wenig geschickten Schiffsleute, ihn zu retten. Vor den Augen seiner Frau sank der Halligpastor in die Tiefe. Nur noch einen letzten Abschiedsgruß vermochte er ihr mit der Hand zu senden.

„So sünd wi merrn mang Not un Dot" — schloß der Steuermann.

Da schurrte auch schon sein Kahn über den flachen Halligsand. Schweigend nahm uns das Eiland auf. Was ich auf des Halligmalers Alberts Gemälde bewundert hatte, durfte jetzt mein Auge in Natur schauen: „Die blühende Hallig."

Sonnenschein gehört dazu, und den hatten wir, flutenden Sonnenschein.

O, diese blühende Hallig im Sonnenschein! Wie das wogte und flimmerte! Bisher hatte ich nur die Schrecken des Halligmeeres mit ihrem geheimnisvollen Reiz im Sinne.

Jetzt zeigte sich mir die Hallig im Sonnenschein. Unvergeßlich wird mir die Beleuchtung der Watten im Abendsonnenschein, welche ich am Abend vorher schaute, bleiben. Aber heute Morgen die blühende Hallig im Morgensonnenglanz war unvergleichlich schöner.

Die westliche Hälfte der Insel, soweit das Auge schweifte, eine blaue Flut. Darüber schwammen die hohen Werften gleich Burgen. Wir schritten durch die blauen Stauden zur nächsten Werft und baten um einen Stuhl. Verstört ließ uns die Frau des ersten Hauses ihn durch einen Dienstjungen hinausreichen. Der trug ihn zurück, bis wir weit genug entfernt waren, ein Bild von der Werft auf die Leinwand zu bringen. Dann tauchten wir die Pinsel in die Farben und warfen sie auf die Leinwand. Wie fluteten die Farben durcheinander, geweckt und belebt von der goldenen Morgensonne.

Der Hütejunge zu unseren Füßen im kurzen, kräftigen Grase vergaß über dem Zuschauen die ihm anbefohlenen Rinder, wie er so seine Heimat Strich um Strich sich zum Bilde fügen sah. Kaum ein Wort zwischen uns wurde gewechselt. Uns nahm ganz diese beseligende Einsamkeit gefangen. Wir hörten die Biene, welche die Strandaster umsummte. Wir sahen nur die Männer und Frauen stumm und emsig auf der weiten Fläche mit dem Rechen im Heu hantieren. Links im Osten der Insel türmten sich die hohen Heuhaufen auf, braungrün. Ein kräftiger Duft wehte von ihnen zu uns herüber. Kaum ein Vogel flog zum Himmel auf. Kein Laut ließ sich vernehmen. Selbst die Rinder ließen ihr Brüllen verstummen. Ungestörte, weihevolle Feiertagsstille.

Höher stieg die strahlende Sonne. Ihre brennende Glut ward durch den frischen Meerhauch gemildert. Die Luft flimmerte im lodernden Sonnenschein. Als schwankten von ihr getragen die Werften, rechts die Ockenswerft, auf welcher Kunstmaler Alberts auch dieses Jahr seine Studien machte, weiter dahinter die Kirchwerft, noch weiter die Schulwerft und weiter nach hinten, weit hinter den nächsten, der Backens- und Hanswerft, die übrigen. Verdrossen und hilflos reckte in der Stille die Windmühle ihre Flügel in der Schere zum Himmel.

Wir wickelten die Pinsel ins Maltuch, warfen noch einen befriedigten Blick auf die Skizze mit der sonnigen, blühenden Hallig, schlossen dann den Malkasten und stiegen zur nächsten Werft hinan.

Das Wirtshaus nahm uns in seine kühlen Räume auf. Rings umdrängten die Hallighäuser den Feting. Lattenwerk und Einfriedigungen kreuz und quer durcheinander geschoben beeinträchtigten den geraden Weg.

Nur kurze Zeit gönnten wir uns drinnen zum stärkenden Imbiß. Eine Dame mit gebräuntem Gesicht und vornehmem Ausdruck ging durch unser Zimmer. Eine Berlinerin, welche hier Malstudien machte. Nebenan im Zimmer an den Wänden hingen ihre Skizzen, lauter Naturausschnitte bei hellem, wogenden Tageslichte und bei glänzend purpurrotem Sonnenuntergange, Bilder von den Häusern, von der Werft. Aber keins von dem dahinter liegenden, schweigend ausgebreiteten Meere, auf welchem ein leichter Nebel in der Ferne brütete.

Warum malte sie nicht das Meer? Fürchtete sie sich etwa davor? War es ihr zu schwer, zu geweiht?

„Das Meer, das Meer müßten wir malen," sagte ich zu meinem Begleiter.

„Ich habe erst vor einigen Tagen in der Ausstellung zu Husum das Meer gesehen, einen Blick auf die Schären an Norwegens Küste, etwas so Herrliches, so duftig zartes Blau."

Gerade so lag vor uns das Meer, nur daß die Sonne einen goldigen Schimmer hineinwebte.

Nein, es gibt nichts Herrlicheres als dieses majestätische Meer! — —

Wir gingen dann hinab von der Werft, auf der wir standen, hinüber

über die von jetzt trockenen Wasserrinnen zerrissene Grasfläche zur Hanswerft, um den Königspesel zu besichtigen.

Ich schritt dahin eigentlich ohne mein eigenes Ich. Meine Seele drinnen tauchte hinab in Erinnerungen, die sich ans Meer knüpften, und wob Gedanken, Bilder, Stimmungen zu einem Gemälde. Das wuchs drinnen hervor, während wir gingen.

Für eine Stunde ließ ich mich durch den Besuch im Königspesel aus meinem Innenleben aufstören. Wir bahnten uns durch das Gewirre der Einzäunungen. Auf unser Klopfen mit dem Schlägel gegen den Metallknopf an der Tür ward diese von innen entriegelt, und eine kleine rundliche Frau in Halligtracht tat uns auf.

Kräutriger, frischer Heuduft, als träten wir in ein Teelager, schlug uns entgegen. Die Türen zu den Zimmern standen offen. Links die zu dem Wohnraum, rechts die zu dem Königspesel, welcher durch das Albertsche Gemälde weltbekannt geworden ist. Hier hat früher der dänische Landesvater, als seine Fürsorge für seine Landeskinder ihn auch nach den Halligen führte, einige Tage gewohnt und eine eines Fürsten würdige Wohnung mitten unter all den engen, schlichten Häusern gefunden.

Alter und Kunst verleihen diesen Räumen großen Wert. Ein mit Glücksgütern reich gesegneter Kapitän, der von Hooge aus als Schiffsjunge in die Welt fuhr, kehrte hierher zurück, um, wie die Halligleute es tun, Feierabend des Lebens zu halten. Die schönsten Kunstschätze führte er mit sich aus Holland herüber, um damit seiner Wohnung das Aussehen eines Patrizierhauses zu geben.

Die Wände sind mit Delfter Kacheln belegt, deren jede der Reihe nach vom ersten Blatt der Bibel an eine biblische Darstellung trägt. Die betreffende Bibelstelle findet sich jedesmal unten vermerkt. Ein gebräunter Eichenschrank mit feiner Täfelung und edlem Schnitzwerk steht zur Linken. Ihm gegenüber an der Wand eine kostbare holländische Uhr in grüngemaltem, mit bunten Linien und Verzierungen geschmücktem Gehäuse, die zeigte noch heute sicher Stunden, Tages-, Jahreszeiten, Mond- und Sonnenbewegung. Der Beilegeofen ragt ins Zimmer hinein. Alles bis auf den Tisch in der Ecke zeigt reinen Kunststil. Im Eckschrank hinter Glasscheiben stehen die wertvollsten Porzellangefäße.

Die gesprächige Frau erzählte uns vom Urgroßvater, in dessen Erbe sie säßen, zeigte dessen Bild, Schiff und Jahreszahl der Heimkehr über dem Ofen auf den Kacheln. Aber solange sie lebten, seien diese Kunstschätze ihnen für Geld nicht feil.

Ein eigentümlicher Gedanke schoß mir durchs Hirn. Wenn durch irgend eine kleine Unvorsichtigkeit auf dieser Werft Feuer ausbräche, dann wären alle Häuser, auch dieser Königspesel rettungslos verloren. Wasser wäre nicht genügend zum Löschen vorhanden, auch mag kaum für Löschgeräte genügend gesorgt sein. Selbst wenn dies wäre, vermöchte man mit ihnen nichts ausrichten, wenn der Wind, der hier selten nicht weht, sich zur Flamme gesellte. Glückliche Sorglosigkeit! Daran hatten die Bewohner kaum je gedacht. Sie sind mit dem Gedanken an Gefahren so vertraut, daß sie kaum darüber nachdenken. Auch mit dem an den Tod. Längst steht ihr Name auf dem Leichenstein, wenn einer ihrer Angehörigen beigesetzt ist; es braucht nur der Sterbetag eingefügt zu werden. Furcht kennen sie nicht, nur Gottvertrauen und fürsorgliche Pflichterfüllung.

Wir traten aus dem Königspesel. Mich zog es an den Strand hinab. Meinen Begleiter bat ich nun, mich alleine zu lassen. Hier hielt ich Zwiesprache mit dem Meere:

Trautes Meer der Heimat! Deiner Wogen Brausen rauschte mir mein Wiegenlied. An deinem Strande flossen mir der Kindheit schönste Tage hin. Auf der Mutter Knieen lernte ich zum Vater droben stammeln, — an deinem Strande glauben an den ewigen, allgewaltigen, aber auch reichen und gütigen Gott. Ich sah deine Wasser kommen und gehen, steigen und fallen, schaute hinaus auf die Wasserfläche, und mein Blick verlor sich in die Weite. Ich fragte die Wasser: Woher kommt, wohin geht ihr? — Wer führte euch herauf und zieht euch zurück? — Wer hat euch geschaffen? — Wo fangt ihr an, wo hört ihr auf? — Über das Wasser hinaus schwang sich mein Geist. Dort muß Gott wohnen, sprach ich, der vor diesen Wassern da war, der sie rief, der sie lenkt und beherrscht, dessen Arm weiter reicht als die weite Nordsee.

Ich horchte hinein in das Toben des Sturms. Draußen kämpften die Menschen wider den Anprall der Wogen. Ich aber dachte: gewaltig ist Gott in seinen Werken, und vor ihm sind wir Menschen ohnmächtig und unsere Werke wie ein Spielzeug in des Riesen Hand. Und in dieser gewaltigen Hand steht auch mein Leben.

Wechselreiches Meer! — Bald lautlos wie anbetend hingegossen, wenn am stillen Sommermorgen die Sonne emporsteigt und einen leichten Schleier von dem Wasser emporhebt, bald glitzernd, erglühend im Strahl des Abendrots. Noch lange verglüht am Himmel das Sonnenlicht, da webt schon geschäftig die Dämmerung ihre Schatten über das Meer. Zur Zeit der Juninächte gibt es kaum etwas Lieblicheres als eine Sommernacht am Meere. Wie kann doch dasselbe Meer so schauerlich sein, wenn im Winter die Vögel vor dem Sturme landeinwärts fliehen und die Inseln, ihre Wohn- und Brutstätten, umkreisen und verlassen und hinter ihnen her die Wogen bis in die Häuser steigen. Oder wenn der Frost seine Brücken über das Meer baut und du trittst im Mondschein ans Meer, — märchenhaft liegt dann vor dir die Schollenwelt. Wehe, wenn der Sturm die Eismassen in Bewegung setzt! Aber das schönste Schauspiel bleibt es doch, wenn einer Feuergarbe gleich das Nordlicht bis zum Scheitelpunkt des Himmelsgewölbes über dem Meere emporschießt.

Räuberisches, tückisches Meer! — Wovon wissen deine Wellen zu erzählen! Weit draußen, wo jetzt die freie Nordsee flutet, hatte einst die schleswigsche Küste eine natürliche Schutzmauer gegen das Meer. Deren Reste sind noch die nordwestlich verlaufenden Riffe der Felseninsel Helgoland. In ihrem Schutze lag einst das gesegnete alte Nordfriesland. Dann ist es versunken, und die Salzflut hat die Felsen zu Dünensand gemahlen. Eichenstubben, Baumstämme, die noch im Meeresgrunde wurzeln, Eberzähne, Hirschgeweihe, Tannenzapfen, die noch dort sich finden, kleinere und größere Steine, das sogenannte Rollholz, schwarze Holzstückchen, von der Woge ei- und kugelförmig gewaschen, sind die letzten Zeugen und Trümmer der versunkenen Wohnstätten. Wo jetzt die Wogen branden, zog einst der Landmann seine Furchen, standen einst Wälder, läuteten Kirchenglocken zur Andacht. Noch heute tragen viele Stätten im Wattenmeere die Namen untergegangener Wälder, Dörfer und Werften und leben im Munde des Volkes weiter. So sind die weiten Watten von Helgoland bis zu den deutschen Nordseeküsten der „siebzig Meilen lange Kirchhof der Marschen." Wie mancher Wattenläufer trat fröhlich seinen gefahrvollen Weg an, um aus dem Meere den Segen herauszuheben zum täglichen Brote für die Lieben daheim. So viele hundertmal bereits hat er den schlüpfrigen Pfad beschritten und ist beutebeladen heimwärts zum Strande zurückgekehrt. Diesmal sind schon die Priele und Ströme ungewöhnlich angefüllt, schneller und schneller drängt das Wasser herein. Hat sich denn die Flut verfrüht oder er sich zu weit hinaus-

gewagt? Die Angst beflügelt seinen Fuß, anfangs sich leise meldende Angst, langsam wachsend. Bald werden Netz und Beute abgeworfen und preisgegeben. Denn es gilt, das Leben zu retten. In schnellem Lauf geht es vorwärts, solange der Atem reicht, hinterher jagt die steigende Flut. Sie ist schneller als des fliehenden Menschen Fuß. Tiefer und breiter werden die Wasserläufe. Schon reicht das Wasser bis über die Hüften, bald bis an die Brust, bald bis unter die Arme. Immer noch geht es hindurch. Bald sind auch die Wattenflächen überflutet, und dem Auge bietet sich kein Anhalt mehr, zu unterscheiden, wo flaches Watt oder wo tiefe Ströme sind. So schreitet er aufs geratewohl vorwärts. Vorne gleich einem grünen Saume zeigt sich der Strand, dahinter das Häuschen mit seinen Lieben, die mit Segenswünschen ihren Versorger hinausgeleiteten, mit Freude anfangs, bald mit banger Sorge sich auf seine glückliche Heimkehr freuen. Da entschwindet der Boden. Jetzt gilt es zu schwimmen, aber wohin? Wo bietet sich dem Fuße noch Grund? Der reißende Flußstrom ist stärker als seine Kraft, und er findet in den Wellen sein feuchtes Grab.

Andere hat bei steigender Flut der saugende Triebsand in die Tiefe gezogen. Je mehr sie zerrten, den eingesunkenen Fuß zu befreien, desto tiefer sanken sie ein und desto fester. Ihre Hilfe- und Angstrufe hatten nur ein Echo gefunden im Rauschen der Wogen und nur Antwort im Kreischen der ungezählten Seevögel, welche über dem Haupte ihre Kreise zogen, beutesuchend in die Flut hinabschossen und mit ihrem Fang sich emporhoben.

Noch andere waren vom Wattennebel überrascht worden, hatten die Richtung verloren und waren umgekommen. Wohl hatte man ihren Hilfeschrei vernommen, aber nicht gewußt, wohin man zu ihnen eilen sollte.

Wie viele Schiffbrüchige ruhen auf dem Meeresgrunde den letzten langen Schlaf, bis der Todesüberwinder auch sie am jüngsten Tage aus dem Meere auferwecken wird. Wie viele speit das Meer wieder aus an den Strand, unerkannt, fern von den Angehörigen, und sie finden Ruhe in der „Heimstätte für Heimatlose." —

Meer, du segnest auch! — Wo du nimmst, da gibst du anderswo langsam wieder. Beiw täglichen Wechsel von Ebbe und Flut baut die räuberische Woge segnend neue, fruchtbare Landflächen auf. Die Erdschollen, die sie unterwühlt und fortreißt, zermahlt sie zu feinem Staub, trägt ihn fort und läßt ihn in toten Buchten des Wattstroms sinken. Hier baut sie verborgen auf. Vergehen und Entstehen reichen einander die Hand, und der zuschauende Mensch lernt diese Tätigkeit unterstützen. Pflanzenwuchs fördert die Landbildung. Mit seinen dicken Ästen fängt der kaktusähnliche Queller der Welle die Last der mitgeführten Erdteilchen ab, läßt sie dann zu Boden fallen und erhöht so allmählig seinen Standort. Durch des Schöpfers unsichtbare Hand erhebt sich die ganze Fläche, und auf ihr erblüht die liebliche rote Grasnelke, die Strandaster und der duftende silberweiße Strandwermut. Ist die gewohnte, alltägliche Herrschaft des Meeres zu Ende, so beginnt des Menschen Wirken. Wo einst kreischende Seevögel über den Kamm der schaumbekränzten Wogen dahinschossen, summen jetzt die Bienen um die Blüten goldgelber Rapsaatfelder, wo einst die Fische ihre Wege zogen, lagern sich jetzt die Herden breitgestirnter Rinder. Ein kräftiges, kerniges, freiheitliebendes und trotziges Geschlecht erwuchs und erstarkte hier, kühn und ehrenhaft, schlicht und fromm, gastfrei und herzlich, im täglichen Trutze und Kampfe mit dem Meere. Trotzig ward da der Mut der Menschen, unbeugsam ihr Sinn, frei wie das Meer ihr Herz, nüchtern ihre Denkungsart, aber tief ihr Gemüt. Liebe zur Wahrheit, Sinn für Gerechtigkeit beseelt den Anwohner des Meeres. Gegen Willkür bäumt er

sich auf und spricht: „Lieber tot als Sklave!“ „Rüm Hart, klor Kimming!“ lautet des Friesen Wahlspruch. Der Gerechtigkeit fügt er sich gutmütig. Hier gilt noch „Ein Wort ein Mann!“ Frömmigkeit und Treue, Arbeitsamkeit und Gesittung, schlichter, rechtlicher, gerader, zuweilen derber Sinn zeichnet ihn aus, es müßte denn sein, daß Überfluß und Verschwendung die Menschen verweichlicht und Zucht und Sitte lockert. Gleich der lieblichen Dünenrose am Boden klammert sich der Friese an die heimatliche Scholle. Auch auf kümmerlichem Boden weiß sein fröhliches und zufriedenes Herz Glück zu finden, wie das dunkelblaue Dünenveilchen im Sande.

So hätte ich gerne noch lange Zwiesprache am Meere gehalten. Der Blick aufs Meer, das Flüstern der Wellen redeten zu meiner Seele, und meine Seele faßte es in Worte. Zuletzt flossen diese Worte zum Gedicht zusammen:

Meer, du segnest auch! Welch reiches Leben
Steigt aus deinem tiefen Schoß empor!
Tausend Hände unermüdlich heben
Ihren Unterhalt aus dir hervor.
Stolze Schiffe ziehen ihre Pfade,
Tragen an die heimischen Gestade
Ferner Länder edle Schätze her,
Und du trägst sie willig, starkes Meer!
Ja, du segnest! — Sieche Erdenbrüder
Eilen her an deinen Badegrund,
Tauchen in die Flut die matten Glieder,
Atmen sich an deinem Hauch gesund.
Zögernd gibt von dem versunk'nen Lande
Deine Flut den Raub zurück dem Strande,
Säumt ihn in der Zeiten langem Raum
Mit der Marschen reichem, grünem Saum.

Gottgeschaffnes Meer! — In deinem Weben
Spiegelt sich mein unruhvolles Herz:
Heißer Mittagssonne Strahlen heben
Durstig deine Tropfen wolkenwärts;
Die geraubten Kinder schweben
Aus der Höhe in die Tiefe nieder,
Und du, Meer, in froher Mutterlust,
Ziehst die Heimgekehrten an die Brust.
Gott, so holst du einst auch meine Seele
Aus dem Schoß des Meers der Ewigkeit,
Daß sie sich bewähre ohne Fehle
In der Gnadenfrist der Erdenzeit. —
Hilf, daß wenn ich einst von dieser Erde
In die Ewigkeit berufen werde,
Meine Seele steige heimatwärts,
Nimm in Gnaden sie ans Vaterherz! —

Inzwischen war mein Gefährte von einem Gange am Strande zu mir zurückgekehrt. Er hatte allerlei Muscheln gesammelt. Viel Vergnügen machte ihm das Gehäuse des Wellhorns mit dem Einsiedlerkrebs darinnen. Es belustigte ihn, als ich ihm erzählte, daß dieses Tier seines schwachen Körpers wegen sich eine schützende Wohnung suchen müsse und darum in diese Muschel einziehe, sich sicher und häuslich darin einrichte, und daß dann die Seerose käme, sich auf die Schale setze und ihn mit ihren Nesselfäden schütze. Zum Dank dafür, daß sie ihn sicher decke, fahre er mit ihr umher, so daß sie Gelegenheit zu reichlicherer Nahrung finde. So eint der Naturtrieb schon die Geschöpfe des Meeres in Lieb und Leid, sich gegenseitig als gute und getreue Nachbarn und Freunde zu unterstützen. Nicht minder belustigte ihn die große viereckige Horablase, in welcher der Rochen seine Eier absetzt und aussteuert. Die spiralförmig aufgerollten Zipfel an den Ecken benutzt sie dazu, sich an den Seepflanzen zu verankern, bis die jungen Rochen ausschlüpfen. Zu guterletzt zeigte mein Begleiter mir einen fünfstrahligen Seestern, tot und ausgetrocknet. Zu seinem Schutze findet sich die obere Seite mit einer kalkartigen, flechtförmigen Masse bedeckt. Auf der unteren Seite in der Mitte ließ sich eine schlitzförmige, jetzt geschlossene Öffnung entdecken. Das ist der Mund. Solange dieses Tier lebt, umklammert es mit langen Rankenfüßen, die nun zusammengeschrumpft waren, seine Beute, die Muscheln, zwingt sie durch eine ätzende Flüssigkeit, die sie ihnen buchstäblich um den Bart schmiert, sich aufzutun, und schiebt dann durch den Mund seinen hungrigen Magen in die Muschel hinein, bis es sie ganz ausgesogen hat. So entstehen die vielen leeren Muscheln, welche das Meer ans Ufer wirft, die große weiße Klappmuschel und die gerillte Herzmuschel und viele andere.

So plaudernd saßen wir am Rande der Hallig. Vor uns lag in sehbarer Ferne die Dünenkette Amrums, gelb und weiß leuchtend im Nachmittagssonnenschein.

„Siehst du dort die Spitze steil über dem Meere?“ fragte ich meinen Freund. „Dort stand vor reichlich einem Jahrhundert im Sturme Hark Ulw, dessen Namen man auf dem Kirchhofe von Nebel auf Amrum in einen Leichenstein gemeißelt findet. Er hatte einen Sohn als Seemann übers Meer gesandt. Jährlich kehrte dieser heim, bis er einst ausblieb. Tunesische Seeräuber hatten ihn im Mittelmeer gefangen genommen und als Sklaven an einen Fürsten der nordafrikanischen Raubstaaten verkauft. Nur gegen ein hohes Lösegeld stellte der dänische Konsul dessen Befreiung in Aussicht. Seitdem stand der Vater in Sturm und Wogenprall auf dieser Dünenwarte, möglichst viel Strandgut zu bergen, um aus dessen Erlös das hohe Lösegeld zusammenzubringen. Endlich als es zusammen war, wartete der alte, wetterharte Mann auf dieser Düne der Heimkehr des losgekauften Sohnes. Aber welche bittere Enttäuschung ward dem Vaterherzen zuteil, als wirklich ein Segel sich dem Strande näherte und der längst verschollen geglaubte Sohn einer Witwe gleichen Namens ans Land stieg. Dennoch bot er mit hoffnungslosem Herzen der Beglückten die Hand zum Glückwunsche dar. Von nun an aber war die Düne sein Lieblingsplatz, aufs Meer zu schauen. Hatte er früher hier Strandgut erspäht, so hielt er jetzt gleichsam Ausschau aus dem Leben, einem Leben, welches für ihn keine Hoffnung mehr zu haben schien, Ausschau in die Ewigkeit, nach welcher er lebensmüde sich sehnte. Da stieg wiederum ein Mann aus einem landenden Schiffe die Düne hinan. Der Alte sah ihn den bekannten Pfad durch die Dünenwelt seinem Hause zuschreiten. War's möglich? Er eilte hinab, so schnell seine alten Beine ihn tragen konnten. Es war wirklich sein längst aufgegebener Sohn, den zum Dank für die erwiesene Lebensrettung der Bey freigelassen hatte. Was er mit eigener Kraft nicht hatte erkaufen können, die Rückkehr seines Sohnes, das hatte ihm Gott geschenkt.

Die vorgeschrittene Stunde gemahnte uns an die Heimkehr.

Im Vorübergehen pflückten wir uns einen Strauß von der blauen Meerstrandaster, welche die ganze Insel in ihr schönes Gewand kleidete. Mehr Zeit erforderte das Suchen des Strandwermuts, der am Rande der vielen Priele wuchs, von denen die Insel durchfurcht war.

Diesen Strauß wollten wir unseren Lieben daheim mitbringen zur Erinnerung an diesen Tag auf Hallig Hooge, da wir den Spuren des Schöpfers überall begegnet und nachgegangen waren.

Noch manchen Blick warfen wir bei der Rückfahrt zurück auf die Hallig im leuchtenden Abendsonnenschein. Unvergeßlich bleibt sie uns im Sonnenschein der Poesie.

Allen aber, welche sich für die Reize dieser Halligwelt ein Auge und Herz bewahren, sei dieser Strauß von Erinnerungen gerne dargeboten. Mögen alle Volksfreunde, welche die Befestigung und Rettung der Halligen betreiben, sich in ihrem Vorhaben bestärkt fühlen.

Denn wirklich bilden diese Eilande in der Nordsee ein Stück eigenartiger Poesie der schleswig-holsteinischen Heimat und die Stützpunkte für die Gewinnung weiter Landflächen aus dem Schoße des Meeres.



Altes und Neues aus Schleswig.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

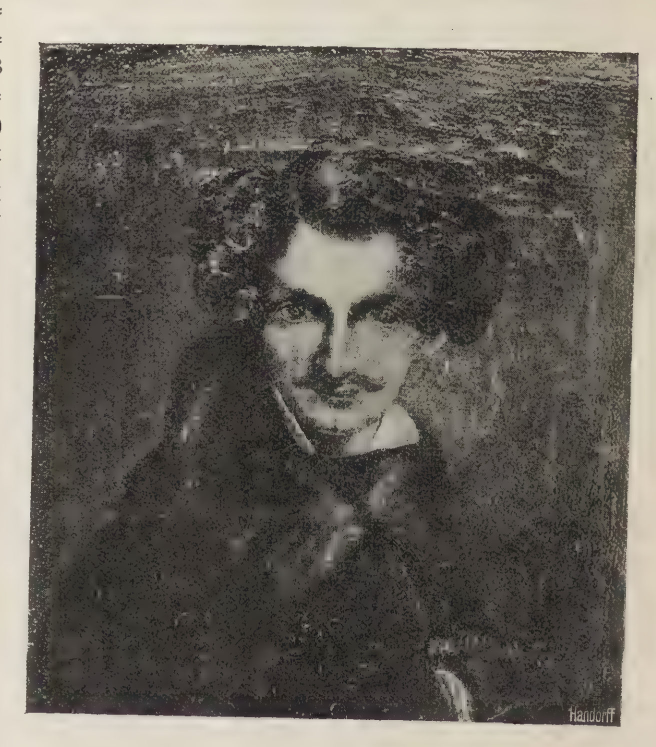

Da unter dieser Überschrift neben andern „Schleswigensien" auch über die Weiterentwicklung des hiesigen Altertums-Vereins berichtet wurde, so sei heute wieder auf die erfreuliche Zunahme seiner Sammlungen hingewiesen. Schon stellt Platzmangel sich ein, so daß mit Verlangen auf noch mehrere der Zimmer des großräumigen Bardenflethschen Palais hingesehen wird, dessen Unterstock die städtische Verwaltung ja dem Museum vor zwei Jahren gütigst einräumte.

Was bisher die Hauptanziehung für Fachmänner bildet (Fachfrauen dieser Sorte giebt's wohl recht wenige) — die Funde aus der Urzeit am jenseitigen Schleiufer — das fand jetzt im sog. Oldenburg-Zimmer seine endgültige Aufstellung und zwar, wie anerkannt wird, in mustergültiger Anordnung, der man die Schulung der Leitung anmerkt.

Aber, „was soll denn das hier?" So wird, außer den wissenschaftlichen Pedanten, wohl noch dieser und jener erstaunt ausrufen. Schad't nichts! Also in einer Seitennische dieses Raumes, der uns ganz in die nordische Heimatkunst und -Sitte hineinzieht, da birgt sich ein Gegenstand so fremdartig, ein Gegenstand, der uns unversehens von den Ufern der Schlei an die des Nilstromes versetzt. Eine Mumie ist es, liegend im offenen Sarge aus Sykomorenholz, wohlerhalten und in den herkömmlichen Umhüllungen und kreuzweiser Verschnürung, aber ein Bild des Verfalls. Dahinter steht, 1 m 80 cm hoch, der Deckel des Mumienkastens, so wie man ihn aus Bildern kennt. Die Spitze krönt ein typisch bärtiger Männerkopf, während im übrigen fast kindlich einfaches, hellfarbiges Ornament in Querstreifen die ganze Höhe bedeckt. Die dazwischen eingefügten Hieroglyphen verdeutschte der Gelehrte, Direktor des königlichen ägyptischen Museums in Kairo, aus welchem die Mumie erworben wurde, wie folgt: „Opfer, dargebracht dem Osiris in Amanti, dem großen Gott, dem Herrn von Abydos, auf daß er geben möge die Totenmahle, Ochsen, Gänse und alle guten und reinen Sachen für den Toten Zot Amon Mu, Sohn des Poch Fu Hor, geboren von der Dame Horhab." Wohl uns, daß die Inschriften unserer Gräber anders lauten dürfen! — Diese hochinteressante Bereicherung verdankt unsere Sammlung dem Landrat Herrn v. Alten, der für dieselbe auf einer Orientreise die Mumie erwarb. Es fehlt also nicht an Fragen, ob so Weitabliegendes in ein Museum für schleswigsche Altertümer gehört. Aber man denke an die vielen — wohl die Mehrzahl der Besucher —, welche auch gerne über die allzuengen Grenzen des bisher Geschauten hinaus einen Blick tun möchten auf das, wovon sie lasen oder hörten. Daß auch von auswärts Neu- und Wißbegierige durch den seltenen Schatz herbeigezogen werden, ist selbstverständlich. Und dann: wo sind die Grenzen für eine Sammlung „zum Alleindienen"? Die Großstadt verfügt über eine Anzahl von Museen für verschiedenste Zwecke. Schleswig hat vermutlich auf lange hinaus nur eines, und darinnen verträgt sich friedlich mancherlei nebeneinander. Übrigens hofft man später in gesonderter Abteilung derartige Antiken unterzubringen, wenn sie kostenlos zu haben sind.

Recht andersartige Eindrücke empfangen wir in dem darnach betretenen Raum. Hier gibt es seit dem Sommer 1905 auf großen Setzwänden eine Westphal-Ausstellung. Wer ist denn Westphal? Es wird unter den jüngeren Schleswigern nicht allzuviele geben, die von den Arbeiten dieses ihres einstigen Mitbürgers mehr kannten als seinen lustigen „Mövenpreis." Als Sohn eines

Zeichenlehrers [1]) (später auch Auktionators) wurde Fr. Bernhard Westphal 1804 in Schleswig geboren. Ein Kieler Ausstellungskatalog (1882) teilt mit, daß er seine Ausbildung in Kopenhagen empfing, wie das hier damals Brauch war. Doch hat er seine natürlich flotte Veranlagung sich gut bewahrt, während die Mehrzahl der mir bekannten Künstler jener Zeit eine gewisse korrekt hölzerne Darstellungsweise sich dort angeeignet hat. „An größeren Gemäldən befinden sich in Kopenhagen: „Thorwaldsens Rückkehr" und „Eleonore Ulfeld im Gefängnis" — so heißt es in dem Verzeichnis jener Kieler Ausstellung, welche Westphals „Schleswiger Mövenschießen im Jahre 1831" zeigte. Dieses Gemälde (100 cm breit, 80 cm hoch) gehörte damals dem genannten Wiek, nach dessen Tode es ins hiesige Rathaus kam, jetzt als dankenswerte Gabe ins Museum. Durch zahllose Lithographien, die früher in hiesigen Bürgerstübchen einen Ehrenplatz einnahmen, ist das Bild höchst populär geworden. Gab es doch das Fest des geliebten Mövenpreis [2]) wieder, das leider nur einmal im Sommer sein durfte, dann aber die ganze Stadt und Umgegend, nicht die zahlreichen Schützen allein, in Bewegung setzte. Eine bunte, vergnügungsgierige Menge in überladenen Booten und auf der kleinen, bis zu diesem Tage unberührbaren Möveninsel drängte sich hier. Ganz so bunt wie auf dem Westphalschen Bilde mag's selten hergegangen sein. Wohl zu Hunderten tummeln sich bewaffnete Männer und geputzte Weiblein durcheinander, mitunter auch malerische Gruppen bildend auf dem Anberg des hier stark hügeligen Inselchens, umkreist von den schönen, breitbeschwingten, nun dem Tode geweihten Vögeln. So, der Öffentlichkeit übergeben, macht das originelle Gemälde manchem alten Schleswiger kein geringes Vergnügen, auch dadurch, daß auf demselben Jugendbekannte, in sprechender Charakteristik wiedergegeben, ihm entgegentreten. Ja,



Westphals Porträt nach seinem Selbstbildnis in Öl.

[1]) Derselbe war verschwägert mit Senator Wieck, dem verdienstlichen Gründer der ersten Sparkasse im Herzogtum Schleswig. Dessen Sohn war der unter der gemütlichen Bezeichnung „Onkel Eduard" allbekannte Kunst- und Altertumssammler, eines unserer prächtigen Originale!

[2]) gleich Mövenschießen.

wer die Eltern nicht kannte, aber deren Kinder, findet — so heißt es — auf dem Bilde oft die Alten heraus durch ihre Ähnlichkeit mit den Nachkommen in Haltung usw., trotz sehr verschiedener Kleidung.

Mehrere durchaus andersartige Gemälde des Künstlers sind noch in Schleswig erhalten. Fräul. Callisen ist im Besitz eines interessanten Ölbildchens, „Henner der Friese." Der mächtige nordische Recke sitzt, finster brütend, über Land und Meer schauend, auf einsamer Felshöhe, um ihn die geflügelte Jagdbeute gelagert. Die Kirche im hiesigen Friedrichsberg hatte bis vor kurzem ein Westphalsches Altarbild „Christus in Gethsemane," das man in einzelnen Partien recht ansprechend finden konnte. Am meisten wurde es für den Ehrenplatz unmöglich erfunden durch die sich vordrängende Ähnlichkeit des tröstenden Engels mit dem hübschen Modell, einer männiglich bekannten Verwandten des Künstlers. Die seltsame, damals und nie wieder moderne Frisur, garstiges



Studie für Westphals Ölbild des Schleswiger Mövenschießens.

Flechtwerk, tief ins Gesicht hängend, mutete auch gar zu profan an! Derlei Schrullen, die man in kirchlicher Kunst sich doch einmal verbitten mag, scheinen Westphals Schwäche, anderswo vielleicht seine Stärke gewesen zu sein. Wie groß seine Fähigkeit war zu individualisieren, zeigen die gerade zahllosen Zeichnungen, die z. T. lithographisch vervielfältigt noch erhalten sind. Eine Mappe im Besitz des hiesigen Dr. Wiek enthält 3—400 derartige Blättchen, eine lustige Selbstbiographie in Bildern, zumeist aus den 30er Jahren. Unser Museum erhielt von einer hiesigen Verwandten ein kleines in Öl gemaltes Selbstbildnis, das den hübschen, genial dreinschauenden Jüngling offenbar sprechend wiedergibt. Nun kehrt aber dieser überaus zierliche, wohl reichlich in sich selbst ver-

liebte junge Mann fast auf jedem der Hunderte von Blättern wieder, sofort erkennbar an der aufgebauschten Lockenfülle, dem koketten Schnurrbärtchen, der überschlanken, fast immer heldenhaften Gestalt. Ob der nordische Frithjof auftritt, ein antiker Held oder ein moderner Tourist, man ist sicher, an erster Stelle unserm hübschen Freund zu begegnen. Nicht selten trifft man ihn in intimem Zusammensein mit irgend einer langlockigen Schönen. Ob damit immer eine der Schwestern oder etwa der vielen Kousinen gemeint ist? Auch ist fast überall merkwürdig Vieles und Seltsames los. Nur einmal finden wir ihn allein, schmerzvoll über des Vaters Sarg gebeugt. Sonst aber pflegt Durcheinander von Menschen und Tieren vorzuherrschen, etwa auch rascher Auf- und Abstieg im steilsten Gebirge. Vor kühnsten Verkürzungen war der geschickte Stift nicht bange. Man sieht, daß ein „schneidiger" Künstler in dem Schleswiger Jungen steckte, der mit seinem Geschick und Humor heute wohl ein



Pfingstmorgen 1832.

gesuchter Illustrator geworden wäre. Er mag noch unsteter gewesen sein, als sonst Künstlerart ist. Man findet ihn in Nord und Süd, oftmals mit seinem Freunde Petzl aus München, in dessen Gesellschaft er u. a. Norwegen bereiste. Von dem Münchener Maler besitzen die hiesigen Verwandten ein humoristisches Ölbild, das unsern Schleswiger als künstlerischen Wanderburschen darstellt. Was die beiden wohl alles betrieben haben! Nach allen Irrfahrten hat Westphal es schließlich nur zum Theaterdekorationsmaler in Kopenhagen gebracht, wo er 1844 gestorben ist; so liest man in einem der Kieler Ausstellungsberichte. — Herr Dr. Wiek hat von jenen kleinen Zeichnungen des mit ihm verwandten Künstlers eine große Anzahl unserm Museum übergeben. Wir waren imstande, dasselbe mit mehreren größeren Blättern zu tun, welche z. T. die nordische Sage behandeln — nicht ohne Geschick, aber annähernd akademisch, also nicht so recht „westphalsch."

Bücherschau.

1. **Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen.** Praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesange. Von Dr. **Alwin Voigt,** Oberlehrer an der Realschule I zu Leipzig. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden: Hans Schultze, 1906. 312 S.; 8°. In biegsames Leinen gebunden 3 *M*. — Kreisschulinspektor Stiefelhagen zu Weißenburg i. E. schrieb im „Deutschen Tierfreund," 1905: „Wollte Gott, daß einmal der Tag käme, an dem die Kenntnis von zwölf lebendigen Vogelstimmen in der Schule mehr gälte als die Beschreibung von 24 toten Leibern! . . . Wie oft kommt es vor, daß man den lebendigen Vogel, der soeben lustig zum Schulfenster hineinsingt, gar nicht kennt, während man ihn ausgestopft im Schulschrank stehen hat." Zur Maienzeit den Gesang der Vögel zu belauschen, an ihm oder an dem Lockruf die Art des Sängers zu erkennen, auch dann, wenn dichtes Gebüsch ihn den Blicken des Naturfreundes entzieht, ist ein hoher Genuß; aber mühevoll ist der Weg, der dahin führt, und nur wenige sind's, die ihn wandern. Schüler leitet man nach meinen Erfahrungen am besten zum Studium der Vogelgesänge mit Hilfe volkstümlicher Verse an, wie solche noch heute im Munde unserer Landleute leben (Goldammer ruft: „Lick, lick, lick . . . Sch—i—e—t!" Etwas derb, aber treffender als der hochdeutsche Satz: „Ich hab', ich hab', ich hab' dich lieb!") Viel Anregung empfängt speziell der Lehrer aus den Schriften Heinrich Seidels (Der Haselwurm, Unsere Singvögel, Natursänger). — Wer das Studium der Vogelstimmen wissenschaftlich betreiben möchte, dem sei oben genanntes, bereits in vierter Auflage vorliegendes „Exkursionsbuch" empfohlen. Verfasser gibt zunächst Ratschläge für Anfänger, bringt sodann eine Übersicht der bekanntesten, im Laufe des Jahres bezw. des Tages ihr Lied schmetternden Sänger, erläutert seine Methode der schriftlichen Darstellung von Vogelstimmen und gewährt dem speziellen Teil, der lauter Monographien bringt, den breitesten Raum. Zur Darstellung der Vogelstimmen hat Verfasser außer den Buchstaben vor allem die Notenschrift angewandt (vgl. auch Wagners Waldvögel-Motive im „Siegfried"!), in den vielen Fällen aber, wo diese versagt, sind auch unmusikalischen Ohren leicht verständliche Zeichen zur Verdeutlichung benutzt worden. An einem Führer zu Ausflügen, an einer Tabelle zum Bestimmen der Vogelstimmen fehlt es zum Schlusse nicht. Dies Buch als Führer, ein gutes Fernglas als Waffe und viel Liebe, Geduld und Energie: dann wird's am Gelingen nicht fehlen. Barfod.

2. **Lehrbuch der Mineralogie und Geologie** von Rektor **Peters** in Kiel. 2. Auflage, geb. 4 *M*. Lipsius & Tischer. — Seit etwa 40 Jahren haben die Naturwissenschaften einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Immer tiefer dringt der Forscher in die Geheimnisse der Natur; alte Ansichten werden verlassen, neue Anschauungen brechen sich Bahn. Erfreulich ist dabei, daß auch weitere Volkskreise anfangen, sich für diesen Zweig der Wissenschaft zu interessieren, daß das Verlangen nach Erweiterung naturwissenschaftlicher Kenntnisse stetig zunimmt. Freilich beschränken die meisten sich auf Tierkunde, die Botanik hat schon weniger Liebhaber; sehr selten aber finden wir jemand, der sich für das Mineralreich, für das Reich der Steine interessiert. Woran liegt das? Am Stoff an sich doch wohl nicht; denn die Mineralien spieleu ja im menschlichen Leben eine ganz besondere Rolle. Ich brauche nur zu erinnern an den Kalk, den Ton, den Ackerboden, die brennbaren Mineralien und an unser unentbehrliches Gewürz, das Salz. Auch folgende Fragen beschäftigen den denkenden Menschen: aus welchen Stoffen ist der Ackerboden zusammengesetzt und wie ist er entstanden? woher die Gebirge? wie ist überhaupt die Erde geworden? Alle diese Fragen und noch viele andere beantworten Mineralogie und Geologie. Man sieht, es wird genug geboten. Und doch kein Interesse? „Nein, denn Steine sind etwas Starres, Totes, ich will Leben, Entwicklung," hört man sagen. Die Ansicht von der „starren Masse" ist leider weit verbreitet, aber grundfalsch. Daß es wirklich eine Geschichte der Steine gibt, daß die scheinbar starre Erdrinde uns viel zu erzählen weiß aus früher Vergangenheit: das zeigt uns das Lehrbuch der Mineralogie und Geologie von Rektor Peters in Kiel. Das Buch nennt sich in 2. Auflage — die wesentliche Verbesserungen der 1. gegenüber zeigt und namentlich an Übersichtlichkeit gewonnen hat — zwar Lehrbuch, denn es will ja belehren, aber es darf nicht verwechselt werden mit solchen Büchern, in denen nach herkömmlicher Weise die Beschreibung der Mineralien sich nur auf Kristallformen, auf die physikalischen und chemischen Eigenschaften und auf Fundstätten beschränkt. Der Verfasser wendet vielmehr die Grundsätze, die jetzt in der Tier- und Pflanzenkunde zur Anwendung kommen, auch auf das Mineralreich an. — Um dem Leser der „Heimat" zu zeigen, was er in dem genannten Buch findet, möchte ich Einiges aus dem reichen Inhalt herausgreifen. Zuerst werden einige einfache Mineralien behandelt: kohlensaurer Kalk, Gips, Quarz, Feldspat. Der kohlensaure Kalk ist nach folgender Disposition beschrieben: Zusammensetzung, das Brennen und Löschen des Kalkes, die Lösungsgesetze,

hartes und weiches Wasser. Die Frage: Wie wird der Kalk aus dem Meerwasser ausgeschieden? führt auf die Korallen, die Foraminiferen, Muscheln, Schnecken, auf Hebungen und Senkungen der Erde. Ferner werden berührt die Versteinerungen, Tropfsteinbildungen und Inkrustierungen, und als Schluß folgen verschiedene Arten des kohlensauren Kalkes. Mancher Leser wird darüber erstaunt sein, daß sich soviel über den Kalkstein schreiben läßt und zwar in so fesselnder Weise, daß er garnicht auf den Gedanken kommt, ein Lehrbuch in der Hand zu haben. Der Quarz gibt Veranlassung, über Geiser zu sprechen, über Geröll- und Sandbildung, über die Entstehung der Deltas, der Dünen, über den Flintstein usw. Den Schluß bildet eine ausführliche Beschreibung der Glasfabrikation. Noch mehr Interesse bietet der Feldspat, der den Ton liefert. Hierbei kommt Zweierlei inbetracht: die Bildung des Ackerbodens und die technische Verwendung des Tones. — Nachdem in Kürze noch einige gemengte Mineralien besprochen sind, folgt die Frage nach der Entstehung dieser Steine und nach der Lagerung derselben. Um sie beantworten zu können, ist es nötig, auf den Vulkanismus und auf das Erdbeben einzugehen. Diese Erscheinungen werden nach Ursachen und Wirkungen eingehend erörtert und durch lebendige Schilderungen von Augenzeugen ganz besonders anziehend gemacht. Hat so der Leser die wichtigsten Mineralien und ihre Entstehung kennen gelernt, so wird ihm jetzt gezeigt, wie diese die Erdrinde zusammensetzen: das geologische Moment tritt in den Vordergrund. Eingeleitet wird der Abschnitt durch eine kurze aber klare Darstellung der Entstehungshypothese der Erde. Dann folgen die vier Hauptzeitalter der Erde mit ihren wichtigsten Formationen. Eine Anzahl trefflicher Abbildungen unterstützt den Text. Am eingehendsten werden die Steinkohlenformation und das Diluvium besprochen. Bei letzterem finden wir eine ausführliche Beschreibung der Gletscher, des Inlandeises, der Eiszeit in Nordeuropa und der Tier- und Pflanzenwelt in damaliger Zeit. — Wer das Werk bis hierher durchgearbeitet hat, wird Verlangen nach weiterer Vertiefung seines Wissens haben. Ich kann ihm die Versicherung geben, daß er auf der gewonnenen Grundlage imstande ist, eingehendere Werke zu studieren, wie z. B. die prächtigen Bücher von Professor Haas: „Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde." Der Inhalt unseres Buches ist aber noch nicht erschöpft: es folgen ausführliche, abgerundete Bilder über die wichtigsten Metalle (Eisen, Kupfer usw.) und die brennbaren Mineralien (Kohle, Torf, Petroleum, Asphalt, Bernstein usw.); den Schluß bildet eine eingehende Beschreibung des Kochsalzes. — Man sieht, der Stoff ist derart reichlich bemessen, daß er für die Bedürfnisse vieler Naturfreunde genügen dürfte. — Vorstehende Zeilen haben den Zweck, die Leser der „Heimat" für das dritte Naturreich zu interessieren und sie zu veranlassen, an der Hand der Mineralogie von Peters einen Versuch zu machen, sich mit dieser Materie zu beschäftigen. Ich glaube nicht, daß sie es bereuen werden.

N. St.

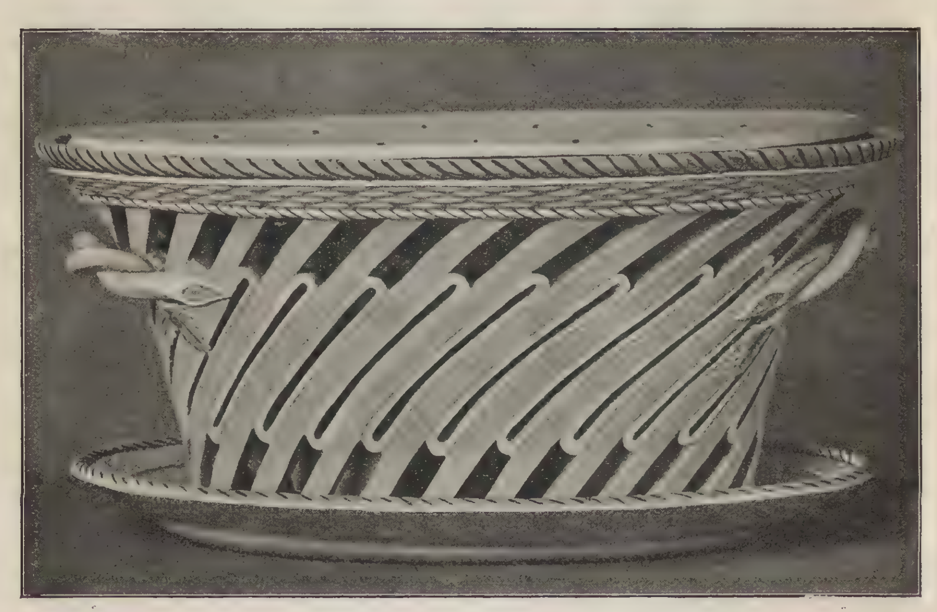
Mitteilungen.

1. **Die Moräne einer dritten** (soweit bisher nachgewiesen, der ersten) **Eiszeit bei Flensburg.** Aus allerlei Erscheinungen in der Lagerung der Erdschichten an unserer Förde wird der aufmerksame Leser meiner Abhandlung über die Schwemmlandsdecke bei Flensburg wohl zu dem Schluß gekommen sein, die große Eiszeit sei nicht die erste gewesen, zumal Spuren einer dritten auch anderswo beobachtet worden sind. Es möchte deshalb allgemeines Interesse beanspruchen, daß die behufs bequemer Sandgewinnung etwa 4 m tief aufgeschlossene Erdschicht unter der großen Moräne in der Ramsharder Ziegelsteingrube an der Apenrader Straße eine schöne Stichprobe von der Beschaffenheit der Moräne dieser ersten Eiszeit aufweist. Unmittelbar liegen hier die drei Moränen aufeinander geschichtet, und zwar unterscheidet sich die älteste von ihren beiden jüngern Schwestern durch eine intensive Ausschlemmung. Bis auf eine 1 m mächtige Kies- und Steinpackung ist sie ausgemergelt. Die darunter liegenden Ausschlemmungserzeugnisse geben ein Spiegelbild der entsprechenden Schichten unter der jüngsten Moräne in hiesigen Sandbergen, nur mit dem Unterschied, daß die wechselweise liegenden gröberen und feineren Jahresschichten (man hat sie mit den Jahresringen eines Baumstammes verglichen) hier infolge der energischen Ausschlemmung viel ungleichmäßiger sind als dort, indem die Sommerschmelze Kies- und Grandschichten fortgespült hat, die Steine bis zur Faustgröße enthalten. Von dem durchsickernden Kalk sind die oberen Schichten mörtel- oder ahlhart geworden. In der Harrisleer Ziegeleigrube beim Schäferhaus etwa 4 km westwärts, die ich jetzt aufsuchte, um womöglich die Ausdehnung dieser Vereisung abschätzen zu können, ist diese Moräne wohl noch gründlicher ausgewaschen. Sie hat dort eine Mächtigkeit von über 1½ m. Nun untersuchte ich das Liegende in dem Harnisser Ziegelsteinbruch, und meine jetzt gefaßte Vermutung, daß die in meiner Abhandlung Seite 53 Zeile 4 als Geröll und Sand bezeichneten Schichten die Endmoräne

dieser Eiszeit, bezw. deren Ausschlemmungserzeugnisse seien, bestätigte sich. Auffälligerweise enthält aber das Liegende in der Ziegeleigrube zu Fruerlund, die der Besitzer, Herr Petersen, auf meinen Wunsch bereitwillig aufschloß, eine in weichen Sand gebettete doppelte Mergelbank. Die Grube liegt etwa 3 km östlich von Flensburg. Auch diese Moräne ist offenbar gleichzeitig mit der Geschiebemergelmoräne zur Zeit der großen Vereisung durchschnitten worden.

Flensburg. N. Hansen.

2. **Rendsburger Blumenkorb.** Unter den Jubiläumsgaben, die dem Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe im Jahre 1902 überwiesen wurden, fand sich auch als Spende des Herrn G. Jebsen ein schöner Blumenkorb aus weißem Steingut, eins der Erzeugnisse der Rendsburger Fayence-Manufaktur, die nach einem Preisverzeichnisse aus dem Jahre 1789 als teuerste Stücke obenan stehen. Untenstehende Abbildung läßt die gute Form erkennen. Im Jahresberichte vom Direktor Professor Dr. Brinckmann finden sich folgende Angaben: „Dieser große Blumenkorb mit Wassergefäß zur Plat de Menage," wie ihn das genannte Verzeichnis aufführt, besteht aus dem durchbrochenen ovalen Korb auf einer Schüssel, dem Einsatzbecken für das Wasser und einer dieses bedeckenden durchlöcherten Platte zum Einstecken der Blumen. Daß er in Verbindung mit einer Plat de Menage genannt wird, zeigt, daß dergleichen Körbe mit Blumen gefüllt als Tafelschmuck dienten. Aus der guten Form und der fehlerfreien Ausführung des großen Stückes dürfen wir auf eine hohe Leistungsfähigkeit der Rendsburger Steingutmanufaktur schließen." Auf die Rendsburger Fayencefabrik und ihre



Blumenkorb aus weißem Steingut. — Rendsburg 1789. — 1/4 nat. Gr.

Erzeugnisse wies bereits in der „Heimat" (Jahrg. 1902, S. 179) Dr. G. Brandt, Direktor des Thaulow-Museums in Kiel, in seinem interessanten Aufsatze: „Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein" hin und hob dabei hervor, wie in Rendsburg das Material und die antiquisierende Form den Engländern nachgeahmt wurde. Gerade wegen des Wettbewerbes mit dem ähnlichen, meist unbezeichneten englischen Steingut wurden die Rendsburger Erzeugnisse selten mit dem Fabrikstempel versehen, vielmehr ohne Herkunftsbezeichnung in den Handel gebracht. Die Unterscheidung beider Waren ist daher oft erschwert. Als Fabrikzeichen galt für Rendsburg u. a. R — RF. Auch der Blumenkorb ist mit dem Rendsburger Stempel bezeichnet. „Leider ist die gute Rendsburger Ware," wie Prof. Dr. Brinckmann hervorhebt, „sehr selten geworden, offenbar, weil sie, als für den Gebrauch bestimmt, auch verbraucht wurde, so daß wir noch weit entfernt sind, die mannigfachen Erzeugnisse, von denen wir aus den alten Verzeichnissen erfahren, auch nur annähernd vollständig zu kennen."

Kiel. F. Lorentzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 9. September 1906.

Die Wünschelrute.

Von **W. Tanck** in Neumünster.

Die Wünschelrute spielt an vielen Stellen für das Aufsuchen von unterirdischem Wasser, auch wohl Erzgängen und sogar vergrabenen Schätzen eine so große Rolle, daß es sich wohl verlohnt, des Näheren auf sie einzugehen. Sie soll durch „ziehen," „drehen" oder „schlagen" diese Dinge anzeigen. Der Vorgang ist kurz folgender: Man faßt die gabelförmig gestaltete Rute auf bestimmte Weise (wie, wird später beschrieben), geht suchend damit umher, und wo Wasser usw. ist, soll die Rute nach unten drehen oder schlagen.

Zur Aufhellung des Vorgangs wollen wir Dreierlei der Betrachtung unterziehen: die Rute, die Art ihrerHaltung und ein seelisches Moment des Haltenden.

1. Die Rute selbst.

Das Material, woraus die Rute besteht, ist gleichgültig; sie kann aus Holz und auch aus Metall sein.

Ursprünglich hat man jedenfalls eine holzige Rute benutzt, und sie wird auch heute noch meistens in Gebrauch sein. Welche Art Holz es sein soll, darüber gehen die Meinungen auseinander. In meiner Heimat, im östlichen Holstein, wo der Haselstrauch vorzüglich gedeiht und lange, schlanke Schüsse treibt, sollte es eine Haselrute sein. An Stellen, wo keine Haseln wachsen, nennt man die Weidenrute als nur geeignet. Auch die Weide zeichnet sich aus durch lange, biegsame Triebe, ja, übertrifft hierin wohl gar die Haselstaude. Daß man dennoch da, wo beide Holzarten wachsen, der Haselrute den Vorzug gegeben hat, ist darin begründet, daß diese mehr Federkraft besitzt als jene. Die Bedeutung dieser für das Gelingen des Experiments wird weiterhin klar werden. Übrigens kann es jede Rute sein. Außer mit der Hasel- und Weidenrute habe ich mit Birken-, Weiß- und Rotbuchenruten Versuche angestellt, und sie verhalten sich alle ziemlich übereinstimmend. Damit der Sache der geheimnisvolle Anstrich nicht fehle, kam auch noch „Tagewählerei" hinzu. Die Rute sollte am Johannistage geschnitten sein oder bei Vollmond, und geschah es dann auch noch stillschweigend, so war ihre Unfehlbarkeit noch mehr gesichert. Meine Ruten sind ohne diese Rücksicht geschnitten, und sie arbeiten alle gut.

Auch ist es gleichgültig, ob sie frisch geschnitten, also saftig, oder ob sie welk, oder gar trocken sind; nur dürfen sie nicht brechen. So läßt sich eine vorzüglich arbeitende Rute aus absolut trocknem, dünnem spanischen Rohr zurechtbiegen.

Besser als diese holzigen Ruten arbeiten die Ruten aus Metall, wenn dieses genügend elastisch ist, worüber später mehr gesagt werden wird. Am besten eignet sich die Rute aus Stahldraht; es kann aber auch Kupfer-, Messing- oder Eisendraht sein.

Sollen wir nun aus der Tatsache, daß das Material für die Brauchbarkeit der Rute nahezu gleichgültig ist, eine Folgerung ziehen, so ist es diese: Mit elektrischen Vorgängen können wir es beim Wassersuchen nicht zu tun haben; sonst müßte die kupferne Rute weitaus am besten wirken; sämtliche metallischen Ruten müßten den holzigen Ruten weit überlegen sein, und unter den letzten die saftigen wieder den welken, und die Rute aus trockenem spanischen Rohr müßte gänzlich unbrauchbar sein, während gerade sie ganz vorzüglich arbeitet.

Was die Gestalt der Rute angeht, so muß sie eine Gabel sein, d. h. sie muß in zwei aus einem Punkt kommenden Ästen verlaufen. Schneidet man sich die Rute vom Baum oder Strauch, so wählt man einen etwa 1 cm dicken Zweig, der sich in zwei, am liebsten gleich starke Ausläufer teilt. Man nimmt die beiden Gabeläste etwa 30—35 cm lang, und etwas kürzer macht man das Ende, woraus die Äste hervorgewachsen sind; es genügt auch, daß die Verbindung der Äste nur sichergestellt ist. Das längere Ende daran wirkt beim Halten lediglich als längerer Hebel. Die aus Metalldraht hergestellten Ruten werden so angefertigt, daß man den Draht in der Mitte zusammenbiegt, die beiden Äste hier einige Male umeinander dreht und ihnen dann die Stellung gibt, wie bei der Holzrute.

Untersuchen wir jetzt noch, welche Eigenschaften der Rute es sind, auf die es hauptsächlich für das Ziehen oder Schlagen ankommt. Was in erster Linie erforderlich ist, ist ein gewisser Grad von Elastizität. Hätte man eine Rute ohne alle Elastizität, die also keinem Zug oder Druck einen gewissen Widerstand entgegensetzte, so würden die Versuche schwerlich gelingen. Man nehme z. B. eine aus einem ausgeglühten Eisendraht zurechtgebogene Rute, an welcher die Enden, wo man anfaßt, der Lage der Hand entsprechend zurechtgebogen sind, und hüte sich, die Äste weder zusammen- noch auseinander zu drücken, so wird kein Drehen oder Schlagen einer solchen Rute eintreten. Ebensowenig wird eine aus Bleidraht gefertigte Rute reagieren, weil sie der Federkraft ermangelt. Es mag sein, daß man solche Ruten ihrer Feinheit und Glätte wegen garnicht in wagerechter Lage halten kann. Dann werden sie eben vermöge ihrer Schwere einfach nach unten hängen, — aber „schlagen" werden sie nicht. Umwickelt man aber die Enden, soweit man sie mit der Hand faßt, mit Band, und zwar so fest, daß sie sich nicht in der Umwickelung drehen können, so wird man sie leicht wagerecht halten können, und vermeidet man zugleich die Auslösung von Elastizität, so wird sie nicht im mindesten „ziehen." Überhaupt gilt: Je größer die durch die Haltung der Rute vermöge ihrer Elastizität ausgelöste Kraft ist, desto besser und kräftiger „schlägt" sie. Tritt zu großer Federkraft ein geringer Durchmesser des mit der Hand gehaltenen Gabelendes sowie noch eine gewisse Glätte hinzu, dann kann es geschehen, daß die Rute überhaupt nicht in der wagerechten Lage zu halten ist, sondern stets nach unten (oder auch nach oben) in die Ruhelage drängt. Weil sich nun bei der Stahlrute diese Eigenschaften: Elastizität, geringer Durchmesser und Glätte am günstigsten zusammenfinden, darum ist diese allen andern Ruten vorzuziehen. Das haben die Gescheiteren unter den Wassersuchern auch richtig herausgefunden; sie bedienen sich jetzt der stählernen Rute.

2. Die Art des Haltens der Rute.

Ganz wesentlich kommt es bei den Vorgängen mit der Rute auf die Weise des Haltens an. Läßt man die Arme ruhig am Leibe hinunterhängen, so ist die natürliche Lage der Hand die, daß entweder die Innenseite an der Hosennaht liegt, wie beim Strammstehen, oder daß der Handrücken nach vorne, der Handteller nach hinten gekehrt ist. Die entgegengesetzte Lage, wo der kleine Finger die Hosennaht berührt, der Daumen nach außen, der Handteller nach vorne und der Handrücken nach hinten zeigt, wird sofort als gezwungen und unnatürlich empfunden, und man fühlt sich unwillkürlich versucht, die Hand zurückzudrehen.

Hebt man den Unterarm bis zur wagerechten Richtung, oder legt man, falls man sitzt, die Hände vor sich auf den Tisch, so tut man es in der Weise, daß entweder die Innenseite der Hand den Tisch berührt, oder, falls man die Hand geschlossen hält, die Seite, wo der kleine Finger ist, so daß Daumen und Zeigefinger sich oben befinden. Diese letzte Lage scheint mir noch die bequemste zu sein. Man könnte diese beiden Lagen, eben weil sie die bequemsten und deshalb gewöhnlichsten sind, auch als Ruhelage bezeichnen. Dreht man die Hand so, daß der Rücken den Tisch berührt, der Daumen nach außen, der kleine Finger nach innen und der Handteller nach oben zeigt, so hat man die Lage, in welcher man die Rute fassen soll, — ich will diese Art des Anfassens einmal als Untergriff bezeichnen im Gegensatz zum Aufgriff —, wo der Handrücken nach oben zeigt. Soll die Lage beim Untergriff einigermaßen bequem sein, so muß die Seite, wo der kleine Finger sitzt, sich gegen den Körper neigen. (Man mache das einmal.) Ein Stab, den ich in dieser Lage der Hand halte, zeigt mit dem einen Ende schräg gegen meine Brust. Fasse ich aber einen steifen Stab mit beiden Händen im Untergriff, so bin ich gezwungen, dieselben stark nach außen zu drehen. Bei einer Gabel mit unbiegsamen Ästen würde es mir unmöglich sein, die Hände so weit zu drehen, daß ich jene halten könnte. Nun sind aber die Äste der Wünschelrute nicht unbiegsam, sondern biegsam, und in der Tat müssen die von den Händen gehaltenen Enden sich recht stark biegen und namentlich an der Stelle, wo sie bei den kleinen Fingern aus der Hand heraustreten. Da aber die Rute elastisch ist, so muß hierdurch die Auslösung einer nicht unbeträchtlichen Kraft entstehen. Bei jedem Anfassen in der beschriebenen Weise spürt man auch sofort die lebendig gewordene Federkraft. Das äußerste Ende drückt stark gegen den Winkel, den Daumen und Mittelhand bilden, das innere Stück drückt stark gegen den kleinen Finger. Zu dieser Kraftmenge kommt nun ein weiteres Quantum hinzu, das dadurch frei wird, daß man die ganzen Äste entweder auseinanderzieht oder unter Umständen zusammendrückt. Man probiere nur einmal, so wird einem diese Tatsache sofort entgegentreten. Festzuhalten ist bei diesen Versuchen, daß die Rute wagerecht schweben soll. Die hier beschriebene Weise des Anfassens und Haltens ist nun die, in welcher die Rute „zieht" oder „schlägt." In allen andern Fällen zieht sie nicht.

Faßt man die Rute so, daß der Daumen nach dem Vereinigungspunkt der beiden Äste zu liegt, also im Aufgriff, so löst sich keine Federkraft aus, und zugleich bleiben die Arm- und Handmuskeln in ihrer natürlichen Lage; die Folge ist: die Rute zieht auch bei den empfindlichsten Medien nicht. Dabei kann man die Hände gern mehr oder weniger um die Rutenäste drehen; das macht keinen nennenswerten Unterschied. — Auch zieht die Rute nicht, wenn man sie regelrecht faßt, aber die Hand öffnet, die Äste nur mit dem

Daumen hält und durch einen Finger der geöffneten Hand stützt. Man sollte ja glauben, daß sie nun erst recht zöge, da ihre Bewegungsfreiheit viel größer geworden ist; aber in diesem Falle hat sich keine Federkraft ausgelöst, und deshalb zieht die Rute nicht. Verursachte eine Kraft außer der Rute, wie z. B. eine Kraft des unterirdischen Wassers, das Ziehen, so könnte sie doch jetzt diesem Zuge viel besser folgen, als wenn sie von der geschlossenen Hand gehalten wird. — Die Rute zieht auch nicht, wenn man sie nur mit Daumen und Zeigefinger hält, ersterer oben, letzterer unten.

Um die Weise des Ziehens näher festzustellen, habe ich verschiedene Versuche angestellt und, um es gleich vorweg zu sagen, gefunden, daß sie überhaupt nicht „zieht," d. h. sie wird nie zur Erde hinabgebogen, sondern sie stellt sich mit der haltenden Hand anders ein.

Läßt man die Rute auf eine Planke auflehnen, so daß die Hände diesseit dagegen ruhen, so biegt sich das freie Ende der Rute in keinem Fall abwärts, es mögen jenseit so viele Quellen sein, als da wollen. Übrigens kann man sich die Sache auch bequemer machen; man braucht nicht darum aus dem Zimmer zu gehen, sondern es genügt, wenn man die Rute in der eben beschriebenen Weise über eine Stuhllehne hält. Alles Ziehen und Schlagen ist damit sofort ausgeschlossen. Dies ist auch der Fall, wenn der Suchende mit der Rute zugleich einen steifen Stock, — etwa einen nicht zu starken Handstock oder auch eine eiserne Stange — mit beiden Händen hält, wodurch das Drehen oder Nachgeben der Hand unmöglich gemacht ist, während die Rute nicht im mindesten behindert ist, sich abwärts zu biegen. Sie biegt sich aber nicht nach unten. Wäre das Wasser es, was die Rute nach unten zieht, so müßte es doch auch in diesem Falle sich wirksam zeigen.

Tatsache dagegen ist, daß, wenn man die Rute in der vorgeschriebenen Weise in wagerechter Richtung hält, dann die Neigung zum Schlagen vorhanden ist. Jeder, der den Versuch macht, spürt dies sofort. Was ist es denn nun, was diese Neigung zum Schlagen hervorruft? Es ist nicht das unterirdische Wasser, auch sind es nicht Erzgänge oder Schätze, sondern **es ist die durch die Art des Haltens in der elastischen Rute ausgelöste Federkraft, welche in die Ruhe- oder Gleichgewichtslage zurückdrängt.** In gleicher Richtung hin wirken die durch die unnatürliche Haltung der Hand verzerrten Unterarmmuskeln mit.

Die Ruhelage ist da, wenn die Rute senkrecht abwärts hängt und die Hand so liegt, daß der Daumen oben ist. Sie tritt aber auch ein, wenn die Rute nach oben schlägt. Eigentlich will sie in diesem Fall über oben herum nach hinten schlagen, was aber dadurch verhindert wird, daß sie gegen die Brust des Haltenden trifft. Hält man die Rute seitwärts der Brust, so dreht sie sich soweit nach hinten, bis sie auf dem Arm ruht. Auch in dieser Lage hört sämtliche Federkraft auf, und die Hand hat eine nicht unbequeme Haltung. Jeder kann sich durch Versuche leicht von dem Vorhandensein dieser Tatsache, daß die Rute eine Neigung hat, entweder nach unten oder nach oben zu schlagen, überzeugen. Einige behaupten sogar, daß die Rute bei ihnen immer nach oben schlage. Das ist nun allerdings Täuschung. Jetzt sieht man leicht ein: Indem ich die Rute wagerecht halte, befindet sie sich auf dem toten Punkt zwischen der von ihr angestrebten Gleichgewichtslage nach senkrecht unten oder senkrecht oben. Eine geringe Muskelzuckung genügt, sie aus dieser Mittellage herauszubringen; sie schlägt dann, d. h. sie geht mit einer gewissen Wucht entweder nach unten oder nach oben, allerdings meistens nach unten, weil für diese Richtung einmal die eigene Schwere und sodann die

vorgefaßte Meinung des Suchenden mitbestimmend eintritt. Das führt uns auf das dritte,

3. das seelische Moment.

Welche Rolle bei manchen Vorgängen und Erscheinungen die „Einbildung," der „Glaube" oder die „Suggestion" spielt, ist zur Genüge bekannt. Und zwar gibt es nicht bloß vorgefaßte Meinungen bei Einzelnen, sondern auch bei ganzen Völkern und verschiedenen Zeitaltern. Was haben die Menschen sich nicht alles eingebildet, d. h. in sich hinein gebildet, so daß es tatsächlich in ihnen vorhanden war! Es geht ins Weite, was man in früheren Zeiten alles erlebt, gesehen, gehört, ja gefühlt und gefaßt haben wollte, von dem wir behaupten, daß von alle dem nichts wahr ist. Und auch heute spielt das In-sich-hineinbilden, oder kurzweg die Einbildung, noch eine große Rolle. Mir ist folgendes kleine harmlose Experiment immer sehr interessant und lehrreich gewesen. Ich sage zu jemandem: Binde einen schlichten goldenen Ring an einen leinenen Faden, halte ihn schwebend mit der rechten Hand, lehne den Ellenbogen oder den Unterarm auf, damit die Hand durchaus sicher ruht, dann halte die linke Hand 2—3 cm unter dem Ring. Nach kurzer Zeit wird folgendes eintreten: Wendest du den Handteller dem Ringe zu, so fängt derselbe an zu kreisen; drehst du den Handrücken nach oben, so schwingt der Ring der Länge nach; nimmst du die zusammengehaltenen Fingerspitzen nach oben, so schwingt der Ring quer. Der Versuch trifft fast ausnahmslos zu, vorausgesetzt, daß er nicht bekannt und durchschaut ist. (Bei mir trifft er nur zu, wenn ich meine Vorstellung entsprechend einstelle, d. h. wenn ich es will.) Sage ich zu einem andern, oder hätte ich zu dem ersten gesagt: Bei den hingehaltenen Fingerspitzen kreist der Ring, beim Handteller schwingt er längs und beim Handrücken quer, so trifft das auch wieder zu. Und so kann ich die Bewegungen des Ringes ganz beliebig mit der Haltung der Hand zusammenstellen, es trifft immer zu. Das macht die Suggestion oder Einbildung.

Kehren wir jetzt zu unserm Wassersucher zurück. Er geht da mit seiner Rute, fest überzeugt, daß die Sache sich bewährt, und tut sich wohl gar noch etwas darauf zu gute, daß bei ihm die Rute zieht. So sind alle seine Gedanken auf seine Rute gerichtet; er ist voller Erwartung, ob sie noch nicht schlagen sollte, vielleicht steht er gar unter dem Drucke, daß hier eine geheimnisvolle Macht im Spiele sei — ob die Sache auch „mit rechten Dingen" zugehe — und siehe da, alles dies wirkt so auf seine Muskeln — ohne daß der Suchende sich dessen bewußt wird —, daß die Rute aus der Gleichgewichtslage herauskommt und niederschlägt. Er ruft uns auf, zu sehen, daß er die Rute garnicht halten könne. Und darin hat er vielleicht recht. Denn hat sich die Rute erst aus der Gleichgewichtslage gelöst, so kann ihre Federkraft so stark sein — namentlich bei stählernen Ruten, aber auch bei kräftigen holzigen —, daß sie die Reibung des dünnen, glatten Gabelastes mit der Hand überwindet.

Daß die Einbildung tatsächlich eine große Rolle spielt, ergibt sich aus folgendem: Ich lenkte durch interessierende Gespräche die Aufmerksamkeit des Suchenden von seiner Rute und seinem Zweck ab. Ich sage gewöhnlich: Die Sache beruht auf Einbildung! Damit wird sein ganzer Widerspruch mit einem Schlage rege; er gerät in Ekstase und widerspricht heftig. Dann erzähle ich gewöhnlich die kleine Geschichte von dem vorhin genannten Ring, und mein Wassersucher geht fort, ohne daß die Rute schlägt, bis er sich denn seines eigentlichen Zweckes wieder bewußt wird, und die Rute neu zieht. Bei jenem Gespräch sind wir aber schon an Stellen, wo sich Tiefbrunnen befinden, wo

also jedenfalls Wasser ist, und teilweise solche, die mittels der Rute gefunden sind, vorbeigekommen, ohne daß die Rute im mindesten reagierte.

Allem diesen wird nun gewöhnlich die Tatsache entgegengehalten, daß durch die Wünschelrute manche Brunnen gefunden sind. Mir ist ein Fall bekannt, daß man bei einer Fabrikanlage nach Wasser bohrte, auch etwas fand, aber nicht genügend — 1500 Liter in der Stunde —; man veranlaßte einen Wassersucher zu kommen, und dieser bezeichnete 5 Meter von der ersten Stelle einen Ort, wo eine Bohrung von Erfolg sein werde. Man bohrte und traf in noch etwas geringerer Tiefe als beim ersten Fall eine Schicht, die 30000 Liter in der Stunde gab. So etwas frappiert dann und ist für den Unkundigen überzeugend.

Zur Aufklärung dieses Falles füge ich hinzu, daß in der ganzen Gegend, wo derselbe sich zugetragen hat, die Schichtungsverhältnisse sehr einfacher Art sind: Ackerkrume, gelber Sand, hellerer, feiner Sand, grober Sand oder Kies und in etwa 30 Meter Tiefe blauer Lehm. Wenn man auf den blauen Lehm kommt, hat man überall reichlich Wasser; denn da Lehm kein Wasser durchläßt, muß es sich auf dieser Schicht sammeln. Wie ein Vergleich der aus den beiden vorhin genannten Bohrlöchern heraufbeförderten Erdmassen zeigt, hat dort eine der nicht seltenen Schichtenverschiebungen stattgefunden; daher das Herausfallen aus der Regel.

Auch Pastor Kähler in Stellau teilt in seinem Buch „Das Stör-Bramautal" zwei Fälle mit, wo Wasser durch die Wünschelrute gefunden wurde, nachdem man vorher vergebens gebohrt hatte. Dem gegenüber ist zu bemerken: Hätte man nichts gefunden, wären die Fälle nicht mitgeteilt worden. Es ist immer die alte Sache: Wo das Kartenlegen, das Wahrsagen, das Nummerträumen, die Wunderkuren usw. einmal eintreffen, da werden diese Fälle im Gedächtnis behalten und weiter verbreitet, während die gewiß weit zahlreicheren Fälle des Nichteintreffens einfach der Vergessenheit anheimfallen. Übrigens wird man immer Wasser finden, wenn man nur tief genug kommt.

Zur Feststellung der Tatsache, ob es mit dem Wassersuchen mittels der Wünschelrute etwas auf sich hat oder nicht, lassen sich dreierlei völlig einwandfreie Versuche anstellen, und zwar folgende:

1. Man lasse auf derselben Fläche von verschiedenen Medien suchen, ohne daß sie etwas von einander wissen, und bezeichne die Stellen, wo nach Angabe eines jeden Wasser sein soll. Ist etwas an der Sache, so müssen alle dieselben Punkte gefunden haben. Den Versuch habe ich nicht anstellen können; ich zweifle aber nicht, daß eine große Verschiedenheit dabei herauskommen wird.

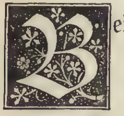
2. Man lasse ein Medium suchen, und die Stellen, wo Wasser gefunden ist, bezeichnen. Dann verbinde man ihm die Augen und führe es kreuz und quer über diese von ihm bezeichneten Punkte, ohne selbst weiter darnach zu sehen und daran zu denken, damit man auch nicht durch unwillkürliche Zuckungen Zeichen gebe; er wird sie nicht wiederfinden. Einem solchen Versuche habe ich beigewohnt, und zwar lagen noch Verhältnisse vor, die für den Suchenden sehr günstig waren. Das Terrain war nicht groß, erstreckte sich eigentlich nur in die Länge, war charakteristisch geformt (bog mehreremale rechtwinkelig um), war dem Sucher sehr bekannt, indem es täglich von ihm begangen wurde, und war teilweise durch Schienenstränge mittels der Füße erkennbar. Dennoch wurde kein einziger Punkt genau getroffen, verschiedene und darunter der bedeutendste, wo eine mittels der Rute gefundene starke Quelle war, garnicht, und auch solche bezeichnet, die im sehenden Zustande nicht genannt waren.

3. Ein weiterer Versuch wäre der, daß man an allen Stellen, wo die Wünschelrute schlägt, bohren läßt, und dann auch an den Stellen daneben, wo sie nicht zieht. Dann müßte sich zeigen, daß man dort überall Wasser findet, während hier nichts ist. Leider läßt sich dieser Versuch des Kostenpunktes wegen nicht gut ausführen; ich zweifle aber garnicht daran, daß das Ergebnis die Irrtümlichkeit der Voraussagung mit Gewißheit dartun würde. —



Die goldenen Hörner von Gallehuus.

Von **Ludwig Andresen** in Kiel-Gaarden.

Bekanntlich wurden in den Jahren 1639 und 1734 bei Gallehuus in der Grafschaft Schackenburg (Kreis Tondern) zwei Goldhörner gefunden, die beide mit Figuren verziert waren; das zuletzt gefundene hatte eine Runeninschrift. Nordschleswig schenkte damit unserer Altertumskunde Schätze von hohem wissenschaftlichem Werte; die Inschrift, in der man eins der ältesten nordischen Sprachdenkmäler entdeckte, ergab für die Runenlehre ein so wichtiges Material, wie es die Sprachforscher kaum erwartet hatten. Die Debatte, welche die deutschen und nordischen Archäologen über die goldenen Hörner, über ihre einstige Verwendung und den Bilderschmuck, namentlich aber über die Runeninschrift führten, war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders rege und spann sich durch Jahrzehnte hindurch. Sie ist jetzt durchaus nicht abgeschlossen, und sicher wird die rasch fortschreitende Entwicklung der Altertumskunde auch in dieser Sache neue Aufschlüsse zeitigen. Nachstehende Arbeit ist ein Versuch, eine orientierende Zusammenstellung der unendlich reichen Literatur über die goldenen Hörner zu geben. Die genaue Aufzählung aller derjenigen, die zur Erklärung der Hörner das Wort ergriffen haben, ist schwer möglich. Dagegen soll es mein Bestreben sein, in Kürze alle Detailuntersuchungen und Vermutungen der zuverlässigsten Forscher nach Kräften zu berücksichtigen.

Am 20. Juli 1639 fand das Klöppelmädchen Kirstine Svensdatter in der Nähe von Gallehuus das erste Horn. Einen eingehenden Bericht über die Auffindung und breitangelegte, oft recht phantasievolle Erwägungen über die Deutung des goldenen Hornes enthält Trogillo Arnkiels „Ausführliche Eröffnung, I. Was es mit der Cimbrischen und Mitternächtischen Völcker, als Sachsen rc. ihrem Götzendienst, Haynen u. d. gl. von uhralters her vor eine Bewandtniß gehabt“ rc., Hamburg 1703, und zwar speziell der 2. Band: „Cimbrisch Gülden Heyden-Horn, bey Tundern 1639 gefunden, aus dem darunter verborgenem Heydenthumb unserer Vorfahren Cimbrischer Nation, als eine denckwürdige Antiquität, und höher als Gold geschätztes Monument ihrer Heydnischen Abgöttereyen erklährt, und wieder die anderswoher gesuchte Erklährunge verthäydiget. 1702.“ Von der Auffindung des „Weltbeschreyten Gülden Horns“ erzählt A.: „Im Jahre Christi 1639 am XX Heumonath / ist das Gülden-Horn / bey Galhus / nicht weit von der Stadt Tundern / in diesem Hertzogthumb Schleßwig / auff dem Felde erfunden. Es hat sich begeben / daß eine Dirne / Nahmens Catharina Schwens Tochter / aus dem Dorff Osterby / nicht weit von besagtem Orth belegen / bürthig / des Weges nach Meeltundern [1])

---

[1]) Mögeltondern.

gegangen / da sie bey Galhuß / zum ersten mahl / diß Horn mit einem Ende aus dem Koth am Wege herfür ragend gesehen. Anfänglich hat sie vermeynet / es wäre eine alte Baumwurtzel / daher sie dasselbe vor dismahl vorbey gegangen / und im Koth liegen lassen. Acht Tage hernach / als sie wieder nach Meeltundern gewolt / und am bemeldtem Orth das Horn abermahl angetroffen / hat sie dasselbe an dem eussersten Ende / so weit es sich aus dem Koth herfür that / hernach angetastet / und so lange gearbeitet / bis sie es mit Macht aus der Erde gerissen. Sie rufft ihre Gesellschafft / welche mitlerweile vorangegangen / und zeiget derselben ihren gefundenen Schatz. Sie beschauen dasselbe / vermeynen aber alle / dasselbe von sich zu werffen / darin wolte die Erfinderin nicht einwilligen / besondern es nach der Stadt Tundern bringen / und sich daselbst dessen weiter erkündigen. Sie gehet zum nechsten Bach / das Horn abzuwaschen und zu saubern / da der güldene Glantz herfür geschimmert / so anfänglich für Kupffer angesehen. Endlich kehrt sie wieder heim / da sie ihren erfundenen Schatz auffs neue gereinigt / wird aber von ihren Haußgenossen damit außgelacht / und bespottet. Damit sie aber in Erfahrung kommen möchte, ob es auch ein gülden Horn wäre / ist sie nach Tundern gegangen / und hat ein Stücklein oder Ringlein von diesem Horn dem Goldtschmidt gezeiget. Als sie von demselben vernommen / daß es Gold wäre / ist sie / wie leicht zu erachten / hierüber hoch erfreut. Auff solche Weise ist das gülden Horn am ersten ruchbahr geworden / daher viele nach dem Dorff Osterby hinzogen / umb dasselbe zu sehen. So bald der Herr Amptmann zu Tundern hievon Nachricht erhalten / hat die Erfinderin sampt dem gülden Horn / zu sich kommen lassen / und wie er dasselbe betrachtet / die Dirne mit ihrem erfundenen Schatz an den Herrn Amptmann zu Ripen verwiesen / welcher / nach fleissiger Besichtigung dieses Horns / die Dirne umbständlich gefragt / an welchem Orth / und zu welcher Zeit / und durch welche Gelegenheit sie diß Horn gefunden. Er hat auch Leuthe mit der Dirnen hingeschickt / welche an dem Orth da das Horn ist gefunden / weiter suchen und graben solten / ob vielleicht allda noch ein Schatz verborgen seyn möchte; allein vergeblich / man hat nichts finden können. — Das Geschrey von diesem Horn ist durch das gantze Land erschollen / und endlich nach Glückstadt hingeflogen / da Ihre Königl. Majestät zu Dännemarck Norwegen [1]) / sampt dem Printzen sich auffhielten / welche sofort verschafften / daß die Erfinderin / mit ihrem Horn ungesäumt dahin gekommen / und den gantzen Verlauff der Sachen erzählet. Es haben Ihre Majestät an genauer Betrachtung dieses Horns sich sehr belustiget / und es dem Königlichen Printzen / als einem großen Liebhaber desselben geschenkt / und die Erfinderin mit einer ansehnlichen Verehrung begnädiget." — Prinz Christian wollte das Horn zu einem Pokale umschmelzen lassen. Glücklicherweise machten ihn seine Hofleute darauf aufmerksam, daß man im Altertum Hörner als Trinkgefäße verwendete, und bewogen ihn, das Horn unverändert zu lassen. Es wurde gereinigt und das spitze Ende durch eine goldene Schraube, die die Inschrift: „C. 5. Denne Skrufve er gjort af ny 1639" trug, verschlossen. Man stellte es als Prunkstück auf dem Schenktische des Prinzen auf, und bei frohen Gelagen versuchten die Gäste des Fürsten das gefüllte Horn in einem Zuge zu leeren; es gelang aber keinem, denn das Horn faßte $2^1/_2$ Liter. [2])

Über die „Ursach der Verscharrung" des Hornes urteilte Arnkiel: „Wenn die angeführte Ursach der Verscharrung angesehen wird / daß eine Fluth aus

---

[1]) König Christian IV.

[2]) Vergl. dazu Diederich von Luttens Fundbericht, abgedruckt in N. Falcks Sammlung der wissensch. Abhandlungen usw. (Tondern 1821 ff.)

der West-See diß Horn / bey Einreissung eines Heydnischen Götzen-Tempels / darin es gelegen / im Koth hinterlassen / und einen hauffen Schlamm darauff geworfen / und der Orth hiebevor unwegsahm mag gewesen seyn / hat man sich über die lange Verbergung des Horns an dem Orth / nicht so sehr zu verwundern/."

Fast 100 Jahre später, am 21. April 1734, war ein armer Bauer aus Gallehuus, genannt Erik Lauritzen (auch Jerch Lausen oder Erich Lassen) auf dem Felde beschäftigt mit Lehmgraben. Nachdem er eine Viertelelle tief abgestochen hatte, erblickte er etwas Glänzendes: das zweite goldene Horn. Es lag parallel zur Erdoberfläche und angeblich nur 3—4 Schritte vom Fundorte des ersten Hornes entfernt. Der Bauer reinigte seinen Fund und eilte sofort nach Tondern, wo man die Echtheit des Goldes feststellte. Er übergab nun das Horn seinem Patronatsherrn, dem Grafen Schack zu Schackenburg, der es dem Könige Christian VI. sandte.[1]) Man berechnete den Metallwert auf ungefähr 4000 Reichstaler. („Der gesamte Goldwert beider Hörner würde nach modernem Gelde etwa 19000 Mark betragen." S. Müller, Nord. Altertumskunde.) Dem glücklichen Finder ließ der König 200 Reichstaler zustellen.

Beide Hörner wurden später in der Königlichen Kunstkammer zu Kopenhagen aufbewahrt. Aus dieser wurden sie 1802 gestohlen. Ein wegen Münzfälschung vorbestrafter Uhrmacher und Goldschmied, namens Niels Heidenreich, hat sich, wie Trap bemerkt, eine „herostratische Berühmtheit" verschafft durch Vernichtung dieser kostbaren Zeugen der heidnischen Vorzeit. Mittels Nachschlüssel öffnete er in der Nacht vom 4. zum 5. Mai 1802 die wohlverschlossenen Türen des Museums und stahl eine Menge goldener und silberner Kunstschätze, darunter beide Hörner. Die Beute wurde eingeschmolzen und zu Ketten, Ringen, Schuhspangen, Münzen usw. verarbeitet. Erst nach Ablauf eines Jahres lenkte sich der Verdacht auf Heidenreich; er wurde verhaftet und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. 1840 erhielt er durch eine Amnestie seine Freiheit und starb 1844.

Der Verlust der Hörner ist für die Wissenschaft um so schmerzlicher, weil kein einziger Abguß erhalten ist. Wir haben uns deshalb auf alte Abbildungen und Beschreibungen zu berufen, die zwar den allgemeinen Charakter der Hörner genügend erkennen lassen, für eingehende Studien dagegen bleibt manches noch zweifelhaft. Soviel steht fest, daß beide Hörner aus einem inneren Teile und einer äußeren Bekleidung bestanden. Ersterer war eine zusammenhängende, ziemlich dicke Goldplatte ohne Abteilungen, jedoch mit einer an der oberen Öffnung angebrachten Randeinfassung. Die äußere Bekleidung bestand aus breiten Ringen (am ersten Horn 13) von feinstem Golde. Die sechs unteren Ringe des Hornes von 1639 waren am Innenteil festgelötet, die 7 breiteren waren dagegen lose. Das letztgenannte Horn war 2 Fuß 9 Zoll, also 0,786 m lang und wog 6 ℔ 13 Lot (1 Lot = 1/32 ℔). Die 7 großen Ringe waren mit seltsamen Tier- und Menschenfiguren geschmückt, die der Künstler einzeln gegossen und aufgelötet hatte. Zwischen und unter diesen Figuren waren andere eingraviert, z. B. Schlangen, Schlangenlinien, Rosetten usw. Das zweite Horn war nicht vollständig, das untere Ende fehlte. Trotzdem war es 30 Lot schwerer als das von 1639, also 7 ℔ 11 Lot. In der Form glich es dem ersten Horn;

---

[1]) Nach Trap, Jütland; Hansen, Staatsbeschreibung (1758). Siehe ferner: „Paulli, Zuverlässiger Abriß des anno 1734 bey Tundern gefundenen güldenen Horns (Copenh. 1734)" und „Lackmann, Unvorgreifliche Gedanken bei Gelegenheit des 1733 d. 21. April ohnweit Tondern abermal ausgegrabenen und entdeckten güldenen Horns. (Hambg. 1735)."

von den Ringen waren nur noch 5 vorhanden. Auch die Figuren, mit denen der Hersteller das Horn schmückte, sind denen des ersten Hornes sehr ähnlich.

An Versuchen, die Bilder an den Hörnern zu deuten, hat es nicht gefehlt, ohne daß eine wirklich befriedigende Lösung gefunden worden ist. Eine Unmenge von Erklärungsversuchen, darunter solche von den kenntnisreichsten und kritischsten Gelehrten ihrer Zeit, legen Zeugnis ab von dem allgemeinen Interesse an den Hörnerfunden. Es würde zu weit führen, alle Deutungen anführen zu wollen; manche dürfen auch ohne Zweifel getrost der Vergessenheit überliefert werden. Drei besonders sinnreiche Auslegungen seien hier eingehend wiedergegeben; es sind die von Worm, Arnkiel und Worsaae.

1641 schon veröffentlichte Olaus Wormius ein umfangreiches Werk (Monumenta Danica), in welchem er unter Anwendung einer großen Gelehrsamkeit eine scharfsinnige, tiefe und vollständige Erklärung der Bilderreihen des 1639 gefundenen Hornes lieferte. Sie sind nach ihm Allegorien, die die Tugenden und Laster der Menschen, Werke aus Krieg und Frieden und endlich den Tod darstellen sollen. Den ersten Ring erklärt er folgendermaßen: Der Mensch, von Schlangen, Sinnbildern der bösen Mächte, angegriffen, beklagt mit aufgehobenen Händen sein Elend. Die Tiergestalt mit menschlichem Kopf bezeichnet den in den Zustand tierischer Verrohung gesunkenen Menschen. Die menschliche Figur mit aufgehobenen Händen deutet an, daß bei den Göttern Hilfe zu suchen sei usw. Auf dem zweiten Ringe sind die rühmenswerten Leibesübungen dargestellt, die vom Bösen ablenken: Reiten, Kämpfen, Jagen. Der alte bärtige Mann, der dem Reiter das Horn reicht, erinnert daran, daß man Strapazen nicht übertreiben und sich ab und zu die Sorgen durch einen guten Trunk erleichtern soll. Der dritte Ring zeigt die Schrecken des Krieges: Menschentötung; einen Kentaur als Bild der rohen Kraft; zwei Menschen mit Tierköpfen, die auf einander losgehen, zeigen, wie der Krieg vernünftige Menschen in Tiere verwandelt usw.[1])

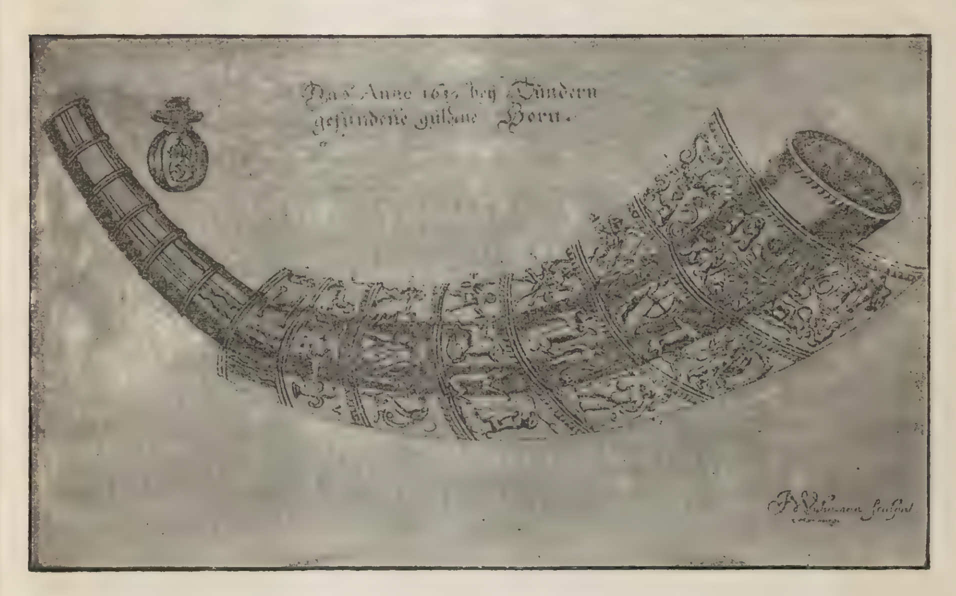
M. Trogillo Arnkiel, Propst zu Apenrade, sah in den Bildern des Hornes Illustrationen zur „Cimbrischen Abgötterey.“ Er widmet ihrer Erklärung 10 umfangreiche Kapitel. In der Beschreibung der ersten drei Ringe lesen wir u. a. folgendes: „In dem ersten Circkel / sind abgebildet sieben unterschiedliche Schlangen / und daneben auch Menschen / welche die Schlangen anbeten. Unsere Vorfahren hielten die Schlangen für Hausgötter / wie Olaus M. im 1. Cap. seines 1. Buches bezeuget. Dieses hat Dr. Winstrup in seinem Traktat (Cornicen danicus 1644) wohl angemercket / da er also schreibet: Serpentem tensis etc., das ist:

Es sitzt ein nackter Mensch / mit auffgehobnen Händen /
Und betet Schlangen an / in tiefer Reverentz.
Die Schlangen krümmen sich dagegen umb / und wenden
Sich zu den Menschen hin / und geben Audientz.“

Zum 2. und 3. „Circkel“ schreibt A.: „An dem Gülden-Horn / stehet im andern Circkel ein Priester-Bild mit einem langen am Rücken herunter hangenden Schweiff. Fast dergleichen Arth Mützen / mit langen Schweiffen sollen die alten Fresen getragen haben.“ Der Priester trägt ein bei Opferfesten benutztes Horn in den Händen. „Unsere Vorfahren haben allerhand Thiere geopffert / als: Ochsen und Schaaffe / Menschen / Pferde / Schweine / Hunde und Hahnen / und sonsten andere Vögel / wie auch Böcke. Es sind dem Thor Menschen geopffert / dem Wodan Pferde und Ochsen / der Freya Schweine usw. Dem Kriegsgott / sind die Gefangenen im Krieg geopffert / bey Friedenszeit aber

[1]) Nord. Altertumskunde von S. Müller, übersetzt von Jiriczek, Straßburg 1896.

die Sklaven.“ — Zum dritten „Circkel“: „Hier möchten uns die Augen übergehen / die Haare zu Berge stehen / die Ohren gelben / die Zunge am Gaumen kleben / das Hertz beben / der Verstand erstaunen / die Glieder erstarren / wann wir betrachten das abscheuliche Menschenopfer unserer Vorfahren. Am gülden Horn hat ein Weibes-Bild einen Menschen vor sich, denselben zum Opffer zu schlachten / hat in der Hand ein grosses Messer und eröffnet mit demselben den Bauch durch vier lange Schnitte.“ Arnkiel beruft sich auf Strabo (lib. 7, p. 194): „Er meldet / daß die alte Cimbrische Weiber Priesterinnen gewesen / welche die gefangenen Menschen zu einem erdenen Zuber gebracht / und mit einem Schwerd ihnen die Gurgel geöffnet / da sie aus dem in bemeldten Zuber fliessende Blut geweissaget / darauff haben strax andere Priesterinnen den Leib aufgeschnitten / und aus dem Eingeweide von dem Sieg und Krieges-Außgang propheceiet.“



(Nach Arnkiel.)

Die Deutungsversuche, die in der nordischen Mythologie Richtlinien suchten, traten wiederholt auf [1]) und fanden im vorigen Jahrhundert einen wissenschaftlichen Vertreter in dem nordischen Forscher Worsaae (Nordens Forhistorie, 1881, pag. 161 ff.) Dieser wies auf einen bemerkenswerten Unterschied beider Hörner hin; das eine zeigt nämlich viele Bilder von Schlangen und Ungeheuern, das andere viele Sterne. Mit ungemeinem Scharfsinn und glücklichem Erfolge wußte er die übrigen Bilder aus der nordischen Mythologie zu deuten. Er bezeichnete das 1639 gefundene als das Helheimhorn, das andere als das Valhöllhorn. Das erste Horn stellt Bilder aus dem Leben im tief in der Unterwelt liegenden schlangenreichen Helheim dar, das zweite dagegen das Leben in der sternengeschmückten Walhalla. Die Hörner sollten also die Grundzüge der nordischen Götterlehre veranschaulichen. Der erste Ring des Valhöllhornes hat nach der Worsaaeschen Auslegung als Mittelfigur Odin, den Goldring Draupnir und

[1]) Siehe u. a.: F. Sander, Guldhornen (Stockholm 1888).

das Scepter in der Linken, den Speer Gungnir in der Rechten, um sein Haupt dreimal sein heiliges Zeichen, zu seinen Füßen den Eber Sæhrimnir. Links von Odin sehen wir 2 Walküren oder Einherier, rechts Geri und Freki, Odins Wölfe, zwischen und über diesen den Hirsch Eykthynir, darunter die Ziege Heidrun. Das Hauptbild des 2. Ringes ist die Götterdreiheit Odin, Thor und Freyr, durch eine dreiköpfige Figur dargestellt, links und rechts sind Thors Hammer und Bock angedeutet. Die Schlange ist Loki mit einem Idunsapfel und den Jungen Vali und Narfi. Der Raub der Idun und der Äpfel ist symbolisiert durch den Riesen Thjassi in Adlergestalt, der auf den in einen Lachs verwandelten Loki einhackt. Die Gruppe mit dem Bogenschützen und der Hinde mit ihrem Kalbe stellt die Ermordung Baldurs durch den blinden Höder vor. Der dritte Ring zeigt die Esche Ygdrasil, unter ihr den Drachen Nidhögg, dann Hermodhr, Odins Bote, auf Sleipnir usw.

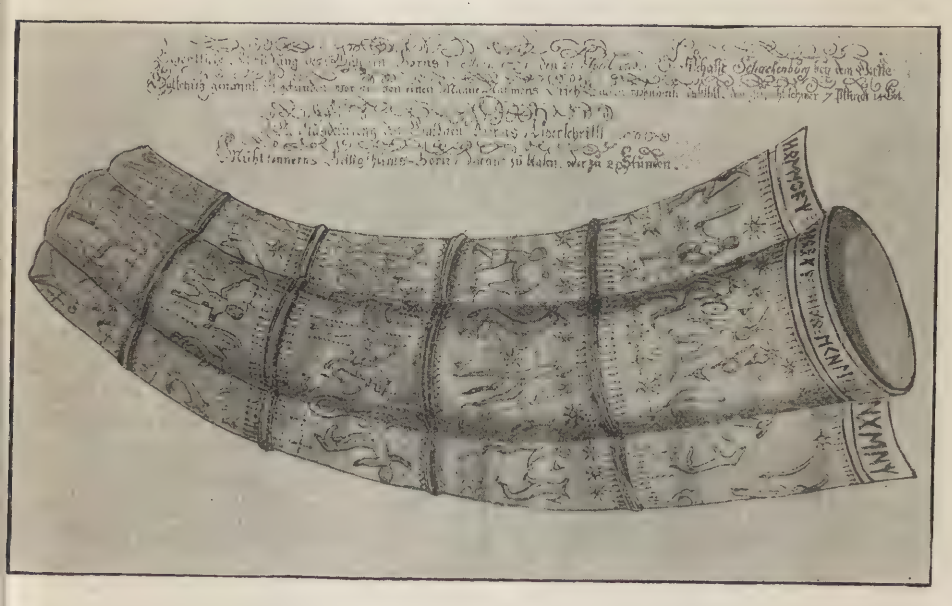
So war eine andere, den Voraussetzungen ganz entsprechende, zusammenhängende Erklärung gefunden. Bei der Beurteilung dieser Auslegung muß aber (nach S. Müller, S. 572) berücksichtigt werden, daß die Existenz des Walhallaglaubens zur Zeit der Herstellung der Hörner, also in der Völkerwanderungszeit, sehr fraglich ist. „Die Bilder der Goldhörner drücken vielmehr Vorstellungen aus, die vor dem uns bekannten Valhöll liegen, und sollten sie dennoch die Götter dieser Glaubenssphäre darstellen, so haben diese eine um so viel ältere und daher abweichende Gestalt, daß es wenigstens bis jetzt nicht möglich gewesen ist, sie mit Sicherheit zu erkennen."

Daß die Hörner Kultzwecken dienen sollten, darf man nach ihrer Art, Kostbarkeit und Dekoration annehmen. Beispiele für solchen Gebrauch von Hörnern lassen sich in großer Zahl beibringen, besonders aus den jütländischen Moorfunden. — Bezüglich der einstigen Verwendung unserer Goldhörner hat man sie bald als Kriegsposaunen bezeichnet, bald als Trinkhörner, Jagdhörner oder Opfergaben. Arnkiel urteilt: „Ist demnach übrig / daß unser Gülden-Horn ein Kirchen- oder Priester-Horn sey / welches die Heydnische Priester / in diesem Lande / bey dem Opffer und Götzendienst / gebraucht / und mit demselben die Leuthe zur Kirchen zusammen geblasen / wie bey uns Christen mit Glocken geschieht."

Müllenhoff schreibt über die ursprüngliche Bestimmung der Hörner und über die Deutung der Bildereien: „Das Horn mit der Inschrift ward nur 25 Schritt von der Stelle gefunden, wo ungefähr 100 Jahre früher ein ganz ähnliches ans Tageslicht gekommen war. Daß beide Hörner zusammengehören, lehrt der Augenschein. Doch weil auf dem von 1639 der Raum für die Inschrift leer steht, die Arbeit auch bei aller Übereinstimmung in den Darstellungen doch sehr verschieden und weniger roh ist als auf dem von 1734, das Horn selbst endlich um 30 Lot leichter als dieses, so habe ich vermutet, daß darin das ältere Horn, worauf der Name des Künstlers stand, oder das doch zu gleicher Zeit mit dem 1734 gefundenen aus seiner Hand hervorging, bei irgend einem Anlaß einmal umgearbeitet wurde. Beide Hörner können weder Trinkhörner, weil sie an beiden Enden offen, noch auch Blashörner gewesen sein, weil Gold so wenig als Blei einen Ton gibt; und außerdem scheinen sie ihrer Schwere wegen auch zum eigentlichen Gebrauch nicht geschaffen. Es war vielmehr allgemeine Sitte des Altertums, Schätze edlen Metalls, statt sie in Barren, Stangen und Klumpen, was gleichwohl auch vorkommt, hinzulegen, kunstreich zu verarbeiten und sie in dieser Gestalt teils zu größerer Sicherheit, teils zur Zierde des Orts und zur Ehre der Götter an heiligen Stätten aufzubewahren, wo man sie dann an Festen hervorholen und zum Prunk, wie man wollte,

aufstellen konnte. Die tondernschen Goldhörner waren nichts anderes als ein solches zu einem Kunstwerk verarbeitetes Kapital. Aber als Kunstwerk sollten sie ein paar Jagdhörner vorstellen. Wir finden auf ihnen abgebildet bewaffnete Männer, Bogenschützen, die auf eine Hirschkuh anlegen, Hirsche, Wölfe, Eber und Bären von Hunden verfolgt, einen dreihäuptigen Thurs (Riesen) und tierköpfige Unholde, Walddämone und Menschenfresser (für nichts anderes halte ich die angeblichen Opferpriester), von denen man die dunkle Tiefe der Wälder bevölkert glaubte. Fische und fischende Vögel sowie halbtierische dickleibige Necker repräsentieren dann noch das Element das Wassers. Ein paar Brettspielende endlich, Rosse und Reiter führen in den Kreis des heldenmäßigen Hoflebens. Da nun die Eigentümer der Hörner Holtinge heißen, so beschreiben die bildlichen Darstellungen nur den Kreis, den die Benennung andeutet." [1])

Neben diese Auslegung sei die von dem dänischen Konferenzrat Rafn (Ann. f. nord. Oldkynd. og Hist. 1853) gesetzt. Er hatte die Runeninschrift des zweiten Hornes übersetzt: „Die Holsteiner Echlev und Astyr weihten die zwei Hörner,"



(Nach der Handzeichnung von Dr. Krysing.)

und bemerkte dazu u. a.: „Die zwei Hörner dienten nicht als Blashörner, wozu Gold ungeeignet ist, also auch nicht als Kriegsposaunen oder Jagdhörner. Sie waren Trinkhörner, deren untere Enden geschlossen waren mit Stöpseln von Holz oder anderem Stoff, die aber verloren gegangen sind. Sie waren zugleich, wie uns die Inschrift lehrt, heilige Tempelgefäße. Die Inschrift erzählt uns nämlich, daß die 2 Holtinger oder Holsteiner Echlev und Astyr die Hörner geweiht haben, unzweifelhaft als heilige Kleinodien zur Benutzung bei Opferfesten in dem nächsten Tempel. Nach einer in der Gallehuuser Gegend bewahrten Volkssage ist dort im Altertum ein heiliger Hain mit einem Tempel

[1]) Zur Runenlehre, S. 5 ff. Halle 1852.

gewesen an dem Orte, wo man die Hörner fand. Hier also war ein Haupttempel auf dem Südteil der Halbinsel, den auch die Holsteiner vom Süden aus besuchten, um teilzunehmen an den jährlichen großen Opferfesten. Dieser Tempel kann in späterer Zeit Galdrahuus genannt worden sein, und das Dorf erhielt davon den Namen." — Aber weder aus dem Namen Gallehuus noch aus anderen örtlichen Benennungen der Umgegend kann man Schlüsse ziehen, die zu mythologischen Deutungen und speziell zur Erklärung der Hörnerfunde beitragen könnten. Denn Gallehuus heißt Galgenhaus, Schinderkate (Sach, Herzogt. Schlesw. II, 61 und Prahls Ausführungen über G. u. d. g. H. in „Am Urdhsbrunnen" 1882, H. 7.) Dort war einst das Hochgericht der Harde. Vom Dinghause in Mögeltondern führte bis zum Galgen der Gallevei = Galgenweg. So heißt noch heute der Weg, dessen erster Teil jetzt der Chaussee nach Tondern angehört. Östlich vom Dorfe liegt das Heidefeld Gallagre — Galgenfeld, durchflossen vom Gallestrøm = Galgenstrom. Schon Pontoppidan wußte, daß das Dorf von der Richtstätte den Namen führt. Damit wird die Ableitung aus Galdrahuus oder Galdrehuus (Zauberhaus) hinfällig. Der Name Gallehuus ist sicher erst im späteren Mittelalter entstanden (Sach a. a. O.) Ältere Siedelungen lassen sich an dem Orte nicht nachweisen. Waldemars Erdbuch und andere Urkunden des 13. Jahrhunderts nennen in der Höthærshæreth (Hoyerharde) Gallehuus nicht, dagegen wohl die Nachbarörter Daler (1227), Mögeltondern (1214 Tundær, 1243 Mykæltondær), Tondern (1243 Tunder, 1307 Litlæ Tundær), Wester Anflod (1233 Andæflyth), Utbölingh (1233, ehemaliger friesischer Ort im Kirchspiel Mögeltondern) u. a. (Nach Sach I, 116.)

Schlüsse auf Besiedelung der Umgegend in vorgeschichtlicher Zeit gestatten nur die Hügelgräber von Daler (aus der Bronzezeit) und die Urnenfunde von Twedt (aus der Eisenzeit). Zwar erzählt man auch in Gallehuus von einem großen, eigenartigen Felsblock, der heute angeblich versenkt ist, unter dem nach den einen der Hammer Thors, nach anderen Holger Danske liege.[1]) Man hat ihn für einen „Opferstein" erklärt; vielleicht bildete er den Rest eines uralten Hünengrabes. Prahl ließ Bohrungen nach dem angeblich versenkten Stein anstellen, aber leider waren alle Bemühungen ohne Erfolg.[2])

Seine oben schon angezogenen, interessanten Ausführungen schließt Prahl mit folgender Vermutung: „Bleiben wir nun bei der jedenfalls wahrscheinlichen Annahme, daß der Stein, wenn er überhaupt eine Bedeutung hatte, ein Opferstein, Gallehuus eine Opferstätte war, erinnern wir uns dabei an die von Trop berichtete Sage, unter diesem Steine liege Holger Danske begraben, und der Streithammer dieses Helden werde der Gegenstand des letzten Fundes sein, nehmen wir dazu das oben über die Bedeutung des Namens Tondern[3]) Bemerkte, so scheint es, daß wir in Gallehuus das Heiligtum des Thundir zu

---

[1]) Müllenhoffs Sagen 374; Trap, Jütl. 1031; Sach II, 62.

[2]) P. Lic. Prahl berichtet darüber (Schl.-Holst.-Lauenb. Kirchen- u. Schulblatt 1905, Stück 38, S. 452): „Den Stein und das vermutete Götterhaus wieder aufzufinden ward das Ziel meiner Untersuchungen, an denen Graf Schack sich mit lebhaftem Interesse beteiligte. Das Ergebnis war ein höchst erfreuliches. Allerdings haben wir den Altar des Thor nicht gefunden, auch die goldene Tafel nicht, die der Sage nach in der Nähe vergraben liegt, obwohl die Unterirdischen, die den Schatz bewachen, in gewissen dunkeln Nächten den Ort durch ein flackerndes Licht bezeichnen. Wohl aber fand sich das mit einer fußhohen Holzkohlenschicht bedeckte Fundament eines durch Feuer zerstörten Holzhauses und zwar an einer Stelle, wo vor Jahren 3 schwere goldene Armringe ausgegraben worden waren, und es war immerhin nicht unwahrscheinlich, daß dieses das gesuchte Götterhaus war."

[3]) P. geht von der Deutung Tondern, Tunder = Thundir (Donar, Thor) aus. Dagegen Sach, Geogr. d. Prov. Schlesw.-Holst. (1890, S. 50): Tunder = umzäunter Ort.

suchen haben, von welchem das Dorf Mögeltondern und die Stadt Tondern ihre Namen tragen. Nun erzählt aber die Sage, die Angelsachsen seien aus der Gegend von Tondern nach England aufgebrochen, wie dies auch durch die geographische Lage des Ortes sehr wahrscheinlich wird. Wenn wir nun hierbei kaum an die Stadt Tondern oder das Dorf Mögeltondern werden denken dürfen, welche damals wohl kaum ihren ersten Anfängen nach schon existierten, so könnte in dieser Sage eine Erinnerung daran nachklingen, daß ein Teil der Angelsachsen, zu denen ja auch friesische Stämme gehörten, vor Beginn des Zuges an dem Heiligtum des Thundir sich sammelte, um den Segen des Donnerers für ihr Unternehmen zu erflehen, und in den aus demselben Jahrhundert stammenden Hörnern hätteu wir vielleicht die Weihgeschenke zu sehen, welche der Stammesfürst nach glücklich vollbrachter Fahrt dem Heiligtum des Gottes in der verlassenen Heimat übersandte, sei es, daß er dieselben in der auf uns gekommenen Gestalt als Beute in einem druidischen Heiligtum gewann und bloß mit der Inschrift versah, wobei denn tawido soviel wie „richtete her" bezeichnen würde, sei es, daß er die Hörner aus keltischem Beutegolde für den Dienst des Gottes seiner Heimat anfertigen ließ, wobei der Verfertiger des einen Horns oder auch der Spender selbst seinen Namen durch die Runenschrift der Nachwelt überlieferte. Bei einem plötzlichen Überfall mit darauf folgender Zerstörung des Heiligtums etwa zur Zeit der Einführung des Christentums könnten dann die Hörner auf der Flucht oberflächlich in der Erde verborgen und dadurch für eine späte Nachwelt aufbewahrt worden sein."

1. Fundort des goldenen Hornes 1639. 2. Fundort des goldenen Hornes 1734. 3. Fundort des für das Ende des letzteren gehaltenen Stückes Gold. 4. Fundort der 3 goldenen Armringe, etwa 1855. 5 u. 6. Fundort des Silberschatzes und des goldenen Ringes. (?) 7. Fundort einer goldenen Büste. (?) 8. Angebliche Lage des Steines. (Nach Prahl.)

Die Heimat der Hörner hat man gesucht auf Arkona, in Süddeutschland, England, Skandinavien, Spanien, Südosteuropa, in Sibirien und Ägypten. Es steht aber mit diesen Annahmen wie mit den oben angeführten Versuchen zur Erklärung der Ornamente: Es fehlt jeder sichere Anhalt zur Bestimmung des Ganzen wie der Einzelheiten.

Die besondere Beachtung, die man wissenschaftlich dem zweitgefundenen Horne schenkte, ist auf die am oberen Rande des Hornes angebrachte Runeninschrift zurückzuführen. Zur Zeit der Auffindung des Hornes war die Runen=

kunde unentwickelt, zum Teil noch von abenteuerlichen Phantasien erfüllt. Eine Menge von älteren Versuchen, die Inschrift zu lesen, sind darum gänzlich mißlungen, z. B. die Auslegungen des Advokaten B. Grauer in Tondern von 1737 („Muhltonnerns Heiligthumshorn, darauf zu blasen, oder zu 2 Stunden") und des Rektors J. Hansen in Ripen („Levgild ließ Gastmahl halten mit diesen zwei Hörnern"). P. E. Müller erklärte in seiner Preisschrift (Antiquar. Undersøgelse, Kjøbenh. 1806) das Horn und seine Inschrift für keltiberisch. Er las: „Scagsbellestit / argtidet / arisle / tetimbr /" und erkannte darin die Namen von vier keltischen Gottheiten. Erst nachdem W. Grimm, der sowohl die Denkmäler der nordischen, als auch die der angelsächsischen und deutschen Runenliteratur ausgezeichneten Untersuchungen unterzog, 1828 (Zur Literatur der Runen, S. 30) darauf hinwies, daß die Inschrift des Hornes aus angelsächsischen Charakteren bestände, war die Deutung auf rechte Wege geleitet. Es folgten Arbeiten von Bredsdorff, Munch, J. Grimm, Müllenhoff, R. v. Liliencron, Werlauff, Rafn, Thorsen u. a., die alle wertvolles Material für die Theorie und Geschichte der Runen zusammentrugen. In neuerer Zeit haben die Professoren Sophus Bugge in Christiania und Ludwig Wimmer in Kopenhagen die germanische Runenlehre, soweit sie von der Entstehung der Runen aus den lateinischen Kapitalbuchstaben der ersten Kaiserzeit ausgeht, im wesentlichen zum Abschluß gebracht, und es herrscht nun seit den Entdeckungen dieser hervorragenden skandinavischen Forscher unter den Fachgelehrten über die Lesung und Deutung unserer Horninschrift nahezu völlige Einstimmigkeit.

Bekanntlich unterscheidet man zwei Runenalphabete: das ältere, allen gotisch-germanischen Stämmen gemeinsame Runenalphabet, das aus 24 Zeichen bestand, und das jüngere, 16 Zeichen enthaltende, welches nur eine spätere Entwicklung des längeren Alphabets ist. Der Horninschrift ist die ältere Runenreihe zugrunde gelegt.[1])

Die Inschrift ist: ᛖᚲᚺᛚᛖᚹᚨᚷᚨᛊᛏᛁᛉ ⁝ ᚺᛟᛚᛏᛁᛜᚨᛉ ⁝ ᚺᛟᚱᚾᚨ ⁝ ᛏᚨᚹᛁᛞᛟ ⁝

ekhlewagastiʀ ⁝ holtingaʀ ⁝ horna ⁝ tawido ⁝

Bredsdorff, Munch, Thorsen lasen: „Ich, Hleva, den Gästen, (welche waren) Holzbewohner, die Hörner verfertigte." Sie hielten also in hlevagastir hleva für einen Eigennamen, während J. Grimm hlevagastir für eine Komposition nahm und hlevagastir = befreundeter, im Schutz stehender Gast erklärte. Wie Rafn (s. o.) so bezogen auch Grimm, Bredstorff und Munch holtingar auf holtsati, Holsteiner. Diese Deutung wies Müllenhoff zurück und sah in holtingar den Namen eines einzelnen Geschlechts oder einer Gemeinde. Am richtigsten sei es, holtingar „appellativisch aufzufassen, als eine poetische Bezeichnung der Bewohner eines waldreichen Gaues, einer Tempelgemeinde, denen die Hörner gehörten." Grimm folgend, erklärte Müllenhoff das rätselhafte hlevagastir als ein poetisches Synonymum zu holtingar, wie deren viele in unserer alten Poesie gebräuchlich waren. Zur Gewinnung einer möglichst befriedigenden Erklärung ging Müllenhoff von dem poetischen Charakter der Inschrift aus. Die Zeile

---

[1]) Siehe hierzu und zum Nachstehenden: XIV. Bericht d. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Ges. f. d. Samml. u. Erh. vaterl. Altertümer, 1849. Müllenhoff und v. Liliencron, Zur Runenlehre, Halle 1852. Thorsen, De danske Runemindesmærker, 1864. Aarböger f. nord. Oldkynd, 1871 (Bugge). Aarb. 1874 (Wimmer). Wimmer, Die Runenschrift, Berlin 1887. Mestorf, Die Runenschrift (Heimat IV, S. 16). Steenstrup, Danmarks Riges Historie, Oldtiden. Kjøbenh. 1904).

hielt er für den Pentameter eines Distichons, dessen Hexameter der Künstler auf einem anderen Horne, das verloren gegangen ist, eingeschnitten hatte („es ist von mehr als einem Horne die Rede, denn horna = accus. plur."). Er ergänzte die fehlende Zeile so: „Wunder mich die Männer nennen, die Weidgangfrohen," und gab die erhaltene Zeile wieder wie folgt: „Ich den Holzingen, den Waldesgästen, die Horne würkte."

Steenstrup liest: „Jeg Lægæst Holting gjorde (eller istandbragte) Hornet." Im Führer durch das Museum vaterländischer Altertümer in Kiel, welches wertvolle Abbildungen der Hörner besitzt (u. a. die nach dem Original auf Pergament mit Goldfarbe angefertigte Handzeichnung von Dr. Krysing in Flensburg), lautet die Inschrift nach der allgemein anerkannten Lesung von Bugge: „Ich Hlevagast der Holting habe das Horn gemacht." —

Selbstverständlich lebt unter den Bewohnern von Gallehuus noch immer die Nachricht von jenen Hörnerfunden, und mancherlei Sagen und Vermutungen sind damit verknüpft. Der dänische Topograph Trap (Jütl., S. 1031) und P. Lic. Prahl (Urdhsbrunnen 1882, H. 7, S. 12 ff.) haben vieles Sagenhafte aufgezeichnet. Unzweifelhaft sind von diesen Traditionen sehr viele — wenn nicht alle — erst nach der Auffindung der Hörner entstanden.

Der Acker, in dem man damals die Schätze fand, soll deren noch mehr in sich bergen: goldene Hörner, eine Goldtafel oder eine goldene Anrichte und vieles mehr. Ende des 18. Jahrhunderts fand denn auch ein pflügender Bauer in der Nähe der Fundstätte der Hörner ein Stück massives, feinstes Gold von der Größe und Form eines Fingers, das an dem einen Ende anscheinend durch den Pflug von einem anderen Gegenstande abgeschnitten war; man grub weiter nach, aber ohne Erfolg. Vor etwa 50 Jahren fand, wie Prahl berichtet, ein Mann südlich vom Dorfe drei aus Golddraht geflochtene Armringe und verkaufte sie für 70 ℔ Kurant an den Juden Dessauer in Tondern.



Tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag.

Drei Volkssagen aus dem östlichen Holstein.

Von **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

II.

2.

Dar is mal 'n ol'n Kul'ngräwer weß, de hett noch 'n Kul graben wullt to 'n Wihnach'nabend — dar is 'n Lik anmell't to'n annern Morgen —, un nu is he grad' in 'n Rêg' to graben weß, wo al will begraben weß sünd, un do kümmt he mit sin'n Escher op 'n Sark to gang'.

Och, denkt he, schaß ne êrs 'n anner Kul graben! Schaß dat ol Schit in Dutt stöten!

Hê stött den Deckel twei': do licht dar awer noch dat Lik in, un licht mit 'n Kopp op 'n swartsiden Koppküssen.

O, denkt de ol Kul'ngräwer, dat schön Küssen! Dat 's je doch man schad'; schaß dat mitnehm'n. Un hê fangt dar bi an to tücken.

Do secht de Dod': Du, dat lqt ligg'n! Dat is m i n.

De ol Kul'ngräwer verfêrt sik je un secht: Wat, lęws du noch? Ik mên, du wêrs dot.

Ja, dat sünd wi uk vör de Welt, secht de Dod', awer sünß nich.

Ja, denn kanns du mi vunabend je 'n bẹten besôken, secht de Kul'ngräwer.

Jq, secht de Dod', denn mußt du awer Klock nẹgen her kqm'n un hql'n mi af. Awer êrs muß du min Graff wa' tôschüffeln un dat all' wa' in 'e Rêg' maken.

Jq, is gôt, secht de Kul'ngräwer.

Nu schüffelt hê je êrs de Kul weller tô, un do grqwt he 'n frisch Kul, op 'n anner Stẹd'. Un as he dat all' to Schick hett, do geiht he hen to Hus.

Mudder, secht he to sin Fru, nu kqk man 'n bẹten gôt tô! Jk heff vunabend op 'n Kirchhoff 'n gôden Frönd inladen, de kümmt Klock nẹgen her. Un do vertellt he ehr dat, wo em dat gahn hett.

Na, de Olsch, de kqkt je tô, un Klock hen to nẹgen, do geiht de ol Kul'ngräwer je weller hen na 'n Kirchhoff.

As hê op 'n Kirchhoff kümmt, do steiht de Dod' uk al dar un lur't al op em. Un do nimmt de Kul'ngräwer em mit un kümmt je to Hus mit em an.

Nu schall he sik je mit an 'n Disch setten, de Dod', un wat mit ẹten.

Nẹ, secht he, ẹten dôt wi niks. Lqt uns man 'n bẹten klọ̈n'n tosqm'n. Lang' heff ik uk kên Tit: Klock tein mutt ik weller weg.

Nu sitt se je un snackt tosqm'n. Un as de Klock tein is, do geiht de ol Kul'ngräwer mit em un bringt em weller hen na 'n Kirchhoff.

As se op 'n Kirchhoff kqmt, so, secht de Dod', vunabend heff ik di besöcht, morgen Abend kanns du mi besôken, uk Klock nẹgen.

Jq, secht de Kul'ngräwer.

Ja, un denn uk op ên Stunn'.

Jq, is gôt, secht de Kul'ngräwer.

Annern Abend Klock nẹgen geiht de ol Kul'ngräwer hen na 'n Kirchhoff. Un do is de Dod' uk je al dar.

Na, kümms du?

Jq.

Na, denn kumm man mit mi.

Dat dur't man ên'n Ogenblick, do wêt de ol Kul'ngräwer gar ne mêhr, wo he is. Un do is dar so vẹl to kiken, un ümmer mêhr to kiken, so vẹl Herrlikeiten: hê kann sik dar gar ne satt an sêhn.

Do ward de ol Kul'ngräwer so döfti, dat he sik gar ne helpen kann vör Döß. Un do secht he to den Doden, hê is rein so döfti, wat he ne wôr 'n bẹten to drinken kriegen kann.

Ja, secht de Dod', kumm hier man ên bẹten bet her. Sieh, dar is 'n Water, dar gah man hen — 'n Bẹker is dar uk bi —, dar kanns du di ontli ut 'n Döß drinken.

Na, de ol Kul'ngräwer, de geiht je hen to drinken. Un hê drinkt un drinkt, un dat Water, dat smeckt so schön: so 'n schön Water hett he sin Dqg' noch ne drunken.

As he sik todẹgen satt drunken hett, kümmt he je weller an bi den Doden.

O, secht he, dat Water smeckt doch tô schön!

Ja, dar drinkt wi uk all' vun, secht de Dod'. Awer nu will 'k di mal wat segg'n, secht he. Sett di hier nu man 'n bẹten dql. Jk mutt dar achter bet lank, dar kann ik di ne mit hen nehm'n.

Na, de ol Kul'ngräwer sett sik dar je hen.

Do kqmt dar wilk verbi trecken, vun sin Frönn' un Bekann'n, de nückkoppt em tô, un denn gaht se all' achter hen. Un sin Fru, de kümmt, nückkoppt em tô, un do uk achter hen. Un sin Kinner, de kqmt, all' na Rêg',

nückkoppt em tô, un uk achter hen. Un so kąmt dar noch mêhr verbi trecken, de he kenn't; se nückkoppt em tô, un denn ümmer achter hen. Do kąmt uk al vęl, de hê nich mêhr kenn't. Se nückkoppt em tô, un denn uk all' achter hen. Toletz kenn't he dar gar kên mêhr vun. Awer dat treckt noch ümmerlos' verbi.

As he sik dat noch 'n Titlang ansêhn hett, kümmt de Dod' denn je weller.

Na, secht de Dod', du denks dar wul gar ne an, dat du wa' weg mußt.

O, is de Tit al üm? secht de Kul'ngräwer. Ik bün hier je man êrs 'n Ogenblick weß.

Ja, du mags den Dôwel! secht de Dod'. Kumm nu man, wi mǫt wa' hen.

Nu geiht de Dod' je mit em los'. Un dat dur't man 'n Ogenblick, do sünd se weller op 'n Kirchhoff. Un do secht de Dod' em attüß, un mit 'n Mal is he verswunn'n.

De ol Kul'ngräwer kikt je bi sik rüm, awer dat is all' anners, as dat sünß weß is, as wenn dat 'n ganz'n annern Kirchhoff is. De Graffstên'n un de Krüzen, de dar sünß stahn hebbt, de sünd all' weg, un dar sünd luter frisch, de hê gar ne kenn't. Un hê kann dar gar ne klôk ut ward'n ut den Kirchhoff.

Hê geiht hen to Hus, awer as he dar kümmt, do is dat 'n ganz anner Hus, wat dar steiht.

J, denkt he, du büß je wul rein verbistert! Wat is dat hier ênmal?

Hê kloppt an 't Finster, se schüllt em inlaten.

Wer is dar? röppt dar ên.

Dat bün ik, secht he.

Ja, wat vör 'n Ik?

De Kul'ngräwer, secht he.

Och wat Kul'ngräwer! De Kul'ngräwer, dat bün ik je.

Dumm'n Snack! secht he. Ik bün man ên Stunn' weg weß, un nu wullt du de Kul'ngräwer wesen?

Na, se ląt em je in, un hê mutt sik je dąl setten, un do snackt se dar je ǫwer, so un so.

Ja, secht de anner, dat mutt je hêl lang' her węsen. Denn vör mi, secht he, is dê hier je Kul'ngräwer weß, un vör den' is dê hier Kul'ngräwer weß, un vör den' weller dê. Dat hier 'n Kul'ngräwer weß is, de so hêten hett, dar heff ik min Dąg' niks vun hôrt. Denn mǫt wi morn fröh mal na 'n Prêster hen gahn, wat dê dar wat vun wêt.

Annern Morgen gaht se je tosąm'n hen na 'n Prêster un fragt den'.

Nę, secht de Prêster, 'n Kul'ngräwer, de so hêten hett, dar hett he uk sin Dąg' niks vun hôrt. Awer hê will dat ol Kirchenbôk mal opslahn.

Hê sleit dat ol Kirchenbôk op: nę, dar kann he em nich in finn'n. Hê sleit noch 'n öller Kirchenbôk op: dar finn't he em toletz. Do sünd dat grad' twêhunnert Jahr her weß.

Nu is de ol Kul'ngräwer je so alleen un verlaten, hett ne Fru un Kind mêhr: hê wêt je gar ne, wat he opstell'n schall.

Hê geiht to Wêrtshus un drinkt sik dar 'n Lütten. Un so as he dar sitten deit, slöppt he tô, un mit 'n Mal fall't he üm un is dot. —

Nach Steinbrücker Hans Heinrich Heise in Oldenburg in Holstein, geb. 1836.

3.

Dar is mal 'n Doden weß, un do schall de Kul'ngräwer dar je 'n Kul to maken op 'n Kirchhoff.

Nu grąwt he dar je 'n Kul, op 'n Stęd', wo al ên begraben weß is, un do grąwt he de Knaken dar herut. Un as he noch 'n bęten grąwt hett,

do dröppt he uk den Kopp, de is noch ganz hêl weß, un dar sünd noch Haar op weß.

Hê nimmt den Kopp un smitt em herut ut de Kul. Awer de Kopp kümmt weller, boßelt wa' na de Kul herin. De Kul'ngräwer sa̧t em an un smitt em noch mal herut, un de Kopp kümmt noch mal weller. Hê smitt em to 'n drüdd'n Mal herut, uu de Kopp kümmt to 'n drüdd'n Mal weller.

Ah wat, secht de Kul'ngräwer, ik heff kên Tit vunabend! Wenn du weller ka̧m'n wullt, denn kumm Wihnach'nabend weller. Denn so heff ik mêhr Tit as nu.

Do blift de Kopp beligg'n, do kümmt he ne weller.

Na, Wihnach'nabend — den Kul'ngräwer sin Fru is buten weß in de Kö̧k un hett tôricht to 'n Wihnach'n —, do kümmt de Dod' denn je an.

Hê kümmt na de Dö̧r herin un secht gun Abend, un de Kul'ngräwer, de dankt em je. Un do secht de Dod' to em, hê hett em je inladen letz abens to 'n Wihnach'nabend, un nu is hê dar, secht he, un will em 'n bȩten besô̧ken.

Ja, secht de Kul'ngräwer, denn schall he sik man 'n bȩten da̧l setten. Un do sett se sik je hen un snackt toso̧m'n.

Wiltdes hett de Fru dat Ȩtent je trech, un do deckt se je op un bringt dat Ȩtent herin. Un do sett se sik an 'n Disch un ȩt wat, un naher snackt se weller toso̧m'n, un so geiht de Abend je hen.

De Kul'ngräwer bringt em vör de Dö̧r, un do secht de Dod' to em: Na, den Wihnach'nabend heff ik bi di verbröcht, secht he, denn kanns du den Nijahrsabend je bi mi verbring'n. Kumm denn man üm de sülwi Tit hen na 'n Kirchhoff: denn bün ik dar un ha̧l di af.

Na, Nijahrsabend, do geiht de Kul'ngräwer je hen na 'n Kirchhoff, un do is de Dod' uk al dar un lur't al op em.

Nu gaht se je toso̧m'n weg, de beiden, un gaht un gaht ümmerlos'.

Toletz ka̧mt se op 'n Koppel, dar gaht 'n ganz Schôw Scha̧p op. Un de Scha̧p, de hebbt dar so vȩl Gras', dat se rein bet an 'n Liw in 't Gras' gaht. Un darbi sünd se so mager, as wenn se niks to frȩten hebbt.

Na, secht de Kul'ngräwer, wat hett dat denn to bedüden? De Scha̧p hebbt so vȩl Gras' un sünd doch so mager?

Ja, secht de Dod', dat sünd de ganzen riken Lüd', de op 'e Welt sünd, de de Arm'n niks afgȩwt. De krie't hier ehr Stra̧f.

Se gaht bet tô, un do ka̧mt se op 'n frisch Weid', dar geiht noch ên Hôw Scha̧p, un de Hôw is noch vȩl grötter as de anner. Un dar is so weni Gras', dar is gar ne mal 'n Narw op, un de Scha̧p sünd doch so fett, as wenn se mast sünd.

Na, secht de Kul'ngräwer, wat hett dat denn to bedüden? Hier is gar kên Gras', un de Scha̧p sünd doch so fett: wo kann dat angahn?

Ja, secht de Dod', dat sünd de ganzen Arm'n, de op 'e Welt sünd, de gar niks hebbt. De sünd hier nu in 'n Paradies.

Do gaht se je wider, un do ka̧mt se bi 'n Water, dar sünd so vȩl Kêrls in, de staht all' bet an 'n Hals in't Water un schri't liker ö̧wer Döß.

Na, secht de Kul'ngräwer, wat hett dat denn to bedüden?

Ja, secht de Dod', dat sünd dê, de op 'e Welt so vȩl drinken dôt, de krie't hier ehr Stra̧f.

Nu gaht se je wider, un do ka̧mt se in dat Blômenparadies, wo Bôm staht un Büscher un allerhand Blôm'n. Un dar sünd so vȩl, so vȩl lütt Vageln, de pipt un singt un fleit dar, dat dat 'n Luß is.

Do secht de Kul'ngräwer: Ik bün rein so dösti; wo schull ik wul ênmal 'n bȩten to drinken kriegen künn'n?

Ja, secht de Dod', hier is so 'n schön'n Borm, dar is so 'n schön Water in, dar drinkt de ol lütten Vageln ut; dar kanns du uk ut drinken.

Nu geiht he dar je mit em hen, de Dod', un do lecht de Kul'ngräwer sik dql un will ut den Borm drinken. Awer hê kann dar in 'n Ligg'n ne ankqm'n an dat Water.

Do düpt*) hê sik wat in sin'n Hôt, un dar drinkt he vun.

As he dar vun drunken hett, do will he den Hôt so utswеng'n.

Do secht de Dod': Dat muß ne dôn! Denn sweng's du de lütten Vageln an 'n Kopp. Dat sünd de lütten Kinner, de to fröh gebôr'n sünd un de dot blęben sünd, êhr se döfft sünd. So 'n sünd dat.

Do fangt de Kul'ngräwer an to lachen.

Ja, secht de Dod', wenn du dar ǫwer lachs, wat ik di segg'n dô, denn sech ik di niks mêhr. Un do mit ênmal is he weg, un de Kul'ngräwer steiht dar ganz alleen.

Nu wêt he je, wo he her kqm'n is, un do geiht he dar wa' lank, un finn't uk wa' trüch. Un do mênt he je, dat he man ên'n Abend weg weß is. Hê is awer hunnert Jahr weg weß.

As hê nu weller in de Stadt kümmt, wo hê wahnt hett, do is dar je nümms mêhr an 'n Lęben weß vun dê, de dunn lęwt hebbt, as hê weg gahn is. Sin Fru is je lang' dot weß, un sin Kinner sünd dot weß, nn hê hett je kên'n Minschen mêhr kenn't. Un em hett uk je nümm's kenn't. Se hebbt dar awer vun segg'n hôrt, de Lüd', dat vör hunnert Jahr 'n Kul'ngräwer op 'n Nijahrsabend verlqrn gahn is; dat hê weg gahn is un is ne weller kqm'n. Un do hebbt se em je annqm'n. Hê hett awer man 'n paar Dqg' mêhr lęwt: do is he dot blęben. —

Nach Frau Stina Block geb. Pohlmann in Kröß bei Oldenburg in Holstein, geb. 1821, gest. 1905.



Die Bedeutung der ländlichen Volkshochschule für Heimatliebe und Heimatpflege.

Von **Fr. Lembke** in Albersdorf.

Als in den langen Kämpfen des vergangenen Jahrhunderts die deutsche Einheit errungen und der alte Partikularismus überwunden war, da regte sich mehr und mehr die Heimat und verlangte ihr Recht mit einem solchen Erfolge, daß wir heute freilich noch lange nicht am Ziel unseres Strebens stehen, daß aber das Wort Heimat bereits auf vielen Gebieten zu einem Schlagwort geworden ist, so daß man sich nicht immer dessen bewußt wird, was darunter verstanden werden soll.

Was wollen wir denn mit der Pflege der Heimatkunde, wie z. B. unser Verein sie betreibt? Wollen wir nur gleichsam mit rückwärts gewandtem Gesicht betrachten, was war und was im Sterben liegt? Wollen wir nur Raritäten sammeln? Wenn das der Fall wäre, so möchten die Recht haben, die unsere Bestrebungen als zwar recht interessant und angenehm ansehen, sie aber doch für recht unfruchtbar in unserer praktischen Zeit halten.

*) Ein ganz seltenes Wort, das ich sonst nie gehört habe. In Schiller-Lübben, mittelniederd. Wörterbuch, sind unter dupen (von de dupe: die Tiefe) zwei andere Bedeutungen angegeben: 1. austiefen, vertiefen, 2. in die Tiefe tauchen.

Ideale Motive freilich sind es, die zuerst uns treiben, die Heimat zu erforschen. Wir sind uns dabei aber auch doch mehr oder weniger bewußt, daß alles das, was sich um das Wort Heimat gruppiert, nicht allein eine ideelle Bedeutung, sondern auch recht viel realen Wert hat, daß da Kräfte wirken, die aus der Vergangenheit, zum Teil aus grauer Vorzeit her in unser Gegenwartsleben eingreifen. Man beachte nur die Unterschiede in der Bevölkerung, stelle die aus dem Angler Lande, aus Dithmarschen, aus Eiderstedt, aus Wagrien usw. einmal zusammen, und man wird merken, daß in Geschichte und Volkstum doch etwas liegt, das heute noch wirkt, nicht nur auf den Charakter der Menschen, sondern auch auf ihre Arbeit und ihre Einrichtungen in Wohnung und Wirtschaft. Man wird dann merken, daß wir nicht nur ein Produkt unserer Zeit sind, sondern daß wir mit unserer Wurzel weit in die Vergangenheit hineingreifen und in unserer Wirkung wohl auch auf die Zukunft einen Einfluß ausüben. Wir sind ein Produkt der Geschichte und der Scholle zugleich, und wir müßten viel verlieren, wenn uns diese Zusammenhänge verloren gehen sollten, wenn wir in unserem Lande ein Volk werden sollten, ohne Geschichte und ohne Heimat.

Die Arbeit für Heimatkunde und Heimatpflege ist aber in unseren Tagen außerordentlich notwendig. Durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte sind wir hineingezogen worden nicht nur in das große Deutsche Reich, sondern sind mit ihm auch in sein weitverzweigtes und immer reicher werdendes Wirtschafts- und Kulturleben eingetreten, so daß heute nicht mehr die Welt des Bauern sich auf sein Dorf oder Kirchspiel beschränkt und im höchsten Falle bis nach Kiel oder Hamburg geht, sondern daß sie mehr und mehr sich erweitert, fast die ganze Erde umspannt. Was ist da in dem großen Getriebe unsere kleine Heimat? Sie ist tatsächlich recht arg ins Gedränge gekommen. Unsere Zeit, die rascher lebt, vergißt auch rasch, und manche Erinnerung, manche alte Sitte ist bereits fast ganz verschwunden, obwohl dafür keine andere Notwendigkeit vorhanden war als die, daß die Gegenwart die Menschen derart in Anspruch nahm, daß sie für die Vergangenheit nichts übrig behielten. Deswegen ist unsere sammelnde und mahnende Arbeit notwendig.

Auf einen Einwand, den man hin und wieder hört, mag noch ganz kurz eingegangen werden. Man meint, daß wir mit der Pflege der Heimat den erst halb entschlafenen Partikularismus wieder erwecken könnten. Ich gestehe, daß ich für diese Befürchtung schlechterdings kein Verständnis habe. Es geht doch gerade durch die moderne Heimatpflege ein durchaus nationaler Zug; wir treiben unsere Arbeit nicht mehr als solche, die trotzig sich der langersehnten Einheit entgegenstemmen, oder als solche, die mürrisch beiseite stehen, sondern als solche, die ihre Freude haben an dem großen Vaterlande. Wir treiben unsere Arbeit aber auch in der festen Überzeugung, daß unser deutsches Volksleben schal und öde werden würde, wenn die Unterschiede in Landschaft, Volkssitte und Volkscharakter verschwinden sollten. Wir treiben unsere Arbeit wohl so, daß wir auf die Vergangenheit schauen, aber nur so, daß wir daraus unsere Kraft für die Aufgaben in Gegenwart und Zukunft holen wollen.

Hat unsere Arbeit solche Bedeutung, so ist es doch sehr fraglich, oder nicht mehr fraglich, daß Vereinsarbeit es allein nicht tut, da diese bei aller Planmäßigkeit in der Leitung doch für den einzelnen Volksgenossen recht zufällig bleibt. Es ist ja auch hin und wieder das Wort Heimaterziehung gebraucht worden, freilich bis jetzt ohne recht zu praktischen Zielen zu kommen.

Da tritt nun bei uns die ländliche Volkshochschule auf den Plan, die eine rechte Heimatschule werden möchte.

Ihrem Wesen nach ist sie nichts anderes als eine Fortbildungsschule mit anderer Einrichtung. Sie unterscheidet sich von den bestehenden Fortbildungsschulen besonders dadurch, daß sie nicht den Unterricht auf einige Stunden in der Woche beschränkt, sondern die jungen Leute für fünf oder drei Monate ganz zu sich nimmt, ihnen in der Zeit Unterricht, Wohnung und Kost gewährt. Während der Dauer des Kursus bilden Lehrer und Schüler eine Schulgenossenschaft oder eine Schulfamilie. Durch die so entstehende enge Fühlung zwischen Lehrern und Schülern wird ein sehr tief gehender Einfluß begünstigt, und es ist klar, daß auch ohne besonderen Unterricht durch das ganze Leben auf der Volkshochschule recht viel getan werden kann zur Beförderung eines echt heimatlichen Lebens.

Der Unterricht geht aber auch noch weiter, als der der Fortbildungsschule gehen kann. Im Mittelpunkt stehen Wirtschafts- und Bürgerkunde mit daran angeschlossenen Übungen im Rechnen und Deutschen und die Naturkunde. Der Standpunkt der Schüler bringt es mit sich, daß ein streng systematischer Unterricht ausgeschlossen ist: alles wird mehr oder weniger Anschauungsunterricht sein. Und da nach den obigen Ausführungen unser gesamtes Leben stark durch Geschichte und Scholle beeinflußt wird, so wird der ganze Unterricht auch in den genannten Fächern den Charakter einer Heimatkunde im weiteren Sinne erhalten müssen. Die Naturkunde wird ganz von selbst doppelt stark die Heimat betonen.

Das alles würde mir aber noch nicht den Mut geben, die Volkshochschule eine Heimatschule zu nennen. Sie soll nämlich noch in besonderer Weise der Heimat dienen.

Als ein wesentliches Mittel erscheint mir da die Geschichte, die im wesentlichen als Heimatgeschichte vorgetragen wird. Die Entwicklung, die unsere schleswig-holsteinische Geschichte genommen hat, bedingt es freilich, daß man der deutschen und der preußischen Geschichte einen weiten Raum einräumt, aber sie muß immer in eine gewisse Beziehung zur Heimat gebracht werden, so daß man die Wirkung der großen Geschichte bis in unser kleines Land verfolgt oder die hier geschehenen Ereignisse in ihrer Wirkung weiter begleitet. So betrieben, wird die Heimatgeschichte das leitende Motiv abgeben, und alle Geschichte wird als eine erweiterte Heimatgeschichte erscheinen und das große Vaterland als erweiterte Heimat.

Volkstümliche Geschichte soll auch die geschichtlichen Sagen berücksichtigen, nicht in kritischer Weise, so daß viel an ihnen herumgedeutelt wird, sondern in Form schlichter Erzählungen, als Überlieferungen aus alter Zeit, die weiter leben sollen.

In ähnlicher Weise müssen auch die echten Volkslieder aus alter und neuer Zeit gepflegt werden und mit ihnen der volkstümliche Gesang, nicht der vierstimmige der Liedertafel, der trotz aller Mühe noch nicht wahres Eigentum des Volkes geworden ist und auch wohl nie werden wird, sondern der einstimmige Volksgesang, der sich höchstens noch eine zweite Stimme gefallen läßt.

Nimmt man dazu noch, daß im deutschen Unterricht dafür gesorgt werden kann, daß unsere schleswig-holsteinische Literatur weiter ins Volk dringt, so hat man so ziemlich alles, was durch den eigentlichen Unterricht geschehen kann zur Pflege des Heimatsinnes, aber man hat noch nicht alles, was die Volkshochschule überhaupt tun kann.

Die freien Zeiten wollen auch ausgefüllt sein, und ich halte es für eine der wichtigsten und dankbarsten Aufgaben, daß diese in recht volkstümlicher Weise ausgefüllt werden.

Da ist zuerst wieder an unsere Literatur zu erinnern. Sie wird in der Bibliothek recht zahlreich vertreten sein. Sie wird aber auch in den gemeinschaftlichen Erholungsstunden am Abend dem jungen Volke nahegebracht werden müssen, indem sie teils vorgelesen wird, teils über sie und aus ihr berichtet wird. All diese Arbeit muß sich als Ziel setzen, die Schüler selbst zum Lesen und Kaufen guter volkstümlicher Schriften zu bewegen.

Für die Pflege volkstümlicher Sitte kann das gemeinschaftliche Leben manche Gelegenheit geben. Namentlich werden die Volksspiele sich leicht einführen lassen, und einmal geübt werden sie an den ehemaligen Volkshochschülern und in den verschiedenen Vereinen auf dem Lande ihre weiteren Förderer finden, wenn anders man es nicht versäumt, immer wieder anzuregen und zu mahnen.

Der Volkskunst, soweit sie schmückende Kunst ist, wird durch die ganze Ausstattung der Wohn- und Schulräume eine wesentliche Förderung zuteil werden können. So ist in Albersdorf geplant, daß die ganze Einrichtung unter Mitwirkung einer bewährten Künstlerin von einheimischen Handwerkern hergestellt wird, so daß gleich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden: die Schüler erhalten gute Vorbilder und das heimische Handwerk wird gehoben.

Heimatpflege hat so in mannigfacher Weise eine Stätte in der ländlichen Volkshochschule. Sie ist weniger eine Frage des Lehrplans, die durch einzelne Unterrichtsfächer gelöst wird, sondern mehr eine Sache des ganzen Geistes, der auf der Schule lebt. Es ist aber auch nicht so, daß die Schule allein die Aufgaben lösen kann. Sie wird immer noch der Anregung und der Mitarbeit weiter Kreise, die an der Heimat interessiert sind, bedürfen. Gelingt es, auf die Volkshochschulen den rechten Geist zu verpflanzen, gelingt es weiter, ihr helfende Freunde in großer Zahl zu erwerben, so wird sie nicht nur als Bildungsanstalt überhaupt ihren Wert haben, sondern ihr größter Wert wird dann vielleicht sein, daß sie Heimatschule ist.



Mitteilung.

1. **Verordnung betreffend Gewicht des Brotes.** In Nr. 45 des „Wochenblattes für Sonderburg und die umliegenden Gegenden" vom Sonnabend den 4. November 1820 finde ich folgende Verordnung:

Von Bürgermeister und Rath wird hiedurch bekannt gemacht, daß in den nächstfolgenden 4 Wochen das Gewicht des Brotes nachstehendermaßen bestimmt ist:

1 Franzbrot	zu 1 ß	Kurant	wiegt	15 Lth.	— Q.
1 Strumpfbrot	„ 1 ß	„	„	17 „	— „
1 Losbrot	„ 1 ß	„	„	19 „	— „
Zwiebacken	„ 1 ß	„	„	11 „	— „
1 Sauerbrot	„ 1 ß	„	„	23 „	— „
1 grob.Rogkenbr.	„ 1 ß	„	„	1 ℔ 8 Lth.	— Q.

Ferner werden in der Woche vom 5. Nov. bis den 12. Nov. Johannsen und Juhl, in der Woche vom 13. bis den 20. Nov. d. J. Timm und Linnemann, in der Woche vom 21. bis den 28. Nov. d. J. die Becker Sörensen und Kuß, in der Woche vom 29. Nov. bis den 5. Dez. d. J. Langelo und Johansen jeden Morgen um 8 Uhr frisches Franz- und Sauerbrot zum Verkauf fertig haben.

Gegeben Sonderburg, den 4. Nov. 1820. Bürgermeister und Rath hieselbst.

Ein Franzbrot ist ein gewöhnliches Weizenbrot. Der Name soll aus der Franzosenzeit herrühren. In Hamburg gab es damals einen Franschen Bäcker, der seines guten Backwerkes wegen berühmt war. Ein Strumpfbrot ist ein Weizenbrot mit zwei Zipfeln. Sauerbrot wurde aus gesichtetem Roggenmehl gebacken und mit kalter Buttermilch oder süßer Milch angerührt. Es erhielt einen Zusatz von Sauerteig. Das grobe Rogkenbrot ist unser Schwarzbrot. Was ist aber ein Losbrot? (Vgl. „Heimat" 1892, S. 97 ff.)

Sonderburg. D. N. Christiansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 10. Oktober 1906.

Am Ugleisee.

Schön sind des Ugleisees
Tiefgrüne Wogen,
Ringsum von Buchenwald
Üppig umzogen:
Über uns Sonnenglanz,
Nimmst uns gefangen ganz,
Herrlicher Uglei!

Einsam die Möwe schlägt
Schneeweiße Flügel,
Schauet ihr Ebenbild
Drunten im Spiegel:
Suchst du das wilde Meer,
Stürmisch und friedeleer?
Darfst hier nicht weilen.

Birken dort neigen sich
Über die Tiefe,
Still liegt der Ugleisee,
Als ob er schliefe:
Auge, das schlummermüd
Halboffen aufwärts sieht
Zwischen den Wimpern!

Koblenz. K. Hessel.



J. Preller: Am Ugleisee.

Heimatsdichtung.

Von **Timm Kröger** in Kiel.[1])

Wir stehen (nach dem Kaiserwort) im Zeichen des Verkehrs. Wer will es bestreiten? Jedes Kulturvolk ist bei dem andern, und wohne es auch am andern Ende der Welt, zu Gast und tauscht mit ihm Güter und Waren. Innerhalb der Grenzen eines Reichs ist das Gebiet für den Personen- wie für den Warenverkehr eine ebene, schrankenlose Fläche.

Das alles gilt für Deutschland zumal. Die deutschen Lande, deren Größe früher für ein Dorfkind kaum ausmeßbar schien, sind klein geworden und zusammengeschrumpft, so klein geworden, daß der Eilzug alle Augenblicke mit uns über die Grenzen zu rollen droht. In den Ortschaften mancher Gegenden (ich entnehme meine Beispiele zunächst der holsteinischen Heimat), wo früher ein Mann, dessen Wiege auf der anderen Seite der Elbe gestanden hatte, eine Merkwürdigkeit bildete, mischen sich die Eingesessenen jetzt mit Thüringern, Hessen und noch mehr mit den Angehörigen slavischer Rassen. Es nützt nichts, die Augen zu verschließen — wahr ist es leider! —: die Oberschicht unserer ländlichen Bevölkerung fließt ab aus dem Dorfe hinaus, sei es ins Ausland, sei es in die Stände städtisch technischer Berufe oder auch zum Beamtentum. Dafür bildet sich eine Unterschicht von Fremden, die zur Reinerhaltung unserer Rasse nicht dienen, die unsere Art, insoweit sie slavische Fremdkörper sind, nur verschlechtern können.

So hat sich die Zeit gewandelt, das Bild unserer Heimat ist nicht mehr das alte. Und doch gebiert in unserer Zeit die Liebe zur Heimat das Aufblühen einer sogenannten neuen, in Wahrheit aber einer sehr alten Kunst.

Es scheint auffällig, aber im Grunde ist nichts natürlicher als das. Es entstehen Heimatsdichter, weil „ein Gott ihnen gab zu sagen, was sie leiden."

Was man sicher im Besitze hat, das besingt man nicht, sondern man besingt nur das, was man verloren hat oder zu verlieren in Gefahr ist. Für seine Person kann ein Dichter das verloren haben, was für die Allgemeinheit von keinem Verlust bedroht ist. Und wenn dann bei ihm Poesie ausgelöst wird, so ist sein persönlicher Schmerz die Quelle. Aber wenn, wie das Bild der Gegenwart zeigt, sich ein allgemeiner Drang geltend macht, die Heimat und was mit ihr zusammenhängt, im Lied (gleichviel, ob im eigentlichen Lied oder in einer andern Dichtungsform) als Dichtung wieder erstehen zu lassen, dann deutet solche Erscheinung auf eine allgemein verbreitete Sehnsucht hin. Denn Dichtung entsteht aus Sehnsucht.

Und weil der Heimatspoesie Sehnsucht zu Grunde liegt, so klingt die Heimatsdichtung bei einem großen Teile der Dichter in der Darstellung ihres „Jungsparadieses" (Groth sagt so), ihres Jugendlandes aus.

Bei dieser Gelegenheit sei eine Tatsache erwähnt, die meines Wissens ausdrücklich noch nicht festgestellt worden ist.

Jugend- und Heimatdichter werden nach Vorstehendem meistens die, die selbst nicht mehr im Jugendlande, meistens auch nicht mehr in der engsten Heimat leben. Wann und in welcher Altersphase sie zum Dichten kommen, das wird von der Zeit und von den Umständen abhängen, an deren Hand das Leben sie die Straße „sachte führt." Aber sie werden meistens aus ihrer Jugend erzählen. Ob sie die Ichform anwenden oder eine dritte Person einführen, fällt dabei nicht sehr ins Gewicht. Die Heimatsdichtung wird daher

---

[1]) Autorisierter Abdruck aus „Zeitfragen," Heft 47 vom 20. November 1905.

häufig keine Gegenwartsbilder, sondern Bilder einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Vergangenheit geben. —

Eigene Erlebnisse liegen am nächsten, man nehme es daher gütig hin, daß ich sie erwähne.

Ich rechne mich zu den Heimatsdichtern, ich gehöre wohl zu den ältesten dieser Art, insoweit man die moderne Dichterschule der Heimatskunst als neuere literarhistorische Spezies gebildet hat. Nun bin ich sehr spät zum Schreiben gekommen, was zur Folge hat, daß meine Erzählungen meistens in die Umwelt der Fünfziger und Sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts zu setzen sind. Das ist so, obgleich ich es selten ausdrücklich gesagt habe, um mich nicht des dichterischen Vorzugs des Nirgendwo und Nirgendmann zu begeben.

Ich bekenne mich als Heimatsdichter, und doch habe ich oft gemischte Gefühle, wenn man die Heimatsdichtung lobt und ihre Pflege geradezu empfiehlt. Ich verstehe dies so: Wenn man sie als patriotische Pflicht empfiehlt, dem Volkstum zu dienen und die Liebe zum ererbten Boden zu vertiefen und zu verallgemeinern.

Das ist freilich ein Ziel, „aufs innigste zu wünschen," der Heimatsdichter fördert es auch, ich lehne lediglich ab, mir einen guten Zweck als Beweggrund unterschieben zu lassen, damit die Dichtung ausgelöst wird. Denn Beweggrund soll solches Ziel niemals sein, die Kunst duldet keine außerhalb ihrer selbst liegenden Zwecke. Als Beweggrund ist das vaterländische Pflichtgefühl aber auch garnicht nötig. Denn jede echte Kunst läutert die Menschen, bessert sie daher auch, und ein Werk der Heimatskunst erweckt Heimatsliebe. Aber es wollen, läutern wollen, bessern wollen, seine Kunst in den Dienst der Vaterlandsliebe stellen wollen, das darf sie nicht, weil es ihrem Wesen widerspricht. Und deshalb sage ich: wer (um seinem Vaterlande zu nützen) Heimatsdichtung schreibt, erniedrigt die Kunst. Und sage: wen die dichterische Sehnsucht nicht zur Heimatspoesie führt, der mache keine Heimatsdichtung, es kann — und wäre er ein auch noch so flammender Patriot — doch nichts anderes daraus werden, als Gemachtes. Wem die dichterische Sehnsucht andere Bilder gibt, der dichte anderes, und der, auf den sie gar keinen Zwang ausübt, der lasse das Dichten überhaupt. Es dichten ja ohnehin viel zu viele.

Wenn die Heimatsdichtung vor anderen Themen einen Vorzug hat, so ist es, meines Dafürhaltens, der, daß sie viel häufiger aufrichtig ist, als andere.

Ich verstehe das so: Die innere Voraussetzung des Dichtens ist die Vision, hier zu verdeutschen: das „Gesicht" im Sinne von einer bis zur „Erscheinung" gesteigerten Vorstellung. Wenn dabei Unaufrichtigkeit mit unterläuft, wenn der Dichter mit Worten und hergebrachten Bildern oder auch nur halb anempfindend etwas hinschreibt, was er innerlich selbst garnicht erlebt, garnicht gesehen hat, dann wirkt es gesucht und gequält.

Was der Dichter innerlich sieht und erlebt, soll uns in schöner Kunstform vorgeführt werden. Das ist jedoch im Vergleich zu der Echtheit des Gesichts nicht so wichtig, wie jenes. Denn es ist nun einmal so: Was von Herzen kommt, das geht auch zu Herzen.

In der Heimatsdichtung ist viel Wahrheit, und das ist es, was ihr ein so hohes Ansehen gewährt. Kritiker gibt es freilich, die auch an ihr herummäkeln, sie mit den verschiedenen Ismen in eine Reihe stellen und so reden möchten, als sei die Zeit auch über diese verächtlich „Glück im Winkel" genannte Dichtung zur Tagesordnung übergegangen. — Die Toren! — Heimatsdichtung hat es immer gegeben, sie wird erst untergehen, wenn die Poesie gestorben ist. Denn Sehnsucht nach Heimat und Jugend kann nicht aussterben,

so lange unser Herz (will sagen unser Gemüt) noch nicht durch das Einmaleins ersetzt ist.

Und die Aufrichtigkeit in der Heimatsdichtung ist deshalb größer, als in Poesie sonst, weil mancher, wenn er an seine Jugend und an seine Heimat denkt, „Gesichte" hat, die ihm sonst fremd sind, und weil seine Empfindungsschwelle — sonst durchaus mit der Wirklichkeit des Tagesbewußtseins zusammenfallend, — in das Gebiet des Unbewußten verlegt wird, wenn die Träume seiner Jugend ihn überreden wollen, wieder zu schwärmen und wieder jung zu sein.

Und das dürfte uns die Gewähr für die Ewigkeit der Heimatsdichtung als Gattung geben.

Deutung der Volksspiele.[1])

Von Professor **Colmar Schumann** in Lübeck.

Wie jeder Kenner der Volksdichtung weiß, erfindet das Volk nicht, sondern bildet nur die vorhandenen, ihm vertrauten Stoffe frei um. So sind auch unsere Volks- und Kinderspiele, samt ihren Geschwistern, den Volksmärchen, -reimen und- rätseln, keine willkürlichen, absichtlichen Erfindungen, sondern entsprungen derselben Quelle, der alle Schöpfungen der Volksseele in Urzeiten entflossen sind, der Gottesverehrung. Im Wandel der Jahrhunderte und Jahrtausende durch verschiedene Einwirkungen, zumeist durch das planmäßige Vorgehen der christlichen Kirche, in Stoff und Form vielfältig und stetig geändert, in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht rein und fest erhalten und durch allerlei Züge der Naturbeobachtung und Lebenserfahrung vermehrt, lassen sie sich doch in ihrem ältesten Kerne, der in allen Ländern mit arischer Bevölkerung wunderbar übereinstimmt und eben dadurch sein hohes Alter bezeugt, als nachahmende Darstellungen des Götterlebens und -schicksales begreifen, wie es sich dem kindlichen Sinne unserer Vorfahren in den Wettervorgängen des Jahreslaufes offenbarte. Solche Nachahmungen bildeten einstmals einen bedeutsamen Teil des Gottesdienstes und der Festfeiern; erst allmählich sind sie, ihres religiösen Charakters entkleidet, von den Kreisen der Erwachsenen auf die Kinderwelt als Spiele übergegangen. Hauptgegenstand und -anlaß ist die altgermanische Frühlingsfeier, das weitaus wichtigste Ereignis des Jahres

[1]) Dieser Aufsatz ist entnommen einem vor einiger Zeit erschienenen Buche, betitelt „Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch" im Verlage von Gebr. Borchers in Lübeck. (Preis gebunden 2 *M.*) Der Verfasser, Professor Schumann, ist ein fleißiger Sammler auf dem Gebiete der Volksreime und der Volksspiele. Im Jahre 1899 erschien von ihm „Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend"; das „Spiel- und Rätselbuch" bildet die Fortsetzung. Den reichen Inhalt dieser letzten Sammlung werden die Überschriften bezeugen: 1. Reigen — mit Niederkauern, mit Umdrehen, mit Wahl, mit Nachahmen, mit Auflösen, mit Ballade, mit Gegenreihen. 2. Spiele mit Tor- und Scharenbildung, 3. Hasch- und Schlagspiele, 4. Such- und Ratspiele, 5. Pfand- und Gesellschaftspiele, 6. Wurfspiele (Ballspiele, Pickerspiele, Messerspiele), 7. Kraftspiele, 8. Hinkespiele, 9. Volksbelustigungen, 10. Leibeskünste, 11. Tafelspiele, 12. Glücksspiele, 13. Neck- und Scherzspiele, 14. Spielgeräte. — Bei der Lektüre wird dem Leser die Kindheit mit ihren Freuden vor Augen treten; mancher Reim und manches Spiel, halb oder ganz vergessen, werden wieder in die Erinnerung zurückgerufen. Wer Material für das schleswig-holsteinische Wörterbuch sammelt, wird in diesem Buche manche Anregung finden. Er kann vergleichen, ob die ihm bekannten Spiele und Rätsel mit den von Schumann gesammelten übereinstimmen, ob und wie sie abweichen, oder ob sie von diesem nicht verzeichnet sind. Die Schriftleitung.

in jenen fernen Zeiten, da die Not des grimmen Winters viel bitterer und unmittelbarer empfunden wurde, welches daher auch in Sitten und Bräuchen bis auf den heutigen Tag mannigfache Spuren seines mächtigen Einflusses hinterlassen hat.

In den Kinderspielen leben die beiden volkstümlichsten Gottheiten der Deutschen fort: Donar, den man mit Fug und Recht den Bauerngott nennt, der Herr des himmlischen und des irdischen Feuers, des Blitzes und Donners wie des häuslichen Herdes, des Wetters und des Landbaues, der Schützer alles Eigentums, und als seine ebenbürtige Gattin die Erdgöttin, d. i. die Göttin des die Erde befruchtenden Gewittergewölkes, der hellen Sturm- und der dunklen Regenwolke, sodann des Spinnens und jeder glückbringenden Hausarbeit, schon früh verschmolzen, wie es scheint, mit der Sonnenjungfrau. Diese höchste weibliche Gottheit nennen wir nach dem zweiten Merseburger Zauberspruche am besten Frija.

Als gemeinsame Grundlage der wichtigsten Spielhandlungen darf folgende Vorstellung gelten. In den sieben Wintermonaten nördlicher Länder, Oktober bis April, ist der Himmel verschlossen. Frija ist von den Winterriesen entführt und wird in der Wolkenburg in Haft gehalten. Donar hat mit dem Schwinden der warmen Jahreszeit seinen Blitzhammer verloren und sucht ihn während des Winters. Endlich findet er ihn, zertrümmert mit flammendem Wurfe die Riesenfeste und befreit seine Geliebte, das ist Frühlingsanfang, Öffnung des Himmels und Hochzeit des Götterpaares, an dessen Glück alle Bewohner von Himmel und Erde frohlockend teilnehmen in freudiger Erwartung des sommerlichen Ehesegens. Diese hochheilige Zeit wurde zwölf Nächte hindurch, vom 1.—12. Mai, mit natürwüchsiger Sinnlichkeit und dem Anlasse entsprechenden Darstellungen gefeiert. Vieles davon erhielt sich, der eifernden und verbietenden Geistlichkeit zum Trotze, bis in späte Jahrhunderte, wo die weltliche Behörde dagegen als groben Unfug einschritt, ja, einige Züge, wie z. B. Walpurgisnacht, erstes Veilchen, Maikäferlust u. a., haben noch in der Gegenwart eine gewisse Bedeutung. Das so heiß ersehnte Frühlingswunder meinten die kindlichen Völker mit herbeiführen zu können, indem sie zu verschiedenen Zeiten vorher, besonders zu Weihnachten und Ostern, allerlei Bräuche übten, wodurch nach ihrem Wahne die bösen Mächte eingeschüchtert und dem Erlöser Frijas Mut gemacht und Hilfe geleistet würde. Dies die Hauptquelle der Spiele ohne Reigen. Das Liebesglück der Neuverbundenen währt fünf schöne Monate, dann erfolgt die leidige Trennung im Herbste. Solch Scheiden und Vereinigen wiederholt sich alljährlich, gerade wie das Kirchenjahr in Anlehnung und Nachahmung das Wirken des dreieinigen Gottes immer von neuem verkörpert. Dazu bildete sich mehr und mehr der Glaube an ein himmlisches Gefilde hinter den Wolken aus, an ein herrliches Schloß mit paradiesisch schönem Garten im Himmelsmeere. Hier waltet Frija als Holda (die Hüllende) oder Berchta (die Glänzende) und wartet in mütterlicher Liebe und Sorgfalt der Kinderseelen. Mit ihnen fährt sie, sodald das Wolkentor gesprengt ist, zur Erde hinunter, teils um diese als Erdgöttin und -mutter zu segnen, teils um die Seelen in Menschen oder in elbische Wesen überzuführen. Während des ganzen Sommers steht ihnen die Ab- und Auffahrt frei, im Winter aber müssen sie hienieden harren, bis der Gewittergott auch ihnen zum Erlöser wird. Als die christliche Kirche Donar zum Unhold und Teufel, Frija zur Hexe und Teufelsgenossin erniedrigte, gab sie ihr zur Nachfolgerin als Himmelskönigin und Sonnenfrau die Gottesmutter Maria; aus den Kinderseelen aber schuf sie Engel und deutete ihr Auf- und Niedersteigen samt Donars Befreiungswerk zum Kampfe zwischen Engeln und Teufeln vor der Himmelstür um.

All diese Vorgänge spiegeln sich in unsern Spielen in mannigfaltiger Weise wieder. Es ist nur dem Wesen und Weben der Volksseele gemäß, wenn nach und nach eine Vermischung eintritt, einzelne Züge von einem auf den andern übergehen und schließlich die Rollen völlig vertauscht werden. Dazu tritt der sich immer weiter entwickelnde Glaube an das freundliche und friedliche Walten der Elben, der mit dem an die oberen Götter vielfach sich berührt, und das Gefallen an Nachahmungen von allerlei Vorgängen. Die Handlung steigt vom Himmel auf die Erde herab, und die Überirdischen stecken in irdischer Leibeshülle. So erscheint Donar, oder der Teufel, dessen Masken auch seine Gegner, die Winterriesen, tragen, in den Volksspielen und in aller Kinderdichtung in buntester Gestaltenfülle. Sein Wesen blickt durch: Vater und Großvater, Kaiser und König (des Himmels), Müller und Bäcker, Schmied und Goldschmied, Tischler und Böttcher, Schneider und Schuster, Leineweber und Brauer, Bauer und Wirt, Jäger und Schütze, Wächter und Gärtner, Lehrer und Mönch (Pfaffe), Jude und Räuber, Kobold und schwarzer Mann. Ihn verhüllen Tiere, wie: Bulle und Bock, Hirsch (wegen seiner Sprünge und seines zum Streithammer tauglichen, blitzzackigen Gehörns) und Hase (Esel), Bär und Igel, Wolf und Fuchs, Kater (Katzmann), Hahn (besonders wohl wegen des roten Zackenkamms, des Abbilds der Flamme), Kuckuck (der am 1. Mai zu rufen beginnt), Habicht (in den sich nach dem Volksglauben der Kuckuck im Winter verwandelt), Kiebitz (der im Zickzack läuft wie der Blitzstrahl), Fisch (Butt), Frosch, Schmetterling, Käfer, Floh (wegen der Sprünge) u. a. m. Sein häufigster Rufname ist der echtdeutsche Hans; dazu gesellen sich Peter (Petrus) und Michel (deutscher Michel), weiter Jakob und Florian; der Heilige dieses Namens wird bekanntlich in katholischen Gegenden noch jetzt in Feuersnöten angerufen, und sein Namenstag fällt in die Mai-Zwölften. Frija (Holda) oder Maria spielt: Alte Frau, Unsere liebe Frau, Dame (noch heute bei den hiesigen Fischern Benennung der weißen Sturmwolke), Frau Rode, Mutter, Rosemutter oder Mutter Rose, Großmutter, Jungfrau, Rosenjungfer, Dornröschen, Mädchen im bunten Rock mit goldenen Schnüren, Hexe, Wetterhexe, schwarze Köchin (= Teufels Großmutter); außerdem Kuh, Ziege (Zicke), Schaf, Katze, Maus, Fledermaus, Schwan, Gans, Ente, Taube, Henne, Eule, Drossel, Vogel, Fisch (Goldfisch) und Kröte, Schnecke und Laus. Ihre Kleinen sind Hühner oder Küken und äußern dies durch Niederkauern und Krähen. Die segenschwere Wolke heißt Busch, Holder- oder Hollerbusch (= Holdas Busch und Hollunderbusch, Sambucus niger), Brombeerbusch, Baum, Apfel-, Birn-, Kirschbaum, Linde (Frijas heilige Pflanze); ferner Mühle (vgl. Salz-, Wunschmühle des Märchens), Kessel, Grütz- und Breitopf, Butterfaß. Die winterliche Wolkenwand, hinter der die Göttin gefangen liegt, kommt vor als Mauer, Zaun, Kette, Ring, Kreis, Glocke, Berg, Burg, Schloß, Turm, Kloster, Irrgang (Labyrinth), das Land hinter der Wolke als Garten, Wiese, Kirchhof, Krauthof, Hopfenland, Pommer- oder Pommelland (vielleicht Apfelland), Holland (= Holdaland), England (= Engelland), Schottland, Brabant, Franken, Polen mit der polischen See (dem Himmelsgewässer), Rußland, Schlaraffenland, Babylon, Ninive, Amsterdam u. a. m. Die himmlische Wohnung trägt die Namen Haus, Großvaters Gehäuse, Brauthaus, Goldschmiedshaus, Bäckerhaus, Rathaus, Waldhaus, Wirtshaus, Kaffeehaus, Hühnerhaus, auch Hinkel- und Hinterhaus, Hahnewinkel (wovon Frija selbst Frau Hahnewinkel benamst wird), Kuckuckshaus, Bullenstall, Goldkammer, Ofen, Backofen. Die sieben Wintermonate gelten regelmäßig als sieben Jahre; diese Zahl sieben kehrt häufig wieder in Reimen wie in Märchen. Endlich Donars Hammer ist geworden

zu Messer, Kugel, Ball, Plump- oder Klumpsack (Tagel), Löffel, Schlüssel, Ring, Pantoffel, Taler u. a. m.

Nach diesen allgemeinen Hinweisen, die von einem einheitlichen Standpunkte aus einen Blick auf das verworrene Gebiet der Spielhandlungen und -texte eröffnen, mögen nun einige Erläuterungen für die einzelnen Gruppen folgen.

Die Spielreigen sind die getreuen Abbilder der ehemaligen Festtänze, bei denen Frauen und Männer sich in langer Reihe bei den Händen faßten und unter Anführung eines Vortänzers mit Gesang in allerlei, dem Sagenstoffe gemäßen Bewegungen und Windungen sich um den heiligen Platz bewegten. Hie und da, z. B. in Herrenburg bei Lübeck, werden sie noch von Knechten und Mägden getanzt. Die einfachen Ringelreigen mit Niederkauern stellen den Kindergarten und Haushalt Frija-Holdas vor. Blumen- und Obstpflücken, Kuchenbacken, Wäschehalten im Kessel der Regenwolke, aber auch zur Schule gehen und das Abc lernen, sind hier die Hauptzüge. Das Glöckchen am Kleide erinnert an die Tracht des 14.—16. Jahrhunderts, welche die Dichtung auch der Jungfrau Maria und den Elfen beilegt. Der Rosenkranz stammt von dem Brauche, unter aufgehängten Kränzen zu tanzen oder in ältester Form, mit einer Kette von Kuhblumen, Leontodon Taraxacum, den Sinnbildern der Sonnengörtin Frija-Maria. Das Hocken und Krähen kennzeichnet die Kinder als Holdas Küken, die sich vor dem räuberischen Habicht zu bergen suchen. Die Reigen mit Umdrehen bilden die Rückkehr der Göttin zu ihrem Befreier nnd Geliebten nach. Frühlingsgrün und Vogelsang weisen auf die Vermählung und ihre willkommenen Folgen für die Menschenwelt. Die Kette oder der Zaun der Tanzenden, die aufgetreten oder gesprengt wird, ist unverkennbar die Kerkermauer; diese eben ist es, welche vor Zeiten durch die alle Teilnehmer umschlingende Kuhblumenkette veranschaulicht wurde. Das Seidespinnen meint Frijas Tätigkeit als Wetter- und Schicksalsfrau; sie spinnt das Los der sommerlichen Erde und ihrer Kinder. Die Reigen mit Wahl bringen die Hochzeits- und Maifeier und die Trennung zum Ausdruck, selbst in dem Spiele von Paul, dem nüchternen Nachbilde des Rosareigens. Dieser schildert die Brautschmückung der Rosenmutter, Rosenkönigin Frija-Maria. Blaue Steine (Schiefer u. dergl.) galten für heilig, bei ihnen wurden Verträge geschlossen und Gelübde getan. Der Hafer, die verbreitetste, bis in den hohen Norden wachsende Halmfrucht, dem Bauerngotte und seiner Gattin geweiht und wie die Bohne am 1. Mai gesäet, spielt in Hochzeitsgebräuchen überall eine wichtige Rolle. Die weise Frau ist ursprünglich Frija als Ehe- und Schicksalsgöttin. Die Brücke, der Zugang zum Himmelstore, wird vom Maigewitter naß. Das Kloster ist an Stelle der Burg getreten, denn der Raub der Göttin wurde in mittelalterlichem Geiste als Einsperren ins Nonnenkloster aufgefaßt. Die Reigen mit Nachahmung entsprechen hierin am genauesten den Tanzbewegungen, bei denen dem Vortänzer und Vorsänger alles nachgemacht werden mußte. Die Verse zeigen ein jüngeres Gepräge, doch könnten Adams sieben Söhne auf die Wintermonate zurückgehen, der Hafer säende Bauer auf Donar. Die Reigen mit Auflösung behandeln die Brechung der Riesenburg und die Erlösung der Göttin. Diese ist der Fisch (Goldfisch) in einem Spiele, die Diebin in einem andern, wo die Entführung aus der Haft in Abführung in die Haft verwandelt ist, vielleicht infolge des roten Kragens, der den Feuergott als Polizisten auffassen ließ. Der Befreier Frijas wiederum ist zum Gänsedieb geworden. Das merkwürdigste ist das Spiel von Dornröschen, der Königstochter im Turme oder im Kloster, oder der schwarzen Köchin; es führt die Zerstörung der Burg augenfällig und lebendig vor und gibt den rechten Schlüssel zum

Verständnis des sehr verschieden gedeuteten Märchens von Dornröschen. Die Reigen mit Balladen bringen uns zu den alten Tanzliedern, die eben der Name Ballade eigentlich meint. Ihr Hauptinhalt bezieht sich auf die Gefangenschaft und Rettung, auf Finden und Scheiden und auf den himmlischen Haushalt (Wirtschaft). Frijas Raub durch die Riesen wird hier als Ermordung durch den Geliebten betrachtet, der Mittelpunkt der einst so beliebten Volkssagen und -lieder vom Ritter Ulinger, Ulrich und Ännchen, der Märchen von Fitchers Vogel und Blaubart. Dem entsprechend ist im Reigen: Maria oder Die Anna saß am breiten Stein in Fähnrich, Ritter, Jäger vermutlich Donar verborgen. Die Reigen mit Gegenreihen, Überreste einer besonderen Art von Festtänzen, aus der auch die Doppelchöre des griechischen Dramas hervorgegangen sind, feiern die Erlösung und Abholung Frijas zur Hochzeit.

Die Spiele mit Tor- und Scharenbildung, mit Ziehen und Durchkriechen, drehen sich um den Kampf der Engel und Teufel am Eingange zum Himmel, der anscheinend als Zugbrücke mit Torbogen gedacht wird. Es sind recht eigenartige, schwierige Texte, vornehmlich in dem Brückenspiel und in Mutter Rose oder Maria, und verraten durch einzelne merkwürdige Ausdrücke ihr hohes Alter. Der heidnische Urgedanke ist verschleiert.

In der Gruppe der Hasch- und Schlagspiele tummelt sich Donar in mancherlei Gestalten (Teufel, Räuber, Müller, Bock u. a.), bald jagend, bald selbst gejagt. Ein Anzeichen dafür ist, daß der feindliche Kobold in einigen Gegenden noch immer mit dem Hammer bewehrt ist, dem sonst der Plumpsack entspricht, und daß überhaupt das Fangen meist mit Schlagen verbunden ist. Die Spiele ahmen die Befreiung durch Donar und den Raub durch die Riesen nach, beide sind bunt ineinander gewirrt zu neuen Gebilden mit Zügen zeitgenössischen Aberglaubens, und allerlei Unholde haben sich eingedrängt. In dem ehrwürdigen Blindekuhspiele erkennt man an den verschiedenen Namen noch den Gott, der an die Himmelspforte geleitet wird und sich einen Löffel zum Brei- oder Milchessen, d. i. seinen öffnenden Hammer holen soll. Katze und Maus, die uns als Spielname oft begegnen, dürfen wir mit Habicht und Rotkehlchen getrost als Sprößlinge der beiden Gottheiten ansprechen. Auch der Fisch taucht wieder auf im Salzhering.

Die Such- und Ratspiele beschäftigen sich nach ihrem Ursprunge mit Donars Spüren nach Hammer und Gattin. Beweise dafür bieten hauptsächlich Namen wie Fuchs, Bock, Kuckuck, Hahn, Pinkepank, Maus, Vogel und Rufe: Es brennt! Das Feuer brennt! Der Busch, d. i. die Wolke, brennt, die anders garnicht zu begreifen wären in ihrer Verwendung und Bedeutung.

Die Pfand- und Gesellschaftspiele pflegen zumeist die Öffnung des Himmels. Teils finden wir hier Donars Hammer in manchen Verhüllungen, teils das auch in Frau Rose enthaltene Verbot des Lachens und Sprechens, welches aus dem heidnischen Glauben erwachsen ist, daß die niederfahrenden Seelen, wenn sie lachen, in Menschen, wenn nicht, in Elben eingehen, oder in christlicher Fassung: Wer lacht, wird ein Teufel, wer nicht lacht, ein Engel. In der Frau von Hechtebrecht wird Frija stecken, wie im Fuchs und in dem Ofen, den der Gepfändete anbeten muß, der Feuer- und Herdgott. Die Pfandlösungen und Spielstrafen, zum größten Teile überall dieselben, liefern ein Bild des geteilten altdeutschen Rechtsverfahrens. Der Richter fragt: Wat sall de doon, den dit Pand tohöört? Die Anwesenden fällen wie Schöffen das Urteil, und jener läßt es vollstrecken.

Die Wurfspiele, welcher Art sie auch seien, haben sämtlich den Schwung des Blitzhammers zum Vorwurf; der Angriff auf die Wolkenfeste und ihre Ver-

teidigung durch die Winterriesen blickt trotz der vielfachen Entstellungen mehr oder weniger deutlich hindurch. Von den Ballspielen ist das altertümlichste entschieden das weitverbreitete und vielbenannte Kuulsöög, zu dem statt des Balles noch andere Dinge, z. B. Hufen und Klauen, als Wurfhammer dienen. Namen wie Saujagen, Katze im Loche, Geierspiel, Goldschwan, Goldengel, Bezeichnung der Ballgrube als Grüttpott, Verwendung des Plumpsacks und des Löffels u. a. m. stützen meine Deutung.

Die Pickerspiele weisen ebenfalls bestätigende Züge auf: die Verwendung des Turms, der Erlösung, des Hirsches, der wie Bock und anderes Getier auch als Wolkenbild in Donars Bereich gehört, des Potts (Breitopf, Grüttpott), worunter die Fülle der Gewinneinsätze begriffen ist (= Glückstopf), und des Pickerratens. In einem nordfriesischen Spiele heißen zwei Vierecke geradezu Himmel und Hölle. Die so verschiedenen Messerspiele erreichen Ziel und Gewinn durch das Eindringen der Waffe in den Erdboden. In diesem oder dem deckenden Rasen dürfen wir die Winterwolke erblicken. Unter den übrigen Wurfspielen schließen sich dann am engsten die Kegelspiele an; diese hielt man in altchristlicher Zeit für Belustigungen, welche den Fall der Heidengötter darstellten, richtiger bezieht man sie auf den Winterriesen, dessen Bezwingung durch den Gewittergott gefeiert wurde, indem man dieses kriegerische Ereignis beim Feste mit den Gebeinen und Gelenkkugeln der Opfertiere vor- oder nachspielte. Die bestürmte und verteidigte Riesenburg ist zum Steinhaufen und Holzbau umgebildet. Beim Bleiern oder Püttenseideln ist für das Wolkenmeer die irdische Wasserfläche eingetreten, aber Bezeichnungen wie: Braut oder unsere liebe Frau erlösen, Teufelwerfen u. a. lassen kaum einen Zweifel an dem echten Sinne zu. Endlich das Parduckspiel, welches unter vielen, zum Teil unverständlichen Titeln seit alter Zeit überall im Schwange ist, ist insofern nahe mit dem Kegeln verwandt, als es seinen Ursprung der Benutzung von Opfertierknochen, zumal des Sprungbeins von Bock und Schaf, zur Befragung der Zukunft durch Loswerfen verdankt, daher der Name Knöcheln für dieses wie für das Würfelspiel.

Die Kraftspiele, bei denen sich körperliche Kraft und Ausdauer mit Gewandtheit paaren, lassen bei aller Abweichung von einander durch mancherlei Umstände Donar bei seinem Werke erschauen. Dahin rechnen Scharenbildung, Ziehen und Schlagen, Hammer, Hinkebock als Benennung des Hüpfkampfes, vielleicht *auch Mühle und Strebekatze oder Katzenstriegel.*

Die Hinkespiele, unter außerordentlich vielen Namen in ganz Europa daheim, geben in ihren verschiedenen Gestaltungen ein klares Bild von der Entwicklung des mythischen Grundgedankens und ihrer Beeinflussung durch die Kirche. Als älteste Form erscheint die Schnecke, in der nach Kinderreimen Frija als Nonne, Katze u. a. m. sitzt und von Donar als Mönch, Schneider usw. entdeckt wird. Es ist damit in der Überlieferung die Winterwolke gemeint, doch lassen die Schneckenwindungen allerdings gleich dem, begrifflich sehr nahestehenden Labyrinthe des Altertums auf ein anderes erstes Vorbild schließen, welches mit der Zeit und dem Wechsel des Wohnsitzes sich aus dem Gedächtnis verlor. Aus der Schnecke haben sich die Kreisspiele entwickelt, daraus in der christlichen Welt die einer Basilika ähnlichen Vierecke mit Stufen und mit Himmel und Hölle, die sogen. Himmelsleitern. Einst beschleunigten vermeintlich und feierten die Germanen und verwandte Völker durch solche Spieltänze im Frühjahre das Eindringen des hammerschwingenden Gottes in Frijas Kerker, später wurde daraus die Befreiung der Menschheit durch Christus. Eine besondere Art entstand im Wochenhüpfen. Die umschließenden Kreise

lösten sich auf in mehrere nebeneinander, und zwar eigentlich 7, deren jeder mit einem Tagnamen bezeichnet wurde. Sie weisen jedenfalls auf die 7 Wintermonate zurück, welche Donar durchleben muß, ehe er die Geliebte zurückgewinnt. Mit dem Vergessen des ersten Anlasses wurde zugleich die Anzahl der Windungen und Kreise hinfällig. In dem Ruheplätzchen oder Hause erkennen wir die Himmelsbehausung wieder, in dem Steinchen, das in mehrfacher Art zur Verwendung kommt, zuerst den öffnenden und den wegbahnenden Hammer, dann erst die durch ihn gewonnene Sonnengöttin.

Die Volksbelustigungen, soweit sie noch in Wirklichkeit oder in der Erinnerung von Augenzeugen lebendig sind, haben den gemeinsamen Zug des Werbens um Gewinn, und zwar meist durch geschickte Bewegung nach einem sichtbaren Ziele, welches demjenigen Donars entspricht. Ringrennen und Ringfahren in ihren verschiedenen Ausgestaltungen sind Überbleibsel des alten Roland- und Jumfernstechens oder -schlagens. Der Roland, eine hängende oder eine stehende und im oberen Teile drehbare Holzpuppe, versinnlichte den Winter- und Wolkenriesen, dem der nordische Thor mit dem Hammer das Haupt zerschmettert. Und so werden unsere Vorfahren einst gespielt haben. Zur Ritterzeit stach man dem Riesen ins Gesicht, später ins Herz oder auf ein schildartiges Brett, schon früh aber auch nach einem Ringe in seiner Hand, wie aus dem 15. Jahrhundert aus Lübeck berichtet wird. So alt ist der Stechring als Siegeszeichen. Das Jungfrauenbild ist im Grunde die vermenschlichte Wolke selbst, welche der Hammer des Gottes spaltet. Nach diesem Bilde und ebenso nach dem eines Schwanes, des Abbildes der weißen Wolke, wurde mit dem Hammer geworfen und geschlagen und mit dem Spieße gestochen, bis auch hier der Ring am Arme und schließlich am Bande Brauch wurde. Hierzu passen all die Spiele, wo Gänse, Enten, Tauben, Hähne oder Katzen frei oder in einem, auch wohl mit Ruß gefüllten, Fasse aufgehängt oder unter einem Topf in der Erde verborgen und nun durch Zertrümmerung ihres Kerkers oder Herabreißen gleich Frija befreit werden, was bei uns selbst mit einem buntgekleideten Menschen geschieht. Das Kranzfahren der Fischer hat, aus anderen Beispielen zu schließen, ebenfalls ehemals in einem Schnellrudern unter einem Vogel hindurch bestanden, der zu ergreifen und abzuziehen war. Der ursprüngliche Hammerwurf nach einer freischwebenden Gans war in Franken noch bis in unsere Zeit Sitte. Umgekehrt wird im Taubenwerfen mit einer Taube nach dem Ziele geworfen. Von solchem Zielwerfen ist nur ein kleiner Schritt zum Vogelschießen mit Armbrust und Büchse. Unser bunter Goge (= Papagoye) stammt von Donars rotem Hahne ab. Der Hahn wurde im Mittelalter an einer Stange lebendig angebunden und als Schießziel benutzt, indem man ihn, ähnlich wie den Roland, als Feind des Gottes und Unhold ansah. Die Schießscheibe aber steht wohl nicht ganz außer Verbindung mit der Mädchenfigur, wie man sie noch jetzt, freilich viel sittsamer als ehedem, in Schießbuden antrifft. Statt nach dieser stießen die Ritter auch nach Krone oder Kranz; davon ist unser Kronegreifen nachgeblieben. Desgleichen sind die übrigen Dinge, nach denen gelaufen und gesprungen wird, in letzter Reihe auf die Göttin und ihre heiligen Tiere zurückzuleiten. Mastbaumklettern und -laufen ahmen Donars Auffahrt nach, bei dem zweiten fehlen nicht Engel und Teufel. Endlich Bräutigamgreifen und Tonnenschlagen weisen geradezu auf die Wiedervereinigung der beiden Wettergötter, nur sind hier die Rollen vertauscht.

Die Leibesübungen verraten, wie bei ihrer Einfachheit begreiflich, weniger Anlehnung an die Göttersage. Doch gemahnen alle Reihenbildungen mit und ohne Führer an die bei den Reigen erwähnte lange Reihe. Der Kiebitzlauf

ehrt durch Nachgestalten des geschlängelten Blitzes den Donnergott. Schnecke und Schlange können auf die Erlösung gehen, ja, selbst Mühle (Rad), Kobold und Bock dürften mythische Nachklänge enthalten.

Die Gruppe der Tafelspiele umfaßt alle Spiele, die mit Zeichnen oder Schreiben verbunden sind und jetzt mit Hülfe von Schiefertafel, Papier, Tisch und Spielbrett zuhause getrieben werden. Die ältesten sind, wie die Hinkespiele, ursprünglich bei den Festen getanzt worden, wie man umgekehrt hin und wieder eine Schachpartie von Menschen darstellen läßt. Dahin ziehe ich besonders Mühle, Dame und Wolf und Schafe. Diesen dreien sind wir schon mehrfach begegnet: Donar dringt in die Wolkenmühle und gewinnt die Dame. Irrgarten oder Himmelfahrt, Obstgarten, Haus, Wasser mit Fischen, Katze, Storch sind alles mythische Bestandteile. Das einstige Hochzeitspiel hat in seiner neueren, noch mehr aber in seiner ältesten Form aus Ostpreußen, solche Züge, daß man es mit gutem Grunde für ein Kind der ausgelassenen germanischen Frühlings- und Hochzeitsfeier erklären darf. Die Schneide-, Schneider- oder Hobelbank läßt sich sehr wohl auf die Handwerke beziehen, in die das Kinderlied Donars Walten gewandelt hat. Die Lichtputzschere aber deutet keusch etwas anderes an, das bei den Naturvölkern stets hohe Verehrung genoß. Endlich ordnet sich das recht alte Kraut und Lot als Kampfspiel, welches man später, wie Donars Riesenkämpfe überhaupt, mit den Türkenkriegen in Verbindung brachte, ganz leicht hier ein.

In den Glückspielen wirken zwei Dinge zusammen: die Zukunftsbefragung durch Opferknochen, die beim Knöcheln berührt ist, und die Vorstellung des himmlischen Reiches oder der Regenwolke als einer Quelle aller möglichen schönen Gaben. Das eine kommt im Würfeln zum Vorschein, das andere namentlich im Gänsespiel und in dessen Nachbildungen. Garten, Wirtshaus, Wasser (Brunnen), Turm (Schloß), Irrgang und Gans sind bei aller Verschiedenheit der Ausstattung die stehenden Bilder, über die hinweg man durch Würfeln endlich in den innersten Raum gelangt, wo der höchste Lohn winkt: eine offenbare Ausschmückung unserer Frühlingssage. In jenem Wunderlande spielt auch Katze und Maus: die räuberische Maus wird von dem Herrn und Wächter ertappt. Glocke und Hammer, das nächstbeliebte Würfelspiel, ist entstanden aus einem Hasche- und Schlagspiel, wobei Hammer oder Plumpsack tätig war. Wirtshaus, Glocke und Schimmel lassen auch hier den mythischen Grund durchschimmern. Glückscheibe oder Glücksrad ergibt sich als eine besondere Art von Schicksalsbestimmung, welche aus der durch Würfel hervorgegangen ist, wie das Spiel Fuchs, Vogel und die Jumfer mit seinen z. T. echt mythischen Gestalten vor Augen führt.

Die Neck- und Scherzspiele sind gewissermaßen Abfälle und Bruchstücke von Volksspielen. Allerlei Einzelheiten bezeugen das. Donner und Blitz, Wind und Wasser, Erbsen und Bohnen, beide dem Donar heilig, Müller und Hase lehren Zusammenhang mit diesem Gotte; die Maikatze ist seine Gattin. Andere Beziehungen liegen nicht so klar zutage, lassen sich aber vermuten.

Auch in den volkstümlichen Spielgeräten trägt ein nicht unbedeutender Teil mythisches Gepräge oder steht in Berührung mit den heiligen Zeiten. Mit Lärm- und Schießgeräten glaubten unsere Vorfahren die Unholde abschrecken und den Göttern im Kampfe gegen die Dämonen der Finsternis und des Winters helfen zu können; dazu diente u. a. der Rummelpott. Ferner gehörten zur Festfeier Licht- und Feuerentzündungen; sie leben bei uns in den Umzügen mit Laternen fort, bei denen sonderbare Lieder erschallen. Engere Beziehung zum Wettergotte haben vielleicht Mühle und Kreisel, der auch Mönch heißt,

gewiß aber der gen Himmel steigende Drachen, an dessen Schnur man Himmelsbriefe (oder Apostel) hinaufsendet — ein Schatten der echten Handlung. An diese gemahnt in anderer Form die mehrfach erscheinende Himmelsleiter. Wenn sie daneben anderswo Katzentreppe heißt, so wendet uns das der Himmelsgöttin zu. Deren heilige Pflanzen werden nicht nur zum Schmucke und Spiele, sondern auch zur Zukunftserkenntnis benutzt. Die Spielerei mit der Schnecke und mit den Käfern und deren zahlreiche und eigentümliche Volksnamen bringen diese Tierchen eng mit den beiden Gottheiten und ihrer Schicksalssage zusammen.

Die Spanier in Hamburg in den Jahren 1807 und 1808.

Von **Robert Körner** in Hamburg.

Von den Truppen der verschiedenen Völkerschaften Europas, die das Machtgebot Napoleons I. in der Zeit der französischen Okkupation an den Elbestrand geführt hat, sind die Söhne Hispaniens, nach den Zeugnissen zeitgenössischer Schriftsteller, den Bewohnern unserer Vaterstadt am sympathischsten gewesen.

Besonders „das ewig Weibliche" fühlte sich mit regem Interesse zu den feurigen Söhnen des Südens hingezogen, deren fremdartige Schönheit und ritterliche Liebenswürdigkeit jung und alt bezauberte.

Am 23. Juli 1807 hielt „Seine hochfürstliche Durchlaucht, Johann Bernadotte, Marschall von Frankreich, Prinz von Ponte-Corvo," als Statthalter der Hansestädte in Hamburg seinen Einzug und nahm anfangs im Apollosaal — ein dem Franzosen Rainville gehöriges, in der Drehbahn belegenes Lokal — Wohnung, bis das Senator Günthersche Haus, Große Bleichen 21, das heute dem Baron C. v. Schröder gehört, zur Aufnahme Bernadottes in den Stand gesetzt war.

Während am 6. August 1807 ungefähr 200 Katalonier nebst 3 Offizieren in Hamburg eingetroffen und auf dem Pferdemarkt einquartiert waren, hielt am 8. August des genannten Jahres eine ganze spanische Division von 14000 Mann unter dem Befehl des geistreichen und gelehrten spanischen Generalleutnants Marquis de la Romana ihren Einzug. Unter letzterem kommandierte Generalmajor de Kindelan, ein Schweizer, der viele Jahre in spanischen Diensten gestanden hatte, und Generalmajor de Salcedo. Oberst O'Neill, ein Däne, der auf St. Croix geboren und in Kopenhagen erzogen, war Generaladjutant und Chef des Generalstabes. Diese Truppen bildeten den Kern des spanischen Nationalheeres und waren auf Veranlassung des berüchtigten „Friedensfürsten" Don Manuel de Godoy durch Vertrag mit dem schwachen Scheinherrscher auf Spaniens Königsthron, Karl IV., dem großen Korsen als Hülfstruppen zur Verfügung gestellt worden. Die Spanier, deren glühende Vaterlandsliebe sie in den Augen Napoleons als unzuverlässige Bundesgenossen erscheinen ließ, suchte man so weit wie möglich von ihrem Vaterlande zu entfernen. Aus diesem Grunde sandte man sie nach Deutschlands Norden; auch suchte man jede Verbindung mit ihrem Heimatlande zu verhindern, um auf diese Weise die Spanier über die politische Lage ihres Vaterlandes in Unkenntnis zu erhalten.

Die spanische Division, die sich mit den französischen Truppen Bernadottes vereinigte, sollte die Avantgarde des Prinzen von Ponte-Corvo bilden, dem

der Oberbefehl über ein gegen Dänemark zu operierendes Korps für den Fall übertragen war, daß Dänemark einer Verbindung gegen England nicht beitreten würde. Die spanischen Truppen bestanden aus: 2 Jäger-Regimentern zu Fuß: Catalonien und Barcelona; 2 Jäger-Regimentern zu Pferde: Almanza und Villa Viciosa; 4 Linien-Infanterie-Regimentern: la Princessa und Zamora, Guadalaxara und Asturien; 2 Dragoner-Regimentern: Infant el Rey und Algarbien, sowie mehreren mit Maultieren bespannten Artillerie-Batterien, einer Mineur-, Sappeur-, Pionier-Abteilung und einem zahlreichen Train.

Der eigenartig-phantastische Anblick der südländischen Truppen in ihren farbenprächtigen Uniformen und nationalen Eigentümlichkeiten übte auf die Hamburger einen überwältigenden Reiz aus. M. C. Köhnke schildert uns in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" (S. 164) die gewonnenen Eindrücke: „Es war in seiner Art wirklich ein Prachtanblick, diese schönen Truppen aus der weiten Ferne her, nebst den bepackten Maultieren und ihren charakteristischen Führern (besonders dem Oberanführer derselben — ein seltenes Originalstück für den Beobachter) anziehen, wie auch das Kavalleriekorps auf seinen andalusischen, schönen Hengsten auf dem Heiligengeistfelde manövriren, in gleichen des Sonntag-Mittags die schönen und stattlich gekleideten Truppen auf der Parade im Jungfernstieg von dem edlen, sehr geistreichen General Marquis de la Romana befehligt zu sehen, und bei dieser Gelegenheit jedes einzelne spanische Regiment und viele sehr hübsche, interessante Gesichter zu mustern, woran auch das weibliche Geschlecht viel Interesse zu haben schien. Auch die eigenthümliche militärische Musik der Spanier, besonders bei ihrer Morgen- und Abendandacht unter freiem Himmel, zog viele Zuschauer herbei, um „Antheil und Freude" daran zu nehmen."

Die in der Hamburgischen Kommerz-Bibliothek befindlichen, von Prof. Chr. Suhr gezeichneten und von Cornelius Suhr radierten und geätzten farbigen Abbildungen der verschiedenen spanischen Nationaltrachten und Uniformen der Division des Marquis de la Romana geben uns ein getreues, farbenreiches Bild der spanischen Soldatesca jener Tage.

Die phantastischen Nationalkostüme und die abenteuerlichen Uniformen erinnern uns an die malerischen Gestalten in Bizets „Carmen."

Die Offiziere trugen große dreieckige Marschallshüte, weiße Strümpfe und Schuhe mit Schnallen und einen sehr langen, breiten Degen an der Seite. Die Uniformen waren von altfränkischem Schnitt. Die soldatische Haltung, die man bei den Franzosen so sehr bewunderte, ließ viel zu wünschen übrig, wie schon aus der Tatsache hervorgeht, daß die spanischen Offiziere bei Regenwetter mit dem ihnen eigenen gravitätischen Anstand weißleinene Schirme aufspannten. Ihren prächtigen andalusischen Hengsten waren die kurzgeschnittenen Schwänze rotumwunden und in die Höhe gebunden, was den feurigen Tieren einen etwas zirkusartigen Anstrich verlieh. Das die Ehrenwache beim Marschall Bernadotte stellende Infanterie-Regiment „Zamora," dessen Mannschaft vom „blütenreichen Ebrostrand" stammte, trug weiße Uniformen mit braunem Einsatz und Bärenfellmützen als Kopfbedeckung. Den eigenartigsten Anblick gewährte der Train.

In großen Reisewagen von zigeunerhaftem Aussehen, „Tartana" genannt, waren die dem spanischen Heere folgenden Frauen und Kinder untergebracht. Eine Fülle charakteristischer Nationaltypen enthält die bereits genannte Bildersammlung in den malerischen Gestalten der katalonischen Karrenführer, der Maultiertreiber mit ihren Eseln und Maultieren, der Offiziersburschen, Fourageführer, der Maultiertreiber der Artillerie und ihrer Führer.

Am 15. August 1807 hatten die Hamburger zum ersten Mal Gelegenheit,

die gesamte fremdländische Militärmacht so recht nach Herzenslust mustern zu können. Zur Feier von Napoleons I. Geburtstag fand auf dem Heiligengeistfeld eine große Parade statt. An diese schloß sich ein auf Kosten der Stadt veranstalteter glänzender Ball im Apollosaal, zu dem Bernadotte und die Generalität, sowie die Spitzen der hamburgischen Behörden geladen waren. Im ganzen zählte man an der prachtvoll geschmückten und gedeckten Tafel 400 Gedecke, und das Fest erforderte einen Kostenaufwand von 60 000 Krt.ℳ. Der Saal war aus Aufmerksamkeit gegen Bernadotte mit Gemälden geschmückt, deren Motive Gegenden des Fürstentums Ponte-Corvo darstellten.

Die Spanier blieben mit kurzer Unterbrechung vom 8. August 1807 bis zum 5. März 1808 in unserer Vaterstadt im Quartier und haben sich in dieser Zeit die Herzen der hamburgischen Bevölkerung zu gewinnen gewußt. Wenn sie auf ihren Mauleseln, nach Art der Frauen sitzend, durch die Straßen zogen oder sich auf dem Eise vergnügten, da gaben sie sich dem Jubel der Kinder preis. Als im November 1807 der erste Schnee fiel, waren sie außer sich vor Verwunderung, jagten hinter den Schneeflocken, wie Kinder zu tun pflegen, und schneeballten sich mit der hamburgischen Straßenjugend.

Hinsichtlich ihrer Bedürfnisse und Forderungen waren die Spanier nicht unbillig, sofern man sich freudlich und ruhig mit ihnen zu verständigen wußte. Ihre Anspruchslosigkeit und Umgänglichkeit war bedeutend größer als die ihrer französischen Kriegskameraden, doch trat andererseits bei jedem Anlaß ihr Stolz hervor auf Abstammung, Rang und Glaube. Der spanische Adel ist bekanntlich ebenso zahlreich, wie der polnische. Der spanische Ernst ist mehr bei den Männern der vornehmen Stände beobachtet worden als bei den gemeinen Soldaten. Lebendigkeit, Fröhlichkeit, Stolz, sorglose Behaglichkeit, Mäßigkeit waren bei den letzteren ebenso zu Hause, wie Aberglaube, Sinnlichkeit, Empfindlichkeit und Rachgier. Durch eine fanatische Geistlichkeit geleitet, standen sie betreffs ihrer religiösen Ansichten noch mit beiden Füßen im finstersten Mittelalter, so daß sie beim Einzuge in unsere Vaterstadt in jedem Protestanten einen verfluchten Ketzer und natürlichen Feind sahen. Aber wie bald fiel ihnen in unserer protestantischen Stadt die Binde des Pfaffentruges von den Augen!

Kaum waren zwei Monate vergangen, so gab es kaum ein Haus, wo diese Fremdlinge nicht mit ihren Quartierwirten und sonstigen Hausgenossen auf gutem Fuß standen. Sie wurden die Vertrauten der Kinder, die Arbeitsamsten in Küche und Keller und die Lieblinge von „Marie und Minna."

Mancher zarte „Liebeshandels-Vertrag" zwischen Spanien und Hamburg wurde in jenen bewegten Tagen geschlossen. Tambourin- und Kastagnettenklang durchhallte die prosaisch-ehrsamen Gassen unserer Vaterstadt, und in „der Mondnacht Dämmerstunde" verkündete auch wohl vor dem Hause schöner Hamburgerinnen der melodische Klang der Guitarre von „des Herzens sehnend Schlagen."

Dem Auge des Zuschauers auf den Promenaden boten die spanischen Soldaten manchen ergötzlichen Anblick. Den Unterkörper in Zivil- und den Oberkörper in Militärkleidern auf dem Maultier mit und ohne Mantillen tollten sie in ausgelassener Lustigkeit durch die Straßen. Waren sie jedoch durch spirituöse Getränke erhitzt und gerieten in Streit, so wich ihre Harmlosigkeit einer rasenden Wut, die sie zum Dolche greifen ließ. Am häufigsten war Eifersucht das Leitmotiv der blutigen Raufhändel, die sich derartig mehrten, daß den spanischen Soldaten das nationale Dolchmesser bei sich zu tragen verboten wurde. Statt des ihnen entzogenen Dolches bedienten sie sich dann eines Instrumentes, das aus einer zwischen zwei Holzstückchen geklemmten Klinge eines

Federmessers fabriziert wurde. Mit dieser gefährlichen Waffe verunzierten sie, wenn die Eifersucht sie zum Zorn reizte, das Gesicht hamburgischer Mädchen und Frauen oder verschafften sich damit Genugtuung bei ihren erfolgreicheren Rivalen.

Sehr oft galt irrtümlicherweise eine daher rührende Narbe als ein Beweis großer Tapferkeit auf dem Felde der Ehre. M. C. Köhnke erzählt uns in seinem bereits zitierten Buche — S. 165—9 — mehrere Exzesse der heißblütigen Spanier.

Dem Kartenspiel waren diese Kinder aus dem „Lande des Weins und der Gesänge" leidenschaftlich zugetan, so daß sie sogar an den Kirchtüren dieser Leidenschaft fröhnten.

Eines Sonntags hatten sich Soldaten des Regiments „Barcelona" während der Predigt friedlich zwischen den Kirchtüren der St. Jakobikirche zum Kartenspiel niedergelassen, obleich eine derartige Entheiligung des Gotteshauses strenge verboten war. Als eine Militärpatrouille diese Übeltäter verhaften wollte, flohen sie durch die mit Andächtigen gefüllte Kirche und verursachten dadurch eine panikartige Störung des Gottesdienstes.

Die Geschichte jener Tage ist reich an derartigen grotesken Scenen.

Der Göttin Terpsichore huldigten die Spanier ebenfalls mit Vorliebe. Obgleich den Soldaten verboten war, nach der um 7 Uhr abends geschlagenen Vergatterung (Zapfenstreich) sich noch in Schänken oder auf Tanzböden der Stadt oder deren Gebiet aufzuhalten, kümmerten sie sich wenig um dieses Verbot, so daß die militärische Abendmusik, die auf dem Großen Neumarkt ihren Anfang nahm, fast nur zum Vergnügen des hamburgischen Janhagels eingerichtet zu sein schien. Wie wenig zuverlässig die abends die Stadt durchziehenden Militärpatrouillen ihres Amtes walteten, davon zeugt folgender authentischer Vorfall.

Eines Abends erscheint auf einem Tanzboden der Altstadt eine Patrouille spanischer Soldaten und trifft dort nach 7 Uhr mehrere Waffengefährten, die sich mit hamburgischen „Schönen" lustig im Tanze drehen. Anstatt, wie die militärische Pflicht es fordert, diese Soldaten zu verhaften, geraten die Soldaten der Patrouille in eine tanzlustige Stimmung und tanzen mit ihren Kameraden um die Wette. Eine Stunde später kommt eine zweite Patrouille, die dem Beispiel der vorigen sich anschließt. Im Laufe des Abends erhitzten sich die Gemüter. Die den Spaniern eigentümliche Neigung zur Eifersucht war die Ursache von Tätlichkeiten, so daß sich bald eine große „Schlacht" — wie sie auch der Gegenwart noch nicht fremd geworden ist — entspann, in der Tote und Blessierte die Wahlstatt bedeckten.

Dieser Exceß konnte naturgemäß nicht verborgen bleiben und führte zu strenger Bestrafung der Schuldigen.

Was das Verhältnis der Spanier zu ihren Bundesgenossen anbetraf, so vermochte sich dieses schon aus dem Grunde wenig kameradschaftlich zu gestalten, als sie die Franzosen als ihre Unterdrücker anzusehen pflegten, denen sie nur widerwillig Gefolgschaft leisteten. Auch das Heimweh nach ihrem sonnigen Vaterlande, das sich ihrer Gemüter bemächtigt hatte, verstärkte die Abneigung gegen das fremde Joch.

Am unwiderstehlichsten trat bei ihnen das Heimweh zutage, wenn ihr „liedersüßer Mund" Nationalgesänge anstimmte.

Fort zum Süden! Fort nach Spanien,
In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein!

Der spanische Oberbefehlshaber Don Pedro Caro-y-Sureda, Marquis de la Romana, ein Mann von hervorragender wissenschaftlicher Bildung, überraschte die Hamburger durch seine Kenntnisse der deutschen Sprache und Literatur. Er hatte früher in Leipzig studiert. Dieser ritterliche Offizier suchte, soweit er dazu imstande, den Hamburgern den Druck der Militärlast so erträglich wie möglich zu gestalten. Im Umgang von gewinnender Liebenswürdigkeit, vermied er geflissentlich jedes politische Gespräch sowohl mit seinen Standesgenossen wie mit sonstigen Personen. Dem Marschall Bernadotte gegenüber war er ganz Hingebung an die französische Sache und an den Kaiser. Mehr im Buchladen zu finden als auf dem Exerzierplatz, galt er bei den Franzosen als eine gelehrte Unbedeutendheit, auf deren Ergebenheit man unbedingt rechnen zu können glaubte.

Nichts verriet den Franzosen, daß dieser Mann sich mit dem kühnen Plane trug, die französischen Adler zu verlassen, um seinem angestammten bedrängten Vaterlande zu Hülfe zu eilen.

Noch am 12. November 1807, als Romana zur Geburtstagsfeier des spanischen Königs dem Marschall Bernadotte und der Generalität, sowie den Spitzen der hamburgischen Behörden im Apollosaal ein glänzendes Fest gab, das die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 90 000 Fr. verschlang, feierte er mit flammender Begeisterung in schwungvollen Trinksprüchen den erhabenen Imperator und den Marschall Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo.

Am 5. März 1808 setzten sich die Spanier als Avantgarde Bernadottes unter Romanas Befehl nach dem Norden in Bewegung, um, der politischen Lage entsprechend, Dänemark gegen Schweden, das sich mit Frankreich und den mit Frankreich verbündeten Mächten im Kriegszustand befand, zu unterstützen.

Mit aufrichtiger Anteilnahme sahen die Hamburger die spanischen Truppen aus ihren Mauern scheiden und verfolgten mit gespanntem Interesse die weiteren Schicksale dieser spanischen Division, die im August 1808 unternommene Flucht von Fünen und die der Geschichte angehörenden glänzenden Taten in den blutigen Guerillas-Kriegen gegen die napoleonischen Truppen auf dem heiligen Boden ihres sonnigen Vaterlandes.

Ihr Feldherr erlebte nicht den Sieg der guten Sache, den Lohn seines kühnen Unternehmens. Er gehörte zu den Männern, gegen die das Geschick ungerecht war. In der Mitte seiner Laufbahn raffte ihn auf Portugals Boden der Tod gerade in dem Augenblick hinweg, wo er mit britischer Unterstützung ein neues Korps formierte, um es gegen die Feinde seines so heiß geliebten Vaterlandes zu führen.



Von unseren Mooren und Moorpflanzen.

Von **P. Junge** in Hamburg.

I.

Weite Strecken des nordwestlichen Deutschland werden von Mooren eingenommen. Kaum eine andere Pflanzenformation hat wie sie ihr ursprüngliches Aussehen bewahrt. In dieser Hinsicht können nur die Heiden sowie die Dünen und Sandfelder der Küste und des Binnenlandes mit den Mooren verglichen werden. Ursprüngliche Wälder und Wiesen sind bei uns nur noch in wenigen, spärlichen Überresten vorhanden. Forst- und Landwirtschaft haben sich

ihrer liebevoll angenommen, sie für ihre Zwecke abgerichtet und das, was sie früher auszeichnete, durchweg beseitigt. Auch vieler Heiden und Moore haben sie sich schon bemächtigt; den noch unversehrten droht das gleiche Schicksal.

Hoffen wir, daß es noch recht lange dauert, bis auch ihre Ursprünglichkeit ganz vernichtet und unsere Heimat damit zu einer Kulturwüste gemacht wird.

Große Unterschiede in der Beschaffenheit der Moore fallen jedem auf, der nur einige von ihnen kennen gelernt hat. Eine nähere Beschäftigung mit den Verschiedenheiten lehrt, daß die Moore sich trotz der großen Abweichung in Einzelheiten in zwei große Gruppen gliedern lassen. Die eine derselben bezeichnet man als Tiefmoore, die andere als Hochmoore.

Schon vor langer Zeit sind für den Namen Tiefmoor noch zwei andere Bezeichnungen gesetzt worden: Grünlandsmoore und Wiesenmoore. Die Bezeichnung Wiesenmoore ist auch neuerdings wieder an Stelle des Wortes Tiefmoor gebraucht worden. Dieser Name wird gewünscht, weil sich Übergänge von den Tiefmooren zur Formation der Wiesen finden. Wenn das aber auch der Fall ist, so sind doch beide in typischer Ausbildung so sehr verschieden, daß eine auffällige Beziehung zwischen ihnen nirgends hervortritt. Daher ist es meiner Ansicht nach unnötig, an die Stelle der althergebrachten, weitverbreiteten, recht treffenden Bezeichnung eine andere zu setzen, die durchaus nicht charakteristischer ist. Der Unterschied zwischen Tiefmoor und Wiese ist kein geringerer als der zwischen Sandfeld und Acker. Wie hier niemand daran denkt, im Namen der einen Formation Beziehungen zur andern auszudrücken, so ist das auch dort nicht nötig.

Für Hochmoor ist Heidemoor gesetzt worden. Es finden sich Übergänge von Heiden zu Hochmooren in großer Verbreitung. Ein typisches Hochmoor und besonders ein solches, das noch im Entstehen begriffen ist, weicht aber von der Heide sehr stark ab. Deshalb erscheint auch hier eine Ersetzung der alten Benennung unnötig. Der Name Heidemoor wäre dagegen für die erwähnten Übergangsformen recht gut zu gebrauchen.

Betrachten wir zunächst, worin Tiefmoor und Hochmoor einander gleichen. Beide haben trotz aller Unterschiede ein sehr charakteristisches Merkmal gemeinsam, welches sie von allen anderen Formationen (wie Heide, Wiese, Wald usw.) sofort trennt, da es diesen sämtlich abgeht oder doch nur in ganz beschränktem Maße zukommt. Dies beide Moorarten verknüpfende Gleiche ist die starke Anhäufung pflanzlicher Stoffe, welche durch fast vollkommenen Luftabschluß vor der Verwesung geschützt werden. Dieser Luftabschluß wird durch Wasser bewirkt. Können abgestorbene Pflanzen infolge des Fehlens von Sauerstoff auch nicht verwesen, so ist doch eine allmähliche Veränderung der sie zusammensetzenden Verbindungen nicht ausgeschlossen. Diese langsam erfolgende Zersetzung, deren Verlauf und Zwischenprodukte noch völlig unbekannt sind, führt zur Bildung kohlenstoffreicherer Verbindungen. Diese Zersetzungsvorgänge sind als Faulen bezeichnet worden. Das Resultat dieser Vorgänge, der Zersetzung, ist der Torf. Torf entsteht also durch Faulen organischer Substanzen, d. h. durch langsame Zersetzung derselben unter Sauerstoffabschluß.

Der Gehalt des Torfes an Kohlenstoff ist von zwei Faktoren abhängig: einmal von dem Kohlenstoffgehalte der den Torf zusammensetzenden Pflanzenarten, dann von dem Alter der Schichten. Gleichaltrige Schichten können einen sehr wechselnden Gehalt an Kohlenstoff haben, da sie in verschiedenen Mooren, ja, in demselben Moore aus sehr verschiedenen Pflanzen aufgebaut sein können. Aus dem gleichen Grunde können Schichten verschiedenen Alters im Kohlenstoffgehalte übereinstimmen. Der Gehalt des Torfes an Kohlenstoff wird auf 40 bis 60 % angegeben.

Dem Faulen steht das Verwesen gegenüber. Es wird darunter die schneller erfolgende Zersetzung bei Gegenwart freien Sauerstoffs verstanden. Während das Faulen in der Hauptsache feste, unlösliche Verbindungen ergibt, entstehen beim Verwesen durchweg gasförmige oder wasserlösliche Stoffe. Die Folge davon ist, daß die Verwesung zu einem fast spurlosen Verschwinden der organischen Stoffe führt. Die Verwesung finden wir auf Acker, Wiese, Wald, Heide, Sandfeldern usw.

Auf nassen Wiesen und an feuchten Orten der Wälder können aber an den Boden gelangende organische Stoffe ebenfalls durch Wasser vor der Verwesung geschützt werden und zur Torfbildung Veranlassung geben. Das ist jedoch nur in beschränktem Maße der Fall. Immerhin sind aber doch mannigfache Übergänge zwischen diesen Formationen sowie Heide und Gewässern einerseits und den Mooren andererseits an einer ganzen Reihe von Orten gegeben.

Gehen wir von dem Gemeinsamen zum Trennenden über!

Sämtliche Tiefmoore zeichnen sich vor den Hochmooren durch die weit größere Üppigkeit des Pflanzenwuchses aus. Um den Reichtum der Tiefmoore in dieser Hinsicht zu zeigen, sei als Beispiel das Eppendorfer Moor herangezogen. Dasselbe weist an Gefäßpflanzen (Phanerogamen und Gefäßkryptogamen) sicher festgestellt 229 Arten auf. Dazu treten zahlreiche Formen. Von den Algen des Moores sind bisher nur die Rhodophyceen, die Heterokonten und die Chlorophyceen bearbeitet worden. Es sind aus diesen Gruppen eine, elf und 236 Arten festgestellt worden, davon 170 Desmidiaceen (einzellige Grünalgen mit Zygosporenbildung). Die Zahl sämtlicher Algen dürfte eine bedeutend größere sein. Moose sind ebenfalls in großer Artenzahl vorhanden; es treten mehr Spezies auf als im Hochmoore. Geringer ist die Pilzflora der Tiefmoore. Am meisten treten die Flechten zurück. Flechten, die nur oder vorzugsweise im Tiefmoor auftreten, vermag ich nicht zu nennen.

Außer den 228 Gefäßpflanzen des Eppendorfer Moores finden sich in den Mooren unserer Gegend hier oder dort noch einige andere Gefäßpflanzen, so daß die Zahl derer, die für Tiefmoore in Betracht kommen, ungefähr 275 beträgt.

Zahlreiche dieser Pflanzen sind solche mit hoher Stoffproduktion, d. h. sie entwickeln in kurzer Zeit unter Aufnahme einer bedeutenden Nahrstoffmenge einen kräftigen, oft reich verzweigten, nicht selten mit großen, breiten Blättern besetzten Körper. Daß solche Pflanzen in Tiefmooren gedeihen, läßt sich nur unter der Annahme erklären, daß ihnen eine nicht unansehnliche Menge mineralischer Stoffe zur Verfügung steht. Zahlreiche Analysen haben diese Annahme bestätigt. Sie sind zwar im einzelnen recht verschieden ausgefallen, immer aber waren wichtige Nährsalze nicht selten vertreten. Diese Nährsalze können in doppelter Weise in das Moor gelangen:

1. Sie diffundieren gelöst aus dem Boden, welcher die Unterlage der Formation bildet. Das ist in um so höherem Grade möglich, je weniger stark die Torfschicht ist, welche den Boden überdeckt. Die geringere oder größere Dicke dieser Schicht erklärt in erster Linie den Wechsel im Auftreten mancher Stoffe.

2. Sie können durch in das Moor eintretende Wasserläufe herbeigeführt werden. In zahlreiche (fast alle) unserer Tiefmoore treten Bäche ein, welche in ihnen verschwinden, um an tiefer gelegenen Orten wieder zum Vorschein zu kommen. Solche Bäche entspringen vielfach in Quellen dem Boden oder kommen aus Wiesengebieten. In beiden Fällen führen sie aufgelöste Mineralstoffe in Menge mit. Dasselbe gilt, wenn sie aus Teichen oder Seen austreten. Wenig Stoffe sind dagegen gelöst, wenn das Wasser aus einem Hochmoore stammt. Aber auch wo das gilt, ist durchweg die Möglichkeit gegeben, daß der Bach auf

seinem Laufe die Menge der gelösten Stoffe erhöht. Einige Moore, die solche Wasserläufe aufweisen, sind das Eppendorfer Moor, das Diekmoor bei Langenhorn, der Duvenstedter Brook (bei Bargteheide), der Ahrensfelder Teich bei Ahrensburg und das Curauer Moor nördlich von Lübeck. Je weniger dicht in einem Tiefmoore die Torfdecke ist und je mehr anorganische Stoffe durch eintretende Wasserläufe mitgeführt werden, desto mehr Stoffe stehen nun im Tiefmoore zur Verfügung. Dadurch wird bedingt, daß die auftretende Pflanzenwelt sehr variabel ist. Je größer die Menge der Nährstoffe, desto größer ist die Zahl der Pflanzen mit starker Stoffproduktion und umgekehrt.

Kommen wir zum Hochmoore.

Bedeutend geringer ist hier die Zahl der auftretenden Pflanzenarten. Es trifft das auf alle Pflanzengruppen mit einer Ausnahme zu. Diese Ausnahme bilden die Flechten. Fast sämtliche Arten sind solche mit geringer Stoffproduktion. Die Gründe dafür lassen sich im Gegensatze zu den beim Tiefmoor erwähnten aufführen:

1. Die große Mächtigkeit der Torfschichten und ihre Dichte ermöglicht ein Aufsteigen gelöster Stoffe aus dem Boden nur in beschränktem Maße.

2. Wasserläufe, welche auf Hochmoore treffen, umfließen diese oder passieren sie (was aber selten vorkommt) in geschlossenem Laufe. Zwei Moore, die an ihrem Rande von einem Bache begleitet werden, sind das Himmelmoor bei Quickborn und das Große Moor nördlich von Neumünster. Von einem Bache durchflossen wird das Bannauer Moor unweit Lehmrade bei Mölln.

Sämtliche Analysen des Moostorfs der Hochmoore zeigen den großen Mangel an anorganischen Lösungsstoffen. Von Elementen, die für die Pflanze absolut notwendig sind, treten besonders Stickstoff, Kalium und Magnesium nur in spärlichen Verbindungen auf.

Es ergeben sich danach für Tiefmoor und Hochmoor folgende Unterschiede:

Die Tiefmoore weisen gelöste, anorganische Stoffe in ziemlicher Menge auf und zeigen infolgedessen eine artenreiche Pflanzenwelt, deren Vertreter z. T. eine hohe Stoffproduktion besitzen. Der Wasserreichtum dieser Moore ist ein bedeutender. Häufig nehmen sie Wasserläufe auf, die sich in ihnen verlieren, aber verstärkt wieder abfließen.

Die Hochmoore weisen infolge des geringen Gehaltes an gelösten Mineralien fast nur (zuweilen ausschließlich) Pflanzen mit geringer Stoffproduktion auf. Die Zahl der Spezies ist eine geringe. Die Hochmoore sind meist weniger wasserreich und deshalb im Sommer oft so trocken, daß sie überall gefahrlos zu passieren sind. Es kommt nicht vor, daß Wasserläufe, welche in sie eintreten, sich in ihnen verlieren. Häufig werden sie an ihrem Rande von Bächen umflossen.

Ein sehr ausgeprägtes Tiefmoor Holsteins, das fast alle Stadien der Entwicklung erkennen läßt, ist der schon erwähnte Ahrensfelder Teich bei Ahrensburg. Er liegt südöstlich des Ortes in einer von Süden nach Norden sich erstreckenden Senke zwischen der Lübecker Bahn und dem Forste Hagen. Von der Bahn her läßt sich ein bedeutender Teil des Gebiets überschauen. Der Abfluß des Moores ergießt sich nördlich in die Hunnau. Sein mittlerer Teil, der das jüngste hier vorhandene Stadium der Moorentwicklung zeigt, wird von einer dichtverfilzten, schwankenden Decke von Riedgräsern überzogen. Wenige andere Pflanzen, einzelne Gräser, mehrere Laichkräuter, vereinzelte Weidengebüsche mischen sich dazwischen. Gefährlich ist das Betreten dieses Gebiets, nur dünn die Pflanzendecke, welche vor dem Versinken schützt, aber reich die Ausbeute für den Botaniker, welcher hier eindringt. Vielleicht ist hier noch

vor wenigen Jahrhunderten wenigstens streckenweise offenes Wasser vorhanden gewesen (Ahrensfelder „Teich“). Rund herum schließt sich an dieses Caricetum eine Zone, die besonders Schilf und Gebüsche einiger Weiden (vor allem Salix aurita, cinerea und pentandra) aufweist. Nach dem massenhaften Auftreten des Schilfes (Phragmites communis, früher Arundo Phragmites) ist ein solches Gebiet als Arundicetum bezeichnet worden. Daran schließt sich nach Osten und Süden hin Erlen- und Birkenbruch. Von einer dieser Zonen zur anderen schreitet die Festigkeit des Bodens ansteigend weiter fort. Am pflanzenreichsten ist die Schilfzone, besonders am Rande und an freieren Stellen; bedeutend artenärmer ist der Seggensumpf, noch weniger reich sind Erlen- und Birkenbruch. Es liegt das letztere an der Nahrungszufuhr, die hier bei geringerer Feuchtigkeit und stärkerer Torfschicht eine geminderte ist. Wird der Boden durch absterbende Pflanzen und Pflanzenteile allmählich weiter erhöht und damit trockener und nahrstoffärmer, so treten Erlen und Birken mehr und mehr zurück. An vielen Orten des Sumpfes sieht man eingegangene Stämme dieser Arten ihre dürren Äste starr in die Luft strecken. An den gelichteten Stellen siedeln sich Torfmoose an. Damit ist die Möglichkeit zur Hochmoorbildung gegeben. Torfmoose sind freilich auch im Tiefmoore in ziemlicher Artenzahl vorhanden. Im Hochmoore aber treten diese Moose ungleich massiger auf. Auch kommen hier andere Arten vor.

Während am Ahrensfelder Teiche verschiedene Stadien der Moorbildung zu erkennen sind, weisen andere Tiefmoore nur eins derselben auf oder doch eins weit überwiegend. Das gilt z. B. von dem Eppendorfer Moore.



Mitteilungen.

1. **Bäuerlicher Besitz in Schleswig-Holstein.** Durch die Tageszeitungen unserer Provinz ging im Herbst vorigen Jahres die Nachricht, daß in Terkelstoft in Angeln ein Bauernhof, der über 450 Jahre immer von Vater auf Sohn vererbt war, nun durch Heirat in andere Hände überging. Auch in Südholstein, im Dorfe Schieren bei Segeberg, ist eine Hufenstelle mehr als 250 Jahre im Besitz der Familie Bruhn. In unserer Zeit sind solche Fälle sonst wohl nicht häufig, vielmehr kann man einen öfteren Besitzwechsel auf den Landstellen beobachten. Besonders in Nordschleswig macht sich diese Erscheinung bemerkbar, wurden doch im Verlauf von kaum einem Jahre von einer Stellenhändlerfirma im Kreise Apenrade etwa 30 Landstellen in den nördlichen Kreisen parzellenweise verkauft.

Wollerup. G. Fr. Studt.

2. **Das Fockbier.** Zu denjenigen Sitten und Gebräuchen unserer engeren Heimat, denen als Überrest altgermanischen Kultes noch ein gut Teil mythologischer Erinnerungen anhaftet, gehört ohne Zweifel auch das Fockbier. Das Fockbier ist das Erntefest der Bewohner Angelns und verdankt seinen Namen dem sog. Fock. Es ist das ein mit Blumen und manchmal auch mit bunten Papierbändern schön verzierter Ährenstrauß, der im Innern zum Zwecke des Aufstellens einen etwa ½ m langen, nach unten hin in einen kräftigen Dreifuß sich gabelnden Stock birgt. Zur Anwendung kommt er am letzten Mähetage. Und zwar erhält nach altem Brauch dasjenige Paar ihn zugesprochen, das die letzten Ähren zu schneiden bezw. zu binden hat. Dabei findet dann als Beschluß eine Art Wettkampf zwischen dem Schnitter und seiner Aufnehmerin statt, der darin besteht, daß in der Zeit, während sie die letzte Neek (Garbe) bindet, er rasch seine Sense streichen muß. Wer zuletzt fertig wird, muß den Fock unter den Neckereien und Foppereien der übrigen nach Hause tragen. Der Ausgang des Kampfes wird natürlich allemal durch ein kräftiges Hurra angekündigt. Je lauter und lebhafter es überhaupt bei der letzten Garbe hergeht, desto besser ist es. Unerfahrenen erzählt man wohl, daß aus den letzten Ähren ein Fuchs oder ein sonstiges Tier hervorspringe, und da kann es denn wohl vorkommen, daß der Betreffende über dem Auslugen sich und seine Arbeit ganz vergißt und, ehe er sich dessen recht versieht, den Fock in Händen hält. Auf diese

oder ähnliche Weise hilft man häufig dem Glücke ein wenig nach. Mit Vorliebe ersieht man sich für die Würde des Focktragens solche Personen, die mit dem Brauch noch unbekannt sind, sich nicht gerade durch hervorragende Intelligenz auszeichnen, leicht aufgebracht sind oder sonstwie gewisse Eigentümlichkeiten an sich haben. Man weiß es beim Mähen schon so einzurichten, daß die in Aussicht genommene Person ihrem Schicksal nicht entgeht. Sobald der Wettkampf beendet ist, rüstet man sich zum Aufbruch. Paarweise, voran das Fockpaar, den Fock an die Harke oder Sense gebunden, so geht es unter Gesang und Hurra der heimatlichen Hofstelle zu. Vor der Haustür wird Aufstellung genommen, und gleich darauf erschallt eindringlich mahnend Sensenklang über den Platz. Das ist für die Hausfrau das Zeichen, mit einer kleinen Erfrischung in der Haustür zu erscheinen. Zögert sie, so ist Gefahr vorhanden, daß der Kohl im Garten den Sensen zum Opfer fällt. Schonung kennt man in diesem Falle nicht. — Abends wird dann das eigentliche Fockbier zum Besten gegeben. Früher kam als Vorkost Reisgrütze und als Hauptgericht Braten oder gekochter Schinken auf den Tisch, heute begnügt man sich wohl allgemein mit dem saftigen Bratenstück. Nach der Mahlzeit bleibt man dann noch auf einige Stunden in fröhlicher Weise bei einem Glase Punsch vereinigt. Manche Landleute halten indessen anstatt des Fockbieres nach Beendigung der Ernte ein Erntebier ab, zu dem alles genötigt wird, was irgendwie in der Ernte geholfen hat, und wäre es auch nur auf einen halben Tag gewesen. Natürlich darf auch bei dieser Feier der Fock nicht auf dem Tische fehlen. Später erhält er seinen Platz auf dem Schranke oder an sonst einer geeigneten Stelle, wo er manchmal noch lange stehen bleibt. Fällt einmal aus irgend einem Grunde das Fock- oder Erntebier aus, so erhält jeder Erntearbeiter eine kleine Entschädigung in Geld. — Hier sei noch eines alten, nun längst ausgestorbenen Brauches gedacht, der zwar direkt mit dem Fockbier nichts zu tun hat, gleichwohl aber verdient, an dieser Stelle erwähnt zu werden. Es ist das die „Grode Grütt." Grütze war und ist vielfach auch jetzt noch die übliche Abendkost des Landmannes. An dem Tage nun, an dem die letzten Früchte des Feldes eingebracht wurden, kam es für die Hausfrau darauf an, sich so reichlich mit dieser Speise zu versehen, daß es den Leuten nicht möglich war, alles zu verzehren. Gelang es nämlich, reinen Tisch zu machen — und darauf ging man aus —, so mußte unweigerlich von neuem gekocht werden. Jetzt ist, wie gesagt, dieser Brauch längst verschwunden, und selbst ältere Leute wissen sich dessen kaum noch zu erinnern. Vielleicht möchte es auch nicht überall zu Hause gewesen sein. — Doch wieder zurück zum Fock. Was das Gebiet angeht, über das sich der Brauch in der oben beschriebenen Form erstreckt, so beschränkt er sich im großen und ganzen auf die Landschaft Angeln. Etwas Ähnliches allerdings findet sich auch auf Alsen und im Sundewitt. In seinem Heftchen „Weihnachten in Schleswig-Holstein" schreibt Handelmann S. 94: „In Sundewitt und Alsen bei der Ernte wird oft eine Garbe wie eine Person gekleidet und mit Blumen geschmückt, dann auf den letzten Wagen gesetzt und unter dem Jubel der Arbeiter vom Felde schnell nach Hause gefahren; man nennt sie die Fucke" (s. auch die Mitteilung von Christiansen in Heft 9). Dem wird hinzugefügt: „In der Propstei heißt aller Abfall vom Flachs Fudikan. Beide Namen sind ohne Zweifel entstanden aus Frikka, wie sich denn ganz ähnliche Provinzialismen (Fuik, Fui) in der Uckermark wiederfinden." — Darin läge denn zugleich schon ein Beitrag zur Etymologie des Wortes. Ob die Deutung zutreffend ist? Tuxen in seinem Werke „Det plattydske Folkesprog i Angel, 1857" weist bei der Erwähnung des Wortes hin auf Reineke Voß, 4. Band, 8. Kapitel, wo fokken die Bedeutung von narren, also foppen hat. Wo hier die Wahrheit liegt, das zu entscheiden muß Kundigen überlassen bleiben. Zu dem Zwecke wäre es vielleicht nicht unangebracht, einmal festzustellen, wie weit der Brauch verbreitet ist, mit welchen Abweichungen er vorkommt, und überhaupt alles zu sammeln, was auf ihn Bezug nimmt.

Quern. E. Schnack.

3. **Verschiedenfarbige Kornblumen.** Auf der Feldmark Bünzen bei Innien befindet sich eine junge Tannenanpflanzung des Herrn Gemeindevorstehers Carstens, die schon von weitem auffällt. Die ganze Koppel schimmert im herrlichsten Blau, das von einer Unzahl blauer Kornblumen herrührt. Zwischen diesen fand ich am 26. Juni d. J. eine ganze Anzahl rein weiß gefärbter Blüten; einige hatten noch die blaue Spitze der Blütenblätter gewahrt, bei anderen war der Grund bläulich. Eine vierte Art schimmerte rötlichweiß bis rosenrot. Am auffälligsten waren aber einige Stauden, die Blüten von kräftiger rötlichvioletter Färbung trugen. Diese letzte abweichende Färbung scheint nicht bekannt zu sein, denn Dr. Prahl schreibt in seiner „Kritischen Flora" von der Kornblume: „Selten mit weißen oder rosaroten Blüten," und in der neuesten Auflage seiner Flora der Provinz Schleswig-Holstein erwähnt er nur die abweichende weiße Färbung einzelner Blüten. Es dürfte diese abweichend gefärbte Korn-

blume somit wohl eine Seltenheit sein, wie auch wohl nicht oft soviele Varietäten einer Art auf einem so kleinen Raume zu finden sind.

Böken. G. Reimer.

4. **Hausinschriften.** Aus Angeln kann ich zwei weitere Hausinschriften mitteilen, die beide an dem Neubau des Herrn Hufners H. Lorenzen in Kius nach Abbruch des alten Gebäudes wieder angebracht worden sind. Beide Inschriften sind in eichene Balken geschnitten.

1. O LIEBER HERRE GOTT BEWAHRE VNS IN GNADEN 1770
DIS HAVS FVR FEVERS NOTH VND ALLEN SCHADEN
(Dieselbe Inschrift an einer Herdklappe der alten Abnahme desselben Besitzers.)

2. O ROM DIE EWIGEN PALLÆSTE GÖNN ICH DIR
DENN RVH VND VNSCHVLD WOHNEN HIER
IN DIESEM STILLEN SITZ BEI MIR.
DEN 22 MAI ANNO 1770.

3. Brodersby bei Missunde:
DER EINGANCK VND DER AUSGANCK MEIN FAS DIR
O HERR BEFOFFEN SEIN . ANNO 1688 . D . 3 . MAI.

Schleswig. C. Sünksen.



Bücherschau.

1. **Stürme.** Roman von **Georg Asmussen.** Dresden, Reißner 1906. 8°. 478 S. 5 ℳ — Als vor einer Reihe von Jahren Dichter und Künstler, der Vorherrschaft Berlins müde, anfingen, nachdrücklich auf die frischen Quellen hinzuweisen, die für jede Art poetischen und künstlerischen Schaffens auf dem Heimatboden sprudeln, da erntete diese neue Parole „Heimatkunst“ bei den zahlreichen Kritikern, denen Großstadtluft ein Lebensbedürfnis ist, selbstverständlich herben Spott und scharfe Verurteilung; aber auch von vielen andern, denen die Ziele dieser Bewegung wohl sympathisch waren, wurde sie nur zögernd und zweifelnd begrüßt, weil man eine baldige Verflachung und eine schließliche Versandung glaubte voraussehen zu müssen. Man darf heute aber wohl sagen, daß man sich auf beiden Seiten geirrt hat. Es sind immer wieder, Jahr für Jahr, Bücher erschienen, die voll sind von Heimatluft und Heimatduft und deren Zugehörigkeit zum Reiche der echten Kunst nicht bezweifelt werden kann. Und die Zahl der Leser, die sich um solche Bücher scharen, nimmt stetig zu. Das gilt auch von unserer engeren Heimat, die, wie sie auf dem Gebiete der Literatur und Kunst überhaupt hinter keiner deutschen Landschaft zurücksteht, auch auf dem Gebiete der Heimatkunst sehr beachtenswerte Erscheinungen hervorgebracht hat und immer noch hervorbringt. Auch in diesem Jahre sind etliche Bücher erschienen, die dem schleswig-holsteinischen Boden ihre Lebenskraft verdanken und die, wenn sie auch keinen Riesenerfolg erzielen werden, doch keinen Vergleich mit andern zur Zeit vielgelesenen Büchern zu scheuen brauchen. — Der oben bezeichnete Roman gehört in diese Reihe, und ich möchte ihn den Lesern der „Heimat“ bekannt machen als echtes Volksbuch und rechtes Heimatbuch, als ein Buch, das nicht nur ländlichen Kreisen und Dorfbibliotheken, sondern auch den Bewohnern der Städte bis zu den Großstädtern hin empfohlen werden kann. Findet der Landbewohner in dem Roman seine Art und Sitte anschaulich geschildert, wie sie vor dreißig, vierzig Jahren war und wie sie auch heute noch vielerorten ist, so erlebt der Großstadtbewohner die großen modernen Bewegungen mit, die Lohnkämpfe, die sich unter seinen Augen abspielen. Und vor allem möchte ich das Buch allen denen ans Herz legen, die, in den Kreisen höherer Bildung aufgewachsen, nie rechte Fühlung mit der Gedanken- und Empfindungswelt der körperlich arbeitenden Bevölkerung gehabt haben: sie könnten durch die Lektüre dieses Romans zu einem gerechteren Urteil über diesen so wichtigen Bestandteil unserer Nation kommen. — Wenn man so viele Romane hat lesen müssen, die im Grunde nur die Krankheiten der Gegenwart malen — von der nervösen Blasiertheit der höheren Kreise bis zum widrigsten Aussatz der schmutzigsten Großstadtwinkel —, so ist es wahrhaft erfrischend, wenn man ein Buch in die Hand bekommt, wie das vorliegende, in dem man den gesunden Herzschlag des Volkes spürt. Zwar ist auch hier von Elend, Jammer und Schuld genug die Rede; aber man fühlt es, daß der Mann, der das alles schildert, innerlich gesund ist, daß er nicht angekränkelt ist von der nervösen Überspannung, der krankhaften Überfeinerung, dem naturwidrigen Triebleben all der Kreise, die heute von so vielen Dichtern und Dichterinnen als allein der Darstellung würdig angesehen werden. Mögen die Vertreter dieser literarischen Richtung

den Verfasser gern als rückständig bezeichnen, das schadet nicht; sie sind es nicht, die das letzte Wort sprechen: schließlich siegt doch in der Literatur so gut wie in der Natur das Gesunde über alles Schwächliche und Kranke. — Wie schön hat Asmussen seine Heimat Angeln, das Kirchspiel Gelting geschildert; wie hat er seinen Landsleuten ins Herz geblickt, jenen verschlossenen Menschen, die so scheu ihr Inneres verbergen, nicht nur vor Fremden, sondern sogar vor den nächsten Angehörigen! Er kennt sie alle, von dem reichen Bauern Ottsen, dem Quartalssäufer, an bis zu den Norgardts und Böhmen, den Ausgestoßenen und Verachteten. Und ebenso genau weiß er uns das Leben und Treiben am Hamburger Hafen und in St. Pauli zu malen; ebenso tiefe Blicke läßt er uns tun in die Seelen der streikenden Schauerleute. — Zwei Schilderungen heben sich ganz besonders heraus, zwei Sturmbilder: einmal die große Sturmflut vom 13. November 1872 und dann der Streik der Hamburger Schauerleute. Die Sturmflut habe ich nirgends so anschaulich geschildert gefunden wie hier. Ich habe sie selber mit erlebt, zwar nicht im Nordosten Angelns, aber doch im Nordosten Schwansens, wo sie ähnlich hauste, wenn auch nicht so schlimm, und jeder Zug in Asmussens Gemälde erinnert mich an Bilder jener Tage. Und der große Hamburger Streik hat, soweit ich sehe, auch noch keinen besseren Schilderer gefunden als diesen Ingenieur. Er hat, das merkt man, zwischen den Leuten gelebt, aber nicht als einer, der sie von oben herab, halb verächtlich, halb mitleidig als minderwertige Menschen betrachtet, als solche, denen man nur als Vorgesetzter gegenübertreten kann, — sondern als einer, der ihre Gedanken versteht, wenn sie auch in die Irre geführt worden sind, der ihre Leiden mitfühlt und ihnen so herzlich gerne helfen möchte, um sie frei zu machen nicht nur von der Last, die ihnen aufgelegt wird, sondern vor allem von der, die sie sich selber auflegen. — Zu diesen breit angelegten Bildern kommen mancherlei kleine Bildchen, die in der ganzen Art ihrer Darstellung an die schönen Volksbilder von Hans Thoma erinnern, die bei jeder neuen Betrachtung erneute Anziehungskraft ausüben. Wer könnte z. B. jenes Bild wieder vergessen, wie die alte Mutter Thordsen mit ihrer Öllaterne im Morgendunkel von Falshöft bis Ohrfeld hinter ihrem Hans, der zur See will, einhergeht, um ihm in der Abschiedsstunde noch den Weg zu erleuchten! — Nicht alles ist in gleicher Kleinmalerei ausgeführt worden; besonders gegen das Ende hin fehlt zuweilen die tiefere Begründung. Es ist doch z. B. nicht so leicht, zwischen den Zeilen zu lesen, wie zuletzt die Schwierigkeiten überwunden worden sind, die den guten Abschluß in Frage stellen konnten. Ob der hochmütige Angliter Bauer wirklich schon so weit gedemütigt war, um dem „Birkfuchs" nach Canada in ein neues Leben hinein zu folgen; — wie es zugegangen ist, daß die Schottin aus dem alten Königsstamm doch dem Hans Thordsen in seine Lotsenkate in Birknack gefolgt ist: beide Fragen hätten wohl eine eingehendere Antwort verdient, als ihnen zuteil wird. Ich will aber auf diese Ausstellung kein Gewicht legen, will dagegen noch besonders hervorheben, daß der Verfasser einer anderen Gefahr, die ihm drohen konnte, entgangen ist. Wer da weiß, daß Asmussen an der Spitze einer großen Bewegung steht, die bestimmte Schäden unseres Volkslebens bessern möchte, nämlich all' die Nöte, die der Alkohol hervorruft, der könnte das Buch mißtrauisch ansehen mit der Befürchtung, der Verfasser möchte seinen Roman tendenziös zugespitzt haben, um durch ihn für jene Sache zu wirken. Das ist glücklicherweise nicht der Fall. Es werden allerdings auch Säufer vorgeführt, und ihre Not tritt in kräftigen Farben lebhaft hervor; nirgends aber zeigen sich unkünstlerische Tendenzen, nirgends eine Absicht, die verstimmt. Gerade darum wird das Buch aber auch jener hochnotwendigen Arbeit gute Dienste leisten können. — Leider ist der Roman schon durch den Abdruck in einer Tageszeitung im Lande bekannt geworden, und mancher, der ihn dort gelesen hat, könnte sich abhalten lassen, ihn nun als Buch zu kaufen. Das wäre schade. Man kann doch den rechten Eindruck von einer Dichtung nicht bekommen, wenn man sie in so kleinen Bruchstücken genießen muß; außerdem höre ich, daß jene Veröffentlichung nicht lückenlos gewesen ist. Möge sich also niemand, der Freude an einfacher, gesunder Lektüre hat, abhalten lassen, das Werk zu kaufen. Heinrich Lund.

2. **Gustav Falke: Timm Kröger.** Hamburg 1906, Alfred Janssen. 52 S. 0,60 *M.* Es ist dies das Beste, was bis jetzt über unsern heimischen Novellisten, dessen Schaffen man immer mehr auch im „Reich" anerkennt, gesagt worden ist. Das Büchlein wirft ein helles Schlaglicht sowohl auf T. Krögers künstlerische Eigenart als auch auf Gustav Falkes feinen, untrüglichen Sinn für das Schöne und Charakteristische. Wer Kröger noch nicht kennt, dem wird diese Schrift Lust machen, ihn kennen zu lernen. Wer ihn aber schon kennt, dem wird es als das Urteil eines unserer besten Lyriker doppelt Freude machen. Wilhelm Lobsien.

3. **Harro Harring der Friese.** Von **Th. Kühl.** Glückstadt 1906, Max Hansen. 192 S. Preis? — Es ist eine interessante Biographie dieses schleswig-holsteinischen

Dichters und Kämpfers, mit der sich jeder, der sich für das geistige Leben unserer Provinz interessiert, bekannt machen sollte. Die Darstellung ist — wie das bei Th. Kühl selbstverständlich — flott, zwingend, fern von einem trockenen Biographenstil; dafür ist allerdings auch mehr das Interessante, Romantische im Leben Harro Harrings hervorgehoben als seine Bedeutung: eine Dichterin schrieb das Buch und kein Kritiker.

Wilhelm Lobsien.

4. **Heimkehr.** Skizzen aus einem Leben von **Timm Kröger.** Hamburg 1906, Alfred Janssen. 228 S. Preis geb. 3 *M.* — Ein neues Buch von Kröger bedarf keiner besonderen Empfehlung, und so mag hier nur hingewiesen werden auf dieses Buch als auf eine Sammlung von 13 prächtigen „Skizzen aus einem Leben," die der Dichter unter den bezeichnenden Untertiteln „Daheim," „Draußen" und „Heimkehr" darbietet.

Wilhelm Lobsien.

5. **Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung.** Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde von Dr. **Willi Peßler** in Hannover. Braunschweig 1906, Friedrich Vieweg und Sohn. 258 Seiten 8°. Preis 10 *M.* — Alle Freunde des altsächsischen Bauernhauses seien auf obiges, mit viel Fleiß und Liebe gearbeitete Werk hingewiesen. Dem Forscher auf diesem Gebiete wird es zu einem unentbehrlichen Handbuche werden. Über die geographische Verbreitung und die Begrenzung des altsächsischen Bauernhauses fehlte uns bislang eine umfassende Literatur, und doch war es die höchste Zeit für die Gewinnung einer solchen; denn mehr und mehr beginnt das alte Sachsenhaus zu verschwinden. Um seiner sehr schwierigen Aufgabe gerecht werden zu können, hat der Verfasser nicht nur in Archiven und Bibliotheken fleißig geforscht, sondern weite Strecken mit der Bahn, zu Fuß und auf dem Stahlroß durchmessen, um das Sachsenhaus an Ort und Stelle aufzusuchen. Eine der 4 Karten zeigt uns das durchwanderte Gebiet. Es dehnt sich aus von Amsterdam bis Tilsit, von Marburg bis Flensburg. Erhöhte Bedeutung gewinnt das Buch durch eine sorgfältige Zusammenstellung der einschlägigen Literatur. Die Arbeiten von über 330 Autoren sind angeführt. Zur Orientierung seien aus dem Inhalt folgende Hauptpunkte hervorgehoben: 1. Allgemeiner Teil: Einleitung. Geographische Auffassung des Themas. Ein Gang durch die Literatur. Des Verfassers eigene Forschungsmethode. 2. Besonderer Teil: Wesen und Beschreibung des altsächsischen Bauernhauses. Die Abarten des altsächsischen Hauses. Die Verbreitung der Pferdeköpfe. Die plattdeutschen Bezeichnungen für Teile des Sachsenhauses und ihre Verbreitung. Ortsnamenregister. 171 Illustrationen, sechs Tafeln und eine Originalzeichnung, sämtlich nach eigenen Aufnahmen des Verfassers, erhöhen den Wert des Buches. Drei der beigefügten Karten dienen dazu, die Grenzen des Sachsenhauses kartographisch darzustellen.

Bohnert bei Rieseby. Chr. Kock.



Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Rosenkranz, Führer durch die Historische Landeshalle in Kiel. Preis 0,20 *M.* — Biernatzki, Kieler Schloßrechnungen des 17. Jahrhunderts, Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. 22. Heft. Verlag von Lipsius & Tischer in Kiel. — Flöricke, Deutsches Vogelbuch, 1. Lieferung. Verlag: Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart. Preis pr. Lieferung 0,80 *M.* — Eduard Preuß, Die höheren Aufgaben des jungen Offiziers für Armee und Volk. Verlag von Seitz u. Schauer in München. — Bastian Schmid, Philosophisches Lesebuch zum Gebrauch an höheren Schulen und zum Selbstunterricht. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 2,60 *M.* — Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender, herausgegeben von Wilhelm Lobsien. Verlag von Lühr & Dircks in Garding. Preis 0,50 *M.* — Karl Mühlke, Von nordischer Volkskunst, gesammelte Aufsätze. Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn in Berlin. Preis 5 *M.* — A. Petersen, Ralves Carsten, eine Geschichte aus Dithmarschens Vergangenheit. Verlag von C. F. Delff in Husum. Preis 2,25 *M.* — Wilhelm Jensen, Unter der Tarnkappe, ein schleswig-holsteinischer Roman aus den Jahren 1848—50. Verlag von Carl Reißner in Dresden. — Deutsches Lesebuch für höhere Schulen, herausgegeben von Hellwig-Hirt-Zernial; Ausgabe für Schleswig-Holstein bearbeitet von Oberlehrer Dr. Gloy in Kiel. Verlag von L. Ehlermann in Dresden. — J. Kähler-Stellau, Das Stör-Bramautal. Kommissionsverlag von H. Nissen in Kellinghusen. Preis geb. 3,50 *M.*

Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 11. November 1906.

Dämmerstunde.

Geheim und leise klingt ein Ton zu mir
Aus meiner Jugend sehnsuchtsfernem Land;
Erinnerung webt ihren Schattenreigen.
Im Dämmern zaubrisch tanzt der Feuerschein,
Und träumend lausch' ich dem geheimen Klang,
Der zu mir schwebt aus längst versunk'ner Stunde.



Husbören.

Unser altschleswig-holsteinisches Bauernhaus, das sog. sächsische Haus, hat in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Man hat seiner typischen Anlage, seinem Ausbau und seiner örtlichen Verbreitung nachgeforscht und so viele Varianten herangezogen, daß in manchen wir alten Holsteiner unser trauliches, für unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse so überaus praktisches Haus garnicht wieder erkennen. Aber so weit und so gründlich die Forschung greift, in keiner Behandlung des Stoffes habe ich die Frage gestellt oder gar erörtert gefunden, wie das Haus entstanden. Und gerade der Bau des Hauses war umwoben von patriarchalischem Brauch, Festfreude und Poesie.

Ich möchte von meinen Erinnerungen an solche mit einem Neubau verbundene Feier erzählen, mit der Bitte an meine Altersgenossen, wo ich in diesen Erinnerungen irre, sie zu berichtigen resp. ihrerseits zu ergänzen, denn selbst in unserem kleinen Heimatlande weichen Sitte und Brauch durch Lokalfärbung vielfach von einander ab.

Unser Bauernhaus war ein Fachwerkbau, in dem die Füllungen des Gerüstes, also die Wände, je nach den Vermögensverhältnissen des Bauherrn, in Flechtwerk von Reisern mit Lehmanwurf bestanden oder aus einem Gemäuer von Backsteinen.[1])

---

[1]) Aus meiner Kindheit erinnere ich mich, in dem Dorfe Hitzhusen bei Bramstedt an einigen alten Häusern über den Fenstern, d. h. zwischen den oberen Fensterrähmen und dem tief herabreichenden Dach buntfarbig getünchte Streifen gesehen zu haben: weiße Sterne auf blauem oder auf rothem Grunde. Diese Ausschmückung der Außenwand weist auf uralten Brauch zurück. Meine darauf bezüglichen Nachfragen in späteren Jahren sind ohne Erfolg geblieben. Es würde mich höchlich interessieren, zu erfahren, ob alte Schleswig-Holsteiner ähnliches gesehen zu haben sich erinnern.

War das Gerüst gezimmert (ich erinnere mich mehrfach solches auf dem Erdboden liegend gesehen zu haben), da bedurfte es zum Richten desselben vieler Hände. Zu dieser Hülfsleistung wurden sämtliche im Dorfe ansässige Bauern aufgefordert und zugleich mit ihren Frauen zu der an diese Arbeit sich anschließenden Richtfeier (Husbören) eingeladen.

War dann das Haus in seinem Holzbau aufgerichtet, da traten die festlich gekleideten Töchter resp. Mägde des Hauses heran und überreichten dem Bauherrn den grünen Richtkranz, in den alle üblichen, segenverheißenden Symbole eingebunden sein mußten. Obligat waren: Lebende oder künstliche Blumen, lange seidene Bänder (roth, blau, gelb, grün), viele Sternlein und Fähnlein von Rauschgold, vergoldete Eier, kleine Beutelchen mit Salz, Brot und einem Geldstück. Oben auf dem Dache stand der Zimmergesell, der den Kranz entgegennahm, um ihn auf der Giebelspitze zu befestigen. War dies geschehen, stellte er in feierlicher Rede das Haus unter den Schutz des Höchsten, füllte aus einer Weinflasche ein Glas, welches er auf das Wohl des Hauses und seiner Bewohner leerte und rückwärts über die linke Schulter hinabwarf. Zerbrach es bei dem Sturz, da war dies eine mit dem Jubel der Zuschauer begrüßte gute Vorbedeutung. Mit einem von den Kranzjungfern gesungenen Liede: Wir winden Dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide — endigte der erste Akt des Festes.

Den zweiten Akt bildete der Richtschmaus, in welchem der Bauherr seinem Dank an Frennde und Nachbarn für geleisteten Freundschaftsdienst Ausdruck verlieh.

Meine Kindheit liegt in der Zeit, wo unsere Baueru noch keine eingemachten Gurken und feinen Torten kannten. Auch „grünes Fleisch" (frisch geschlachtetes Fleisch) kam nur bei großen Festen, beim Schlachten und für Kranke auf den Tisch. Besuch von Verwandten wurde wohl auch mit einer Hühnersuppe gefeiert.

Das Essen begann mit gekochtem Rindfleisch und Meerrettig; darauf folgte eine Weinsuppe (Graupen mit Rosinen, Citronen und Canel); alsdann dicker Milchreis mit Butter und Canel und Zucker; zum Schluß Schweinsbraten mit Backpflaumen und Kartoffeln. Auf den Tischen standen zu beliebigem Genuß Teller mit Rosinenbrot und Teller mit Butter. Vor den Ehrengästen stand als Hauptschmuck der Tafel ein riesiges Stück Butter, das mit Blumen besteckt oder von kunstfertiger Frauenhand in Gestalt einer Henne modelliert war. Butter und Rahm waren dem Festhause von Verwandteu und Nachbarinnen gebracht worden. Getrunken wurde bei der Mahlzeit Bier; ob auch Schnaps, weiß ich nicht.

Ein schöner alter Brauch, der, wie ich mit wahrer Freude erfahren, noch heute hier und dort geübt wird, war resp. ist das Ausschicken von den Festspeisen an die Armen und an alte Leute und Kranke im Dorfe, die nicht zum Feste hatten erscheinen können. Ein Nachklang jener Zeiten, wo eine Dorfschaft gewissermaßen eine geschlossene Familie bildete, die Freude und Leid, Arbeit und Festfreude selbander theilte.

Nach aufgehobener Tafel begaben sich die Gäste zu einem Rundgang ins Dorf, wo auf jedem größeren Gehöft ein gedeckter Tisch mit Kaffee und Backwerk ihrer wartete. Im Festhause wurden unterdessen die langen Eßtische auf der großen Diele abgeräumt. Ob sämtliche Gäste noch wieder zu Tanz und Abendbrot dorthin zurückkehrten, weiß ich nicht.

War dann der Neubau seiner Vollendung nahe, so daß man auf seine Ausschmückung bedacht war, da brachten Verwandte und Freunde je eine Fenster-

scheibe, die in der Regel mit den Namen der Geber und der Jahreszahl, gemeiniglich aber außerdem mit bildlichen Figuren ausgestattet war: Wappen, florale Ornamente, Heiligenbilder, biblische Figuren oder andere bildliche Darstellungen. Diese Schenkungen müßigten den Bauherrn, seinen Dank durch ein zweites Festessen abzustatten. Das war das Fensterbier.[1])

Das Museum vaterländischer Alterthümer in Kiel besitzt eine Sammlung solcher gemalten Fensterscheiben aus Bauer- und Bürgerhäusern in Dorf und Stadt, die aus dem 16. bis ins 18. Jahrhundert hineinreichen: köstliche Denkmäler von Volkskunst, Volkshumor und Volkes Sitte und Brauch vergangener Zeiten, wo noch die farbenschöne, malerische, z. Th. kostbare Kleidung unserer ländlichen Bevölkerung das Auge erfreute, wo Spinnrad, Haspel, Talglichter usw. noch nicht aus dem Hausrath verschwunden und von städtischer Mode in Kleidern, Geräth, Speise und Trank noch nicht verdrängt waren. — Wer dämmt den Strom der Zeit! J. Mestorf.



Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch.

Von Dr. **Otto Mensing** in Kiel.

(Nachdruck gern gestattet.)

Im Juli 1904 hat die „Heimat" einen Vortrag veröffentlicht, den der Verfasser dieses Aufsatzes im Mai desselben Jahres auf dem Verbandstage der plattdeutschen Vereine in Kiel über das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch gehalten hatte. Damals befand sich das Unternehmen noch in seinen ersten Anfängen. Was seit seiner Begründung im Jahre 1902 geschehen war, ist in jenem Vortrag kurz zusammengefaßt. Es erscheint an der Zeit, nachdem wieder mehr als zwei Jahre ins Land gegangen sind, den Lesern der „Heimat" über die Fortschritte des vaterländischen Werkes zu berichten.

Wenn in jenem Vortrag die Überzeugung ausgesprochen wurde, daß ein guter Anfang gemacht sei, und der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, daß unserer Arbeit auch fernerhin das Interesse weiter Volkskreise nicht fehlen werde, so dürfen wir heute sagen, daß diese Hoffnung uns nicht betrogen hat. Wir sind in diesen zwei Jahren mit unserer Sammeltätigkeit einen tüchtigen Schritt vorwärts gekommen. Viele der alten bewährten Mitarbeiter sind uns in unverdrossener Arbeit treu geblieben; zahlreiche neue Freunde sind hinzugetreten und haben zum Teil schon Vortreffliches geleistet; von anderen versprechen wir uns für die Zukunft die nützlichste Hülfe. Besonders erfreulich ist es, daß jetzt auch mehr als früher die jüngere Generation sich zu regen beginnt; Schüler höherer Lehranstalten, Zöglinge der Seminare, Studenten, alle von Liebe zu ihrer angestammten Mundart erfüllt, bieten immer zahlreicher ihre Hülfe an. Seit einer Reihe von Jahren weisen auch die Vertreter der Germanistik an unserer Landesuniversität die akademische Jugend in Vorlesungen und Übungen immer wieder auf die großen Aufgaben hin, die auf dem Gebiete des Niederdeutschen zu lösen sind. Die Erkenntnis von der Wichtigkeit und Notwendigkeit der von uns verfolgten Ziele dringt langsam in immer weitere Kreise. Heute gibt es keine Schicht der Bevölkerung, keinen Stand, kaum einen

[1]) In den Schlesw.-Holst. Provinzialber. Jahrgang 1788 Heft 6 wird das Fensterbier als ein zweitägiges sehr animiertes Fest beschrieben. Nach mir gewordener mündlicher Mittheilung beschränkte es sich auf eine Bewirthung mit Punsch und Butterbrot.

Beruf, der nicht unter unseren Sammlern vertreten wäre. In erster Reihe stehen die Lehrer in Stadt und Land, die zum Teil mit staunenswerter Hingabe gearbeitet haben. Zu ihnen aber gesellen sich Bauern und Landleute, Handwerker, Kaufleute und Geschäftsreisende, Fischer und Förster, Jäger und Seemänner, Beamte aller Klassen, die mit dem Volke Fühlung haben, zahlreiche Frauen aus der Gesellschaft wie aus dem Volk. Auch die Studierten sind nicht dahinten geblieben: Pastoren, Richter, Ärzte und Apotheker, alle haben ihr Scherflein beigetragen. Das eingelieferte und von der Zentralstelle bearbeitete Material ist erheblich gewachsen; nach oberflächlicher Schätzung dürften heute rund 100 000 beschriebene Zettel vorhanden sein. Das ist eine achtbare Zahl, aber doch immer erst ein Anfang. Nur wer der Sache fernsteht, kann glauben, daß damit die Hauptarbeit getan sei. Immer klarer, je weiter wir eindringen, zeigt sich der wunderbare Reichtum der plattdeutschen Sprache in Wörtern und Wendungen; immer wieder tauchen neue Ausdrücke, neue Redensarten aus den unerforschten Tiefen der Volkssprache auf, Wörter, die noch nie geschrieben, noch nie gedruckt worden sind. Noch bringt fast jede Sendung, die einläuft, Unbekanntes, Überraschendes. Noch kennen wir nicht einmal die Gesamtheit der bloßen Wörter, geschweige daß wir sie in ihrer Verbindung mit anderen Wörtern, in ihrer Verwendung im Satz auch nur annähernd zu übersehen vermöchten. Es fehlt noch viel daran, daß unser Material zur Grundlage zuverläsiger wissenschaftlicher Forschung gemacht werden könnte; und noch manche Hunderttausend Zettel werden in ihre Kästen wandern müssen, ehe eine umfassende, erschöpfende Darstellung, wie wir sie beabsichtigen, daraus erwachsen kann.

Das heute vorliegende Material leidet namentlich an einem Fehler: es verteilt sich zu ungleichmäßig auf die verschiedenen Landschaften Schleswig-Holsteins. Während einzelne Teile unseres Landes schon heute recht stattlich vertreten sind, fehlt aus anderen noch das Notwendigste. Am besten von allen Landesteilen ist bis jetzt Angeln vertreten. Hier haben eine ganze Reihe umsichtiger und eifriger Sammler sehr rührig gearbeitet; und sie haben nicht bloß die zahlreichen Idiotismen des Wortschatzes verzeichnet, sondern — worauf besonderer Wert zu legen ist — auch eine große Anzahl zusammenhängender Aufzeichnungen aus dem Volksmunde geliefert: Bauerngespräche, dem Leben abgelauscht, über alle möglichen Dinge, die in den Gesichtskreis der ländlichen Bevölkerung fallen. Der Wert solcher Aufzeichnungen kann nicht leicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie ermöglichen es vor allem, einen Blick in die Eigenart des Satzbaus und der Satzverbindung, in die wissenschaftlich noch so wenig aufgehellte Volkssyntax zu tun. Schon jetzt läßt sich beobachten, wie stark z. B. gerade der Satzbau der Angler Mundart noch heute mit Danismen durchsetzt ist. Während man sich im Wortschatz immer mehr des Fremden entäußert, hält man im Zusammenhang der Rede noch vielfach unbewußt daran fest. Diese Mitteilungen zusammenhängender Stücke aus dem Munde der Leute bilden die einzige wirklich zuverlässige Quelle für die Erkenntnis der niederdeutschen Volkssyntax; denn unsere plattdeutschen Schriftsteller sind in ihrer Syntax durchweg von der hochdeutschen Schriftsprache in weitem Umfang beeinflußt.

Nächst Angeln dürfte bis heute Norderdithmarschen das reichste Material geliefert haben: von Einzelausdrücken liegt eine große Fülle vor, Zusammenhängendes ist weniger vorhanden. In weitem Abstand folgen die anderen Landesteile. Wohl sind für viele Orte einzelne ganz ausgezeichnete Sammler tätig gewesen; aber kein einzelner vermag den gesamten Sprachschatz einer Gegend zu beherrschen; erst wenn von den verschiedensten Seiten die gleiche Aufgabe in Angriff genommen wird, entsteht die Gewähr annähernder Voll-

ständigkeit. Zu bedauern ist es, daß in einzelnen Landesteilen unsere Bestrebungen noch nicht recht auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Besonders dürftig sind bis heute die Propstei und die Insel Fehmarn vertreten; und doch würden gerade diese beiden Gebiete, die noch so manches Eigentümliche bewahrt haben, sicher ein äußerst ergiebiges Feld für die Sammeltätigkeit bilden.

Das aus dem Kreise der Sammler eingehende Material zerfällt in zwei große Gruppen, durch deren Scheidung die beiden Hauptrichtungen in unseren Bestrebungen gekennzeichnet werden. Unsere Arbeit gilt zunächst der Sprache unseres Landes; sie soll von den ältesten Zeiten bis auf die heute lebendige Mundart vollständig dargestellt werden. Die Ausschöpfung der älteren Quellen kann nur von germanistisch vorgebildeten Fachleuten, die mit dem mittelniederdeutschen Idiom vertraut sind, unter Leitung der Zentralstelle vorgenommen werden; für die neuere plattdeutsche Literatur kann die Arbeit auch von nicht wissenschaftlich Gebildeten geleistet werden. Die Verarbeitung der literarischen Quellen aber, so wichtig und notwendig sie ist, steht doch für uns vorläufig in zweiter Linie; sie eilt nicht so sehr, denn die Texte bleiben uns ja unverändert erhalten. Wichtiger und dringender ist die Sammlung des Gesamtsprachschatzes der heute vom Volke gesprochenen Mundart; denn diese bleibt nicht unverändert, sondern ist heute mehr denn je einem raschen Verfall ausgesetzt, durch den altes niederdeutsches Sprachgut unabläfsig schwindet, um hochdeutschen Eindringlingen Platz zu machen. Das sprachliche Material, das eingeliefert wird, besteht aus einzelnen Wörtern, Redewendungen und Redensarten. Im allgemeinen ist unser Wunsch erfüllt worden, daß die Wörter möglichst im Satz aufgezeichnet werden; doch enthalten viele Zettel auch bloß ein einziges Wort, namentlich solche, die Namen und Beschreibung veraltender Sachen bringen. Häufig sind orientierende Zeichnungen beigefügt, die uns selbst bei weniger geschickter Ausführung immer sehr willkommen sind. Wer Gelegenheit hat, außer Gebrauch kommende Dinge, z. B. Ackergeräte und Werkzeuge, zu photographieren, versäume dies ja nicht.

Die zweite große Stoffgruppe umfaßt alles, was über das rein Sprachliche hinaus sachliche Bedeutung hat, also das ganze weite Gebiet der Volkssitte, alles das, worin sich das Volksleben im weitesten Sinne des Wortes wiederspiegelt. Auch hier ist es hohe Zeit Hand anzulegen. Alte Sitten und Bräuche eigentümlich niederdeutschen Gepräges, uralte Zeugen echt schleswig-holsteinischer Kultur, sie gehen heute rettungslos zu Grunde. Wohin wir schauen, überall dasselbe Bild; mögen wir unsere Volks- und Familienfeste ins Auge fassen, mögen wir die Bauart des ländlichen Hauses, die Beschaffenheit der ländlichen Geräte, unsere Volkstrachten, die Spiele unserer Kinder oder was immer betrachten: überall unaufhaltsamer Verfall des Alten. Darum muß auch hier von allen Seiten Material herbeigeschafft werden, damit es gelingt, das Bild schleswig-holsteinischer Eigenkultur bis in die kleinsten Züge festzuhalten. Auch das Unscheinbarste ist hier wichtig. Gute Anfänge sind gemacht; zahlreiche Aufzeichnungen aus allen Gebieten, die in der zukünftigen „Schleswig-Holsteinischen Volkskunde“ zu berücksichtigen sind, liegen schon heute, in mehr als 40 Rubriken geordnet, späterer Forschung bereit. Das Meiste bleibt aber auch hier noch zu tun übrig; es gilt nicht bloß, überall klaffende Lücken auszufüllen, sondern zum Teil ganz neue Gebiete anzubauen und jungfräulichen Boden zu beackern. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Volkslebensist fast verwirrend groß; eine Orientierung auf diesem Gebiete versuchen unsere Anweisungen.[1])

[1]) Anweisungen und Zettel werden in jeder gewünschten Anzahl unentgeltlich von der Zentralstelle (Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstraße 52 a) geliefert.

Bei der Auswahl der mitzuteilenden Beobachtungen lassen wir unsern Helfern völlig freie Hand; jeder kann sich aus der Fülle des Stoffes mit Hülfe unserer Anweisungen die Gebiete heraussuchen, die ihm nahe liegen, auf denen er sich heimisch fühlt. Wohl ist des öfteren der Wunsch an uns herangetreten nach Vorschriften, die noch mehr ins einzelne gehen. Manche meinen bei dem Riesenumfang des Gebietes nicht zu wissen, wo sie anfangen sollen; sie würden am liebsten sehen, wenn ihnen bestimmte Fragen vorgelegt würden, die sie zu beantworten hätten, wie es tatsächlich anderswo bei ähnlichen Unternehmungen geschieht. Aber es ist kein Zweifel, daß das übliche Fragebogensystem bei seinen Vorzügen auch schwere Mängel in sich schließt: eine Einengung und Beschränkung des Gesichtskreises, ein gewisser Schematismus ist dabei garnicht zu vermeiden; denn tatsächlich erweist es sich als ganz unmöglich, alle Regungen und Äußerungen der Volksseele in das Schema bestimmt formulierter Fragen zu zwängen. Darum erscheint es zweckmäßiger, daß zunächst einmal der einzelne in freier Tätigkeit biete, was er zu bieten hat. Die unvermeidlichen Lücken unseres Materials mögen dann später, wenn wir das Ganze zu übersehen imstande sind und über einen festen Stamm geschulter Mitarbeiter verfügen, durch systematische Umfragen ausgefüllt werden. Wir glauben, daß unsere Anweisungen in ihrer neuen Gestalt, wie wir sie nachstehend zum Abdruck bringen, jedem Freunde und Kenner unserer plattdeutschen Muttersprache reiche Anregung zur Sammeltätigkeit zu bieten vermögen. Die Neubearbeitung ist das Ergebnis unserer vierjährigen Erfahrung, und wenn sie auch keineswegs den Stoff zu erschöpfen beansprucht, so lenkt sie doch durch ihre Beispiele die Aufmerksamkeit auf alle wichtigeren Gebiete der Volkskunde, die sich uns bis heute erschlossen haben.

Möchten diese kurzen Bemerkungen unserer Sache viele neuen Freunde zuführen! Das Ziel liegt noch in weiter Ferne; aber je mehr und je schneller die Zahl unserer Mitarbeiter wächst, um so früher wird es erreicht werden. Die gelehrte Arbeit am Schreibtisch ausgiebig zu fördern, das steht in unserer Macht; aber das Beste muß uns von außen, muß uns von unseren sammelnden Freunden kommen, die dem Volke auf den Mund und ins Herz zu schauen verstehen.

Anweisung zur Sammeltätigkeit.

Neue Bearbeitung.

I. Allgemeine Grundsätze.

§ 1. Die volkstümlichen Bestandteile der plattdeutschen Sprache sind möglichst vollständig zu sammeln. Planmäßig ist der ganze Wortschatz aufzuzeichnen, und zwar nicht bloß Hauptwörter (Knabe, Pferd usw.), Eigenschaftswörter (gut, krank, fleißig) und Tätigkeitswörter (tragen, ziehen, werfen, sehen), sondern auch mit besonderer Aufmerksamkeit Fürwörter (z. B. die ortsüblichen plattdeutschen Bezeichnungen für ihr, wer, welcher), Zahlwörter (z. B. die Formen für 6, 11, 88, der dritte, dreimal), Umstandswörter (z. B. dort, jenseits), Bindewörter (nun, freilich, gleichwohl, grade, als, sobald, obgleich), Interjektionen (he! nein! ja! hü!, Zurufe an Pferde usw.) Die Aufmerksamkeit darf nicht vorwiegend auf seltene Wörter gerichtet sein; grade in den alltäglichen Ausdrücken und Wendungen zeigen sich oft die landschaftlichen Verschiedenheiten am deutlichsten.

§ 2. Alle im Volksmund üblichen Wörter und Redensarten sind zu verzeichnen. Es sind zu berücksichtigen: 1. Wörter und Wendungen, die nur noch im Munde der Leute vorhanden sind und der hochdeutschen Schriftsprache fehlen;

2. Wörter und Wendungen, die im Plattdeutschen und zugleich auch im Hochdeutschen üblich sind, aber nach der Form oder nach der Bedeutung Abweichungen aufweisen; 3. Wörter und Wendungen, die im Plattdeutschen und Hochdeutschen gleichlauten.

§ 3. Wünschenswert ist, daß nicht einzelne Wörter, sondern ganze Sätze oder Sätzchen aufgeschrieben werden, damit man sieht, welche Verwendung das einzelne Wort im Zusammenhang der gesprochenen Rede findet, und über den plattdeutschen Satzbau Aufschluß erhält. Sehr nützlich ist es auch, kürzere oder längere Gespräche zwischen echt plattdeutsch Redenden wortgetreu niederzuschreiben; das kann zu wichtigen Aufschlüssen über die Volkssyntax führen.

§ 4. Es darf nichts zugesetzt oder weggelassen werden. Die Aufzeichnungen müssen streng den echten Wortlaut haben, der ihnen in der plattdeutschen Umgangssprache eigentümlich ist. Verschönernde oder beschönigende Zusätze sind zu vermeiden, auch Derbheiten und Rohheiten dürfen nicht abgeschwächt oder gar übergangen werden. Wahrheit muß die Richtschnur bleiben, wenn wir ein unverfälschtes Bild schleswig-holsteinischer Sprechweise gewinnen wollen.

II. Das Verfahren im einzelnen.

§ 5. Die Sammlungen für das Wörterbuch erstrecken sich: A. auf die gedruckte oder geschriebene Literatur, B. auf die lebendige plattdeutsche Volkssprache.

A. Gedruckte und geschriebene Literatur.

§ 6. Als Quellen liegen vor: Urkunden (auch deutsche Namen und Ausdrücke in lateinisch geschriebenen Urkunden); Rechtsbücher (lateinisch und plattdeutsch); Chroniken; handschriftlich erhaltene Aufzeichnungen jeder Art (z. B. sprachliche Sammlungen); ältere und neuere Drucke, namentlich neuere plattdeutsche Literatur und Wörterbücher; Inschriften an Häusern, auf Grabsteinen, Glocken und Geräten. Wer auf diesem Gebiete arbeiten will, wird gebeten, sich mit der Zentralstelle in Verbindung zu setzen, um nähere Anweisungen zu erhalten. Sehr willkommen sind Mitteilungen über das Vorhandensein plattdeutscher Handschriften oder alter Drucke (auch einzelner Blätter) in Kirchenarchiven, in Gemeinde- und Gutsarchiven, in Bauerschaftsladen (Bauernbeliebungen und ähnl.)

B. Lebendige Volkssprache.

§ 7. Es werden gesammelt und aufgezeichnet: 1. zusammenhängende Stücke, 2. einzelne Wörter, Wendungen und Redensarten.

1. Sammlung zusammenhängender Stücke.

§ 8. Von zusammenhängenden Stücken sind namentlich folgende Arten zu beachten: Erzählungen aller Art, Sagen, z. B. von Riesen und Zwergen, Koboldden und Hausgeistern (Niß Puk, Bußemann u. a.), Gespenstern und Hexen, Unterirdischen, Werwölfen, Drachen, Teufelspferden; von versunkenen Orten, Schätzen, Glocken usw.; auch Lokalsagen zur Erklärung von Ortsnamen, Märchen, z. B. Müschen und Mettwuß, Hans un de dre Hünne, de swatte Pott; vgl. Wissers Ostholsteinische Volksmärchen, Döntjes, Schwänke und Schnurren, Anekdoten; Erzählungen über bekannte Persönlichkeiten und Originale, Lügenerzählungen, Schildbürger- und Dümmlingsgeschichten („Stücke" der Fockbeker, Büsumer, Hostruper; Söruper „Honiglickers," Boeler „Falenbiter" usw.), Geschichten, die zur Erklärung von Sprichwörtern und

Redewendungen dienen (lik stark as de Snider un de Hahn; links as ol Haaksch; so lang as Lewerenz sin Kind; he hett 'n Schimmel reden usw.), Foppgeschichten und Scheinerzählungen (dor set en ol Ul in de Eck usw.), Witze und Scherze, z. B. Wortspiele, Wortverdrehungen, scherzhafte Übertreibungen (sett din half Stig Stünn un snak vertein Dag u. ähnl.), abweisende Antworten auf neugierige oder zudringliche Fragen (wat is de Klock? wat gift dat to eten? wat is los? wat schall dat warn?), Aprilscherze (Dackscheer, Ogenbor, Sladrup holen!); Foppreime (Ütt mi un Spütt mi usw.); Spottreden (z. B. über ein Loch im Strumpf: Antonius set int blaue Hus; in Tendörp is 'n Def utbroken usw.), Spottreime, namentlich Neckereien der Kinder unter sich (meist auf den Namen gemünzt: Johann — spann an! — Greten, de Gös de lopt in Weten usw.); Spottverse auf gewisse Berufsarten (Schosterknaß, hol 'n Pickdrat faß; Schostenfeger sitt up Dack usw.); Sticheleien auf benachbarte Dörfer oder Gemeinden (Borg is dat allerbest, Buckholt is 'n Rottennest usw.); politische Spottlieder (Hannemann kumt von Jütland an; Pip, Dän, pip usw.)

§ 9. Der Liederschatz des Volkes muß vollständig gesammelt werden; womöglich sind die Melodien beizufügen. Einiges sei hervorgehoben: Lieder, die bei der Arbeit gesungen werden (z. B. der Zimmerleute beim Einrammen der Balken, der Schmiede, Böttcher, Hütejungen, Nachtwächter; ferner beim Sägen, Melken, Wurststopfen, Mähen, Garbenbinden, Spinnen usw.); Trinklieder und Trinksprüche, Schelmenlieder (z. B. Broder, ick un du; Hopdilop, min Geld is op); Liebes- und Werbelieder, Hochzeitslieder, Tanzlieder (z. B. Lott is dot; All de lütten Burderns; Wenn hier en Pott mit Bonen steit; Polsch in de Wett usw.) Überhaupt ist alles aufzuzeichnen, was noch in poetischer Form im Volke lebt, auch wenn es noch so unscheinbar ist; z. B. Reimspiele (Gun Dach segg Schach; das 'n Saak segg Knaak usw.), Fingerreime (Namen der 5 Finger), Parodien, Alliterationen (Übungen zum Schnellsprechen: de dicke Dern drög de dünne Dern usw., Snider Scheer snitt scharp usw.) u. ähnl.

§ 10. Sehr beachtenswert sind die Lieder der Kinder, die bei Spielen aller Art gesungen werden (vgl. auch § 14), z. B. beim Reigen, beim Gehen mit Laternen (Olsch mit de Lüch; Lampüster, Lampüster usw.) Eine besondere Rolle im Leben der Kinder spielt die Tierwelt, und die Vertrautheit mit ihr spiegelt sich in zahlreichen Liedern wieder, die sorgfältig zu sammeln sind; wir nennen z. B. die Lieder an den Storch (Adebar), an Katze (z. B. Muschemau, warüm büs du so grau), Huhn (Tippe Höneken usw.), Kuh (Buko von Halberstadt); ferner die Gesänge beim Greifen von Schmetterlingen (Sommervagel, sett di usw.) oder beim Locken der Schnecken (Tanketut, kam herut); auch Schwalbe, Kuckuck, Kiewitt, Fledermaus spielen in diesen Liedern eine große Rolle. Zu beachten sind ferner die volkstümlichen Nachahmungen der Vogelstimmen durch menschliche Laute: was sagt die Wachtel, die Goldammer (Gälgösch) usw.? Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch die Lieder, die Kindern von Erwachsenen vorgesungen werden: Wiegenlieder (Slap, Kindken, slap; eia popeia, wat russelt int Stro usw.), Schaukellieder, bei denen man die Kinder auf den Knien reiten läßt (Suck, suck na Möleken; Hopp, hopp, hopp, Habermann u. a.); Lieder zur Beruhigung weinender Kinder und überhaupt die ganze Poesie der Kinderstube (Hes 'n Daler, ga to Mark; Bummel, bummel beier usw.)

§ 11. Ein sehr ergiebiges Feld für die Sammeltätigkeit ist das Gebiet der Rätsel und Scherzfragen. Viele Rätsel sind gereimt oder haben wenigstens rhythmische Form; zahlreiche andere sind in einfache Prosa gefaßt; beide

Arten sind beim Sammeln gleichmäßig zu berücksichtigen; die Auflösung ist stets beizufügen.

§ 12. Von größter Wichtigkeit ist es, alles zu verzeichnen, was noch im Volk von abergläubischen Vorstellungen vorhanden ist, also z. B. glück- und unglückbedeutende Vorzeichen (Krähen des Hahns, Schrei der Eule, Händebesehen, Umstoßen des Salzfasses, Begegnungen usw.); die Bedeutung gewisser Tage (Montag) und Jahreszeiten (de Twölften, Johannesnacht u. a.); Beschwörungsformeln und Zaubersprüche zur Heilung von Menschen und Vieh, alles, was zum „Raden und Böten" gehört (z. B. gegen Rose, Warzen, Fieber, Brand, Borngrund, Gerstenkorn, Schreen, Flöt, Schlukup, Nasbluten usw.), Bannformeln für behextes und verfangenes Vieh, Bastlösereime (Sippsapp, gah af; Hüpper, Hüpper hei, ga ni intwei) usw.

§ 13. Notwendig ist ferner eine genaue und möglichst vollständige Sammlung der Spruchweisheit des Volkes, die in zahlreichen Sprichwörtern, gereimten und nicht gereimten, niedergelegt ist (z. B. wenn de Bom is grot, is de Planter dot; lange Frie hätt keen Die usw.) Die Weisheit des Volkes zeigt sich auch in den zahlreichen Wetter- und Bauernregeln (Bauernkalender), die von Aussaat und Ernte, von Regen und Sonnenschein handeln (z. B. Morgenrot bringt Water in 'n Sot; Mai kold un natt füllt Schün un Fatt; Garterud — treckt de Plog rut u. a.)

§ 14. Sehr erwünscht sind zusammenhängende Beschreibnngen der Volksspiele wie Boßeln, Kegeln, Kartenspielen (namentlich absterbende Spiele wie Hartenlena, Ölm, Biller, Geeltäv, Katt un Kater usw.) und der Kinderspiele, z. B. der Ball-, Hasch-, Hink-, Versteckspiele, Pickpahl, Kuhlsög, Kobold, Glöwald, Kaak, Muchel usw.; ferner der Reigenspiele, womöglich mit den dazu gehörigen Melodien (wie Brückenlied, Ringel-Rangel-Rosen, Morn wüllt wi Hawer mein usw.), der Spiele mit Nüssen, Brettspiele usw. Auch die zahlreichen landschaftlich sehr verschiedenen Abzählreime (Ulen, dulen, dutt; ele mele mu usw.), deren sich die Kinder beim Spiel bedienen, müssen aufgezeichnet werden, selbst wenn sie noch so sinnlos klingen. Ebenso müssen die von Erwachsenen und Kindern gleichmäßig gepflegten Gesellschafts- und Pfänderspiele (Ofenanbeten, Vogel, flieg auf! Harm levt noch! „Wippen" u. a.) sorgfältig beschrieben werden.

§ 15. Sehr wichtig sind genaue Beschreibungen von Festlichkeiten und Volksbelustigungen aller Art, z. B. der Gebräuche bei Geburt und Taufe (Kindsfot, Kesfot, Basselhuus, Kinnelbeer), bei Verlobung, Polterabend und Hochzeit (Kössenbirrer und Hochzeitssprüche), bei Tod und Begräbnis (Aufbahrung der Leiche, Arfbeer und Grafbeer usw.); ferner bei geselligen Zusammenkünften wie Kinnergill, Jungsbeer, Knechengill, Ringreiten, Bündeldach, Nötdach, Stutenspelen, Nibursbeer, besonders auch bei den aussterbenden Festlichkeiten wie Jott, Jöel, Staff, Seljok, Kojarr, Kringelhög, Hunnküß u. ähnl. Ferner die Gebräuche bei Schlachtfesten (Swinsküß, Swinskiek, Steketen), bei der Ernte (Schneiden des letzten Korns, Binden der letzten Garbe, Einbringen des letzten Fuders, Arnbeer, Fockbeer usw.) Weiter sind zu verzeichnen alle Festesbräuche, die sich noch an den Feiertagen des Jahres erhalten haben, und namentlich die dabei gesungenen Lieder samt Melodien, z. B. zu Weihnachten (Weihnachtslieder und -Gebete, Wünsche, Festgebäck, „Kikengeßstück"), zu Neujahr (Rummelpottlieder), zu Ostern (Eiersammeln der Kinder, „Paschei," Osterfeuer), zu Pfingsten (Maigrön, Pingsknallen, Pingskarr); ferner die Fastnachtsbräuche (Heißeweckenklopfen: Stuf up, stuf up, min Hedewek usw.), Bräuche am Nikolastage (Sünnerklas), am 1. Mai (Bakbrennen) usw.

2. Sammlung einzelner Wörter, Wendungen und Redensarten.

§ 16. Für die Erkenntnis des grammatischen Baus der plattdeutschen Sprache sind uns Angaben über die Flexion der Wörter sehr willkommen, z. B. bei Hauptwörtern Angabe der Fälle, des Plurals, des Geschlechts. Großen Nutzen stiften Listen der sog. starken und unregelmäßigen Verba mit Angabe des Infinitivs, des Präsens, Imperfektums, Partizipiums der Vergangenheit, etwa nach folgendem Muster: bîtn (beißen): ick bît, du bittst, he bitt, wi bît; ick bêt, wi bêtn; bätn; — tên (ziehen): ick tê, du tüchst, he tücht; wi têt; ick tög, wi tögn; tågen. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Verbum sein zuzuwenden, dessen genaue Flexion für die Sonderung der Dialekte von Wichtigkeit ist. Auch Angaben über die Steigerung der Adjektiva und Adverbien sind sehr nützlich: god, bäter, de best; bawn — de bäwelst; buten — de bütelst. Lehrreich sind auch genaue Beobachtungen über die Flexion der Pronomina (ji, jüm, zsüm usw.) und über die Formen der Anrede (wie reden die Kinder die Eltern, die Dienstboten die Herrschaft, die Jüngeren die Älteren an? du, Sie, er usw.)

§ 17. Wir lenken die Aufmerksamkeit auch auf die zahlreichen Fremdwörter des Plattdeutschen und die volksetymologischen Umdeutungen (etwa: par force verdreht zu profoß, desperat zu kasprat u. ähnl.), sowie auf die Lehnwörter aus dem Lateinischen, Französischen, Englischen, Holländischen, Friesischen, Dänischen.

§ 18. Dankbar entgegengenommen werden vollständige Listen der an einem einzelnen Ort üblichen Personennamen (Vollformen und Kurzformen, Spott- und Necknamen), Lokalnamen (Ortsnamen, Flurnamen, Waldnamen; Namen für Flüsse, Bäche, Quellen, Seen, Teiche, für Weide, Wiese und Hügel usw.), Gehöft- und Straßennamen. Bei allen diesen Namen ist es von größter Wichtigkeit, die genaue ortsübliche plattdeutsche Aussprache zu verzeichnen.

§ 19. Wir bitten um vollständige Listen der plattdeutschen Namen der Tiere (Vögel, Fische, Insekten usw.), der Bäume und Pflanzen (Blumen, Gemüse, Kräuter), der Steine und Metalle.

§ 20. Die Sprache einzelner Berufe unterscheidet sich von der Alltagssprache; daher sind Mitteilungen über die Sprache der Seeleute (Schiffer und Fischer, Betrieb der Fischerei und Räucherei mit den plattdeutschen Namen für die Teile des Netzes, der Angel, des Bootes usw.), der Jäger, Hirten, Förster, Soldaten, Handwerksburschen willkommen. Das fahrende Volk (Zigeuner und Landstreicher, Diebe und Gauner) hat seinen eigenen Wortschatz, der noch nicht genügend bekannt ist.

§ 21. Alles, was zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht, des Waidwerks und des Handwerks dient, muß in echt plattdeutschen Benennungen aufgezeichnet werden, z. B. die Namen der landwirtschaftlichen Geräte (Teile des Wagens, des Geschirrs, des Pfluges, der Egge, der Sense, Bezeichnung der verschiedenen Spaten, Hacken, Schneidemesser, Forken, Dreschflegel usw.) unter besonderer Berücksichtigung derjenigen, die heute außer Gebrauch gekommen sind; ebenso die Namen der Werkzeuge der verschiedenen Handwerksmeister, der Zimmerleute, Tischler, Böttcher, Schlosser, Schneider usw. Besonders zu achten ist auch hier auf solche Hantierungen, die heute wenig oder garnicht mehr geübt werden, z. B. auf den Wortschatz der Weberei, des Spinnens, der Flachsverarbeitung, des Lichtgießens usw. Auch die eigentümlichen Ausdrücke bei Deicharbeiten und Wasserbauten müssen berücksichtigt werden, z. B. die Namen der einzelnen Teile des Deichs, der beim Deichbau üblichen Werkzeuge (Decknadel, Bott, Ploog, Lackreep), die Organisation des

Deichwesens usw. Ebenso sind die Gepflogenheiten des geschäftlichen Verkehrs aufzuzeichnen, namentlich die Gebräuche bei Kauf und Verkauf (Viehhandel, Winkoop u. a.), desgleichen die Gilde- und Zunftbräuche u. ähnl. Auch die Namen für Maße, Gewichte, Münzen verdienen Beachtung.

§ 22. Das bäuerliche Haus bietet reichen Stoff für die Sammeltätigkeit; zu verzeichnen und zu beschreiben sind neben der äußeren Bauart namentlich die einzelnen Räume des Hauses mit ihrem Inhalt an nötigem Hausrat und Schmuckgegenständen, z. B. die große Diele mit ihren Seitenräumen, der Boden, Pesel und Döns mit ihrer Ausstattung (Ofen, Stühle, Uhren usw.), die Küche mit ihrem Gerät; dazu die Bezeichnungen für Speisen und Getränke, für Gebackenes und Gebratenes. Ebenso die Benennungen für häusliche Hantierungen wie Buttern, Käsemachen, Nähen und Stopfen, Waschen und Bleichen usw. Auch die Kleidung ist in ihren einzelnen Bestandteilen zu beschreiben nach Stoffen und Farben; Musterzeichnungen der Volkstrachten sind erwünscht.

§ 23. Der Verkehr der Menschen unter einander ist ebenfalls auf echt plattdeutsche Ausdrücke hin zu beobachten: Grüße, Scheltwörter, Verwünschungen, Flüche. Auch für Geburt und Taufe, für Kind und Kindesleben, Liebesverkehr, Verwandtschaft und Freundschaft, Gastlichkeit und Geselligkeit, Burschen- und Mädchengesellschaften, Brautstand und Ehe, Krankheit und Tod (volkstümliche Namen der Krankheiten und Arzneien) gilt es die plattdeutschen Benennungen zu verzeichnen.

§ 24. Jeder Sammler mag sich sein Gebiet wählen. **Jeder, auch der kleinste, Beitrag ist willkommen.** Niemand braucht zu befürchten, daß er überflüssige Arbeit tue, wenn er die gewöhnlichen und alltäglichen Erscheinungen verzeichnet; von den verschiedensten Seiten muß dasselbe Material geliefert werden, nicht bloß, weil die Angaben sich gegenseitig stützen und bestätigen, sondern auch, weil dadurch allein die Möglichkeit geschaffen wird, die landschaftliche Verbreitung der einzelnen Spracherscheinungen festzustellen und so der wissenschaftlichen Erforschung der verschiedenen Mundarten innerhalb unseres Landes vorzuarbeiten.



Feierabend.

Vom Dörflein her ertönt die Abendglocke.
Das Tagwerk ist vollbracht; die fleiß'ge Hand,
Die unermüdlich guten Samen streute,
Ermattet sank sie. Heimwärts ist gewandt
Der Fuß schon; manchen sauren Schritt tat heute
Im Dienst der Arbeit er. Doch vor dem Scheiden
Vom Acker hält er nochmals zögernd inne
Am Eingangstor. Das Auge möcht' sich weiden
Am wohlbestellten Felde: Sieh, wie eben
Liegt's da im Abendschein; wie fein bereitet
Ist ja das Erdreich, drin erwacht zum Leben
Das Körnlein bald mit Lust die Wurzeln spreitet.
Der Sämann schaut es schon in seinem Sinne,
Wie Blätter sich und Halme drauf erheben
Und Ähren reifen, voll von gold'ger Frucht.
Die Brust wird weit ihm, aus dem Blick es leuchtet:
„Nicht ungenützt verrann der Tage Flucht,
Drum grüß' ich froh jetzt meinen Feierabend!"

Was aber ist's, das doch sein Auge feuchtet,
Sich wie ein Alp ihm auf die Seele legt?
Die finstre Sorge ist es, die sich regt
Und vor ihm breitet ihre grauen Schwingen:
Gespenstisch huscht's hervor dort aus den Schollen,
Am Korn beginnt's, am zarten Keim zu nagen.
Vom Grund auch rankt's empor mit tausend Schlingen
Frech wuchernd edle Triebe zu ersticken.
Und düster steigt es auf mit Wettergrollen,
Von Schloßen wird der schwanke Halm zerschlagen,
Den schon die Last der vollen Ähre beugt'.
Ach, dräuend zeigt sich Unheil seinen Blicken,
Mit Bangen schaut's der Sämann, — und er schweigt
Von seinem Werk. Stumm blickt er nur nach oben,
Und in den Ruf, von Glockenmund erhoben,
Stimmt ein sein zagend Herz mit leisem Beten:
„Hilf Gott, hilf gnädig Du aus allen Nöten!"

Und heimwärts geht er nun mit müden Schritten;
Was frommt sein Bleiben, kann doch vor den Stürmen
Nicht seine Hand die zarte Saat beschirmen;
Was ihm zu tun verblieb, ist einzig: Bitten.
Und horch! Die letzten Glockenschläge schallen:
Dein ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!
Und tröstlich hallen sie im Herzen wieder.
Und ob auch rings schon feuchte Nebel wallen,
Sich schweigend Schatten lagern weit und breit:
Noch sank die Nacht, die düstre, nicht hernieder,
Am Himmel flammt's noch hell mit gold'gem Schein.
Verheißung ist ja auf ein schönes Morgen=
Das Abendrot. Darf wohl dem Sämann grauen
Vor dunkler Zukunft? Nein, er will vertrauen,
Und frommen Sinnes spricht er: „Sie war mein,
Die Arbeit, — Dein, o Herr, sei nun das Sorgen!"
Und froh genießt er seinen Feierabend. G. Schröder.



Von unseren Mooren und Moorpflanzen.

Von **P. Junge** in Hamburg.

II.

An der Bildung der Hochmoore sind Torfmoose ausschlaggebend beteiligt. Außer ihnen kommt eine Reihe anderer Pflanzen vor, die aber an Bedeutung sehr weit hinter jenen zurückstehen. Siedeln sich an lichten Stellen von Erlen= und Birkenbrüchen, auf Waldsümpfen und stark emporgewachsenen Tiefmooren Torfmoose an, so entwickeln sie sich bei genügender Feuchtigkeit bald recht üppig. Die anfangs vereinzelten Rasen schließen zu immer mehr anschwellenden Polstern zusammen. Sie schließen mit Hilfe des von ihnen aufgesogenen Wassers die Luft vom Boden ab und verhindern damit die Wurzeln der Bäume an der Sauerstoffaufnahme. Das zusammen mit der bei Anwesenheit von Torfmoosen gesteigerten Feuchtigkeit und der Abnahme an Nährstoffen bedingt ein Kränkeln und Absterben der Bäume. Damit sind die Torfmoose Herren des Reviers. Im Laufe langer Zeiträume erhöhen sie das Moor um ein bedeutendes. Zwischen ihnen finden sich in dieser Zeit andere Pflanzen nur in geringer Arten= und Individuenzahl. Je höher das Moor emporwächst, desto mehr nimmt die Menge des Wassers in den oberflächlichen Schichten ab. Je geringer aber die Menge

der konstanten Feuchtigkeit ist, desto leichter tritt einmal ein Austrocknen zunächst einzelner Moospolster, dann aber auch weiterer Strecken der obersten Schicht ein. Da die Torfmoose nicht imstande sind, ein starkes Austrocknen zu ertragen, so sterben die betroffenen Polster ab. Auf ihnen siedeln sich jetzt andere Pflanzen in allmählich wachsender Zahl an. Es seien nur Erica tetralix, die Glockenheide, und Calluna vulgaris, die gemeine Heide, als wichtigste genannt. Auf den Hochmooren Schleswig-Holsteins, deren Wachstum nur noch ein ganz geringes ist, treten beide oft in gewaltiger Masse auf, so daß selbst die Torfmoose ihnen gegenüber zurücktreten. Seltener sind Gräser, Wollgras, einige Seggen und wenige Dikotyledonen.

Die wichtigsten unserer Hochmoore sind das Himmelmoor bei Quickborn und das Dosenmoor, sowie das Große Moor nördlich von Neumünster.

Am jenseitigen Elbufer liegt das uns nächste erwähnenswerte Hochmoor bei Stade. Es ist das Kehdinger Moor.

Eine Reihe von Mooren Schleswig-Holsteins ist (besonders von den Herren Professor Dr. v. Fischer-Benzon und Weber) untersucht worden. Von einem der Moore sei der Befund wiedergegeben:[1])

Himmelmoor bei Quickborn.

Die Unterlage bildet sandiger Lehm. Darüber liegen folgende Schichten:

1. Stinktorf mit Resten von Phragmites, Menyanthes, Potamogeton, Equisetum, Hypnum fluctans usw. Die Mächtigkeit beträgt 0,2—1 m. Die Pflanzenreste zeigen, daß diese Schicht von einer Formation gebildet worden ist, welche dem Schilf- und Seggenstadium des Ahrensfelder Teiches entspricht.
2. Schwarzer, fetter Torf mit Resten von Phragmites, Populus, Betula. Diese Schicht, durch allmähliche Übergänge mit der vorigen verbunden, entspricht dem Erlen- und Birkenbruch des Ahrensfelder Teiches. Die Schicht ist 0,2—1,5 m stark.
3. Moostorf (Hochmoorbildung) mit Resten von Calluna, Erica, Vaccinium Oxycoccus (Moosbeere). Er zerfällt in zwei Zonen:
   a. braunen Moostorf, 1,5—2 m mächtig; geht über in
   b. weißen Moostorf, 0,5—2,5 m mächtig.

   Im unteren Moostorf liegen Kiefernstubben, die auch in zahlreichen anderen Mooren nachgewiesen worden sind. Auch Eichen treten zuweilen auf.

Die größte Mächtigkeit des Himmelmoores beträgt ungefähr 8 m. Mächtiger ist das Dosenmoor, das etwa 12 m Tiefe erreicht. Ihm dürfte das Große Moor kaum nachstehen. Diese Mächtigkeit erreicht die größte Zahl der Hochmoore nicht. Das Esinger Moor z. B. hat nur eine Tiefe von 3 m.

Noch ein Merkmal vieler (aber nicht aller) Hochmoore muß erwähnt werden. Viele von ihnen steigen von dem Rande nach der Mitte hin stark an. Sie lassen sich in ihrer Form mit einem umgestülpten Teller vergleichen. Der Grund für diese Emporwölbung ist nicht ganz sicher bekannt. Vielleicht ist sie eine Folge des durch das aufgesogene Wasser im Verein mit den gequollenen Pflanzenteilen ausgeübten Druckes, vielleicht auch nur die Folge üppigeren Wachstums der Pflanzen im zentralen, feuchteren Moorgebiete..

Folgende Frage ist mehrfach gestellt worden: Wachsen die Moore auch heute noch? Für die Tiefmoore muß das unbedingt bejaht werden. Anders

---

[1]) Nach Fischer-Benzon, Prof. Dr. v., Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein. Abhandl. d. Naturw. Vereins Hamburg, Band XI, Heft III, S. 1—80. 1891.

ist das hinsichtlich der Hochmoore. Für unsere Hochmoore kann die Antwort nur eine verneinende sein. Dasselbe gilt für Hannover, Mecklenburg, Dänemark, Schweden, Norwegen. Aus anderen Gegenden sind dagegen wachsende Hochmoore bekannt, so z. B. aus Ostpreußen. Dahin gehört der südöstlich von Königsberg gelegene Zehlau-Bruch. Er ist ein gewaltiger Sphagnum-Sumpf auf undurchlässigem Untergrunde, dessen Wasser nicht abzufließen vermag. Infolgedessen wächst er an den Rändern ständig weiter in den Wald hinein. Von ihm sagt Jentzsch (in: Die Moore der Provinz Ostpreußen, S. 6 u. 7, 1878):

„So ist die Zehlau allmählich soweit gewachsen, daß sie jetzt (1878) 2330 ha umfaßt, und ihr Gipfel liegt 21 Fuß über dem tiefsten Punkte des Untergrundes, 123 Fuß über der Ostsee, nahezu ebenso hoch über dem nur 10 km entfernten Pregeltale. Durch die Tendenz, Wasser aufzusaugen, erlangt der Moosbruch die Fähigkeit, sich mehr und mehr peripherisch auszudehnen und dabei gleichzeitig in die Höhe zu wachsen. Fruchtbarer Boden, erratische Blöcke, kleine Hügel, Baumstubben werden so allmählich begraben. Indem der Bruch sich mehr und mehr in den benachbarten Wald ausdehnt, verlieren mehr und mehr Bäume die Fähigkeit zu vegetieren; sie faulen und stürzen um. So deckt das Moos selbst Wälder und zwar keineswegs als Ausnahme, sondern als Regel. Auf dem Bruch vermögen Bäume nicht mehr gesund zu wachsen. Nur mannshohe, verkrüppelte Fichten wachsen weit zerstreut im Moos. Sie lassen sich ohne Kraftanstrengung entwurzeln. Ihr Holz wächst sehr langsam, so daß Stämme von 4—5 cm Durchmesser 50—84 Jahresringe zeigen. Von sonstigen Pflanzen finden sich besonders Ercophorum, Sedum palustre, Vaccinium Oxycoccos, Andromeda polifolia, Rubus Chamaemorus, Carex und Drosera. Die eigentliche Hauptmasse ist Sphagnum, welches in der Tiefe von enorm viel Wasser durchsetzt ist. Man kann den Wassergehalt auf 90 % schätzen. Das Moos ist in mehreren Metern Tiefe noch weißlich, also unzersetzt. In 4 m Tiefe zeigt das Moos noch unversehrte Blättchen."

In den Sommerferien des Jahres 1904 hatte ich Gelegenheit, den Zehlau-Bruch kennen zu lernen. Sein Aussehen entspricht genau der Schilderung. Umgestürzte und kränkelnde Fichten, Kiefern und vereinzelt Eichen zeigen die vernichtende Wirkung seines Vordringens. Der Bruch ist besonders interessant, weil in ihm Elche vorkommen. Ein alter Elchhirsch bewies ihr Vorhandensein.

Wie erwähnt, besitzen die Tiefmoore eine reiche Pflanzenwelt. Sie weisen eine Anzahl von Gefäßpflanzen auf, welche anderen Pflanzenvereinen ganz fehlen und auch in den Mooren zu den Seltenheiten zählen. Kaum eine von ihnen ist fossil nachgewiesen; trotzdem dürften manche von ihnen auch schon früher vorhanden gewesen sein. Einige Pflanzen sind aufgeführt, obgleich sie keine eigentlichen Moorpflanzen sind. Das gilt von der ersten.

Ophioglossum vulgatum L., Natterzunge. Dieser Farn ist mehrfach in Tiefmooren nachgewiesen worden, so z. B. in den Escheburger Wiesen, im Ahrensfelder Teiche, im langen Moore bei Mölln. Die Pflanze tritt außer in Mooren auch auf Sandboden auf, so auf dem Priwall bei Travemünde und in den Ladenbeker Tannen bei Bergedorf. Damit aber nicht zufrieden, wächst die Art auch noch auf Lehmboden im östlichen Schleswig-Holstein. Bei Neumünster tritt sie in den Mergelgruben von Boostedt, bei Apenrade am Galgenberge auf. Dies Auftreten auf so verschiedenem Boden spricht für ein weitgehendes Anpassungsvermögen dieser Spezies oder auch für die Beschränkung auf wenige, allgemein verbreitete Nährstoffe.

Pirola rotundifolia L., das rundblättrige Wintergrün, zeigt ein ähnliches Verhalten. Es kommt im Tiefmoor vor: Escheburger Wiesen, Bruch im Del-

venautal bei Göttin; tritt im Hochmoor auf: Langenlehstener Moor im östlichen Lauenburg unter Kiefern. Aber auch auf dem Sandboden der Ladenbeker Tannen findet sich die Pflanze, desgleichen in Dünentälern der Nordsee-Inseln (hier wohl auf moorigem Boden). Interessant ist die Blütezeit. Sie fällt auf den Nordsee-Inseln in den Juni, in den angepflanzten Kiefernwäldern in den Juli, in den Tiefmooren in den August und September.

Carex, Riedgras. Eine ganze Reihe von Arten dieser Gattung ist auf die Tiefmoore beschränkt. Unter ihnen finden sich mehrere nordische und alpine Arten. Carex pauciflora, die armblütige Segge, wächst in Sümpfen am Lockstedter Lager. Am jenseitigen Elbufer trifft man ihre nächsten Standorte bei Lahmstedt und Hakemühlen im Kreise Neuhaus a. O. Carex chordorrhiza, die fadenwurzelige Segge, kommt im Ahrensfelder Teiche vor. Überall sonst im nordwestlichen Deutschland ist sie verschwunden. Die im Eppendorfer Moore bei Hamburg auftretende Carex Buxbaumii hat ihren nächsten Fundort nördlich von Apenrade.

Nicht nur diese, sondern auch andere Gattungen aus der Familie der Cyperaceen weisen typische Moorpflanzen auf. Das zierliche und das Alpen-Wollgras (Eriophorum gracile und E. alpinum) sind bei uns zwar selten, aber doch mehrfach in Mooren angetroffen worden.

Die Gräser zeigen nur wenige Angehörige, die in ihrem Vorkommen auf die Moore beschränkt sind. Es seien Agrostis canina, Calamagrostis neglecta und Aira discolor genannt.

Laichkräuter (Spezies des Genus Potamogeton) sind in den Mooren in Tümpeln, Gräben und Bächen recht verbreitet, besonders im Tiefmoore. Zahlreiche Arten sind festgestellt worden.

Die Binsen weisen als typischen Vertreter in der Moorflora die alpine Segge, Iuncus alpinus auf. Diese Binse kommt zunächst im östlichen Lauenburg vor. Sie wird in den Mooren höher als in den Alpen (im Gebirge), besitzt hier auch einen etwas lockerer verzweigten Blütenstand.

Die beiden Orchideen-Gattungen Liparis und Malaxis sind nur in Mooren, erstere nur in Tief-, letztere auch in Hochmooren, bemerkt worden.

Interessant sind sodann in erster Linie zwei Birken, die Zwergbirke und die niedrige Birke, Betula nana und B. humilis. Beide besitzen einen niedrigen, strauchigen Wuchs; ihre Kätzchen hängen, ihre Blätter sind kleiner als ein Pfennigstück. Die Höhe beträgt höchstens 1 m. Ihnen stehen als baumartige Gewächse die Heidebirke (B. verrucosa) mit kahlem Stengel und kahlen Blättern und die Moorbirke (B. pubescens) mit behaartem Stengel und Blättern gegenüber. B. nana ist nur aus zwei Mooren der norddeutschen Tiefebene bekannt. Das eine liegt südlich von Ülzen bei Bodenteich, das andere bei Neulinum und Damerau in Westpreußen. Beide Standorte sind erst vor wenigen Jahren entdeckt worden. Bei Bodenteich kommen mit der Zwergbirke zwei Bastarde vor, welche dieselbe mit den beiden hohen Birken erzeugt hat. Beide sind sonst in Deutschland nicht sicher nachgewiesen. Die niedrige Birke tritt im Delvenautal bei Göttin in Lauenburg auf. Mit ihr kommt die Kreuzung B. humilis × verrucosa vor, die von hier zuerst beschrieben worden ist. Früher (1824) ist B. humilis auch im Sachsenwalde gesammelt worden.

Saxifraga Hirculus, der gelbe Steinbrech, gehört nordischen Mooren, z. B. auf Island, sehr häufig an. In unseren Mooren ist die Art früher selten beobachtet worden, neuerdings aber anscheinend durch die Kultur vernichtet. Dasselbe gilt von einer Primel mit kleinen, roten Blüten, Primula farinosa. Ihr einziger schleswig-holsteinischer Standort bei Hennstedt in Norder-

Dithmarschen hat seit langem keine Gültigkeit mehr. Eine Moorpflanze ist weiter das großblütige Torfveilchen, Viola epipsila, welches aber außerordentlich viel weniger verbreitet ist als das gewöhnliche Sumpfveilchen. Gleich selten ist Sweertia perennis aus der Verwandtschaft der Enzianarten. Nur an zwei Orten des Gebiets kommt diese Art vor: bei Escheburg und bei Curau nördlich von Lübeck. An einem dritten Orte ist sie sicher vernichtet, an einem vierten seit mehr als 60 Jahren nicht wieder gefunden worden. Ihr Hauptverbreitungsgebiet hat die Pflanze in den Sudeten, den Karpaten und Alpen.

Damit möge die Liste geschlossen sein.

Eine Gruppe von Pflanzen, die für unsere Moore bezeichnend ist, darf aber nicht vergessen werden; das sind die „fleischfressenden" Pflanzen. Sie sind bei uns durch drei Gattungen vertreten: Drosera (Sonnentau), Pinguicula (Fettkraut) und Utricularia (Wasserschlauch). Die Zahl der Arten beträgt 9. Davon entfallen 3 auf Drosera: Dr. rotundifolia (häufig), Dr. intermedia (nicht selten) und Dr. anglica (selten). Die Gattung Pinguicula weist eine Angehörige auf: P. vulgaris (nicht selten). 5 Spezies entfallen auf Utricularia. Das sind U. vulgaris mit großen, gelben Blüten (verbreitet), U. intermedia (viel seltener), mit zwei Arten von Blättern, U. minor, die zarteste Vertreterin der Gattung (zerstreut), U. Bremii, der vorigen nahe verwandt (nur bei Woyens in Nordschleswig) und U. neglecta (selten).

Die Tiere, welche von diesen Pflanzen gefangen werden, sollen mit den Stoffen, welche aus ihnen gewonnen werden, auf dem armen Moorboden eine bessere Existenz ermöglichen. Die genannten Pflanzen sind alle imstande zu assimilieren. Es kann sich mithin nicht um die Aufnahme von Kohlenstoff resp. Kohlehydraten handeln. Das, was den Pflanzen auf dem Moore fehlt, sind in erster Linie Stickstoffverbindungen. Auf deren Erlangung ist es vornehmlich abgesehen. Außerdem werden allerdings auch noch andere Stoffe aufgenommen. Die so gewonnenen Stoffe ermöglichen eine kräftige Entwicklung auch an nahrstoffarmen Orten. Am meisten sind dem Leben an solchen Orten die Sonnentau-Arten angepaßt. Dr. rotundifolia und Dr. anglica erscheinen noch an Orten, an denen die übrigen Verehrer der Fleischnahrung fehlen. Die Art und Weise des Fanges der Insekten usw. sei nicht weiter erwähnt, da sie allgemein bekannt und leicht nachzulesen ist.



Aus sieben Jahrzehnten.

Erinnerungen von **Christoph v. Tiedemann.**

I.

Der Sohn eines in unserer Landesgeschichte rühmlichst bekannten Mannes, der Wirkliche Geheime Rat Christoph v. Tiedemann, Regierungs-Präsident a. D., hat begonnen, seine Lebenserinnerungen zu schreiben, und als ersten Band am Schlusse des vorigen Jahres bei Hirzel in Leipzig seine „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen" erscheinen lassen. — Im Mittelpunkt des ersten Teils dieser Erinnerungen steht die kraftvolle Gestalt seines Vaters, des Landinspektors Tiedemann von Johannisberg, eines unerschrockenen Vorkämpfers im Kampfe für die alten Landesrechte, während in dem zweiten größeren Teile Tiedemann jun. uns seine Erlebnisse mitteilt und den Anteil

schildert, den er an der Entwickelung der politischen Verhältnisse Schleswig-Holsteins in der Periode von 1863—1868 genommen hat.

Das Buch ist interessant vom Anfang bis zum Ende. Es enthält eine Fülle von Tatsachen und Episoden aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Bewegung und Erhebung sowie aus den Kämpfen gegen Dänemark, die es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, so daß wir Schleswig-Holsteiner es dem Verfasser Dank wissen müssen, daß er, wie es im Vorwort heißt, die Pflicht empfunden hat, über das, was er gesehen und gehört, ein Zeugnis abzulegen, bevor der Tod auch diesen beredten Mund für immer schließt.

Um nun die Leser der „Heimat" über das Buch zu orientieren und sie womöglich zu veranlassen, es selbst in die Hand zu nehmen, weiß ich keinen besseren Weg als den, aus dem Inhalt des Werkes einige Mitteilungen zu machen und dann zum Schlusse einen Abschnitt aus dem Buche zu bieten, in welchem der Verfasser selber zu Worte kommt.

Landinspektor Tiedemann, geb. am 23. Oktober 1800, kaufte im Jahre 1835 den Meggerkoog, der damals als „Dreckloch und Poggenpohl" verrufen war, „für die lächerlich klingende Summe von zusammen 4800 Taler." Durch unermüdliche Tätigkeit gelang es ihm, nachdem der Koog neu eingedeicht und eine mit Dampf betriebene Wassermühle für die Entwässerung erbaut worden war, den Ertrag der Ländereien in einem Jahrzehnt fast auf das Zehnfache zu steigern. Nachdem Tiedemann auf diese Weise für sich und seine Familie eine gesicherte Existenz gewonnen hatte, fühlte er in sich die Verpflichtung, seine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Am 17. Oktober 1842 trat er als Mitglied in die schleswigsche Ständeversammlung ein und stellte hier sofort den Antrag auf Trennung der schleswig-holsteinischen Finanzen von den dänischen, indem er in der Begründung das dänische Ausbeutungssystem den Herzogtümern gegenüber mit Zahlen beleuchtete. Mit dieser Tat stand Tiedemann sofort im Vordertreffen der Opposition, war bald der bestgehaßte Mann in Dänemark und eine der populärsten Persönlichkeiten in seinem geliebten Heimatlande, für dessen unterdrückte Rechte zu kämpfen er sich hinfort zur Lebensaufgabe machte. Seine Wähler veranstalteten ihm zu Ehren im Mai 1843 das Haddebyer Fest, wo ihm für seine unerschrockene Tätigkeit in der Ständeversammlung eine Dankadresse überreicht wurde. Als aber die Dänen erfuhren, daß Tiedemann in der Festversammlung öffentlich erklärt hätte, „die dänische Finanzwirtschaft habe die Folge gehabt, daß die Herzogtümer um 38 Millionen Reichstaler prägraviert, d. h. auf gut Deutsch betrogen seien," da wurde ihm als Hochverräter der Prozeß gemacht, freilich ohne Erfolg; denn das Obergericht in Schleswig sprach ihn nach einer glänzenden Verteidigung durch Wilhelm Beseler am 2. Mai 1844 frei, und auch die Berufung an das Oberappellationsgericht in Kiel blieb erfolglos, so daß Tiedemann 1844 in der Ständeversammlung den Kampf gegen dänisches Unrecht mutig fortsetzen konnte.

Wie er seine Aufgabe auffaßte, was er in der Zeit der Vorbereitung der schleswig-holsteinischen Erhebung, besonders auch nach Erscheinen des „Offenen Briefes," durch Wort und Schrift geleistet hat, davon gibt das Buch ein klares Bild. Im Jahre 1847 machte er eine Reise nach Dresden, München, Stuttgart und Karlsruhe, konferierte mit Ministern und Volksvertretern und hatte im November sogar eine Audienz bei König Ludwig I. von Bayern, um ihn für die Sache Schleswig-Holsteins zu gewinnen.

Nachdem die Würfel gefallen waren, und am 24. März 1848 die provisorische Regierung sich gebildet hatte, warf Tiedemann sich mit Leidenschaft in die neue Bewegung. Er organisierte im südlichen Schleswig den Landsturm

und schrieb bereits am 28. März: „Losreißung von Dänemark! muß jetzt die alleinige Losung sein. Nur dafür können wir Gut und Blut einsetzen. Der Schnick-Schnack vom „unfreien Herzog" ist eine schwachmütige politische Heuchelei." Den Feldzug machte er als „landeskundiger Beirat" im Hauptquartier des Generals v. Wrangel mit, doch schon am 15. August 1848 trat er in die konstituierende Landesversammlung ein, die in wenigen Wochen eine Verfassung, das Staatsgrundgesetz, fertigstellte. Aus Beobachtungen, die er im Hauptquartier gemacht hatte, wußte Tiedemann, daß sowohl der Oberbefehlshaber wie das gesamte Offizierkorps den lebhaften Wunsch hegten, kräftig dreinzuschlagen, daß sie aber daran durch geheime Instruktionen aus Berlin gehindert wurden. Nach dem Malmöer Waffenstillstand packte ihn zum erstenmal in seinem Leben ein Gefühl hoffnungsloser Verzweiflung, das durch die traurigen Nachrichten aus Frankfurt a. M., wo die Nationalversammlung den Waffenstillstand genehmigt und damit die Sache der Herzogtümer preisgegeben hatte, noch verstärkt wurde. Tiedemann wurde schwerkrank und rang wochenlang mit dem Tode. Nach seiner Genesung beobachtete er mit Freude die Tätigkeit des Generals v. Bonin in der neuorganisierten und verstärkten schleswig-holsteinischen Armee. Seine neubelebte Hoffnung wurde nicht getäuscht. Am 24. April 1849, nach Empfang der Nachricht von dem herrlichen Siege bei Kolding, schrieb er von Schleswig aus an seine Gemahlin: „Noch nie habe ich einen Brief geschrieben mit Tränen im Auge. Jetzt aber sind sie da, sie quellen unwillkürlich hervor, aber es sind gottlob Freudentränen, die das dankbare Gefühl gegen Gott und gegen die braven schleswig-holsteinischen Truppen bei mir und bei so vielen meiner Kollegen hervorrufen." Leider folgte wegen der Untätigkeit der Bundestruppen auf den Sieg von Kolding die Niederlage von Friedericia. Tiedemann schrieb wenige Tage nach der Schlacht, am 10. Juli 1849: „Wahrscheinlich bleibt nichts übrig wie völlige Lossagung von Preußen und Kampf auf eigene Faust. Dazu gehört nur Entschlossenheit. Sieht aber unsere Statthalterschaft und unser Ministerium noch ferner in Michel den Genius Schleswig-Holsteins, nun, dann können wir noch mancherlei erleben! Das aber kann ich dir mit Aufrichtigkeit sagen, daß ich noch guten, festen Mut zur Sache habe." — Bei Idstedt entschied das Geschick — oder sagen wir lieber die Unfähigkeit des Oberbefehlshabers — gegen Schleswig-Holstein. Preußen und Österreich verlangten die Unterwerfung der „Rebellen." In der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1851 beriet die Landesversammlung in Kiel über die Forderungen der beiden Großmächte. Mit 47 gegen 28 Stimmen sprach sich die Landesversammlung unter Führung von Graf Reventlou für Annahme der österreichisch-preußischen Bedingungen aus. Mit der Minorität, also für Fortsetzung des Kampfes, stimmten Beseler und natürlich auch Landinspektor Tiedemann. Sein Sohn schreibt: „Nach der Abstimmung der Landesversammlung in der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1851 war mein Vater ein gebrochener Mann. Alles, was er in patriotischer Opferfreudigkeit ersehnt und erstrebt hatte, war wie Sand zerronnen, die ganze Arbeit seines Lebens vernichtet. Grau und trübe lag die Zukunft vor ihm und kein Hoffnungsstrahl belebte mehr sein Gemüt." — Auch seine wirtschaftliche Existenz drohte zusammenzubrechen; dennoch wäre es ihm vielleicht gelungen, der finanziellen Bedrängnisse Herr zu werden, wenn er es hätte wagen dürfen, nach Johannisberg zurückzukehren, allein er wußte, daß sein Name auf der Liste derjenigen stehe, die von der Amnestie ausgeschlossen werden würden. Die weitere Sorge: „Wohin denn nun?" erledigte der Tod. Am 4. Mai 1851 starb Tiedemann in Rendsburg im Kreise seiner Familie. Ein Lungenschlag hatte seinem Leben

ein Ende gemacht. Die Nachricht von seinem Tode erweckte überall im Lande große Teilnahme. „Aus Nah und Fern strömten seine alten Freunde herbei. Es war, als ob man am Sarge eines der besten Männer Schleswig-Holsteins noch einmal einen stillen aber verständlichen Protest gegen die Vergewaltigung des Landes durch Feind und Freund erheben wollte."

II.

Als Tiedemann sen. starb, war der Sohn noch nicht 15 Jahre alt. Seine Kindheit fällt also größtenteils in die vierziger Jahre. Aus diesem Zeitraum enthalten die „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen" höchst interessante Mitteilungen. Auf Johannisberg verkehrten die Führer der Schleswig-Holsteiner, W. Beseler, Th. Olshausen, F. Jakobsen, Wiggers-Rendsburg u. a. — Besonders interessant waren mir die ausführlichen Nachrichten über Kapitän Helgesen, einen „Landsknecht im 19. Jahrhundert," von dessen Aufenthalt auf Johannisberg in meiner Heimat noch heute gesprochen wird. Helgesen bot 1848 dem Prinzen von Noer seine Dienste gegen Dänemark an, wurde kurz abgewiesen, ritt direkt ins dänische Lager, verteidigte, zum Oberst avanciert, 1850 Friedrichstadt erfolgreich gegen die Schleswig-Holsteiner und starb als General und Gouverneur von Rendsburg. — Seit 1855 studierte Christoph Tiedemann die Rechte in Kiel, Leipzig und Berlin. Nachdem er 1861 in Kiel die juristische Staatsprüfung bestanden hatte, ließ er sich 1862 als Advokat in Segeberg nieder. Er stand schon damals mitten im politischen Leben, war Mitglied des Landeskomitees, zugleich aber auch Vertrauensmann des Nationalvereins, der unter Führung von Bennigsen und Miquel ein einiges Deutschland unter Preußens Führung erstrebte.

Die Nachricht vom Tode des König-Herzogs Friedrichs VII. am 15. November 1863 traf niemanden vorbereitet. Tiedemann reiste sofort nach Kiel in der Voraussetzung, daß hier wieder wie 1848 der Mittelpunkt der politischen Bewegung sein würde. Bevor man hier noch zu festen Entschlüssen gekommen war, hatte Herzog Friedrich gehandelt und seine Proklamation erlassen, die in dem Worte gipfelte: Mein Recht ist Eure Rettung. Tiedemann, der am nächsten Tage mit Bleicken nach Hamburg gereist war, fand die Proklamation in Tausenden von Exemplaren bei Hugo Jensen, einem Agenten des Herzogs Friedrich, vor und erklärte sich bereit, für die Verbreitung derselben zu wirken. Das Landeskomitee erkannte, daß vorläufig alles darauf ankäme, die Bevölkerung für den Herzog zu begeistern, und faßte daher einstimmig den Beschluß, in Hamburg einen „Aktionsausschuß" einzusetzen, dem außer den Advokaten Römer und Johannsen auch Tiedemann angehörte und der alsbald eine ungemein rege Tätigkeit entfaltete. — Am Weihnachtsabend 1863 rückten die Sachsen in Altona ein. Drei Tage später fand in Elmshorn eine Landesversammlung statt, die von etwa 20 000 Männern aus allen Teilen des Landes besucht war und einen erhebenden Verlauf nahm. Friedrich VIII. wurde als Herzog von Schleswig-Holstein proklamiert, nachdem die Menge ihm feierlich den Treuschwur geleistet hatte. „Mit dem Elmshorner Tage hatte die Sache des Herzogs im Lande festen Fuß gefaßt und war nicht mehr zu entwurzeln." Am 30. Dezember landete Herzog Friedrich in Glückstadt und fuhr in einem Extrazuge nach Kiel, wo er mit großer Begeisterung empfangen wurde. Und zu den begeistertsten Anhängern des Herzogs zählte damals ohne Zweifel Advokat Tiedemann. Während aber die Bevölkerung Schleswig-Holsteins „trotz Düppel und Alsen mit angelsächsischer Zähigkeit an ihrem Herzog hing," ging Tiedemann mit einer Anzahl politischer Freunde im Februar 1865 ins preußische Lager

über, was ihnen damals im Lande sehr verdacht wurde, so daß sie als „Verräter“ und „Renegaten“ bezeichnet wurden.

Die Zeitungspolemik, die sich an das Erscheinen des Tiedemannschen Buches geknüpft hat, zeigt, daß die Gegensätze von damals namentlich unter den Mitwirkenden jener bewegten Zeit auch heute noch nicht völlig ausgeglichen sind; alle Schleswig-Holsteiner aber erkennen jetzt gewiß dankbar an, daß es nach schweren Kämpfen gelungen ist, das ungeteilte Schleswig-Holstein aus der Fremdherrschaft zu befreien und dem Deutschtum zu erhalten, wohl geborgen unter der preußischen Krone und dem Schutze des mächtigen Deutschen Reiches.

Doch jetzt möchte ich den Verfasser selber zu den Lesern der „Heimat“ sprechen lassen, indem ich einen Abschnitt aus dem Buche (etwas gekürzt, um Raum zu ersparen) hier mitteile. Ich wähle Kapitel XV, das ein bewegtes, interessantes Zeitbild aus den Februartagen des Jahres 1864 enthält, zumal ich finde, daß es den jungen Advokaten Tiedemann trefflich charakterisiert und ihn ganz so zeigt, wie er noch heute in Stapelholm in der Erinnerung fortlebt:

Kiel. (Fortsetzung in Nr. 12.) E. Hoff.



Mitteilungen.

1. **Tollkirsche und Herbstzeitlose.** Im August d. J. brachte der Lübecker Generalanzeiger eine Warnung vor der „in unseren Wäldern“ vorkommenden Tollkirsche und in Nr. 213 vom 12. September warnt er vor der jetzt „wiederum unsere Wiesen schmückenden“ Herbstzeitlose. Da diese Warnung hier zu Lande völlig gegenstandslos ist, so sandte ich dem Blatte eine Mitteilung darüber als Eingesandt, welche jedoch in demselben nicht veröffentlicht worden ist. Ich weiß nicht, ob diese Warnungen etwa auch in andere Blätter unseres Gebiets aufgenommen worden sind,[1] immerhin aber erscheint eine Berichtigung, auch abgesehen von der dadurch zu erzielenden Beruhigung für ängstliche Gemüter, wohl am Platze, um ganz falsche Ansichten über unsere Flora zu beseitigen. Denn beide genannten Pflanzen gehören derselben gar nicht an und fehlen namentlich weit und breit um Lübeck vollständig. Die Nordgrenze der Verbreitung überschreitet bei der Herbstzeitlose nur wenig, bei der Tollkirsche wohl gar nicht den gebirgigen Teil Mitteldeutschlands, in welchem diese Giftpflanzen beide, und namentlich die Herbstzeitlose, freilich an vielen Orten häufig sind. Für diese Gegenden ist daher auch die Warnung, welche vom Lübecker Generalanzeiger vermutlich einem mittel- oder süddeutschen Blatte entnommen ist, völlig berechtigt, für unser Gebiet ist sie aber sehr überflüssig. Hier sind beide Pflanzen früher als Arznei- oder Zierpflanzen hin und wieder kultiviert worden und infolgedessen zuweilen verwildert. So findet sich die Herbstzeitlose noch bei Langenhorn unweit Hamburg, in Jahrsdorf bei Hohenwestedt und namentlich im Neuwerk bei Schleswig, aber stets nur in sehr geringer Ausbreitung, die Tollkirsche aber hat bei uns von der Elbe bis zur Königsau wohl kein Lebender auch nur verwildert gesehen; in Mecklenburg soll sie noch stellenweise verwildert vorkommen und ebenso bei der jütländischen Grenzstadt Kolding. Vor mehr als 80 Jahren ist sie angeblich einmal bei Ritzerau gefunden, aber später nie wieder gesehen worden, wie denn auch Haecker derselben in seiner Lübeckischen Flora ebensowenig erwähnt wie der Herbstzeitlose. Es haben daher bei uns Eltern für ihre Kinder, wenn sie Wälder und Wiesen durchstreifen, von diesen beiden Giftpflanzen nichts zu befürchten, weit mehr angebracht wäre eine Warnung vor dem um Lübeck, im östlichen Holstein und in Lauenburg stellenweise sehr häufigen Aronsstab, dessen scharlachrote, sehr giftige Beeren Kinder zum Genuß verleiten könnten. Neuerdings scheint übrigens die Herbstzeitlose als Zierpflanze wieder in Aufnahme zu kommen.

Lübeck. Prahl.

[1] Im Oktober d. J. brachten auch die Lübecker Nachrichten eine Warnung vor der „jetzt wieder auf feuchten Wiesen wachsenden“ Herbstzeitlose.

2. **Tönerne Herdstülpe mit Inschrift.** In den Museen und Privatsammlungen findet man in den Abteilungen altertümlicher Hausgeräte häufig die großen messingenen Herdstülpen, die über die mit Asche verdeckten noch glimmenden Kohlen gestellt wurden, um das Feuer auf dem Herde noch für den nächsten Tag zu bewahren. In Form und Größe dieser glänzenden messingenen Stülpen wurden für einfachere Verhältnisse auch tönerne Stülpen hergestellt. Sie waren Erzeugnisse der Bauerntöpfereien, und auch Exemplare dieser Art sind in den Abteilungen der Irdenware in den Museen zur Schau gestellt. Manche entbehren besonderen Schmuckes, andere sind mit Strichen und Ornamenten geziert, einzelne erhalten auch Inschriften. Ein Stück letzterer Art, das auf eine holsteinische Werkstatt, wahrscheinlich auf eine zu Tellingstedt in Dithmarschen, wie in dem Jahresbericht des Museums für Kunst und Gewerbe zu Hamburg für 1902 hervorgehoben wird, zu beziehen ist, dem 19. Jahrhundert entstammt und nun im genannten Museum sich befindet, trägt folgende Inschriften: „Iß und trink mit Mäßigkeit, Schlaf und Wacht zu jeder Zeit." — „Tischler und Maurer sind rechte Laurer; sie stehen und messen, und wenn sie haben gegessen, so haben sie alles vergessen."

Kiel. F. Lorentzen.

3. **Verzeichnis der Köge Schleswigs.** Das nachfolgende Verzeichnis der nach und nach der Nordsee abgewonnenen Köge macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, auch sind mir einige Jahreszahlen der Eindeichung wie der Flächeninhalt einiger Köge nicht bekannt. Die vorangestellten Zahlen bezeichnen das Jahr der Eindeichung und die hinter dem Namen folgenden den Flächeninhalt in vollen Hektaren angegeben.

a. Die Köge in Eiderstedt:

987. Der Poppenbüllkoog, 746 ha.
995. Tetenbüll-Kirchenkoog, 202 ha.
1000. Tetenbüll-Südosterkoog.
1008. Der Schockenbüllkoog.
1100. Der Marienkoog.
1160. Der Gardinger Wartkoog.
1185. Der Tatinger Altekoog, 35 ha.
1190. Der Tetenbüller Mittelkoog.
1203. Der Jappenkoog, 10 ha.
1212. Der Tatinger Buerkoog, 20 ha.
1242. Der Gardinger Neuenkoog.
1252. Der Badumkoog, 148 ha.
1262. Der Westerhever-Osterkoog, ca. 170 ha.
1275. Der Tetenbüller Marschkoog, 688 ha.
1280. Der Große Heverkoog.
1285. Der Tetenbüller Drögekoog.
1287. Der Grödenkoog, 283 ha.
1325. Der Reinsbüllkoog, 218 ha.
1371. Der Riesbüllkoog.
1393. Der Haimoorkoog.
1400. Der Dingsbüllkoog, 161 ha.
1412. Der Medehoper Koog.
1437. Der Norderkoog.
1456. Der Süder- oder Holmkoog.
1463. Der Barnekekoog, 140 ha.
1470. Der Westeroffenbüllkoog, 211 ha.
1475. Der Adelsbüllkoog, 416 ha.
1489. Der Dammkoog, 240 ha.
1515. Der St. Peterskoog, 594 ha.
1529. Der Oster-Offenbüllkoog, 184 ha.
1546. Der Vitskoog.
1547. Der Legelichheitskoog, 318 ha.
1548. Der Bollinger und Ehsterkoog, ca. 70 ha.
1554. Der Hewerkoog.
1560. Der Alt-Neukoog, 356 ha.
1563. Der Obbenskoog, 125 ha.
1570. Die Herrenhallig, 404 ha.
1579. Der Adolfskoog.
1599. Der Sieverbflethkoog, 596 ha.
1611. Der Alt-Augustenkoog, 304 ha.
1611. Der Friesenkoog, 316 ha.
1612. Der Gardinger Kornkoog, 350 ha.
1612. Der Harbleker Koog, 73 ha.
1612. Der Dreilander Koog, 164 ha.
1613. Der Süder-Friedrichskoog, 280 ha.
1615. Der Wasserkoog.
1624. Der Johann-Adolfskoog, 101 ha.
1631. Der Schwenkenkoog, 35 ha.
1696. Der Norder-Friedrichskoog, 265 ha.
1696. Der Grothusenkoog.
1698. Der Neu-Augustenkoog, 243 ha.
1699. Der Grafenkoog.
1821. Der Wilhelminenkoog, 256 ha.
1860. Der Tomlauerkoog, 250 ha.

b. Im Kreise Husum:

1489. Der Breklumer Koog, 1350 ha.
1489. Der Bredstedter Koog, 204 ha.
1489. Der Bordelumer Koog, 268 ha.
1489. Der Langenhorner Altenkoog, 2102 ha.
1489. Der Langenhorner Neuekoog, 809 ha.
1489. Der Bargumer Koog, 456 ha.
Der Sterdebüller Altkoog, 172 ha.
1511. Der Margarethenkoog.
1525. Der Südermarschkoog, 400 ha.
1529. Der Porrenkoog, 250 ha.
1531. Der PadeleckerKoog, 76 ha.
1547. Der Darrigbüllkoog.
? Der Alt-Hattstedter Koog, 2110 ha.
? Der Fru-Mettenkoog, 41 ha.
1550. Der Ockholmer Koog, 970 ha.
1612. Der Neu-Hattstedter Koog, 350 ha.
1689. Der Neu-Sterdebüller Koog, 240 ha.
1742. Der Sophie-Magdalenenkoog, 587 ha.
1767. Der Desmercièreskoog, 322 ha.
1788. Der Reußenkoog, 464 ha.
1788. Der Luise-Reußenkoog, ca. 374 ha.
1848. Der Clockkoog.
1860. Der Neue SimonsbergerKoog, 458 ha.
1905. Der Cecilienkoog, 202 ha.

c. Im Kreise Tondern:

1436. Der Wiedingharder Koog, 4796 ha.
1436. Der Engerkoog, 385 ha.
1456. Der Klixbüller Koog, 658 ha.
1486. Der Alt-Störtewerker Koog, } 822 ha.
1489. Der Neu-Störtewerker Koog, }
? Der Waigmarder Koog, 302 ha.
1490. Der Karrharder Koog, 1116 ha.
1554. Der Kohlendamenkoog, 1077 ha.
1555. Der Hoyerkoog, 1207 ha.
1555. Der Mögeltonderkoog, 1637 ha.
1555. Der Tondernstadt-Koog, 383 ha.
1555. Der Tondernharder Koog, 1116 ha.
1555. Der Schluxharder Koog, 386 ha.
1556. Der Schnatebüller Koog, 617 ha.
? Der Kleine Kohlendammkoog, 437 ha.
1566. Der Gotteskoog, ca. 7880 ha.
1582. Der Riesummoorkoog, 1228 ha.
1592. Der Kleine Emmelsbüllkoog, 387 ha.
1618. Der Brunottenkoog, 338 ha.
1623. Der Interessenkoog?
1633. Der Bottschloter Koog, 497 ha.
1640. Der Maasbüll- od. Herrenkoog, 828 ha.
1652. Der Blumenkoog, 162 ha.
1684. Der Alte Christian-Albrechtenkoog, 1367 ha.
1688. Der Fahretofter Koog, 602 ha.
1692. Der Alte Friedrichenkoog, 601 ha.
1704. Der Dagebüller Koog, 516 ha.
1706. Der Neue Christian-Albrechtenkoog, 1040 ha.
1715. Der Rutebüller Koog, 520 ha.
1727. Der Kleiseerkoog, 1198 ha.
1777. Der Juliane-Marienkoog, 303 ha.
1794. Der Marienkoog, 673 ha.
1861. Der Neue Friedrichenkoog, 872 ha.

Auf der Insel Föhr:

1492. Die Marsch mit Föhr, 4270 ha.

Auf den andern Inseln, zum Kreise Husum gehörig, nach der Sturmflut von 1634:

1. Auf Pellworm:

1637. Der Große Koog, ca. 1135 ha.
1637. Der Kleine Koog, 50 ha.
1637. Der Mittelste Koog, 125 ha.
1637. Der Alte Koog, 120 ha.
1637. Der Westerkoog, 150 ha.
1657. Der Norder-Neukoog, 72 ha.
1663. Der Südwesterkoog, 140 ha.
1673. Der Süderkoog, 325 ha.
1673. Der Hunnenkoog, 100 ha.
1673. Der Utermarker Koog, 160 ha.
1687. Der Große Norderkoog, 250 ha.

2. Auf Nordstrand:

1654. Der Friedrichskoog, 582 ha.
1657. Der Osterkoog, 482 ha.
1663. Der Trendermarschkoog, 668 ha.
1691. Der Neue Koog, 615 ha.
1739. Der Elisabeth-Sophienkoog, 451 ha.
1867. Der Neue Morsumer Koog, 683 ha.

Die sämtlichen friesischen Marschen im früheren Herzogtum Schleswig, die durch Deiche gegen das Meer geschützt sind, mögen 90 000 ha groß sein.

Kiel. H. C. Dau.

4. **Eine persönliche Erinnerung an den Bildhauer Jeremias Christensen.** Mehr als zwanzig Jahre sind es jetzt schon her. Da machte ich in der Magnussenschen Holzschnitzschule zu Schleswig zuerst die Bekanntschaft des Schöpfers des Herzog Friedrich-Denkmals. Eine lange Zeit! Trotzdem sehe ich noch immer die überschlanke Gestalt, das freundliche, kluge, feine Gesicht vor mir. Ich sehe ihn arbeiten. Dabei schien Christensen jedesmal seine Umgebung vergessen zu haben. Er war mit Leib und Seele bei seinem Tagewerke. Was keinem seiner zum Teil talentvollen Mitschüler glückte, gelang ihm mit leichter Mühe. Deshalb übertrug ihm auch Herr Magnussen die schwierigsten und bedeutendsten Arbeiten. Daß er ein Genie sei, zeigte sich schon damals. Mit Hilfe von Kupferstichen schuf er so manches anmutige Holzrelief. Die Nachbildungen benutzte er im wesentlichen, um mit ihrer Hilfe den Faltenwurf der Gewänder naturgetreu darzustellen. Die Erfindung war seine eigene. Besonders steht mir eine seiner Schöpfungen noch deutlich vor Augen. Es war dies eine Episode aus der Dithmarscher Landesgeschichte: „Martje Flors Gesundheit." Kräftige Reitergestalten mit martialischen Bärten und hohen Federhüten sitzen um einen Tisch. Eine zarte, sinnige Mädchengestalt bringt ihnen schüchtern den Willkommen dar. Das Ganze ein packendes Bild aus dem Leben. Es gab unter seinen Mitschülern viele Bewunderer seiner Werke, Neider aber wohl kaum. Seine ganze Persönlichkeit war nicht dazu angetan, Neid aufkommen zu lassen. Er war eben ein selten bescheidener und liebenswürdiger Mensch. Äußerlich gab er sich ruhig und besonnen. In seinem Innern trug er eine ganze, geheime Welt, nur sichtbar für stille, empfindsame Gemüter. Sein aufleuchtendes Auge verriet öfter sein innerliches Leben.

Mir persönlich war er ein wirklicher Freund und Berater. Manche trauliche Stunde habe ich in seinem Künstlerheim verlebt. Gewöhnlich traf ich ihn dort arbeitend. Der tätige junge, damals einundzwanzigjährige Mann gönnte sich eben nur selten eine Erholung. Er schnitzte und modellierte nach vollbrachtem Tagewerk noch zu Hause. Gönnte er sich einmal eine Erholung, so griff er zur Zither. Ob er es darauf zu einer gewissen Vollendung gebracht hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls gefiel mir, dem damals halbwüchsigen Knaben, sein Spiel ausnehmend. Mit Vorliebe spielte er deutsche Volkslieder. Der von Haus aus dänisch redende junge Mann besaß, soviel ich erinnere, wenige oder gar keine dänische Sympathieen. Wohl aber hing er mit rührender Anhänglichkeit an seiner Heimat Tingleff und vor allem an seinen dortigen Angehörigen und Freunden. Ein treues Andenken bewahrte er besonders seinem Pastor Johannsen. Diesem nicht zum wenigsten hatte er das Betreten der Künstlerlaufbahn zu verdanken.

Die weiten, schwermütigen Heiden Tingleffs müssen von früh auf einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben. Christensen war ein enthusiastischer Naturfreund.

Oft bin ich ihm in Wald und Feld begegnet. Oft sah ich ihn auch auf einer Erhöhung in Herrn Magnussens Garten stehen. Von dort aus hatte man eine gar prächtige Aussicht auf die anmutig an der Schlei gelegene Stadt.

Rote Dächer! Blaue Wogen! Weiße Segel und schwärzliche Dampfer belebten die Fläche. Ein Bild für den Pinsel des Malers. Und Christensen sah auch darauf mit den sinnigen Augen eines solchen. Er war dann ganz Empfindung. Einmal fragte ich ihn, woran er dächte.

„Nach Italien möchte ich hin," erwiderte er, und seine Augen leuchteten.

Christensen gehörte zu jenen gezählten Glücklichen, denen die Träume ihrer Jugend noch vor Ausgang derselben in Erfüllung gehen.

Nicht lange mehr blieb er bei Magnussen. Er begab sich zunächst nach Kopenhagen. Nach einigen Jahren erhielt er von der dortigen Akademie ein Stipendium. Das ermöglichte ihm den Besuch des Landes seiner Sehnsucht. Von dort aus erhielt ich noch von Zeit zu Zeit Grüße von ihm. Gesehen habe ich ihn nie wieder, ebensowenig ihn aber vergessen. Eine Persönlichkeit von Christensens Art vergißt man eben nicht so leicht.

Boy Jensen, Kiel.

Bücherschau.

1. **Das Stör-Bramautal.** Ernstes und Heiteres aus seiner Erd- und Menschengeschichte von Pastor Johann Kähler in Stellau. Selbstverlag. 287 S. Mit 20 Abbildungen und 1 Karte. Preis 3,50 *M* geb. Vom Verfasser direkt bezogen 3 *M* und Porto. — „Dem Stör-Bramautal gewidmet von einem, dem mit der Heimatkunde die **Heimatliebe** wuchs." So das Kennwort und so der Geist, den das Buch von Anfang bis zu Ende atmet. Wahrlich, das ist eine Gabe, für die wir nicht dankbar genug sein können, und sonderlich den Lehrern hat der Verfasser keinen geringen Dienst erwiesen. Obgleich ich bei vielen Lesern der „Heimat" die Bekanntschaft mit dem Buche voraussetzen kann, will ich doch eine gedrängte Inhaltsübersicht bieten, um wenigstens andeutungsweise die Fülle des Stoffes darzutun. Pastor Kähler behandelt nach einem Überblick über die allgemeine Erdgeschichte diejenige Schleswig-Holsteins im besonderen, beschreibt den Kreidefelsen von Lägerdorf, die Höhen nördlich und südlich der Stör, das Störtal, das Breitenburger Moor, den Untergrund Stellaus und beantwortet am Schluß die Frage, wie das alles geworden ist. Im zweiten Teile, der Bilder aus der Landesgeschichte vorführt, erfahren wir nacheinander: Vorgeschichtliches, Geschichte der Städte bezw. Kirchspiele, Stellaus Entstehen, Die Schlacht bei Stellau, Die Kirche zu Stellau, Rantzau-Breitenburg, Die großen Kriege im 17. Jahrhundert, Ein Bruderzwist im Hause Rantzau, Ut de Franzosentied und Up ewig ungedeelt. Der dritte Teil bietet die Kulturgeschichte des Stör-Bramautales. Der Verfasser bespricht: Die Besiedelung Stellaus, Entwickelung des wirtschaftlichen Lebens, Ausbildung des Verkehrswesens, Kirchliche Wandlungen, Ausgestaltung der Schulverhältnisse, Stellauer Prozesse, Bauernkunst, Bauernvergnügen und Namenswandlung als Kulturmesser. Was soll ich noch zur Empfehlung des trefflichen Buches sagen? Der Ausführungen wären so viel, daß damit der Rahmen einer Besprechung weit überschritten würde. Aber einen Wunsch auszusprechen will ich am Schluß nicht unterlassen. Möge es sich in recht vielen Häusern Heimatrecht erwerben, möge es auch in dieser Beziehung den Lesern das Herz erwärmen für unsere Heimat, die es in wahrstem Sinne verdient, geliebt zu werden!

Itzehoe. E. Kammerhoff.

2. **Melitta.** Einem altdeutschen Meistergesang nachgedichtet von Johann von Wildenradt. Glückstadt, Max Hansens Verlag. 1905. 77 S. 2 *M* geb. — Was

den Dichter besonders auszeichnet, ist seine schöne Zeichnung von Frauengestalten. Sie darzustellen in ihrer Liebe und Treue, in ihrem Dulden und Hoffen, die deutsche Frau in ihrer Seelenschönheit und ihrem Seelenadel zu verkörpern: das ist eine der vornehmsten Aufgaben seines Singens und Sagens. Auch in der vorliegenden Dichtung hat er in der Melitta eine Verkörperung der Treue bieten wollen und eine Frauengestalt geschaffen, die seinen Namen unvergeßlich machen wird. Auf den Inhalt selbst einzugehen, will ich unterlassen. Die Handlung wird an einer Stelle durch einen Liederzyklus, der der Dichtung zur höchsten Zierde gereicht, unterbrochen. Die Charakterzeichnung ist vollendet und namentlich von Melitta ein Bild von märchenhafter Schönheit entworfen. Die Sprache ist wohllautend und von unvergeßlicher Wirkung. Ich wüßte kaum eine Dichtung, die ich Melitta an die Seite stellen könnte. Man kann sich an den Versen förmlich berauschen und meint Musik zu vernehmen. Bald gleicht die Sprache dem leisen Fächeln des Abendwindes, bald dem stürmenden Orkan, bald dem lispelnden Liebesgeflüster, bald dem Sturm der Leidenschaften. Wie die Wogen des Meeres leise ebben, dann aber durch den Sturm aufgewühlt werden und wieder langsam zur Ruhe kommen und sich schlafen legen, so auch verläuft die Handlung und erstirbt in dem seligen Bekenntnis des Gatten, daß sein Weib die Krone der Frauen und ein Engel sei. Melitta verdient in jedem Hause und jeder Bibliothek einen Ehrenplatz. Auch für Schülerbibliotheken kann ich die Anschaffung angelegentlich empfehlen. Möchte es zu einer Brücke für die anderen Werke werden, möchte es den Dichter seinem Volke lieb und wert machen!

Itzehoe. E. Kammerhoff.

3. **Von nordischer Volkskunst.** Aufsätze gesammelt von **K. Mühlke,** Geh. Baurat. Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin 1906. Preis 5 *M.* — Der Name des Verfassers ist den Lesern der „Heimat" nicht unbekannt; es sei verwiesen auf die Abhandlungen über den Bau der Reichsbank in Schleswig, die Erhaltung des Nordertores in Flensburg und über schleswig-holsteinische Bauernhausmuseen. Alle diese Aufsätze zeigen den Verfasser als sicheren und gründlichen Kenner nicht nur unserer heimatlichen Baukunst, sondern heimischer Kultur überhaupt. So enthält auch die vorliegende Sammlung des Verfassers wertvolle Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Kunst, die ebenso wie Schwindrazheims reiches Werk über Bauernkunst dazu beitragen werden, die Lücken in der Erkenntnis und Darstellung unserer Volkskunst nach und nach auszufüllen. Die Aufsätze beschäftigen sich besonders mit dem Hausbau und der Hauseinrichtung der nordischen Küstenvölker, dabei im allgemeinen der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Entwickelung dieser Länder folgend. Sie behandeln also Forschungen, die mit dem Volkswesen der Länder an den nordischen Küsten eng verwachsen sind und gleichsam den Niederschlag des Volkstums darstellen. Es lag in der Natur der Sache, daß unsere engere Heimat nicht vergessen werden konnte, sondern weitgehende Berücksichtigung finden mußte. Fast die Hälfte aller Beiträge betrifft unser Land oder Nachbargebiete. Außer den oben schon erwähnten Aufsätzen über Bauernhausmuseen und das Nordertor in Flensburg enthält die Sammlung Abhandlungen verschiedener Verfasser über folgende uns besonders interessierende Themen: Das Flensburger Kunstgewerbe-Museum. Frühmittelalterliche Formen am heimischen Hausgerät. Holsteinisches Bauernhaus-Museum in Kiel. (Das alte Wiker Rauchhaus am Düsternbrooker Gehölz.) Der Neubau des städtischen Museums in Altona. Das Kunstgewerbe-Museum in Flensburg. Ländliches Hausgerät aus schleswig-holsteinischen Museen. Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein. Die Löwenapotheke in Lübeck, Umbau und Wiederherstellung des Hauses der Löwenapotheke in Lübeck. Aufnahme und Veröffentlichung alter Bürgerhäuser in Hamburg. Vierländer Kratzputz. Die Huthalter der Vierländer Kirchen.

Kiel. G. Kühn.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Dritter Band: Kinderwartung und Kinderzucht, gesammelt und herausgegeben im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Verlag der Hinstorffschen Hofbuchhandlung in Wismar. — Jakob Knudsen, Anders Hjarmsted, Roman, aus dem Dänischen übersetzt von Hermann Kiy. Verlag von Joh. v. Schalscha-Ehrenfeld in Leipzig. Preis 4,50 *M.* — Schröder, Aus der kirchlichen Chronik Helgolands, Separatabdruck aus den Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. — P. Junge, Bemerkungen zu einigen Seggen des schleswig-holsteinischen Herbars der Universität Kiel. Separatabdruck aus den Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

16. Jahrgang. № 12. Dezember 1906.

Heimweh.

Des Deiches Dämmerstunde naht:
Die Marsch zäumt ihre Nebelschimmel;
Zu Neste zieht den Wolkenpfad
Der Meeresvögel grau Gewimmel;
Die Sonne sinkt, in roter Glut
Sieht man die Fischer heimwärts lenken;
Du schaust im Sinnen auf die Flut, —
Ich muß an meine Heimat denken.

Ich seh' die Stadt im weiten Tal
In grauen Dämmerdunst versinken,
Des Eisenwerkes Feuerstrahl
Von ferne jäh herüberblinken;
Beim Hünengrab am Waldesrand
Weht's leise in den alten Bäumen — —
Wie liegt das weit! — Gib mir die Hand,
Laß uns von goldner Zukunft träumen!

Neumünster. Hans Lehmann.



Weihnacht und Silvester auf der Hallig.

Von **Hinrichsen** in Wyk auf Föhr.

Weihnachten! Welch ein köstlicher, gewaltiger Zauber schlummert in diesem Wort. Sobald wir die Schwelle zum letzten Monat des Jahres überschritten haben, empfinden wir schon die ersten Spuren der Weihnachtsstimmung. Je näher das große, seit alten Zeiten gefeierte Fest des Jul [1]) und des Jubels heranrückt, desto höher schlagen die Herzen und zwar besonders bei den Kindern, denen ja in erster Linie dieses Fest gilt. Kein Tag vergeht, an dem nicht die Kleinen ihre Wünsche an den lieben Weihnachtsmann der Mutter vortragen. Wochenlang vorher werden die Tage wie auch die Nächte, die man noch „zu schlafen hat," gezählt, um die Zeitspanne besser überblicken zu können, die die Gegenwart noch von den von der Phantasie herrlich ausgemalten Feierstunden trennt. Wie glänzen die Augen und wie pocht es in der Brust, wenn dann endlich der Lichterglanz erstrahlt und der unbekannte, gefürchtete und doch geliebte Himmelssohn seine Gaben darbietet.

Das alles ist uns von Jugend auf bekannt und deshalb so natürlich, daß wir uns eine Weihnacht ohne dieses Zeremoniell kaum vorzustellen vermögen; selbst Großmütterchen in der Ofenecke und die um den Verlust ihres Gatten trauernde Witwe möchten nicht darauf verzichten, weil ihnen dadurch Gefühle

[1]) auf Friesisch „Jull," d. h. Rad. Die Bezeichnung rührt daher, daß die Sonne, das große Himmelsrad, von neuem ihren Lauf beginnt. Das Rad ist schon bei Völkern des Altertums das Symbol der Sonne und des Sonnengottes. Selbst der Glorienschein auf christlichen Bildern ist eine Umbildung der Darstellung des mit dem Sonnenrade gekrönten persischen Sonnengottes Mithras.

aus der Jugendzeit in die Brust gezaubert werden. Nicht selten tritt die eigentliche Bedeutung des Festes weit in den Hintergrund, wenn auch manche Menschen gerade an diesem Tage Stunden ernster Andacht verleben und Befriedigung im Glauben an den Gefeierten finden. Den Charakter religiöser Freude und gläubiger Hingebung trägt das Weihnachtsfest besonders auf den Halligen. Die grüne Tanne im Festesschmuck war hier bis in die neueste Zeit eine seltene Erscheinung, wurde jedoch früher vereinzelt durch ein selbstverfertigtes Bäumchen, das aus einer Stange mit daran angebrachten Querstäbchen hergestellt war, ersetzt. Einfache Ketten aus buntem Papier, einige Engelbilder, Pflaumen, Rosinen und dergleichen bildeten den Schmuck desselben. Die Sitte des Beschenkens war dort vor wenigen Jahren ebenfalls noch fremd. Nichts Weltliches durfte in die echt christliche Feier der heiligen Nacht störend eingreifen. Als einziger Brauch aus der vorchristlichen Julfeier hat sich dagegen die Festmahlzeit erhalten. Gleichsam als Erinnerung an die ehemaligen Ernteopfer teilt man von den Festspeisen aus an Kranke und Arme unter den Werftgenossen. Selbst die Haustiere, Rinder und Schafe, von deren Gedeihen „Sein oder Nichtsein" des Halligmanns in gewissem Sinne abhängt, nehmen insofern an der Freude teil, als sie bei der Abfütterung etwas reichlicher als sonst bedacht werden.

Die Einleitung des Festes bildet der Nachmittagskaffee. Die Familie ist meistens vergrößert durch die heimgekehrten erwachsenen Glieder, die es sich trotz der beschwerlichen Verbindung mit dem Festlande nicht haben nehmen lassen, ihre heimatliche Scholle aufzusuchen, um die schönen Stunden mit den Ihrigen zu verbringen. Der Kaffeetisch ist mit selbstgebackenen Kuchen verschiedener Art, den in der Umgegend wegen ihres Wohlgeschmacks berühmten sogenannten Halligknerken, wohlbestellt. Heute „lohnt es sich" sogar braunen Zucker, den man während der übrigen Tage des Jahres nur vom Hörensagen kennt. Nach Beendigung dieses ersten Teiles muß des Hauses Mutter die nötigen Vorbereitungen für die Hauptmahlzeit treffen, während der Vater sich mit den Seinen zur Hausandacht rüstet. Diese beginnt mit dem Gesang eines frommen Liedes, das schon die Väter in gleicher Veranlassung zur Andacht gestimmt hat und deshalb besonders geheiligt ist. Man merkt es selbst dem Sechsjährigen an, daß die Töne und Worte, obwohl unverstanden, nicht ohne Eindruck verhallen; es ist, als ob Glaubensmaterial ganzer Generationen mit dem Liede vererbt worden wäre. Noch lange, wenn schon der Vater das Weihnachtsevangelium aus Harms oder Hofacker verliest, klingen ihm die Töne nach; denn von dem dargebotenen Worte Gottes in einer ihm fremden Sprache versteht der kleine Zuhörer nur wenige Brocken, wie Bethlehem, Maria, Joseph, Engel usw., und erleichtert atmet er auf, wenn das langersehnte Amen den Schluß ankündigt. Um so größer ist aber seine Aufmerksamkeit, wenn jetzt die Schüsseln aufmarschieren, unter denen eine, die sonst nicht erscheint und für dieses Fest eigens zugerichtete Pflaumen enthält, sein besonderes Interesse erweckt. Doch nicht nur er, sondern alle lassen es sich wohl sein beim sog. „Schnibbelpann," dem allgemeinen Weihnachtsessen auf der Hallig; mit diesem Namen bezeichnet man in Sauer eingekochtes Schweinefleisch. Sind alle bis zum „letzten Knopf" gesättigt, so beschließt wohl ein Vaterunser, das die andächtige Familie ehrfurchtsvoll den Ältesten sprechen läßt, diesen letzten Teil der Feier.

Doch damit ist das alte Fest der Sonnenwende, das bekanntlich im Weihnachtsfest eine christliche Auslegung gefunden hat, nicht beendet. Der Tag der Freude, wenigstens für die Kinder und somit auch für die Eltern, ist hier seit alten Zeiten bis in die Gegenwart der Silvesterabend. Wenn die Feier an

der Wende des Jahres im wesentlichen auch einen ähnlichen Verlauf nimmt wie am Christabend, so tritt doch jetzt etwas Neues und Eigenartiges hinzu. Wie bei unsern heidnischen Vorfahren in der heiligen Zeit „der Zwölften" (vom 23. Dezember bis 6. Januar) die Götter, Wodan auf seinem Schimmel, Frigga als Göttin der Fruchtbarkeit und Beschützerin der Ernte, durch die Lüfte sausten, so steigen auch die Engel als Diener Gottes auf die Erde, um die Halligkinder mit Himmelsgaben zu erfreuen. Ist die Andacht in entsprechender Weise beendigt, so kündigt Schellenklang das Nahen der himmlischen Gesandten an. Zwei junge Mädchen in weißen, mit bunten Bändern gezierten Kleidern, durch einen am Hut sorgfältig befestigten langen weißen Umhang vermummt, treten durch die weit geöffnete Tür, von den Kleinen mit gemischten Gefühlen sehnsüchtig erwartet. Stumm, unter fortgesetztem Geläute treten sie an die Kinder heran, die ihnen nun klopfenden Herzens zu einem Tänzchen nach ihrer Art die Hände reichen. Göttliche Nähe — welch eine Wonne für das gläubige und naive Kinderherz! Zum Lohne für Frömmigkeit und gutes Betragen erhält jedes Kind einige Kuchen aus der weißen Tasche, die jeder Engel mit sich führt; dieselben sind jedoch nur ein Vorgeschmack für das, was in der kommenden Nacht in die bereitgestellten Teller ausgeschüttet wird. Sind alle anwesenden und unaufgeklärten Kinder durch einen Engeltanz ausgezeichnet worden, so fordern Vater oder Mutter einen der Ihrigen auf, ein Gebet zu sprechen, worüber die Englein natürlich höchst erfreut sind. Ohne Gruß nehmen sie dann Abschied, die kleinen „Schutzbefohlenen" in froher Hoffnung zurücklassend, um sich durch die Himmelstöne ihrer Klingel dem Nachbarhause anzumelden. Wenn besondere Veranlassung vorliegt, so erscheint auch Knecht Ruprecht in grauenerregender Ausstattung mit Stock und Sack zur Aufnahme böser Buben in Begleitung der Engel, der aber gewöhnlich nicht in Tätigkeit zu treten braucht, da schon die Furcht in den kleinen Seelen ohne sein Auftreten die aufrichtigsten Beteuerungen steten Gehorsams und Wohlverhaltens hervorzubringen pflegt. Nach Beendigung dieses eigentümlichen Intermezzos wird die Festmahlzeit eingenommen, wobei man sich jedoch beeilt, damit das Zimmer für die Wiederkunft der Himmelsboten in Ordnung gebracht wird. Lauschend liegt die kleine Schar im Bett, um eventuell irgend ein Geräusch vernehmen zu können, während die Eltern mit Ruhe und Vorsicht die Teller für alle Kinder auf der Werft und diejenigen auswärtiger Verwandten mit Kuchen, Nüssen, Feigen und dergl. Dingen füllen. Unter den Süßigkeiten genießen die in der nächsten Stadt eingekauften bunten symbolischen Figuren, Pferde, Kühe, Enten, Hühner usw. darstellend, als sogen. Engelzeug besondere Wertschätzung, weil sie vermeintlich nur im Himmel von den Engeln selbst hergestellt werden können. Um die Freude des genügsamen Halligkindes noch zu erhöhen, wird jedem Teller ein Bilderbogen oder eine sonstige Kleinigkeit von geringem Wert beigelegt. Wie strahlen die Gesichter, wenn am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe die göttliche Bescherung in Augenschein genommen wird! Und mit dem Dank an die Eltern als Mittler zwischen ihnen und dem himmlischen Geber verbinden die Kleinen die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahr. Nun wird der Feststaat angelegt, um zu den Nachbarn zu eilen, die dort abgelegten Spenden entgegenzunehmen. „Glück, Segen und Gesundheit zum neuen Jahr!" tönt es beim Eintritt aus aller Mund, wozu noch zunächst nach der Instruktion der Mutter ein Spezialwunsch hinzugefügt wird, dahingehend, daß sich bis zur nächsten Sonnenwende ein Sohn, eine Tochter, ein Bräutigam oder eine Braut — je nach Bedarf — einstellen möge. Sind die Schätze heimgebracht, so werden sie verwahrt „im Schrein am Ehrenplatz," um dann

monatelang die kleinen Leckermäulchen für alle sonstigen Entbehrungen zu entschädigen.

In der Neujahrsbeschenkung finden wir eine Sitte erhalten, die in früheren Zeiten bei den Deutschen allgemein war und bis heute in Frankreich und Belgien beibehalten ist, indem noch hier am Neujahrsmorgen in allen Familien große Bescherung stattfindet. In der Halligfamilie ist sie freilich insofern eingeschränkt, als sie sich nur auf die unerwachsene Jugend erstreckt.

Für Inszenierung zügellosen Lebens und Treibens, diesen Nachklängen der alten römischen Saturnalien, die man in fast allen Gegenden findet, ist der Halligboden durchaus ungeeignet. Falls die heimgekehrte Jugend sich trotzdem in dieser Beziehung betätigen will, so muß sie sich damit begnügen, hier und dort eine Düngerkarre in ein Versteck zu schaffen, wodurch dann allerdings mancher Hausvater am nächsten Morgen auf einige Stunden in Verlegenheit gesetzt wird. Vielleicht dürfen wir diesen Brauch darauf zurückführen, daß früher während der Zeit der „heiligen Zwölften" das Misten bei Strafe der bösen Geister verboten war und kein Rad bewegt werden durfte.

Im Wandel der Zeiten verändern sich die Einrichtungen, Sitten und Bräuche der Menschen schnell. Der Vorgang, die Neujahrsbescherung auf das Weihnachtsfest zu verlegen, ist auch bereits auf der Hallig bemerkbar. Wo in den letzten Jahrzehnten der Tannenbaum zur Erhöhung der Festfreude am Weihnachtsabend seinen Einzug gehalten hat, da finden wir als Begleiterscheinung auch die Weihnachtsbescherung, so daß manche Halligkinder sich zur Zeit in der angenehmen Lage befinden, zweimal, am Christabend von Eltern und Geschwistern mit Geschenken, zu Neujahr von allen Verwandten und Werftbewohnern mit Kuchen und anderen eßbaren Dingen beschenkt zu werden.



Heimatglück.

Ick heff di leew, min Heimatdörp,
So lütt as du uck büst;
Doch dat ick di so hartli leew,
Heff lang ick sülfs nich wüßt.

Ins meen ick, in de wiede Welt,
Dor wahn dat Glück allen;
In so 'n verloren Heidedörp
Leet sick dat nümmer sehn.

Doch as ick nahsten buten stünn,
Do heff ick söcht und sunn,
Wo sick dat Glück versteken höll;
Ümsunst — ick heff't nich funn.

De Minschen wern so kolt und frömd,
Se föhlen nich mit mi;
Und wenn malins een fröndli deh,
Wer Egennutz darbi.

As Vadder un as Mudder snackt,
Heff ick dar kum mal hört;
Und all, wat sünst mi heili wer,
Stünn dar nich hoch in Wert.

Mi düch, as wer 'k en jungen Bom
Bi Fröhjahrstied verplant,
De nümmer nu recht Wöddeln sleit
Int harte, frömde Land!

Doch ins, as ick na Mudder reis
Na männi Jahr und Dag,
Dar seet dat Glück glieks vörn int Dörp
Und keek mi an und lach.

Ick sä: „Wat heff ick na di söcht,
Wo büst so lang du we'n?" —
„Ick heff hier all din Lefdag wahnt,
Du hest mi blots nich sehn!" —

Ick heff di leew, min Heimatdörp,
So lütt as du uck büst;
Doch dat ick di so hartli leew,
Heff lang ick sülfs nich wüßt.

Wenn ick na di mal reisen kann,
Is mi so lich to Moot,
Und wenn ick bi di Inkehr hol,
Makt Freud dat Hart mi grot!

Vel Schönes gifft dat up de Eer,
Doch 'n Heimat gifft 't man een;
So lang ick di, min Heimat, heff,
Bün ick ni ganz allen.

Gaarden. Hans Schramm.

Aus sieben Jahrzehnten.

Erinnerungen von **Christoph v. Tiedemann.**

II.

Wie ich Landvogt wurde.

„Nach Räumung der Danewirke durch die Dänen wurde in Schleswig eine preußisch-österreichische oberste Zivilbehörde eingesetzt. Als Zivilkommissare fungierten für Preußen: Freiherr v. Zedlitz, für Österreich: Graf Revertera. — Die erste und vornehmste Aufgabe der obersten Zivilbehörde mußte es sein, die Verwaltung in geregeltem Gange zu erhalten, sie aber zugleich den Interessen der deutschen Großmächte dienstbar zu machen. Unter den 571 weltlichen Beamten im Herzogtum Schleswig befanden sich 541 geborene Dänen. Ihre Beseitigung, wenigstens soweit sie sich in höheren leitenden Stellungen befanden, war eine unabweisliche Notwendigkeit. Aber auch unter den 30 geborenen Schleswig-Holsteinern war kaum einer, der vertrauenswürdig genug erschien, um im Amte belassen zu werden.

Es lag nahe, die 1851 von den Dänen vertriebenen Beamten zurückzurufen, welche in Preußen ein Unterkommen gefunden hatten. Von ihnen wurde z. B. der frühere schleswig-holsteinische Kriegsminister Jakobsen Amtmann in Schleswig, Theodor Storm Landvogt in Husum. Aber ihre Zahl war gering. Man mußte sich nach Holstein wenden, um unter den dortigen Beamten und Advokaten den nötigen Ersatz für die in Schleswig entlassenen Beamten zu finden. In Scharen zogen die holsteinischen Beamten, namentlich die Amtssekretäre, über die Eider. Auch mich litt es nicht länger in Kiel. Jetzt, wo die eisernen Würfel gefallen waren, war ich der berufsmäßigen Schreiberei satt und sehnte mich nach praktischer Betätigung im Staatsdienst. Am 9. Februar 1864 machte ich mich auf den Weg nach Schleswig, um mich den preußisch-österreichischen Zivilkommissaren zur Verfügung zu stellen. Ungern-Sternberg entschloß sich, mich zu begleiten. Die Eisenbahn konnten wir bis Rendsburg benutzen. Von dort ab war sie durch die Dänen beim Beginn der Feindseligkeiten zerstört worden.

In Rendsburg trafen wir im Hotel Bergmann verschiedene Bekannte, unter ihnen Römer. Es wimmelte von sächsischen, preußischen und österreichischen Offizieren. Die sächsischen in ihren neuen hellblauen, blitzblanken Uniformen, glatt wie aus dem Ei geschält, kontrastierten seltsam mit den preußischen und österreichischen, die abseits für sich saßen und mit ihren beschmutzten Röcken, aufgekrempelten Hosen usw. eine gewisse, nicht unberechtigte Koketterie trieben. Der Gegensatz wurde noch auffallender, als ein leicht verwundeter österreichischer Offizier eintrat und, den Arm in der Binde, den weißen Waffenrock mit Blut bespritzt, sich leicht gegen die Sachsen verneigte und dann am Tische seiner Kameraden Platz nahm. —

Ich bat den Wirt, mir, es koste was es wolle, einen Wagen für die Weiterfahrt nach Schleswig zu verschaffen, erhielt aber die Antwort, daß dies unmöglich sei, da die Truppen alles, was an Fuhrwerk vorhanden, requiriert und mit gen Norden genommen hätten; in der ganzen Stadt befänden sich nur zwei Bauerwagen aus Holstein, die aber bereits von den Johannitern mit Beschlag belegt seien. — Nun war guter Rat teuer. Es blieb nichts übrig wie der Versuch, den Weg nach Schleswig zu Fuß zurückzulegen. Draußen

herrschte ein Hundewetter. Der Schnee wirbelte durch die Straßen und war bei dem starken Frostwetter mit harten Schloßen vermischt, der Wind blies aus Norden, mir gerade entgegen. Ich konnte kaum darauf rechnen, den 4 Meilen weiten Weg in 7—8 Stunden zurückzulegen. — Während ich, die Reisetasche bereits umgehangen, noch unschlüssig dastand, sagte Römer: „Aber was wollen Sie denn eigentlich in Schleswig? Wie lange können Sie dort antichambrieren! Treiben Sie doch lieber Politik auf eigene Faust. Verjagen Sie doch z. B. Ferdinand v. Krogh aus Stapelholm und werfen sich dort zum Landvogt auf!" Römer scherzte nur. Mir aber kam wie ein erleuchtender Blitz der Gedanke, seinen scherzhaften Vorschlag ernst zu nehmen, denn er erschien mir durchaus nicht unausführbar. Ferdinand v. Krogh war einer der bestgehaßten Beamten im Herzogtum Schleswig. Obwohl Deutscher von Geburt, galt er als eins der willigsten und fügsamsten Werkzeuge des dänischen Polizeiregiments. Der Gedanke, als Landvogt an seine Stelle zu treten, hatte für mich um so mehr etwas Verlockendes, als ich annehmen durfte, in der Landschaft Stapelholm als Sohn meines Vaters mit offenen Armen aufgenommen zu werden.

Nach kurzer Überlegung sagte ich deshalb: „Römer, Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus. Ich gehe nach Süderstapel." Und damit griff ich nach Hut und Stock. Aber ehe ich noch die Tür erreicht hatte, öffnete sich diese, und herein trat ein völlig beschneiter Mann. Es war der Maler Magnussen aus Hamburg, den ich in den Kasematten [1]) kennen gelernt hatte. Er erzählte uns, daß er mit einer großen Quantität Liebesgaben von Hamburg hierhergekommen sei und den Österreichern zu folgen beabsichtige. Auf vieles Bitten sei ihm von den Johannitern einer der von ihnen requirierten Wagen überlassen worden. Jetzt aber habe er zu seinem Leidwesen erfahren, daß die Brücke bei Sorgbrück für Fuhrwerk nicht passierbar sei. Um nach Schleswig zu kommen, müsse man über Hohn und Kropp fahren, und weder er noch sein Fuhrmann kennten den Weg. Er riskiere daher nicht, heute Nachmittag noch aufzubrechen. — Der kam wirklich wie gerufen. Ich schlug ihm sofort vor, ein Kompagniegeschäft zu machen. Eine Viertelstunde von dem Wege zwischen Hohn und Kropp, den er einschlagen wollte, liegt Johannisberg. Bis dahin als Wegweiser zu dienen, erklärte ich mich bereit. Ferner schlug ich vor, auf Johannisberg gemeinsam zu übernachten; am nächsten Morgen könne er sich dann ja nach Schleswig, ich mich nach Süderstapel wenden. Magnussen ging mit Freuden auf meine Vorschläge ein, und eine halbe Stunde später rollte sein Wagen vor die Tür. Ehe wir abfuhren, kaufte ich noch eine Pferdedecke, schnitt ein Loch in die Mitte und steckte den Kopf hindurch. Magnussen folgte meinem Beispiel. So gepanzert, konnten wir mit Gemütsruhe den Unbilden des Wetters entgegensehen. Es war eine abenteuerliche Fahrt. — Völlig durchnäßt und halberfroren trafen wir nach Mitternacht auf Johannisberg ein. Alles hatte sich hier bereits zur Ruhe gelegt, geriet aber natürlich bei unserem Erscheinen in lebhafteste Bewegung. Nachdem wir bei Schwerdtfegers Garderobe eine Anleihe gemacht und unsere Anzüge gewechselt hatten, saßen wir bald bei einem dampfenden Glase Grog in großer Gemütlichkeit beisammen. Die Ereignisse der letzten Monate wurden lebhaft besprochen und Pläne für die Zukunft gemacht.

Als ich beiläufig hinwarf, daß ich Landvogt von Stapelholm zu werden beabsichtige, erregte das große Sensation. Meine Mutter schüttelte bedenklich

---

[1]) Die „Kasematten" oder der „Revolutionskeller" wurde ein Bierlokal genannt, das unter den Alsterarkaden belegen war.

den Kopf, Schwerdtfeger [1]) aber erhob entschiedenen Widerspruch. Er nannte meine Idee phantastisch und warnte namentlich davor, auf irgend eine Unterstützung von seiten der Stapelholmer selbst zu rechnen. Diese seien politisch viel zu indifferent, um sich für die Sache des Herzogs oder gar für meine Person in irgendwelche Unkosten zu stürzen. Ich laufe Gefahr, ein lächerliches Fiasko zu erleiden, wenn ich hier selbständig vorgehe. Schwerdtfegers Einwendungen machten mich in meinem Entschluß nicht wankend. Ich gab aber scheinbar nach und erklärte, die Sache noch einmal beschlafen zu wollen.

Am nächsten Morgen wurde ich frühzeitig geweckt. Vor meinem Bette standen Schwerdtfeger und der Doktor Hansen aus Erfde. Dieser, ein großer, breitschultriger Mann mit einer eigentümlich rauhen Stimme, hatte aus seiner deutschen Gesinnung nie ein Hehl gemacht und war mit den dänischen Behörden wiederholt in Konflikt geraten. Zwischen ihm und dem Pastor Christiansen in Erfde, [2]) einem Manne, der, wenn auch nicht dänisch gesonnen, doch viel zu vorsichtig war, um sich nach oben hin mißliebig zu machen, bestand seit Jahren eine unverhüllte Feindschaft. Hansen hatte sich schon vor Tagesgrauen aufgemacht, um die Unterstützung Schwerdtfegers für eine in Aussicht genommene Proklamierung des Herzogs zu erbitten. Der Herzog müsse in Erfde proklamiert werden, sagte er, er habe aber nicht Ansehen und Einfluß genug, um dies bei dem Widerstreben des Pastors Christiansen mit Erfolg zu bewirken. Sein dringender Wunsch sei nun, daß Schwerdtfeger die Sache in die Hand nehmen möge. Wenn ich gleichfalls mitwirken wolle, so sei ihm das außerordentlich willkommen. Selbstverständlich war ich hierzu bereit.

Nachdem wir gefrühstückt und uns von Magnussen verabschiedet hatten, bestiegen wir drei einen leichten Schlitten und jagten über die Schneefläche nach Erfde. Es war ein sonnenheller, klingender Wintertag, die Luft klar, aber beißend scharf, so recht ein Wetter, um den Kopf hell und das Herz elastisch zu machen. Während der Fahrt wurde die Inscenierung des geplanten großen Ereignisses verabredet und mir die Hauptrolle dabei zugeteilt.

Als wir in Erfde anlangten, standen schon Gruppen von Bauern auf der Straße. Wenn ich nicht irre, war es Sonntag. Es kann auch sein, daß die Erwartung ungewöhnlicher Begebenheiten die Leute aus den Häusern getrieben hatte. Kaum waren wir beim Wirtshause vorgefahren, als Dr. Hansen mit einer Miene, die einem Darsteller des Brutus Ehre gemacht haben würde, auf den Marktplatz des Dorfes schritt und die Bauernglocke zu läuten begann. Hansen läutete „Sturm und Brand,“ und kaum war eine Viertelstunde vergangen, so war jung und alt, Weib und Kind, alles was Beine hatte im Dorf, zusammengerannt. Hansen forderte die Anwesenden auf, sich ins Schulhaus zu begeben. Der von ihm ins Komplott gezogene Lehrer hatte die Schulstube mit einigen Fahnen und Bändern dekoriert, — es kommt mir sogar vor, als ob ein Bild des Herzogs vorhanden gewesen sei.

Nachdem die Bauern auf den Schulbänken, so gut es ging, Platz genommen hatten, während die Jungens draußen ihre Nasen gegen die Fensterscheiben drückten, bestieg mein Schwager Schwerdtfeger das Katheder und rief mit einer Stimme und einer Haltung, als wenn er vor der Schwadron stände, er sei hergekommen, um die Anwesenden aufzufordern, dem Beispiel ihrer Brüder

---

[1]) August Schwerdtfeger, früher Offizier im 1. schleswig-holsteinischen Dragoner-Regiment, hatte den Feldzug mitgemacht und sich später mit Tiedemanns Schwester Amalie vermählt.

[2]) Die Landschaft Stapelholm zerfiel in drei Kirchspiele: Süderstapel, Bergenhusen und Erfde.

in Holstein zu folgen und den „Herzog" zu proklamieren. Vorher aber wolle er mir, der ihnen ja allen bekannt sei, und der die ganze Sache „aus eigener Anschauung" durchgemacht habe, das Wort erteilen. — Ich stieg nun auf eine Schulbank und begann zu reden. Möglichst kurz und drastisch versuchte ich die Ereignisse in Holstein zu schildern, die Vorzüge und Tugenden des Herzogs ins Licht zu setzen und die Anwesenden glücklich zu preisen, daß sie, vom dänischen Joch befreit, unter die Herrschaft eines so ausgezeichneten Regenten geraten würden. Dabei ließ ich einfließen, daß jeder in seinem Kreise die Pflicht habe, das Seinige zu tun, um den Anbruch dieses neuen Tages herbeizuführen, die Wege ihm zu ebnen und nicht länger zu dulden, daß dänische Beamte auf deutschem Boden das Regiment führten.

Der Effekt meiner Rede war ein ganz überraschender. Wir hatten verabredet, daß, wenn ich geendet, Schwerdtfeger die Anwesenden auffordern sollte, sich insgesamt auf den Marktplatz zu begeben und dort, unter Gottes freiem Himmel den Herzog auszurufen. Ich schloß daher nicht mit einem Hoch auf den Herzog, sondern mit der Wendung, daß es mir eine große Genugtuung sei, heute inmitten einer Bevölkerung zu weilen, welche von jeher patriotisch gesonnen gewesen, und welche wie keine andere Einsicht und Tatkraft mit einander verbinde usw., und brachte der Landschaft Stapelholm, in deren Nähe meine Wiege gestanden, ein Hoch. — Die Menge fiel mit Getöse ein. Ein dreimaliges Hoch erschallte. Dann rief plötzlich eine Stimme: „Und der Advokat Tiedemann soll auch leben! und er soll unser Landvogt werden! Hoch!" Und war nicht geschrieen, so wurde jetzt geschrieen. Alles strömte nun auf den Marktplatz, wo Dr. Hansen jetzt seine Rede halten und dem Herzog ein Hoch bringen sollte. Aber die Gedanken der Leute hatten inzwischen eine andere Richtung bekommen. Der Herzog interessierte sie eigentlich wenig; er war ihnen ein fremder Begriff, an den sie sich erst allmählich gewöhnen mußten, dessen Bedeutung ihnen noch keineswegs klar war. Weit näher als der Herzog stand ihnen der Landvogt, und der Gedanke, den ebenso gehaßten wie gefürchteten Krogh von seiner erhabenen Höhe herunterzureißen und mich an seine Stelle zu setzen, hatte gezündet. Auch sehr persönliche Motive spielten mit. Einer der größten Schreier am heutigen Tage hatte seit Jahren eine Wirtschaftskonzession — bisher immer vergeblich — zu erhalten gewünscht; er drängte sich jetzt an mich heran und trug mir, als ob ich bereits Landvogt sei, sein Anliegen vor. — Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Dr. Hansens äußerst pathetische Rede einen geringen Eindruck machte. Man rief allerdings Hurra! als er endlich „im Namen des Rechtes und der Freiheit" den Herzog proklamierte. Die meisten wendeten sich aber sofort wieder meiner Person zu und fragten mich, was nun zu tun sei.

Die Antwort hierauf war nicht leicht. Der direkte Weg von Erfde nach Süderstapel war vollständig unter Wasser gesetzt. Schon seit 8 Tagen hatte jede Verbindung zwischen beiden Ortschaften aufgehört. Nur auf meilenweiten Umwegen war es also möglich, den Sitz des Landvogts zu erreichen. Der Vorschlag, zu seiner Vertreibung sofort mit der ganzen jungen Mannschaft aufzubrechen, mußte daher von der Hand gewiesen werden. Zweifelhaft erschien es ferner, wie die übrigen Kirchspiele über eine gewaltsame Vertreibung des Landvogts denken würden. Es war nicht unwahrscheinlich, daß bei der bekannten Rivalität zwischen Süderstaplern und Erfdern erstere die Partei des Herrn v. Krogh nehmen würden, und daß es dann zu einer riesigen Keilerei kommen müsse, lag auf der Hand. Endlich war man ganz ohne Nachricht darüber, ob Herr v. Krogh sich wirklich noch in Süderstapel aufhalte, oder ob

er sich nicht, was eigentlich anzunehmen war, mit den abziehenden dänischen Truppen entfernt hatte.

Ich suchte daher die jetzt schon etwas aufgeregten Gemüter zu beruhigen und erklärte, ich müsse mir vorbehalten, weitere Instruktionen zu erteilen. Zunächst könne ich nur meinen Dank für das mir entgegengebrachte Vertrauen aussprechen; ich sei bereit, wenn notwendig, die tatkräftige Unterstützung der Erfder in Anspruch zu nehmen. Mir war inzwischen nicht entgangen, daß einige ältere und angesehene Bauern, namentlich der Bauernvogt Paulsen, Gesche Tielsen u. a., welche sich überhaupt sehr zurückhaltend benahmen, mich mit einigem Mißtrauen betrachteten. Es mußte mir vor allen Dingen daran liegen, diese zu gewinnen, denn daß die lärmende Begeisterung der jüngeren Hitzköpfe morgen verraucht sein würde, war klar.

Allmählich waren verschiedene Tonnen Bier und Branntwein geleert. Der Tatendrang der Jüngeren wuchs mit jeder Minute, und die sprichwörtliche Liebhaberei der Stapelholmer für blutige Köpfe schien ihr Recht haben zu wollen. Plötzlich wurde der Vorschlag laut, dem Pastor Christiansen zu Leibe gehen, diesem „Dänenfreund," diesem „Schleicher." Fast schien es mir, als ob Dr. Hansen der Urheberschaft dieses Gedankens nicht ganz fremd sei. Tumultuarisch erhoben sich die jüngeren Bauern, griffen nach Stöcken und Stühlen und wollten sich so bewaffnet auf die Straße stürzen (wir saßen nämlich schon seit geraumer Zeit in dem großen Tanzsaal des Wirtshauses). Einige schrieen, sie würden im Pastorat alles kurz und klein schlagen, andere wollten den Pastor lebendig oder tot über die Grenze bringen. Das Verderben schien seinen Lauf nehmen zu wollen. — In diesem kritischen Moment erhob ich mich und bat mit Stentorstimme ums Wort. Es sei nur recht und billig, rief ich, daß die dänischen Beamten, welche das Volk geschunden hätten, mit Gewalt, wenn es sein müsse, dahin zurückgejagt würden, woher sie gekommen. Was aber habe Pastor Christiansen verbrochen? Sei er ein Däne? Habe er sportuliert? Was könne man ihm vorwerfen, als daß er ein schwacher Mann sei, der sich vor dem Landvogt tiefer gebückt habe, als notwendig? Sei das ein Grund, ihm die Knochen entzwei zu schlagen? Die heutige hohe, patriotische Festfreude dürfe nicht getrübt werden. Und kurz und gut, jeder, der dem Pastor Christiansen ein Haar krümme, werde es mit mir zu tun bekommen. — Nur verdrießlich standen die Heißsporne von ihrem Vorhaben ab. Aber viele der Älteren, welche sich bisher im Hintergrunde gehalten, traten jetzt auf mich zu, schüttelten mir die Hand und dankten mir für meine Intervention. Sie hatten den Eindruck, ich würde als Landvogt meine Sache verstehen. In der Tat, dem Pastor Christiansen ist kein Haar gekrümmt worden. Wohl aber machte sich an jenem Tage — lange nachdem Schwerdtfeger und ich uns entfernt hatten — der Erfder Tatendrang noch Luft. Im Dorfe Thielen war der Fährpächter eine allgemein verhaßte Persönlichkeit. Seine dänische Gesinnung war bekannt. Bei jeder passenden Gelegenheit hatte er in demonstrativer Weise mit dem Danebrog geflaggt. Er galt überdies als ein Spion und Angeber, und die böse Welt behauptete, seine Frau, die keineswegs mehr jung, aber für ihre Jahre noch recht hübsch war, sei eine Freundin des Landvogts. Durch seine Frau und seine Spionage habe er die sehr einträgliche Fährpacht erhalten. Dieser Fährpächter wurde der Blitzableiter, auf den sich die im Wirtshaus angesammelte Elektrizität entlud. Wie die Sache in Anregung gekommen, hat später nicht aufgeklärt werden können; Faktum ist nur, daß die gesamte junge Welt aus Erfde, Bargen und Thielen sich am Nachmittag vor dem Hause des Fährpächters eingefunden hat, daß dieser windelweich geprügelt worden ist,

und daß Möbel, Fensterscheiben, Küchengeschirr kurz und klein geschlagen sind. Alles zu Ehren des neuproklamierten Landvogts! Die erste Untersuchung, die dieser neue Landvogt zu führen hatte, war gegen die Attentäter jenes Nachmittags gerichtet.

Wieder zu Hause angelangt, fanden wir einen an Schwerdtfeger gerichteten Brief vor, in welchem der Bauernvogt von Kropp bat, Schwerdtfeger möge doch am nächsten Tage nach Kropp kommen — zur Feier der Proklamierung des Herzogs. Wir beschlossen, der Einladung Folge zu leisten, vorher aber nach Schleswig zu fahren. Ich wollte den Versuch machen, mich den Zivilkommissaren vorzustellen oder doch wenigstens mit dem Amtmann Jakobsen Rücksprache zu nehmen. Die Nachricht war nämlich inzwischen nach Johannisberg gedrungen, daß Jakobsen, der frühere schleswig-holsteinische Kriegsminister und Freund meines Vaters, zum Amtmann von Gottorf und Hütten ernannt sei und gleichzeitig Vollmacht erhalten habe, mit den Beamten im südlichen Schleswig aufzuräumen und Deutschgesinnte an deren Stelle zu setzen.

Die Zivilkommissare traf ich nicht; sie waren am Morgen nach Flensburg gefahren. Jakobsen fand ich im Amthause. Er war ein prächtiger alter Herr, der hinter einem bärbeißigen Wesen ein goldiges Herz barg. Mir ist er später stets ein väterlicher Freund gewesen. Jetzt rannte er wie ein brüllender Löwe umher, auf alles scheltend und jeden, der ihm in den Weg kam, anschnauzend. Ich trug ihm vor, daß ich es für meine Pflicht hielte, meine geringen Kräfte der preußisch-österreichischen Verwaltung zur Disposition zu stellen, und daß ich zur Übernahme eines jeden Postens bereit sei. Das sei zu spät, brummte er, er habe keine Ämter mehr zu vergeben, alle seien bereits besetzt. Ich erwiderte, es sei auch nicht meine Absicht, ihn um Übertragung irgend eines Amtes zu bitten; ich sei nur gekommen, um mir seine Zustimmung zu den Schritten zu sichern, die ich selbständig zu unternehmen gedächte. Und nun teilte ich ihm die Erlebnisse des gestrigen Tages mit. Als ich Kroghs Namen nannte, sprang er auf: „Himmel Donnerwetter! Der ist ja ganz vergessen. An den hat noch kein Mensch gedacht. Lebt die Bestie noch? Der muß fort, um jeden Preis — lebendig oder tot!" — „Stellen Sie sich meine Lage vor," fuhr er fort, „alles muß ich allein besorgen, der Teufel hole eine solche Wirtschaft! — und das konnte ich vergessen?!" — „Geben Sie mir Vollmacht," sagte ich, „ihn fortzuschaffen — lebendig oder tot — ich werde es besorgen." — „Versteht sich, natürlich sollen Sie eine Vollmacht haben, aber nur nicht schriftlich, alles wird hier mündlich abgemacht." Sein Wort genüge mir vollständig, sagte ich. Wenn aber, fuhr ich fort, Krogh beseitigt sei, wer solle dann Landvogt werden; mir schiene es nicht unangemessen zu sein, daß ich die Stelle übernehme. Jakobsen sprang wieder auf. „Herr, sind Sie des Teufels? Dazu sind Sie ja viel zu jung!" Ich antwortete mit der trivialen Bemerkung, daß Jugend ein Fehler sei, der mit jedem Tage geringer werde. — „Donnerwetter, Sie wollen gleich hoch hinaus! Ich hatte mir gedacht, Sie sollten hier mein Sekretär werden und mir zur Hand gehen, um den verdammten Dreck hier auszukehren." — Ich erwiderte, so schmeichelhaft auch für mich das Anerbieten sei, an seiner Seite zu arbeiten, so glaubte ich doch, hierauf verzichten zu müssen. Mich locke gerade die Schwierigkeit der Aufgabe, die in Stapelholm zu lösen sei. „Na, denn in Gottes Namen, machen Sie, was Sie wollen. Aber ich habe nichts gesagt. Wenn Sie den Hals brechen, ist's Ihre Sache." Damit schieden wir.

Als Schwerdtfeger und ich wieder nach Kropp kamen, hatte das Dorf ein festliches Aussehen gewonnen. Die Häuser waren mit Fahnen geschmückt, eine

Musikbande stand vor der Tür des Wirtshauses, Festordner mit Schärpen und Kokarden liefen durch die Menge. Wir wurden mit Tusch empfangen. In feierlichem Zuge sollten sich alle nach dem Markt begeben.

Wir waren im Begriff, eine kleine Magenstärkung zu uns zu nehmen, als ein Reiter ins Dorf gesprengt kam. Er hielt vor der Tür des Wirtshauses und nannte meinen Namen. Als ich hinaustrat, überreichte er mir ein an mich gerichtetes, mit dem Siegel des Fleckenskollegiums zu Bredstedt versehenes Schreiben, welches folgendermaßen lautete: „Es wird Ihnen vielleicht nicht unbekannt sein, daß die hiesigen Beamten unfreiwillig uns verlassen haben, und erlauben wir uns unter solchen Umständen, an Sie die Vorfrage zu richten, ob Sie geneigt sind, den Landvogteidienst zu übernehmen, und bitten Sie zugleich, uns Ihren Entschluß durch den Überbringer dieses wissen zu lassen." (Das Schreiben war datiert vom 9. Februar 1864 und namens des Fleckenskollegiums unterzeichnet von dem Amtsgevollmächtigten F. F. Magnussen, Bruder des Malers Magnussen, von dem die Bredstedter Tiedemanns Aufenthalt erfahren hatten, nachdem dieser vorher von anderer Seite für die Landvogtei in Vorschlag gebracht worden war. Maler Magnussen hatte seine Liebesgaben in Schleswig an die Lazarette abgeliefert und war dann nach Bredstedt gereist, um seinen Bruder zu besuchen. Hier erschien er „zum zweitenmal in diesen Tagen wie ein deus ex machina.")



Fig. 1.[1]) Der Wasserturm wurde 1891 auf der Hohen Katze, einer der vier Bastionen der ehemaligen Festung, errichtet.

[1]) Die Bilder 1—8 sind dem trefflichen Fremdenführer: „Glückstadt das heutige im alten" von Geh. Rat Prof. Dr. Detleffen entnommen. Der Verleger, Max Hansen-Glückstadt, hat uns die Klischees freundlich zur Verfügung gestellt.



Fig. 2. Der Schwanenteich im Stadtpark zu Glückstadt.

„Das Anerbieten der Bredstedter kam sehr zur gelegenen Zeit. Zwar war ich von vornherein entschlossen, es abzulehnen, nicht, weil die Aussicht, Landvogt in Bredstedt zu werden, irgend eine unangenehme Seite für mich gehabt hätte: im Gegenteil, noch vor wenigen Tagen wäre sie mir im glänzendsten Lichte erschienen, sondern weil sich der Plan, Landvogt in Stapelholm zu werden, nun einmal in meinem Kopfe festgenistet hatte. Mir war aber sofort klar, daß das Bredstedter Schreiben als eine vorzügliche Handhabe bei Verfolgung dieses Planes verwertet werden könne.

Ich entwarf daher, während sich der Festzug in Bewegung setzte, ein kurzes Antwortschreiben an das Bredstedter Fleckenskollegium, in welchem ich für das mir geschenkte Vertrauen meinen verbindlichsten Dank, zugleich aber mein Bedauern darüber aussprach, daß bereits anderweitig eingegangene Verpflichtungen es mir wahrscheinlich unmöglich machen würden, dem an mich ergangenen ehrenvollen Rufe Folge zu leisten. Sollte ich nicht in den nächsten drei Tagen persönlich in Bredstedt erscheinen, so müsse ich bitten, von meiner Berufung Abstand zu nehmen.

Nachdem dieser Brief dem reitenden Boten übergeben worden, bestieg ich einen im Dorfe inzwischen gemieteten Leiterwagen und war, bevor der Festzug zum Wirtshaus zurückkehrte, auf dem Wege nach Süderstapel. Jede Einzelheit dieser Fahrt ist in meinem Gedächtnis haften geblieben. Ich sehe noch heute vor mir die beiden langsam dahintrottenden Pferde, welche niemals gleichmäßig anzogen, sondern von denen bald das eine, bald das andere anderthalb Fuß vorauf war, den kleinen, etwas buckligen Fuhrmann mit einer großen, über die Ohren gezogenen Pudelmütze, der fortwährend die Peitsche hin- und herschwenkte,

ohne jemals eins der Pferde empfindlich zu berühren, wie wenn er (im Februar) Fliegen vertreiben wollte. Ich selbst saß, in Schwerdtfegers hellblauen Dragonermantel gehüllt, eine Zigarre nach der andern rauchend, wohlbehalten auf einem Strohsack und lachte von Zeit zu Zeit in mich hinein. Meine Situation erschien mir im höchsten Grade originell. Ich zog in die Welt hinaus, um mir eine Landvogtei, sei es in Süderstapel oder in Bredstedt zu erobern, und ich zweifelte keinen Moment daran, daß mir das eine oder das andere gelingen werde. Meine Phantasie malte sich Bilder aus der nächsten Zukunft aus. Wie würde mir wohl in acht Tagen zu Mute sein? In welcher Umgebung würde ich mich befinden? Welche unvorhergesehenen Ereignisse würden sich mir in den Weg stellen oder, unter glücklicher Benutzung, mich vielleicht vorwärts treiben? Sollte ich jemals — ich erinnere mich dieses Gedankens ganz genau — in späteren Jahren meine Memoiren schreiben, so müßte doch sicherlich diese abenteuerliche Fahrt dabei besonders geschildert werden. — Als wir etwa um 8 oder 9 Uhr abends trotz Schneesturm und Finsternis in Süderstapel angelangt waren, ließ ich einen Augenblick halten. Bei Norderstapel scheidet sich der Weg. Die Hauptstraße führt rechts nach Friedrichstadt und von dort über Husum nach Bredstedt; eine Nebenstraße zweigt sich links ab, um sich, nachdem sie Süderstapel berührt, im rechten Winkel wieder der Hauptstraße zuzuwenden. Einen Moment ließ ich halten; es durchschoß mich der Gedanke, ob es nicht am Ende doch töricht sei, einem ungewissen Ziele nachzujagen und der Tauben auf dem Dache wegen den Sperling aus der Hand zu lassen. Aber nur einen Moment schwankte ich; dann ließ ich in den Weg links einbiegen und war in einer Viertelstunde in Süderstapel.



Fig. 3 Der Glückstädter Hafen.



Fig. 4. Ein Heringslogger.

In der Gastwirtschaft des Herrn Martens schien es lustig herzugehen. Die Fenster des großen Tanzsaales im oberen Stockwerk waren erleuchtet; Musik und Gesang tönte herab: „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ wurde von rauhen Kehlen gesungen. Eine große blau-weiß-rote Fahne wehte über der Eingangstür. Es war klar, auch hier war heute der Herzog proklamiert worden und auch hier herrschte eine Feststimmung, die durch Grog und Wein wesentlich erhöht war. Ich ließ den Wagen vor dem Gasthaus halten und gab dem Fuhrmann Anweisung, auszuspannen. Dann eilte ich nach der Wohnung des Apothekers Lemmél, der ein alter Freund und Anhänger meines Vaters war und sich stets als treuer, zuverlässiger Patriot bewährt hatte. Ich wollte mich zunächst über die Situation orientieren.

Die Lemmélsche Familie fand ich am Teetisch versammelt. Lemmél, mit gerötetem Gesicht, seit dem frühen Morgen in permanenter Rührung, empfing mich schluchzend vor Freude. Mit den kleinsten Details wurden mir die Vorgänge der Herzogsproklamierung in Süderstapel und die kopflose Flucht des Landvogts v. Krogh geschildert. Lemmél, der bei diesen Vorgängen die Hauptrolle gespielt hatte, kam sich vor wie ein antiker Tyrannenmörder. In den Jubel über den Sturz des Tyrannen mischte sich jedoch die stille Besorgnis, ob er nicht doch am Ende unversehens wiederkommen und blutige Rache nehmen könne. Nach Lemmels Mitteilungen war die Stimmung in der Süderstapeler Bauernschaft sehr geteilt. Die jüngeren Bauern waren fast sämtlich gut deutsch, die älteren und einflußreicheren aber verfolgten mit Besorgnis und Mißtrauen den Umschwung der Dinge und waren in ihrem Herzen fest davon überzeugt, daß die dänische Herrschaft nicht zu erschüttern, geschweige denn zu beseitigen sei.

Im raschen Austausch der Mitteilungen und Ansichten mochte eine halbe Stunde verflossen sein, als zwei Männer etwas stürmisch ins Zimmer traten. Der eine von ihnen, Klaus Hasche, hatte seiner deutschen Gesinnung wegen unter dem willkürlichen Polizeiregiment der letzten Jahre viel zu leiden gehabt. Er war ein langer, hagerer, starkknochiger Mann mit einem Gesicht wie Pergament, das rechte Abbild eines eigensinnigen und zähen Bauern. Der andere war der Landesgevollmächtigte Edens, ein Mann von großer geschäftlicher Gewandtheit, dessen politische Haltung in Zeiten der Bedrängnis nicht immer ganz sattelfest gewesen, der sich aber jetzt der aufgehendeu Sonne mit ganzer Hingebung anschloß. Beide kamen als Abgesandte der Gesellschaft, die in der Martensschen Gastwirtschaft versammelt war. Man hatte von dem Fuhrmann, der mich dorthin gebracht, erfahren, daß ich in Süderstapel angelangt sei, man wußte von den Vorgängen, die sich gestern in Erfde abgespielt hatten, und



Fig. 5. Die Mole.

wollte diesen eine Fortsetzung geben. Ich sollte noch heute Abend als Landvogt proklamiert werden. Dringend wurde ich gebeten, mich sofort in die Versammlung zu begeben.

Glücklicherweise bewahrte ich in diesem Augenblick meine Kaltblütigkeit. Wäre ich den beiden, wie auch Lemmél wollte, ins Wirtshaus gefolgt, so hätte dort eine turbulente Scene stattgefunden. Die Weinseligkeit hatte ihr Recht verlangt. Man würde mich vielleicht auf den Tisch gehoben, Flaschen und Gläser mir zur Ehre zerbrochen, jedenfalls aber, um einen Berliner Ausdruck zu gebrauchen, einen ungeheuren Radau verübt haben. Meine Einsetzung als Landvogt hätte den Charakter einer Farce erhalten. Der Katzenjammer nach

dem Rausch wäre nicht ausgeblieben. Das alles wollte ich vermeiden; ich wollte mich in ernsthafter Weise installieren. Zur großen Überraschung Lemmels und zur aufrichtigen Betrübnis der beiden Abgesandten erklärte ich deshalb, daß ich nur dann bereit sei, das Amt des Landvogts zu übernehmen, wenn die gesetzlichen Vertreter der Landschaft in einer rite berufenen Versammlung mich hierum ersuchen würden. Dem Wunsche einer beliebigen Wirtshausgesellschaft, möge sie im übrigen noch so anständig und ehrenwert sein, könne ich in dieser Frage unmöglich Folge leisten. Ich zog das Schreiben des Bredstedter Fleckenskollegiums hervor, zeigte es den Anwesenden und sagte, daß ich mir bis morgen Abend die Entscheidung darüber vorbehalten müsse, ob ich in Süderstapel bleiben oder meine Schritte nach Bredstedt lenken wolle.

Meine Erklärungen, bei denen ich, aller Bitten ungeachtet, fest beharrte, machten den gewünschten Eindruck. Noch in der Nacht gingen Boten nach den verschiedenen Dörfern der Landschaft ab, um auf den nächsten Mittag die Bauernvögte und deputierten Achtmänner zu einer außerordentlichen Landesversammlung zu berufen. In dieser Versammlung soll es etwas stürmisch hergegangen sein. Der von Edens eingebrachte Antrag, mich förmlich und feierlichst zu ersuchen, bis zum Eintreffen einer Entscheidung der österreichisch-preußischen Zivilkommissare die Landvogteigeschäfte zu übernehmen, wurde anfangs von den Bauernvögten der Ortschaften Süderstapel, Norderstapel und Wohlde bekämpft. Diese kamen indessen, namentlich infolge der drohenden Haltung, welche die Erfder Vertreter einnahmen, bald zur Einsicht, daß es nutzlos sei, wider den Strom zu schwimmen, und der Edenssche Antrag wurde schließlich einstimmig angenommen. Eine Deputation, von Edens geführt, überbrachte mir den gefaßten Beschluß; in ihrer Begleitung begab ich mich zur Landvogtei, ließ mir dort die Akten und Journale überliefern und vertiefte mich dann sofort in die laufenden Geschäfte."

(Noch an demselben Tage, den 12. Februar 1864, ging ein Bericht an den preußischen Zivilkommissar, Regierungskommissar, Freiherrn v. Zedlitz in Schleswig ab, in welchem Tiedemann nach Darlegung der Umstände und Verhältnisse, die ihn zur Übernahme der interimistischen Verwaltung der Landvogtei veranlaßt hätten, ganz gehorsamst bittet, ihn im Amte eines Landvogts und Deichgrafs der Landschaft Stapelholm vorläufig bestätigen zu wollen.)

„Fast sechs Wochen lang habe ich dann ohne jede höhere Legitimation das Amt eines Landvogts verwaltet. Dann traf am 24. März ein vom 18./20. datiertes Reskript der obersten Zivilbehörde ein, durch welches meine Verwaltung genehmigt und ich zugleich aufgefordert wurde, den Richtereid schriftlich zu leisten.

Der Süderstapeler Staatsstreich hatte inzwischen noch ein lustiges Nachspiel gehabt. Vor seiner, einer Flucht gleichenden Abreise hatte der Landvogt v. Krogh in einem amtlichen Schreiben den Stadtpräsidenten (Bürgermeister) Brück in Friedrichstadt ersucht, bis zu seiner Rückkehr die Geschäfte der Stapelholmer Landvogtei zu übernehmen. Ohne von den Vorgängen der letzten Tage Kenntnis erhalten zu haben, traf Brück am Morgen nach meiner Installierung in Süderstapel ein und war natürlich nicht wenig überrascht, als er hier erfuhr, daß das Nest, in dem er es sich bequem machen wollte, bereits von einem andern Vogel besetzt sei. In etwas brüsker Weise trat er zu mir ins Büreau. Das Kroghsche Schreiben vorzeigend, forderte er mich auf, sofort die Landvogtei zu räumen und ihm als dem berechtigten Amtsverweser Platz zu machen. Ich erwiderte höflich, daß ich lebhaft bedauern müsse, seinem Wunsche nicht Folge geben zu können; die Berechtigung des flüchtig gewordenen Landvogts v. Krogh, sich einen Nachfolger zu geben, vermöge ich nicht anzuerkennen. — Die Land-

schaftsversammlung habe ja aber auch nicht das mindeste Recht, einen Landvogt zu wählen, entgegnete Brück. — Das war nun richtig; es ließ sich schwer etwas dagegen einwenden. Ich sagte daher nach einer Pause, in welcher Brück Oberwasser erhalten zu haben glaubte: „Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Schlichtung unseres Streites machen, Herr Stadtpräsident! Ich lasse jetzt den Gerichtsdiener Puck rufen. Sie befehlen ihm, mich zu arretieren, ich befehle ihm, Sie zu arretieren. Wir können dann ja abwarten, wer auf dem Büreau bleibt und wer ins Gefängnis abgeführt wird. Die Situation wird jedenfalls dadurch geklärt."

Brück machte ein sehr verblüfftes Gesicht. Er murmelte einige unverständliche Worte, nahm seinen Hut und verschwand, von mir höflich bis zur Treppe geleitet."

Kiel. H. E. Hoff.



Ein Wort zu viel.

O wer ermißt die stille Pein,
Trifft dich ein Schlag, ein Wort, das fiel;
Die Welt steht still im nächt'gen Schein,
Es war ein Wort, ein Wort zu viel.

Nur finde bald den Weg zurück,
Der Schmerz, ob tief, er sich vernarbt.
Kürz' nicht des Lebens karges Glück,
Daß hungernd deine Seele darbt.

Vergib, vergiß, es sei vorbei,
Und drüber rauscht die Lebensflut;
Es ist ja alles einerlei,
Bleibst du nur lieb, bleibst du nur gut.

Kiel. Berta Lüdemann.



16. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck zu Glückstadt.

Dienstag, 5. Juni 1906.

Endlich hatte sie den dichten Wolkenschleier durchbrochen; hell und freundlich leuchtete sie in die Welt, die Pfingstsonne. So wanderten auch wir, Männer und Frauen, in Pfingststimmung fürbaß, geleitet von unsern Glückstädter Freunden, Herren des Ortsausschusses, die mit einem Nachmittags-Spaziergange in die nächste Umgebung von Glückstadt die Veranstaltungen der Generalversammlungstage eröffneten. Bald erkannten wir: Unser Versammlungsort ist wirklich ein Glück im Winkel! Kein Hasten, Drängen und Schieben; ein stiller, wohlhabender Ort an der schiffsbelebten Straße, die von Hamburg hinausführt in die große, weite Welt. Und doch wiederum Handel und Wandel, Arbeit und Mühe. Hier lagen die Logger halbwegs fahrt- und fangbereit; dort der Stapel roter Quebrachohölzer quittierte einen Gruß aus dem südamerikanischen Urwalde. Häuser und Straßen, Gehöfte und Gärten, Äcker und Wiesen und nicht zuletzt die Menschen erzählten von dem Segen als der Mühe Preis! Mit solchen Gedanken betrat ich den Stadtpark. Die ehemaligen Wälle sind auch hier, wie in vielen ehedem so sehr beengten Festungen, niedergelegt und zu herrlichen Anlagen umgewandelt worden (Fig. 1). Zu beiden Seiten des Kremper Steindammes sind Ulmen gepflanzt, die zu einer prächtigen Allee herangediehen sind. Links und rechts liegen viele Baumanlagen mit schattigen Spazierwegen, vielfach verschlungen; sie führten den Namen „Irrgarten" nicht umsonst. Hier kann der Städter unmittelbar vor den Toren der Stadt das Werden und Vergehen, den bunten Wechsel im Kommen und Gehen der lieblichen Kinder Floras beobachten. Man ist weitergegangen: Baum- und Strauchgruppen aus Ländern der Ferne wurden hier gesetzt, wichtige Vertreter mit Namenschildern behängt, eine Einrichtung, die ich auch für andere städtische Parkanlagen empfehlen möchte. Es war ein Spaziergang wie durch einen botanischen Garten; unser ästhetisches und wissenschaftliches Interesse wurde stets wachgehalten. Dort steht ein schlichter



Fig. 6. Rathaus mit Elbe.

Denkstein; er verewigt das Andenken an den Präsidenten der Stadt, den Etatsrat J. E. Seidel, auf dessen Ersuchen der dänische König Friedrich VI. der Stadt den Platz der ehemaligen Festungswerke für die Anlage des Parks zum Geschenk machte. Doch weiter geht unser Weg, an zwei stillen Weihern (Fig. 2) vorbei, hinauf auf den schmucken Aussichtsturm, von dessen Zinnen neben der Landesfahne auch das nordamerikanische Sternenbanner winkt. Und dies bedeutet, daß ein Deutschamerikaner in Washington, Herr A. Schmedtje, ein Sohn und Wohltäter Glückstadts, diese Zierde des Parks vor einigen Jahren seiner Vaterstadt geschenkt hat. Von der Plattform des Turmes aus erfreuen wir uns des Anblicks eines herrlichen Landschaftsbildes, der Glückstädter und Kremper Marsch. Es liegt uns fern, Kirchtürme zu zählen, die Topographie zu studieren, das verträgt sich nicht mit dem sonnenbeschienenen Panorama. Auf dem Elbstrom liegt das größte Auswandererschiff der Hamburg-Amerika-Linie, die „Auguste Viktoria.“ Sie ist, wenn ich recht behalten habe, 213 m lang. In Gedanken lasse ich das Ungeheuer an unserer Kieler Nikolaikirche sich emporrichten: es überragt dies ehrwürdige Wahrzeichen meiner Vaterstadt um mehr als das Dreifache seiner Höhe. Wir bedauerten nur, daß es dem Ortsausschuß nicht gelungen war, die Freigabe des Besuchs dieses Riesendampfers zu erwirken. Auch als wir längst schon auf schmalen Fußsteigen durch das Gemüseland dahinwanderten, grüßten Masten und Schornsteine dieses doch recht weit von uns gelegenen Leviathan über den Elbdeich hinüber: ein Wolkenkratzer auf dem Wasser. — Flensburg und Kiel sind die Hauptkonsumenten der Glückstädter Kartoffeln, jener Frühkartoffeln, die hier auf fettem Marschboden unter sorgsamer Pflege heranwachsen, zu einer Zeit, in der die Ware noch etwas gilt und die Erdfrüchte selber den Gefahren ansteckender Krankheit noch nicht ausgesetzt sind. Rhin und Stör bilden die Verkehrsstraßen für die Kähne, die nacheinander die Kartoffeln, das Obst und den Weißkohl an den Markt bringen (Fig. 3). Unser Führer kennzeichnete die sog. Wildnis als den Spreewald im kleinen. Früher mag sie den Vergleich schon ausgehalten haben; heute erinnerte sie mich mehr an die Vierlande.

Zum Gemüsebau gesellt sich als weitere Erwerbsquelle die Heringsfischerei. Am Rhin zieht sich ein Trockenplatz für Netze weit entlang. Jener Speicher ist gefüllt mit Ausrüstungsgegenständen aller Art für den großen Heringsfang mit Loggern. Bis 1860

gehörte das Haus den Grönlandsfahrern und diente zum Aufbewahren ihrer Beute, bestehend aus Tran, Walfischbarten, Seehundsfellen usw. Vordem aber hatte dies Haus bessere Zeiten gesehen. Es wurde 1701 von dem dänischen Admiral Matthias von Paulson erbaut, bereits im folgenden Jahre von König Christian V. als Absteigequartier benutzt, weil das Schloß sehr baufällig war, und der englische Gesandte Vernon hat es als „eine hübsche Wohnung am Rande eines großen Kanals mit einem schönen Garten, der bis an den Wall reicht," gepriesen. So vergeht der Welt Herrlichkeit! Wer will's beklagen? Der Ertrag des Heringsfanges betrug im Jahre 1903: 495 828, 1904: 455 451 *M.* Die Flottille im Hafen, aus 17 Loggern bestehend, bot ein interessantes Bild (Fig. 4). Noch erzählte man sich von dem Logger, der im Winter auf der Nordsee spurlos verschwand, und auch das ist ein Beweis dafür, daß der Strang eines Lebensnerven für Glückstadt zerrissen worden ist.

Vom Großen zum Kleinen! Am Elbdeiche blüht die meterhohe Staude des Färberwaus (Reseda luteola L.), einer Pflanze, die in unserer Heimat recht selten angetroffen wird. Meine Tischnachbarin am Mittwoch war eine begeisterte Blumenfreundin und treffliche Kennerin auch der wildwachsenden Flora. Sie wußte von mancher Seltenheit zu berichten und schwärmte vor allem für die Villarsia nymphaeoides, welche bei Glückstadt in den Gräben üppig blüht.

Noch ein Blick von der Mole (Fig. 5) auf die Unterelbe hinaus, hinüber nach der Insel Krautsand. In der Mitte des Stroms liegt die mit Schilf bestandene Rhinplatte. Bei Sturm, Eisgang, Wogenprall, im Schein der Morgen- und Abendsonne, zu allen Jahreszeiten, immer genießt der Beschauer wechselvolle Bilder; kein Wunder, daß der Spaziergang zur Mole für manchen guten Glückstädter ein unabweisliches tägliches Bedürfnis geworden ist. — — —

Punkt 8 Uhr eröffnete Herr Gymnasial-Professor Dr. Clasen-Glückstadt den Kommers im „Franschen Garten." Herr Bürgermeister Brandes sprach den Willkommensgruß und schloß seine herzlichen Worte mit einem Hoch auf den Kaiser. Im Mittelpunkte der Veranstaltungen stand der Lichtbildervortrag von Herrn Lehrer Theodor Möller aus Kiel: „Kreuz und quer durch Schleswig-Holstein." An der Hand seiner trefflichen, von ihm selbst mit eigenem Apparate vorgeführten Diapositive gab der Vortragende eine möglichst getreue Schilderung der drei bekannten Landstriche, eine Darstellung ihrer besonderen Eigenheiten und Schönheiten unter Berücksichtigung der kulturhistorischen und geschichtlichen Denkmäler. In 59 Bildern entrollte der Vortragende vor den Augen der andächtig lauschenden Hörer nacheinander das Vorherrschen der weichen, welligen Linien der östlichen Hügellandschaft, typische Seen- und Flußgebiete (erwähnt sei besonders der auch als Wandbild erschienene „Westensee mit Eider," bei R. Cordes in Kiel verlegt). Partien aus ostholsteinischen Wäldern gaben Material für Blumen- und Baumstudien; zuletzt wurde uns das niedersächsische Bauernhaus vorgeführt. In ähnlicher Weise behandelte Herr Möller die Heide- und Moorgebiete des Mittelrückens mit besonderer Berücksichtigung der Kulturdenkmäler aus prähistorischer Zeit (Hünengrab und Schalensteine), und führte uns den steilen, oft von tiefen Mulden durchschnittenen Abfall (Goldsoot, Donn) hinunter in die Marsch, um dann namentlich die intimen Reize der Eiderstedter Landschaft mit ihren Gehöften, den Haubergen, zu erläutern und mit den Dünen und



Fig. 7. Blick durch den Schwibbogen des Rathauses auf die Straße mit dem Festlokal (Frauscher Garten).

dem Watt die Wanderung von Ost nach West zu beschließen. Herr Möller erntete reichen Beifall. Herr Professor Dr. Clasen feierte Schleswig-Holstein, Herr Rektor Peters-Kiel redete kernig und fest auf Glückstadt, der Männerchor und das Quartett „Lied hoch“ erfreuten uns durch herrliche Gesangsvorträge, in Vertretung für den leider in letzter Stunde verhinderten Rezitator Fritz Wischer-Kiel gab Herr Organist Bielenberg-Borsfleth einige humoristische Sachen zum besten, der Männer-Turnverein und der Athleten-Klub „Eiche“ gaben vorzügliche Proben ihres Könnens — alles stand in buntem Wechsel, und erst die Mitternachtsstunde beendete den in allen Teilen trefflich gelungenen Kommers, der nicht verfehlt hat, die Kunde von unserm Verein in weite Kreise der Bürgerschaft zu tragen. Viele der Anwesenden meldeten sich als neue Mitglieder.

Fig. 8. Am Hafen. — Schloßturm.

Mittwoch.

Die ersten Vormittagsstunden waren der Besichtigung der Stadt selbst gewidmet. Unser Manager, Herr Lehrer Glindmeier-Glückstadt, hatte die Führung übernommen. Es wurden noch, z. T. in Gruppen nebeneinander besichtigt die Kirche, das Rathaus (Fig. 6, 7 u. 8), die Altertümer-Sammlung der holsteinischen Elbmarschen,[1]) die Korrektions-Anstalten und

[1]) Hier übernahm der Begründer, Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Detleffsen, selbst die Führung. Mit unermüdlichem Fleiß und mit großer Sachkenntnis hat Herr Prof. Detleffsen seit der Gründung des Museums im Jahre 1894 die Sammlung auf reichlich 1100 Nummern gebracht. Die Gegenstände beziehen sich ausschließlich auf die benachbarten Bezirke der Marsch. Der Sammlungsraum, ehedem das Logengebäude der Freimaurer, bedeutet hoffentlich nur ein Provisorium und dürfte bald einem dem Werte der Sammlung entsprechenden Museumsgebäude Platz machen.

die Stadtschule. Dies Haus gehörte ehedem einer Familie v. Wasmer. Es hat nacheinander folgenden Bestimmungen gedient: Sitz der holsteinischen Regierungskanzlei, des Obergerichts für Holstein, seit 1867 der Provinzial-Steuerdirektion; seit 1871 diente es einem Wachkommando für die Strafanstalten als Kaserne, und jetzt ist es zur Stadtschule geworden. Das Schulzimmer des ehemaligen Hauptverhandlungssaales ist jedenfalls das reichst ausgestattete in der Provinz, vielleicht im ganzen deutschen Lande: die Wände sind mit buntem Stuck bekleidet; zu beiden Seiten der Tür ist das große Staatswappen gemalt; ein breiter Kamin mit reicher Barockarchitektur nimmt die Mitte einer Seitenwand ein; die Decke wird in ihren Ecken von den Genien der vier Jahreszeiten mit ihren Wahrzeichen getragen. — — —

Mit einem Kaiserhoch eröffnete der Vorsitzende, Herr Rektor Peters aus Kiel, die 16. Generalversammlung im Franschen Garten. Unser Kassierer, Herr Fr. Lorentzen-Kiel erstattete folgenden Kassenbericht über das Jahr 1905:

Einnahme:		Ausgabe:	
Kassenbestand	216,99 ℳ	Druckkosten der „Heimat“	3167,55 ℳ
Nachgezahlte Jahresbeiträge	35,91 „	Klischees	134,72 „
Jahresbeiträge für 1905	6140,46 „	Expedition (Porto, Adressen, Material, Vergütung)	1764,22 „
Ältere Jahrgänge, Einzelhefte der „Heimat“	79,10 „	Honorar der Mitarbeiter	568,50 „
Anzeigengebühr 1904/5	190,06 „	Honorar des Vorstandes	420,00 „
Zinsen	42,55 „	Porto und Reisespesen	304,85 „
Sonstiges	26,32 „	Generalversammlung	111,75 „
		Inventar, Briefpapier, Drucksachen	69,00 „
		Sonstiges	61,65 „
		Summe	6602,24 ℳ
		Kassenbehalt	129,15 „
	6731,39 ℳ		6731,39 ℳ

Die Rechnung ist von den Herren Lehrer Kühn und Th. Möller in Kiel revidiert und richtig befunden. Dem Kassenführer wurde daher Entlastung erteilt.

Für den ausscheidenden Revisor Herrn Kühn wurde Herr Lehrer K. Jungmann-Kiel als Rechnungsprüfer ernannt. Der Unterzeichnete wurde auf weitere 4 Jahre mit dem Posten eines Schriftführers betraut.

Nach Verlesung einiger schriftlich eingegangenen Grüße aus dem Kreise unserer Mitglieder erhielt zunächst Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Detleffsen-Glückstadt das Wort zu seinem Vortrage: „Entdeckung und Besiedelung Schleswig-Holsteins.“ Der gehaltvolle Vortrag entfesselte lebhaften Beifall der Zuhörer und wird in unserer Monatsschrift erscheinen. Der Vorsitzende sprach: „Hochgeehrter Herr Geh. Regierungsrat! Dem Danke darf ich heute eine besondere Form geben, indem ich folgendes Schreiben verlese:

Glückstadt, den 6. Juni 1906.

„Hochverehrter Herr Geheimrat!

Der Verein für Natur- und Landeskunde, den wir Unterzeichneten als geschäftsführender Ausschuß vertreten, möchte Ihnen heute seinen Dank aussprechen, für Ihr Wirken im Sinne unserer Heimatsbestrebungen, für Ihre Teilnahme an den Arbeiten unseres Vereins.

Ihre Tätigkeit im Amt und Beruf, Ihre wissenschaftlichen Arbeiten auf sprachlich-historischem Gebiete finden in den Kreisen Ihrer Berufs- und Fachgenossen ihre Würdigung; uns liegt es am Herzen, Sie zu feiern als einen Pfadfinder und Bahnbrecher auf dem Arbeitsfelde der Heimatkunde, als einen Kenner und Schilderer der heimatlichen Eigenart und Schönheit.

Haben Sie doch vor allem in Ihrer Geschichte der Elbmarschen ein Werk geschaffen, das dauernden Wert hat und vorbildlich wirken wird für alle, die andern Teilen unsers Landes ihre Forschertätigkeit zuwenden wollen. Unterstützt haben Sie sodann die Wirkung des geschriebenen Wortes durch ein reiches Anschauungsmaterial, das Sie mühevoll im Glückstädter Museum zusammengebracht haben, und das in seiner eigenartigen Zusammensetzung und Anordnung den Beweis liefert für die Berechtigung solcher Sammlungen, die sich auf ein kleines, aber abgeschlossenes Gebiet beschränken, und geeignet ist, andern Museen ähnlicher Art den rechten Weg für ihre Arbeit zu zeigen. Ihre Schilderungen der Marschen aber, die sich in Ihrer Geschichte der Elbmarschen und in andern Veröffentlichungen finden, werden in ihrer vollendeten sprachlichen Darstellung ein Denkmal Ihres scharfen Blickes für das Charakteristische dieser Landschaften wie auch Ihrer Liebe zu unserer Heimat bleiben,



Fig. 9. Das Fahnenschwenken auf dem Glückstädter Marktplatz.
Original-Aufnahme von Theodor Möller in Kiel.

der Heimat, deren dichterischer Verherrlichung Sie bei alten und neuen Zeugen verständnisvoll nachgegangen sind.

Unserm Heimatverein sind Sie vielfach ein treuer Helfer und Berater gewesen. Die meisten Mitarbeiter an unserer Zeitschrift gehören dem Kreise der Laien an, spüren aber den Drang in sich, ein wenig Stoff herbeizuschaffen und bereitzustellen für die Männer der Wissenschaft.

Es ist uns eine besondere Freude, wenn die berufenen Fachleute an unserer Arbeit Anteil nehmen; doppelt erfreut sind wir, wenn sie sich in unsere Reihen stellen. Das haben Sie getan, hochverehrter Herr Geheimrat; Sie haben unserer Vereinszeitschrift Ihr Interesse zugewandt, haben sie auch durch Ihre Mitarbeit unterstützt. Dafür danken wir Ihnen heute besonders.

Wir können, das wissen wir, keine Ehrenkränze verleihen, die in den Augen der Menge etwas bedeuten. Denn, so hoch wir von unserer Aufgabe denken, so bescheiden denken wir über unsere Erfolge und unsere Bedeutung. Aber wir wissen auch, hochverehrter Herr Geheimrat, daß Sie unsere Absichten würdigen und unsere Arbeit achten. Darum hoffen wir, daß es Ihnen eine Freude sein wird, zu den Anerkennungen, die Ihnen sonst zuteil geworden sind, auch ein Wort freudiger Zustimmung aus unserm Kreise zu vernehmen, und das soll Ihnen heute zugerufen werden, indem wir Sie hiermit zum Ehrenmitgliede unsers Vereins ernennen.

Möge Ihnen noch lange Kraft und Frische erhalten bleiben zu weiterem Wirken; möge es aber auch unserer teuren Heimat nie an Söhnen fehlen, die ihr wie Sie in tiefster Seele treu sind."

Der geschäftsführende Ausschuß:

Barfod. Eckmann. Hinkelmann. Kähler. Lorentzen. Lund. Peters.

Gleichzeitig machte der Vorsitzende bekannt, daß der geschäftsführende Ausschuß beschlossen habe, auch den Wirkl. Geh. Rat Excellenz Prof. Dr. Fr. v. Esmarch in Kiel zum Ehrenmitglied des Vereins zu ernennen. Se. Excellenz wurde von dieser Ehrung telegraphisch benachrichtigt. Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Detleffsen dankte mit bewegten Worten.

Der Vorsitzende machte bekannt, daß die Stadt Kappeln durch ihren Bürgermeister die nächstjährige Generalversammlung soeben telegraphisch eingeladen habe.

Herr Rektor J. Schmarje-Altona, der durch eine Familienfeier am längeren Verweilen verhindert war, führte der Versammlung Entwürfe des Kunstmalers Hermann Wohlers für Heimatbilder vor, die dazu berufen sind, in ihren unter der Aufsicht des Künstlers hergestellten Reproduktionen neben dem heimatkundlichen Unterricht namentlich auch dem künstlerischen Interesse der Schule zu dienen. Die Motive behandelten den bekannten Blick von Bruhnskoppel, eine Heidelandschaft, im Jugendstil gehalten, sonnig gemalt, und eine Ansicht von der Wilster Marsch in Gewitterstimmung. — Der Vorsitzende dankte dem Referenten, erinnerte daran, daß die Notwendigkeit von der Herstellung solcher Bilder gerade auf der vorjährigen Generalversammlung zu Hadersleben zur Sprache gekommen sei und wünschte dem Unternehmen guten Fortgang.

Herr Zeichenlehrer Karl Bohnsack-Hildesheim hatte in dankenswerter Weise verschiedene Originalstudien, Handarbeiten, Schmucksachen usw. aus den Vierlande ausgestellt, deren Einzelheiten bezw. Bestimmungen erläuterte. Dann führte er der Versammlung eine Reihe trefflicher Lichtbilder über Land und Leute der Vierlande vor und begleitete dann in seinem Vortrage „Vierländer Familienfeiern“ den Vierländer von der Wiege bis zum Grabe, die Hauptereignisse (Taufe, Hochzeit, Begräbnis) als besondere Stationen auf dem Lebensgange hervorhebend. Der Vortrag ging sehr ins Einzelne, war sehr anschaulich gehalten, wurde vom Referenten frei gesprochen, fand ebenfalls viel Beifall, eignet sich aber nicht zur Berichterstattung innerhalb eines knappen Rahmens. Vielleicht entschließt sich der Referent, gewissermaßen zur Ergänzung der von ihm schon früher in der „Heimat“ veröffentlichten Arbeit seinen Vortrag in der „Heimat“ zu veröffentlichen.

Herr Lehrer Möller-Kiel lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf das im Saal ausgelegte Statut des Vereins zur Errichtung von Sammelstellen für Lichtbilder aus Schleswig-Holstein und betonte, daß die Anregung zur Gründung dieses Vereins vor zwei Jahren auf unserer Plöner Generalversammlung gegeben worden sei.

Die Zeit drängte, darum mußte der Unterzeichnete auf sein angekündigtes Referat: „Rohweder und Leverkühn, zwei verdienstvollen Ornithologen unsers Landes, ein Wort zum Nachruf“ verzichten. Er begnügte sich damit, wenigstens unserm verstorbenen Ehrenmitgliede, Herrn Gymnasial-Oberlehrer Rohweder-Husum gerecht zu werden, und führte aus: Der bekannte Ornithologe und Kunstmaler



Fig. 10. Der Fahnenschwenker hat soeben die Fahne mit der linken Hand aufgefangen und steht im Begriff, die inzwischen hochgeworfene Apfelsine mit einem Säbel zu durchschneiden.
Original-Aufnahme von Theodor Möller in Kiel.



Fig. 11. Das Rathaus zu Krempe.
Original-Aufnahme von Th. Möller in Kiel.

Kleinschmidt hat einmal gesagt: „Statt großen Ornithologen und anderen Naturfreunden Denkmäler aus Stein zu setzen, sollte man in Anlagen, wie der (Berliner) Tiergarten, einen kleinen ringförmigen Graben herstellen und das so entstandene Plätzchen dadurch vor menschlichem Zutritt und anderen Störungen schützen und zu einer Zufluchtsstätte für die Vögel machen. Eine solche — sagen wir einmal „Naumann-Hecke," „Brehm-Park" oder „E. v. Homeyer-Boskett" — wäre ein lebendes, ein redendes Denkmal, kein stummer Stein, und seine Herstellung macht der geringen Kosten wegen gewiß nicht soviel Schwierigkeiten, wie die Herstellung großer eherner Monumente." Die ersten Versuche dieser Art haben wir dem um den praktischen Vogelschutz sehr verdienten Herrn Dr. Carl Bolle auf Scharfenberg bei Berlin zu danken; ein schönes Denkmal hat der „Sächsisch-Thüringische Verein für Vogelkunde und Vogelschutz" dem um den Vogelschutz und die Ornithologie so hoch verdienten K. Th. Liebe gesetzt: einen mit Liebes Bild geschmückten geologischen Aufbau aus Steinen Ost-Thüringens, von einem Vogelhain, bestehend aus einer dichten Hecke stachelichter Gewächse, umgeben. Ich denke, wir ehren unsern Landesornithologen in ähnlicher Weise. Warum er es verdient hat, hätte ich der Versammlung heute darlegen wollen. Ich meine, der Name „Rohweder" genügt auch schon, um meinen Antrag zu rechtfertigen, welcher lautet: „Die 16. Generalversammlung des Vereins usw. beauftragt den geschäftsführenden Ausschuß, die Errichtung eines Rohweder-Vogelhaines in die Wege zu leiten. Der Husumer Schloßpark wäre für diesen Zweck in erster Linie zu berücksichtigen."

Der Antrag wird angenommen. Zu Ehren des verstorbenen Ehrenmitgliedes J. Rohweder erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Zum Schluß erläuterte der Unterzeichnete die von Herrn Bildhauer C. Sünksen-Schleswig beschickte Ausstellung von Nachbildungen der in und bei Schleswig gefundenen Runensteine, die teils in Gips, teils in Alabaster von dem Aussteller mit großem Geschick und zu billigem Preise angefertigt worden sind. Die Modelle wurden mit großem Interesse besichtigt und fanden mehrere Käufer und Besteller. In einem der nächsten Hefte werde ich auf die Runensteinmodelle zurückkommen. Herr Buchhändler Max Hansen-Glückstadt hatte eine große Auswahl von Werken, die sich in irgend eine Weise auf Schleswig-Holstein beziehen, ausgestellt. Viel beachtet wurde die vom geschäftsführenden Ausschuß vorgelegte Vereinsgabe 1906: „C. L. Jessen, Sitzung einer Gemeindevertretung" in farbiger Reproduktion. Das von Kock-Kiel geschmackvoll gerahmte Bild fand sofort seinen Käufer. Von vielen Seiten wurde es bestellt.

Mit einem Dank an Referenten, Aussteller und Teilnehmer schloß der Vorsitzende die Sitzung.

Nach der Festtafel im „Bahnhofs-Hotel" marschierten die Festgenossen unter Vorantritt einer Musikkapelle durch die geschmückten Straßen der Stadt nach dem Marktplatze, wo die Fähnriche Eifels und Bähr der Kremper Schützengilde in Originaltracht vor nach Hunderten zählenden Zuschauern die Kunst des Fahnenschwenkers vorführten (Fig. 10 u. 11). Das Fahnenschwenken, außer in Krempe u.a. auch noch von der Schuljugend in Barlt geübt, ist wahrscheinlich aus den Unterhaltungsspielen der deutschen Landsknechte im Heereslager hervorgangen. Diese namentlich seit 1848 leider fast ganz in Vergessenheit geratene Sitte wird in ihrer ursprünglichen Form am reinsten von der

Kremper Schützengilde geübt. Die Gründung genannter Gilde 1541 verfolgte sicherlich den Zweck, die Bürger zur Verteidignng ihrer Stadt für den Kriegsfall auszubilden. Prof. Dr. Detleffen veröffentlicht in seiner „Geschichte der holsteinischen Elbmarschen" einen Bericht aus dem Jahre 1827, in welchem über das alljährlich am ersten Montag und Dienstag nach dem Johannistage abgehaltene Fest bezüglich des Fahnenschwenkens folgendes bemerkt wird: „Sowohl des Morgens beim Ausmarschieren der Gildebrüder nach dem Scheibenplatze, als auch des Abends beim Zurückkehren, wird bei den Häusern des Bürgermeisters und der beiden Ratsherren Halt gemacht und ein Kreis geschlossen. Darauf machen zwei weißgekleidete und mit roten Bändern verzierte Fähnriche, von denen der eine eine rote, der andere eine grüne Fahne mit dem Stadtwappen versehen trägt, allerlei künstliche Schwenkungen und üben sich besonders im Hochwerfen der Fahnen. Zuletzt wird, während die Fahne in der Luft schwebt, von ihnen eine Pistole abgefeuert, und sodann geht nach zierlicher Verbeugung gegen die Umstehenden der Zug weiter. Das Beste kommt aber erst auf dem Markte, denn hier werden nicht nur die erwähnten Schwenkungen verdoppelt, verlängert und künstlicher, sondern außer dem Schießen muß der Fähnrich auch noch nach Werfung der Fahne eine Zitrone in die Höhe schleudern und diese, bevor die Fahne hinunter kommt, mit dem Schwerte durchhauen. Wenn er die Mitte trifft, entsteht ein großes Jauchzen. Daß alles unter Begleitung von Musik geschieht, darf wohl nicht bemerkt werden." Herrn Möller-Kiel ist es vortrefflich gelungen, in zwei Momentaufnahmen das Emporwerfen der Fahne und das Durchschneiden der Apfelsine festzuhalten. Den beiden Fähnrichen gelangen alle Übungen vortrefflich, trotzdem die Augen vom grellen Sonnenlicht oft geblendet wurden.

Mit Musik gings im geschlossenen Zuge nach der „Hoffnung" (G. Augustin), und hier vereinigte ein Gartenkonzert die Festteilnehmer noch mehrere Stunden beim gemütlichen Beisammensein.

Donnerstag.

Morgens 9 Uhr rüsteten sich drei große Breaks auf den Ausflug in die Kremper Marsch. Unser Weg führte uns zunächst längs Neuendeich, Gemeinde Blomsche Wildnis. Der Elbdeich wurde 1615 unter Christian IV. angelegt. Sein Nachfolger Friedrich III kam in Geldverlegenheit und verkaufte 1667 den Kanon, d. h. die Abgaben der Wildnisländereien zwischen „Altendeich" und „Neuendeich" mit sonstigen Rechten an den Großkanzler von Ahlefeld für 200 000 Rthl. Im Jahre 1732 gelangte er aus einem Konkurse an die Geheimräte von Plessen, 1790 an die Geheimrätin von Blome, deren Familie er noch angehört. Daher der Name. Bei der Eindeichung mußten die Bauern aus der Krempermarsch helfen. Jeder erhielt dafür 2 Morgen Wildnisland. Da aber für viele Bauern das Land viel zu weit entfernt lag, so veräußerten sie dasselbe an kleine Leute. Auch sollten aus dem Rest von 400 Morgen 16 Höfe à 25 Morgen gemacht werden. Es sind aber nur 8 vorhanden, das übrige Land wird auch in kleinere Stellen zerschlagen worden sein. Dies sind die beiden Ursachen, daß hier am „Neuendeich" Kate an Kate steht. Bei jeder Kate sind 2 Morgen Land — durch An- und Verkauf ist das natürlich mit der Zeit etwas anders geworden. — Auf einer solchen kleinen Landstelle nährt sich die Familie, die neben den gewöhnlichen Steuern auch noch den „Kanon" zu zahlen hat.

Alle Achtung! da heißt es aber auch: Arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten! Das Land eignet sich vorzüglich zum Gemüsebau, muß aber viel



Fig. 12. Das Kremper Rathaus. (Hinterfront). Original-Aufnahme von Theodor Möller in Kiel.



Fig. 13. Das Kremper Rathaus. (Seitenfront.) Orig.-Aufnahme von Th. Möller in Kiel.

Dung haben. Diesen holt man aus Glückstadt, also Straßendung, der zusammengefahren wird auf einen Haufen, viel Wärme entwickelt und daher sehr gut als Kartoffeldung verwertet wird. Auch düngt man namentlich den Kohl mit Heringen, die in eine Grube gefahren werden, hier verwesen und wieder auf den Acker gestreut werden; einige verwenden sie allerdings auch in frischem Zustande, da die verwesten Tiere bekanntlich einen schlechten Geruch abgeben. Sämtliches Land wird mit dem Spaten gegraben, dann wird gehackt, gepflanzt, gesät, gejätet, begossen. Es werden Mistbeete angelegt, Matten als Schutz der Kohlpflanzen aufgestellt. Andere treiben auch nebenbei etwas Fischerei, Kälberzucht, Korbflechterei u. a. Die Frauen gehen morgens mit den Gemüsekörben nach Glückstadt, die Männer fahren nach Itzehoe. Ist die erste Saat erledigt, so folgt die zweite: Rüben, Bohnen usw. Jeder Fleck wird ausgenutzt. Wie wäre es sonst auch möglich, die Familie zu ernähren!

Ähnlich liegen die Verhältnisse auf der andern Seite Glückstadts, in der Engelbrechtschen Wildnis.

Doch nun weiter: An der Störmündung nahmen wir Abschied von der Elbe und fuhren weiter über Ivenfleth, wo sich ein neuer Führer in der Person des Herrn Organisten Bielfeld aus Borsfleth zu uns gesellte. Hier am Außendeich ist die Stätte, wo einst das Ivenflether Kloster stand. Wir fuhren dann über Borsflether Büttel nach der Borsflether Mühle, einer Gastwirtschaft und Müllerei im Besitze des Herrn H. Schultz. Hier zeigte uns Herr Bielenberg im Garten die Funde aus den Borsflether Mergelgruben: Topfscherben, Kiefer von Wildschweinen und Hund (Wolf?), ein Hirschgeweih, mehrere Senksteine von Fischergeräten, Haselnüsse und Holzteile.

Dann kamen wir auf Kremper Gebiet, nach Krempdorf. Die Straße, mit 50 jährigen Ulmen, Kastanien und Ahornen bepflanzt und mit durchweg neuen Bauernhäusern besetzt, ist zum Teil — nämlich bis zur Gastwirtschaft Springhirsch — ein Stück der alten Verbindungsstraße zwischen Glückstadt und Krempe, des sogenannten Steindamms — weil früher aus Steinen gepflastert —, die 1636 angelegt wurde.

In Krempe wurde das nach der Inschrift an der Vorderfront des Hauses im Jahre 1570 gebaute Rathaus besichtigt, jedenfalls das älteste Bauwerk der Gegend (Fig. 11 — 13). Hier genossen wir eine gute Aussicht vom Rathausturm. Pächter ist Gastwirt J. Welker. Im Rathause wurde ein gemeinsames Frühstück eingenommen. Während des Essens verlas der Vorsitzende, Herr Rektor Peters aus Kiel, ein inzwischen eingelaufenes Dankestelegramm Sr. Excellenz v. Esmarch für die Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereins. Nachdem der Magen zu seinem Rechte gekommen war, fuhren wir weiter über Grevenkop nach Steinburg. Kop heißt Höhe, also „Grafenhöhe.“ Bei der Eindeichung der Krempermarsch durch die Holländer zur Zeit Adolfs IV. steuerten jedenfalls auch die Adligen Geld bei, und daher wird man ihnen zu Ehren den Ort so benannt haben. Ähnlich hat man in der Wilstermarsch der Geistlichkeit zu Ehren einen Ort mit dem Namen „Bischof“ belegt. Grevenkop ist eine echt holländische Ansiedelung: der Name, die gerade Chaussee, mit hübschen Kastanien bepflanzt, die geraden Ackerstücke — alles deutet darauf hin.

In Steinburg betraten wir auf einen kurzen Augenblick die Geest, die hier halbinselartig in die Marsch hineingreift. Höhe 3—5 m. Hier ist die mit Erlen bepflanzte Stätte der alten Steinburg und neben der Fraunschen Gastwirtschaft die Eibe. Dieselbe stand ehemals hart an der alten Landstraße von Hamburg nach Itzehoe, also auf der Geest. Der Umfang in Schulterhöhe beträgt 1,50 m, die Höhe etwa 8 m ohne

Spitze, die der Wirt 1890 absägte, weil sie schlecht geworden. Das Alter vermag ich nicht zu bestimmen.

Von Steinburg fuhren wir zurück über Süderauerdorf nach Süderau. Süderauerdorf liegt an der gewundenen Kremper Au, bildet daher keine gerade Linie. Es ist darum vielleicht das schönste Dorf der Krempermarsch, bei jedem Bauernhofe fast ein neuer Ausblick. In Süderauerdorf trägt das Haus des Hofbesitzers Maaß Stahl eine Inschrift, die besagt, daß der dänische König Friedrich V. im Jahre am 17. Juni 1748 hier einkehrte und von dem damaligen Besitzer Bartel Becker „alleruntertänigst bewirtet wurde."

Von Süderau führte der Weg nach Elskop, wieder zum Kirchspiel Krempe gehörend. Der Ort — vielleicht „Erlenhöhe" — ist ebenfalls eine holländische Ansiedelung, also ein charakteristisches Marschdorf. Hier wurden wir nach Besichtigung des Hofes des Herrn W. Schmidt, von der Frau des letzteren und dem Vater, Herrn Rentner H. Schmidt in Glückstadt, zugleich Mitglied des Glückstädter Ortsausschusses, freundlich bewirtet. Der Besitzer war zu einer Übung bei den Krefelder Husaren einberufen.

Bei der Altendeicher Mühle betraten wir wieder die „Blomesche Wildnis" und bald darauf Glückstadt.

Die vier Dörfer Borsflether Büttel Krempdorf, Grevenkop, Süderauerdorf und Elskop haben je etwa 20 Bauernhöfe, im ganzen also 80 Bauernhöfe, die in ihrer Wohlhabenheit, Schönheit und Sauberkeit gute Repräsentanten der Krempermarsch sind. Sahen wir in der Blomeschen Wildnis den Gemüsebau, also die Ausnutzung des Bodens im Kleinen, so zeigten obige Dörfer den Kornbau, den Ackerbau im größeren Stil, in jener Gegend den Spaten wirtschaften und die menschliche Hand, hier den Pflug und das Pferd.

Zwar sahen wir die Krempermarsch nicht in ihrem schönsten Kleide, dem bunten Frühlingskleide zur Zeit der Raps- und Obstblüte, so aber doch in dem schlichten, grünen, hoffnungsreichen Sommerkleide, an dessen Stelle im Spätsommer zur Zeit der Frucht das reiche gelbe Erntekleid tritt.

Eine unvergleichlich schöne Fahrt lag hinter uns. Nur eine bis in die kleinsten Details vorbereitete Generalversammlung unserer „Heimat" kann seinen Mitgliedern eine derartig intime Bekanntschaft mit Land und Leuten unserer Provinz erschließen. Leider wissen nur wenige Mitglieder unsers großen Vereins gerade diese Seite unserer Generalversammlung zu schätzen; alle Jahren sehen wir sie wieder.

Dem Ortsausschuß aber, der uns überall, wohin wir kamen, mit rührender Sorgfalt die Stätte bereitet hatte, spreche ich nochmals namens des geschäftsführenden Ausschusses und aller Festteilnehmer herzlichen Dank aus. Unsern alten Freunden aber rufe ich zu: „Auf Wiedersehen in Kappeln!"

Mit heimatlichem Gruß! Barfod, Schriftführer.

Mitteilungen.

1. **Zur Geschichte der Folter: Gebet vor deren Beginn.** Wenn man eine Folterkammer besucht, kommt man leicht auf den Gedanken, daß die Richter des 16. und der folgenden Jahrhunderte sich an den Qualen der eines Verbrechens Angeklagten förmlich geweidet und massenweis Unschuldige zu Geständnissen gezwungen hätten. Gewiß haben die Hexenprozesse an vielen Orten einen solchen Umfang angenommen, daß eine derartige Anschauung in der Tat berechtigt scheint; sie waren aber mehr die Folge eines eingeimpften Fanatismus, als daß die Freude, andere Menschen zu quälen, sie veranlaßte. Den Richtern war es bitterer, heiliger Ernst. Bei den Kriminalprozessen verfuhren die Richter, wie die Akten ergeben, wenigstens in unserer Heimat im allgemeinen mit Gewissenhaftigkeit, natürlich nach der Anschauung ihrer Zeit. Die Folter wurde in der Regel erst beschlossen, wenn die Indizien zur Verurteilung ausgereicht hätten und die Genehmigung der juristischen Fakultät eingeholt war. Wenn das Vorzeigen der Folterinstrumente und die Beschreibung ihres Gebrauchs auf den Angeklagten nicht wirkte, so begann die eigentliche Tortur damit, daß ihm die Kleider ausgezogen wurden. Gestand er auch jetzt nicht, und mußte man zur wirklichen Folterung schreiten, so sprach der Vorsitzende des Gerichts, in den Städten mit lübschem Rechte z. B. der älteste Prätor (= Gerichtsherr), einer der Ratsherren, ein Gebet. Ich teile hier ein solches Gebet mit, wie es der Sekretär des Rats von Itzehoe, Detlef Rode, um 1715 aufgezeichnet hat. Es beweist, daß die Richter nicht leichtfertig verfahren wollten. Erwähnt sei dabei, daß die Folterung, wenigstens in Itzehoe, meist nach Mitternacht vorgenommen wurde; in der unheimlichen Folterkammer, wohin der Angeklagte aus seiner „Koje" gebracht war, wo er nun nackt stand, bei schlechter Beleuchtung, vereinigten sich die beiden Prätoren und der Sekretär zum Gebet, und der Meister, d. h. der Scharfrichter, war

bereit, seine blutige Arbeit zu beginnen. Die Orthographie Rodes lasse ich unverändert. „O Allmächtiger und Barmherziger Gott, Du gerechter Richter der Welt, der Du die Hertzen und Nieren prüvest, die gedanken der Menschen siehest, auch weist was im Verborgenen geschehen ist, und endtlich alle Heimlichkeiten offenbahr machest: Du hast ja in Deinem heiligen Worte nachdrücklich geboten, daß diejenigen welche Du zu Richtern in Deinem Volcke gesetzet, Dir allein zu Ehren das Gericht halten, dafür Rechenschaft geben, und dabey daß gute Belohnen, hingegen aber das Böse nach Verdienste Bestraffen, insonderheit aber all unschuldig vergossenes Menschen Bluth, so zu Dir um Rache gen Himmel schreiet, ernstlich von sich thun sollen. Ach siehe großer Gott im Himmel, es ist itzo dieser gegenwärtige Mensch alß ein Übelthäter der seine Hände mit seines Nächsten Bluhte besudelt, auch andere grobe Mißethaten begangen, durch Urthel und Rechte dem Gerichte dahin übergeben worden, daß, da Er desfalß die Wahrheit in der Güte nicht bekennen würde, Er dazu mit der scharffen Frage angehalten werden solle. Ach Lieber Gott, die Sache ist schwer und von großer Wichtigkeit, darumb nehmen wir, die wir solche Handelung itzo fürnehmen sollen, unsere eintzige Zuflucht zu Dir, demühtigst bittende, das wir darinnen Recht und Vorsichtiglich handeln und ja nicht im scheine des Rechtens zu viel thun mögen. Regiere uns durch Deinen Heiligen Geist, den Geist der Weißheit und Wahrheit, daß wir dieses Menschen thun recht erforschen, und in Deiner Furcht alles weißlich vornehmen. Du hast ja aller Menschen Hertzen in Deiner Hand und länkest Sie wie die Waßer Bäche wohin Du wilt. Nun den so Länke, Beuge und erweiche das Hertz dieses gegenwärtigen Mißethäters, daß Er weder aus Furcht über sich selbst, noch über andere rede und bekenne was nicht wahr, viel weniger geschehen ist, noch aus trotz was geschehen läugne, also Sünde mit Sünden häuffe, sondern zu Deines Heiligen Nahmens Ehre und dem Gemeinen Besten die Wahrheit ohne scheu einfältig uns bekenne. Wäre und steure dem Satan, das Er mit seiner List und tücke hie nichtes ausrichte, sondern von diesem Ohrte weiche und dem Gefangen nicht verhärte noch verstocke. Stehe uns bey mit Deiner Krafft aus der Höhe in dieser unserer Verrichtung, damit wir selbige wohl zum ende bringen mögen; regiere uns o Gerechter Gott, regiere uns nnd schaffe Recht um Deines Heiligen Nahmens Ehre willen, durch Jesum Christum Deinen geliebten Sohn als den Letzten und Allgemeinen Richter. Amen." Mitgeteilt von Prof. Dr. R. Hansen in Oldesloe.

2. **Schwarzer Storch und Kolkrabe.** Im Königlichen Forst Dravit bei Lügumkloster stehen zwei starke Eichen, die beide schon jahrelang seltenen Vögeln als Brutplätze dienen. Auf der einen hat nämlich ein Paar des schwarzen Storches seinen Horst aufgeschlagen. Nicht sehr weit davon entfernt benutzt ein Kolkrabenpaar den andern Baum als Wohnstätte. Zum Leben der beiden Familien möchte ich noch bemerken, daß dieselben nicht immer friedliche Nachbarschaft halten, und zwar sind die Kolkraben die Friedensstörer. Vor lauter Ärger verließen die Störche vor zwei Jahren den alten Horst und brüteten an einer anderen Stelle im Walde. Im verflossenen Frühling stellten die Störche sich zuerst auf dem alten Wohnplatz ein, zogen dann aber vor, im neuen Nest zu brüten, wo sie zwei Junge großgezogen haben.

Lügumkloster. Petersen.

3. **Standorte der Kronsbeere.** Im Dezemberheft von 1905 des Heidekulturvereins bezweifelt ein Einsender die Angaben über Kronsbeerenstandörter und überhaupt deren Vorkommen in der Provinz. Auf der Heide bei Dravit habe ich in diesem Sommer die Kronsbeere (Vaccinium Vitis idaea) an verschiedenen Stellen gefunden. Allerdings stand dieselbe sehr einzeln und zerstreut. Neben der Kronsbeere findet sich auch die Moosbeere (Vaccinium Oxycoccos) und zwar in solcher Menge, daß durch den Verkauf derselben ein gut Stück Geld verdient wird. Als dritte im Bunde findet man recht häufig die Bickbeere. Die Sträucher blühen im Frühling sehr reichlich, wenn aber der Herbst naht, sind keine oder nur wenige Früchte vorhanden. Alte Leute behaupten, daß sie nach einem Waldbrande keine Beeren mehr fanden, während früher große Mengen vorhanden waren.

Lügumkloster. Petersen.

4. **Etwas über die Vermehrung der Königskerze.** Mein lebhaftes Interesse für die Königskerze bewog mich, ihr in den beiden letzten Jahren einen Platz im Garten zu geben. In diesem Sommer entfaltete sich eine derselben zu einer Üppigkeit, wie ich solche nie zuvor gesehen. Die Pflanze, ohne Wurzel gemessen, hatte eine Höhe von 1,90 m, die Samensäule allein war 88 cm lang, die größten Blätter hatten eine Länge von 48 bei einer Breite von 20 cm. Jeder, der die Pflanze sah, staunte über die vielen Samenkapseln. Sagte ich nun, daß jede solche Kapsel wohl 500 Samenkörner enthalte, so wurde das Staunen noch größer. Um die Zahl der Körner ungefähr festzustellen, zählte ich den Inhalt einzelner Kapseln. Die kleinste Kapsel, die ich zählte, enthielt

419 Körner, die größte 703, andere hatten 634, 552, 520, 518 Körner. Im ganzen zählte ich den Inhalt von 22 Kapseln. Der Durchschnitt ergab die Zahl 568. Die Pflanze enthielt einschließlich 3 kleiner Seitentriebe 696 normal entwickelte Kapseln. Das ergibt alsdann die Summe von 395 328 Körnern.

Schinkel pr. Gettorf. Johann Jöhnk.

5. **Inschriften auf Kleiderbürsten.** In der Altertümersammlung der holsteinischen Elbmarschen in Glückstadt findet man eine Anzahl Kleiderbürsten, die wohl als Brautgaben anzusprechen sind; einige tragen in Goldverzierung folgende Inschriften:

1. *Lieben, Freyen, Hochzeitmachen,*
   das sind drei recht schöne Sachen.
2. *Unsere Liebe soll bestehn,*
   Bis der Tod ein Ende macht.
3. *Du bist mein und ich bin dein,*
   Ewig soll unsre Liebe seyn.
4. *Lieben, Freien, Hochzeitmachen*
   sind gewiss drei edle Sachen.

Kiel. F. Lorentzen.

6. **Losbrot.** Im September-Heft der „Heimat" fragte ich an: Was ist Losbrot? Daraufhin sind mir Mitteilungen zugegangen von Herrn Seminarlehrer Detleffsen-Tondern und Herrn Professor Hansen-Flensburg. Nach den Zuschriften der beiden Herren wa das Losbrot ein sehr lockeres, leichtes Weizengebäck in der Form der Heißewecken und etwas größer als Heißewecken zu 10 Pf. Der Teig hatte Ähnlichkeit mit dem Teig des als Burnjungs, dän. Bondedreng oder Pomler, hochdän. Boller bekannten Gebäcks, das morgens zum Kaffee genossen wird. Das Losbrot — dän. Løsbrød = loses, weiches Brot — wurde als Zusatz zu verschiedenen Speisen, z. B. Fleischklößen, gebraucht. Herr Prof. Hansen schreibt: „Meine Mutter zerschnitt es in kleine Scheiben und backte diese in Eierpfannkuchen statt der Speckscheiben." — Herr Hansen erwähnt auch eine Abart des Franzbrotes, die man Komödiantenbrot (im Volksmunde Kummejantenbrot) nannte. Dieses Brot, das als Zusatz Kümmel enthielt, wurde vor etwa zwanzig Jahren in der Gegend von Apenrade noch gegessen.

Sonderburg. D. N. Christiansen.

7. **Was sich das Volk erzählt.** I. Der große Kuchen. Einmal war da ein Mann und eine Frau mit vielen kleinen Kindern. Die backten sich einen großen Kuchen. Der wurde so groß, daß er aus dem Ofen lief, und so sagte er „Farvel" und ging seinen Weg. So kam er zu einem gehenden Mann und sagte: „Guten Tag, gehender Mann." „Wo bist du her?" sagte er. „Ich bin gelaufen von Mann und Fran und vielen kleinen Kindern; nun laufe ich auch von dir, gehender Mann." So kam er zu einem reitenden Mann, und so sagte er: „Guten Tag, reitender Mann." „Wo bist du her?" sagte dieser. „Ich bin gelaufen von Mann und Frau und vielen kleinen Kindern und einem gehenden Mann; nun laufe ich auch von dir, reitender Mann." So kam er zu einer Sau, und so sagte er: „Guten Tag, Sau." „Wo bist du her?" sagte die Sau. „Ich bin gelaufen von Mann und Frau und vielen kleinen Kindern, von einem gehenden Mann und einem reitenden Mann; nun laufe ich auch von dir, du alte Sau." So kam er zu einer großen Wasserstelle; da konnte er nicht hinüberkommen. So mußte er warten, bis die Sau kam. „Setz dich auf meinen Rücken!" sagte die Sau. Aber das Wasser ging hoch hinauf, und der Kuchen schrie: „Ich ertrinke, ich ertrinke, ich ertrinke!" „Setz dich zwischen meine Ohren!" sagte die Sau. „Ich ertrinke, ich ertrinke, ich ertrinke!" schrie der Kuchen. „Setz dich auf meine Nase!" sagte die Sau. „Ich ertrinke, ich ertrinke, ich ertrinke!" schrie der Kuchen. „Schnapp!" sagte die Sau, und so fraß sie den Kuchen. (Hadersleben.) — II. Der Advokat. So einmal war da ein Mann, der war so tüchtig zum Rennen, daß er Läufer beim König werden sollte. So schickten sie ihn zum Feldscherer, damit der ihm die Milz ausschneide. Der Feldscherer aber vergriff sich und schnitt ihm das Gewissen aus. Nun wurde er freilich nicht Läufer, aber der tüchtigste Advokat, dessen man sich jemals erinnern kann. (Hadersleben.)

Anmerkung: Beide nach „Gamle danske Minder" von Svend Grundtvig. Kopenhagen 1854.

Sonderburg. D. N. Christiansen.



Bücherschau.

1. **„Nun singet und seid froh."** Deutsche Volkslieder, gesammelt von **Wilh. Lobsien.** Mit Bilderschmuck von Marg. Freiin v. Knigg. ℳ 2,50. — Eine liebenswürdige Gabe für alt und jung, die sich würdig der vorangegangenen Gedichtssammluug „Blau blüht ein Blümelein" anschließt. Wir haben hier eine Auswahl von deutschen Volksliedern,

die es verdient, den Einlaß in recht viele deutsche Heimwesen zu finden. Aus einer reichen, dem Dichter bekannten Literatur ist das Schönste und Wirksamste mit feinem Gefühl ausgewählt, das nach historischen, Landsknechts-, Liebes-, guten Gesellen- und Kinderliedern sinnig geordnet ist. Es umschließt somit ein gutes Stück Volkskunde, die man mit Freuden ins Herz schließt und aus welcher man sein Vaterland reden, verstehen und auch hochschätzen lernt. Auch die vielen sinnreichen Bilder, Vignetten und Kopfleisten, die den Liedern beigegeben sind, gereichen dem Buche zu einem besonderen Schmuck. Sie sind oft recht trefflich aus dem Geiste der Dichtungen herausgeschaffen und werden dazu beitragen, dem schönen Buche Freunde zu werben.

Ellerbek. J. Prange.

2. **Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen.** Dritter Band: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar 1906. 8°. 453 S. u. 4 S. mit Melodien. — In der letzten Nummer der „Heimat" hat Herr Dr. Mensing aufs neue apelliert an den Sammeleifer unserer Landsleute, damit das niederdeutsche Sprachgut der Vergangenheit, das im Munde des Volkes ausstirbt, wenigstens durch den Druck der Nachwelt überliefert werde. In dem vorliegenden Buche wird gezeigt, wie man sammeln muß. Es ist geradezu erstaunlich, was der Herausgeber über Kinderwartung und Kinderzucht zusammengebracht hat, und jeder, der hier im Lande sammelt, sollte das Buch kennen. Man mag beliebige Seiten aufschlagen, soviel man will, überall findet man Lieder und Sprüche, die in irgend einer Weise an verwandte Überlieferungen in unserer Heimat anklingen. Mir sind beim Durchblättern des Buches — denn zum eingehenden Studium habe ich noch keine Zeit gehabt — schon sehr zahlreiche Klänge aus meiner Kindheit zurückgerufen worden, an die ich seit Jahren nicht mehr gedacht habe. Und so wird's vielen gehen. Ich kann darum nicht dringend genug empfehlen, mit diesem Buche, wie auch mit seinen beiden Vorgängern, möglichst genaue Bekanntschaft zu machen. — Wie Wossidlo es macht, um seine Schätze zusammenzubringen, davon erzählt er in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, Heft 1, 1906, in seinem erweiterten Vortrage „Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen," dessen Studium ich gleichfalls jedem Sammler dringend empfehle.

Lund.

3. **Pastor Dr. Christian Stubbe, Die ältere Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung in Schleswig-Holstein.** (Geschichtliches aus dem Kampf gegen den Alkoholismus in Deutschland.) Mäßigkeits-Verlag des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. 1906. 8°. 133 S. — Daß im vorigen Jahrhundert bis gegen 1848 hin hier im Lande ein lebhafter Kampf gegen den Alkohol, insbesondere gegen den Branntwein, gekämpft worden ist, wer weiß das heute noch? Von den Personen, die aus ihrer eigenen Erinnerung und Mitarbeit berichten können, leben wenige mehr; die alten Vereinsarchive, die Protokolle sind meistens vernichtet worden, und die Zeitungen jener Tage sind schwer zu erlangen. Und doch steckt in der Arbeit jener Zeit — neben mancher Übertreibung — so viel ehrliche Begeisterung, so viel herzliches Erbarmen für des Volkes Not, daß es tief zu beklagen wäre, wenn alles ausgelöscht bleiben sollte im Gedächtnis der Nachwelt. Darum hat der im Kampfe für die Mäßigkeit so sehr verdiente Pastor Dr. Stubbe eine Pflicht der Pietät erfüllt, indem er mit vieler Mühe aus alten Papieren und aus dem Munde alter Leute den Stoff gesammelt hat, den er nun in dem oben angezeigten Schriftchen, einem Sonder-Abdruck aus der Zeitschrift „Der Alkoholismus," der Öffentlichkeit übergeben hat. Das Büchlein ist so reich an Stoff, daß es unmöglich ist, hier im einzelnen über den Inhalt zu berichten; man muß es eben selber lesen, und nicht allein denen, die Interesse für Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitskämpfe haben, sondern auch allen, die die Kulturarbeiten in unsers Volkes Vergangenheit studieren, sei es dringend empfohlen. Insbesondere mag noch darauf hingewiesen werden, daß es auch interessante Beiträge zur Kirchen- und Predigergeschichte unseres Landes bietet.

Lund.

4. **K. Kraepelin, 1. Naturstudien im Hause.** Plaudereien in der Dämmerstunde. 3. Aufl. 1905. Geb. 3,20 *M.* **2. Naturstudien im Garten.** Plaudereien am Sonntag-Nachmittag. 2. Aufl. 1905. Geb. 3,60 *M.* **3. Naturstudien in Wald und Feld.** Spaziergangsplaudereien. 2. Aufl. 1905. Geb. 3,60 *M.* **4. Naturstudien in der Sommerfrische.** Reiseplaudereien. 1906. Geb. 3,20 *M.* **5. Naturstudien.** Volksausgabe. 1905. Geb. 1 *M.* — Alle diese fünf von dem Hamburger Maler O. Schwindrazheim mit erkennbar liebevoller Hingabe illustrierten, vom Verlage B. G. Teubner in Leipzig bestens ausgestatteten naturwissenschaftlichen Jugendschriften aus der Feder des Direktors des Hamburger Naturhistorischen Museums Prof. Dr. Kraepelin stehen als kleine Meisterwerke der belehrenden Jugendliteratur da, denen bisher wenig andere an die Seite gestellt werden können. In die Form des Dialogs zwischen einem Vater und seinen 3 Söhnen gekleidet,

bieten die Naturschilderungen Eltern und Erwachsenen, von denen diese Plaudereien auch gelesen zu werden verdienen, ein treffliches Beispiel und mannigfache Anregung, wie die Naturobjekte der heranwachsenden Jugend geist- und gemütbildend nahe zu bringen sind. Für Schüler und Schülerinnen etwa vom 13. Jahre an werden aber diese Bücher eine reiche Fundgrube der schönsten und eindringlichsten Belehrung, die an eine Menge Naturgegenstände aus dem Pflanzen-, Tier- oder Mineralreiche und eine Reihe Naturerscheinungen, die im Hause, wie im Garten, auf den Spaziergängen durch Wald und Feld, auf der Reise ins Gebirge oder an den Meeresstrand die Aufmerksamkeit fesseln, sich anlehnt, aber auch darauf Bedacht nimmt, an passenden Stellen allgemeinere Gesichtspunkte zu entwickeln. Die 3 erstgenannten Schriften haben bereits solche Wertschätzung erfahren, daß sie in 2. und 3. Auflage erschienen sind, andererseits dem Hamburger Jugendschriften-Ausschuß Veranlassung geboten haben, aus ihnen eine Auswahl zu schöpfen, die unter dem Namen „Naturstudien" als Volksausgabe zu billigem Preise den weitesten Kreisen zugänglich gemacht ist. Das neueste Werk, das sich seinen Vorgängern allseitig würdig anschließt, bietet sich als gewiß gern begrüßter Gefährte auf der Reise in die Sommerfrische dar, wo er durch seinen reichen Inhalt manche Mußestunde genußreicher gestalten helfen wird. Alle 5 Bücher seien den Lesern der „Heimat" für den Weihnachtstisch der reiferen Jugend angelegentlichst empfohlen.

F. Lorentzen.

5. **Führer durch die Historische Landeshalle für Schleswig-Holstein** in Kiel, Fleethörn 50. Dieser Führer ist nicht ein Verzeichnis sämtlicher in der Landeshalle vorhandener Gegenstände, dazu sind ihrer zu viele, sondern er soll eine Anleitung bei Besichtigung der Sammlungen geben. Ein ausführlicher Zettelkatalog wird dem Besucher gern vorgelegt. Ein Besuch dieser historischen Landeshalle ist warm zu empfehlen, im Grunde Ehrenpflicht eines jeden Landeskindes; denn was man da an Bildnissen von Personen, an geschichtlichen Bildern und Denkwürdigkeiten auf den Fluren, Treppen und in den 14 Zimmern, an den Wänden, in den Mappen, auf Tischen usw. sieht, es ist „Schleswig-Holstein meerumschlungen" von den Zeiten des ersten König-Herzogs bis auf unsere Tage. — Kiel und Umgegend darf sich im zweiten Stockwerk noch extra gründlich besehen, sei es unentgeltlich am Sonntag von 11—1 Uhr oder am Mittwoch von 2—4 Uhr, sei es gegen eine geringe Gebühr zu den übrigen Besuchszeiten. Die Bibliothek ist nicht zu vergessen! G. Schröder.

6. **Welche Bücher schenken wir unsern Kindern zum Weihnachtsfeste?** Allen Eltern, die nicht wahllos das erste, beste Buch ihren Kindern kaufen wollen, ist der beste Ratgeber das „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre." Es ist das Ergebnis jahrelanger, sorgfältiger Arbeit der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse. Die Vereinigung umfaßt gegenwärtig 77 Ausschüsse in allen Teilen Deutschlands. Ihre Arbeit hat einzig und allein den idealen Zweck, der Jugend zu dienen, den Kindern künstlerisch wertvolle, pädagogisch einwandfreie Bücher in die Hand zu geben und sie so für die Schätze unserer Besten und Größten genußfähig zu machen. Das Verzeichnis umfaßt über 500 Bücher für jedes Alter, aus jedem Gebiete, in jeder Preislage. Es ist zu erhalten von Herrn Sophus Carstens, Altona, Blumenstr. 7. 100 Stück kosten 0,95 ℳ. Ein 5 kg-Paket enthält 300 Stück. Die billigsten Bücher dieses Verzeichnisses sind vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß in einer „Auswahl wertvoller, billiger Jugendlektüre" extra zusammengestellt. Sie umfaßt 164 Nummern und wird versandt durch Herm. Kampen, Hamburg 22, Berthastraße 6. (100 Stück = 0,25 ℳ, ein 5 kg-Paket = 1200 Stück.) Wir empfehlen besonders Vereinen, durch Verteilung dieser Verzeichnisse für die Jugendschriften-Frage einzutreten. Für die Presse stehen auch Sonderabdrücke aus verschiedenen billigen Ausgaben zur Verfügung, eventuell auch Bücher zu Ausstellungszwecken. Einzelne Exemplare sind (bis zu 3 Stück) unentgeltlich zu haben durch W. Senger, Hamburg 22, Wagnerstr. 53.

7. **Hellwig-Hirt-Zernial, Deutsches Lesebuch** für höhere Schulen. Ausgabe für Schleswig-Holstein. Bearbeitet von **Dr. A. Gloy.** 5 Bände (Sexta, Quinta, Quarta, Tertia, Sekunda). Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann. 1906. — Wenn dieses Lesebuch in der „Heimat" besprochen werden soll, so kann es sich natürlich nur um die speziell schleswig-holsteinischen Stücke handeln, die Dr. Gloy hineingefügt hat. Daß es dringend wünschenswert ist, die bisherigen, für möglichst weite Gebiete bestimmten Lesebücher durch solche zu ersetzen, die heimatlichen Charakter tragen, darüber besteht wohl kein Zweifel mehr. Ob es das Richtige ist, solche Bücher herzustellen, indem man aus einem für andere Gegenden bestimmten Werke Stücke ausscheidet und dafür andere, landschaftliche, hineinsetzt, mag zweifelhaft erscheinen; es wird aber bei Lesebüchern für höhere Schulen fürs erste wohl nicht gut anders gehen, da das Absatzgebiet zu klein ist, als daß ein Buchhändler den Mut haben könnte, ein eigenes Heimat-Lesebuch für diese Art der Schulen herzustellen. — Was Dr. Gloy geleistet hat, muß freudig anerkannt

werden. Natürlich ist nicht alles so wertvoll, daß es ohne weiteres jedem gefallen müßte; mancher würde wohl gern das eine oder das andere Stück streichen, vielleicht weil es in der Darstellung zu lehrhaft, trocken und leitfadenmäßig oder dem Inhalte nach zu unbedeutend ist. Aber wer selbst auf diesem Gebiete gearbeitet hat, weiß, wie schwer es ist, überall das Richtige zu treffen, besonders wenn man sich bemüht, recht viele auch von den noch lebenden Schriftstellern zu Wort kommen zu lassen. Es verbietet sich von selbst, in einer Zeitschrift, die keine pädagogische Tendenz hat, die einzelnen Stücke Revue passieren zu lassen, so sehr mich das reizen würde; aber das muß ich doch sagen: je vorurteilsfreier man die Auswahl prüft, jemehr man den persönlichen Geschmack zurücktreten läßt, desto mehr wird man anerkennen müssen, daß der Bearbeiter aus guter Kenntnis der heimischen Literatur heraus eine interessante Auswahl getroffen hat, und man wird sich freuen dürfen, wenn es dem Werke gelingen sollte, hier im Lande Eingang zu finden. Interessant ist es mir gewesen, im Vorwort die Stelle zu finden: „Daß die Texte von der ursprünglichen Fassung hier und da abweichen, ja zuweilen recht kräftig redigiert worden sind, wird hoffentlich nicht befremden.“ Befremdet hat es mich gewiß nicht, aber meine eigenen Erfahrungen lassen mich fürchten, daß der in dem ganzen Buche — nicht bloß in den schleswig-holsteinischen Stücken — befolgte Grundsatz, fast alle realistischen Stücke mehr oder weniger kräftig zu redigieren, der Einführung nicht förderlich sein wird. Lund.

8. **Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, 21. Heft.** Kiel, 1904. Verlag von Lipsius & Tischer. — Nachdem das erste Kieler Rentebuch (1300—1487) in den Jahren 1891—93 durch Christian Reuter herausgegeben worden ist, erfolgte in dem vorliegenden Hefte die Veröffentlichung des zweiten Kieler Rentebuchs von 1487 bis 1586, herausgegeben von Moritz Stern. Einleitend befaßt sich der Herausgeber mit der äußeren Beschaffenheit der in der Kieler Universitätsbibliothek aufbewahrten Handschrift und mit den mutmaßlichen Schreibern, von denen er 15 zum teil nach ihren Schnörkeln feststellt. Sodann berichtet er, daß dieses zweite Rentebuch erst im Jahre 1875 durch eine Beschreibung der Handschrift in der Beilage zum fünften Bande der Zeitschrift für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte bekannt geworden ist, und gibt an, wie im „Erbebuch“ auf das Rentebuch hingewiesen wird. Im weiteren wird ausgeführt, in welcher Weise Renten verkauft und verlassen wurden, und alsdann wird auf die Straßennamen im Rentebuch, besonders auf die wechselnde Bezeichnung der heutigen Schloßstraße eingegangen. Einem kurzen Bericht über die Einrichtung der Ausgabe folgt dann auf 135 Seiten das eigentliche Rentebuch mit 488 Nummern, von denen ich willkürlich aus der Mitte heraus ein Beispiel anführe: (245.) Imme jare 1520. Danorum. — Clawes Toke hefft vorkofft unde vorlaten den vorstenderen thome hilligen Gheyste jarlikes wesende unde thor tyd syende, voftehalve marck jarlike renthe vor vyffundesoventich m. hovetstols, alle jar in den achte dagen der hilligen dryer koninghe to betalende, in unde uth syneme erve, belegen in der Denschen straten; unde wanner Clawes Toke ofte syne erven den wedderkopp don willen, mogen ße den vorstenderen thor tyd syende eyn halff jar thovorenn thoseggen unde den hovetstoll myd der bedageden renthe in eneme summen uthgeven unde betalen. — Ein Register der Personen- und Ortsnamen, ein topographisches Register der Stadt Kiel und ein Wort- und Sachregister vervollständigen den für Sachkundige und Liebhaber gewiß sehr wertvollen Band. G. Schröder.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Aus dem Verlage für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig: Theophilus, Gottmenschen; Tim Moser, Los! Werdephantasien; K. Maximilian, Hans Thorn, Ausschnitte aus einem modernen Lehrerleben; Franz Wolff, Lebenswege; Helga Nicolassen, Lebensnot; Emil Roth, Flor del Fango. — Aus dem Verlage von Fr. Bahn in Schwerin: M. Burmeister, An jenem Tage, Preis 2,80 *M*; Johannes Dose, Erfundenes und Gefundenes. Preis 1,60 *M*. — Aus dem Verlage von Fehsenfeld in Freiburg i. Br.: Konrad Günther, Erhaltet unserer Heimat die Vogelwelt! Preis 0,50 *M*. — Aus dem Verlage von Schünemann in Bremen: Nun singet und seid froh! Deutsche Volkslieder gesammelt von Wilhelm Lobsien. Preis geb. 2,50 *M*; Ans der Natur, Märchen von Richard Wilhelm; Für Menschen mit Kinderherzen, Plaudereien aus unserer Kinderstube von Annie Diederichsen. — Aus dem Verlage von Chr. Adolff in Altona-Ottensen: Schleswig-holsteinische Zeitschrift für Kunst und Literatur, Heft 14, herausgegeben von Kurt Küchler in Altona. Preis vierteljährlich 2,50 *M*.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XVII. Jahrgang.



Kiel 1907.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem Stern bezeichneten Artikel sind illustriert.

Literaturgeschichte.

Märchen, Sagen.

Naturkunde.

Plattdeutsch.

Volkskunde.

Verschiedenes.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 1. Januar 1907.

Die ältesten Nachrichten über den deutschen Norden.

Vortrag auf der General-Versammlung zu Glückstadt am 9. Juni 1906

von dem Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. **Detlefsen** in Glückstadt.

Der älteste Geschichtschreiber, der eine ausführliche Schilderung Deutschlands entworfen hat, ist der Römer Tacitus (100 n. Chr.) Er hielt die Germanen für eine ungemischte Rasse, im eignen Lande entstanden, ohne Zuschuß aus der Fremde; denn wer in alten Zeiten seinen Wohnsitz verändern wollte, sei nicht zu Lande, sondern zu Schiff ausgezogen, und noch zu seiner Zeit werde der unendliche, Germanien bespülende Ozean nur selten vom Mittelmeer aus befahren. „Wer hätte überhaupt, abgesehen von den Gefahren des rauhen und unbekannten Meeres, Asien oder Afrika oder Italien verlassen mögen, um Germanien aufzusuchen, dessen Länder wüst, dessen Klima rauh, dessen Kultur und Aussehen traurig sei; höchstens könne das einer tun, der von dorther stamme.“

Von der Art, wie sich die Völker der Urzeit verbreitet haben, macht sich Tacitus und seine Zeit noch keine klare Vorstellung; er denkt nur an die Besiedelung der Mittelmeerküsten durch Phönizier, Kleinasiaten und Griechen. Wenn er hinzufügt, daß höchstens ein Germane aus dem Süden wieder nordwärts ziehe, so boten ihm Beweise dafür die deutschen Söldner, die zu seiner Zeit in der Leibwache der römischen Kaiser dienten und nach abgeleisteter Dienstzeit mit Ehrenzeichen geschmückt und mit römischem Gelde abgelohnt in die Heimat entlassen wurden.

Und doch scheint Tacitus darin Recht zu haben, daß er die älteste Einwanderung der Völker in den Norden zur See geschehen ließ; er ahnte jedoch nicht, inwiefern er das Rechte traf. Ganz Norddeutschland, auch zum Teil das östliche, sowie Dänemark und Südschweden, ferner aber England, Nordfrankreich, Portugal und Westspanien sind reich an unter- und überirdischen Steinbauten, die hauptsächlich als Gräber, zum Teil aber wohl auch als Wohnungen dienten. Sie bestehen aus Steinblöcken, manchen von sehr beträchtlicher Größe, und gehören einer Urzeit an, aus der jegliche geschichtliche Erinnerung fehlt. Aus derselben Zeit stammen die großen Anhäufungen von Muschelschalen, besonders an den Ostseeküsten unserer Länder, die Überbleibsel von Mahlzeiten, die dort Jahrhunderte lang von den Umwohnern gehalten wurden. Sie gehören der Steinzeit an; denn meistens aus Stein, daneben jedoch aus Knochen, Holz, Bernstein sind die Werkzeuge und Schmucksachen verfertigt, die man in ihnen findet. Es ist nur eine der Wahrheit sich nähernde Vermutung, wenn dänische

Gelehrte die Dauer der Steinzeit von ungefähr 3000 bis gegen 1000 vor Christi Geburt ansetzen. Aber welchem Volke jene Werke zuzuschreiben sind, und welcher Rasse es angehört hat, ist uns völlig unbekannt. Da sich jedoch dieselben Bauwerke längs der ganzen Nordküste Afrikas finden, und zwar nirgend in größerer Menge als eben da, so ziehen neuere Forscher den naheliegenden Schluß, daß die Erbauer der Steindenkmäler von dort ihren Ausgang genommen haben, und daß sie zur See längs der Küsten von Afrika und Westeuropa bis in unser Land vorgedrungen seien.

Auf die Steinzeit folgte der Gebrauch der Bronze, die von einem andern Volke, wahrscheinlich den einwandernden Germanen, von Südosten her aus den alten Kulturländern Asiens eingeführt wurde. Geschichtliche Kunde haben wir auch von dieser Zeit noch nicht, deren zum Teil kunst- und geschmackvolle Arbeiten, auch in Gold, zahlreich in unserm Lande gefunden werden. Die Gelehrten setzen ungefähr das Jahr 400 v. Chr. G. als die Zeit an, in der das Eisen den Völkern des Nordens bekannt wurde. In dieser Zeit beginnt die Geschichte unseres Landes langsam aufzudämmern.

Ein auch mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteter Kaufmann Pytheas aus der griechischen Kolonie Massilia (Marseille) war der erste, dem wir eine Kunde von der Nordsee und den sie umgebenden Ländern verdanken. Er suchte hier die schon den Karthagern bekannten Ursprungsländer des seltenen und kostbaren Zinns und des Bernsteins. Pytheas umfuhr um 325 zuerst Britannien bis zu den Shetlands, hinter denen sich ein träges, geronnenes und gefrorenes Meer ausbreite, dann das deutsche Festland vom Kenter Vorgebirge längs der Scythenküste (so hieß damals noch das ganze Gebiet östlich von der Rheinmündung). Er nennt sie ein 6000 Stadien = 150 M. langes aestuarium, d. h. ein von der Flut bald mehr, bald minder bedecktes Flachland, eine unbedeichte Marsch mit zahlreichen Wasserläufen.

Eine eingehende, wohl noch auf ihn zurückgehende Schilderung dieser Küste verdanken wir dem römischen Schriftsteller Mela aus den ersten Jahrzehnten nach Chr. G. „Die Ufer nehmen in ihrem Schoße das Meer auf, das sich nirgendwo weit ausbreitet und nirgendwo einem Meere ähnlich ist; es fließt vielmehr in einzelnen Wasserläufen durcheinander, die oft über die Ufer treten und wie Flüsse zügellos ineinander übergehen. Näher der Küste wird es von den Ufern nicht weit voneinander entfernter Inseln eingeschlossen und verläuft überall in ziemlich gleicher Breite wie eine enge Straße; allmählich bildet es eine Bucht und wendet sich in einem weiten Bogen um." Man erkennt die zwischen den Inseln und Halligen sich verzweigenden Priele und Wasserläufe, die mit der Flut sich allmählich füllen, ganz wie wir es noch jetzt an der schleswigschen Westküste betrachten. Doch gab es damals wohl noch mehr über die gewöhnliche Flut hervorragende Strecken als jetzt. Aber auch die dithmarsische Küste sowie die Länder um die Mündungen der Weser, der Ems, des Rhein und der Schelde müssen, bevor sie eingedeicht waren, denselben Eindruck gemacht haben.

Noch im 1. Jahrhundert schildert uns der römische Schriftsteller Plinius, der als Offizier die Wesermarsch kennen gelernt hatte, in anschaulicher Weise deren Aussehen:

„In weiter Bahn ergießt sich dort zweimal im Verlauf eines Tages und einer Nacht der Ozean über das Land und wird in ungemessener Weite vorwärts getrieben, ein wechselsweise umstrittenes Gebiet der Natur bedeckend, von dem es zweifelhaft ist, ob es ein Teil des Landes oder des Meeres sei. Dort wohnt ein elendes Volk auf hohen Wurten wie auf Bühnen, von Menschen-

händen aufgeworfen nach den Erfahrungen von den Erhebungen der höchsten Flut; darauf sind ihre Hütten erbaut; Schiffahrern gleichen sie, wenn die Wasser die Umgebung bedecken, Schiffbrüchigen aber, wenn sie zurückgewichen sind, und um ihre Strohdächer machen sie Jagd auf die mit dem Meere entfliehenden Fische. Ihr Los ist, kein Vieh zu besitzen, sich nicht von Milch zu nähren wie ihre Nachbarn, nicht einmal mit wilden Tieren zu kämpfen, da Strauchwerk erst fern von ihnen vorkommt. Aus Schilf und Sumpfbinsen flechten sie sich Stricke zu Netzen, die sie den Fischen in den Weg spannen, und indem sie den mit den Händen aufgefangenen Schlamm mehr in den Winden als an der Sonne trocknen, wärmen sie mit Erde ihre Speisen und den vom Nordwind starrenden Magen. Kein anderer Trunk ist da als vom Regenwasser, das in Gruben im Innern des Hauses aufbewahrt wird. Und diese Stämme sagen, fügt der Schriftsteller hinzu, wenn sie heute vom römischen Volke besiegt werden sollten, sie würden Sklaven! Ja, so ist es, viele verschont das Glück zu ihrer Strafe."

Auch die Erzählung vom Rückzug eines römischen Heeres durch die Marsch des holländischen Friesland im Jahre 15 n. Chr. G. möge hier hinzugefügt werden.

„Vitellius marschierte anfänglich über trockenen Boden, ohne durch die mäßig ansteigende Flut beunruhigt zu werden. Bald aber wurde der Heereszug durch einen Nordsturm, der mit der Tag- und Nachtgleiche zusammenfiel, zu welcher Zeit der Ozean am stärksten anschwillt, auseinander gerissen. Das Land wurde vom Wasser überströmt, Meer, Ufer, Felder hatten dasselbe Aussehen, und man konnte das Unsichere vom Festen, das Seichte vom Tiefen nicht mehr unterscheiden. Die Soldaten wurden von den Fluten niedergeworfen, von Strudeln verschlungen, Zugtiere, Gepäckwagen, leblose Körper schwammen umher, stießen aufeinander. Die Züge der Soldaten wurden durcheinander gemischt, bald ragten sie nur noch von der Brust an, bald nur noch mit dem Kopfe über die Flut empor, schließlich sank ihnen der Boden unter den Füßen weg, sie wurden voneinander gerissen und vom Wasser begraben. Worte und gegenseitige Ermunterung nützten nichts gegen das feindliche Gewässer; der Strebende unterschied sich nicht vom Trägen, der Verständige nicht vom Unverständigen, die Überlegung nicht vom Zufall; alles wurde umgarnt von derselben Gewalt des Elementes. Endlich führte Vitellius die Überbleibsel des Heeres mit großer Anstrengung auf eine höhere Stelle."

Diese Schilderungen geben uns ein offenbar der Wahrheit entsprechendes Bild von der noch ungezähmten wilden Natur unserer Nordseeküste vor dem Beginn des Deichbaus. So sah sie schon Pytheas, der aber eine Reihe bedeutsamer Angaben seiner Beschreibung hinzufügt.

Er hat uns auch den Namen dieses Küstenlandes genannt, wie er ihn ohne Zweifel aus dem Munde der Bewohner gehört hat. Er lautet nach der besten Überlieferung Metuonis und ist, wenn wir die griechische Endung is wegschneiden, unzweifelhaft deutschen Ursprungs. Metuon ist ein Plural und entspricht dem friesischen mede, altenglischen medewe, neuenglischen meadow und bedeutet „Mäheland, Wiesenland." Das Wort ist noch jetzt in zahlreichen Ortsnamen auf der ganzen Strecke des in Frage stehenden Landes erhalten. Auf Sylt zerfiel das Medeland in einzelne Meden, auf Föhr gibt es ein Medeland in Boldixum, den Flurnamen Woldmeede in Ording, ein Meede in Midlum, auf Amrum eine Flur Medewalken, im eiderstedtschen Utholm ein Meedehoop, in Westerhever ein Medensham, bei Lunden an der Eider einen Ort Mahde, bei Zennhusen Mehde, bei Wollersum Metzmark, in Dithmarschen sonst noch eine Schmale Meede im Kirchspiel Wesselburen, bei Süderdeich ein

Nordmeede und Reimers Meede, in Hohenwöhrden ein Niemede und Huelke-meede, bei Büsum die Norder- und Südermeede.

Gleichartige Namen setzen sich auf der hannoverschen Elbseite fort, wo bei Altenbruch die Medemau in die Elbe fällt, im Lande Wursten die Flurnamen Meda, Medawecken und Medenhamme vorkommen, und so geht es weiter über Oldenburg und Ostfriesland bis nach Westfriesland und der Provinz Holland.

Die Bewohner der Metuonis nennt Pytheas nach der besten Überlieferung Guiones, was durch einen Fehler der Abschreiber oder vielleicht schon des Pytheas selbst statt Inguiones verschrieben zu sein scheint; denn von Goten, die man in der bisherigen Lesart Gutones erkennen wollte, kann in diesen Gegenden nicht die Rede sein; sie wohnten fernab an der Ostsee. Der Name der Inguionen ist uns dagegen auch sonst noch wohl bekannt; er bezeichnete einen die Nordseeküste bewohnenden Völkerbund, der sich von den Bünden der Istväonen am Rhein und der Herminonen des deutschen Binnenlandes unterschied. Der Name ist bei uns und in Dänemark noch in den Personennamen Ingo, Ingwer, Inge und Ingeborg erhalten.

Pytheas nennt in der Meeresbucht auch die eine Tagreise vom Festland entfernte Insel Abalus, auf der Bernstein gefunden werde, der an die Bewohner der gegenüber liegenden Küste verkauft werde. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist unter der Insel das gegenwärtige Helgoland zu verstehen, das im Laufe der Zeit mehrmals seinen Namen geändert hat, vermutlich weil es vorübergehend verödet und dann von neuem besiedelt wurde. Es hieß nacheinander Basilia, dann Farria, dann Fosetisland, schließlich Heiligland und Helgoland.

Weiter erzählt Pytheas, die Bewohner dieser Insel verkauften den gesammelten Bernstein an die des nächsten Festlandes, die Teutonen, die dem Zusammenhange nach einen Stamm der Guionen bildeten. Sie werden in Dithmarschen und wohl auch noch an der Westküste von Schleswig gewohnt haben. Daß sie zwei Jahrhunderte später mit den Cimbern auswanderten, ist weiter unten zu berichten; doch wird ein Rest von ihnen im Lande verblieben sein; denn der Geograph Ptolemäus zählt unter den Bewohnern unseres Landes auch die Teutonoarier auf, die dem Zusammenhange nach in Dithmarschen gesessen zu haben scheinen, vielleicht auch ihren Namen dem Lande gaben.

Die Nachrichten des Pytheas vom Norden haben für ungefähr 200 Jahre keine wesentliche Erweiterung erhalten. Doch wird der einmal gefundene Weg in die Nordsee nicht wieder verloren sein. Einiger Schiffsverkehr wird geblieben sein, und daher stammen gewiß einige Schiffermärchen, die von angeblichen Völkern des Nordens reden. Die Namen dieser sind aber nicht wirkliche einheimische, sondern von der aufgeregten Phantasie der Schiffer erdichtet und griechischen Ursprungs. Die Öonen bedeuten Eieresser. Der Name weist darauf hin, daß das Uferland, wie noch jetzt die Außendeiche, die Brutstätte ungezählter Vogelschwärme waren, deren Eier den Anwohnern zur Nahrung dienten. Die Hippopoden bedeuten Pferdefüßler; sie mögen hohe Wasserstiefeln aus Pferdehaut getragen haben und danach von den griechischen Matrosen benannt sein. Noch kühner scheint die Phantasie im Namen Panotier, der Ganzohren, gespielt zu haben, der dahin erklärt wird, daß die Ohren dieses Volkes ihren ganzen Körper bedeckten. Sie mögen große Südwester mit weit herabhängendem Rande oder lange Kapuzen getragen haben, wie sie bei den friesischen Frauen noch bis in die Neuzeit im Gebrauch waren. Im ganzen scheinen diese Leute aber friedlicher, harmloser Natur gewesen zu sein; denn wir hören nichts von Unholden und Menschenfressern, wie man solche an anderen

Küsten des Ozeans gefunden hatte. Noch lange aber ist der Seeverkehr vom Mittelmeer nach der Nordsee von geringer Bedeutung gewesen.

Erst um 125 v. Chr. wird nns wieder ein Grieche Xenophon von Lampsacus genannt, der eine Beschreibung des nördlichen Ozeans gegeben hat. Er kannte bereits eine Insel Balcia, 3 Tagereisen von der scythischen Festlandsküste entfernt. Wahrscheinlich ist Südschweden darunter zu verstehen.

Eine größere Bedeutung erhielt der Norden für die Griechen und Römer, als im Jahre 113 v. Chr. plötzlich Völkerschwärme von dort an den östlichen Alpenpässen erschienen. Der Hauptschwarm nannte sich Cimbern d. h. Kämpfer, ein zweiter Teutonen, deren Namen bereits Pytheas kannte. Eine große Wasserflut sollte sie aus ihrer Heimat vertrieben haben, als welche man bald unser Land erkundete, dem man seitdem den Namen der cimbrischen Halbinsel beilegte. Daß die oft angezweifelte Erzählung von der Wasserflut wohl auf Wahrheit beruhen konnte, lehren die zerstörenden Fluten der späteren Zeiten; ehe das Land bedeicht war, müssen sie noch weit verheerender gewirkt haben. Wie von den Teutonen, so blieb auch von den Cimbern ein Teil in der alten Heimat zurück. Die späteren Berichterstatter setzen ihn in den äußersten Norden unserer Halbinsel, und noch jetzt heißt dort eine Landschaft im Stift Aalborg an der Südostseite des Lymfjord das Himmerland.

Das Erscheinen der nordischen Schwärme an den Grenzen Italiens weckte die Aufmerksamkeit der Griechen und Römer. Erst jetzt erkannte man in ihnen die besonderen Eigenschaften eines von den Nachbarn scharf unterschiedenen Volkes. Man benannte es mit dem Gesamtnamen Germanen, und wenn man bisher das Land östlich der Rheinmündung zu dem als Scythien bezeichneten, wenig bekannten Nordosten Europas gerechnet hatte, so kam ungefähr seit dem Jahre 80 v. Chr. der Name Germanien in der Literatur in Gebrauch.

Seitdem muß der nördliche Ozean öfter von Schiffen aus dem Mittelmeer besucht sein, neue geographische Namen erscheinen dort, und man gelangt bald bis in die Ostsee. Die Spitze von Skagen, der Green, wird richtig als eine lange Landzunge beschrieben und Tastris benannt. Ihr gegenüber liegt das Vorgebirge Rubeae, wahrscheinlich das Kap Lindesnäs an der Südspitze Norwegens. Das von da sich nordwärts erstreckende Kjölengebirge wird Saevo genannt; noch jetzt soll ein Zug desselben der Säwerücken heißen.

Südwärts von diesen Punkten erstreckt sich ein Meerbusen, der sinus Codanus, aus welchem Namen wohl der des Kattegat abzuleiten ist. Er kommt in verschiedenen Gegenden vor; im 16. Jahrhundert heißt so ein Wasserlauf bei dem uns benachbarten Seestermühe, im 17. ein Weideplatz auf einer der Hamburger Elbinseln. Verwandt ist der Name Katsund, den wir als Straßennamen in Schleswig, Flensburg und Hadersleben finden. Die Bezeichnung als Sund wird wohl daraus zu erklären sein, daß diese Straßen an Stelle zugeschütteter Wasserläufe an der Küste der Meerbusen getreten sind. Mit Katzen haben diese Namen nichts zu tun, sondern sie sind aus dem noch jetzt, wenn auch nur selten, gebrauchten Worte quad zu erklären. Es bedeutet so viel wie böse, arg, häßlich, schmutzig; auch das Wort Kot hängt damit zusammen; denn das qu von quad geht oft in k über. Also Katsund bedeutet ursprünglich einen schmutzigen Wasserlauf und Kattegat eine enge, gefährliche Gasse; denn Gat, womit auch jetzt noch Wasserläufe in den Watten bezeichnet werden, entspricht dem hochdeutschen Gasse.

Die als Verlängerung des Codanus zu denkende Ostsee wird einmal auch als ein Meerbusen des Namens Cylipenus bezeichnet, während das Kattegat der Meerbusen Lagnus genannt wird. Beide Namen sind bisher nicht erklärt.

Sonst heißt es noch, der Zugang zum inneren Meerbusen sei durch eine dicht gedrängte Inselgruppe gesperrt, unter der die dänischen Inseln zu verstehen sein werden. Eine derselben, vermutlich die größte, Seeland wird Latris genannt. An den Codanus stößt eine Insel Scatinavia von unerforschter Größe, wie es heißt, auf der allein die Hilleviones, d. h. die Klippenbewohner, angeblich 500 Gaue inne hätten. Neben dem Namen Scatinavia kommt auch Scandia vor, bisweilen in der Mehrheit, also von mehreren Inseln gebraucht. Er ist noch im Namen der südschwedischen Provinz Schonen erhalten, während die Wissenschaft den Namen Skandinavien jetzt für die ganze nordische Halbinsel verwendet.

Die zuletzt besprochenen Nachrichten und Namen sind der Ertrag von Handels- und Entdeckungsfahrten, die bis um die Zeit von Christi Geburt vom Mittelmeer aus nach dem Norden unternommen wurden. Zur selben Zeit hatten die Römer unter Cäsar die Grenze ihres Gebietes zu Lande bis an den Rhein vorgeschoben. Unter Augustus wurde auch das Küstenland vom Rhein bis zur Elbe gewonnen. Bis zur Ems wohnten dort die Friesen, von da bis zur Elbe der Stamm der Chauken. Auch die westfriesischen Inseln wurden besetzt, die den Griechen bereits unter dem Namen der Electrides, d. h. der Bernstein-Inseln, bekannt waren. Es werden damals dort noch bedeutende Bernsteinfunde gemacht sein. Die Römer nannten sie Glaesarlae nach dem deutschen Worte glaes = Glas, das den Bernstein bezeichnete. Daneben hießen sie auch Fabariae, d. h. Bohneninseln, nach dem lateinischen Worte faba, die Bohne, weil die Soldaten dort zahlreiche, wie sie meinten, wildwachsende Bohnen fanden. Auch kommt einmal der entsprechende, aus dem Deutschen stammende Name Baunonia vor. Einzelne dieser Inseln werden Burcana, d. i. Borkum, Austeravia = Osterinsel und Actania genannt. Man zählte im ganzen ihrer 23; gegenwärtig sind vom holländischen Texel bis Neuwerk in der Elbmündung noch 19 erhalten; also scheinen seitdem 4 fortgeschwemmt und zu Sanden geworden zu sein.

Zu diesen Nachrichten über die norddeutschen und skandinavischen Küstengebiete kommt noch das Bruchstück einer poetischen Beschreibung einer um Christi Geburt vom älteren Drusus in die Nordsee unternommenen Entdeckungsfahrt. Neue geographische Kunde bringt es zwar nicht, doch ist der Ausdruck der Empfindungen, die den Römer beim Befahren des rauhen Meeres ergriffen, von eigentümlicher Lebendigkeit. Die Fahrt wird von der Rheinmündung ausgegangen und schon tagelang nordwärts fortgesetzt sein, ohne auf Land zu treffen. Ein Nebel ist eingetreten. Die Schiffsmannschaft beginnt ängstlich zu werden:

Längst schon seien im Rücken der Tag und die Sonne gelassen,
Längst schon irre man fern den bekannten Grenzen des Festlands
Tollkühn über verbotene Wogen dahin durch das Dunkel
Zu des Abends Behausung, den äußersten Enden des Weltalls.
Unter den trägen Fluten die scheußlichen Ungeheuer
Bergend, erhebe der Ozean selbst mit den Scharen der Haie
Und der Hunde des Meeres sich schon, um die Schiffe zu packen.
Schreckliches Krachen erdröhnt; schon glaubt man, daß Flotte und Mannschaft,
In der schlammigen Masse gefangen, den Tieren des Meeres
Hülflos und widerstandslos zum blutigen Fraße bestimmt sei.
Hoch vom Schiffsbug herab bemüht sich ein Wächter zu spähen
Und die finstere Luft mit scharfem Blick zu durchbrechen;
Doch nichts kann er erkennen, so fern dem Lande entrissen,
Und die beklommene Brust ergießt sich in folgende Worte:
„Wohin treiben wir? selber der Tag entfliehet, der Schöpfung
„Grenzen hüllen in Finsternis ein den verlassenen Erdkreis.

„Streben wir Völkern zu unter anderem Pole gelegen?
„Und einer anderen Welt, die völlig der unseren fremd ist?
„Hören wir doch auf den Ruf der Götter, die sterblichen Augen
„Aller Dinge Ende zu schauen verbieten! Was dürfen
„Wir mit dem Ruder die Wogen verletzen, die andern gehören,
„Und der Götter friedliche Wohnungen stören?

Die Zeitgenossen hielten diese Schilderung des Ozeans für besonders anschaulich; wir werden von ihr wohl zunächst den Eindruck haben, daß der römische Dichter, wie überhaupt seine Landsleute, wenig seemännisch fühlte; die Angst vor den Haifischen und Seehunden erscheint uns eher komisch. Eigentümlich ist die schon hervortretende Ahnung von einer neuen Welt, die erst $1^1/_2$ Jahrtausende später entdeckt wurde. Den Gedanken zu verwirklichen hindert die Römer noch die Scheu, ein von den Göttern versagtes Gebiet zu betreten. Man hatte auch noch genug damit zu tun, das den heimischen Erdkreis verhüllende Dunkel zu lichten.

Noch Kaiser Augustus ließ eine Kundschafterfahrt längs der cimbrischen Küste ausführen, die bis zur Spitze von Skagen gelangte und mit den Cimbern, Charuden, Semnonen und andern Stämmen der Germanen friedliche Verbindungen abschloß. Von den Charuden scheint das westjütische Harthesyssel seinen Namen erhalten zu haben. Im übrigen erfuhr man nur, daß das Meer sich noch unendlich weit nach dem kalten Norden erstrecke.

Nach der Schlacht am Teutoburger Walde sank der Einfluß der Römer in Norddeutschland wieder. Nur die Friesen blieben ihnen noch längere Zeit getreu; unter ihnen ausgehobene Truppen nahmen noch im nächsten Jahrhundert an der Bewachung des gegen die freien Bewohner Schottlands in Nordbritannien aufgeworfenen Grenzwalles teil. In der neuesten Zeit fand man dort noch die Reste eines Heiligtums, das die friesischen Soldaten ihren heimischen Göttern errichtet hatten.

Im Jahre 16 n. Chr. lief eine römische Flotte von 1000 Schiffen unter dem Oberbefehl des jüngeren Drusus vom Rhein aus längs der deutschen Küste und in die Ems ein. Auf einem Zuge von da aus ins Binnenland wurden die Umwohner derselben geschlagen, aber auf der Rückfahrt zerstreute ein Weststurm die Flotte, und zahlreiche Schiffe wurden an unsere Küsten geworfen. Tacitns berichtet darüber Folgendes: „Ein Teil der Schiffe ging unter, die Mehrzahl wurde an weiter entfernte Inseln geworfen. Da sich nirgendwo Spuren menschlicher Kultur fanden, mußten die Soldaten verhungern, wenn sie sich nicht von dem Fleische der gestrandeten Pferde ernähren konnten. . . . Nach und nach kehrten einige von da zurück. Die, welche aus weiter Ferne kamen, erzählten Wunderdinge von der Gewalt des Sturmes, von unbekannten Vögeln, von den Ungeheuern des Meeres, von Wesen, die aus Menschen- und Tiergestalten zusammengesetzt seien, mochten sie sie nun wirklich gesehen haben, oder in der Furcht gesehen zu haben glauben." Von den Bewohnern oder von Eigentümlichkeiten des Landes selbst wird dagegen nichts berichtet, auch kein Orts-, Land- oder Inselname genannt, nur wird hervorgehoben, daß einige Schiffe an Felsen zerschellt seien. Das einzige wirkliche Felsenufer, das sich in dieser Gegend findet, ist das der Insel Helgoland, von der schon oben als von einem Fundort des Bernsteins die Rede war. Die Insel war damals beträchtlich größer als jetzt, wo sie nur aus der einzigen roten Klippe besteht, neben der in kurzer Entfernung eine Düneninsel liegt. Letztere war noch bis in die neuere Zeit durch einen über die Flut emporragenden Steinwall mit der Klippe verbunden; erst in der Neujahrsnacht 1720/1 zerriß ihn eine Sturmflut. Die Düneninsel trug ursprünglich ebenfalls eine Klippe, aber

aus weißem Kalkstein, von ovalem Umriß und ungefähr derselben Höhe wie die rote Klippe. Auf der Meyerschen Karte von 1649, die sich in Danckwerths Landesbeschreibung findet, ist sie noch gezeichnet und mit letzterer verbunden. Die Helgoländer waren so töricht, den Kalkstein der weißen Klippe zu Bauzwecken zu verwenden und sogar an Fremde zu verkaufen, so daß die Klippe allmählich abgetragen wurde. Der letzte Rest von ihr verschwand in einer Sturmflut des Jahres 1711. Wenn man ehemals, also zur Zeit der Römer, die Insel von Süden her ansegelte, sah man die rote und die weiße Klippe wie zwei Säulen nebeneinander stehen, ein überraschender Anblick im einsamen Meere; man glaubte, Herkules habe sie errichtet, wie die am Eingange des Mittelmeeres.

Auf die kriegerischen Regierungen des Augustus und Tiberius folgte an der deutschen Grenze eine längere Friedenszeit. Da mehrten sich die Handelsbeziehungen zwischen dem römischen, linksrheinischen Gebiet und den Germanen. Manche von dort eingeführte Erzeugnisse des Handwerks aus Bronze, auch aus Silber, römische Münzen, eiserne Schwerter, Gläser, besonders häufig aber feine Tonwaren haben sich diesseits des Rheines auch in unserer Provinz, in Jütland, auf den dänischen Inseln, selbst noch im südlichen Schweden bald in Gräbern, bald frei in der Erde, wiederholt auch in größeren Mengen am Grunde von Mooren gefunden. Manche sind mit Stempeln der Fabrikanten versehen, besonders die Tonwaren, die zum größten Teil aus gallischen Fabriken, einige auch aus italischen stammen. Wir können sogar feststellen, welche Fabrikanten besonders diesen Handel betrieben haben, ja, sogar die Reste einiger Fabriken mit ihren Brennöfen, noch erhaltenen Gefäßformen und massenhaften Scherben zerbrochener Gefäße sind an verschiedenen Stellen Frankreichs gefunden.

Schon im ersten Jahrhundert n. Chr. scheint ein Bund der Bewohner des nordwestlichen Deutschlands entstanden zu sein, dessen Teilnehmer sich nach ihrer Hauptwaffe, dem langen Messer (Sachs) die Sachsen nannten. Bald kehrte sich ihr Verhältnis zu den Römern um, aus den Angegriffenen wurden die Sachsen zu Angreifern, die erst als Seeräuber die Nordküste Galliens verheerten und besetzten, bald im Bunde mit den Angeln und Jüten Britannien eroberten und damit die Periode der Völkerwanderung einleiteten, in deren Verlauf allmählich die Länder des weströmischen Kaiserreichs in germanische Königreiche verwandelt wurden.



Unser Land und unser Lied.

(Zum 18. Januar.)

Wenn je Alldeutschlands Ehrentag wir feiern,
Den Tag, der eine Kaiserkrone schuf,
Wenn freudig wir den Treueschwur erneuern
Für Fürst und Vaterland, und in den Ruf
Einstimmen: „Heil dem Kaiser, Heil dem Reiche,
Dem Manne Dank, der's in den Sattel hob,
Und Preis dem Heer, vor dessen Schwertes Streiche
Der Feinde Schwarm wie Spreu vorm Wind zerstob:
Wenn so, umkränzt von lichten Ruhmesstrahlen,
Manch hehres Bild vor eurem Aug' aufging,
So wollt verzeih'n, wenn ich, ein Bild zu malen
Von einfach schlichter Art, mich unterfing.

„Nicht seht ihr trotz'ge Bergesriesen ragen,
Nicht streben stolze Burgen kühn empor,
Der Großstadt Lärm, ihr immerwährend Jagen
Und Hasten nach Gewinn dringt nicht ans Ohr.
Nein, sanftes Rauschen nur in Buchenwäldern,
In allen Hecken muntrer Vogelsang,
Ein leises Klingen ob den Ährenfeldern
Wie Sichelton und Feierglockenklang.
Und aus der Wälder, aus der Hügel Kranze
Schaut still ein klarer See zum Himmel auf,
Und fernhin rollt im hellen Sonnenglanze
Der blauen Wogen nimmermüder Lauf!"
Und wollt ihr mich um dieses Bild befragen,
Welch eine Unterschrift es möchte tragen, —
Das Ländchen ist's, einst viel und gern besungen:
Mein liebes Schleswig-Holstein meerumschlungen!
Wohl ist es klein, mein Land, und von den Gauen
Des mächt'gen Preußens bald der kleinste schier;
Und doch sah eine Welt auf uns man schauen,
Doch ward gelegt des Reiches Grundstein hier!
Denn als dort draußen die Begeistrungsflamme
Für Deutschlands Einheit schon erloschen schien:
Bei uns, bei dem „verlass'nen Bruderstamme,"
Blieb unter Druck und Drang sie immer glüh'n.
Getrennt vom Reich, dem fremden Volk verpflichtet,
Was deutsch sich gab, belegt mit Bann und Acht,
Ward nimmer doch die deutsche Art vernichtet,
Blieb stets hier deutscher Sitte hohe Wacht!
Ja, deutsche Treue war es, die vor Jahren
Das Schwert dem Jüngling in die Hand einst drückt';
Es zeugen's uns die Männer, grau von Haaren,
Aus deren Aug' der alte Mut noch blickt,
Die Lust, dem Feind auf seine Haut zu schreiben —
Denn anders leuchtet's ihm doch nimmer ein —
Das Wort: „Wir wollen echte Deutsche bleiben,
Und ungeteilt soll Schleswig-Holstein sein!"
Und wenn auch ihnen nicht der Wurf gelungen,
Das „Los von Dän'mark!" noch blieb unerreicht,
Und fremdes Joch den Nacken wieder beugt',
Lebend'ges Mahnen waren sie uns Jungen:
O Jugend, wahre treu, was schwer errungen!
Denn nicht umsonst war's, daß die Helden sanken
Auf Jütlands Au'n und dort vor Friedrichstadt;
Sie riefen wach den Vaterlandsgedanken
Ihr Opfertod war neuen Deutschtums Saat!
Wie lauschten doch wir Knaben den Berichten
Von jenem Sieg bei Kolding und Gudsö,
Wir zählten zu den herrlichsten Geschichten
Die: „Christian der Acht' fliegt in die Höh'!"
Wie ballten dann im Zorne wir die Hände,
Wenn man Friederiz und Idstedt sprach,
Und hörten wir gar „der Erhebung Ende,"
Ging's uns ans Herz wie selbst erlitt'ne Schmach.
Wir blieben deutsch, getrost und unverzagt
Ausharrend, bis ein schön'rer Morgen tagt'.
Und siehe da, er tagt'! Als Sterbeglocken
Dem siebten Friedrich hallten Grabgesang,
Tönt's nicht hindurch wie heimliches Frohlocken,
Ward Trauerläuten nicht zum Jubelklang?
War's nicht, wie wenn des Frührots erstes Strahlen
Erglimmt nach bang durchwachter, dunkler Nacht,
Als aus dem tiefen Schlaf, dem es verfallen,
Das deutsche Volk zu unserm Heil erwacht'?
An unserm Feuer hat es seins entzündet,

Zu unsrer Rettung eilt' es nun herbei,
Und bald ward allerorten es verkündet,
Daß unsre Heimat frei für immer sei;
Und glücklich fühlte sich als deutsches Land
Mein teures Schleswig-Holstein stammverwandt.
Zwar ist es anders worden, als wir meinten;
Doch als auch uns es rief zur Wacht am Rhein,
Als alle deutschen Stämme dann sich einten,
Da wollten nimmer wir die letzten sein.
Wie, wenn die Sonn' auftaucht am Himmelsrande,
Ein Flammenmeer die Luft erfüllt, die Flut:
So ging ein Leuchten auch durch unsre Lande,
Ein jedes Herz entbrannt' in heil'ger Glut.
Und voll erstrahlte uns die Morgensonne,
Versöhnt ward, wer noch schmollend abseits harrt',
Als nun, geschmückt mit güldner Kaiserkrone,
Das Landeskind uns Landesmutter ward. —
So bleibe denn in allen fernen Stunden
Dem deutschen Reich, dem Kaiser du verbunden,
Was kommen mag, bleib' treu du unverwandt,
Steh' fest und wanke nicht, mein Vaterland!

G. Schröder.



Die Königsburg.

Von **Chr. Kock** in Bohnert.

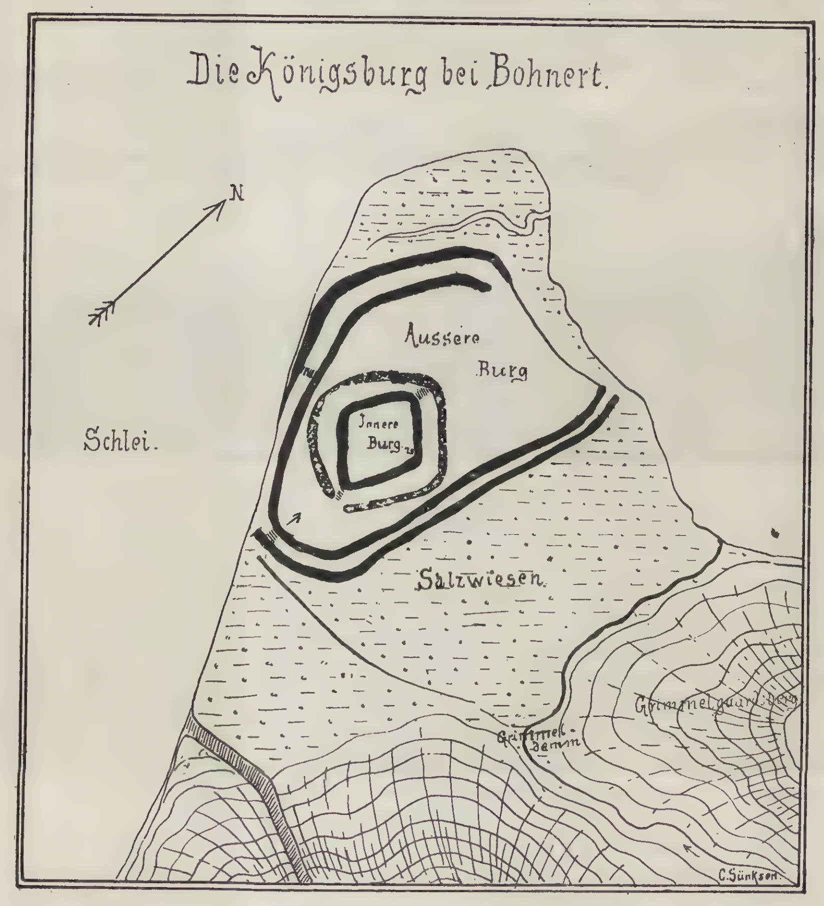
Unweit des Ortes, wo die Schlei ihre blauen Fluten ostwärts in das Ornumer Noor entsendet, liegen auf Schwansener Seite im Gebiete der Gemeinde Bohnert die stattlichen Reste einer alten Burganlage, der Königsburg. Nahezu ein halbes Jahrtausend ist seit dem Tage ihrer Gründung entschwunden, die uns in den langwierigen Krieg um Schleswig 1410—35 zurückversetzt.

Die tüchtige, aber arglistige Dänenkönigin Margarete war 1412 gestorben und ihr Neffe, Erich von Pommern, ihr Nachfolger geworden. Mit voller Energie betrieb er die Fortsetzung des Krieges gegen die Grafen von Holstein. Zunächst schien das Glück ihm hold zu sein. Im Jahre 1415 war er seinen Feinden gegenüber im Vorteil. Fast ganz Schleswig hatte er ihnen entrissen und zum Schutze seiner Stellung eine Anzahl Burgen angelegt: im Westen die Fresenburg, in der Mitte des Landes die Feste Wellspang. Besonders war die Schlei durch eine Reihe fester Punkte gesichert. Im Osten schuf man die Verteidigungsanlagen von Grödersby (Arnis), denen die Schwonsburg bei Karlsburg in Schwansen wahrscheinlich zuzurechnen ist. Weiter westwärts war an der Schlei das feste Lindau erstanden. Dem gegenüber lag am Schwansener Ufer die bischöfliche Burg Stubbe. Bischof Johannes Scondelef hatte sie den Dänen ausgeliefert. Gleichfalls in Schwansen, auf halbem Wege von Stubbe nach Schleswig, gründeten die Dänen im Jahre 1415 noch einen Verteidigungspunkt, den sie ihrem Könige zu Ehren „die Königsburg" nannten. [1])

Der Platz war gut gewählt und für damalige Verhältnisse außerordentlich stark befestigt. Eine zum Teil dreifache Wallanlage mit vorgelagerten Gräben umfing die Burghöfe derart, daß jedesmal der innere Wall den äußeren be-

[1]) Langebek, Scriptores rerum Danicarum VII, S. 278 ff., sowie Sejdelin, Diplomatarium Flensburgense I, S. 264/65 und I, S. 296.

herrschte. Im Westen und Norden sicherten die Wogen der Schlei gegen Überfälle. Aber auch an den anderen Seiten war die Stätte für Angreifer schwer zugänglich. Sumpf und Gräben verhinderten das Näherkommen. Noch vor einem Menschenalter war das die Burg umgebende Wiesengelände an manchen Stellen nur in der trockensten Zeit des Jahres zu betreten. Noch jetzt erhebt sich die Wiesenfläche kaum $^1/_2$ m über den gewöhnlichen Wasserstand und wird bei höheren Fluten überschwemmt. So schien die Burg förmlich auf einer



Plan der Königsburg, gezeichnet von Herrn Bildhauer Sünksen in Schleswig.

Insel zu liegen. Die innere Burgfläche befindet sich $5^1/_2$ m überm Wasserspiegel. Die zu den Wällen erforderlichen Erdmassen dürften, wie der Augenschein vermuten läßt, von einer nordöstlich von der Burg belegenen Koppel in Kähnen herbeigeschafft worden sein.

Über die späteren Geschicke der Königsburg ist recht wenig bekannt. Wie

[1]) Die schmale, flache Landzunge zur Linken hinter der Königsburg heißt „Finsterstern." Hier stand früher eine als Wallfahrtsort bekannte Kapelle „Unserer lieben Frauen." Angeblich wurde aus dieser 1250 der Priester gerufen, der König Erich Plogpennig vor seiner Ermordung auf der Schlei das Abendmahl reichte.



Nordöstlicher Teil der Königsburg, vom Luftberge aus gesehen.[1])
Aufnahme von Herrn Bildhauer Sünksen in Schleswig.

bestimmt nachweisbar ist, blieb sie bis 1417 in der Hand der Dänen. In der Versammlung der Hanse, die 1416 vom 11. August bis 10. September in Lübeck tagte, waren die Sendboten der Hansestädte bestrebt, zwischen Dänenkönig und Holstenherren zu vermitteln. König Erich zeigte sich einem Friedensschlusse nicht abgeneigt. Es wurde geplant, die holsteinischen Grafen sollten zum 1. Mai 1417 ihre Abgesandten nach Eckernförde schicken. Erich mit seinen Vermittlern, nämlich dem Herzog von Pommern, der Herzogin Ulrike von Mecklenburg und den Sendboten der Hansestädte Lübeck, Stralsund, Greifswald und Stargard, wollten zum gleichen Zeitpunkte in die Königsburg kommen. Die ablehnende Haltung der Holsten machte den Vergleich scheitern.[1]) Im Juli 1417 suchten erneut die in Lübeck tagenden Ratssendboten einen Vergleich zustande zu bringen, über den am 15. August an denselben Orten, Eckernförde und Königsburg, verhandelt werden sollte. Diesmal durchkreuzte der Däne die guten Absichten.[2]) Noch vor Ende des Jahres 1417 kam es vor der Königsburg zu blutigem Ringen. Die Schleswig-Holsteiner erhielten von den Herzögen Bernhard und Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und dem Grafen Otto von Hoya sowie von der Stadt Hamburg Beistand. Die Hamburger sandten 600 Schützen gegen Gottorf, denen ein starkes Aufgebot folgte. Angeblich mit 600 Gewappneten und 20 000 Mann Fußvolk griff man die Dänen bei der Königsburg an, die mit 1500 Reisigen und 30 000 Fußgängern sich zur Wehre setzten uud den Angriff der Deutschen zurückwiesen. Diese

[1]) Koppmann, Hanserezesse VI, S. 261 ff.
[2]) Ebenda.

wandten sich darauf gegen Stubbe, nahmen es ein und zerstörten es bis auf den Grund. Wenn man auch geneigt ist, hinsichtlich der Mannschaftszahlen eine starke Übertreibung anzunehmen, wird es andererseits durch die Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg belegt, daß vor der Königsburg ein Zusammenstoß stattgefunden hat, an dem Hamburger beteiligt waren und Verluste erlitten. [1])

Vermutlich haben die Dänen, als der Krieg für sie einen ungünstigen Verlauf nahm, die Burg freiwillig geräumt. 1421 und 1423 ist sie im Besitz der Holstenherren. Fernerhin scheint die Königsburg in der Geschichte keine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Auf der Meyerschen Karte vom Jahre 1649 in Danckwerths „Newe Landesbeschreibung" ist sie noch aufgeführt. Vielleicht war sie damals schon eine Ruine. Nach der Überlieferung soll sie in einem Kriege von dem Hügel „Lustberg," nordöstlich der Burg, mit



Graben an der Ostseite der äußeren Burg, von Süden nach Norden gesehen.
Aufnahme von Herrn Willers Jessen in Eckernförde.

Kanonen zusammengeschossen sein. Wie die Sage uns glauben machen will, besaßen die Edelherren der Burg auf dem nahen Lustberge ein Lustwäldchen. Mit den Materialien der Burg wurde angeblich die Kirche in Rieseby ausgebessert. —

Jahrhunderte vergingen. Die Burg wurde vergessen. Selten betrat eines Wanderers Fuß den entlegenen Ort. Der Landmann entführte die letzten Trümmer von Turm und Haus, um sie daheim in Stall und Wohnung zu friedlichen Zwecken zu verwenden. Der Pflug ebnete die Burgplätze. Doch die Wallreste und die Gräben, mit Gestrüpp, Busch und Baum bewachsen,

[1]) Koppmann, Hanserezesse VI, S. 479, Fußnote: „Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg 2, — — — 1419 Exposita, S. 30. Heynoni Rugen 16 ℔ pro 5 equis et curru quos perdidit in gwerra dominorum contra regem Danorum ante Koningesborch."

blieben der Nachwelt erhalten. Noch heute beträgt die durchschnittliche Tiefe der Gräben 2—3 m. An der Südseite ist der innere Graben über 4 m tief. Allerdings ist der Fortbestand der stattlichen Reste jetzt gefährdet, nachdem ein reicher Privatmann im Jahre 1902 den Platz erwarb und sich eine Villa darin erbaute. Zwar hat der jetzige Besitzer sich verpflichtet, Wälle und Gräben zu schonen. Was aber nach einem neuen Wechsel des Besitzers das Los der Burganlage sein wird, läßt sich schwer bestimmen. — Deutlich unterscheidet man noch jetzt eine äußere und innere Burgfläche.[1]) Erstere ist ein unregelmäßiges Fünfeck, dessen größte Länge 212 m, dessen größte Breite 150 m beträgt. Eine doppelte Umwallung schirmte diesen Teil der Burg. Wie die Karte ausweist, scheint der äußerste Wall nicht überall durchgeführt zu sein. Zum Teil ist er von den Fluten hinweggespült. Die innere Burg ist ein Quadrat mit etwa 50 m Seitenmaß. Hier befindet sich an der Südspitze der höchste Punkt, 7,40 m überm Wasserspiegel. Westlich von dieser höchsten Erhebung fand man in der inneren Burg im Jahre 1902 beim Bau der Villa die Fundamente eines runden Turmes, bestehend aus Findlingen. Der Oberbau des Turmes hatte aus Ziegeln bestanden, von denen noch einige Reste zu Tage kamen. Es waren dies große, rote Backsteine, wie sie für die Bauten jener Zeit charakteristisch sind. Auch wurde an verschiedenen Stellen eine größere Anzahl Hufeisen, ein Schwertknauf und ein Steigbügel im Erdreich entdeckt. Ein früherer Besitzer, Parzellist Brammer in Bohnert, soll vor Jahren in der inneren Burg Silberplättchen ohne Inschrift gefunden haben, die nach Kopenhagen gekommen sind.[2])

Die Königsburg im Dichterwort.

I. Die Fahrt auf der Schley.

Am 22. Julius 1854.

Von Friedrich Hoffmann.

Siehst du das kleine Gehöft, von grünendem Buschwerk umgeben,
Auf dem Hügel, der sanft zur plätschernden Flut sich hinabneigt?
Da erhob sich in Pracht vor Zeiten die Burg eines Königs,
Erichs; Gräben und Turm und festes Gemäuer umschloß sie;
In den Hallen erklang das Lied zum Spiele der Harfen,
Tönte der Becher Geläut, erscholl der Waffen Getöse:
Tot ist alles und hin; erschüttert sind Zinnen und Mauern;
Niedergestürzt ist der Turm, verklungen sind Harfen und Lieder,
Waffen und Becher verrostet. So sinket, was Staub ist, in Staub hin.

II. Die Königsburg.

Von Hermann Green.[3])

Des trocknen Farnkrauts braune Blätter
Im sanften Winde heimlich rauschen,
Und Haselstrauch und Brombeerranken
Mit leisem Säuseln Grüße tauschen. —
Hier ragt' in altersgrauer Zeit
Ein mächtig Bauwerk himmelan,
Und ob verklungen fast die Kunde:
Sein Name lebt im Volkesmunde
Durch die Jahrhunderte hindurch:
Die Königsburg.

Ein König hatte sie erbauet
Zum Schutz an seines Landes Marken;
Ob Feindes Schar sie hart bedrängte:
Die Mauern spotteten des Starken.
Hell scholl der Kampfruf längs dem Strande,
Und blutig färbte sich die Flut.
Doch stolz und frei im Schlachtgetümmel
Erhob der Turm sein Haupt gen Himmel,
Und krächzend tönte von der Schlei
Der Möven Schrei.

---

[1]) Im November und Dezember 1902 ist die Königsburg durch Herrn Ingenieur Wünsche, Oberlehrer an der Königlichen Baugewerkschule in Eckernförde, genau vermessen. Die nach der Vermessung gefertigte Karte besitzt das Museum vaterländischer Altertümer in Kiel. Längen- und Höhenangaben habe ich nach dieser Karte bestimmt.

[2]) Zweiter Bericht der Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer, S. 8.

[3]) Mit gütiger Erlaubnis des Dichters.

Er deutet Unglück. — Hört Ihr's rauschen?
Dort naht ein Nachen auf den Wellen.
O stolzer König, bete, bete!
Sie sind's, des Bruders Mordgesellen!
Ein zweites Boot in schneller Fahrt
Dem ersten an die Seite eilt.
Schon blitzt der Dolch in Mörders Händen.—
Wird keinen Strahl der Himmel senden?
Und krächzend tönte von der Schlei
Der Möven Schrei.

Die Zeiten flohen ohn' Verweilen.
Wo sind die Mauern, sind die Türme,
Die fest und trutzig standgehalten,
Wenn brausend drohten Schlachtenstürme?
Wo ist der Saal, vor dessen Pracht
Geblendet sich das Auge schloß?
Wo sind die Krieger, deren Scharen
Unsterblich, unbesiegbar waren?
Sie weihte der Vergessenheit
Die flücht'ge Zeit.

Wo sonst der Waffenlärm erdröhnte,
Da klingt der Pflug in lock'rer Erde;
Da streut der Sämann seinen Samen,
Daß er zur gold'nen Ähre werde.
Und wo der Turm sich stolz erhob,
Da streckt der Eichbaum seine Zweige.
Kein Kriegshorn ruft mehr zu den Waffen
Die wilden Streiter friedlich schlafen;
Wo einst die Harfe lieblich klang,
Schallt Vogelsang. —

Um jene wunderbaren Orte,
Um jene heldenhaften Tage,
Da spinnt mit reichen, bunten Farben
Ihr duftig Netz des Volkes Sage.
Sie deutet Dir der Möven Schrei;
Sie kündet Dir der Blätter Rauschen. —
Die Burg zerfiel; die Türme schwanden;
Die wilden Krieger Ruhe fanden. —
Und murmelnd an Trümmern eilt vorbei
Die blaue Schlei.



Trina Treede.

Von **Johann Brüdt** in Sande.

Trina Treede wird es ja wohl nicht übelnehmen, wenn sie ihren Namen durch Zufall gedruckt sehen sollte. Wenn sie es dennoch tut, so will ich in den nächsten Ferien bei ihr vorsprechen und als zerknirschter Sünder um Verzeihung bitten. Ich hoffe, daß mir die zuteil wird, und will dann auch gern eine Strafpredigt über mich ergehen lassen. Sie ist mit ihren 70 Jahren nämlich noch regen Geistes, und ebenso lebhaft ist ihre Zunge, das unruhige Glied, wie sie Sankt Jakob im dritten Kapitel seiner Epistel nennt. Aber der hat mit Weiberzungen entschieden schlechte Erfahrungen gemacht. Trina Treedes Zungenfertigkeit neigt mehr nach der guten und frohen Seite des Lebens und kommt besonders auf dem Bergfelder Buttermarkt und beim Grütze- und Mehlholen zur Geltung. Auch hat sie mit diesem unruhigen Glied schon manche Ehe in die Wege geleitet, die sich in den Stürmen des Lebens als sicher erwiesen hat. Wer sich davon überzeugen will, möge einmal bei dem Nachtwächter Eggert Harms vorsprechen.

Sie heißt eigentlich garnicht Trina Treede. Als der Bergfelder Hauptpastor ihren Namen zum erstenmal in das Kirchenbuch eintrug, stand auf der ersten Reihe der zweitletzten Seite dieses altehrwürdigen Buches: Katharina Mathilde Treede. Als dann Pastor Pünjer, sein Nachfolger, nach 25 Jahren ihren Namen in ein anderes Buch eintrug, stand da Katharina Mathilde Riek, geborene Treede. In Ladendorf beherrscht die Arbeit das Leben, und bei harter Arbeit sind dreisilbige Vornamen etwas unbequem. Deshalb nannte man sie Trina Treede, und weil ihr Mann schon nach zweijähriger Ehe starb, hat sie ihren Mädchennamen bis ins Alter behalten.

Sie hat in ihrem Leben, soweit es die Ladendorfer feststellen können, nur zweimal ernstlich geweint, einmal beim Tode ihrer Mutter und dann, als ihr Mann der Lungenentzündung erlag. Als ihr Sohn Johann den Tod gefunden hatte auf dem Riff von Skagen, war der Schmerz so groß, daß die Tränen ihre befreiende Wirkung versagten.

Um ihren Vater hat sie nicht geweint. Der ließ den Grogkessel nicht kalt werden, litt in den letzten Jahren stark an der Gicht und war ein Quälgeist für sie und den alten Knecht Jürgen Peters, der sich von dem kleinen Bauernhof nicht trennen mochte, obgleich es ihm an Aussichten nicht fehlte. Timm Treede hatte eine sogenannte Zweipferdestelle, konnte aber der trocknen Kehle wegen nicht vorwärts kommen.

Es war wahrhaftig kein Staat zu machen mit dem alten Bauernhaus unter den mächtigen Ulmen. Das morsche Fachwerk neigte an einigen Stellen schon bedenklich nach der Seite, und das alte Dach glich einem Strohdiemen, dem die Novemberstürme in die Flanken gefahren sind. An der schlimmsten Stelle mußte sogar eine alte Egge die morschen Strohlagen zusammenhalten.

Da konnte einmal in einer rauhen Märznacht das alte Dach dem Druck des Windes nicht mehr widerstehen und sank mit der alten Egge durch das zerwurmte Lattenwerk auf den Boden. Am andern Morgen humpelte Timm Treede an seinem Krückstock nm das Haus und rief mit seiner heiseren Grogstimme nach Jürgen Peters. Aber der war diesmal mit seiner Kunst zu Ende, und so mußte Trina Treede den Dachdecker Hans Riek um Rat und Hülfe angehen.

Jürgen Peters sollte den Kamp für die Hafereinsaat zurichten, und deshalb wurden der Tochter des Hauses die Handlangerdienste beim Dachdecker zugewiesen. Das Klettern an der Leiter und das Hantieren mit den Strohbündeln stand dem hand- uud beingewandten Mädchen garnicht schlecht an. Und Hans Riek verstand auch sein Geschäft. Wenn er die Strohlagen trotz des steifen Windes glatt und sicher auf die Latten zwang, sah man ihm die Freude am eignen Können ordentlich an den Augen ab. Er mochte bei seiner Arbeit aber auch gern ein wenig Schnickschnack machen, wie er sagte, und fand darin bei Trina Treede eine treffliche Partnerin. So kam es denn ganz von selbst, daß sich die beiden arm- und zungengewandten jungen Leute dort oben im frischen Märzwind etwas tief in die blauen Augen sahen. Sie hatten dabei den Vorteil, daß durch die gegebenen Umstände unberufene Lauscher ferngehalten wurden; der gichtgeplagte Timm Treede fühlte sich natürlich wohler beim Grogglase, als daß er sich die rauhe Frühjahrsluft um den zermürbten Körper streichen ließ.

Als dann im Juni das Ringreiten gefeiert wurde, tanzte der flotte Hans Riek am meisten mit Trina Treede. Und als sie nach Mitternacht zum erstenmal zusammen auf der Steinbank am Dorfteich saßen und die Erlenblätter so eigenartig rauschten und flüsterten, da schlang der Dachdecker Hans Riek seinen Arm der Bauerntochter um die Schultern, legte seinen heißen Kopf an ihre Wange und preßte seine Lippen auf ihre Lippen. Und dann fragte er ganz leise, als könnten die Frösche im Teich es hören, ob sie seine liebe kleine Frau werden wollte. Und sie antwortete ebenso leise: „Ja, Hans Riek, das will ich.“ Dann wieder Wangen- und Lippendruck. „Ja, Hans Riek, das will ich!“ sagte sie da noch einmal, aber diesmal lauter, daß sie vor ihren eignen Worten erschrak. Und ein Wasserfrosch, der gerade nach einer Mücke schnappen wollte, erschrak auch und plumpste mit großem Geräusch in den Dorfteich. „Ja, Hans Riek, das will ich,“ sagte sie in derselben Nacht zum drittenmal, als er unter der Ulme an der großen Tür von ihr Abschied nahm.

Sie wollte es wirklich und hat ihre Sache garnicht schlecht gemacht. Am andern Morgen fragte sie nämlich ganz gegen ihre Gewohnheit den Vater, ob sie ihm zum Frühstück einen schönen Grog machen dürfe. Als er sich dann in

erträglicher Laune an den Tisch setzte, kündigte sie ihm ganz vorsichtig an, daß der Dachdecker ihn nächstens in ganz bestimmter Absicht besuchen werde.

Da kam er wieder hoch, so schnell es die morschen Sehnen erlaubten. „Du kriegst ihn nicht! Ich sage es dir, du kriegst ihn nicht!“ krächzte er, humpelte dabei um den runden Tisch herum und stieß mit dem Stock auf den Fußboden. Seine Tochter ließ ihn ruhig gewähren und sagte, als er sich endlich setzte, ganz freundlich aber sicher: „Ich kriege ihn doch, Vater!“ Da wurde er erst recht wild und wäre sicherlich im Trab um den Tisch gelaufen, wenn seine treue Begleiterin, die Gicht, die Beine nicht zahm gemacht hätte. Er ließ an dem Morgen sein Leibgetränk stehen und schlarrte in verdrießlichster Stimmung im Garten von einem Steig in den andern.

Als Jürgen Peters nach dem Mittagessen die Wohnstube verlassen hatte, sagte Timm Treede scheinbar ruhig zu seiner Tochter: „Trina, ich sage dir, es wird nichts daraus, nie und nimmer; eine Bauerntochter kann keinen Dachflicker brauchen!“ Und sie antwortete in demselben Ton: „Es wird doch etwas daraus, ich will gern eine Handwerkerfrau werden!“ „Dann stoße ich mein Testament um und enterbe dich,“ fuhr er drohend fort. „Es wird wohl nicht viel zum Erben übrig bleiben,“ war ihre Antwort, „und Hans Riek nimmt mich auch ohne Erbschaft.“ Timm Treede ließ den ganzen Nachmittag vor Ärger das Grogglas nicht verschwinden.

Als Trina Treede zum zweitenmal bei Hans Riek auf der Steinbank am Dorfteich saß, hätte sie entsagen müssen, wenn sie die Befolgung des väterlichen Willens als ihre Kindespflicht betrachtet hätte. Aber die beiden jungen Leute gaben sich die Hand darauf, daß sie warten wollten, bis ihre Zeit kommen werde.

Und sie haben in aller Geduld gewartet. Wie oft sie in den drei Jahren auf der Steinbank am Dorfteich gesessen haben, wissen sie selber nicht. Der einzige, der darum Bescheid wußte, hat kein Buch darüber geführt. Das war der Vorgänger von Eggert Harms, und der war in solchen Angelegenheiten verschwiegen wie seine Gefährtin, die Nacht.

Am Ende des dritten Jahres schmeckte Timm Treede der Grog nicht mehr wie gewöhnlich, auch wollte er das Bett nicht mehr verlassen. Da sagte er eines Tages zu seiner Tochter: „Trina, es wird nicht mehr lange dauern, ich möchte noch etwas mit Pastor Pünjer besprechen; du kannst zu ihm gehen und fragen, wann Jürgen Peters anspannen soll.“ Schon am folgenden Tage fuhr der Knecht den Pastor nach Ladendorf. Was die beiden Männer miteinander verhandelt haben, weiß Pastor Pünjer allein. Aber die Hauptsache für Trina Treede war, daß sie an das Bett gerufen wurde und in Gegenwart des Geistlichen die Zustimmung des Vaters zu ihrer Verheiratung mit Hans Riek erhielt. Drei Tage darauf schloß Timm Treede in leidlichem Frieden mit dieser unvollkommenen Welt die Augen.

Das verschuldete Bauerngewese wurde im Lauf des Jahres versilbert, und mit dem geringen Nachlaß hielt dann Trina Treede als Mathilde Katharina Riek ihren Einzug in die Dachdeckerkate. Nun folgten nach der langen Zeit des Wartens zwei Jahre des Glücks. Hans Riek machte die Ladendorfer Strohdächer widerstandsfähig gegen den Wind, der vom Süderholz her so gern mit vollen Backen blies, und seine Frau trieb nebenbei den Handel mit Brot, Mehl und Grütze, wie das in derselben Kate auch schon das frühere Geschlecht getan hatte.

Da zog im zweiten Jahr der Ehe, um die Mitte des März, einmal ein fürchterliches Gewitter über das Süderholz daher und fraß ein großes Loch

durch die Westseite der Tischlerkate. Der Eigentümer war gegen diesen Feind alter Strohdächer machtlos und ging Hans Riek um sofortige Hülfe an. Der hatte sich in seinem Garten in Schweiß gearbeitet, ging aber sofort mit und zwang mit kundigem Griff und unsäglicher Anstrengung den Wind unter seine Gewalt.

Schon am Abend zogen ihm kalte Schauer über den Rücken; am andern Morgen konnte er nicht aufstehen, und nach hartem Kampf erlag er in einigen Tagen der Lungenentzündung. Da mußten ihn die Ladendorfer hinausfahren unter die Linden des Bergfelder Friedhofes, und nun hatte Pastor Pünjer wieder ein Wort im Leben Trina Treedes zu sprechen. Und das muß ein hohes, sicheres Wort gewesen sein; denn die Tränen versiegten allmählich und die Augen blieben auf dem Sohn in der Wiege ruhen, der den Namen des Vaters noch nicht sprechen konnte. Und sie nahm sich vor, ihn zu hegen und zu pflegen, wie je eine Mutter ihr Kind gehegt und gepflegt hat.

Die rasche Zunge war für ein Jahr lang ruhiger geworden. Sie scherzte nicht mehr mit den Handwerker- und Arbeiterkindern, die Mehl und Grütze holten; sie zeigte ihnen aber ihren Johann und freute sich, wenn sie mit ihm anfingen zu scherzen und zu plappern. Und das Plappern verstand er garnicht schlecht, und wie das immer bunter und lustiger wurde, trug auch Trina Treede den Kopf wieder gerade auf den Schultern.

Im folgenden Jahre fing sie an, jeden Freitag nach dem Bergfelder Wochenmarkt zu gehen, und wer von den Ladendorfern etwas Besonderes für den Keller oder die Küche brauchen mußte oder sonstwie Besorgungen hatte, machte ihr tags vorher seinen Besuch. Am Freitagnachmittag ging sie dann von Haus zu Haus und ersetzte den Ladendorfern die Lokalzeitung. So war sie als regelmäßige Post zwischen Stadt und Land bald eine bekannte und vielgeschätzte Persönlichkeit.

Eines Sonntags, in der Dämmerstunde, erhielt sie Besuch von Paul Pump. Dem wollte die Zunge beim Sprechen garnicht zu Willen sein, er stotterte heftig und mied deshalb die Gesellschaft der jungen Leute. „T—T—Trina," begann er, „du k—kannst ja g—gut sp—sp—sprechen" — „Ja, Paul," nahm sie ihm das Wort ab, „das kann ich, hast du etwas Wichtiges in Bergfeld zu besorgen?" „N—Nein, in N—Niendorf bei F—F—Franz Mohr."

Nun wußte sie gleich, was die Glocke geschlagen hatte. „Das ist recht, Paul Pump," sagte sie, „ein Bauer muß eine Frau haben, mit einer Haushälterin ist es nichts Rechtes. Und Wiebke Mohr hat das rechte Alter für dich, und tüchtig arbeiten kann sie, und auch hat sie allerlei in die Milch zu krumen. Ich will Freitag in Niendorf vorsprechen und mein Bestes tun." Paul Pump machte bei diesen Aussichten ein pfiffiges Gesicht, zog seinen Geldbeutel hervor und fragte, was er dafür schuldig sei. „Nichts, Paul, nichts," sagte sie, „wir wollen es erst mal abwarten, und wenn ich es zurecht kriege, kannst du dafür mal an meinen Johann denken, wenn er groß ist." Er drückte ihr beim Abschied aber doch zwei Taler in die Hand, und sie stellte sie selbst für ihren Johann auf die hohe Kante.

Am Freitag war sie auf dem Bergfelder Wochenmarkt. Sie wußte ihre Geschäfte so einzurichten, daß Franz Mohr aus Niendorf sie auf dem Heimweg zum Mitfahren einlud. So konnten schon unterwegs die nötigen Vorbesprechungen erledigt werden, und in der Familie Mohr setzte sie dann ohne großen Widerstand den Schlußpunkt auf ihr erstes Ehegeschäft.

Sie hat in ihrem Leben dann noch manches ähnliche Geschäft gemacht, und wenn man sie zum Schluß nach der Schuldigkeit fragte, pflegte sie in den

ersten Jahren zu sagen: „Nichts, mein Lieber, nichts, du kannst mal an meinen Johann denken, wenn er groß ist.“ Sie nahm aber alles an, was man ihr in die Hand drückte, und sorgte so am besten für ihren Jungen.

Bei ihrem Johann waren all ihre Gedanken. Er hatte von seiner Mutter die rasche Zunge und das bestimmte Wollen und von seinem Vater die gewandte Hand und den hellen Kopf geerbt. Deshalb hatte er in der Schule unter seinen Altersgenossen immer den ersten Platz. Einige Jahre vor der Konfirmation überholte er sogar einen ganzen Jahrgang.

Er unterschied sich auch sonst von den meisten seiner Spielgenossen. Die Geheimnisse, die das Süderholz in Kratt und Heide bot, genügten ihm nicht lange; er kletterte, wenn sich abends die Sonne neigte, in eine alte knorrige Eiche, die der Südwest ganz allmählich aus der Richtung gedrängelt hatte, und spähte mit seinen suchenden Augen über die Niendorfer Höhen hinweg nach dem Bergfelder Hafen und konnte sich an den Masten der Schiffe und an dem in der Ferne flimmernden Meer nicht satt sehen. Wenn seine Kameraden am Sonntag im Mielbach badeten und Weißfische fingen und diese hinter dem Knick im Wallfeuer schmorten, machte er mit einigen Freunden die weite Tour nach dem Bergfelder Hafen, ließ sich von den Schiffern in die Geheimnisse ihrer Behausung einweihen und trieb sich dann stundenlang im Watt umher.

Von seinem hellen Kopf und seiner raschen Zunge gab er den Ladendorfern einen Beweis auf der Schulprüfung in seinem 15. Lebensjahre, ein Jahr vor der Konfirmation. Da sollte Kantor Kühl das siebente Gebot behandeln. Er hielt es unter seinen Ladendorfern mit einer praktischen Religion, machte sich nicht zum Sklaven eines Buches, sondern gab sich selbst und damit etwas innerlich Erlebtes.

Er berührte es nicht, wenn die Ladendorfer Jungens in jugendlichem Heldenmut einmal Äpfel und Pflaumen stahlen, dagegen hatte er, wenn es sein mußte, ein Rezept in seinem Schulschrank. Er sprach mit den Kindern über den Wert des Eigentums, das dem Menschen erst die rechte Heimat gibt, und weil das Eigentum den größten Wert hat, das sich jeder Einzelne im Schweiße seines Angesichts erwirbt, könnte man für das Wort von Sinai auch sagen: Schütze das Eigentum und die Arbeit!

Das waren Gedankenreihen, die in einem Ladendorfer Gehirn nicht auf Widerstand stießen, das war etwas Festes, das man sicher anfassen konnte. Die Finger flogen denn auch tapfer in die Höhe, und Johann Riek war am tapfersten von allen. Seine Mutter saß in einer Ecke und konnte vor lauter Freude ihre Zunge der Nachbarin gegenüber kaum bemeistern. Denn in ihrer Nähe hatte sich Thies Hennings plaziert, und der gab seinem Nachbarn Hermann Kröger einen leichten Rippenstoß, deutete mit seinem Daumen nach ihrem Johann hinüber, und sie hörte mit ihrem scharfen Ohr noch eben, daß er ihn einen Hauptkerl nannte. Jawohl, ein Hauptkerl war Johann Riek, er wurde Ostern noch garnicht konfirmiert und war der erste Schüler der Klasse.

„Gestatten Sie, Herr Kantor, daß ich auch noch einige Fragen stelle?“ sagte da Pastor Pünjer. Und nun spann er die Gedanken des Lehrers weiter von Ladendorf nach dem See von Kapernaum und ließ den Gründer des Christentums auftreten unter den Bauern, den Kaufleuten, den Schiffern und Fischern, die auch um das Eigentum und die Arbeit sannen und sorgten. Und er schloß damit, daß unser Herrgott seine Freude habe an den Menschen, die seine Gaben ehrlich wandeln und bewegen. Und zum Schluß sagte er den Kindern einige Worte der Anerkennung und legte Johann Riek seine Hand auf den blonden Kopf und sagte ihm, daß er sich freue, ihn nächstes Jahr in der Konfirmandenstunde zu sehen.

Als die Kinder entlassen waren, blieben einige Zuhörer noch einen Augenblick sitzen, denn sie wußten, daß Pastor Pünjer noch seinen Rundgang hielt. Er gab dann jedem die Hand, fragte hier nach dem Korn und Vieh, dort nach dem offenen Bein oder schlechten Magen und hatte für jeden ein freundliches Wort. Er wußte alles und kannte alles und war mit seinen sechzig Jahren Herr des Wortes und jeder Lebenslage.

Und nun trat er an Trina Treede heran. Sie stand sonst vor keinem Menschen auf. Wenn Pastor Pünjer auf der Ladendorfer Schulprüfung an sie herantrat, erhob sie sich. „Frau Riek," sagte er, „Ihr Johann ist ein tüchtiger Junge, ich mag ihn leiden. Möchten Sie nachher auf einige Minuten zum Kantor hinüberkommen? Wir wollten noch etwas mit Ihnen besprechen."

„Gern, Herr Pastor, gern, Herr Pastor!" kam es rasch und freudig von ihren Lippen. Und eine Blutwelle schoß jäh über das Gesicht der kleinen Frau.

Beim Kantor war das Schulkollegium versammelt. „Frau Riek," redete sie Pastor Pünjer an, „hat Ihr Johann wohl Lust, Lehrer zu werden?" Wieder schoß die Blutwelle über das Gesicht. „Das wäre fein, Herr Pastor, das wäre fein!" sagte sie freudig. Aber dann mit einer gewissen Entsagung: „Nein, das kann er mit meinen paar Talern doch nicht werden." Da legte der Pastor seine Hand auf ihre Schulter und sagte ganz zuversichtlich: „Dafür wollen die Herren hier und der Kantor und ich schon sorgen." Da merkte sie, daß es Ernst mit der Sache werden könne, und antwortete rasch und freudig: „Denn man zu, denn man zu!" Die Frau Kantor präsentierte ihr nun noch eine Tasse Kaffee, und dann ging sie wieder so freudig bewegt durch Ladendorf wie damals, als sie zu Hans Riek in die Dachdeckerkate zog.

„Johann, mein Junge, du sollst Lehrer werden!" so begrüßte sie vor der Tür ihren Sohn. „Was soll ich?" fragte der ganz trocken. „Du sollst Lehrer werden, Junge, der Pastor und Kantor und Thies Hennings und Hermann Kröger wollen dir helfen." „Das ist garnicht nötig," fuhr er ebenso trocken fort. „Ich habe keine Lust, Lehrer zu werden. Das kostet viel Geld, und nachher verdient man nur wenig. Ich mag auch nicht in der engen Schulstube herumstehen; ich möchte gern etwas von der Welt sehen, wenn du nichts dagegen hast." „Was willst du denn, mein Junge, du hast bisher doch noch nichts darüber gesagt?" „Ich will Matrose werden und auf die See hinaus."

Nun wurde sie ganz still. Sie wußte, wenn ihr Johann das so ruhig sagte, dann war er stärker als sie. Und er blieb stärker als seine Mutter, obgleich sie ihm den Tod des Ertrinkens immer wieder mit all seinen Schrecken ausmalte. Als sie den Kantor um Rat fragte, hatte auch der die Ansicht, daß ihr Sohn nach seiner Neigung wählen müsse, und daß er keinen Druck auf ihn ausüben wolle. Mit der Gefahr sei es nicht schlimm; er könne die Steuermannsschule besuchen und würde bei seinen Anlagen sicherlich schnell vorwärtskommen. So wurde denn Johann Riek nach seiner Konfirmation Schiffsjunge auf einem Schoner, der von Hamburg auf Riga fuhr.

Nun folgten für Trina Treede stille Tage. Als endlich ein Brief eintraf, lebte sie ordentlich wieder auf; denn ihr Johann war guter Dinge und schrieb ihr von den Eindrücken der Fremde. Er rechnete ihr schon vor, wann er wieder in Hamburg sein könne und daß er sie dann in Ladendorf besuchen wolle. Sie wartete und wartete. Da traten eines Tages Kantor Kühl und Thies Hennings mit ernsten Mienen in ihre Stube und mußten ihr die Nachricht bringen, daß ihr hoffnungsvoller Sohn am Riff von Skagen seinen Tod in den Wellen gefunden hatte. Die beiden Männer wollten sie trösten, aber sie lehnte alle Trostesworte ab. Sie wollte mit keinem Menschen sprechen,

vergaß ihr Geschäft und den Bergfelder Wochenmarkt und verlor ganz das innere Gleichgewicht. Sie war zerfallen mit sich selbst und der ganzen Welt und kündigte sogar ihrem Herrgott den Kontrakt, den sie in der Konfirmation mit ihm geschlossen hatte.

Da klopfte Pastor Pünjer an ihre Tür; aber sie erhob sich nicht, als er eintrat und ihr die Hand entgegenhielt. Er setzte sich aber neben sie, faßte ihre Hand und sprach zu ihr, zart und fein am Anfang, aber dann fester und eindringlicher. Und das gebeugte Haupt kam immer etwas höher, langsam zwar, aber trotzdem und alledem. Als er dann eine Pause machte und von ihr irgend eine Frage erwartete, sagte sie ganz ruhig: „Weshalb hat mir denn unser Herrgott all mein Glück genommen? In dem Buch dort steht doch: er ist die Liebe; ich kann das alles nicht begreifen." „Darauf," sagte Pastor Pünjer, können wir kleinen Menschenkinder eine kurze, sichere Antwort nicht geben. Aber darf ich das Buch einmal vom Eckbord herunternehmen?" Sie nickte. Er schlug das erste Kapitel des Hiobgedichtes auf und las ihr die zweite Hälfte des 21. Verses sanft und langsam vor, dann den 5. Vers des 37. Kapitels des Psalmdichters.

„Und nun, Frau Riek," fuhr er fort, „wollen wir dies Buch nicht wieder auf das Eckbord legen, sondern auf die Kommode." Dort hing ein Porträt, das sie und ihren Mann als Brautleute zeigte. „Und in der obersten Kommodenschieblade," fuhr er fort, „liegt ein Schulbild, wie mir Kantor Kühl gesagt hat, darauf sitzt ihr Johann neben seinem Lehrer." „So ist es," antwortete sie und die Augen wurden heller. „Das Bild geben Sie mir mit nach Bergfeld, ich will einen Rahmen dazu aussuchen, wie er um Ihr Bild ist, und dann soll es seinen Platz auch auf der Kommode haben. So haben Sie Ihren Mann und Ihren Sohn immer vor sich, und wenn es Ihnen gar zu weh um das Herz wird, schlagen Sie das Bibelbuch auf und lesen die beiden Verse; ich will Ihnen einen Papierstreifen hineinlegen." Das tat er dann auch, und die matten Augen wurden wirklich heller, und beim Abschied gab sie ihm das Versprechen, daß sie ihn am Sonntag in der Kirche besuchen und sich das Bild abholen wollte. Als sie dann wieder in die Stube trat, lag neben der Bibel ein Briefumschlag mit der Aufschrift: Aus dem Vermächtnis von Friedrich Busch für Katharina Riek. Was darin lag, hat Trina Treede keinem erzählt, und Pastor Pünjer richtete sich in solchen Dingen nach seinem großen Meister, der allen, die öffentlich in Woltaten machen, das Wort von der linken und rechten Hand ins Stammbuch geschrieben hat.

Am andern Tage lud Frau Hennings sie zum Mitfahren in die Kirche und zum Mittagessen ein. Das nahm sie an und wechselte zum erstenmal wieder freundliche Worte mit einer Ladendorferin. Am Sonntag saß sie zwischen dem Gemeindevorsteher und seiner Frau in der Kirche. Pastor Pünjer predigte über das Gleichnis von der Stillung des Sturms auf dem See von Kapernaum. Mitten in der Predigt zuckte Trina Treede zusammen. Da sprach er von ihr und ihrem Sohn und seinem traurigen Ende. Er nannte keine Namen; aber all die Ladendorfer und Niendorfer und Bergfelder wußten es, daß er jetzt zu der tiefgebeugten Mutter redete, hier in dem großen Gotteshause, mitten in der Predigt. Und sie hätten ihr alle still die Hand drücken mögen und litten mit ihr das dunkle Leid von den Skagener Sandbänken. Aber das fühlte auch die kleine schwarzgekleidete Frau in dem alten Kirchenstuhl, und dieses Mitdenken und Mitfühlen machte sie stark, das düstere Leid als tapfere Frau zu tragen.

Als die Kirche zu Ende war, fuhr sie wieder mit Thies Hennings nach Ladendorf; das Bild hatte er inzwischen holen lassen. Alle Leute, die ihnen

begegneten, grüßten freundlich; denn alle wußten, um was es sich handelte, und dankten in der Stille dem Gemeindevorsteher Thies Hennings, daß er der schwergeprüften Mutter auf diesem Wege das Geleit gab. Als sie nachmittags in ihr Stübchen trat, hing sie das Schulbild über die Kommode, und als das stille Weh sie übermannen wollte, suchte sie den Weg, den die beiden Papierstreifen in dem alten Buch ihr zeigten. Und auf diesem Wege hat sie das innere Gleichgewicht auch wirklich wiedergefunden und ist wieder an ihre Arbeit herangetreten. Das alles aber hatte Pastor Pünjer in die Wege geleitet, er war ein rechter Seelsorger, ein Starkmacher, wie ihn Kantor Kühl nannte; denn er konnte schlummernde Menschenkräfte wecken und mobilmachen.

Trina Treede stand im 43. Lebensjahre, als sie das Schulbild, auf dem ihr Johaun neben seinem Lehrer saß, über die Kommode hing. Heute, in ihrem 70. Lebensjahre, hängen die beiden Bilder noch an derselben Stelle, das Bibelbuch liegt darunter und dieselben beiden Papierstreifen, die Pastor Pünjer hineinlegte, liegen noch darin, sehen aber ganz gelb und vergriffen aus. Die beiden Sprüche kann sie seit ihren Kindertagen auswendig; aber es hilft nicht, sie muß sie aufschlagen und lesen, dann erst vermeint sie die Brücke zu finden zu dem Allgewaltigen, Ewigen, der ihr einmal alle Rätsel des Lebens lösen soll.

Die Ladendorfer kennen ihre Leidensgeschichte; aber wer geschäftlich bei ihr vorspricht und vor den beiden Bildern stehen bleibt, dem erzählt sie in schlichten Worten und ohne alle Rührseligkeit das Stück Menschenleben, das sich von einem Bild zum andern und dann hinab zu den beiden Papierstreifen spinnt. Das ist in den 27 Jahren oft geschehen, und alle, die es hörten, schieden mit Hochachtung von dem einfachen Stübchen, in dem eine Frau so tapfer kämpfte und in dem Kräfte wirkten, die die Menschen aufrichten und befähigen, fest und sicher durch die Stürme des Lebens zu gehen.

In Ladendorf wird alle zwei Jahre das Ringreiten gefeiert; das war früher Trina Treedes größter Freudentag im Jahre. Seit dem Tode ihres Mannes hat sie nicht wieder teilgenommen an diesem großen Fest des Sommers. Nur in den letzten Jahren geht sie in der Dämmerstunde die Dorfstraße entlang und setzt sich ein Viertelstündchen auf die Steinbank am Dorfteich. Wenn dann im Dorfkrug die Paare kreisen und die Punschgläser klirren, lebt sie der Erinnerung an vergangene Tage, nicht verbittert oder wehleidig, sondern wie jemand, der alle Klippen des Lebens kennt und überwunden hat. Dann gesellt sich wohl der Wächter Eggert Harms zu ihr, und die beiden wissen dann manches gute Wort über die Gegenwart und Vergangenheit ihres Dorfes zu sagen und zu fragen. Der Wächter begleitet sie dann vor die Tür, und sein „Gute Nacht, Trina, schlafe auch gut!“ klingt so teilnehmend, wie man das dem harten Manne der Ordnung garnicht zutrauen möchte. Und ihr „Danke, Eggert, es hat wohl nichts zu sagen!“ klingt nicht minder zuversichtlich. Sie schläft mit ihren 70 Jahren noch wirklich gut, und ein Traum schleicht dann wohl unter den grauen Haaren dahin. Sie sitzt wieder mit Hans Riek auf der Steinbank am Dorfteich und er legt seinen Arm um ihre Schultern und fragt sie, ob sie seine liebe kleine Frau werden will. „Ja, Hans Riek, das will ich,“ sagt sie dann wieder, hört den Frosch plumpsen und wacht auf.

Träume weiter, Trina Treede, träume den kurzen Glückstraum deiner Jugend. Morgen mußt du den Bergfelder Wochenmarkt besuchen; aber vergesse nicht, bei Kantor Kühl vorzugehen, dort hat sich Besuch angemeldet, und dem will die Frau Kantor einen guten Tropfen vorsetzen. Das ist ein Mann von der Schreiberzunft, der mag dich und deine Art leiden und will dich in die Zeitung bringen, sich selbst und andern zur Freude. Nichts für ungut, Trina Treede.

Plattdeutsche Redensarten von kirchlichen und religiösen Dingen.[1])

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Uns Herrgott is de beste Mann.
2. Uns Herrgott kiekt nich na'n Rock.
3. Uns Herrgott is keen Richter to'r Stunn.
4. Wer Gott vertrut, de mangelt nich.
5. Man mutt uns Herrgott nich in't Handwark fuschen.
6. Wat de leev Gott natt makt, dat makt he ok wöller drög.
7. Wen Gott leev het, den gifft he't in Ligg'n.
8. Du mußt din' Gott nich in de Ogen griepen.
9. Gott vom höchsten Thron, ik befehl di minen Drom.
10. Gott kann uns ni selig maken, wenn wi ni wüllt.
11. Gott gifft uns woll de Ossen, man wi mött se bi de Hörn in't Hus trecken.
12. Gott fürchten un driest sin.
13. Gottesfürchtig un dummdriest.
14. Wer slöppt, deit keen Sünn.
15. Dat is all een Sünnvergeb'n.
16. Sovel Soltkörn du spillst, so velmal mußt du an de Himmelsdör kloppen.
17. Dat reg'nt bi Sünnschien, da kömmt 'n Snider in 'n Himmel.
18. Nu makt se da daben all wöller ruge Arbeit. (Es schneit in großen Flocken.)
19. De Engel plückt Fellern un Dunen. (Es schneit.)
20. Wenn een Pracher dem annern wat gifft, so freut sik de Engel im Himmel.
21. Nüms mutt mehr Undank erfahrn as uns Herrgott.
22. Hol di an 'n Tun, de Himmel is hoch.
23. He lött Gott eenen goden Mann sin.
24. He levt as Gott in Frankriek.
25. De Bur is am dichsten bi uns Herrgott.
26. Wenn uns Herrgott em nich beter kennt, kümmt he nich in 'n Himmel.
27. Wenn't all is, wenn't up is, bescheert uns Gott mehr; wenn de een dot is, staht tein anner all wöller vör de Dör.
28. De kann solang leb'n as he will, den het uns Herrgott vergeten (von einer steinalten Person).
29. He is bi 'n leeven Gott in't Ellernbrook (ist gestorben).
30. Im Beenhus un in Gottes Riek sind wi eenanner alle gliek.
31. Ik verlat mi up Gott un up min Fru ehr Tagheit.
32. De selig will starb'n, de mutt sin Got geb'n an de rechten Arb'n.
33. Wenn Gott een Dör tomakt, makt he de anner wör apen.
34. Uns Herrgott will ok wat Gods hem. (Ein Kind ist gestorben.)
35. Wahr di vör den, den Gott tekent het!
36. Gifft Gott Gesundheit, so gifft he ok woll Arbeit; Antj, tapp in!
37. Gott verlett de Sienen nich, sä de Mordbrenner, as he von 'n Galgen wör rünner keem, wiel he begnadigt weer, tiedlebens in de Kar to gahn.
38. Wi blieft woll bi eenen Gott, awer nich bi eenen Koop.
39. He is so dun, dat he von sin' Gott nicks weet.
40. He weet von sinen Gott nicks.
41. He weet nicks von Gott un sin Wort.
42. He weet von Gott keen Steenstrat.
43. De is uns Herrgott sin Nix (Null).
44. He süht den Himmel för'n Dudelsack an.
45. Gotts Kerl un noch een!
46. Helpgott, alltied, lang to mit Fliet!
47. Helpgott is got, lang to vör'n Dot.
48. Ik heff noch nich „Helpgott" seggt.
49. Dat weet Gott un Lotte.
50. Dat is so gewiß as Gott in'n Himmel is.
51. Gottlof vör hier! sä de Mann, da leeg he in de Torfkul.
52. Up 'n Grund wahnt uns Herrgott! (Wenn 't Grütt un Plumm gifft.)
53. Uns Herrgott het Heudag (sonniges Wetter).
54. Et ward nich ehr Sommer, bet uns Herr de Föt von de Er het. (Himmelfahrt.)
55. He is en knökern Heiland (ist sehr mager).
56. Bet'n scheef het Gott leev, allto grad is ok man schad.
57. He het Moses un de Propheten. (Geld.)
58. Moses het keen Balken ünnerleggt. (Eis.)
59. Sprick du mit Mosen, Aron het 'n Snöv. (Schnupfen.)
60. Hörst du to de nien oder to de oln Propheten. (Zu einem Wettermacher.)
61. De oln Propheten sind dot un de nien weet da nicks af.
62. Tröst di mit Hiob un smer di mit Sirup!
63. Du kümmst as Nikodemus in de Nacht.
64. Spann din Apostelpeer man an! (Geh zu Fuß.)
65. Se schickt em von Pilatus na Herodes.
66. Geschwind as Lukas sin Vagel.
67. Du kannst di up mi verlaten as up 't Evangelium.

---

[1]) Die häufig recht derben plattdeutschen Volksausdrücke über die Kirche und ihre Diener stammen unzweifelhaft aus der dunkelsten Zeit des Mittelalters. Das sei ausdrücklich vorbemerkt, um falschen Schlußfolgerungen zu begegnen. M.

68. He mutt bi Petrus Gös (Schap, Swien) höden.
69. He mutt bi Petrus Kegel upsett'n.
70. Petrus kegelt! (Es donnert.)
71. Petrus smitt alle Regen.
72. Petrusis bi de Sprütt. (Es regnet stark.)
73. Schick mal na Petrus, dat he de Luken dicht makt.
74. Petrus is verreist (bei andauerndem Regenwetter).
75. Jk heff bi Petrus got Wẹder bestellt.
76. Petrus makt sin Bett up. (Es schneit.)
77. Petrus wẹdert sin Bett ut.
78. Se süht ut as Mudder Maria, von de de Goldschum affkleit is. (Kränklich.)
79. Dat di Sankt Velten hal!
80. Steen un Been (alte Sitte — Reliquien) schwören.
81. Dat Wẹder is ganz katholsch!
82. He is ganz katholsch!
83. He is 'n witt'n Jud'n.
84. Dat is de reine Judenseel'.
85. Raus mit 'n Jud'n, het Speck frẹt'n!
86. De Jud deit den Christ keen Got.
87. He weet keenen Salm to singen.
88. He hölt dat mit 'n kort Gebet un lange Bratwurst.
89. Man kann em dat Vaderunser dörch de Backen blasen!
90. So mennig Kind, so mennig Vaderunser.
91. Bẹ vör mi mit. (Vor dem Kirchgang.)
92. He will hen un will in de Höll kieken. (Zur Kirche.)
93. He verklagt den Düwel! (Geht zur Beichte.)
94. To Gottes Disch gahn. (Abendmahl.)
95. Karkengahn sümt nich,
Bibellesen hinnert nich.
96. De flitigsten Karkgaers sünd nich ümmer unsern Herrgott sin besten Kinner.
97. Se geiht nich to Kark noch to Mark.
98. De Kark is keen Has. (Se löppt nich weg.)
99. Up 'n Danzsal un in't Komedihus is de Platz knapper as in de Kirch.
100. Sünndags hinkt keen Deern.
101. He het eenen Stand mit 'n Pastoren. (Er geht nicht in die Kirche.)
102. Wie schall ik weeten, wat de Preester predigt het, sä de Deern, as se ut de Kirch keem, he het mi dat nich seggt un ik heff em nich darna fragt.
103. De wull woll, dat et alle Dag Sünndag un Ẹten un Drinken en Handwark wär.
104. Se spinnt Mettwust (an Feiertagen).
105. Wat man Sünndags spinnt, höllt nich.
106. Wenn't unner de Predigt rẹg'nt, rẹg'nt de ganze Week.
107. Wenn et rẹg'nt ünner de Miß,
is 't de ganze Week gewiß.
108. Dat is so gewiß,
as et Amen in der Karken is.
109. Dat is so gewiß as Amen in de Kirch.
110. He weet dar sovẹl aff as de Kreih von 'n Sünndag.
111. He fiert Pingsten vör Paschen. (Er weiß nicht Bescheid.)
112. Eenen tom Tempel herut jagen.
113. Uns Herrgott is wunderbar,
ut en Ossen makt he en Karkenswar.
114. Es is en Papst-Herrgott (ein wohlgenährter Geistlicher).
115. Propst un Priör ẹten von eenen Töller.
116. Min Dochter, wenn du frien wollt, so nimm di eenen Papen, de kann sin Brot mit Snacken verdeen', denn kannst du lạnge slapen.
117. Gotts Wort vom Lande. (Ländl. Pastor.)
118. Da hebt wi Gottes Wort swart up witt, sä de Bur, da seeg he den Preester up 'n Schimmel.
119. En livländsche Ap! (Lizentiat.)
120. Dat glänzt as den Paster sin Näsdröpel.
121. Arbeit macht reich, seggt de Paster, is aberst nich wahr, sünst wiern wi Daglöhners alltohop rieke Lüd.
122. Wat de Sög woll för Farken kriegt, sä de Swinjung, as de Paster anfüng, em to vermahnen.
123. Wi gat in de Bẹdschol, sä de Jung, dar seet he in 'n Paster sin Appelbom.
124. Ganz richtig, sä Johann Ernst, da smeet he den Preester in 'n Graben.
125. Das tu ich für euch alle, sä de Paster, un sop den Brannwin alleen ut.
126. Allns mit Maaten, sä de Preester, da drünk he den Köm ut 't Litermaat.
127. Ei is 'n Ei, sä de Preester, da lang he na 't Goosei.
128. De Goos is 'n leiri'n Vagel, sä de Preester, een is to wenig un twee tovẹl.
129. Dat harr gefährlich holpen, sä de Paster, harr för 'n Kranken bẹt, de weer dot blẹb'n.
130. Dat kümmt von baben, sä de Preester, da weih em 'n Dackpann up 'n Kopp.
131. So leb denn wohl, sä de Preester to 'n Deef, da schull he hängt ward'n.
132. Datt segg ik mit Se, Herr Paster.
133. Eenmal predigt de Preester man.
134. Warum deist du dat? — Globens halber, dat de Papst nich dull ward.
135. Wie heest du? — So as de Preester mi döfft het!
136. Wat du weest, weest du ebenso got as 'n Preester, bloß nich so vẹl.
137. De Düwel is unsers Herrgotts Ap.
138. Dat weer de Düwel, sä de Jung, da seeg he en swatt'n Hund.
139. Twischen twölf un een
sünd de Düwels to Been.
140. Man mutt den Düwel ok mal 'n Kerz upsett'n.
141. De Düwel bleekt sin Großmudder. } Es regnet bei Sonnenschein.
142. In de Höll hebbt se heili'n Dag. } Es regnet bei Sonnenschein.

143. Düwel achter Düwel, wenn de een weggeiht, kummt de anner wedder, sä de Jung, as de Sünn dal- un de Mand upging.
144. Na, nu seh ik 'n Düwel, sä de Jung, da harrn's em dat Og utslag'n.
145. Wat tosam schall, kümmt tosam, sä de ol Fru, un schull de Düwel dat ok up de Schufkar tosamkarn.
146. Da's baschen Tabak, sä de Düwel, as de Jäger em in't Mul schaten harr, un spogt de Hagelkürn ut.
147. Wer 'n lang het, lött 'n lang häng, sä de Düwel, da tröck he den Swanz ut de Büx.
148. Wer 't lang het, lött 't lang häng, sä de Düwel un bünn sik 'n Latt an 'n Steert.
149. Verännerung mutt sin, sä de Düwel, da streek he sin Steert grön an.
150. Wenn de Düwel verreist, lött he sin Peerfot to Hus.
151. Gliek un gliek gesellt sik gern, sä de Düwel un keem bi 'n Kahlnbrenner. (Schlechte Leute finden sich.)
152. Wenn de Düwel Not het, fritt he Fleegen, un wenn he se ok noch sülm fangen schall.
153. Beter wat as garnicks, sä de Düwel, da freet he 'n Müch.
154. Dat is en anner Krȩv, sä de Düwel, as he sin Großmudder in de Fischreus füng.
155. Dat sünd mi schöne Christen, sä de Düwel, as he 'n Kar voll Poggn harr, wenn he vör een upsett, sprüng achter twee wöller raff.
156. Vȩl Geschrei un wenig Woll, sä de Düwel, da schȩr he 'n Swin.
157. Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, sä de Düwel un sett sik in 'n Immenswarm.
158. Dat Krut kenn ik, sä de Düwel un sett sik in de Netteln.
159. Wat de Welt doch up un dal geiht, sä de Düwel, da seet he up 'n Pumpenswengel (Sootswanz).
160. Ruhe, du büst gut, sä de Düwel, da harr he Segeberg dragen.
161. To wenig un to vȩl is den Düwel sin Spȩl.
162. Vör Geld kann man den Düwel danzen laten.
163. Wenn man sik in de Hänn spütt, freut sik de Düwel.
164. Geschwind, ehr de Düwel datwischen kümmt.
165. Man kann ok den Düwel Unrech don.
166. Een Düwel is ümmer öwer den annern.
167. Man brukt den Düwel nich to ropen, he kümmt von sülbn.
168. Wenn man von 'n Düwel snackt, is he nich wiet.
169. Wenn jeder don kunn, wat he wull, much de Düwel Herr wȩs'n.
170. De Düwel is naganern.
171. Allen wohl und keinem übel,
wer dat nich will, den hal de Düwel.
172. Bi'n Düwel to Bich kamen.
173. He geiht bi'n Düwel to Bich.
174. He glöv, dat de Düwel sin Ohm is.
175. He lurt as de Düwel up de Seel.
176. He sitt up em as de Düwel up de Seel.
177. He gifft den Düwel keen Picklich.
178. He is 'n Kerl, de nich vör'n Düwel bang is.
179. He löppt herüm as de Düwel in en torȩten Nett.
180. He kümmt in des Düwels Kök.
181. Nu gah mit Gott un nimm 'n Düwel up de Nack, denn bemött he di nich.
182. De is den Düwel to klok.
183. Du führst en Düwel lieker as en Kramsvagel.
184. Dat weer een, sä de Düwel, kreeg'n Snider bi't Been.
185. Ik kann nich ankamen! — Dat sä de Düwel ok, as he sin Großmudder beween' schull.
186. Ik schȩr mi den Düwel an em.
187. Dat is tom Düwelhaln!
188. Gott straf den Düwel!
189. Nu sla Gott den Düwel dot!
190. Wo kart de Düwel di denn nu her? (kommt unverhofft).
191. De het den Düwel sin Humpstock un Pumpstock herschickt.



Aus der Zeit der Leibeigenschaft.

1. Der Freibrief. Zur Zeit des schwarzen Todes und späterhin im dreißigjährigen Kriege ward gar manches Dorf „wüste"; in den adeligen Gütern wurden danach die Dorfländereien vielfach zum Hoffelde geschlagen. Damit es den Edelleuten nun bei der Bewirtschaftung ihrer so sehr ausgedehnten Ländereien nie an Arbeitskräften fehlen möchte, so gaben sie mit landesherrlicher Genehmigung den Befehl, daß alle Untergehörigen lebenslänglich im Gute verbleiben, also an die Scholle gebunden sein sollten. Dazu kamen weitere persönliche Beschränkungen und Frondienste aller Art. Hin und wieder versuchte ein Leibeigener, dem harten Drucke zu entrinnen; ward aber ein entwichener Höriger wieder ergriffen, so mußte er die Strafe erleiden, die auf Meineid stand. Mitunter gab ein Gutsherr einem oder einigen seiner Leute die Freiheit, sei es

„aus besonderer Gnade," sei es gegen Zahlung eines Lösegeldes (das gegen Ende des 18. Jahrhunderts für Mann und Frau zusammen etwa 100 Speziestaler[1]) betrug). Als Ausweis wurde dem Losgesprochenen ein Freibrief erteilt. — Nun ward nicht lange nach dem dreißigjährigen Kriege „erbgesessener Herr zu Schmoel und Hohenfelde" der Reichsgraf Christoph Rantzau. Der war, wie eine alte Handschrift besagt, seinen Untertanen ein gar harter und gestrenger Herr. Doch war er auch sehr fromm und fand ein sonderliches Vergnügen daran, die argen Hexen zu greifen und mit Feuer zu verbrennen. Auf seinem Schloß zu Schmoel hatte er ein Gemach als Gefängnis hergerichtet; da waren an einem querüber liegenden großen Balken die schweren Ketten befestigt, woran angeschlossen die armen Weiber ihres Schicksals harren mußten. Anno 1666 wurden besonders viele Hexen aufgespürt und nachdem ihnen der Prozeß gemacht war zu Tode gebracht. Die letzte Verbrennung „nach gesprochenem Urteil und Recht" fand 1679 statt. Dann erging ein landesherrliches Verbot der Hexenverfolgungen. Doch Christoph Rantzau ließ sich nicht beirren; nach wie vor ließ er unglückliche Frauensmenschen auf dem „Hexenböhn" schmachten und hernach neben einem alten Riesengrab bei Grünberg auf einem dazu hergerichteten Platze verbrennen, zuletzt im Jahre 1686 noch 18 Hexen. Endlich erfuhr die Landesregierung von diesem eigenmächtigen Tun; Graf Rantzau wurde in einen weitläufigen Prozeß vor dem Reichskammergericht verwickelt und mußte eine Brüche von 20000 Talern erlegen. Dieses nun (und vielleicht auch große Bauten, die er ausgeführt hatte) schwächte seine Vermögensumstände, so daß er sich genötigt sah, aus dem Lande zu entfliehen. Er ging nach Rom und wurde katholisch. „Da er nun wohl einsahe, daß seine Güter für ihn doch verloren waren, vielleicht auch aus Frömmigkeit," faßte er den Entschluß, allen seinen Untertanen, die leibeigen waren, die Freiheit zu schenken. So schrieb er denn Anno 1688 von Cöln aus, „daß er den elenden Zustand der ewigen Leibeigenschaft mit großem Mitleid bei sich erwogen und es der Natur und der Vernunft zuwider befunden habe, daß Christen eine solche Gewalt über ihre Mitmenschen, Brüder und Schwestern, ausübten." Wirklich stellte er für sich und seine Erben allen seinen Leibeigenen Freibriefe aus. Von einem solchen Freibrief aus dem Jahre 1688 wurde wohl 150 Jahre später von einem Tagelöhner in Schwarzbock ein Stück aufgefunden, das an der Innenseite eines alten Kofferdeckels angeklebt war. Es wird berichtet, daß dies Papier Druckschrift aufgewiesen habe, und daß „dies Wenige von einem alten Freiheitsbriefe" dem damaligen Hofpächter auf Schmoel übergeben worden sei. Es war übrigens nur eine bedingte Freiheit, die da verliehen war. Im wesentlichen wurden nur einige Hofdienste erlassen, den Insten wurden ihre Katen mit etwas Land zugesichert, den Bauern sollten ihre Hufen gegen einen mäßigen Kanon in Erbpacht gegeben werden, und es sollte ihnen gestattet sein, unter Sorge für einen Nachfolger nach vorgängiger Kündigung das Gut zu verlassen. Die Hörigen bezeigten anfangs wenig Lust, aus ihren seitherigen Verhältnissen herauszutreten. Wohin sollte so ein armer Hufner auch ziehen? Die benachbarten freien Propsteier sahen die „Höfschen" nicht gern unter sich, verprügelten sie z. B. oft gar jämmerlich, wenn sie am Pfingstfreitag über die Grenze kamen; und den Weg nach Amerika fanden erst 1846 Peter Schröder aus Matzwitz und Hans Scheel aus Todendorf, als noch keiner aus der weiten Umgegend es je gewagt hatte, die Heimat freiwillig zu verlassen. Das Freiheitsgeschenk von Anno 1688 hatte überhaupt, obwohl es „überall eine große Sensation machte," da so etwas zu der Zeit „unerhört" war, wenig praktische Bedeutung. Schon 1695 verkaufte Graf Chr. Rantzau die beiden stark verschuldeten Güter an einen Herrn von Dernath, und dieser überließ sie bald wieder käuflich dem Geheimen Konferenzrat D. von Reventlow, dem bereits 1701 sein Sohn Heinrich im Besitz folgte. Dieser starb am 11. Juni 1732 ganz plötzlich in Kiel, allwo, wie eine alte Chronik meldet, sein Bruder Detlef „ihm bei einem Mittagessen allzuviel Bourgogne-Wein gereichet." Nun erbte Detlef die Familiengüter; er sollte sich aber ihrer nicht lange erfreuen, denn er ward in einen langwierigen Prozeß verwickelt, bei dem es sich um 532000 Taler handelte, und wurde überdies 1738 arretiert und bis 1744 gefangen gehalten. Bei all diesen Herren gerieten die Freibriefe bald in Vergessenheit, früh genug wurden „die alten Zustände wieder zurückgerufen" und womöglich noch verschärft. Da mußten von einer Hufe z. B. täglich 6 Mann und 13 Pferde „zu Hofe" geschickt werden, einen Tag wie den andern jahraus, jahrein. Außerdem hatte der Bauer noch zwei Mann zu seiner eigenen Arbeit. Er hielt sich 3 milchgebende Kühe, 2 Kälber, 3 Ferkel, 2 Schafe und ein Lamm, dazu 4 Gänse, 11 Hühner und einen Hahn. Jetzt sind auf derselben Hufenstelle nur 4 Dienstboten zu finden und auch nur 5 Pferde, dafür aber 12 Milchkühe, 8 Stück Jungvieh und 5 Mastschweine, des Feder-

[1]) 1 Speziestaler (Speetschen) = 4,50 *M.*

viehs nicht zu gedenken. Aber weiter im Text: Graf Detlef Rantzau war also überschuldet und dazu noch gefänglich eingezogen. Da in der Folge die Güter verkauft werden sollten, ließ der damalige König von Schweden und Landgraf von Hessen, namens Friedrich, um für seine beiden natürlichen Söhne, die er mit einer Gräfin Taube hatte, einen Besitz zu erhalten, im Jahre 1739 die Güter Schmoel und Hohenfelde für 160 000 Taler Kurant und danach 1741 von den Rantzaus die beiden Güter Panker und Klamp für 100 000 Taler kaufen. Demzufolge kamen die beiden Kinder, Grafen Hessenstein genannt, mit ihren Hofmeistern usw. auf genannten Gütern an und wurden da erzogen. Wie sie mündig waren, bekam der eine Panker und Klamp, der andere Schmoel und Hohenfelde. Aber bald starb letzterer in Paris an einer galanten Krankheit. Seine Leiche wurde in einen Siegelkasten gepackt und galt auf der Reise für „wirklich Siegel," um Kosten zu sparen. Hier angekommen, wurde die eingeschmuggelte Leiche ohne weiteres in ein gewölbtes Begräbnis in der Giekauer Kirche gebracht, wo sie noch jetzt zu sehen ist. Dieser zuerst verstorbene Graf soll ein recht guter, liebenswürdiger Herr gewesen sein, der längstlebende aber gerade das Gegenteil. Als er 1755 seine das Jahr vorher geerbten Güter verpachtete, wurden die leibeigenen „Jungs und Dirns" nach der Hausdiele auf Panker beordert. Dort wurde ihnen in plattdeutscher Sprache bedeutet, daß der neue Pächter die Macht hätte, sie bei etwaigem Ungehorsam mit Keller, Esel und mit der Peitsche zu bestrafen, woneben man auch schärfere Mittel hätte. Die Hufner und Insten, Knechte und Mägde versprachen darauf, sich ihrer Pflicht gemäß zu bezeigen. Von diesem Grafen werden viele „skandalöse Anekdoten" erzählt. Er wurde hernach General und Gouverneur von Schwedisch-Pommern, Reichsfürst usw., kommandierte auch im siebenjährigen Kriege, „hat aber wahrscheinlich keine Heldentaten verrichtet, denn es ist nichts davon bekannt geworden."

2. Die Feldpredigt. Als der Fürst von Hessenstein vom siebenjährigen Kriege nach Panker zurückgekehrt war, dachten die Hohenfelder und Schmoeler Leibeigenen daran, wie sie die vom Grafen Rantzau ihnen einst schriftlich zugesicherte Freiheit endlich sich erringen könnten. Sie beredeten sich also und sandten Männer zum Fürsten mit der Bitte, ihnen das, was der alte Herr versprochen, nun doch nicht länger vorzuenthalten. Der Fürst aber empfing sie schnöde und rief voller Zorn: „Das ist alles dummes Zeug; macht, daß ihr wegkommt, und untersteht euch nicht, auch nur im mindesten an diese Sache zu denken!" Die Leute dachten aber doch noch daran und schickten einige der Klügsten zu einem Advokaten in Kiel. Der aber sagte: „Obgleich ihr das größte Recht habt, kann ich bei den jetzigen Verhältnissen hier im Lande eure Sache nicht führen; ihr müßt sie einem Anwalt in der freien Stadt Hamburg oder Lübeck übergeben." Der Rat wurde befolgt. Man hielt verschiedene Zusammenkünfte zu gemeinschaftlichen Besprechungen unter sich ab, brachte Geld zusammen und schickte endlich den gewandtesten der Leibeigenen nach Lübeck ab. Der war aber ein großer Schurke. Statt nach Lübeck zu reisen, stieg er auf seinen Heuboden und hielt sich dort so lange verborgen, als die Reise hätte dauern können. Endlich kam er wieder hervor, schilderte seine Reise-Erlebnisse, berichtete ausführlich über das Gespräch mit dem Anwalt und versprach den besten Erfolg. Die Leute waren nun einstweilen beruhigt und gaben sich den besten Hoffnungen hin. Der Vertrauensmann hatte aber seine Kameraden um ein Spint voll Geld beschwindelt und legte später einen Handel an. Als aber immer kein Bescheid vom Reichskammergericht, das die Leute durch den Lübecker Anwalt glaubten angerufen zu haben, kommen wollte, begannen wieder die nächtlichen Zusammenkünfte auf dem „Goldberg," und die armen Leibeigenen verschworen sich förmlich, fest zu einander zu halten. Dem Fürsten von Hessenstein, der von dem Treiben seiner Leibeigenen erfuhr, wurde endlich bange. Er beschloß nun, mit List und Überredungskünsten sie wieder zur Ruhe zu bringen und zum Gehorsam zurückzuführen. Er ließ daher seinen Gerichtshalter Cirsovius aus Kiel und den Pastor Nupner aus Giekau zu sich kommen und beredete mit ihnen, der Prediger solle den Leuten die Hölle recht heiß machen und ihnen ihr sündhaftes Treiben vorhalten. Der Gerichtshalter aber sollte eine Schrift aufsetzen, worin die Leibeigenen sich aller ihrer vermeintlichen Rechte begeben und ganz darauf verzichten sollten, wogegen dann der Fürst ihr allergnädigster Herr sein wollte — und nichts weiter. Wie abgemacht, so geschehen! An einem bestimmten Tage wurden alle Hufner, Kätner, Insten und Knechte der Güter Schmoel und Hohenfelde auf dem großen Hofplatze zu Schmoel versammelt, wo sie, wie gesagt war, einer Feldpredigt zuhören sollten. Pastor Nupner bestieg die für ihn errichtete Kanzel und hielt eine sehr eindringliche Rede. Er verdammte ihre nächtlichen Zusammenkünfte auf dem Goldberge, den er den Teufelsberg nannte, und ängstigte die Gemüter der armen Leibeigenen dermaßen, daß sie sich zu allem bequemten, was man von ihnen verlangen würde. Jetzt wurde von dem Gerichtshalter das Dokument verlesen, worin alle ihren Rechten entsagten, und alsdann jeder aufgefordert, bei seinem schon vom Anwalt unterschriebenen

Namen seine drei Kreuze zu machen, was denn auch geschah. Nachdem hielt der Fürst eine kleine Ansprache an das Volk, worin er hervorhob, daß sie jetzt alle bis in ewige Zeiten seine Leibeigenen sein und bleiben würden. Plötzlich entstand eine allgemeine Aufregung. Es hieß, ein Bote vom Reichskammergericht sei da mit der Nachricht, die Leibeigenen hätten ihren Prozeß gewonnen, sie seien freie Leute, und alles, was ihnen von Graf Rantzau verschrieben sei, müsse ihnen werden. Die Leibeigenen wurden wütend, daß sie eben so vom Fürsten und von seinen Helfern angeführt waren, legten die Arbeit nieder und versagten jeden Gehorsam. Der Fürst aber erbat sich von der Regierung ein Kommando Reuter und befahl allen seinen Leibeigenen, zu einer bestimmten Stunde auf Schmoel zu erscheinen. Als alle dort versammelt waren, ließ er sie vom Militär in den großen Speicher hineintreiben und diesen rundum verschließen. Endlich wurden die armen Sklaven einzeln wieder herausgelassen, und jeder von ihnen erhielt von den dazu kommandierten Soldaten soviele Stockschläge aufgezählt, wie der Fürst befahl. Die Rädelsführer wurden endlich ins Zuchthaus geschickt. Der alte Vogt Jürgens auf Schmoel hat noch einen Mann gekannt, der diese Strafe mit erlitten hatte, und vom Vogt hat mein Vater diese Geschichte gehört. Den Pastor Rupner aber, der sein Amt und sein Ansehen so sehr gemißbraucht hatte, ereilte bald die Strafe: er wurde schwermütig und brachte seine übrige Lebenszeit in bitterer Reue zu.

Dietrichsdorf. G. Schröder.



Unsere Vereinsgabe 1907.



J. Preller: Am Ugleisee.



Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Aus dem Verlage von Max Hansen in Glückstadt: Claudine Staack, Melodien der Liebe, Skizzen und Erzählungen. Preis 1,50 *M.* — Dora Staack, Gewitter, Erzählungen und Skizzen. Preis 1,50 *M.* — G. Stille, Ut'n Sietlann, Landdoktors Belewnisse. Preis 2,50 *M.* — Aus dem Verlage von Schünemann in Bremen: L. Brockdorff-Ahlefeldt, Vorzeit, Balladen, mit Buchschmuck von Theodor Herrmann. — Aus dem Verlage von C. Grumbach in Leipzig: Leo Littmann, Gedanken in Liedern. Preis 1,25 *M.* — Verlag von Clauß u. Feddersen in Hanau: J. Baltzer, Heimatbilder. Preis 3,50 *M.*

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

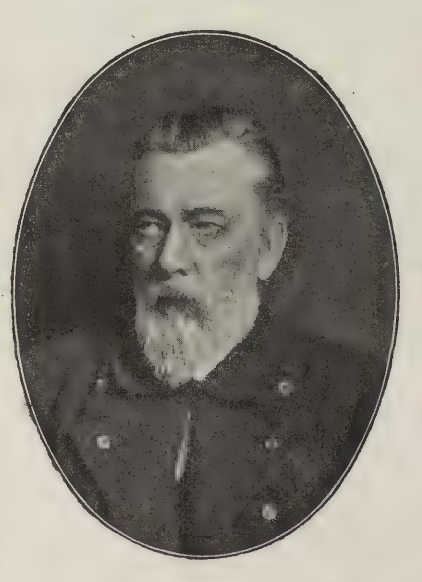
Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 2. Februar 1907.

Wilhelm Jensen zum 70. Geburtstag.

Von **Wilhelm Lobsien** in Kiel.

Schon vor Jahren ist in dieser Zeitschrift auf Wilhelm Jensen als auf eins unserer eigenartigsten Talente hingewiesen und dabei besonders das Heimatliche in seinen Schriften betont worden. Wenn ich nun heute trotzdem an dieser Stätte Raum erbitte, so geschieht es, weil ich es für selbstverständlich halte, daß eine Zeitschrift, die sich „Heimat," unsere Heimat nennt, unter den Gratulanten zum Ehrentage des greisen Dichters zu finden ist, zum andern aber auch, weil ich der berechtigten Meinung bin, daß der Dichter in seiner Eigenart als Lyriker hier droben nicht so bekannt ist, wie er es verdient. Wer seine Werke kennt, ja, ich darf wohl sagen, wer auch nur eins seiner Werke kennt, vom „Magister Timotheus" an bis „Unter der Tarnkappe," wird die Überzeugung gewonnen haben, daß ein starker lyrischer Zug durch alles Handeln und Geschehen hindurchgeht, daß das Stimmungsvolle, das lyrische Gerank bei ihm nicht schmückende Arabeske, kein füllen-Anhängsel, sondern Grund- und Unterton, das, woraus alles andere herauswächst, naturnotwendig herauswachsen muß, das, wodurch alles andere bedingt ist. Daß dieses Lyrische in ihm seinen Niederschlag in Versen finden würde, ist nach dem Gesagten selbstverständlich, und so dürfen wir uns heute der reichen Gaben freuen, die der Dichter in seinen Versbüchern „Gedichte," „Lieder aus Frankreich," „Um meines Lebens Mittag," „Aus wechselnden Tagen," „Stimmen des Lebens," „Im Vorherbst," „Vom Morgen zum Abend" darbietet. Was in fast all seinen Gedichten in die Augen springt, ist die wundervolle Naturschilderung, die tiefe Beseelung, die innigen Wechselbeziehungen zwischen seiner Seele, zwischen all seinem Fühlen und Denken und der Naturseele. Er malt nicht nur schlechthin, ihm genügt nicht, nur ein klar geschautes Naturbild aufzurollen, nein, er sucht



das geheimnisvoll Verborgene herauszuholen und darzustellen. Auch dann, wenn er scheinbar photographiert, läßt er doch immer einen Strahl seiner reichen Seele darübergleiten, übersonnt er es mit einem köstlichen Humor oder mit dem tiefen Ernst eines gereiften, weisheitvollen Menschen, dessen Herz zwar voll heiligen Zorns über alles Kleinliche, Niedrige, Erbärmliche ist, aber sich von Verbitterung, Menschenhaß und Weltschmerz freigehalten hat. Eine große Sehnsucht lebt in ihm, ein unstillbares Sehnen nach Schönheit; nach allen Zeiten und Welten schweift diese Sehnsucht, macht Vergangenes in ihm lebendig und weckt Zukünftiges. Heimat und Jugend, diese Glücks- und Ruhepunkte alles Irrens und Ringens, wachen oft in ihm auf und lassen ihn weiche, stille Verse finden. Eine einzige Sonnenmittagsstunde, die ihn, den Alten, müde macht, ruft alle holden Tage seines reichen Lebens wach, an denen das Herz so leicht und frisch Leid und Glück zu tragen wußte.

Nach Hause kehr' ich sonnenmüd'
Im Mittagsglanz und Weben,
Zu süß umglüht, zu hold umblüht
Von Frühlingsduft und Leben;
Ein Duft umwogt mich allumher
Und in der Luft ein Klingen:
Es ist zu schwer, man trägt's nicht mehr,
Wie mit den jungen Schwingen.
Sie trugen nur ihr leichtes Maß
An frohem Hoffnungsglücke,
Doch alles, was ich je besaß,
Bringt nun der Mai zurücke:
Gleich Träumen einer andern Welt,
Die lind sich auf mich lehnen,
Geht mir gesellt im stillen Feld
Des Knaben frühes Sehnen.
Es hascht der Jugendfreunde Hand
Aus lachendem Getriebe;
Vom Waldesrand im Lichtgewand
Kommt scheu die erste Liebe;
Entschlafene Stunden werden wach
Und harr'n am Weg verlassen,
Des Herzens Schlag muß tausendfach
Gedenken und umfassen.
Und immer voller drängt's heran,
Mit tausend Flüsterzungen,
Und was der Mann als Höchstes dann,
Als Lebensglück errungen —
Was aus dem Glanz und Duft umher
Die Frühlingsstimmen bringen,
Es ist zu schwer, man trägt's nicht mehr,
Wie einst mit jungen Schwingen.
So kehr' nach Haus ich sonnenmüd'
Vom dichten Weggeleite,
Zu süß umglüht, zu hold umblüht,
Und schau' in blaue Weite:
Dort wandern Wölkchen leichten Flug's
Im sanften Windeswehen,
Nun hellen Zug's, nun blassen Trug's,
Und flattern und zergehen.

Und doch freut sich sein Herz des Frühlings wie des Herbstes. Nicht der Sommer in seiner satten, starken Pracht, in seiner Vollendungsfreude, in seiner schweigenden Ruhe nach den Kämpfen des Werdens und vor den Kämpfen des Vergehens ist es, der ihn freut, sondern vielmehr die Zeit vorher und nachher, wo alles Leben brausend hervorbricht oder im Sturm zerstiebt. Wie entzückend weiß er eine Vorherbststimmung zu malen in dem Gedicht

Die Boten.

Tau blitzt am Gelände,
September ist nah;
Da flattert's behende
In zierlicher Wende
Und zwitschert ohn' Ende —
Die Meisen sind da.
Getuschel und Pfeifen,
Gepiep und Gehusch,
Ein Streifen und Schweifen
An Bäumen und Busch.
Ein Hüpfen und Schlüpfen
Im Laub überquer
Und Schmiegen und Wiegen
Allüberallher.
Und Nicken und Picken
In emsiger Hast,
Und heiter schon weiter
Von Aste zu Ast.
Nun Hängen an Zweigen,
Nun Neigen und Tanz,
Und Wippen und Neigen
Mit Kopf und mit Schwanz,
Doch niemals ein Schweigen;
Rundum immerfort
Ein Plaudern und Plauschen,
Begrüßungen tauschen,
Bald hier und bald dort,
Bald hin und bald wieder;
Die Männchen so fein,
So blank das Gefieder,
Behend das Gebein.
Blaumeise, Schwanzmeise,
Schopfmeise sind da,
Nach lustiger Weise
Auf herbstlicher Reise —
September ist nah.

Das alles ist so wunderbar plastisch und rhythmisch so meisterhaft, wie es Klaus Groth in einigen seiner aus dem Tierleben geschöpften Lieder verstand; das ganze lustige Treiben der flinken Vögel steigt vor einem lebendig und erfreuend auf, und man spürt, mit welch verstehender Liebe der Dichter den kleinen Tierchen zugeschaut und mit welch innerer Freude er die Verse niedergeschrieben hat.

Ernstere Töne schlägt er an in dem Gedicht „Herbst":

In Feldeseinsamkeit am Buchenhain,
Der weit auf blauen Meeresspiegel blickte,
Wo schwarz am blätterdürren Rain
Die Brombeertraube niedernickte —
Wo leis im linden Sonnenlicht
Der Wind durch gelbe Stoppeln zog,
Um blasses Blumenangesicht
Ein schwingenmüder Falter flog —
Ins Blau vom roten Hagdornzaun
Stieg eine Eiche, hoch und braun,
Drin sang, wie lächelnd so der Sommer schied,
Ein kleiner wilder Vogel noch ein Lied:

Blütenpracht
In den Zweigen
Ist nur bunter Elfenreigen,
Nur ein Traum der Sommernacht.
Wirst du wach,
Keine Klage
Bringt zurück verlorene Tage,
Und vergebens schaust du nach.
Halt bereit
Neue Schwinge,
Daß sie dich hinüberbringe
Zur Erinnrung schöner Zeit!

Er hob sein Lied mit immer gleichem Ton
Und ließ es fallen stets in gleicher Weise;
Dann ward es still, ein Zweig nur schwankte leise,
Der kleine letzte Sänger war entflohn.
Vom winddurchsummten Wipfel fielen nur
Die braunen Eicheln zum Gezirp der Grille,
Schräg sank die Sonne über Wald und Flur,
Und kühle Schatten wuchsen durch die Stille.

Von gleich großer und starker Bildlichkeit zeugen die Gedichte, die er unter dem Titel „Herbstabend" vereint hat, und von denen das erste mit den schönen Strophen beginnt:

Der Weg zieht einsam weiter,
Trüb ist der Abend und kalt;
Der alte Schimmelreiter
Trabt über den düsteren Wald.

Die Bäume knarren und knattern
Und biegen ihr murrendes Laub;
Seinen grauen Mantel flattern
Seh' ich im Windgeschnaub.

Oft zieht eine müde Resignation durch seinen Sinn und mahnt ihn an die Vergänglichkeit des Irdischen. Dann ist sein Herz leer und still, es weiß nichts mehr, das ihm Freude zu bieten vermag, nichts, das des Sehnens und Träumens wert ist.

Am Himmel von dunklem Gefieder
Ein südlicher Wanderzug;
Vom Hügelacker hernieder
Zieht drunter die Furchen der Pflug.
Falb glimmt auf dem Eisen die Sonne
Mit müdem Novemberschein
Und umhuscht am Rain der Madonne
Verwitternden Bildnisstein.
Das ist in lautlosem Schweigen
Kein waches Leben mehr,
Schon wie ein Niederneigen
Von Lidern in Schlafbegehr.
Sanft legt der Pflug die Schollen,
Und wie von Traum gefaßt,
Vom Traumbild einer vollen
Heimschwankenden Ährenlast.
Rings schweben von den Bäumen
Die Blätter erdenwärts;
Wovon denn möchtest träumen
Noch einmal du, mein Herz?

Daß diese Liebe zur Natur, dieses innige Versenken in alle Stimmungen da draußen ihn oft der Heimat gedenken läßt, beweisen manche seiner schönsten Lieder. Wohl bekennt er, einst im Zorn aus seiner Heimat geflohen zu sein, „in jungen, hitzigen Tagen." Wohl hat er oft „mit übermütigem Scherz" gespottet, — „doch ob die Lippen auch grollten, treu blieb dir immer mein Herz." Und aus dieser Treue heraus ist sein Heimatlied entstanden mit der schönen Anfangsstrophe:

Noch einmal möcht' ich über grünen Feldern,
Drauf braun und buntgescheckt die Rinder stehn,
Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern,

Die blaue See in Sonnenweite sehn;
Das Sehnen nochmals fühlen, das den Knaben
Aus ihrem Anblick schauernd überlief,
Noch einmal wachend möcht' ich wieder haben,
Was lange mir geheim im Herzen schlief.

Ein gleicher Zauber entströmt den Liedern, die seiner Liebe und Familie ihre Entstehung verdanken. Er singt von den ersten Maientagen, vom Finden und Scheiden und vom endlichen Wiederfinden zur Lebenswanderung. Er schildert sein trautes Heim, das heilige Glück darin; er malt entzückende Bilder aus dem Leben seiner Kinder; er begleitet im Lied den Auszug der Tochter aus dem Elternhause in das Haus des Mannes; er findet ergreifende Töne am Grabe eines lieben Kindes, und keiner kann sich tiefster Rührung erwehren, wenn er das letzte „Gutnacht" seinem entschlafenen Kinde nachruft und wenn er dabei aus glücklicher Erinnerung heraus den kindlich schlichten Plauderton der Kinderstube gebraucht.

Nun leg' dich um und schlafe,
Mein Kind. schlaf' ruhig aus!
Der Schäfer treibt die Schafe
Nun ohne dich nach Haus;

Du kommst nicht mehr zur Schule
Zu spät im grauen Licht,
Und vom Kathederstuhle
Droht dir kein streng Gesicht.

Der Dichter verweilt gern auf dem Kirchhof, wo all seine Lieben schlafen. Die blassen Leichensteine reden ernst und eindringlich zu ihm, aber ohne ihn zu schrecken. Er kann sogar lächeln über so manchen Tand, der sich auf dem stillen Acker breitmacht, wenn er auch nicht, wie wir es so oft in der modernen Lyrik finden, den Tod als Freund begrüßt; nein, viel häufiger sieht er das schwarze Grauen, das in dem Aufhören alles Lebendigen liegt; er steht dem Tod zu sehr als Grübler gegenüber und trägt diese dunklen Gedanken auch mit in das Glück seines Hauses hinein. Immer und immer wieder muß er an die Stunde denken, da er sich für ewige Zeit schlafen legen wird; selbst eins seiner schönsten und abgeklärtesten Liebeslieder spricht davon:

Reich' mir die liebe alte Hand,
Die Hand, die mich durchs Leben führte,
Der zagend einst ich mich entwand,
Als sie zuerst die meine rührte.
Am Bach hier stand der weiße Klee,
Darüber summten goldene Bienen;
Mir klingt's im Ohr; nun liegt der Schnee
Von fünfzig Jahren über ihnen.
Reich' mir die liebe alte Hand,
Mir ist's, als käm' ein Frühlichtswehen
Aus ihr vom morgenroten Strand,
Und doch ist Zeit zum Schlafengehen.

Die Wimpern fallen dir und mir,
Und wundersam, doch klopft es drinnen
Mir in der Brust, als könnten wir
Noch einmal jenen Tag beginnen.
Reich' mir die liebe alte Hand —
Ich dankte oft mit seligem Munde
Der Stunde, drin sie einst mich fand,
Nun dank' ich ihr für diese Stunde.
Oft rief der Abend uns zum Ruh'n,
Und doch, mich dünkt's, so traut war keiner,
Denn meine Hand, für immer nun,
Soll ruh'n zum Schlafen sie in deiner.

Nicht minder erfolgreich ist Wilhelm Jensen auf dem Gebiete der lyrisch-epischen Dichtung gewesen, wo er in besonderem Maße Handlung und Lyrik verbinden konnte. Eine in hohem Maße schwungvolle Art der Darstellung, oft von hinreißender Kraft, daneben eine stille, schlichte Weise, eine blühende Sprache, die wie Musik klingt, das alles hebt diese Dichtungen weit über ähnliche hinaus. Am bekanntesten ist wohl „Am ersten Sarge," in welchem Gedicht er den Eindruck schildert, den der Tod eines Knaben auf seine Mitschüler macht; aber nicht minder verdienen bekannt zu werden Dichtungen wie „Der hohe Steig," „Am Wildwasser," „Dünung," „Die Schiedsprecherin," „Eine Begegnung," „Hans Gutgesell" u. a. Sie alle sind Beweis dafür, wie tief der Dichter in den Herzen der Menschen zu lesen versteht, wie sehr er ihre Seele kennt in allen Regungen, und aus dieser Kenntnis heraus ist die milde Güte geflossen,

mit der er alles beurteilt und verzeiht. Dieselbe weisheitsvolle Güte und vornehme Gesinnung spricht sich auch in seiner Spruchdichtung aus. Da teilt er oft außerordentlich scharfe Hiebe aus, reißt er allen Flittertand und falschen Schmuck herunter, um spottend die ganze hohle, tote Nacktheit zu zeigen. Aber er reißt nicht nur herunter, er baut auch auf, er gibt Lebenswahrheiten und -regeln, die zur Höhe und Selbstvollendung führen.

Am bekanntesten sind des Dichters „Lieder aus Frankreich" geworden, und es sind in der Tat Verse darunter, die zu dem Besten gehören, was uns die Kriegslyrik aus den Tagen des letzten Krieges gebracht hat. Er legt die Lieder einem Landwehrmann in den Mund und hat dabei treffend eine schlichte und doch vielsagende Ausdrucksweise gefunden für den Schmerz sowohl als für die Freude, für die Sehnsucht nach Hause sowohl als für die Kampflust, für die Begeisterung sowohl als für den Zorn über die Philister, die zu Hause an der Bierbank Politik treiben und glänzend zu siegen wissen. Eins der schönsten Gedichte unter den „Liedern aus Frankreich," das dauern wird, so lange die Erinnerung an den Krieg wachgehalten wird, ist folgendes, das herzusetzen ich mir nicht versagen kann:

Wir saßen am Grabenhange
Und horchten im Dämmerschein
Unsrer Leute kunstlosem Gesange —
Sie sangen die „Wacht am Rhein."

Bisweilen nur kam dazwischen
Ein Schuß herübergedröhnt,
Auch ab und zu wohl ein Zischen —
Doch waren wir lang' d'ran gewöhnt.

An den goldenen Wolkensäumen
Verblich der funkelnde Rand,
Eine Stunde war's, zu träumen
Von der Liebe im Heimatland.

Und träumerisch sprach er leise
Von unserer Wacht am Rhein,
Es schlich wohl von drüben die Weise
In seine Gedanken sich ein:

„Halt' ich für meinen Jungen,"
Sprach er, „doch mit sind Wacht,
„Daß endlich aus Dämmerungen
„Ein voller Tag ihm lacht.

„Daß nicht sein Blut er vergießen
„Einst muß fürs Vaterland,
„Daß glücklich er genießen" —
Abbrechend drückte die Hand

Aufs Herz er schweigsam und legte
Den Kopf zurück an den Wall,
Während stumm sich im Herzen mir regte
Seiner Worte Wiederhall.

Er schwieg noch immer; ich sandte
Einen Blick durch die dämmernde Rund',
Eh' ich fragend mich zu ihm wandte —
Da starb das Wort mir im Mund'.

Was fühlt' ich plötzlich klopfen
An der Brust so wahnsinnstoll?
Was war's für ein roter Tropfen,
Der dort unterm Finger ihm quoll?

Ich sprang auf ihn zu und riß ihm
Die Hand fort, unbewußt —
Da ging ein runder Spliß ihm
Durch den Rock, links unter der Brust.

Den hatt' eine Kugel geschnitten
Gradaus, bis ins Herz hinein —
Durch die Nacht herüber noch glitten
Die Klänge der „Wacht am Rhein."

Ich habe in Vorstehendem zu einem großen Teil den Dichter selber reden lassen, weil ich glaube, daß so am ehesten Liebe zu seiner Lyrik und ein Verlangen danach wach werden kann; er verdient es. Wir sind hier droben so arm an guten Lyrikern und haben daher doppelt die Verpflichtung, uns um die zu kümmern, die uns Lebenswerte zu bieten haben; und zu denen gehört Wilhelm Jensen. Daß seine engere Heimat ihn lieb gewinne, nicht nur als Erzähler, sondern auch als Liedersänger, das wünsche ich ihm und seiner Heimat; ihm zur Freude, letzterer zum Gewinn.



Pflanzen- und Tierleben im Knick.

Von **Alb. Christiansen** in Kiel.

I.

Als man in der 2. Hälfte des 18. und den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein mit der Aufhebung der bäuerlichen Feldgemeinschaft die Koppelwirtschaft einführte, wurden die zur Abgrenzung der einzelnen Grundstücke errichteten 1—1½ m hohen und ebenso breiten Erdwälle vielfach mit Gesträuch bepflanzt. Damals ist das eigentliche Knicknetz entstanden. Aber schon weit früher fand der Knick, diese besondere Form der lebenden Hecke, zu Einfriedigung der menschlichen Wohnstätten, der Gärten und Dorfstraßen Verwendung. („Jütsche Low." „Bruhns, Preisschrift über Knicke.") Namentlich für den größten Teil des Ostens unserer Provinz sind die Knicke charakteristisch. Sie werden nach dem Westen hin seltener, sind aber auch in Gegenden mit ähnlichen Klima- und Bodenverhältnissen außerhalb Schleswig-Holsteins anzutreffen.

Der Landmann ist der Schöpfer der Knicke, und praktische Erwägungen führten ihn dazu, sie anzulegen. Er wollte sein Grundstück schützen gegen fremdes Vieh. „Gegen das Verlaufen des Viehes konnten zwar Einfriedigungen verschiedener Art dienlich sein, Schutz gegen kalte Winde, Regen und Sonnenbrand konnten nur Bäume und Sträucher gewähren." Bei Anlage der Knicke sich selbst noch in manch anderer Beziehung einen Dienst zu tun, lag wohl zunächst nicht in der Absicht des Landmannes.

Unsere Knicke sind ein für den Pflanzenwuchs künstlich geschaffener Standort, mithin nicht als Pflanzenformation zu betrachten. Mit dem Unterholz unserer Wälder, mit der Flora der „Kratts," der Überreste zerstörter Eichenwälder, hat ihre Pflanzenwelt viel Verwandtes. Das erklärt sich leicht; denn das Gesträuch der Knicke wurde in bunter Mischung aus dem Walde auf die Wälle verpflanzt,[1]) und erst in neuerer Zeit, wo zahlreiche Knickverbände eine segensreiche Tätigkeit entfalten, werden für Neuanlagen in Baumschulen gezogene Pflanzen verwendet. Daher auch die Einförmigkeit der neuen Knicke. An dem Wurzelballen der im Walde herausgehobenen Gesträucher hafteten niedrige Pflänzchen des Waldbodens, und manches derselben fand am neuen Standorte die für gutes Gedeihen nötigen Lebensbedingungen. So zeigen Knick- und Waldflora große Übereinstimmung.

Aber auch typische Feldpflanzen treten im Knick auf. Die Seiten des Walles wurden mit Erdsoden, die Rasenseite nach außen, belegt. Diese sind den Gräben entnommen, die an beiden Seiten des Walles sich hinziehen. Manches Pflänzchen, das früher den Rasen bilden half, geht zwar ein, weil der Wall in der Regel dem Austrocknen in erhöhtem Maße ausgesetzt ist und die Zufuhr neuer Nährsalze durch Düngung aufhörte. Dann fanden an kahlen Stellen Moose und Flechten sich ein oder Pflanzen der Feldraine und Wegränder, etwa die Schafgarbe und die rundblättrige Glockenblume, siedeln sich an. So haben gar verschiedene Pflanzenformationen im Knick ihre Vertreter; Wald-, Feld- (Wiese-) und wohl auch Heidebewohner kamen hier zusammen.

Inbezug auf die Zusammensetzung des Bestandes zeigen die Knicke in den verschiedenen Landesteilen entsprechende Eigentümlichkeiten. „Willst du den

[1]) Im Jahre 1769 wurden der Dorfschaft Schönkirchen nach der 1764—68 erfolgten Vermessung der Feldmark die zur Bepflanzung der Wälle erforderlichen „Pathen" von der Regierung im Viehburger Holz angewiesen.

Ackerboden beurteilen, so sieh die Wälle dir an," sagte mir ein praktischer Landwirt. Physikalische und chemische Beschaffenheit des Bodens, meteorologische Verhältnisse beeinflussen den Pflanzenwuchs im Knick.

Die verschiedene Fruchtbarkeit des Bodens bedingt, daß die Zahl der knickbildenden Straucharten und die Üppigkeit ihres Wachtums von dem Osten nach dem Westen unserer Provinz (abgesehen von der knicklosen Landschaft Oldenburg, der Insel Fehmarn und der Marsch) abnehmen. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir an den Wäldern und an der Gesamtflora unserer engeren Heimat beobachten: der Feldahorn fehlt im Westen ganz, der Kreuzdorn ist selten, der Haselstrauch kommt nur an geschützten Orten vor, die Erle bevorzugt feuchten Untergrund, Eiche, Esche, Birke, Weißdorn, Schlehdorn sind in ihren Anforderungen an Klima und Boden außerordentlich anspruchslos, man trifft sie in allen Lagen.

Wenn auch der Wall nach dem jedesmaligen Abholzen neu mit Erde beworfen wird, so dürfte es doch wunder nehmen, daß die relativ geringe Erdmenge, aus der der Wall besteht, ein Jahrhundert und darüber seinem Pflanzenbestande genügend Nährstoffe bieten konnte, und nach dem Aussehen der Pflanzen ist man wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß diese auch in Zukunft an Nährsalzen keinen Mangel leiden werden. Dabei ist zwar zu beachten, daß viele Knicksträucher sich hinsichtlich ihres Nahrungserwerbs nicht auf den ihnen zugewiesenen Erdwall beschränken, sondern zum Verdruß des Landmannes ihre Wurzeln unter der Grabensohle hindurch in den stets neu gedüngten Ackerboden entsenden; doch hängt die erwähnte Tatsache zum größten Teil mit der Vergesellschaftung von Pilz und Wurzel zusammen.

Aber auch eine andere Erscheinung ist m. E. für die Ernährung nicht bedeutungslos. Die Knicke sind bei voller Belaubung starke Staubfänger, wie ein Blick auf den sonst so frisch grünen Knick zur Zeit der Sommerdürre zur Genüge zeigt. Durch einen tüchtigen Regen, der die üble Farbe schnell entfernt, werden die den Blättern anhaftenden Bodenteile aber an die Wurzeln gespült und wirken als Dungstoffe. Zeigen nicht in der Regel die Knicke an vielbefahrenen Wegen ein besonders kräftiges Aussehen? Ferner sind die Knicke vielfach Ursache lästiger Schneeanhäufungen an Verkehrswegen und bebauten Feldern. Selten bringt die Schneelast dem Knickgesträuch einen Schaden, sicherlich aber verschiedene Vorteile. Wie im Sommer der Staub an den Blättern sich absetzte, so lagert er sich im Winter, gebunden an die Schneekristalle, am Fuß der Knicke ab und ist wie das Wasser der langsam auftauenden, schwärzlichen Schneemassen den Wurzeln der Knickpflanzen willkommen.

Was im Walde das Unterholz bildet (einschließlich der später baumförmigen Pflanzen), das findet man mit wenigen Ausnahmen, wie erwähnt, im Knick wieder, doch unterliegt es am künstlich ihm gegebenen Standort mit den abweichenden Verhältnissen mancherlei Wuchsveränderungen.

Wie in dichten Waldbeständen, entwickeln auch die Sträucher im Knick nicht die typische Strauchform, die einer Kugel oder Halbkugel ähnlich ist. Das hängt mit der Belichtung zusammen. Während aber im Walde das Licht meist nur von obenher an den Strauch herantritt, ist die Belichtung im Knick wesentlich günstiger. Die nach den Wallseiten gerichteten Sprosse haben freies Licht, sie zeigen starke Belaubung und reiche Verzweigung, während im enggepflanzten Knick die in der Längsrichtung des Walles angesetzten Zweige mit den Zweigen des Nachbarstrauches um das Licht ringen. Sie sind, um dem Schatten zu entgehen, nach oben zu streben gezwungen und zeigen geiles Wachstum und geringe Verzweigung.

Wo ein Knick in der Ost-West-Richtung verläuft, ist deutlich eine Licht- und eine Schattenseite unterschieden. Der Lichtquelle, dem Süden, wo zugleich die größere Wärme ist, wenden sich die Zweige zu und biegen sich am Wall herunter, um in möglichst günstige Belichtung zu treten, und auch die Wurzelausschläge bevorzugen diese Seite. An der Nordseite haben namentlich hochgewachsene Knicke nur wenige und schwachbelaubte Sprosse, spärlichen Blüten- und Fruchtansatz. Deutlich erblickt man die Stämme des Gesträuchs, die an der Südseite durch die reiche Belaubung dem Auge entrückt sind.

Licht und Wärme sind aber nicht die einzigen Faktoren, die bei der physiognomischen Ausgestaltung der Knicksträucher wirksam sind. Namentlich im Westen der Provinz haben die in der Süd-Nord-Richtung angelegten Knicke in ihrer Strauchvegetation eigentümliche Formen. Das Gesträuch neigt sich nach Osten hinüber und hängt an der Ostseite des Walles herab. Nach der Westseite hin zeigt es nur kümmerliche Entwicklung, greift kaum über den Rand der Wallkrone hinweg und steigt schräg aufwärts von West nach Ost. Die Eiche, die hier und da als Einzelbaum „übergehalten" wurde, hat eine einseitig entwickelte Krone, die oben abgeflacht ist und das Aussehen hat, als ob der Sturm fortwährend mit ihr sein Spiel treibe. Wo ein Strauch, etwa ein Weißdorn, vereinzelt steht, da ist seine Westseite keilartig zugeschärft, gleichsam kurzgeschoren und sein übriger Teil wie eine Fahne nach Osten gewendet. Es folgt also die Hauptmasse des Gesträuchs der herrschenden Windrichtung, während die derselben entgegen wachsenden Sprosse stark verkürzt, teils dürr und abgebrochen sind. Diese besondere Wuchsform erklärt sich in der Tat als Druckwirkung der vorherrschenden Winde. „Schwache konstante Winde üben mehr eine richtende als eine zerstörende Wirkung aus." Bei andauernden starken Winden aber hat man an der Windseite ein allmählich von den Blatträndern und der Spitze nach der Mitte fortschreitendes Ausdörren des Blattparenchyms beobachtet. Heftige Stürme zeitigen zugleich mechanische Schädigungen: Zerreiben und Zerreißen und gegenseitiges Verletzen der Blätter und Zweige durch Anschlagen. Das allmähliche Entblättertwerden aber kann das Eingehen des ganzen Sprosses zur Folge haben. Die schädigenden Einflüsse beschränken sich naturgemäß auf die in westlicher Richtung angesetzten Zweige. Die Ostseite bleibt unbehelligt und überwiegt bald an Masse. Dazu kommt noch, daß die Wipfeltriebe, die parallel mit der Richtung des Windes fortgezogen werden, in der Regel unbeschädigt bleiben, dafür aber in der von den Seewinden ihnen gegebenen Stellung verholzen.

Diese Beeinflussung der Knicksträucher durch Sonne und Wind ist natürlich je nach ihrer Widerstandsfähigkeit eine verschiedene. Wenig widerstandsfähig ist der Haselstrauch, der in exponierten Lagen regelmäßig von der Westseite des Knicks verschwindet, dort seinen Nachbarn Platz macht und nach dem geschützten Osten überhängt. Eiche, Hainbuche, Weißdorn ertragen die Stürme leidlich gut. Syringe, Bocksdorn Holunder zeigen selbst an den den West- resp. Nordwestwinden am meisten ausgesetzten Gegenden ein kräftiges Gedeihen und bilden an der Nordseeküste vielfach das vorherrschende Gesträuch der Knicke.

Die im Knick gepflanzten Sträucher sind nicht in gleichem Maße befähigt, sich den von ihren natürlichen Verhältnissen abweichenden des neuen Standorts anzupassen. Rotbuche, Weißbuche, Ahorn kommen im Knick nur selten zur Blüte, Weißdorn und Schlehenstrauch dagegen blühen und fruchten in reichem Maße. Sie sind echte Heckenpflanzen, Lichtpflanzen, die im Wald als Unterholz nur spärlich Blüten ansetzen. Der Hülsen (Ilex), der in einigen Wäldern als Unterholz massenhaft auftritt, hat sich zur Bepflanzung der Wälle als un-

geeignet erwiesen und ist daher im Knick nur selten anzutreffen. Er liebt den Halbschatten und Schutz vor Stürmen und wurzelt schwer an. Die Knicksträucher müssen es ertragen können, alle 7—9 Jahre dicht an der Wurzel abgehauen oder, um eine Zaunlücke zu schließen, halb durchschnitten, oft arg zersplittert, nieder„geknickt“ zu werden. Sie müssen es ertragen können, bei der gleichzeitig mit dem „Knicken,“ d. h. dem Abholzen erfolgenden Ausbesserung des Wallrückens mit Erde beworfen zu werden, und müssen befähigt sein, sich durch Wurzel- und besonders Stockausschlag zu verjüngen. Unsere Nadelhölzer scheiden daher von vornherein aus. Die erwähnte Behandlung der Knicke, die im wirtschaftlichen Interesse des Landmannes begründet liegt, wirkt auf die Knicksträucher wie eine Auslese, insofern diejenigen Sträucher die Oberhand gewinnen, welche zu Stockausschlag erhöhte Neigung zeigen: Hainbuche („die Krone aller Knickpflanzen“), Holunder, Weide, Weißdorn. Andere, z. B. die Rotbuche, werden überwuchert. Das ist der Sieg dessen, der sich den Verhältnissen am besten anzupassen wußte.

Aber auch Beispiele friedlichen Zusammenlebens zeigt der Knick, Beispiele, wo der eine Insasse von dem andern Nutzen zieht, so daß der eine nicht bestehen könnte ohne das Vorhandensein des andern. Da verträgt sich das Kleine neben dem Großen, das Schwache neben dem Starken, und es würde vom Knick ein sehr unvollständiges Bild entworfen werden, wenn der vielen, meist krautartigen Pflanzen, die unter und neben den gepflanzten Sträuchern Wohnung gefunden haben, nicht Erwähnung geschähe.

Viele sind unbeabsichtigt von Menschenhand hierher verpflanzt. Es sind der Entstehung des Knicks gemäß Kräuter des Waldes und der Feldraine. Manche aber sind nachträglich, ich möchte sagen freiwillig, gekommen. Das Samenkorn, dem sie entsprossen, wurde durch den Wind, durch Vogelkot oder durch irgend eine andere Ursache im Knick ausgesät, und der Keimling fand einen Platz, der den Bedingungen für seine Entwicklung genügte. Zwar sind die Anforderungen der einzelnen Arten ähnlich denen der zur Hecke verwendeten Sträucher verschieden, aber der Knick bietet auch die mannigfachsten Verhältnisse, so daß er den unterschiedlichsten Ansprüchen gerecht werden kann. Wenn nur der Zufall das geeignete Pflänzchen oder Samenkorn an den geeigneten Platz trägt — der Knick spendet, worauf es je dem Einzelnen besonders ankommt: kühlen Schatten oder sonnige Beleuchtung, verbunden mit zurückgestrahlter Wärme; Schutz vor Sturm, vor Kälte und Weidetieren oder freie Lage; durch moderndes Laub wohl vorbereiteten Humusboden oder sandige Ackererde. Den schwanken, schwachen Gesellen gibt der Knick Gelegenheit sich zu stützen, für insektenblütige Genossen begünstigt der Kontrast der Blütenfarben den erwünschten Besuch, wieder andere wissen durch verschiedene Blütezeit sich gegenseitig anzupassen, indem die eine Art den Verhältnissen des Frühlings, die andere denen des Sommers oder des Herbstes entspricht. „Indem die Nachbarn sich so gegenseitig helfen und unterstützen, erwächst ihnen selbst oder der Gesamtheit kaum ein Nachteil. Es trägt vielmehr zur Erhaltung und Sicherheit der Genossenschaft bei.“

Die grasbewachsenen Seitenflächen des Walles, die Grabenränder bewohnen Hahnenfuß, Weidenröschen, Kerbelarten, Kälberkropf, Hirtentäschelkraut, Schafgarbe, Rainfarn, die schwarze Königskerze u. a. Feldkräuter. In der Nähe der Ortschaften finden allerlei Schuttpflanzen im Knick sich ein: Gänsefußarten, Schöllkraut, Giersch, Beifuß, große Brennessel, Klette, Rainkohl, gemeine Nelkenwurz. Wo der Wallgraben feucht oder mit Wasser gefüllt ist, treten Baldrian, Wasserdosten, Wolfsfuß, Minzen und Binsen auf. Für mageren

Sandboden sind Fetthenne. Feldquendel, Hungerblümchen bezeichnend. Ist der Wall breit, stark beschattet und durch dichte Laubdecke dem Waldboden ähnlich, da gibt's ein fröhliches Gedeihen der Waldkräuter, von denen kaum eins fehlen mag: Windröschen, Bingelkraut, Goldstern, Maiglöckchen, Erdbeere, Hain-Rispengras, einblütiges Perlgras und wie sie alle heißen.

Während also die meisten Pflanzenarten, die im Knick sich ansiedeln, auch an andern Standorten häufig auftreten, sind einige wenige wohl als spezifische Knickbewohner bezeichnet worden, diejenigen nämlich, die durch die zunehmende land- und forstwirtschaftliche Ausnutznng des Bodens ihren natürlichen Standort einbüßten und fast nur noch im Knick ein Unterkommen finden. Als Beispiele können gelten: der Hopfen, die gemeine Seide, die Zaunrübe, die Zaunwinde, der Heckenknöterich, die gefleckte Taubnessel und die nesselblättrige Glockenblume.

Manche Pflänzchen unter dem Knickgesträuch sind Frühblüher, deren Vegetation beendet ist, wenn das Laubdach, das die Sonnenstrahlen und die bestäubenden Insekten abhalten würde, sich über ihnen ausbreitet: Windröschen, Feigwurz, Goldstern, Lerchensporn. Wenn das vegetabilische Leben im Knick seinen Höhepunkt erreicht, sind sie von der Erdoberfläche verschwunden. „Ist das Laub zur Blütezeit breit entfaltet, wie beim Veilchen, oder sind die Blütenblätter grünlich gefärbt und unansehnlich, wie beim Moschuskraut, und laufen darum die bescheidenen Pflänzchen Gefahr, von befruchtenden Insekten übergangen zu werden, so hilft ihnen ihr starker Duft."

Im ersten Frühjahr sind auch im Knick meistens weiß und gelb die Blütenfarben der auf Insektenbesuch angewiesenen Pflanzen. Wenn aber der Sommer kommt und Zahl und Arten der blühenden Pflanzen sich mehren und gleichzeitig die der bestäubenden Insekten, dann herrscht im Knick eine buntfarbige Blütenpracht, die vom grünen Hintergrunde leuchtend sich abhebt. Dann erscheinen auch die den Nachtinsekten angepaßten Blüten mit ihren hellen Farben und ihren seitlichen Eingängen: die Abendlichtnelke, die an den Rändern des Knicks in die Höhe strebt, etwa im Brombeergerank, das Geißblatt, welches, die höchsten Spitzen der Sträucher erklimmend, zur Nachtzeit mit berauschendem Duft langrüsselige Schwärmer heranlockt, und die Zaunwinde mit den großen schneeweißen Blütentrichtern. Ähnliche Lockfarben entwickeln Eberesche, Schneeball, Spindelbaum in ihren Beeren zur Zeit der Reife. Vorher waren die Früchte im grünen Laub ganz unauffällig und den Blicken der Näscher entzogen.

Eigentliche Freilandpflanzen: Löwenzahn, große Brennessel, Taubnessel, Gundelrebe, haben im Knick besondere Schattenformen entwickelt. Die Blattspreite ist vergrößert, dünn und zart und trägt im Verhältnis zur Flächenausdehnung spärliche Behaarung, Stengel und Blattstiel sind verlängert und die Blätter in eine für das Auffangen des schwachen Lichtes vorteilhafte Stellung gebracht.

Im tiefen Schatten, am liebsten an der Nordseite, finden Farne einen zusagenden Platz. Da sitzen die einzelnen Wedel des winterharten Tüpfelfarns und dichtgedrängte Büschel vom Wurmfarn und vom Streifenfarn.

Wenn der Herbst unter den Blütenpflanzen aufgeräumt und Platz geschaffen, zugleich die Feuchtigkeit des Erdbodens erhöht hat, kommt auch im Knick die Zeit der Flechten und Moose. Mit ihren krusten-, laub- oder strauchartigen Formen überziehen die Flechten kahle Stellen am Wall und siedeln an alten Wurzelstümpfen sich an. Die rissige Rinde des Holunders ist nicht selteu von der Schüsselflechte über und über bedeckt. Die Moose, die meist im Herbst „blühen" und im ersten Frühling ihre Kapseln reifen, machen sich in ausgedehnten Polstern auf dem jetzt entblößten Erdreich breit und bilden kleine

Häufchen in zartem Grün auf modernden Baumstümpfen. Während des Sommers aber ziehen die bescheidenen Pflänzchen, Moose wie Flechten, sich mehr und mehr zurück, andern ihre Plätze überlassend, und höchstens ein Fleckchen an der Nordseite des Walles, wo keines der sommergrünen Kräuter mehr wachsen mag, ist ihnen gegönnt.

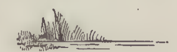
Unsere Schling- und Kletterpflanzen finden keinen geeigneteren Standort als den Knick, der ihnen Stütze und Schutz zugleich gewährt. Das schon erwähnte Geißblatt, der Hopfen, der bittersüße Nachtschatten, die Zaunrübe erklimmen meterhohe Knicke und entfalten über den sie stützenden Sträuchern Blätter und Blüten, indes die unteren Teile des Stengels im Innern der Hecke sicher geborgen sind. Zartere windende und kletternde Pflanzen wie Wald-Platterbse, Zaunwicke, Zaunwinde, Heckenknöterich, kletterndes Labkraut strecken ihre Blütenstände zu den Seiten der Hecke ins Freie hinaus oder bevorzugen niedrige Knicke. Wo der Hopfen sich angesiedelt hat, da findet wohl auch die gemeine Seide sich ein, häufig ihren Wirt ganz erdrückend und weite Strecken des Knicks in blasses Rot hüllend. Auch der Efeu ist ein Knickbewohner geworden, der aber wegen des regelmäßigen Entfernens seiner starken Stützen nie zur vollständigen Entwicklung gelangt. Er beschränkt sich auf alte dicke Wurzelstümpfe und überzieht schattenreiche, kahle Wallplätze mit seinem dunkelgrünen Blättermosaik. Die Brombeere ist ein besonders häufiger Ansiedler im Knick. Undurchdringliches Gewirr der langen, überhängenden, vielfach wurzelnden Schößlinge deckt die besonnte Wallseite und baut über den Wallgraben eine trügerische Brücke. Wie die Heckenrose, so bedient auch sie sich für ihre schlanken, bogigen Ruten gerne des kräftigen Heckengesträuchs als Stütze. Den hochwüchsigen Zweigen aber geben die krallenförmigen Stacheln an der Rinde ihrer Nachbarn sichern Halt.

Während Schling- und Kletterpflanzen zur Begünstigung der Fruchtbildung den Knick als Stütze ausnutzen mußten, ohne die sie zufolge ihrer eigenen Schwere am Erdboden kümmern würden, findet regelmäßig eine Anzahl anderer Gewächse einen gelegentlichen Zufluchtsort im Knick. Teilweise unter außerordentlicher Streckung der Internodien schieben sie ihre dünnen Stengel mit den Blütenständen durch die Zweiglücken hervor: Giersch, Waldkerbel, Gräser, Lotus uliginosus Schk., Galium mollugo L. Durch Anlehnen an die starken Äste des Strauches sind ihre haltlos gewordenen Stengel gegen Umknicken geschützt, zugleich ist die Pflanze den Angriffen der Weidetiere entzogen. Der Schwache hat sich unter den Schirm des Starken gestellt, dessen Undurchdringlichkeit alle Feinde von seinem Schützling abhält.

Daß nun die sogenannten wehrhaften Sträucher: Weißdorn, Schlehenstrauch, Bocksdorn in dieser Beziehung den besten Schutz gewähren, ist selbstredend. Ihre schützende Kraft kommt aber nicht in erster Linie jenen Flüchtlingen zu gute, sondern zunächst ihnen selbst. An keinem andern Orte ist der Strauch in dem Maße dem Weidefraß ausgesetzt wie in dem am Rande der Koppeln sich hinziehenden Knick. Aus praktischen Gründen sind die obengenannten, die eigentlichen Heckensträucher, bei der Anlage der Knicke vielfach bevorzugt worden: sie wehren dem Vieh, eben weil sie sich selbst wehren. Daß aber dornige Sträucher in manchen Knicken überwiegen, beruht nicht nur darauf, daß sie bei der Pflanzung mit Vorliebe ausgewählt wurden, sondern auch auf dem Gesetz der Erhaltungsmäßigkeit. Darauf komme ich später zurück.

Die Knicke geben trotz ihrer gradlinigen Form der Landschaft etwas ungemein Belebendes. Das gilt insonderheit von den sog. gemischten Knicken, in denen durch den verschiedenen Habitus der Sträucher, der doch auch hier

mehr oder minder gewahrt bleibt, durch die Verschiedenheit in Form und Farbe der Blätter, Blüten und Früchte die Gesamtheit der grünen Blätterwand mit einer Fülle von einzelnen lebensvollen Erscheinungen ausgestattet wird. Wie wirkungsvoll ist gerade im Knick das Nacheinander in der Laubentfaltung, in der Blütenentwicklung, in der Fruchtreife und in der Entlaubung! Wessen Auge hat nicht voll Entzücken geruht auf dem prächtigen Farbenbild, das dem Laubfall unmittelbar voraufgeht. Blutrot gesprenkelt ist das Kleid der Brombeere und mit glänzendem Gold übergossen prangen Ahorn und Hainbuche. Das Orangerot der Eberesche leuchtet neben dem hellen Braun der Eiche und Rotbuche und dem Violett von Spindelbaum und Espe. In düsterem Schwarzgrau steht die Weide, unverändert nur blieb der Esche dunkles Grün. Immer wieder ist der Knick schön, immer neue Reize entfaltet sein Gesträuch, garnicht zu gedenken des Formen- und Farbenreichtums seiner Einmieter!



Der Alchymist Graf St. Germain.

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Es dünkt uns wie ein Märchen, wenn wir von den Zeiten der Adepten hören, welche Gewinnsucht und Ehrgeiz bewog, die Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen auszunutzen. Zumal in vornehmen Kreisen und an Fürstenhöfen fanden sie ihre Zuhörer, und je abenteuerlicher die Lehren des Alchymisten waren, je größere Bewunderung fand er. Der geschickteste und verwegenste Alchymist war der Graf Cagliostro.[1]) Es hat einen eigenen Reiz, das Leben dieser Abenteurer zu verfolgen; auch Goethe fühlte dies, er besuchte auf einer italienischen Reise in Palermo die Verwandten des angeblichen Grafen, und in dem „Groß-Kophta" hat er später die Gestalt Cagliostros dichterisch verwertet.

Eine ganz andere Erscheinung war der Graf St. Germain, dessen wechselvoller Lebenslauf durch alle Staaten Europas führte, bis er seinen stillen Lebensabend in Eckernförde beschloß. — Wenig Genaues wissen wir über das Leben dieses Alchymisten, zumeist sind wir auf dürftige Mitteilungen in den Memoiren seiner Zeitgenossen angewiesen, die häufig nur das erzählen, was man vom Hörensagen über den Grafen St. Germain vernommen. Die Herkunft des Grafen ist ganz in Dunkel gehüllt. Höchst wahrscheinlich war seine Abstammung aus höheren Kreisen ein Phantasiebild; einer seiner Feinde nannte St. Germain einst einen portugiesischen Juden. Auch die vielen wohlklingenden Namen: Marquis von Montferrat, Graf de Bellamare, Graf Soltikow, Graf Ragotzky sind sicher nicht auf rechtmäßige Weise erworben.

Große Sprachkenntnisse, eine edle, vornehme Erscheinung und Gewandheit im Benehmen erleichterten St. Germain den Zutritt zu vornehmen Kreisen. In Frankreich spielte er am Hofe Ludwigs XV. eine bedeutende Rolle; eine geheime politische Mission nach dem Haag mißglückte jedoch. St. Germain mußte nach England flüchten, erschien dann in St. Petersburg und unternahm später längere Reisen durch Deutschland und Italien. Friedrich der Große ließ sich von dem Grafen nicht imponieren; er schrieb an Voltaire: Le comte Germain est un conte pour rire (ein Märchen zum Lachen), und in einem Schreiben

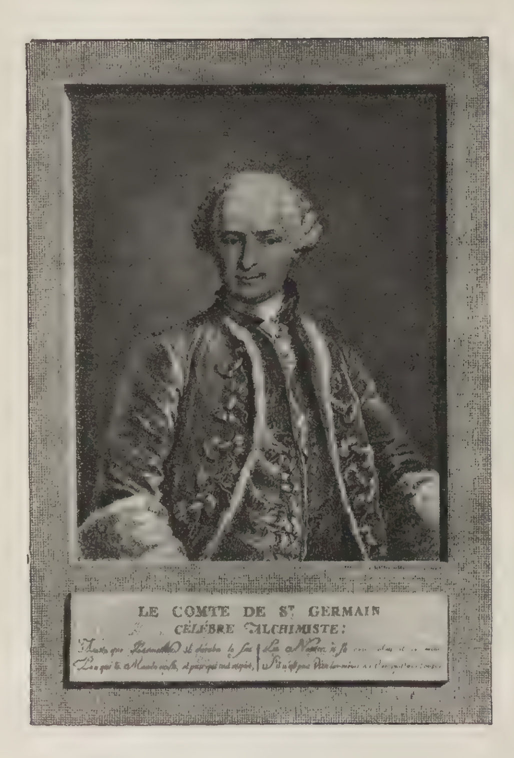
---

[1]) Cagliostro starb 1795.

an seinen Bruder Heinrich heißt es: Wenn St. Germain Gold machen könnte, würde er sich zunächst wohl selbst versorgt haben.

Nach dem abenteuerlichen Lebenslauf sehnte sich der Graf St. Germain, der mittlerweile ein bejahrter Mann geworden war, nach einem stillen Domizil, wo er ohne Sorgen seinen Lebenslauf schließen konnte. Der Gedanke führte ihn zu dem Landgrafen Karl von Hessen,[1]) dem Schwager des dänischen Königs Christian VII., der als Statthalter von Schleswig-Holstein auf dem Schlosse Gottorp in Schleswig residierte. Die grübelnde, mystische Natur dieses Prinzen, der eifriger Anhänger mehrerer geheimnisvoller Gesellschaften war, wird den Grafen St. Germain veranlaßt haben, eine Annäherung zu versuchen.

In seinen Memoiren gibt der Landgraf ein sehr ausführliches Bild von der Persönlichkeit des Alchymisten Graf St. Germain, welches ich hier vollständig mitteile.



Der Landgraf hatte am bayrischen Erbfolgekrieg teilgenommen und kehrte 1779 in seine Residenz zurück; er erzählt also:

Bei meiner Rückkehr sah ich in Altona den berüchtigten Grafen St. Germain, welcher mir seine Freundschaft zuzuwenden schien, besonders als er hörte, daß ich kein Jäger sei und auch keine anderen Liebhabereien habe, welche dem Studium der höheren Naturwissenschaften hinderlich sind. Er sagte mir damals: „Ich werde Sie in Schleswig besuchen, und Sie sollen sehen, was wir zusammen für große Dinge ausrichten werden." Ich gab ihm zu verstehen, daß ich viele Gründe hätte, die Gunst, welche er mir erweisen wolle, für den Augenblick nicht anzunehmen. Er entgegnete: „Ich weiß, daß ich zu Ihnen kommen muß, und ich muß Sie sprechen." Ich wußte kein anderes Mittel, um allen Erörterungen auszuweichen, als ihm zu sagen, der Oberst Koeppern, welcher krank zurückgeblieben war, würde mir in einigen Tagen folgen, und er möchte mit diesem darüber reden. Dann schrieb ich an Koeppern einen Brief, um ihm zu sagen, er möchte sein Möglichstes tun, um dem Grafen St. Germain zuvorzukommen und ihm soviel als möglich abraten, hierher zu kommen. Koeppern kam nach Altona und sprach mit ihm. Aber der Graf antwortete ihm: „Sie können sagen, was sie wollen, ich muß nach Schleswig gehen und werde nicht davon abstehen; das Übrige wird sich finden. Sie werden Sorge tragen, mir dort eine Wohnung bereit zu halten." Koeppern teilte mir dies Ergebnis

[1]) Vgl. „Heimat" 1900 S. 112.

seiner Unterhaltung mit, welches ich nicht billigen konnte. Ich hatte übrigens bei der preußischen Armee viele Erkundigungen über diesen ungewöhnlichen Mann eingezogen und hatte besonders mit meinem Freund, dem Obersten Frankenberg, über ihn gesprochen. Dieser sagte mir: „Sie können überzeugt sein, daß er kein Betrüger ist und daß er große Kenntnisse besitzt. Er war in Dresden, als ich mit meiner Frau dort war. Er wollte uns beiden wohl. Meine Frau wollte ein paar Ohrgehänge verkaufen; ein Juwelier bot ihr eine Kleinigkeit dafür. Sie sprach in Gegenwart des Grafen davon, welcher zu ihr sagte: „Wollen Sie mir dieselben auf einige Tage anvertrauen?" Er gab sie ihr zurück, nachdem er sie verschönert hatte. Der Juwelier, welchem sie meine Frau darauf zeigte, sagte: „Das sind schöne Steine, die sind ganz anders als die, welche Sie mir früher zeigten," und er bezahlte mehr als das Doppelte dafür." — St. Germain kam bald darauf nach Schleswig. Er sprach mit mir von großen Dingen, welche er zum Besten der Menschheit tun wolle. Ich hatte keine Lust dazu, aber zuletzt machte ich mir ein Gewissen daraus, Kenntnisse, die in jeder Hinsicht wichtig waren, auf Grund einer vermeintlichen Weisheit oder aus Geiz zurückzuweisen, und ich wurde sein Schüler. Er sprach viel von der Verschönerung der Farben, welche fast nichts kosteten, von der Verbesserung der Metalle, indem er hinzufügte, daß man durchaus kein Gold machen müsse, selbst wenn man es verstände, und diesem Grundsatze blieb er unbedingt treu. Die Edelsteine kosten den Einkaufspreis; aber wenn man ihre Verbesserung versteht, so wird ihr Wert unendlich gesteigert. Es gibt fast nichts in der Natur, was er nicht zu verbessern und nützlich zu machen verstand. Er vertraute mir fast alle seine Kenntnisse von der Natur der Dinge an, aber nur die Anfangsgründe, und ließ mich dann durch Versuche die Mittel zur Erreichung des Zwecks selbst suchen und freute sich ungemein über meinen Fortschritt. So machte er es inbezug auf die Metalle und die Steine; aber die Farben teilte er mir wirklich mit, sowie einige andere sehr wichtige Kenntnisse. Man wird vielleicht neugierig sein, seine Geschichte kennen zu lernen, und ich will sie durchans wahrheitsgetreu mit seinen eigenen Worten wiedergeben und nur die nötigen Erklärungen hinzufügen. Er war 88 Jahre alt, als er hieher kam, und starb in einem Alter von 92 oder 93. Er sagte mir, er sei der Sohn des Prinzen Ragotzky von Siebenbürgen und dessen erster Gattin, einer Tekely. Er wurde unter den Schutz des letzten Medicis gestellt, der ihn als Kind in seinem eigenen Zimmer schlafen ließ. Als er hörte, daß seine beiden Brüder, Söhne der Prinzessin Charlotte Amalie von Hessen-Rotenburg-Wanfried, sich dem Kaiser Karl VI. unterworfen und nach dem Kaiser und der Kaiserin die Namen St. Karlo und St. Elisabetha erhalten hätten, sagte er zu sich selbst: „Gut, dann will ich mich Sanktus Germanus, den heiligen Bruder, nennen." Ich kann allerdings seine Herkunft nicht verbürgen; aber daß er von dem letzten Medicis außerordentlich begünstigt wurde, das habe ich auch von anderer Seite gehört. Dieses Haus war, wie bekannt, in den höchsten Wissenschaften bewandert, und es ist nicht zu verwundern, daß er dort seine ersten Kenntnisse schöpfte; aber er behauptete, die Kräfte der Natur durch seinen eigenen Fleiß und seine Untersuchungen erforscht zu haben. Er kannte die Kräuter und Pflanzen aus dem Grunde und hatte Arzneien erfunden, deren er sich bediente und welche sein Leben und seine Gesundheit verlängerten. Ich habe noch alle seine Rezepte, aber nach seinem Tode eiferten die Ärzte sehr heftig gegen seine Wissenschaft. Wir hatten einen Arzt Lossau, welcher Apotheker gewesen war, und dem ich jährlich 1200 Taler gab, um die Arzneien zuzubereiten, welche der Graf St. Germain verschrieb, unter andern vorzugs-

weise seinen Tee,[1]) den die Reichen gegen Bezahlung und die Armen umsonst erhielten. Letztere genossen auch die Pflege dieses Arztes, welcher eine Menge Leute heilte, und welchem meines Wissens niemand starb. Aber nach dem Tode desselben ward ich der Äußerungen müde, die ich von allen Seiten zu hören bekam, nahm alle meine Rezepte zurück und ersetzte Lossau nicht wieder. Die Farbenfabrik wollte St. Germain hier im Lande gründen. Die des verstorbenen Otte in Eckernförde stand leer und verlassen. (Die Fabriken der Gebrüder Otte lagen südlich vor der Stadt; es ward Plüsch, Manchester, Wollenzeug hergestellt, auch eine Färberei war vorhanden. Alle diese Anlagen, wie auch die Fayencefabrik gingen nach dem Tode des Fabrikinhabers allmählich ein.) Ich hatte somit Gelegenheit, diese Gebäude vor der Stadt billig zu kaufen, und setzte den Grafen St. Germain dahin. Auch kaufte ich Seidenzeuge, Leinen usw. Außerdem waren vielerlei Gerätschaften zu einer solchen Fabrik erforderlich. Ich sah dort nach der Art, wie ich es gelernt und in einer Tasse selbst versucht hatte, 15 Pfund Seide in einem großen Kessel färben. Das gelang vollkommen. Man kann also nicht sagen, daß es im Großen nicht gehe. Das Unglück wollte, daß der Graf St. Germain, als er nach Eckernförde kam, unten in einem feuchten Zimmer wohnte, wo er einen sehr starken Rheumatismus bekam, von welchem er sich trotz aller seiner Heilmittel niemals ganz erholte. Ich besuchte ihn oft in Eckernförde und kehrte nie ohne neue, höchst interessante Belehrungen zurück, da ich mir häufig die Fragen aufschrieb, welche ich ihm vorlegen wollte. In seiner letzten Lebenszeit fand ich ihn eines Tages sehr krank und, wie er glaubte, auf dem Punkte zu sterben. Er schwand zusehends dahin. Nachdem ich in seinem Schlafzimmer das Mittagessen eingenommen hatte, mußte ich mich allein vor sein Bett setzen, und er sprach dann viel rückhaltsloser über viele Dinge, sagte mir vieles voraus und ersuchte mich, sobald wie möglich wiederzukommen, was ich auch tat; aber fand ihn bei meiner Rückkehr weniger krank, indessen war er sehr schweigsam. Als ich 1783 nach Kassel ging, sagte er mir, daß ich, im Fall er während meiner Abwesenheit sterben sollte, ein versiegeltes Billet von seiner Hand finden würde, welches mir genügen werde. Aber dieses Billet fand sich nicht, vielleicht hatte er es ungetreuen Händen anvertraut. Mehrere Male bin ich in ihn gedrungen, mir noch während seines Lebens das mitzuteilen, was er mir in diesem Billet hinterlassen wollte. Dann ward er traurig und rief: „Ach, wie unglücklich würde ich sein, mein lieber Prinz, wenn ich zu sprechen wagte.“ — Es war vielleicht einer der größten Weltweisen, welche je gelebt haben. Er liebte die Menschheit, Geld verlangte er nur, um es den Armen zu geben; er liebte selbst die Tiere, und sein Herz beschäftigte sich nur mit dem Glück anderer. Er glaubte die Welt dadurch zu beglücken, daß er ihr zu billigeren Preisen neue Vergnügungen, schönere Stoffe und schönere Farben verschaffte; denn seine herrlichen Farben kosteten fast nichts. Ich habe nie einen Mann von klarerem Geiste gesehen, und dabei besaß er eine Gelehrsamkeit, besonders in der alten Geschichte, wie ich sie selten gefunden habe. Er war in allen Ländern Europas gewesen, und ich kenne fast keins, wo er sich nicht längere Zeit aufgehalten hätte. Er kannte sie alle von Grund aus. In Konstantinopel und in der Türkei war er oft gewesen. Frankreich schien jedoch das Land zu sein, welches er am meisten liebte. Er wurde Ludwig XV. bei der Frau von Pompadour vorgestellt und war auch zu den kleinen Soupers des Königs geladen. Ludwig XV. hatte viel Vertrauen zu ihm. Er benutzte ihn unter der Hand,

[1]) St. Germain-Tee, ein Purgiermittel, ist noch heute in allen Apotheken zu haben.

um einen Frieden mit England zu unterhandeln, und schickte ihn nach dem Haag. Es war die Gewohnheit Ludwigs, ohne Vorwissen seiner Minister Emissäre zu benutzen, die er jedoch im Stiche ließ, sobald sie entdeckt wurden. Der Herzog von Choiseul hatte von seinen Umtrieben Kunde erhalten und wollte ihn festnehmen lassen. Er flüchtete aber noch bei Zeiten. Er vertauschte nun den Namen St. Germain mit dem eines Grafen Weldon (wohl getan). Seine philosophischen Grundsätze über Religion waren der reine Materialismus, den er aber so scharfsinnig vorzutragen wußte, daß es schwer war, ihm siegreiche Beweisführungen entgegenzustellen; aber ich hatte öfters das Glück, die Mängel der seinigen darzutun. Er war nichts weniger als ein Verehrer Jesu Christi, und da er sich inbezug auf diesen Äußerungen erlaubte, die mir unangenehm waren, so sagte ich zu ihm: „Mein lieber Graf, es hängt von Ihnen ab, ob Sie an Jesus Christus glauben wollen oder nicht; aber ich gestehe Ihnen offen, daß Sie mir vielen Kummer verursachen, wenn Sie bei mir gegen den sprechen, welchem ich so gänzlich ergeben bin." — Er blieb einen Augenblick nachdenkend und antwortete: „Jesus Christus ist nichts, aber Ihnen Kummer verursachen, das ist etwas, also verspreche ich Ihnen, nie wieder mit Ihnen darüber zu reden." Auf seinem Sterbebett, während meiner Abwesenheit, trug er eines Tages Lossau auf, mir, wenn ich von Kassel zurückkäme, zu sagen, daß Gott ihm die Gnade erwiesen habe, ihn seine Ansicht noch vor seinem Tod ändern zu lassen, und fügte hinzu, er wisse, wie viel Freude mir das machen und daß ich in einer andern Welt noch viel für sein Glück tun werde."

Zu diesen Aufzeichnungen des alten Landgrafen lassen sich noch einige Notizen aus dem Eckernförder Kirchenarchiv hinzufügen. In dem Totenregister steht folgende Eintragung:

1784 Todestag 27 Februar. Bestattung 2 März.

Der sich so nennende Graf von St. Germain und Weldona — weitere Nachrichten sind nicht bekannt geworden — in hiesiger Kirche still [1]) beygesetzt.

Im Verzeichnis der Glockengelder heißt es:

Der Herr Graf v. St. Schermain d. 2 März in der Kirche Beygesetzt Morgens . . . . 12 Mark.

Unter den „Einnahmen an Begräbnißöffnung und Vestegeldern" ist verzeichnet:

1783 (das Rechnungsjahr 1783 endet mit Ostern 1784) 1 März. Der allhir verstorbene Grafen von St. Germain ein Begräbnis Stelle in der hiesigen St. Nicolai Kirche in das Begräbnis sub Nr. 1 auf 30 Jahr Verwesungs Zeit: 10 Reichsthaler und für Eröfnung 2 Reichsthaler.

Es war damals üblich, die Toten in der Kirche selbst beizusetzen; der ganze Fußboden war mit großen Grabsteinplatten belegt, von denen einige noch erhalten sind. Wo die Gruft Nr. 1 gewesen ist, hat sich bisher noch nicht ausfindig machen lassen.

Nach dem Ableben des Grafen erließ der Rat der Stadt Eckernförde ein öffentliches Proklam in den „Schleswig-Holsteinischen Anzeigen":

„Demnach der auswärts sowol als hierselbst unter dem Namen Comte de St. Germain & Weldone bekante und sich in den letzten vier Jahren in hiesigen Landen aufgehaltene Herr Graf von St. Germain, ohnlängst hierselbst zu Eckernförde Todes verfahren, dessen

---

[1]) Still wird heißen: ohne Rede des Geistlichen.

Nachlaß unter gerichtliche Versiegelung genommen und es nöthig gefunden worden, sowol an seine etwanige Intestat Erben, inmaßen von einem nachgelassenen Testamente bis hierzu nichts constiret — — —"

Wornach sich ein jeder, dem daran gelegen, zu achten und für Schaden zu hüten hat.

Signatum Eckernförde, den 3 April 1784.

Bürgermeister und Rath.

Ob sich Erben gemeldet haben, ist nicht bekannt; nachgelassene Papiere und Bücher werden wohl in den Besitz des Landgrafen gekommen sein. Ein sehr hübscher Kupferstich, welcher 1783 von N. Thomas in Paris gestochen ist nach einem Gemälde, welches die Marquise d'Urfé besaß, ist in der großen Königl. Bibliothek zu Kopenhagen. Das Bild ist Herrn de Thy, Grafen von Milly gewidmet und trägt die Inschrift:

Le Comte de St. Germain, célèbre Alchimiste:
Ainsi que Promethée il déroba le feu
par qui le Monde existe, et par qui tout respire,
La Nature à sa voix obéit et se meut;
S'il n'est pas Dieu lui-même un dieu puissant l'inspire.[1])

Es ist ein hübscher Kopf, den der Stich uns zeigt,[2]) wie auch die ganze Persönlichkeit des Grafen etwas Sympathisches an sich hat. In seiner Jugend freilich mag er es an Abenteuern dem Cagliostro gleichgetan haben. In den ruhigeren Jahren des Alters, die er in Schleswig und Eckernförde verlebte, in denen er seine Kenntnisse klugerweise nicht auf einmal, sondern, um die Freundschaft zu erhalten, nach und nach offenbarte, berührt uns doch seine Uneigennützigkeit angenehm.

Dem Volk war die Persönlichkeit des Grafen St. Germain ein geheimnisvolles Rätsel. So fest glaubte man an die Unsterblichkeit desselben, daß die Einwohner Schleswigs im Jahre 1836 in dem Leichenzuge des alten Landgrafen den Alchymisten erkannten, der seinem Freunde das letzte Geleit gab und einsam in seiner eigenartigen Tracht dem Sarge folgte.

Quellen: L. Bobé, Johan Caspar Lavaters Reise til Danmark. Kjøbenhavn, 1898. — Fr. Bülau, Geheime Geschichten. Leipzig (Reclam). — Landgraf Carl von Hessen, Mémoires de mon temps. Kopenhagen 1861. Kassel 1866. — C. N. Schnitger, Erinnerungen eines alten Schleswigers. 2. Auflage von H. Philippsen. 1904. — Eckernförder Kirchenarchiv.

Der wunderbare Ring.

Ein Märchen aus Nordschleswig.

Nach Aufzeichnungen von **J. Petersen** in Hamburg (†) erzählt von **G. Kühn** in Kiel.

In alten Zeiten lebte weit im Norden ein mächtiger König, der hieß F rowin. Er wohnte in einem großen, prächtigen Schloß, wie es schöner und herrlicher nicht zu denken ist. Von allen Schätzen aber, die der König besaß,

---

[1]) Graf St. Germain, der berühmte Alchimist:
Wie Prometheus entriß er das Feuer,
Durch welches die Welt existiert und alles lebt.
Seiner Stimme gehorcht die Natur und bewegt sich.
Ist er nicht Gott selbst, inspiriert ihn ein mächtiger Gott.

[2]) Die Photographie des Stiches verdanke ich der Freundlichkeit des Dr. Bobé in Kopenhagen.

war ihm ein goldener Ring das kostbarste Kleinod. Er trug ihn immer an seinem Finger und ließ ihn Tag und Nacht nicht von sich. Ja, er schätzte ihn höher als seine prächtige Krone, trotzdem sie vielmal schwerer war als der Ring, und die größten und schönsten Perlen und Edelsteine sie schmückten. Der Ring aber hatte nur einen Stein, und das war weder ein Demant noch ein Karfunkelstein, sondern er war wachsgelb wie Bernstein, den das Meer an den Strand des Landes warf. Betrachtete aber jemand den Stein an dem schlichten Ring genauer, so sah er darin ein kleines, leuchtendes Pünktchen, das in steter Bewegung war, wie die Stäubchen im Sonnenstrahl. Es mußte also wohl mit dem Ring eine eigene Bewandnis haben. Und so war es auch. Dieser Ring mit dem gelben Stein gab jedem, der ihn trug, Schönheit, Gesundheit und Kraft. Er schützte auch den Träger gegen alle Arglist, Bosheit und Tücke der Menschen und paßte sich genau jedem Finger an, auf den er gesetzt wurde. Aber sein Zauber wirkte nur so lange, als ihn der Besitzer auch wirklich trug.

Die Königin war schon vor Jahren gestorben. Sie war sehr schön gewesen und hatte dem Könige ein Töchterlein hinterlassen, das ganz ihr Ebenbild zu werden schien. Sänger verglichen sie mit der schönsten Rosenknospe im Garten, die sich bald im anmutigsten Liebreiz öffnen würde. Der König liebte die Prinzessin über die Maßen und wußte garnicht, was er ihr alles schenken sollte. So kam es, daß es bald nichts mehr gab, was die Prinzessin nicht schon hatte. Als darum das Weihnachtsfest wieder einmal gefeiert werden sollte, konnte der König für seine Tochter kein Geschenk finden, so sehr er und alle seine Hofleute auch darüber nachdachten. Darum beschloß er denn, seiner Tochter Gunvar sein kostbarstes Kleinod, den Ring, zu schenken. Sie mußte ihm aber geloben, ihn nie und nimmer vom Finger zu nehmen.

Es lebte aber im Lande ein gewaltiger Hexenmeister namens Borremann. Dieser trachtete sehnsüchtig nach dem Besitz des Wunderringes, den er dem Könige nicht gönnen konnte. Bis jetzt war es ihm aber nur gelungen, drei Diener des Königs Frowin durch schöne Geschenke und noch viel schönere Versprechungen zu überreden, ihm den Ring bei der ersten besten Gelegenheit zu verschaffen. Es hatte sich aber nie diese Gelegenheit finden lassen wollen; denn der König wachte über seinem Schatz. Nun aber das junge Prinzeßchen den Ring gekriegt hatte, paßten die Diener doppelt scharf auf und schlichen umher wie der Fuchs, wenn er in den Entenstall einbrechen will. Gunvar aber blieb ihrem Versprechen treu, und dem Könige schien es, daß seine Tochter täglich schöner würde, seit sie den Wunderring trug; und er konnte sich nicht satt sehen an ihr.

So kam der Frühling heran, ganz plötzlich wie auf einen Zauberschlag. Die Sonne schien mild und hell, die Stare schwatzten und flöteten auf den Zweigen, und die zarten Grashalme und weißen Schneeglöckchen guckten schon neugierig hervor, und einige hatten noch ein Erdkrümlein anf dem Köpfchen. Und als auch die ersten Lerchen sangen und die Wege in dem großen Garten beim Schlosse trocken geworden waren, da bekam die Prinzessin Lust, wieder einmal mit ihren Gespielinnen sich zu tummeln. Wie eine Braut wurde sie schon frühmorgens von ihren Zofen für die Fahrt in den Frühling geschmückt. Zuletzt galt es nur noch, aus allem Schmuck das Schönste herauszusuchen. Aber die Zofen konnten es heute der ungeduldigen Prinzessin Gunvar nicht recht machen, und zuletzt jagte sie alle hinaus, um sich allein zu schmücken, wie es ihr gefiel. Endlich fehlte an allem Schmuck nichts als die Ringe an den Fingern. Da wurden Fingerreifen aufgesetzt und abgenommen, und zuletzt fragte es sich nur noch, ob nicht auch dem Daumen, diesem dicken, trotzigen Knirps, der oft sich den Genossen entgegenstellt, ein solcher Schmuck gebühre.

Da trat schüchtern die Lieblingszofe der Prinzessin ein, um ihr zu sagen, daß die ganze Gesellschaft schon versammelt sei. „Gut,“ sagte Gunvar, „ich komme gleich, geh nur!“ Und wieder begann sie, eifrig in ihrem Schmuckkasten zu wühlen, Ringe aufzusetzen und wieder abzustreifen, wobei sie unversehens auch den Wunderring mit abstreifte. Endlich, als es wieder klopfte und die älteste der Hofdamen eintrat, um die Prinzessin zur Eile zu mahnen, warf sie schnell den Deckel zu, ohne das Kästchen in der Eile zu verschließen, und hüpfte hinaus zu der wartenden Gesellschaft. Und nun ging es hinein in den Frühling; der König hatte aber gerade für den Tag seinen Rat zusammengerufen und konnte nicht mitgehen.

Ei, war das ein Leben im Garten! Unter all den fröhlichen und geputzten Herrlein und Fräulein, die da draußen bei lustigem Spiel sich ergötzten, war aber Prinzessiu Gunvar die Fröhlichste. Doch als sie einmal sich bückte, um ein kleines Veilchen abzupflücken, das sie unter den dunkelgrünen Blättern entdeckt hatte, sprang sie plötzlich empor, als hätte eine Biene sie gestochen, und eilte, ohne ihren Gespielen nur einen Blick zu schenken, schneller als ein Reh ins Schloß. Verwundert folgte ihr die still gewordene Schar und erfuhr schnell, daß der Wunderring verschwunden war. Das gab ein Jammern und Suchen; und die arme Gunvar versprach in ihrer Angst, dem, der ihr das Kleinod wiederbrächte, jeden Finger mit den schönsten ihrer Ringe zu schmücken. Aber der Wunderring war verschwunden, und das kam so: Die drei Diener, sie hießen Peter, Paul und Sören, hatten im Zuge die Prinzessin vorbeispringen sehen, und ihre Luchsaugen hatten gleich entdeckt, daß unter den prächtigen Ringen, die an ihren Fingern blitzten, der schlichte Goldring mit dem gelben Stein fehlte. Darauf hatten die drei Spießgesellen lange gewartet! Peter gab seinen beiden Genossen verstohlen ein Zeichen, und bald war der Ring gefunden und in einem sicheren Versteck verschwunden, von wo aus er bei Gelegenheit zu dem Zauberer Borremann wandern sollte.

Keiner wagte es, dem Könige das Unglück zu erzählen. Schon verkündete der Ruf der Hörner, daß es Zeit war zum Frühstück, zu dem sonst alle plaudernd und übermütig sich einstellten. Heute wollte keiner der Erste sein, und Gunvar drängte sich am weitesten nach hinten. Am liebsten wäre sie ganz weggeblieben, aber das ging ja nicht. — Und nun kam der König. Gleich suchte er seine Tochter; aber wie erschrak er, als er sie sah. Sie war blaß wie eine weiße Wand, und die Hand, an der sie sonst den Wunderring trug, hielt sie hinter sich. Und als er sie fragte: „Was fehlt dir? Wo ist der Ring?“ da warf sich Prinzessin Gunvar ihm zu Füßen und konnte kein Sterbenswort sagen. Da wußte König Frowin, was geschehen war. Schnell ließ er das Schloß mit Wachen dicht umstellen, so daß auch nicht eine Maus hinaus konnte, und befahl, daß jedes menschliche Wesen aus dem ganzen Schloß unversehens im Thronsaal erscheinen sollte, just wie es ging und stand. Da kam der Kellermeister aus dem Keller und die Knechte aus dem Stall und die Mägde aus der Küche und der Koch und der Küchenjunge und die Zofen und Diener und die Edeldamen und -herren, und sogar der alte Türmer stieg vom Schloßturm herunter. Und als nun alle versammelt waren, und der König selbst nachgesehen hatte, daß keiner fehlte, da hängte er sich seinen Purpurmantel um, nahm das Zepter in die Hand, setzte seine Krone auf und stieg auf den Thron und rief laut: „Wer den Ring Prinzessin Gunvars besitzt oder wer weiß, wo er zu finden ist, der trete hervor und tue es kund!“ Und als er es zum drittenmal sagte, da setzte er noch hinzu: „Sonst werde ich ihn augenblicklich an einen Galgen hängen lassen, der höher ist als der höchste Kirchturm in meinem Land!“

Als der König das gesagt hatte, da war es im Saale so still wie in der Kirche. Aber keiner fand sich, der von dem Ring etwas wußte; und die drei schlimmen Wichte, die ihn hätten wiederbringen können, vertrauten zu sehr auf die Macht und den Schutz des großen Hexenmeisters Borremann. „Nun," rief der König endlich ergrimmt, „ich will ihn doch finden und wiederschaffen lassen, und koste es auch mein halbes Königreich!" Und er ließ Schnelläufer abgehen nach allen vier Winden und alle weisen und klugen Leute heranholen. Sie kamen, — allein Borremanns Versprechungen hatten die Bösewichter verstockt gemacht, daß alle Künste vergeblich waren. Da meinte endlich der König, der Teufel wäre selbst im Spiele, und versuchte nun einen anderen Weg. Er ließ allen Priestern und Pfarrherren in seinem Lande den Befehl bringen, schnell an seinen Hof zu kommen; denn er meinte, die würden Rat wissen. Sie kamen und freuten sich über die große Ehre. Aber mit all ihrem Latein konnten sie den Ring nicht wieder schaffen. Da wurde König Frowin immer verdrießlicher. Und als der letzte Priester angekommen war und auch nichts anzufangen verstand, wurde der König so zornig, daß er garnicht wußte, wie er seinem Grimm Luft machen sollte. „Betrüger seid ihr alle!" rief er, „und verdientet gehängt zu werden. Jetzt steht der Vollmond am Himmel. Ich gebe euch Frist bis zum nächsten Neumond. Dann sollt ihr wieder vor mir stehen, und wißt ihr auch dann noch nicht, mir den Ring herbeizuschaffen, so lasse ich euch alle aus dem Lande jagen! Wer mir aber den Ring wiederbringt, der soll die fetteste Pfarre haben im ganzen Lande!" Da kehrten sie alle traurig nach Hause zurück.

Ganz betrübt und mit hängenden Ohren kam auch der Pfarrherr von Norby wieder zu Hause an. Ein Holzhauer, Hans Larsen mit Namen, ein Schlaukopf, der mehr konnte als die Axt schwingen und Brot essen, war gerade auf dem Hofplatz der Pfarre dabei, das Brennholz für den Winter klein zu schlagen. Der Pastor, der sonst immer ein Wort für ihn übrig hatte, schien ihn diesmal nicht zu sehen, obgleich Hans, so höflich er konnte, seine Mütze vom Kopfe zog. Stumm, auf die Erde blickend, war der Pfarrer ins Haus gegangen. Hans, der Holzhauer, hatte es faustdick hinter den Ohren und verstand mehr als das Vaterunser. Aber bei aller seiner Schlauheit war er so arm geblieben wie eine Kirchenmaus und hatte mit Säge und Axt fünf Kinder durchzubringen. Daß es dem Pastor am Hofe schief gegangen sein müsse, hatte Hans gleich gemerkt. Und als er nun wieder aus dem Haus kam und in Hof und Garten umherschlich wie ein Gespenst zwischen zwölf und eins, da trat der Holzhauer an ihn heran und sagte, indem er die Mütze in der Hand drehte: „Verzeiht, Herr Pastor, wenn ich so dreist bin und mich in eure Sachen mische. Ich bin das nicht aus Neugier; aber euch ist anzusehen, daß euch etwas Schlimmes begegnet sein muß. Wenn ich nun wüßte, was es ist, so könnte ich vielleicht helfen!" „Ach, guter Hans," sagte der Pfarrherr, „da kannst du nicht helfen, das kann im ganzen Lande kein Mensch." „Ihr könnt mir aber doch einmal sagen, was euch in den Weg gekommen ist; mitunter finden einfache Leute ja etwas, worüber die Studierten hinwegsehen." — „Das ist wahr," sagte der Pastor, „und ich weiß wohl, du bist ein Schlauberger, darum hör' einmal zu!" Und nun erzählte er, was ihm beim Könige begegnet war. „Vielleicht kann ich euch doch helfen," sagte Hans, „aber dazu müßt ihr mir euren Priesterrock leihen nnd gleich dem Könige sagen lassen: Hier ist noch ein Priester, der war nicht mit im Schloß und behauptet, daß er den Ring wiederschaffen kann. — Dann wollen wir sehen, was sich machen läßt." Da dachte der Pfarrer in seiner Not, es könnte Hans vielleicht glücken, und schlug ein. Die

Botschaft wurde dem Könige geschickt und Hans wie ein Priester ausstaffiert, so daß Borremann selbst ihn von einem richtigen Pastor nicht hätte unterscheiden können.

Es dauerte nicht lange, da kam des Königs vergoldete Kutsche angerollt, die war mit sechs Pferden bespannt und hielt vor dem Pfarrhaus an. Mit langsamen Schritten trat Hans heraus und rief, als er die Kutsche sah: „Schöne körerandum!" „Hört," sagten da die Lakaien und Vorreiter zu einander, „der spricht nur Latein, der wird der Rechte sein!" Hans stieg nun in den Wagen, und fort ging es über Stock und Stein. Eine Gänseschar am Wege, die ein barfüßiger Junge hütete, flog laut schnatternd und schreiend auseinander. Da öffnete Hans, der neue Pastor, das Wagenfenster und rief laut: „Gosse, gosse gandum, schöne körerandum!"

„Ach," sagten da wieder der Kutscher und die Lakaien, „was der viel Latein weiß!" Und als die Gänse nachher schnell wieder zusammenliefen, sagten sie: „Seht, das half! Ja, das hört und sieht man, das ist ein ganz gelehrter Pastor!" Es dauerte nicht lange, da kam man an eine Schafherde, und auch diese stob vor dem Wagen auseinander. Wieder öffnete der Pastor das Wagenfenster, steckte den Kopf hinaus und rief: „Schöne körerandum, gosse, gosse, gandum, fikke, fokke, fandum!" Und auch die Schafe scharten sich bald wieder zusammen, wobei der Schäferhund das Seine tat. Doch die Bedientenschar staunte noch mehr über die große Gelehrsamkeit des Pastors, und es war ihnen klar, daß er der Klügste im Lande sei und ganz gewiß den Ring beschaffen würde. Das glaubten sie noch sicherer, als eine Strecke weiter ein paar Kühe dem Wagen entgegengetrieben wurden und, wie Kühe es tun, mitten auf dem Wege stille standen und mit dummen Augen den Wagen anglotzten. Hans Priester riß wieder das Fenster auf, um zu sehen, weswegen die Kutsche hielte; und als er den Kuhjungen mit offenem Munde dastehen sah, rief er, die Faust ballend: „Köp — — i vandum!" In diesem Augenblick wurde eine Kuh von einer Bremse gestochen und rannte mit hocherhobenem Schwanze davon, die andern hinterdrein. Die Dienerschar beim Wagen dachte nicht anders, als daß der kluge Pfarrherr mit seinem Latein die Kühe besprochen hätte, und wurde stumm vor Staunen. Dann kamen sie bei dem Schlosse an. Flink sprangen die beiden Lakaien vom Wagen und halfen dem Pastor beim Aussteigen. Der König, der den Wagen von weitem schon gesehen hatte, stand oben an der breiten Schloßtreppe und führte den Pastor selbst ins Schloß und in den Saal, wo der Tisch schon gedeckt war, damit der Pfarrherr sich nach der Reise erst stärken könnte. Die Kunde von der Ankunft des gelehrten Pfarrers verbreitete sich rasch durch das Schloß. Er hatte, erzählten die Lakaien, auf dem ganzen Wege studiert und nur Latein gesprochen. Schäfer und Hirten samt ihren Herden hatten den Zauberworten von ihm gehorchen müssen. Ja, dem würde es ganz gewiß gelingen, den Ring aufzutreiben.

Kaum nun, daß Hörnerschall zu Tische rief, da eilten alle, die mit dem Könige an der Tafel sitzen durften, neugierig in den Saal. Hans Pastor hatte auch schon Platz genommen, obgleich es das erste Mal war, daß er in so vornehmer Gesellschaft aß. Er hatte aber immer gehört, daß viele Gerichte auf eine königliche Tafel kommen, und weil ihm sonst gerade nichts einfiel, wollte er einmal zählen, wie viele es wohl gab. Ein Diener brachte das erste Gericht in silbernen Schüsseln und stellte es auf den Tisch. „Das wäre Nummer eins," sagte Hans leise, aber doch so laut, daß es der Diener hören konnte, denn er hörte mit dem Ohr des bösen Gewissens. Dieser Diener aber war Peter, der erste der drei Spießgesellen. Wie erschrak er! Schnell schlüpfte

er hinaus zu seinen beiden Genossen, winkte sie blinzelnd abseits und sagte: „Ich fürchte, er entdeckt uns schon. Wenn ich richtig verstanden habe, so sagte er, ich sei Nummer eins! Nun, Paul, mußt du ja hinein; spitze die Ohren und höre, was er sagen wird!“ Zögernd kaum Paul mit der zweiten Schüssel und hörte deutlich den Pastor sagen: „Da kommt Nummer zwei!“ Fast hätte er vor Schreck die Schüssel fallen lassen. Als er glücklich wieder draußen war, steckten die drei abermals die Köpfe zusammen, und Paul flüsterte den andern beiden zu: „Kein Zweifel, er hat uns schon entdeckt; denn er sagte: „Da kommt Nummer zwei.“ — „Oha, oha, was sollen wir einmal anfangen?“ jammerten sie. Da sagte Peter zu Sören: „Nun ist die Reihe ja an dir. Sagt er nun, daß du Nummer drei bist, so sieh zu, daß du ihn herausschaffst. Vielleicht wird er mit sich reden lassen!“ Zitternd und zögernd brachte Sören die dritte Schüssel, und richtig! der Pastor sagte: „Das ist also Nummer drei!“ und meinte das dritte Gericht bei Tische. Da zupfte Sören den Hans verstohlen an seinem Priesterrock und zwinkerte mit den Augen und war, ohne sich umzusehen, hinaus. Hans begriff schnell, daß man etwas von ihm wolle, und folgte. Die drei führten ihn in ein entlegenes Zimmer, worin niemand war, und warfen sich ihm zu Füßen und baten und flehten, er möchte sie doch nicht verraten, dann wollte ihm jeder von ihnen hundert Taler geben. Hans stutzte einen Augenblick, aber schnell hatte er begriffen und sagte: „Gebt mir vor allem sogleich den Ring her, dann will ich sehen, wie sich alles wieder ins Geleis bringen läßt!“ Wie ein Wiesel sprang und schlüpfte Peter davon und war im Nu mit dem Ring zurück. Und mit so wohlgefälliger Miene wie ein Pastor, der zur Taufe ein reiches Opfergeld einsteckt, ließ Hans ihn in die tiefe Tasche seines Priesterrockes gleiten. Dann nahm er mit gar harmloser Miene wieder am Tische Platz. Wie es aber oft vorkam, lagen die Jagdhunde des Königs unter dem Tische, um dann und wann einen Bissen zu erschnappen, den ihr Herr ihnen zuwarf. Vor Hans stand auf dem Tische eine Schüssel mit leckeren Fleischklößen. Hans nahm einen derselben auf seine Gabel, drückte heimlich den Ring hinein und warf ihn dem größten der Hunde ins Maul, und schnapp! war er verschlungen.

Heute hatte aber der König nicht lange Ruhe bei Tische, während er sonst gerne saß und mit seiner Tochter und den Hofleuten scherzte und plauderte. Bald stand er auf und sagte zu Hans: „Nun soll mich doch verlangen, ob ihr herausbringt, wo der Ring ist, und mir ihn wiederschaffen könnt!“ „Wo der Ring ist?“ sagte Hans, auf den Hund zeigend, „das weiß ich schon! Im Magen dieses Hundes!“ „Was?“ rief der König erstaunt, „seit wann fressen Hunde goldene Ringe?“ — „Doch, Herr König,“ sagte Hans, „dieser Hund hat euren Ring im Magen. Laßt ihn nur töten, so werdet ihr sehen!“ Das wollte aber der König lange nicht zulassen, denn dieser Hund war sein Lieblingshund und fand zur Jagd auf Wölfe weit und breit nicht seinesgleichen. Das half aber nicht, denn Hans blieb bei seinem Verlangen. „Und wenn nun der Ring nicht gefunden wird?“ fragte der König. „So sollt ihr auf der Stelle mir den Kopf abschlagen lassen!“ sagte Hans. Da willigte der König ein. Der Hund wurde getötet, und in seinem Magen fand sich der Ring.

Da gab es im Schlosse großen Jubel, und Gunvar wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Sie holte ihre Ringe hervor und steckte einen nach dem andern dem Pastor auf die Finger, aber keiner wollte recht passen. Auch der König hielt nicht zurück mit seinem Dank. Er schenkte dem klugen Hans Larsen nicht nur die goldene Kutsche mit den sechs Schimmeln davor, sondern hielt auch sein Versprechen und gab ihm die fetteste Pfarre in seinem Lande. Die drei Böse-

wichter aber waren froh, für hundert Taler vom Galgen losgekommen zu sein. — Hans wurde ein gewaltiger Prädikant, und die Gemeinde war sich darüber einig, nie einen gelehrteren Pastor gehabt zu haben; denn er predigte nichts als Latein.



Aus der Zeit der Leibeigenschaft.

3. Faßlabend. Von den drei öffentlichen Lustbarkeiten meines Heimatdörfchens: Gilde, Erntebier und Fastnacht, war und ist auch heute noch die Fastnachtfeier die ausgiebigste. Ich will nun nicht schildern, wie sich jetzt die Leutlein dran vergnügen, auch nicht berichten, wie es in meiner Kindheit damit gehalten wurde, sondern versuchen, auf Grund alter Aufzeichnungen darzustellen, wie sich dies Fest zur Zeit meiner Urgroßeltern gestaltete. Die waren noch „egen Lüd," mußten doch meine Großeltern noch ihre Jugend im Stande der Leibeigenschaft verbringen. Damals waren alle Gutsuntergehörigen durchaus vom Gutsherrn abhängig. Fast zu allem, was sie unternehmen wollten, mußten sie seine Einwilligung einholen. Ohne allergnädigste Erlaubnis durfte keiner ein Handwerk erlernen, keiner ins „Ausland" (etwa nach Lübeck) reisen, keiner heiraten usw.; ohne hochherrschaftliche Genehmigung oder Anordnung gab es für die Dorfleute auch kein gemeinsames Vergnügen. Der Tag des Fastnachtfestes insbesondere wurde längst vor der Feier vom Herrn festgesetzt und dann den Leuten angesagt. Daneben wurde aber auch huldreichst eine Tonne guten, starken Braunbieres vom Gutshofe als Festtrunk zugesichert und als Festplatz in der Gutswaldung eine freie Stelle angewiesen, in deren Mitte ein einzelner Baum stehen mußte.

Endlich kam der ersehnte Abend. Mochte der Frost noch so hart, das Schneegestöber noch so dicht sein: was nicht durch Schwäche des Alters oder der Jugend, nicht durch Krankheit oder durch Notgeschäfte verhindert war, zog hinaus in den winterlichen Wald. Unter allgemeinem Jubel wurde dort von rüstigen Männern der Baum gefällt und zu Stücken (Scheet) zerschlagen, ein großer Holzstoß wurde errichtet und angezündet, und dann stellte und lagerte sich alles um das helle Feuer und schaute freudig erregt in die lodernden Flammen. Danach wurde das kräftige Bier herangeschafft und verzapft; jeder ließ sich seinen mitgebrachten Topf vollschänken und ging damit ans Feuer, um das Bier zu erwärmen, damit der heiße Trunk „den Bęwer wegjag" und „dat Hart vermünner." Es muß wohl ergötzlich gewesen sein, unsere Ahnen bei diesem großartigen Waldfeste zu beobachten; umleuchtet vom flackernden Feuerschein oder auch wohl vom blassen Mondenschimmer, standen und lagen sie in Gruppen hier und dort; alte Schnäcke und derbe Späße, grausige Spukgeschichten und mehr oder minder gelungene Reimverse gingen hinüber und herüber. Wurde aber eine Spötterei gar zu anzüglich, so entbrannte wohl sogar eine Fehde, deren Austrag aber vorläufig unterbleiben mußte. Es soll diese nächtliche Fastnachtfeier unter freiem Himmel noch aus den katholischen Zeiten herstammen, vielleicht reicht sie bis ins Heidentum zurück; über besondere Gebräuche, die auf den alten Götterglauben könnten schließen lassen, wird aber nicht berichtet.

War der Holzstapel zusammengesunken, die Glut erloschen und vor allem das Faß geleert, so ging's mit Gesang in fröhlichem Zuge zurück ins Dorf nach dem diesmaligen Faßlabendhause. Dort wurde in der Döns uud unter dem Schwibbogen auf der großen Diele bei Warmbier und Met die Feier noch eine Weile fortgesetzt, bis die Natur ihr Recht forderte und die Schwärmer mahnte, endlich durch den Schlaf sich zum Genuß neuer Freuden zu stärken.

Am nächsten Abend fand sich die Gesellschaft wieder vollzählig zusammen und labte sich bis gegen den lichten Morgen an Trunk und Sang, an Spiel und Scherz, an gar ehrbarer Unterhaltung und an gar lustiger Torheit. Mitunter mag letztere wohl zu weit getrieben sein, wie es vordem in Schackendorf und Scharsdorf geschah. Unterdes hatten sich in einem andern Bauernhause „jung Dierns" und Frauen versammelt, um sich in ihrer Weise an süßem Met und warmem Braunbier, an Gesang und Neckerei, Spiel und Tanz zu vergnügen.

Der dritte Abend war der letzte, aber der schönste. Dann wurden die Frauen und Jungfrauen von den Männern und Jungkerls nach dem Faßlabendhause gebeten, hier mit ihnen gemeinschaftlich zu feiern. Da fand sich denn leicht einer, der eine Melodie zu pfeifen oder kräftig zu singen verstand; im glücklichsten Falle wußte sogar jemand mit Fiedel oder Klarinette einigermaßen umzugehen, die Begleitung lieferten Dreifuß und Kessel, und bald drehte sich alles, was noch flink auf den Beinen war

oder es zu sein vermeinte, in lustigem Tanze auf der großen Diele. Den Gipfel der Freude aber erreichte man beim „Krallen,“ dem wirbelnden Zweitritt.

Im Laufe der Jahre ist die Fastnachtfeier auch bei uns allmählich umgestaltet. Nachdem die Leibeigenschaft aufgehoben war, hörte es auch auf mit der Holz- und Bierspende seitens des Gutsherrn. Nun mußten die Bauern der einzelnen Ortschaften „ausgeben.“ Der Faßlabend ging noch lange im Dorfe um, d. h. er wurde jährlich abwechselnd in den Bauerhäusern gefeiert; doch wurden bald „richtige Muskanten,“ ihrer 2 oder 3, angenommen. G. Schröder, Dietrichsdorf.

Bücherschau.

1. **H. H. v. Osten, Schleswig-Holstein in geographischen und geschichtlichen Bildern.** Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag: Aug. Westphalen, Flensburg. Preis gebunden in Ganzleinen 3,60 *M.* — Man freut sich immer, wenn man einen alten Bekannten wieder trifft; so erging es auch mir, als ich die neueste Auflage von v. Ostens Heimatskunde zu Gesicht bekam. Das Buch ist eben ein guter alter Bekannter; es bietet in geographischer und namentlich auch in geschichtlicher Beziehung alles, was der Gebildete von seiner engeren Heimat wissen muß. Für die große Verbreitung des Buches sprechen die vielen Auflagen desselben; es fehlt wohl kaum in einer besseren Bibliothek und sollte in keiner fehlen. Die neueste Auflage zeigt viele Verbesserungen und Erweiterungen: Neu hinzugekommen sind eine Beschreibung des Knivsbergs und eine Abhandlung über den „offenen Brief“ vom 8. Juli 1846; der Artikel vom Kaiser Wilhelm-Kanal wurde ergänzt und der geologische Abschnitt des Buches dem heutigen Stande dieser Wissenschaft gemäß teilweise neu bearbeitet. Die Einwohnerzahlen sind nach der letzten Volkszählung abgeändert; außerdem enthält die neue Auflage zahlreiche kleine Ergänzungen und Verbesserungen. Dieselbe kann daher in jeder Hinsicht warm empfohlen werden.
Ütersen. C. C. Christiansen.

2. **Jahrbuch für Aquarien- und Terrarienfreunde.** 2. Jahrg. (1905), 3. Jahrg. (1906). Herausgegeben von **Rudolf Mandée.** Dresden: Hans Schultze, 1906 u. 1907. Broschiert je 1,50 *M.* — Am 3. März 1906 feierten wir den 100jährigen Geburtstag Roßmäßlers, des Begründers der Aquarienkunde in Deutschland; 1856 — also just vor 50 Jahren — erschien aus seiner Feder in der von ihm mitbegründeten „Gartenlaube“ der Aufsatz: „Der See im Glase,“ wenig später von ihm selbst das erste „Aquarienbuch.“ Und heute wird die Aquarien- und Terrarienliebhaberei von gewiß mehr als 100 Vereinen gepflegt; sie hat ihre eigene Literatur, ihre eigenen Zeitschriften, die z. T. von wissenschaftlichem Geiste getragen werden. Die Aquarienkunde ist eine Wissenschaft geworden, und — hätte Roßmäßler dies doch noch erlebt! — auch der Laie ist darin tätig, eigene Beobachtungen anzustellen, über Erfindungen der Aquarientechnik nachzugrübeln, kurz und gut: Bausteine herbeizutragen für den Ausbau der schönen, volkserzieherischen Sache. Die gewaltigen Fortschritte derselben kann man allein aus dem reichen Inhalt der vorliegenden Jahrbücher ermessen; und doch bezieht sich der Text, der trefflich illustriert worden ist, nur auf zwei Jahre: Importe von Fischen und sonstigen Aquarientieren, Zuchterfolge, Fischkrankheiten, Fütterung der Fische, Beobachtungen und Erfahrungen, Durchlüftung, Aquarienheizung usw., in diesem Sinne geht's weiter. Mit Argusaugen hat der Herausgeber, der überdies auch selbst praktisch tätig gewesen ist, Umschau auf dem weitverzweigten Gebiete gehalten, und der Verlag hat nichts gespart an Illustrationen, weshalb die Zukunft dieses Unternehmens gesichert ist. Möchte dasselbe für folgendes Werk dieses Verlags gelten:

3. **Jahrbuch für Vogelfreunde.** Ein Rückblick auf das Jahr 1905. 1. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. **Martin Braeß.** 96 S. 8°. Broschiert 1,20 *M* Inhalt: Vogelschutz. Einzelbeschreibungen. Farbenvarietäten, Bastarde. Geographische Verbreitung. Vermehrung und Verminderung einzelner Arten. Vogelfaunen einzelner Gegenden. Seltenes Vorkommen, seltene Arten. Zug und Strich. Gefangenleben. Einbürgerungsversuche. Brutgeschäft. Aufzucht der Jungen. Besondere Gewohnheiten und Eigenschaften. Nahrung, Nutzen, Schaden, Jagd, Fang, Zähmung. Stimme, Gesang. Anatomie, Physiologie, Psychologie. Reisen. Verschiedenes. Biographisches. Nekrologe. Vereinigungen. Bücherbesprechungen. Vereine für Vogelfreunde usw. — Die eigentliche Vogelliebhaberei tritt zurück, wiewohl sie m. E. namentlich in den Kreisen der Vogelzuchtvereine gewiß schmerzlich vermißt wird. Ob es wohlgetan ist, die fremde Ornis fast gänzlich unberücksichtigt zu lassen? Im übrigen aber gratuliere ich dem Verfasser zu seinem glücklichen Wurf. Namentlich auch der Lehrer dürfte manche Belehrung für seinen Unterricht aus dem Jahrbuch, das schließlich doch nichts anderes sein will als ein Extrakt aus den vielen Aufsätzen ornithologischen Inhalts unserer Zeitschriften, schöpfen und manchen Irrtum richtig stellen. Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 3. März 1907.

Taufe und Begräbnis in den Vierlanden um das Jahr 1850.

Vortrag (2. Teil) auf der Generalversammlung zu Glückstadt am 9. Juni 1906 [1])

von **Karl Bohnsack** in Hildesheim.

Der Herbst, der uns die frohen Tage bei unsern Freunden erleben ließ, ist längst vorüber, ebenso der Winter, und draußen grünt's und blüht's. Da erscheint eines guten Tages Hein Puttfarkens Großmagd in unserer Wohnung. Sie sagt: „Goden Dag, un ik schall velmals gröten von Hein un Trin Puttfarken, un uns Herrgott har jüm mit'n jung Sön erfreut. Ji möch'n so got wesen un jüm recht flidig besöken." So geht die Großmagd dann von Haus zu Haus, um allen das freudige Familienereignis zu verkünden. Hier erhält sie einen Kirschschnaps, dort eine Tasse Kaffee, überall aber 4—5 ß Trinkgeld. Am folgenden Sonnabend geht sie, wenn der Abend naht, zum Pastor. Sie überbringt ihm einen Himten [2]) Weizen in einem weißen, mit schwarzer Inschrift versehenen Beutel. Die Großmagd sagt: „Goden Abend, Herr Pastor, goden Abend, Fru Pastorin, un ik schall velmals gröten von Hein un Trin Puttfarken, uns Herrgott har jüm mit'n jung Sön erfreut. De Herr Paster möch so got wesen un morgen för ehr danken." Sie erhält auch hier ihr Trinkgeld. Am folgenden Tage spricht der Pastor dann das Dankgebet für die glückliche Geburt des Sohnes. Früher wurden nur weibliche Personen, später freilich auch Männer zur Taufe geladen. Die Frauen wurden im Winter mit warmem, im Sommer mit kaltem Braunbier bewirtet. Das Bier, in großen Braukesseln zubereitet, wurde durch Sirup versüßt, und in dasselbe brockte man harte Kringel. Jede der Frauen erhielt beim Abschiede für 1 ß weiche Zwieback und für 1 ß harte Kringel mit auf den Heimweg.

Bei jeder Taufe müssen drei Personen Gevatter stehen. Ein Knabe erhält seinen Rufnamen von dem Vater des jungen Ehemannes. Ein Mädchen wird nach der Mutter der Ehefrau benannt. Diejenige Partei, welche die Ehre hat, den Namen zu geben, stellt einen, die andere zwei der Gevattern. Bei der Taufe eines Knaben stehen eine unverheiratete, weibliche und zwei verheiratete, männliche Personen, bei der Taufe eines Mädchens dagegen eine unverheiratete, männliche und zwei verheiratete, weibliche Personen Gevatter. Man will eben dadurch, daß man bei Taufen stets eine unverheiratete Person andern Geschlechts

---

[1]) Vergleiche die Schilderung einer Hochzeit in den Vierlanden um das Jahr 1850 in der „Heimat," Jahrgang 1904, S. 73.

[2]) Himten oder Himpten = ehemaliges Kornmaß (in Schleswig-Holstein 34,78 l).



Vierländer bei der Arbeit.

zum Gevatterstehen heranzieht, andeuten, was man dem jetzt noch kleinen Kinde später einmal wünschen wird.

Der Täufling ist gekleidet in die Maugen, welche eingefaßt sind mit Seide und Gold. Das Tuch, auch „Lur" genannt, ist hergestellt aus „Rodor" und Seide. Gefüttert ist die „Lur" mit Beige. Unter Rodor versteht man den schönen, mit Gold durchwirkten Brusttuchstoff, der nur in wenigen Geschäften Hamburgs zu haben war. Käuflich war derselbe z. B. bei Matthias Bösch am Meßberg, bei Karl Rud. Krohn Nachf. in der Fischertwiete, bei Hinrich Müller Nachf. bei den Kajen und noch bei einigen anderen Kaufleuten. Mit dem Ausdruck Beige bezeichnet man das von den Vierländern verwandte Rückenfutter. Eingewickelt wurde das Kind in das große, bunte „Kasseldok," welches mit seidenen und goldenen Fransen verziert war. Die Mütze ist hier, weil es sich um die Taufe eines Jungen handelt, mit einem Knopf versehen. Bei der Taufe eines Mädchens ziert dieselbe eine bunte Tuchnessel. Das gesamte, eben erwähnte Taufzeug heißt „Kasseltüg." Aufbewahrt wird dasselbe bei der Pastorin. Nach der Taufe wird das Kind wieder in seine schöne, reich mit Intarsia geschmückte Wiege gelegt. Die Großeltern desselben und zwar die Eltern der jungen Mutter übersandten dieselbe gleich nach der Geburt des Kindes. Darum ist die Wiege auch mit den Namen der beiden Geber und der betreffenden Jahreszahl versehen. Der eigentliche Taufakt findet in der Regel in der Kirche statt.

Die Taufe ist soeben beendet, und wir begeben uns mit der Taufgesellschaft wieder hinaus aus dem Gotteshause. Da ertönen plötzlich über unserm Haupt vom nahen Glockenturm herab die Kirchenglocken. Dumpf und klagend verhallt ihr lauter Schall in der weiten, flachen Landschaft. Wir wissen wohl, was das zu bedeuten hat. Es ist der Grabgesang der Glocken. Ernst begleiten ihre Trauerschläge einen Wandrer auf dem letzten Wege. Ja, dort, wo vor wenigen Augenblicken einem kaum zum Leben erwachten, jungen Menschenkinde die ersten Segenswünsche mit auf den Lebensweg gegeben wurden, da wird nach einer kurzen Weile einem armen Verstorbenen ein letztes Abschiedswort gesprochen werden. Und der Pastor, er hat heute ganz besondere Ursache zu trösten. Ein strebsamer Familienvater, in den besten Jahren tatenreichen Lebens, wurde seiner sorgenden Gattin und seinen zum Teil noch ganz kleinen Kindern für immer durch eine heimtückische Krankheit entrissen. Vor wenigen Tagen starb der Arme. Da war der Großknecht von Haus zu Haus geritten, um allen die Trauerbotschaft zu überbringen. Er sagte: „Jk schall velmals gröten von de Fru so un so, un ehr Mann har Fierabend makt. Ji möch'n so got wesen un jüm recht flidig besöken in ehr Truer." Und die Leute, sie wußten immer schon vorher, was der Knecht zu melden hatte. Trug doch das Pferd, das er heute ritt, einen Sattel.



Vierländerin am Herd.

Als der Kranke gestorben, kamen die Nachbarfrauen, um den Toten einzukleiden. Auch eine ganz junge ist dabei. Ihr graut vor dieser unheimlichen Arbeit. Doch die älteren sprechen ihr Mut zu und sagen, daß sie nur die Stecknadeln beim Einstecken der Leiche hinzugeben brauche. Ganz ausschließen darf sie sich nicht von diesem Liebesdienste. Das würde gegen die Landessitte verstoßen. Das weiße, mit schwarzer Namensinschrift versehene Totenhemd, das seit der Hochzeit still in der Lade liegt, es wird heute ans

Tageslicht gezogen. Das große weiße Leichentuch wird auf den Tisch gelegt, der nackte Tote darauf, um dann von den Frauen eingekleidet zu werden. Über der Leiche, an dem einen Deckenbalken, wird in wagerechter Lage ein langer, dicker Stock befestigt. Dann hängt man ein zweites, weißes Leichenlaken so über diesen Stock, daß dasselbe nach beiden Seiten hin dachartig herabfällt und den auf dem Tische liegenden Toten ganz einhüllt. Auf diesem Tische lesen wir den frommen Spruch: „Siehe, ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn du, Herr, hilfst, daß ich sicher wohne."

Wenn die Tischler den Sarg bringen, wird der Leichnam auf die große Diele getragen. Auf einen dort bereit stehenden Tisch wird das eben erwähnte, weiße Laken mit der Inschrift gelegt. Darüber deckt man ein zweites Tuch von grüner Farbe und zwar so, daß der Spruch des unteren sichtbar bleibt. Dann wird der Sarg daraufgestellt und der Tote hineingelegt. Auf den geschlossenen Sarg stellt man einen Teller mit elf Zitronen und an jede Seite desselben einen Sargleuchter. Die elf Zitronen sind bestimmt für die acht Träger, den Pastor, den Organisten und den Tischler. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Leichen in jener Zeit bei weitem länger standen, als dies heutzutage geschehen darf. Da kam es natürlich nicht selten vor, daß dem Toten in den letzten Stunden ein übler Geruch entströmte. Um diesen zu mildern, auch wohl, um eine etwaige schädliche Einwirkung desselben auf diejenigen Personen, welche mit der Leiche in nähere Berührung kamen, zu verhüten, mag man vielleicht dazu gekommen sein, auf den Sarg den Teller mit den angenehm duftenden Zitronen zu stellen. Doch ist dies nicht mit völliger Sicherheit fest-



Vierländerin an der Trockenmaschine.

zustellen. Die acht Träger und der Tischler erhalten ihre kleine, eigenartige Liebesgabe schon im Trauerhause ausgehändigt. Die beiden andern nimmt die Bittfrau, die auch die übrigen Besorgungen verrichtet, mit nach dem Kirchhofe. Beim Friedhofseingange überreicht sie dem Pastor und dem Organisten die Zitronen mit der Bitte, doch der Leiche auch weiter folgen zu wollen. Nach dem Begräbnis werden noch eine Stunde lang die Glocken geläutet. Dann gehen die Glockenläuter in die Wohnung des Totengräbers, um dort zu zechen und zu schmausen. Die Bittfrau hat vorher bereits alles in einem weißen, mit schwarzer Inschrift versehenen Beutel dorthin besorgt.

Doch wenden wir jetzt wieder unsern Blick dem Trauerhause zu. Auf der Diele steht die Leiche. Rings herum sitzen die trauernden Männer und Frauen. Sie essen und trinken. Die Männer rauchen. So gestattet es die Sitte des Landes. Dann wird der Sarg auf einen der bekannten Stuhlwagen gesetzt. Über den Sarg deckt man das große, schwarze Leichenlaken mit dem in farbiger Seide gestickten Kreuze. Vierundzwanzig Kinder singen dem Verstorbenen ein Abschiedslied. Wenn die Kirche in der Nähe ist, gehen sie auch wohl hinauf auf die Orgel, um nachher noch ein zweites Lied zu singen. Vorn beim Sarge sitzen zwei schwarzgekleidete Frauengestalten, gänzlich vermummt durch das große, schwarze Trauertuch. Und dann folgen all die trauernden Männer und Frauen. Jene tragen hohe Zylinder und lange, schwarze Tuchröcke, welche mit Litzen eingefaßt sind. Die Frauen sind ebenfalls ganz schwarz gekleidet. Gestalt und Gesicht sind auch bei ihnen völlig verhüllt durch das schwarze Trauertuch. Von dem sonst so hell glitzernden silbernen und goldenen Schmuck der Vierländer erblicken wir heute garnichts. Selbst die Knöpfe sind schwarz überzogen. So bewegt sich der Zug langsam dem Kirchhofe zu. Dann begeben sich die Leidtragenden mit dem Sarge einmal in voller Runde von Osten nach Westen um die Kirche herum. Darauf wird der Verstorbene ins Gotteshaus getragen. Der Pastor hält jetzt seine ergreifende Leichenpredigt. Nachdem dann noch der von dem Organisten niedergeschriebene Lebenslauf des Verstorbenen durch den Geistlichen zur Verlesung gebracht ist, begeben sich die Leidtragenden mit dem Sarge wieder still hinaus aus dem Gotteshause. Und bald deckt der hohe, kalte Hügel den starren Leib des Toten.



Johann Rist aus Wedel.

Ein Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges zum 300jährigen Geburtstage des Dichters am 8. März 1907.

Von **E. Bruhn** in Koldenbüttel.

Während die Zeit von 1550 bis 1750 wie eine tiefe Kluft zwischen dem alten und dem neuen Deutschland liegt, jenseits deren die Reformation, diesseits deren die klassische Zeit des deutschen Geistes, in deren Mitte der Tiefpunkt deutschen Elends, die große „Sauf- und Freßperiode" des dreißigjährigen Krieges sich befindet, hat Hamburg, „die glücklichste Stadt Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges" und „die natürliche Hauptstadt des weiten Niedersachsens" merkwürdigerweise reges geistiges Leben in geistig toter Zeit bewahrt.

Als Vertreter dieses Hamburger Geistes und beredter Zeuge über die traurigen Zeitläufte und -verhältnisse steht ein Mann vor uns, welchen Kaiser

Ferdinand III. zum Pfalzgrafen ernannte, mit kaiserlichem Lorbeer schmückte und welchen der Mecklenburgische Hof zum Geheimen Kirchenrat erhob: Johann Rist, geb. 8. März 1607, gest. 1667. Er war also ein Zeitgenosse Paul Gerhardts.

Das Wappen, das der Kaiser dem Dichter Rist zuwies, zeigte Mond und Sterne, Schwan und Lorbeerkranz.

Vor und nach ihm stand sein Geschlecht im Dienste des göttlichen Worts. Er selber war seit 1635 ununterbrochen Pastor zu Wedel und übte „als geistlicher Regent, weltlicher Vormund und leiblicher Arzt" eine gesegnete Tätigkeit. Der Nachwelt jedoch ist er besonders als Dichter von Kirchenliedern bekannt. Auch in Herders „Stimmen der Völker" befindet sich ein Lied von Rist, und Herder nennt ihn „einen zu sehr vergessenen Dichter."

Damals, als Rist geboren ward, war Ottensen noch ein Dorf und sein Vater Kaspar Rist († 1626) dort Dorfpastor. Seine Mutter hieß Margaretha, geb. Ringemuth († 1653). Die letzten Nachrichten über seine Familie reichen in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück und führen in die Reichsstadt Nördlingen. Aus einer Patrizierfamilie dieser Stadt stammte des Dichters Urgroßvater, Johann Rist. Des Dichters Vater, der Sohn des Patriziers Michael Rist in Nördlingen, kam als Dolmetscher mit einem griechischen Herrn nach Hamburg und ward in die Pfarre zu Ottensen befördert. Er wird vom eigenen Sohne als besonderer Pflanzen- und Gartenfreund geschildert. Noch bis auf die Gegenwart sind die vielfachen Beziehungen der Ristschen Familie zu angesehenen Hamburger Kreisen vererbt geblieben.

Unser Dichter besaß acht Geschwister. Diese sind Kaspar Rist, der Pastor in Lappland wurde und auch eine Lappländerin heiratete, der dänische Kapitän-Leutnant zur See Nikolaus Rist, der dänische Amtmann Lorenz Rist, der Pastor zu Saltam in Norwegen Kanut Rist, die Gattin des Propsten Buchholz Katharina Rist, Elisabeth Rist, verheiratet mit einem Herrn v. Bente, die Gattin des Organisten Pape in Altona, Gesa Rist, und die des Pastors Arnold Schepler in Ottensen, später in Altona.

Seine erste Schulbildung empfing Johann Rist in Hamburg unter Rektor Sperling, Schuster, Starcke, weitergebildet ward er in Bremen unter Martini. Alle seine Lehrer vertraten die mildere Glaubensrichtung und bildeten ihn zu einem Mann des Friedens aus. In Bremen begann Johann Rist sein akademisches Studium, setzte es aber in Rintelen zu Füßen des Liederdichters Josua Stegmann († 1632) fort.

Die Theologie bildete zunächst sein Hauptstudium. Bald jedoch betrieb er in Rintelen daneben Jurisprudenz, später in Rostock sogar Medizin, Botanik, Grammatik, Rhetorik, Logik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Geschichte, Poesie, Ethik, Physik, Geographie. Merkwürdig mutet den Leser die ungeordnete Aufzählung dieser Wissenszweige an. Ein solch vielseitiges, aber auch ungeordnetes Studium gehörte zur Gewohnheit seiner Zeitgenossen.

Damals, als Rist von Rintelen nach Rostock zog, war diese Universität durch unbefangene Forschung und durch das praktische Christentum seiner Lehrer weitberühmt. Der berühmteste unter ihnen war Chytraeus, noch ein Schüler Melanchthons. Dessen Wahlspruch lautete: „Das Studium der Theologie ist mehr durch Übungen wahrer Frömmigkeit als durch Lehrstreitigkeiten zu betreiben." Darnach bestimmte er den Geist, der in Rostock auf der Universität herrschte.

Von Rostock ging Rist nach Leyden und Utrecht, wo merkwürdigerweise gerade die bedeutendsten lutherischen Lehrer wirkten und zwar im Sinne theologischer Duldsamkeit. Er beschloß sein Studium in Leipzig und kehrte zur

ausschließlichen Beschäftigung mit der Theologie zurück. Inzwischen hatte er seine Studienzeit durch die Tätigkeit als Hofmeister in einer reichen Hamburger Familie, deren Sohn er für die Universität vorzubereiten hatte und dorthin begleitete, unterbrochen. Wenn alle Andeutungen stimmen, ist er auch höchst wahrscheinlich eine Zeitlang Hauslehrer beim Landschreiber Sager in Heide in Norderdithmarschen gewesen.

Zu den unvergeßlichsten Eindrücken in der Jugend rechnete er die Spaziergänge, die er mit seinem Vater machte. Dieser ging nie ins Feld, ohne seinen Sohn mitzunehmen, damit er Blumen kennen, sammeln und in Herbarien ordnen lerne.

Eine Zeitlang litt Johann Rist schwere innere Anfechtungen wegen der Frage über die Gnadenwahl. Damals hielt er sich für ein Eigentum des Satans und bekam zuweilen solche Angstanfälle, daß sein Vater ihn nicht selten halbtot in die Studierstube hinauftrug und dann weinend mit ihm den 91. Psalm betete.

Im Alter von 21 Jahren trat Johann Rist unter den Leiden der Pest dem Tode nahe, genas aber wunderbarerweise.

Endlich im 28. Lebensjahre ward er Pastor in Wedel, wo damals eine vielbenutzte Überfahrt aus Holstein über die Elbe nach denwestdeutschen Ländern den Verkehr vermittelte. Wedel selbst war ein bedeutender Viehmarkt. (Vgl. Danckwerths Landesbeschreibung S. 279.)

In dieser sonst stillen Landpfarre blieb Rist vorzugsweise wegen Hamburgs Nähe sein Leben lang und fand neben mancher Gelegenheit zu geistiger Anregung ungestörte Muße für seine reiche und fruchtbare Dichtkunst. Dieses stille Pfarrhausleben zu vertauschen konnte er nicht übers Herz bringen, mochten auch noch so glänzende Aussichten sich ihm darbieten. Als bedeutendes Mitglied der damaligen Schriftstellerwelt erfuhr er Gnadenbezeugungen und Auszeichnungen vornehmer Beschützer der Wissenschaften und regierender Fürsten, wie eingangs bereits bemerkt wurde.

In dieses Pfarrhaus führte Johann Rist als Gattin Elisabeth Stapel ein. Sie schenkte ihm fünf Kinder: Johann Ernst Rist, den späteren schwedischen Amtmann zu Bremervörde, Johann Kaspar Rist, seinen späteren Amtsnachfolger, dessen Söhne wiederum Pastoren zu Wedel und Haseldorf wurden, Anna Margaretha Rist, die Gattin des Arztes Dr. Petri in Glückstadt, während zwei Söhne, ehe sie in ein Amt kamen, früh verstarben. Nach dem Tode dieser seiner ersten Gattin (1662) verheiratete sich Johann Rist im Jahre 1664 mit der Witwe Philipp Hagedorns, die ihn, als er 1667 (31. August) an einem hitzigen Fieber verstarb, überlebte.

Soweit sein äußerer Lebensgang.

Die Bedeutung, welche Johann Rist sich in der Dichtkunst unter seinen Zeitgenossen errang, wird durch die Namen, die man dem Begründer des „Elbschwanordens“ und dem Mitgliede der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ beilegte, hinreichend gekennzeichnet. Man titulierte ihn als „Nordischen Apoll“ oder als „Fürsten der Poeten,“ als „Gott des deutschen Parnasses, als „zweiten Opitz“ oder endlich als „Großen Cimberschwan.“

Aber diese Bedeutung, welche Rist für seine Zeit hatte, läßt sich nur ermessen an den Bestrebungen seiner Zeitgenossen für die Ehre der deutschen Muttersprache, in deren Mittelpunkte der Bunzlauer Martin Opitz (1597 bis 1639) stand.

Nach Gervinus bedeutete „Poet und Gratulant, Bänkelsänger und Bettler“ gleichviel. So niedrig stand damals der Wert deutscher Dichtkunst; beispiels-

weise mußten in einer großen Stadt Hochzeit- und Leichengedichte polizeilich verboten werden.

Die deutsche Sprache war durch Floskeln aus allerlei Sprachen, namentlich aus der herrschenden französischen, zu einem Kauderwelsch verderbt. Deutsche Rechtschreibung unterlag durchaus der Willkür jedes Einzelnen, so daß jede Sicherheit verloren ging.

Am deutschen Kaiserhofe, besonders als die burgundische Herrschaft mit ihrem Glanze hinzutrat, hatte bisher die französische Sprache die Muttersprache gänzlich verdrängt, während die deutschen Reichsfürsten sich am liebsten des alten Lateins bedienten. Nicht einmal Luther hatte dieses undeutsche Wesen verdrängen können, soviel Verdienste er sich auch erwarb, die deutsche Muttersprache zu Ehren zu bringen. Frankreich hatte bekanntlich dem Protestantismus im schmalkaldischen Kriege geholfen; dieser Umstand förderte neben Calvins Einfluß das französische Sprachunwesen in Deutschland. Außerdem trieb der Theologenstreit in Deutschland manchen Deutschen von den Universitäten seines Vaterlandes auf die französischen, und an der deutschen Hochschule zu Straßburg lehrten französische Protestanten. An den Hof Anhalts, der ursprünglich doch echt deutschlutherisch war, führte Christian I. seit seiner Heirat mit Anna von Bentheim französische Bildung, ja französisches Bekenntnis. Und die Prinzen des Anhaltinischen Hauses wurden seit Johann Georg I. auf französischen Bildungsanstalten erzogen und unterrichtet. In Heidelberg sprachen die Gebildeten ausnahmslos französisch, während man in Sachsen noch kein Französch kannte. Alle katholischen Fürstenhöfe in Deutschland dagegen, welche sich vom Französischen abwandten, neigten sich nicht etwa der Muttersprache zu, sondern huldigten dem Lateinischen und Spanischen. Infolgedessen brachte der Oberdeutsche, wenn er Schriftdeutsch reden wollte, ein Gemengsel von lateinischen, italienischen, spanischen, französischen Brocken zusammen, unter welches sich wohl auch einige deutsche Mutterlaute verirrten.

Da schuf das Gefühl fürs deutsche Vaterland die deutschen Sprachgesellschaften.

Die Schwester Ludwigs von Köthen, die Herzogin Dorothea Maria von Sachsen, ward im Juli 1617 in Weimar zu Grabe getragen, als im Kreise der Leidtragenden auf Schloß Hornstein sich das Gespräch auf die trauernde deutsche Muttersprache lenkte. Im Verlaufe desselben regte der Hofmarschall Kaspar von Teutleben den Gedanken an, eine Gesellschaft zu begründen, in der alle Mitglieder „gut rein deutsch zu reden wie zu schreiben sich befleißigen und tun, was der Muttersprache diene."

Diese Gesellschaft nannte sich die „fruchtbringende" und wählte als Symbol den „indianischen Palmbaum" (Kokuspalme) und zum Wahlspruch „Alles zu Nutzen."

Jeder gebildete Deutsche solle „Einnahme" finden können. Jedes Mitglied aber erhielt einen Vereinsnamen. Die Zahl solcher Mitglieder wuchs im Verlaufe von 6 Jahren auf 80 an. Das Oberhaupt ward Ludwig von Köthen und erhielt den Namen „Der Nährende." Herzog Friedrich III. aus dem Schleswig-Holsteinischen Fürstenhause hieß „Der Hochgeachtete," Kaspar von Teutleben „Der Mehlreiche," Tobias Hübner in Dessau „Der Nutzbare," Martin Opitz aus Bunzlau „Der Gekrönte," Wilhelm von Lohausen „Der Feste," Dietrich von der Werder „Der Vielgekrönte," Gustav von Hille „Der Unverdrossene," Schottelius „Der Suchende," ein anderer „Der Friedfertige," „Der Zwingende mit der Mohnraute," „Der Herbe mit Pfefferkraut," „Der Genossene je länger je lieber mit dem Kraute Musa." Der Große Kurfürst

war auch Mitglied und ward „Der Untadelige, kräftiger Tugend mit Mirobolanen (Mirabellen)“ genannt. Johann Valentin Andrä ward „Der Mürbe,“ Friedrich von Logau „Der Verkleinernde,“ Philipp von Zesen „Der Wohlsetzende,“ Wilhelm von Sachsen-Weimar „Der Schmackhafte,“ Georg Neumark „Der Sprossende,“ Herzog August von Sachsen „Der Wohlgeratene,“ Johann Rist „Der Rüstige,“ Herzog Rudolf August von Braunschweig „Der Nachsinnende“ genannt. Wir sind etwas ausführlicher geworden, um den Eindruck lächerlicher Spielerei bei dieser Namengebung wirken zu lassen. Jedem wird der Gedanke kommen: Wie haben die Mitglieder nur durch diesen Wust von Charakternamen sich durchfinden können. Sie selbst aber nahmen es damit peinlich ernst.

Diese erste Sprachgesellschaft fand bald Nachahmer. Es bildete sich zu Straßburg „die aufrichtige Tannengesellschaft,“ zu Nürnberg traten die „Pegnitzschäfer“ auf. Harsdörffer stiftete den „Blumenorden“ und Rist zu Wedel an der Elbe den „Elbschwanorden.“

Wieviel Spielerei in diesen Gesellschaften zur Reinigung der deutschen Sprache üblich war, geht daraus hervor, daß die Mitglieder mit Vorliebe aus den Namen derer, welche in Gedichten gefeiert werden sollten, durch Versetzung der Buchstaben allerlei kurzweilige Namen schufen.

Rist unterzeichnete eine Zueignungsschrift mit den Worten: „Geschrieben in der Schäfferey (= Pastorat) zu Dewel (= Wedel) am edlen Lebe (= Elbe) Strom am Tage aller Seelen“ 1641.

Auch sonst wurde mit Namen Gedankenspiel getrieben. Der Rektor der Bordesholmer Gelehrtenschule, welche 1665 in eine Universität umgewandelt und nach Kiel verlegt wurde, namens Paul Sperling, wurde in einem Hochzeitsliede begrüßt, in welchem es unter anderem heißt:

„— — —. Ich wünsche, daß ihr so viel lieber Kinder sehet,
Als manches Sperlingsnest hier in mein Strohdach gehet.“

Den Namen „Der Rüstige“ hat Johann Rist voll und ganz verdient. Achtzehn Sammlungen weltlicher Dichtungen hinterließ er als Ergebnis seines Lebens. Sie folgen hier nach den Jahren, als sie erschienen: Deutsche Muse 1643, Poetischer Lustgarten 1637, Philosophischer Phönix 1638, Lob- Trauer- und Klaglied auf Opitz' Tod 1640, Kriegs- und Friedensspiegel 1640, Rettung der Edlen deutschen Hauptsprache 1642, Daphnis' Galathea 1642, Daphnis' Florabella 1656, Johann Risten Lobrede 1643, Holsteins Klaglied 1644, Friedensposaune 1646, Pontischer Schauplatz 1646, Lobrede an Kaiser Ferdinand III. 1647, Das Friedewünschende Deutschland 1647, das Friedejauchzende Deutschland 1653, Holstein, vergiß es ja nicht! 1648, Deutscher Parnaß 1657, Recreationsjahr 1663—1667.

Die geistlichen Lieder — 658 an Zahl — zerfallen in 50 himmlische Lieder 1641, 50 neue himmlische Lieder 1651, 58 Lieder der Sabbathischen Seelenlust 1651, 70 Lieder: Alltägliche Hausmusik 1654, 52 Lieder: Musikalische Festandachten 1655, 50 Lieder: Musikalische Katechismusandachten 1656, 24 Lieder: Seelengespräche 1658, 70 Lieder: Musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dank-Schule 1659, 164 Lieder: Musikalisches Seelengespräch 1660/62, 46 Lieder: Passionsandachten 1664.

Die geistlichen Lieder sind nicht lauter „dürre und platte Reimereien.“ Wir nennen die kraftvollsten im schleswig-holsteinischen Gesangbuche: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen“ — „O Ewigkeit, o Donnerwort“ — „Ermuntre dich, mein schwacher Geist“ — „Werde licht, du Stadt der Heiden“ — „O Traurigkeit, o Herzeleid“ — „O Jesu, meine Wonne“ — „Man lobt dich in der Stille“ — „Auf, auf, ihr Reichsgenossen.“ Auch viele seiner weltlichen

Lieder zeigen edle Empfindung. Zu bedauern bleibt es nur, daß sein Talent infolge der Vielschreiberei und -dichterei seicht und flach ward.

Rist's Werke erwecken jedoch deshalb Interesse, weil sie eine Fundgrube für allerlei Kenntnisse über Persönlichkeiten und Zustände unserer engeren und weiteren Heimat zur damaligen Zeit vermitteln. Teils hat er diesen Persönlichkeiten seine Veröffentlichungen gewidmet, teils sie besungen, teils sind sie Verfasser einzelner Dichtungen. Nach ihnen zu rechnen, müssen die Beziehungen des Dichters sehr vielseitig und muß sein Ruhm weit gedrungen sein.

Wir nennen die bekanntesten Persönlichkeiten, denen er nahetrat: Johann Vietsen, Landvogt in Dithmarschen, der Großvater des Geschichtsschreibers Anton Vietsen, Landschreiber Heinrich Sager in Heide, dessen zwei Söhne im Pfarrhause zu Wedel Aufnahme fanden, Pastor Zacharias Lund aus Nübel, Rektor Paul Sperling zu Bordesholm, Konrektor Christopher Becker aus Husum, der später Pastor in Tellingstedt, Hauptpastor an St. Nikolai in Hamburg und Rektor zu Kloster Bergen bei Magdeburg wurde, Statthalter Christian Rantzau auf Breitenburg, Herzogin Sophie Amalie, Magister Friese in Neuenkirchen, Pastor Dreier in Colmar, Propst Buchholtz in Braunschweig, Oberamtmann Stapel in Pinneberg, Joachim Rochel in Lunden, Kanzler Christoph von der Lippe in Hadersleben, Pastor Tobias Fabricius in Nienstedten, Rat Georg Reiche in Glückstadt, Student der Theologie Christiani in Meldorf, der Gottorfsche Hofmathematiker Olearius, der Kantor in Kiel Michael Jacobi, der spätere Generalsuperintendent für Holstein Johann Hudemann, damals noch Pastor in Krempe, Propst Jebsen in Rendsburg, der erste Gesangbuchverbesserer Chr. v. Stöcken, zuerst Pastor in Trittau, dann Propst in Rendsburg und zuletzt Generalsuperintendent, Propst Rotlöben in Pinneberg und später in Hadersleben, Generalsuperintendent Stephan Klotz in Flensburg, Pastor Hohenholtz in Neumünster und Pastor David Köpke in Oldesloe.

Wertvoller erscheinen die Streiflichter, welche aus den Ristschen Veröffentlichungen auf damalige Anschauungen, Sitten und Zustände fallen. Der dreißigjährige Krieg ergoß seine Fluten auch über unsere Herzogtümer, und was noch aus jenem gerettet zu sein schien, zerrüttete der Krieg Karls X. von Schweden gegen Dänemark.

Die Fürsten entbehrten der Bildung und der Männer, welche ihnen die Wahrheit sagten, waren vielmehr von gottlosen, eigennützigen und lasterhaften Räten und Dienern umgeben. Ein guter Christ und ein verständiger Hof- und Weltmann zugleich zu sein, war unmöglich. Richter, Amtleute und Vögte handelten gewissenlos gegen das Volk. Sabbatschänder, Säufer, Wucherer, Unzüchtige gab es unter ihnen genug. Wer nur gute Freunde bei Hofe hatte oder ein gut Stück Geld daran spendieren konnte oder zu „fuchsschwänzen und zu saufen verstand, mochte er nun Stallknecht oder Stiefelputzer sein und zum Amte ebenso geschickt wie der Esel zum Lauteschlagen," wurde zu Ämtern befördert. Infolgedessen stand auch der Bürger- und Bauernstand auf tiefer Stufe.

Unter den Geistlichen befanden sich viele schändliche Geizhälse und eigennützige Mammonsdiener, sogar solche, die fluchen, Gott lästern, saufen und raufen.[1]) Die Geistlichen halten es mit jedermann freundlich, liegen in allen Gelagen mit unten und oben und wissen sich in allen Dingen nach der Leute Art und Weise fein zu richten. Solche, mit denen man recht vertraulich und ohne Ärgernis umgehen konnte, waren selten. Unter ihrer hundert war schwerlich

[1]) Hierin finden die derben Volksausdrücke über Kirche und Geistliche (vgl. „Heimat" 1907, Heft 1, Seite 23 ff.) Erklärung.

ein einziger zu finden, der von der Erkenntnis Gottes und den Erfahrungen des Christentums etwas gewußt hätte. Viele redeten, wenn sie zu einer Gesellschaft kamen, nichts anderes als von ihrem Ackerbau, wieviel Wagen oder Stücke Land sie bei ihren Diensten hätten, wie hoch sich ihre Saat erstreckte, wieviel sie von ihrem Wiesenwuchs in die Scheuern bringen könnten, was für eine feine Viehzucht sie hätten, wieviel Butter ihre Weiber jährlich machten. Es werden wohl viele hocherfahrene, gelehrte, gewissenhafte unter ihnen zu finden gewesen sein, aber noch mehr „Haderkatzen," „Tadelgerne." Die meiste und heftigste Verfolgung hat Rist unverschuldeterweise von Geistlichen erleiden müssen. So stellt Rist die Verhältnisse dar.

Im „Friedejauchzenden Deutschland," einem Schauspiele Rist's, läßt er „Wühterich," einen wilden Mann vor sich her einen Geistlichen, einen vornehmen Weltmann und einen Ackerbürger an einer großen Kette zusammengeschlossen vor sich hertreiben. Die so Gefesselten klagen:

Müssen denn die Gotteshäuser
Samt den Schulen ledig stehn?
Muß ein Priester, muß ein Greiser
Für den Türen bettlen gehn?
Muß der wilde Mars denn prangen
Mit der Kirchen Hab und Schatz?
— — — — — — — — — —
Ach, wie werden unsere Fürsten
Durch den Krieg herunterbracht!
Solt uns nicht nach Friede dürsten,
Weil der Krieg uns arm gemacht?
— — — — — — — — — —
Aller Handel ist zu Lande,
Auch zur See schier abgetan,
Trüegen, Lügen, Spott und Schande
Herschen itzt auf unserm Plan,
— — — — — — — — — —

Schon Rist erhebt Klage über die übermäßig großen Landgemeinden von 20 und mehr, ja, 50 zerstreut liegenden Ortschaften.

Selten, bedauert Rist, wirken weltliche Obrigkeit, Verwaltungsbeamte und Richter mit den Geistlichen einmütig zusammen.

Verleumdungen und Angebereien sind im schwange. Mancher vornehme, kluge und verständige Mann muß sich von solchen Richtern verdammen lassen, die nichts anderes gelernt haben als die armen Bauern schinden, rips raps in ihren Beutel spielen, Stolz und Hoffahrt treiben, alle Tage ein paar Räusche saufen und alsdann sich in allen Schanden und Lastern wälzen."

Mißtrauen regiert daher das Volk. Die Sprache des täglichen Lebens strotzt von den unflätigsten Ausdrücken und Redewendungen. „Krieg hen, Krieg her," sagt der Bauer, „wenn wy in unse Krögers, Peter Langwammes, synen Huse man frisk wat to supen hebbet, so mag yd gahn als yd geit; een Skelm, de dar nich alle Dage lustig unde goder Dinge mit ys."

Die Wahrheit läßt Rist auftreten als ein armes, unansehnliches, schlechtgekleidetes Weib. Man wolle sie selbst in den Gotteshäusern kaum mehr leiden; an den Höfen hetze man sie mit den Hunden fort; in den Rathäusern empfange man sie so freundlich wie der Bauer einen Dieb im Kohlgarten; kein Stand wolle etwas von ihr wissen, am wenigsten die Kriegsleute.

„Wer die Laute der Wahrheit schlägt und ein recht klingendes Stück darauf spielet, dem sol man das Saitenspiel auf dem Kopfe zertrümmern. Packe dich, Wahrheit!"

Nebenbei fällt die Unsicherheit der Rechtschreibung in Rist's Werken auf. Bald schreibt er „hinfort," bald „hinfohrt," bald „Vestung," bald „Festung," bald „Sprache," bald „Spraache," bald „Grafen," bald „Graffen."

Die zarte Sprache der Liebe wird zur rohen, widerlichen Unterhaltung.

Wie bekannt ist, daß die schwedischen Heere strenge Mannszucht hielten, so urteilt Rist: „Ich bin der Meynung, daß viele Soldaten gefunden werden, die mehr Predigten und Betstunden beygewohnet als mancher Edelmann oder

Beamter auf dem Lande, mancher Bürger in den Stätten, mancher Bauer in seinem Kirchdorffe getan haben."

So unsicher waren die Verhältnisse im Volke, daß Rist selbst den letzten Rest seiner Güter, den die früheren Kriege übrig gelassen hatten, verlor, daß „auch nicht eine Hühnerfeder übrig geblieben sei," und er sich mancher Handschriften beraubt sah.

Geistige Arbeit, Kunst und Dichtung wurden so niedrig bewertet, daß Rist seufzt:

Verschmähte Poesie! Das Betteln auf den Gassen
Ist nicht so gar gemein wie: Verse drucken lassen!

Er selber freilich hat es verstanden, sich zu einem berühmten Manne zu machen. Er war ein praktischer Mann und Gegner aller toten Zunftgelehrsamkeit, alles Glaubenshaders.

Mit seiner Predigttätigkeit verband er eine ausgedehnte ärztliche Fürsorge und heilte viele Leute. Zugleich zeigte er hohe Liebe zur Kunst. Allem Spott zum Trotz ging Rist, so oft er freie Zeit hatte, ins Hamburger Gymnasium und setzte sich auf die Schulbank.

Von Kind auf lebte und webte Rist in der Natur. Früh morgens um vier Uhr im Mai begegnete man ihm schon in seinem Garten, wo er erbauliche Lieder sang. Alle gewonnenen Natureindrücke sammelte er zu eigenen Psalmen.

Die Lebensweise in seinem Hause war einfach. Rist pflegte gerne schlichte Gastfreundschaft, wobei dann ein frischer Trunk Hamburger Bier oder Braunschweiger Mumme, auch wohl ein Gläschen spanischen Weines geschänkt ward. Dann saß Rist inmitten seiner Gäste und trug nach seinem alten Brauch „etliche wohlriechende Hyazinthen auf dem Busen oder in die Knauflöcher seines Rockes gestecket."

Bei seiner hohen Bildung und seinen fürstlichen Ehren hielt er sich von „steiflederner Parademacherei," von „einem ängstlichen Nimbus priesterlicher Würde" frei, „war für jedermann zugänglich und jedem Bedrängten ein freundlicher Berater und Helfer."

In seiner „Apotheke" reichte „Rüstig" „zum allerersten Willkommen einen sehr köstlichen Aquavit, der von den allerkräftigsten Haupt-, Hertz- und Magenstärkenden Sachen, mit Ambra und Musco (Muskat) war zubereitet und gantz Himmel- oder Saffierblau gefärbet, über welcher schönen Tinctur und angenehmen Farbe sie sich zum höchsten belustigten."

„In der Kammer hatte Rist seine „Destilliröfen." In seiner „großen Studierstube steht seine Büchereÿ"; da finden sich „ein großer Haufe mathematischer Instrumente, Meßketten, Quadranten, Transporteurs, ferner optische (Instrumente) als ein großer Tubus, so auf den Mond gerichtet, ferner kleine Fernschauer usw. Da sind auch Brennspiegel von bedeutender Größe und Stärke. Da finden sich auch etliche große irdene Töpfe, gefüllt mit Asche und Knochen; Rist erklärt ausführlich den Gästen die Herkunft dieser Aschenurnen aus heidnischer Vorzeit. Erst vor kurzem haben einige Knechte ihm eine der größten Urnen gebracht, die sie beim Steingraben aus einem der mancherlei „Riesenbetten" in der Nähe Wedels gefunden hatten. Mehrere sehr schöne Urnen, unter anderen eine von herrlichem schwarzen Marmor mit roten Adern, haben ihm die boshafften Troßbuben auff tausend Stücke zerschlagen."

In seinem „kleinen Studierstüblein" liegt Rist „den ganzen Tag seinem Studieren, beten, lesen, nachsinnen und Bücherschreiben" ob. Dort finden sich „Münzen und Medaillen, Prismen, künstliche Spiegel, eine wunderschöne Kugel

von Bergkrystall für optische Belustigungen, Brillen aller Art, Gläser für eine Camera obscura, Erze, Steine, Magneten, Perlen, Korallen, Perlmutter, Köpfe und Klauen von Adlern, Schildkröten, sogar einzelne Teile vom Einhorn." Dort sind „Kunstwerke der Malerei und Schnitzerei. Die Schnitzereien bestehen aus Papier, Bernstein, Schildpatt und Edelstein, mancherlei ist Neues aus fremden Erdteilen."

In einem bedeckten Gange im Garten wird mit den Gästen die „Festmahlzeit" eingenommen. Dabei sind die Speisen mit schönen Blumen, verschiedenfarbigen Rosen, geziert. Die Gäste nehmen das Handwasser und verrichten das Tischgebet. Dann setzt Rist jedem einen Rosenkranz auf und spricht: „Gedenke, daß du eine Blume bist!" Der Organist spielt in der nahegelegenen Kirche, und durch die geöffnete Kirchtür erklingt Rist's andächtiges Lied in den Kreis der Gäste.

Hinter dem Wedeler Pastoratgarten lag ein kleines Gehölz „Der Wyde." Hinter diesem befand sich ein großer runder Platz „Der Riesenkampf" (Kampf = Kamp = umhegter Acker). Mitten auf diesem Platze lag ein Opferstein, an welchem Rist mit hohen Gästen manche Abendmahlzeit abhielt. Die schönen Eichen, die diesen Platz umhegten, wurden zu seinem schmerzlichen Bedauern später nach Holland verkauft, die Steine versenkt und der Acker eingeebnet.

Auf die eben geschilderte Weise verrieten schon Wohnung und Lebensweise den Natur- und Kunstfreund, Gelehrten und Dichter. Von früher Jugend an hatte Rist eine große Neigung und großes Geschick zum Zeichnen und Malen gezeigt, oft mehr, als seinem Lehrer lieb gewesen sein mochte; denn vermutlich, weil er zur unrechten Zeit dieser Liebhaberei nachhing, zog er sich nicht selten vom Vater und vom Lehrer Strafe zu.

Einst benutzte Rist als Knabe einen Versteck im Garten, um seinen eigenen Vater in Umrissen auf einem Folioblatt abzukonterfeien. Den Pfarrornat entlehnte er für diese Zeichnung der Postille des Hofpredigers Martinus Mirus.

Um solchem unwiderstehlichen Drange nicht mehr hinderlich zu sein, wurde dem Buben eine regelmäßige Zeichen- und Malstunde verstattet. Und dieser Neigung blieb Rist zeitlebens treu. Er hatte es auch erfahren, daß Dicht- und Malkunst so innig mit einander verknüpft seien, daß er die Malerei ein „stillschweigendes Gedicht" und die Dichtung ein „redendes Gemälde" zu nennen liebte. Zu erwähnen bleibt noch, daß Rist ein bedeutender Kenner und Liebhaber evangelischer Kirchenmusik war.

Als Kaiserlicher Pfalz- und Hofgraf hatte Rist die Vollmacht, „erliche und düchtige" Personen zu Doktoren, Magistern, gekrönten Poeten zu ernennen.

Aus gedörrten giftigen Schlangen bereitete Rist ein wirksames Gegengift. Er erzählt, daß er drei Kinder, welche von einer tollen Katze gebissen waren, dadurch gerettet, ein andermal eine Jungfrau, einmal sogar fünfzig Personen gegen Ansteckung geschützt habe.

Trotz aller dieser Nebenbeschäftigungen legte Rist den Hauptwert auf seine Predigt. Eine Probe seiner Predigtweise gibt er selbst. Er führt uns am Neujahrstage in seine Kirche. Das Lied „Herr Gott, dich loben wir" eröffnet den Gottesdienst. Ihm folgen mehrere Lieder mit Orgel- und Instrumentalbegleitung. Dann besteigt Rist die Kanzel und wünscht allen Zuhörern auf grund von Jak. 1, v. 17 ein glückseliges, fröhliches, friedliches, gesundes und segensreiches Jahr, preist die Seligkeit des Jesusnamens und beschenkt zum Schlusse seine „hertzlieben Zuhörer, einen jeglichen nach seinem Stande mit einem besonderen schönen Blümlein, — welchermaßen sie ihr Leben und Wandel mit rühmlichen Tugenden solten zieren wie die Blumen mit ihrer schönen Gestalt, edlen Geruch — herlich prangen."

Dieses Blümeln führt später freilich in einen ansteckenden Sumpf von Geschmacklosigkeiten. Als Rist beispielsweise soeben von der Pest genesen in Ottensen eine Nachmittagspredigt am Christfeste halten wollte, nahm er eine Provinzrose mit auf die Kanzel. Oder am Weihnachtsfeste 1666 ließ er den Altar seiner Kirche mit Pomeranzen, Citronen, Myrten, Rosmarin und anderen Topfgewächsen ausschmücken.

Bei aller Milde in Glaubenssachen übte Rist strenge Kirchenzucht. Die hergebrachten Mißbräuche der Fastenzeit, denen er die Ungewitter des Jahres 1648 zuschrieb, schaffte er nachsichtslos in seiner Gemeinde ab. Deswegen zog er sich viele Anfeindungen und Verleumdungen zu.

Totgesagt ward er schon „unzählige Mal" vor seinem Tode. Die einen sagten, er hätte in tiefer Schwermut gewaltsam sein Leben geendet; von Vergiftung war die Rede gewesen, dann auch gesagt worden, er sei im festen Schlaf mit einem Halstuche „auf gut Türkisch stranguliert" worden, endlich, er sei auf seinem Parnaß sitzend und in Studien vertieft meuchlings erschossen worden. Die Wahrheit ist, daß Rist, welcher bisher jahrelang in beständiger Gesundheit gelebt hatte, vom sechzigsten Lebensjahre an von verschiedenen Krankheiten, Gelbsucht, Skorbut, hitzigem Fieber, Lähmung, Wassersucht heimgesucht wurde. Ahnungsvoll bereitete er sich aufs Sterben und hatte nur noch den einen Wunsch: daß die ihm im Leben erwiesene Gunst der Freunde auch auf seine Kinder übertragen würde.

Während Rist so dem Tode entgegenging, tranken sich die Freunde in seinem gastlichen Hause mit ihren bereits verblassenden Rosenkränzen auf dem Haupte zu und sprachen: „Sei gegrüßet, du verwelkende Rose!" Dann bat Rist seine Genossen, noch ein Sterbelied mit ihm zu singen. Schließlich dichtete er das Rosenlied, welches hier in der ihm eigenen Schreibweise wiedergegeben sei:

Ach der gar zu kurtzen Frist,
Die der Rosen eigen ist!
Heute prangt sie trefflich schön,
Morgen muß sie schnell vergehn;
Mensch, wo bleibt doch deine Kunst,
Ehr' und Reichtum, Glück und Gunst?
Alles wird nur Asch' und Dunst!

Ach, der Mensch ist schwach und weich,
Nur den zarten Rosen gleich,
Der auch wie das Wiesen-Gras
Wird in einer Stunde blaß;
So gar plötzlich und geschwind
Eilt ins Grab ein Menschen-Kind.
Unser Leben ist nur Wind!

Weil du denn, mein lieber Christ,
Ein so zartes Röslein bist,
Ey, was bist du dann bedacht,
Dich zu quälen Tag und Nacht
Umb das eitle Gut und Geld?
Ach! umbsonst in dieser Welt
Ist dir schon dein Theil bestellt.

Geht die Rose gleich dahin,
Ist es doch nur ihr Gewinn,
Schöner wächst sie dann auffs neu,
Wenn der Frühling kompt herbey;
So der Mensch, das edle Thier,
Wird mit großer Pracht und Zier
Kommen auß dem Grab herfür.

Mein Herr Jesu, laß mich seyn
Solch ein edles Röselein,
Das der Lieb und Glaubens voll
Blüh' und rieche trefflich wol,
Daß auch künfftig Englisch-schön
Mög' im Paradiese stehn,
Ewig, ewig dich zu sehn! —

Wenige Wochen nachher starb Johann Rist.

Pflanzen- und Tierleben im Knick.

Von **Alb. Christiansen** in Kiel.

II.

Wo ein so reiches, vielseitiges Pflanzenleben sich entwickelt hat wie in unseren Knicks, da haben auch zahlreiche Vertreter der heimatlichen Tierwelt sich eingefunden, so daß man behaupten darf, der größte Teil des Tierlebens unserer Felder konzentriere sich auf die Knicke.

Manche Tiere haben im Knick ihren ständigen Aufenthalt: hier stand ihre Wiege, hier auch bleibt ihre Wohnung. Andere dagegen sind nur zeitweilig Gäste. Nur diejenigen, welche im Knick genügend Sicherheit fanden, haben sich hier dauernd angesiedelt. Seiner geringen Tiefe wegen aber sind die größten unserer einheimischen Tiere, Säuger wie Vögel, in ihm nur mangelhaft gedeckt. Daher sind nur kleine oder höchstens mittelgroße Tiere ständige Bewohner des Knicks.

Zwar auch unsere größten Tiere zieht der Knick an. Im Schutze des Knicks betritt das Reh die Felder und wechselt am Knick entlang von einem Gehölz zum benachbarten. Fuchs und Dachs suchen gern hinter Knickgesträuch verborgen ein sonniges Lager und haben im Knick ihren Notbau. Bei sonnigem Wetter, besonders im Winter, ist auch der Hase ein Gast im Knick, und das Rebhuhn sucht, obgleich es zum Aufbäumen nicht befähigt ist, bei drohender Gefahr in der Regel doch den Schutz des Knicks zu gewinnen. Den größten unserer Vögel bietet der Knick kaum eine sichere Tragstütze. Sie sind selten im Knick. Nur zum vorübergehenden Ruhe- und Beobachtungsplatz sucht sich die Krähe hier eine kräftige Zweigspitze, wenn sie bei ihren Feldstreifen aufgescheucht wird. Dagegen ist der Knick das Reich der meisten unserer Singvögel. Es ist festgestellt, daß kaum eine andere Gegend Deutschlands einen solchen Reichtum an Kleinvögeln birgt wie der Osten unserer Provinz, ferner, daß die Zahl der Arten und der Vögel überhaupt in Schleswig-Holstein von Osten nach Westen abnimmt. Das wird mit der Verbreitung der Knicke aufs innigste verknüpft sein. Daher ist auch das Vogelleben für die Knicke so charakteristisch. Durch ihr munteres Wesen und ihre Stimmbegabung bringen die Vögel mehr als alle seine anderen Bewohner Leben und Bewegung in den Knick.

„Die meisten Kleinvögel fliegen nicht gern über das freie Feld." Ihr Tummelplatz erstreckt sich von einem Strauch zum benachbarten und wieder zum nächsten, hin und zurück. Der Knick gewährt ihnen angenehmen Aufenthalt und sicheren Zufluchtsort in Gefahren. Im dichten Gewirr der Sträucher hüpfen von Zweig zu Zweig Grasmücken und Laubsänger, Rotkehlchen und Zaunkönig. Auf höchster Zweigspitze hält der Neuntöter Umschau, sitzt das Goldammermännchen und hält bis spät in den Abend mit seinem Nachbar im nächsten Knick Zwiesprache in einförmiger Melodie. Über den Erdboden unter den Zweigen huschen Amsel und Drossel. Ihnen allen bietet das Dickicht des Gesträuchs Schutz vor der Unbill des Wetters und Sicherheit vor Falken und Habichten. Die dornigen Sträucher halten feldernde Katzen ab, und das raschelnde Laub am Erdboden wird leicht dem heranschleichenden Wiesel und Iltis zum Verräter.

Im dürren Laub, verborgen unter Gras und Gesträuch, ist des Igels Schlupfwinkel; hier auch verbringt er seine Winterruhe. Zwischen Sammelsteinen, die der Landmann am Knick aufhäufte und die später von Gestrüpp überwachsen sind, liegt die sichere Burg des Wiesels. Die Ringelnatter, die langausgestreckt am Wegrand sich sonnte, verschwindet, bei unserer Annäherung fliehend, im Knick unter Gras und Wurzelwerk.

Aus hochgewachsenem Knick ertönt während des ganzen Sommers die weitschallende Stimme des Laubfrosch-Männchens. Es scheint doch etwas von der Wetterkunde zu verstehen, da es besonders vor Nachtgewittern so laut ist. Selbsttätig vermag der Laubfrosch seine Farbe der Umgebung anzupassen; darum wird er auch so selten gesehen, und kommt man in seine Nähe, so macht er, wenn man es am wenigsten vermutet, einen Sprung, und wieder hat ein schützendes Blatt ihn aufgenommen. Im grünen Kleid geborgen ist auch ein

anderer Musiker des Knicks, die Laubheuschrecke, die gleichfalls bis tief in die Nacht hinein ihre eintönige Weise erklingen läßt. Der grünen Schutzfarbe bedienen sich auch Raupen, Zirpen und Blattläuse.

Von solch kleinem Getier beherbergt der Knick auf Blatt und Zweig und Blüte ein ungezähltes Heer. Von der Zeit der pollen- und honigreichen Weidenkätzchen und der schneeigen Blüten des Schlehdorns bis zu den letzten Blüten des Brombeerstrauchs im Spätherbst ist's an der Sonnenseite des Knicks ein unaufhörliches Summen und Zirpen, Huschen und Haschen, Kommen und Gehen, Sich-ausruhen und -sonnen mit neckischem Flügelspiel. Da sind Käfer, Hummeln und Bienen, Fliegen, Libellen und Schmetterlinge, und selbst die einbrechende Nacht macht dem Gewoge kein Ende. Den Höhepunkt aber erreicht die Zahl der Gäste im Hochsommer. Bei weitem nicht alle haben im Knick ihren Ursprung. Vom benachbarten Wasser, vom Walde fliegen sie zu: der Knick ist das Ziel und der Tummelplatz für sie alle.

Naht der Herbst, so ziehen zahllose Spinnen, meistens Linyphia-Arten, von Zweig zu Zweig ihre Fangnetze, die erst, wenn die Morgensonne aus den Tautropfen strahlt, ins Auge fallen. Auch am Erdboden im dürren Laub ist die Spinne zu Hause; in ihrer Gesellschaft finden sich Käfer, Tausendfüße, Skolopender und Asseln. Die Laubdecke auf dem Boden gewährt manchem kleinen Knickbewohner auch geschützte Winterherberge, den Schnecken, Blattläusen und Spinnen, und unter der modernden Laubdecke zeugen körneliche Erdhäufchen von der Anwesenheit des Regenwurms.

Vielen der erwähnten Tierarten gibt der Knick geeignete Verstecke für die Eiablage, zunächst all den Insekten, die ihre Eier an Zweig und Blatt heften oder sie in die Knospen, Blätter oder Früchte versenken. Stellenweise ist im Knick die Häufigkeit der Eichengallen geradezu auffällig. Unter Wurzelwerk und dicker Moosdecke hausen Hummeln und Papierwespen, und kopfgroße Wespennester aus papierähnlichen Baustoffen pendeln an den Gesträuchern.

Aber keins der Tiere ist in seiner Brutpflege so auf den Knick angewiesen wie gewisse Vogelarten. Nur der Knick bietet diesen die zusagenden Niststätten. Die durch das Köpfen des Gesträuchs entstandenen quirlartigen Verästelungen, die dicken, knorrigen Baumstubben, die vertrockneten unteren Enden der abgehauenen Zweige, dornbewehrtes Gesträuch, versteckte Nischen unter bogig überhängenden Brombeerranken, dann aber auch der unter der Fülle des Pflanzenwuchses versteckte Erdwall — alles ladet die gefiederten Gäste zum Nestbau ein, und jedem bietet sich ein Plätzchen, das seiner Eigenart entspricht. Hier findet mühelos der kleine Baumeister, was ihn als Nestmaterial interessiert: dürre Hälmchen und Würzelchen in jeder Stärke, Samenhaare aus Weidenkätzchen, Moos, Flechten und Spinnengewebe, Haare und Federn, die von Tieren an dorniger Spitze abgestreift wurden oder die der Wind in die Zweige trug.

In ziemlicher Höhe des undurchdringlichen Dornbusches baut der rotrückige Würger. Auch Hänfling und Buchfink bevorzugen Dornen, während der Gartenlaubvogel im offenen Gebüsch sein Nest anlegt. Grasmückenarten brüten im Brombeergesträuch, die Heckenbraunelle nahe dem Boden zwischen Zweigstümpfen. Nachtigall und Rotkehlchen sind ganz auf die Wallkrone herabgerückt, und das Nest der Goldammer steht am Abhange des Walles unter Grasbüscheln und kurzem Gestrüpp. Auf dickem Weißbuchenstumpf, umstellt von dichtem Stockausschlag, fand ich das eigentümlich gedichtete Nest der Singdrossel und im knorrigen Holunderstubben das Gelege des Zaunkönigs. Im hohen Dornbusch, wohl auch in Eichen, die man beim Abholzen des Knicks zur Zierde baumartig wachsen ließ, legt die Elster ihre weithin sichtbare, trefflich

gesicherte Burg an. Während der letzten Jahre ist hin und wieder hier bei Kiel die Ringeltaube im Knick brütend gefunden worden. War dem scheuen Vogel durch die zahllosen Spaziergänger und die lärmenden Kinder oder durch die Beeren- und Pilzsammler, vor denen kein Winkel unserer Wälder mehr sicher ist, der Wald verleidet, so daß er den stillen Knick aufsuchte?

Nicht gerne brüten mehrere Paare derselben Art im Knick nahe zusammen, jedes Pärchen hat sein begrenztes Brutrevier. Nach dem Nahrungsbedürfnis ist der Knick gleichsam streckenweise an die Paare verteilt, und die Entfernung, welche die zur Fortpflanzungszeit singenden Männchen unter sich inne halten, läßt auf die Größe der Reviere schließen. Wohl aber können die Nester solcher Arten nahe zusammenstehen, die sich bei der Nahrungssuche keine Konkurrenz machen.

Denn nicht die Suche nach Schutz und Wohnung allein hat die Tiere in den Knick geführt, vielen ist er zugleich die Nahrungsquelle. So tun manche Knickbewohner an den Knickpflanzen sich gütlich. Hasen und Feldmäuse schälen, wenn kein grünes Blatt mehr für sie erreichbar ist und die Not sie zwingt, die Rinde der Holzpflanzen ab. Im Spätsommer 1903 waren auf der Feldmark Mielkendorf bei Kiel zahllose Feldmäuse wegen der Nässe in den Knick geflüchtet und hatten aus Nahrungsmangel namentlich von Weißbuche und Holunder die Rinde handhoch total abgenagt und dadurch ganze Partien des Knicks zerstört.

Als arger Schädling kann auch der Maikäfer auftreten. Er scheint junges Eichenlaub allem anderen vorzuziehen, doch beschränkt er sich nicht auf dieses, sondern befällt jede Holzart, die gerade die jüngsten Blätter hat. Da nun der Knick sich aus den mannigfachsten Laubhölzern zusammensetzt, so bietet er den Maikäfern zur Flugzeit stets junge und zarte Blätter. Nach den Maikäfern stellen andere Käferscharen sich ein, Gartenlaubkäfer und grünschuppige Blattnager, welche die Blätter von der Fläche her angreifen. Dazu kommen noch die zahllosen Insektenlarven, die teils einzeln und gut versteckt sich das Blätterwerk wohlschmecken lassen, teils in zahlreichen Herden, wohl auch in dichten Gespinsten einzelne Sträucher ganz entblättern (Weißdorn, Spindelbaum, Ahlkirsche).

Auch der Schnirkel- und Bernsteinschnecke, sowie der stellenweise auftretenden Weinbergschnecke mag als Laubverzehrer Erwähnung geschehen.

Wenn im Sommer oder Herbst die fleischigen Beeren reifen, winkt im Knick den Grasmücken- und Drosselarten, dem Star, dem Rotkehlchen manch leckerer Bissen, und sie, die sonst tierische Nahrung vorziehen, nähren sich zur Herbsteszeit fast ausschließlich von der süßen Beerenkost. Bis tief in den Winter ist der Tisch gedeckt, und was zunächst verschmäht wird (die sogenannte Mehlbeere des Weißdorns, die Beere vom Schneeball), findet schon später Liebhaber. Wegen der Eicheln ist der Häher im Herbst ein Gast im Knick, und die meist zahlreichen Haselnüsse locken nicht selten das Eichhörnchen aus dem Walde heraus.

Manch Beerlein, manche Nuß fällt zur Erde und ist im dürren Laub unseren Blicken entzogen. Aber unter den raschelnden Blättern heißt eine hungrige Schar sie willkommen, Mäuse, Schnecken, Asseln, Tausendfüße. Auch der Igel verschmäht keine herabgefallene Beere. Oft zu ungezählten Scharen fallen im Herbst Stare, Haus- und Feldsperlinge, Finken, Ammern und Drosseln in die Knicke. Stare und Sperlinge haben auf den anliegenden, jetzt abgeernteten Feldern ergiebige Nachlese gehalten. Für Finken und Ammern halten Tausende von Pflänzchen reife Samenkörner bereit, wie Eberesche, Holunder und manch anderer Strauch für die Drosseln die Beeren. So reichlich ist für sie alle im Herbste der Vorrat, daß sie nicht nötig haben, einzeln auf Nahrungssuche zu gehen; sie können, dem Geselligkeitstriebe folgend, ein Gebiet nach

dem andern herdenweise abweiden. Daß Amsel, Rotkehlchen, Goldammer neben dem Zaunkönig nicht selten unsere Wintergäste sind, das danken wir sonderlich dem Knick als Nahrungsquelle.

Man darf wohl behaupten, daß die Gewächse im Knick den pflanzenfressenden Tieren leichter zugänglich und darum Schädigungen durch diese mehr ausgesetzt sind als an ihrem natürlichen Standorte im Walde oder am Feldrain. Aber die Pflanze ist gegen derartige Angriffe nicht wehrlos. Sie sucht sich soviel wie möglich der Gefahr zu entziehen oder ist mit Eigenschaften ausgestattet, die Schädigungen möglichst einzudämmen und aufzuheben.

Auch den Knickpflanzen kommt es zugute, daß in der Regel nur eine bestimmte Anzahl von Tierspezies sich von der einzelnen Pflanzenart nährt, darum das Individuum, mindestens aber die Art gesichert erscheint. Ferner beschränkt sich die Beschädigung fast immer nur auf einen Teil der Blätter. Aus den unberührten Stengeln und Knospen können sich noch genug neue Blatt- und Blütensprosse entwickeln, und die Früchte sind so reichlich vorhanden, daß es für die Erhaltung der Art kaum ein Bedenken hat, wenn ein Bruchteil derselben den Räubern zum Opfer fällt.

Gegen weidende Haustiere, die gern vom Zaune naschen, sind die mit Dornen oder Stacheln ausgerüsteten Sträucher am besten geschützt, und mancher Flüchtling unter und zwischen den Zweigen darf, wie bereits erwähnt wurde, gleichzeitig den Schutz genießen. Dank der Dornenausrüstung werden sie von weidenden Tieren gemieden. An manchem Heckenstrauch, dessen Zweige häufig abgefressen wurden, der Buche z. B., treten dornenförmige Bildungen auf. Die Reste der abgebissenen Zweige verhärten zu stachligen Spitzen, und hinter dieser Schutzwehr sprossen neue Triebe hervor. Die Rose ist durch ihre nach unten gebogenen Stacheln auch gegen Schnecken und Mäuse aufs beste gesichert.

Eine auffallende Anzahl der im Knick wachsenden Kräuter wie Lamium-Arten, Goldnessel, Hohlzahn, Ziest, Ballote, Gundelrebe, Wolfsfuß, Braunwurz ahmt in ihren Blättern und zum Teil auch in ihrer Haltung die Brennessel (Urtica dioica L.) nach, die, selbst häufig Knickbewohner, von Pflanzenfressern, abgesehen von wenigen Schmetterlingslarven, ängstlich gemieden wird. Mit ihren Brennborsten schützt sie indirekt auch manches andere Kräutchen.

Die Ausstattung mit Raphiden, Gerbsäure und dichter Behaarung kommt auch manchem Knickgewächs gegen Tierfraß zugute. Daß Blüten und Früchte der Beerensträucher hoch über den Wipfeln angesetzt sind, wo keine Maus sich hinaufwagt, nur den gefiederten Gästen zugänglich, daß manch andere Frucht an so schwankem Stiele hängt, daß Ohrwürmer, Asseln, Schnecken beim Naschversuch sicher herunterpurzeln würden, das ist ebenfalls nicht dem Knick eigentümlich, tritt aber hier besonders in die Augen. Diese Tiere alle sind ungerufene Gäste, die den Genuß der Früchte nicht mit einem Gegendienste bezahlen würden. Ich fand unter dem dicken Wurzelstumpf eines Holunders mit kräftigem Stockausschlag ein ansehnliches Häufchen von Überresten der Hagebutte: lederige Fruchthäute und steinigen Samen. Von jedem Samenkorn aber war die Spitze abgebrochen und der Keimling aus seiner Höhlung herausgezogen. Das deutete auf jene kleinen Nager hin, die einen starken Holunderzweig, der hart an den Fruchtstauden der Heckenrose vorüberführte, als Brücke benutzt haben mußten. So waren die stacheligen, dünnen Rosenstengel umgangen; die Samenkörner aber waren sämtlich zerstört.

Wie nun die Tiere im Knick in ihrer Existenz auf die Pflanzen angewiesen sind, so stehen andererseits Knickpflanzen im Abhängigkeitsverhältnis zur Tierwelt und lassen sich die den Tieren geleisteten Dienste mit einem Gegendienst

bezahlen. Als Befruchtungsvermittler kommen zahlreiche Insekten in Betracht, besonders Hautflügler, Schmetterlinge und Schwebfliegen. Auf ihrer Suche nach Nektar und Pollen schweben sie, bedeckt mit Blütenstaub, von Blüte zu Blüte und führen Wechselbestäubung herbei.

Vögel sind es namentlich, die für die Verbreitung der im Knick so zahlreichen beerentragenden Pflanzen sorgen. Die schwere Beere würde nicht über den Schirm der Mutterpflanze hinausfallen. Die Vögel aber verschlingen sie samt den im Fruchtfleisch eingebetteten hartschaligen Samenkörnern, die ohne Schaden die Verdauungsorgane durchwandern, mit den übrigen Exkrementen auf den Boden gelangen und so, mit stickstoffhaltigen Dungstoffen versehen, häufig einen geeigneten Platz, etwa in Lücken des Knicks, zur Keimung finden. Was das Rotkehlchen, dessen Verbreitung mit der des Spindelbaumes genau zusammenfällt, in Bezug auf die kleinbeerigen Pflanzen leistet, das danken die Sträucher mit größeren Früchten der Schwarzdrossel, die imstande ist, auch die Früchte des Weißdorns, des Schlehenstrauchs und der Heckenrose unzerkleinert zu verschlingen. Erwähnt sei kurz die Ameise als Verbreiterin von Veilchenarten, des Schöllkrauts u. a. Pflanzen.

Größere Weidetiere naschen gern vom Knick und suchen seinen Schutz bei Sturm und Hagelschauern. Da heften Klette, Klettenkerbel und Ockermennig, Geum urbanum L. und Galium aparine L. ihre hakigen Früchte in das zottige Tierfell und werden weit verschleppt, wie auch der Mensch und sein Begleiter, der Hund, hier zum Sämann werden.

In zahlreichen Beispielen zeigt der Knick, wie Tiere durch Vertilgung von Pflanzenschädlingen den Pflanzen Gegendienste leisten. Auch in dieser Beziehung steht wohl die Vogelwelt obenan, und „es ist bemerkenswert, daß viele kleine Vögel, die uns im Herbste als mehr oder minder starke Beerenfresser verlassen, im nächsten Frühling als heißhungrige Insektenfresser zurückkehren, die auch ihre Jungen nur mit Insekten füttern." Mit Eiern und Larven, mit täglich neu zufliegenden Insekten ist der Tisch immer wieder aufs reichlichste gedeckt, und selbst, wenn die Jungen Nahrung erheischen, tritt kein Mangel ein. Besonders erwähnt seien hier die kleinen Meisen, denen auch die Eierhäufchen der Gliederfüßer nicht entgehen, der Kuckuck, der sogar haarigen Raupen nachstellt, der Neuntöter, von dessen Räuberleben Dornzweige häufig Beweise tragen, der selbst Schnirkelschnecken und kleine Wirbeltiere nicht verschont, und die Drosseln, die unter dem Gesträuch ihr Jagdgebiet haben. Wackere Unterstützung im Insektenfang leistet der Laubfrosch. Über die Blattläuse fallen her Ohrwurm, Marienkäfer, Perlenauge, Schwebfliege, und Skorpionsfliege und Libellen erhaschen im Fluge manch kleines Insekt. Die rote Waldameise, die vielfach in kleinen Kolonien im Knick sich ansiedelt, sowie ihre kleineren Verwandten üben auf der Suche nach den süßen Exkrementen der Blattläuse oder den Nektarien das Amt der Sicherheitspolizei. Wald- und Zwerg-Spitzmaus, von denen namentlich erstere überall unsere Knicke bewohnt, sind unersättliche Vertilger von Kerbtieren und Schnecken. Der große Buntspecht versteht geschickt, selbst an dünnen Zweigen die von der Larve des Espenbocks herrührenden knotigen Anschwellungen aufzupicken. Hermelin, Wiesel, Igel, Bussard und Eule unternehmen vom Knick aus, der ihnen Schlupfwinkel und Beobachtungsplätze genug bietet, ihre Jagdzüge. Hin und wieder mag ein Vöglein ihnen zum Opfer fallen, aber eben dem Knick ist es zuzuschreiben, daß dank diesen Mäusefeinden in knickreichen Gegenden die Mäuseplage nie so groß wird wie z. B. in der buschfreien Marsch.

Ohne irgendwelche Gegendienste zu leisten, wissen Hühnerhabicht und Sperber

den Knick auszunutzen. Gedeckt durch sein Strauchwerk, nahe dem Boden hinstreichend, stürzen sie sich unversehens in eine Tauben- oder Finkenschar. Ein wenig angenehmer befiederter Bewohner ist auch der rotrückige Würger, der zwar unter den Insektenfressern seinen Platz fand. Aber er ist der ärgste Nesträuber im Knick, und wo er von Jahr zu Jahr zahlreicher auftritt, da ist gleichzeitig die Abnahme der anderen knickbewohnenden Kleinvögel bemerkbar, wie ich in Teilen des Kreises Husum beobachten konnte. Der Iltis, der zwar die Nähe von Gehöften liebt, dehnt gelegentlich seine Streifereien auf den Knick aus. Auch hier betätigt er sich als eifriger Mäusejäger. Von allen Verfolgern des Igels ist er der erfolgreichste, und namentlich der in tiefer Winterruhe liegende Igel fällt ihm zur Beute.

So ist es denn im Knick ein ewiger Kampf zwischen Tier und Tier, zwischen Tier und Pflanze und wieder zwischen Pflanze und Pflanze, aber auch ein Zurseitestehen, ein gegenseitiges Sich-helfen und -fördern. Aus der künstlich herbeigeführten Gemeinschaft ist eine Lebensgemeinschaft, eine Genossenschaft geworden, ein unentbehrliches Glied des Naturlebens einer ganzen Landschaft.

Schleswig-Holsteins Gegenwart.

(März 1854.)

So ist's vorüber, alles ist beendet,
Du bist geopfert, armes Vaterland;
Das Unglück hat sein Werk an dir vollendet,
Und alles hat sich von dir abgewandt.

Du bist verraten: wo du fest vertrautest,
Bot statt der Wahrheit man dir nur den Schein.
Du bist verlassen: wo du Hülfe schautest,
Ließ man im schweren Kampfe dich allein!

Die Waffen hat man deiner Hand entrungen,
Weil Deutschland groß, dein treues Volk nur klein;
Dein „Schleswig-Holstein" wird nicht mehr gesungen,
Es führt dich nicht mehr in den Kampf hinein.

Auch alle Opfer sind umsonst gefallen,
Umsonst geflossen deiner Söhne Blut!
Ach, tausend Seufzer auf gen Himmel wallen
Um ein verlornes hohes Erdengut.

Ihr seid getrennet, teure Schwesterreiche,
Jahrhunderte vereint sah euch die Welt;
Du bist gefallen, stolze Doppeleiche,
Die deutsche Axt hat deinen Stamm gefällt!

Der Völker Schicksal ruht in Deinen Händen,
Du, Herr, bestimmest ihrer Zukunft Los;
Du kannst es alles, alles wieder wenden,
Denn Deiue ew'ge Macht ist grenzenlos.

Du läßt die Eiche wieder Wurzel schlagen,
Du machst die Krone wieder frisch und grün,
Du läßt die Zweige wieder Knospen tragen
Und Deine Sonne läßt Du drüber glüh'n.

O, nimm die Hoffnung nicht aus unserm Herzen,
Gib für die Zukunft uns ein lichtes Pfand:
Sie sind zu brennend und zu tief, die Schmerzen
Um ein verlornes schönes Vaterland.

Jürgensen.[1])
Mitgeteilt von G. Jensen.

Die Herstellung des Brennmaterials auf den Halligen.[2])

Skizze von **Hinrichsen** in Wyk a. Föhr.

Der größte Feind der Halligbewohner ist von jeher der „blanke Hans"[3]) gewesen. Als echter Störenfried greift er nicht selten Unheil stiftend in das ruhige Getriebe der Halliglandwirtschaft ein, läßt auch einen rationellen Betrieb derselben nicht zu, da die Überschwemmungen, die jährlich zu

[1]) Dr. Jürgensen war Oberarzt in der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee.
[2]) Uneingedeichte Inselchen vor der schleswigschen Westküste, Überreste ehemals zusammenhangender Landstrecken, die bei Sturmfluten überschwemmt werden.
[3]) Bezeichnung für das Meer zur Zeit der Überschwemmung.

wiederholten Malen eintreten, den Ackerbau ganz unmöglich machen. Wollte man den Boden umpflügen, so würde das gefürchtete Element sich bald die gelöste Erdkruste aneignen und ein noch schnelleres Tempo bei der Zerstörung und Fortspülung der kleinen Eilande einschlagen. Aus diesem Grunde ist auch eine Verbesserung des Bodens durch Düngung ausgeschlossen, weshalb man annehmen könnte, daß der Dünger auf der Hallig wertloses Material sei. Das ist jedoch nicht der Fall. Der Halligbauer weiß aus diesem allgemein geschätzten Stoff insofern Nutzen zu ziehen, als er ihn zur Bereitung seiner Feuerung verwendet und sich somit die Auslagen für die „schwarzen Diamanten" und andere brennbare Schätze unserer Mutter Erde, die diese uns gütigst aus ihrem dunklen Leibe zur Verfügung stellt, ersparen kann. Dünger als Feuerung, das klingt so eigenartig, daß es sich verlohnen dürfte, diese Einrichtung einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

In erster Linie ist es der Kuhdünger, der zur Herstellung der Feuerung Verwendung findet. Derselbe wird während der Wintermonate in einer neben dem Stalleingang im sogenannten „Aak," bezw. „Ack"[1]) gelegenen Düngergrube aufgespeichert. Diese ist gewöhnlich ausgemauert und wird als „Pottstaul," resp. „Pottstall" bezeichnet. Um einen möglichst festen Dünger zu erhalten, wird sorgfältig für den Abfluß der Jauche Sorge getragen. Zu diesem Zweck ist vom Stall nach dem die Werft begrenzenden Jauchegraben ein unterirdischer Kanal, der „Ädelsill," d. h. Jauchegraben, angelegt. Tagaus, tagein sieht man den Hausvater morgens und abends mit seinem „Njockskoore," d. h. Schmutzkarre, zur Ablagerungsstätte wandern, um hier den notwendigen Bedarfsartikel für den nächsten Winter niederzulegen. Um die Osterzeit, wenn sich die etwa 2 m tiefe Grube in einen ansehnlichen Hügel verwandelt hat, wird sodann die Bearbeitung des Materials in Angriff genommen. An einem sonnigen Tage, nachdem man sich für die wenig angenehme Tätigkeit geeignete Arbeitskräfte besorgt hat, wird in aller Frühe mit der Ausbreitung des Düngers auf der Schrägseite der Werft[2]) begonnen. Männer karren, Frauen schaufeln und kneten die ausgebreitete Masse mit den Füßen durch, zu welchem Zweck sie diese mit alten Strümpfen in doppelter Lage bewaffnet haben, da Stiefel, Schuhe u. dergl. für diese Arbeit, das sogenannte „Tribbeln," ungeeignet sind. Nach gründlicher Bearbeitung des Teiges wird er mit den Fußsohlen geglättet, und wenn am Abend der „Hase gekommen," d. h. die Grube bis auf den Grund geleert ist, sieht man den Werftabhang mit einer 3—4 cm dicken Düngerschicht bedeckt, die dann je nach Art der Witterung 8—14 Tage zum Trocknen liegen bleibt. Ist die Masse so fest geworden, daß man sie passieren kann, ohne Spuren zu hinterlassen, so wird sie mit einem hölzernen Spaten, der eine schmale eiserne Schneide hat, in viereckige Platten geschnitten, die „Deee," bezw. „Didden" genannt werden. Dieselben sind etwa 20 cm im Quadrat und werden nach dem Abstechen mit einem geschickten Wurf mittels des Spatens, des sog. „Deeepracers," auf die andere Seite gelegt, und zwar so, daß sie dachziegelartig gelagert werden. Nach einigen Tagen haben die „Didden" soviel Festigkeit erlangt, daß deren Aufstellung erfolgen kann. Das geschieht in der Weise, daß man für jede Reihe am Fuße der Werft durch Aufeinanderlegen von 4 Platten einen Stützpunkt errichtet und die übrigen dann aneinander setzt wie die Bücher auf das Regal. Dadurch entstehen Pa=

[1]) Wo für einen Gegenstand zwei Namen angegeben sind, bezeichnet der erste stets den friesischen und der letzte den plattdeutschen Ausdruck.

[2]) Ein künstlich errichteter Erdhügel zum Schutze der Wohnungen gegen die Sturmfluten.

rallelen, die auf dem Abhang von unten nach oben verlaufen. Das „Didden-reihen“ stellt nicht geringe Anforderungen an das Rückgrat; es muß jedoch erfolgen, damit das junge Gras, das sich bald unter der Schutzdecke regt, Luft und Licht erhält. Um die Werft möglichst bald ganz frei zu machen, setzt man die Reihen nach 8—14 Tagen ans Haus, jedoch aus Mangel an Platz nicht einzeln, sondern paarweise aufeinander, und zwar gewöhnlich so, daß 4 Reihen durch eine fünfte zum Abschluß gebracht werden. Diese Diddenkörper, die soweit von einander entfernt stehen, daß man bequem zwischen ihnen hindurchgehen kann, führen den Namen „Kluate,“[1]) bezw. „Kloten.“ Ende Mai, Anfang Juni kommt die Schlußarbeit, das Eintragen und Aufstapeln des nunmehr fertigen Brennmaterials. Sorgfältig werden die Platten auf dem Boden in dem sogenannten „Öökling,“ dem Winkel, der durch Dach und Boden gebildet wird, übereinander geschichtet wie die Steine einer Mauer. Um sie für den Gebrauch mit geringer Mühe nach der Küche befördern zu können, ist neben dem Herde ein hölzerner Schacht erbaut, der vom Boden nach der Erde führt, unten erweitert und mit einer Klappe versehen ist. Durch diese Einrichtung wird der Hausfrau die Annehmlichkeit geboten, das wichtigste Feuerungsmaterial stets bequem zur Hand zu haben.

Die „Didden“ bilden aber nicht den einzigen Brennstoff, den man aus dem Kuhdünger fabriziert. Da sie sich nämlich nicht zum Anlegen des Feuers eignen, stellt man zu diesem Zwecke dünnere Platten her. Das geschieht in dem Zeitraum, der zwischen dem Tage der Entleerung der Grube (Anfang April) und dem 12. Mai, dem Termin für die Auftrift des Viehes auf die gemeinschaftliche Weide, liegt. Der in diesem Monat produzierte Dünger gelangt nicht erst zur Ablagerung an der Düngerstätte, sondern wird Tag für Tag auf einem noch freien Platz des Werftabhanges oder einem geeigneten Ort der Ebene vor der Werft in kleinen Platten ausgelegt, die nur etwa 1 cm dick, mittels eines Reisigbesens geglättet und in runde Formen gebracht sind. Die Behandlung derselben, der sog. „Skuale,“[2]) bezw. „Scholen“ ist im wesentlichen dieselbe wie bei den „Didden.“ Infolge der geringen Stärke sind sie jedoch schneller durchgetrocknet und können gleich nach einmaligem Aufstellen in Reihen auf den Boden gebracht werden. Die Hauptverwendung finden die „Scholen“ beim Anheizen des Ofens, des sog. „Beilegers,“ den der Halligfriese als „Kallön“ bezeichnet.

Das eigentliche Heizmaterial des „Beilegers“ bilden jedoch weder „Didden“ noch „Scholen,“ sondern der präparierte Schafdünger, „Moot“ oder „Smoll“ genannt. Dieser, gewöhnlich reichlich mit Heu vermengt, ist an den Futterplätzen der Schafe, die sich im Stall, dem sog. „Hock,“ oder draußen im Aak (Ack) befinden, gesammelt und wird gleichzeitig mit dem Kuhdünger auf dem Werftabhang oder einem „Scholenhalli“ vor der Werft zum Trocknen ausgestreut. Daß dieser Stoff sich besonders für die Heizung des Ofens eignet, hat darin seinen Grund, daß er bei einigem Luftabschluß nur ganz allmählich verbrennt, wodurch die Temperatur des Beilegers, dessen nach dem Herd führender Zugang meist durch eine steinerne Platte verschlossen wird, sich eine Zeitlang in der durch das Anheizen erlangten Höhe erhält. Das Entweichen des Rauchs erfolgt durch eine kleine Öffnung, die sich über der Feuerstelle befindet und in den dem Herde aufgesetzten Schornstein führt.

Bei kleinen Viehbeständen reicht das aus dem Dünger gewonnene Feuerungsmaterial nicht aus, weshalb man den Vorrat noch dadurch vergrößert,

---

[1]) Das „a“ in „Kluate“ ist nur schwach vernehmbar.
[2]) Das „a“ in „Skuale“ wie in „Kluate“ kaum hörbar.

daß man im Nachsommer die Weide, die für das Vieh aller Werftbewohner gemeinschaftlich ist, absammelt. Zu diesem Zweck ist die „Fenne“ (Weide) in Bezirke geteilt, die, jährlich wechselnd, den Hausbesitzern zur Ergänzung der Brennstoffvorräte zur Verfügung stehen. Besonders beliebt ist der hier erworbene Schafdünger. Da dieser äußerst leicht brennt und dazu eine gute Heizkraft besitzt, leistet er vorzügliche Dienste, wenn der Beileger einmal seine ganze Kraft aufwenden muß, um die Eisblumen an den Fensterscheiben zum Weichen zu bringen.

Aus der Zeit der Leibeigenschaft.

4. Schackendorf und Scharsdorf. In seinen Sagen, Märchen und Liedern erzählt Karl Müllenhoff, wie die lübschen Herren in Stakendorf den Zehnten holten; Vogt Jürgens hat die Geschichte aber anders erzählt. Der sagte so:

Vor Zeiten standen auf den jetzigen Hoffeldern der Güter Schmoel und Hohenfelde zwei lübsche Dörfer; ersteres hieß Schackendorf, letzteres Scharsdorf. Die Koppeln, wo die Dörfer standen, heißen noch jetzt Höfe, von den Kohlhöfen und Wiesenhöfen der Dorfgebäude. Der Weg von dem Propsteier Dorfe Stakendorf (unweit dessen das lübsche Dorf Schackendorf lag) nach Schmoel heißt noch jetzt „lübsches Tor.“ Gewiß ist, daß die Dörfer auf bezeichneten Stellen gestanden, denn ich selber habe viele Fundament- und Mauersteine, Pfähle usw. wegräumen lassen, unb noch im vorigen Sommer (1843) haben die Hohenfelder Arbeitsleute da, wo früher Scharsdorf gestanden, eine Axt, mehrere Mauersteine usw. ausgegraben.

Die Veranlassung, warum die Dörfer abgebrochen sind, soll folgende gewesen sein:

Alle Jahr, gewöhnlich gegen Fastnacht, kam eine vom Lübecker Senat ernannte Kommission, um die lübschen Dörfer und Güter hier im Lande nachzusehen, Streitigkeiten zu schlichten usw. Nun traf es sich, daß, als die Herren in Schackendorf ankamen, sämtliche Einwohner bei der Fastnachtslustbarkeit waren. Die alten Herren gingen nun nach dem Gildehause, setzten sich zu den Bauern unterm Schwibbogen und sahen dem Tanze zu. Natürlich wurde hierbei auch tüchtig gezecht, und der Krug mit dem zusammengegossenen heißen Bier und Met ging fleißig im Kreise herum. Da nun die alten Herren auf der Reise wohl ziemlich gefroren haben mochten und ihnen die angenehme Wärmung bei dem großen Feuer sehr zusagte, so war es nicht zu verwundern, daß auch sie dem Kruge tapfer zusprachen, am Ende recht berauscht wurden und in einen tiefen Schlaf versanken. Wie dies nun die jungen Leute sahen, kamen sie auf den Einfall, sich einen Spaß mit den alten Herren zu machen. Sie bohrten nach der Zahl der Herren Löcher in die beiden Pfosten, die den Schwibbogen stützten. Danach trugen sie die Herren zu den Pfosten, stopften die langen Bärte derselben (wie sie zu der Zeit getragen wurden) in die Löcher und schlugen alsdann genau dazu passende Pflöcke davor. Dies hätten nun wohl alles die älteren Bauern verhindern können; vielleicht sind einige davon auch im Schlaf gewesen, und die übrigen mögen auch wohl, da keiner ganz nüchtern war, ihre Lust daran gehabt haben. Da nun alt und jung glaubte, die Herren hätten ihren Rausch ausgeschlafen und würden bald erwachen, machten sie einen erschrecklichen Lärm und Gepolter, bliesen auf den Kuhhörnern und schrieen, das ganze Haus stände in Flammen, so daß die erschreckten Kommissäre schlaftrunken aufsprangen, aber, wie dies nicht anders sein konnte, ihre beste Zierde, die schönen langen Bärte, in den Pfosten stecken ließen.

Daß die alten Herren sehr erbost waren, kann sich jeder leicht vorstellen; sie entfernten sich, bestiegen ihre Wagen und schwuren, diese schändliche Tat sollten Kinder und Kindeskinder zu bereuen haben. In Lübeck angekommen, trieben sie auch die Sache bei Rat und Bürgerschaft dahin, daß die beiden obgedachten Dörfer (denn die Scharsdorfer waren auch mit dabei gewesen) an den Schmoeler Gutsherrn, dem Hohenfelde auch gehörte, verkauft wurden und zwar sehr wohlfeil, mit der Bedingung, die Dörfer abzubrechen und keinen Stein auf dem andern zu lassen; die Einwohner aber sollte er auf seine übrigen Dörfer verteilen und wie seine andern Leibeigenen behandeln. Dies geschah auch alles (1628?). Beide Dörfer wurden bis auf den Grund zerstört. Von Scharsdorf wurden einige Häuser nach Satjendorf verlegt; von denen steht das Bauervogtshaus noch. Die Dorfländereien wurden zum Hohenfelder Hoflande geschlagen. Auf Schackendorfer Boden wurde ein Meierhof gebaut, der aber später wieder einging,

worauf das ehemalige Dorfland an den Hof Schmoel kam. Die unglücklichen Bewohner — meint Jürgens — hätten vielleicht noch viel von dem Verlorenen wieder erlangen können, wenn sie nicht zu einfältig gewesen wären und mehr Energie bewiesen hätten; nun aber würden noch die spätesten Nachkommen die Frevel ihrer Vorfahren bereuen, wenn sie ihre Verhältnisse mit dem weit glücklicheren Zustande der lübischen Untertanen vergleichen würden. — So waren also auch ohne Pestilenz und Kriegesnöte zwei ganze Dörfer „wüste" und ihre bis dahin freien Bewohner zu Leibeigenen geworden.

Dietrichsdorf. G. Schröder.

Berichtigung.

In der Mitteilung „Aus der Zeit der Leibeigenschaft" in Nr. 1 dieses Jahrgangs ist S. 27, 1. Zeile: Graf Detlef Reventlow (nicht Rantzau) gemeint. Schr.



Bücherschau.

1. **Gedichte** von **E. L. Wulff.** 73 S. Selbstverlag Tangstedt bei Hamburg. — **In Schummern alleen** von **H. Hornig.** 61 S. Selbstverlag Itzehoe. — In diesen beiden Bändchen treten zwei neue schleswig-holsteinische Poeten vor uns hin, die zwar nichts Großes und besonders Tiefes zu bieten haben, aber doch freundlich zu begrüßen sind als liebenswürdige, entwicklungsfähige Talente. Wulff ist der feinere, stillere von den beiden, ein in sich geklärtes, reines und frommes Gemüt, das in Haus und Familie Ruhe und Heimstatt sucht und findet und Denken und Fühlen in Gott zu gründen sucht. Er ist bei unsern tüchtigen Lyrikern in die Schule gegangen und noch in ihrer Abhängigkeit, so daß man immer die Empfindung hat, Gedanken und Form seiner Verse irgendwo gelesen zu haben. Ich will ihm das nicht zum Vorwurf machen, da ich glaube, daß er noch einmal eigene Wege finden wird. — Hornig schreibt plattdeutsche Verse, aber — und das freut mich besonders — er hält sich durchweg vom Bänkelsängerischen frei, wozu nach den Publikationen anderer plattdeutscher Versdichter unsere liebe traute niederdeutsche Sprache zu verführen scheint. Scheint! denn der prächtige Fehrs beweist glänzend das Gegenteil. Gewiß bietet auch Hornig sog. Läuschen, aber der Ernst seiner andern Verse bietet mir Gewähr, daß er von der öden Possenreißerei loskommen wird. Er hat Sinn und Gefühl für das Volkstümliche und Volksliedartige. Das ist nach meiner Meinung das Feld, das er beackern soll, und tut er das, wird er als plattdeutscher Dichter seine Gemeinde gewiß einmal finden. Groths herrlicher Quickborn soll unsern plattdeutschen Lyrikern voranleuchten, von dem sollen sie lernen, und nicht von Reuters Läuschen und Riemels. Wilhelm Lobsien.

2. **Erich Schlaikjer, „Mein Freund Niels und Anderes."** Skizzen. 175 Seiten. München 1906. Verlag von Georg D. W. Callwey. — Daß ich es nur gleich sage: ich halte den Kritiker Schlaikjer für viel bedeutender als den Dichter. Gewiß schätze ich seine Dramen „Hinrich Lornsen," diese Dichtung voll heiliger Überzeugung und mutiger Kampflust, oder „Des Pastors Rieke," diese lachende Komödie voll bissiger Seitenhiebe; auch weiß ich in seiner Skizzensammlung „Der Schönheitswandrer" manche prächtige Stelle, die mir lieb ist; aber trotzdem sehe ich seine eigentliche Größe und Bedeutung in seinem Buche „Berliner Kämpfe," dieser geistvollen, glänzend geschriebenen Sammlung literarischer Aufsätze. Sein neuestes Buch bietet fünf Skizzen: „Mein Freund Niels," die Seelenentwicklung eines Fischers aus der Gegend von Apenrade, die mir besonders um der meisterlich plastischen Darstellung des Landschaftlichen willen Freude gemacht hat, „Meine Tantiemen," eine Plauderei voll beißenden Spottes, „Der Philanthrop," „Ein Liebesbrief," „Aufzeichnungen eines Bohémien." Schlaikjer hat von Hause aus eine stark humoristische Ader; aber sein Humor verletzt oft, wird zu Spott und Hohn und bringt sich dadurch selbst um seine beste Wirkung, ihm fehlt das im guten Sinne Gemütliche, die aus tiefstem Verständnis aller menschlichen Schwächen hervorbrechende Liebe, die für mich unbedingt zum Humor gehört. Er ist zu sehr Kämpfer, der die Schwächen nicht belächeln will, sondern mit harten Schlägen totschlagen möchte. Er sieht und schildert mehr den Jammer als die Sonne und schreckt in seinem Eifer vor keiner Gosse, vor keinem Laster zurück, schildert es vielmehr mit harten, rücksichtslosen Strichen, mit oft abstoßender photographischer Treue. Sein Stil ist aber auch in seinem neuesten Buche glänzend. W. Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 4. April 1907.

Nordseebad Sankt Peter.

Von **Robert Körner** in Hamburg.

Wer zur Sommerzeit mit dem Reiseziel St. Peter von Husum kommend mit der Marschbahn über Tönning nach dem kleinen Städtchen Garding, im Herzen des schleswigschen Kreises Eiderstedt, fährt, den belehrt ein Blick aus dem Koupeefenster, daß hier die Fettweidewirtschaft floriert. Soweit das Auge reicht, dehnt sich eine unübersehbare Marschwiesenfläche, die durch breite Gräben in „Fennen" geteilt, von Tausenden und Abertausenden von Rindern, großen Triften weißschimmernder Schafe und prächtigen Pferden bevölkert wird. Hier und dort auf einer „Warft," umgeben von einer burggrabenähnlichen „Grafft," in der sich das Regenwasser sammelt, liegen stattliche Bauerngehöfte, in dem Eiderstedt eigenen „Haubergstil," inmitten üppiger Obst- und Blumengärten. Das gewaltige Firstwalmdach des Hauses ruht auf 4 Ständern, über die es weithin heruntergezogen ist, für Menschen, Vieh und Vorräte Platz gebend; über den niederen Außenwänden befinden sich an manchen Stellen Dacherker zur Erweiterung. Auch manch schloßartiges Gebäude mit parkartigem Garten kündet von dem Reichtum eiderstedtischer Hofbesitzer. Die oft 30- bis 100jährigen Weiden sind des Eiderstedter Bauern ganzer Stolz. Wie der Getreidebauer mit Wohlbehagen die körnerblinkende, ährenschwere Saat seiner Felder mustert, so betrachtet der Eiderstedter mit schmunzelnder Miene die sich rundende Körperfülle seiner Ochsen. Essen, Trinken, Schlafen, langsames Gehen und gute Verdauung sollen die Vorbedingungen eiderstedtischer Lebensführung sein. Eine Folge davon ist, daß die besitzende Klasse der Eiderstedter groß und wohlgenährt, starkknochig und phlegmatisch ist. Der Satz: „Der Mensch ist, was er ißt," gewinnt hier an Wahrscheinlichkeit. Mit Geringschätzung blickt der Eiderstedter Bauernpatrizier auf alles Nichteiderstedtische. Die Erinnerung an die Heldentaten der freiheitliebenden Vorfahren, die, im Vertrauen auf eigene Kraft, bei Oldensworth einst das übermütige Dänenheer besiegten und den Brudermörder König Abel erschlugen, steht bei ihnen in Ehren.

Von Garding, dem auf einem Dünenstreifen gelegenen Hauptorte Everschops (Eiderstedt wurde früher aus drei Eiderinseln — Utholm, Everschop und Eiderstedt — gebildet, die 1487—1567 landfest gemacht wurden), einem freundlichen Landstädtchen mit elektrischem Licht, gutem Straßenpflaster, besteht eine Postverbindung nach dem im äußersten Westen Eiderstedts gelegenen Nordseebade St. Peter. — Ehe wir zur Fahrt „ins alte romantische Land" uns anschicken, werfen wir einen Blick auf das Geburtshaus eines „Königs der historischen Wissenschaften," das der hochgelegenen, baumumschatteten, alten



Kirche zu St. Peter.

Stadtkirche gegenüber liegt. Eine Tafel über dem Hauseingang eines spitzgiebeligen, kleinen Hauses kündet, daß der berühmte Historiker und Archäologe Theodor Mommsen am 30. November 1817 als Sohn des Diakonus Jens Mommsen hier das Licht der Welt erblickte.

Eine schöne Chaussee, die an beiden Seiten eingefaßt ist mit niedrigen Weiden, die von der Regierung angepflanzt, alle drei Jahre geschnitten, zu den Stackbauten der Eider verwendet werden, verbindet Garding mit St. Peter. Die Gegend atmet eine unsägliche Monotonie. In vielen Krümmungen windet sich die Fahrstraße durch Schleswigs „lämmernährendes Pylos." Ganz Eiderstedt ist eine fast ununterbrochene Wiesenfläche von 330 qkm Größe, wie sie in solcher Ausdehnung und Güte nur selten in der Welt vorkommen mag. Hie und da unterbricht das Rot eines Gehöftes das ewige Grün der von unzähligen Viehtriften belebten Wiesen, denen der Schmuck der blumigen, duftigen Kräuter versagt ist. Am fernen Horizont taucht ein langer, weißer Streifen auf, der beim Näherkommen sich auflöst in eine Reihe von abenteuerlich geformten Sanddünen, die der Sturmwind der Nordsee zusammengetürmt hat. — Bei dem Gehöft Wittendün wird die einförmige Grasfläche durch ein schattiges Gehölz unterbrochen. Das Wäldchen liefert den Beweis, daß gewisse Baumarten hier trotz Westwind und Dünensand zu gedeihen vermögen. In einer Viertelstunde hält unser Gefährt vor dem Kirchspielkrug des Kirchdorfes St. Peter, das sein Wachsen nicht zum wenigsten dem 20 Minuten entfernten Nordseebade gleichen Namens zu danken hat. Kirche und Schule liegen dicht beisammen, wie es die Natur der Sache mit sich bringt. Dicht davor liegt der alte Dorfkrug, wo seit Generationen an Sonn- und Feiertagen die zur Kirche fahrenden Marschbewohner auszuspannen pflegen. Die dem heiligen Petrus geweihte Kirche liegt auf einer kleinen Anhöhe, inmitten eines baumlosen Friedhofes. Zwei gekreuzte Himmelsschlüssel, die sich neben Mond und Stern auch im Kirchensiegel vorfinden, sind dem mächtigen Schutzpatron und Schirmherrn zu Ehren an der östlichen Kirchenmauer angebracht worden.

Dichter Efeu rankt sein Gezweig liebevoll an dem niedrigen Gotteshause empor und umrahmt die hohen Spitzbogenfenster mit ernstem Grün. Das mit

einem schlanken Dachreiter ausgestattete Kirchlein, das im ältesten Teile dem 13. Jahrhundert entstammt, ist im Jahre 1860 einer gründlichen Renovation unterzogen worden. Interessant erscheint in baulicher Beziehung der quadratische altertümliche Chor mit jüngerem, östlich angebautem Abschluß von 5 Achteckseiten und seinen ausgetreppten Spitzbogenfenstern.

Die im Vorraum der Kirche aufgestellten Totenbahren rufen uns ein vernehmliches Memento mori zu. Das Sonnenlicht umspielt die wappengeschmückte Kanzel, die einem unbekannten Meister aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ihre Entstehung verdankt. An der Südwand des Kirchenschiffes hängt ein altes geschwärztes Epitaph aus dem Jahre 1671, das zur Erinnerung an den ersten evangelischen Prediger in St. Peter, Berend von Horsten, Sohn eines Bürgermeisters von Osnabrück, errichtet wurde.

Der spätgotische Altar mit der aus 16 Figuren bestehenden „Kreuzigung Christi“ in kunstvoller Schnitzarbeit gehört noch der vorreformatorischen Zeit an.

Unerschütterliche Hoffnung, eine göttliche Zukunftsgewißheit wird den unbekannten Künstler, der in jahrelangem Mühen sein Werk zur Ehre Gottes schuf, bei seiner Arbeit geleitet haben. Die fast lebensgroßen, unbeholfenen Gestalten, vor allem Johannes mit dem Buchbeutel und Maria mit gefalteten Händen, verraten die naive Auffassung des Mittelalters, — jener Zeit, die überall und in allem den Tod sah und desto stärker das Leben lebte.

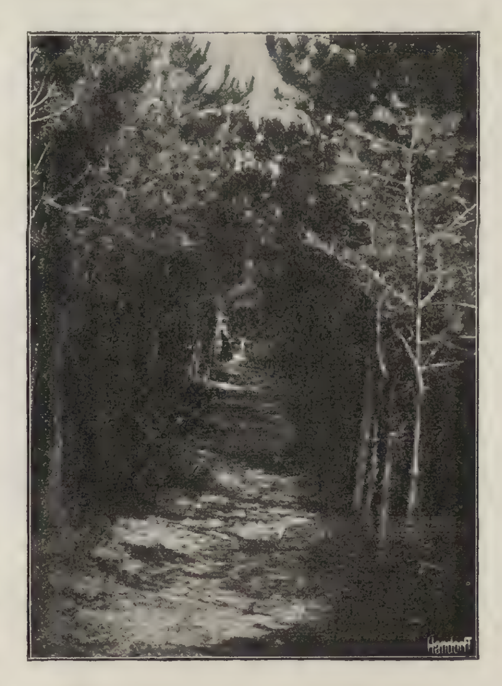
Der Friedhof enthält auffallend viele eiserne Grabkreuze. Die Holzkreuze haben bei den heftigen Westwinden einen schweren Stand. Dünengras und Heidekraut wuchern zwischen den aufgerichteten Zeichen der Hoffnung und des Glaubens.

„Harte Schläge, manche Leiden
Trugt ihr stark mit stillem Schmerz.
Drum zieht jetzt zu sel'gen Freuden
Gott euch an sein Vaterherz,“

kündet die verwitterte Inschrift eines eisernen Grabkreuzes.

Finkenwärder Fischer, die in ihrem Berufe auf dem Meere den Tod fanden, hat man hier mit anderen Schicksalsgenossen „allzufrüh und fern der Heimat“ zum letzten Schlafe gebettet.

Für den Geschichtsfreund besitzt die Dorfkirche St. Peters noch eine besondere Anziehungskraft. Hier tagte im Jahre 1445 ein für die Geschicke der Landschaft verhängnisvolles Thing. Um das Jahr 1438 herrschte über Everschop und Utholm der Staller Ebi Wunneken, der in Osterhever die Ebensburg bewohnte. Durch die Verhaftung eines angesehenen Eiderstedters hatte er sich den Haß der Bevölkerung zugezogen. Sie zerstörte die Ebensburg und jagte den Staller 1439 aus dem Lande. Der vertriebene Staller wurde jedoch mit Waffengewalt wieder in sein Amt eingesetzt. Im Verein mit dem Amtmann Otto Spliedt von



Kiefernwald in den Dünen. (Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.)



Blick durch eine Dünenschlucht auf das Watt.
(Nach einer Photographie von Th Möller in Kiel.)

Gottorp hielt nun der Staller Ebi Wunneken in der Kirche zu St. Peter ein Hardesthing ab. Die Bauern überfielen den Amtmann, den sie „de grote Vagt von Gottorp" nannten, und töteten 7 von seinen Leuten. Dieser Überfall kam aber den Harden teuer zu stehen. Es wurden 62 Männer aus Everschop und Utholm hingerichtet.

Schreckliche Sturmfluten und verheerende Flugsande haben das Kirchspiel wiederholt heimgesucht. Namentlich waren die Sturmfluten von 1634, 1717 und 1825 verhängnisvoll.

Durch ein aus aufeinander geschichteten Findlingen gebildetes Tor gewinnen wir den Ausgang des Dorfes. Vor uns liegt eine ganz neue, eigenartige Welt. Eine Reihe von Dünenhügeln, die schneebedeckten Gebirgstälern en miniature mit Längen- und Quertälern gleichen, flankieren die Straße. Wie der Winter den Schnee in phantastisch gestaltetem Wehen an Wegen und Schluchten lagert, so hat der Westwind hier grotesk geformte Sandberge mit welligen und zackigen Gipfeln zusammengeweht, auf denen der Strandhafer ein „einsam Leben führt." In den Dünentälern hat die Erica ihren roten Teppich ausgebreitet. Nichts erinnert hier an das laut pulsierende Leben jenseits des steinernen Tors, das Dorf und Strandlandschaft St. Peters scheidet. Kein verlockender Vogelton aus Bäumen und Büschen, nichts als das Geschrei der



Priel in den Dünen von Ording.
(Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.)

Wasservögel und die Brandung der See jenseits der Dünenhügel dringt an unser Ohr.

Dann und wann eröffnet sich zwischen den Hügeln der Blick auf das Meer. Auf den Sandbänken jenseits des Vorlandes brechen sich die Wellen in weißem Schaum. Leise, unablässig fliegt der feine Sand, vom Winde getragen, Schneegestöber an sonnigen Wintertagen vergleichbar, über den sonnbeschienenen Vorstrand nach den Dünen zu, wo er sich zwischen den Halmen des Strand-



Außendüne von Süden gesehen. Die Buschdämme links sollen die Ansammlung beschleunigen helfen, um die Lücken auszufüllen, die die Märzflut 1906 in die Dünen gerissen hat. (Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.)

hafers lagert und so die Sandhügel höher und höher türmt. In der Nähe des aus wenigen einfachen Gebäuden bestehenden eigentlichen Badeortes stoßen wir wieder auf Spuren menschlichen Kulturlebens. Zwischen den Dünenhügeln, auf denen der Strandhafer im Seewinde melancholisch das Haupt neigt, mitten aus der Wildnis, erheben sich hier und da in lustige, fröhliche Farben gekleidete Sommer-villeggiaturen, die aus dem weiß schimmernden Sande lebensfroh hervorleuchten. Keine großstädtischen Häuserkolosse beengen uns die Brust und beeinträchtigen das eigenartige Landschaftsbild.

Prunklose, einstöckige Fachwerkhäuser, die erst neuerer Zeit ihre Entstehung verdanken, verkünden, daß das liebliche St. Peter mit seiner wundervollen Einsamkeit mit seiner schlichten klaren Natur mehr und mehr an Freunden gewinnt, die alljährlich hier zur herrlichen Salzflut wallfahren und in der Feiertagsstille der Dünen zum »struggle for life« neue Kräfte sammeln wollen. Buntbewimpelte Sandburgen, an denen mit Spaten und Schaufel emsig gearbeitet wird, zahlreiche Strandkörbe, in denen es sich so schön flirten läßt, geben dem Strandbilde das sattsam bekannte reizvolle Kolorit. Bei Ebbe tritt das Meer weit zurück, so daß man etwa 300 m über den welligen weißen Sandgrund ins Watt hineingehen kann.

Nicht geringeres Vergnügen als die Watt- und Strandpromenade bereitet eine Wanderung im „Walde" und in den Dünen. Der Amtsvorsteher Richardsen hat hinter den Dünen St. Peters durch eine Anpflanzung von Tannen, Kiefern und Erlen ein bleibendes Denkmal sich gesetzt. Schöne Fußwege, die die grüne Wildnis durchschneiden, schattige Ruheplätze und der Schutz vor rauhen Winden

machen das niedere Gehölz zum gern aufgesuchten Aufenthaltsort der Badegäste, die Waldesruhe dem Strandleben vorziehen.

Die höchsten Punkte der Dünen St. Peters heißen „Frahmhörn" und „Malenen-Tüll." Auf der Düne „Malenen-Tüll" (Magdalenenspitze) saß die schöne Maleen, wie die Sage berichtet, manchen Tag und manche Nacht mit ihrem Spinnrade und blickte sehnsüchtig aufs Meer hinaus, ihres Geliebten harrend, der auf die hohe See hinausgefahren war und nimmer wiederkam.

Nördlich von St. Peter, hinter Deich und Düne verborgen liegt das Dorf Ording, das aus wenigen zerstreut liegenden Häusern besteht. Bei klarem Wetter bietet sich von den Ordinger „Höhen" ein prächtiger Rundblick.

Ording ist die kleinste Festlandsgemeinde Schleswigs und wird erst in neuerer Zeit im Sommer von Fremden aufgesucht. Das Dorf hat eine Rettungsstation uud eine kleine, turmlose, 1724 errichtete Kirche. Einst hat das Ordinger Gotteshaus weit draußen auf jetzigem Meeresgrund gestanden, als Ording noch eine große blühende Dorfschaft war. Meer und Sand begruben Kirche und Dorf. Bis Ende des 10. Jahrhunderts war zur Ebbezeit der alte Ordinger Friedhof mit seinen Gräbermalen noch im Wasser sichtbar. Jetzt ruht er lange im Schoße des Meeres. Die heutige vom Friedhof umgebene Kirche liegt hinter schützendem Deich auf einer wurtartigen Anhöhe. Mit klirrendem Getön öffnet sich die Tür zum Kirchlein. Die hölzerne Tonnendecke der Kirche leuchtet in azurnem Blau, aus dem Engel, Sterne und Wolken auf uns herabschauen. Der spätgotische Altar und der figurenreiche Altar-Schrein (um 1460), sowie einige düstere Epitaphienbilder aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen noch aus dem untergegangenen Gotteshause. Der bescheidene Raum ähnelt dem Innern der Halligkirchen, die die Kunstmaler Alberts und Jessen aus Deezbüll so oft auf die Leinwand bannten. —

Auf dem Friedhof ist eine gewisse Regellosigkeit heimisch. Kein Weg führt durch die Gräberreihe. Die Natur ist an die Stelle des Gärtners getreten und hat Stein und Kreuz mit dichtem Grün umhüllt. Leise Schwermut breitet die dunkelnachtenden Schwingen über diese Stätte der Menschenvergänglichkeit. Am östlichen Ende des kleinen Gottesackers haben in langen Reihen die Namen- und Heimatlosen, die das Meer an diesen Strand führte, ihre Ruhestätten gefunden. Kein Kreuz, kein Kranz schmückt die schlichten Grabhügel. Kein Ton dringt aus der Tiefe herauf, der uns berichten könnte über ihre Lebensschicksale.

„Vergänglichkeit, wie rauschen deine Wellen,
dahin durchs Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel münden alle Quellen."



Eine interessante Persönlichkeit aus den Jahren der Erhebung.

Nach den „Erinnerungen" von Christoph v. Tiedemann: „Aus sieben Jahrzehnten", und von Generalmajor v. Holten: „Vom dänischen Hofe"

mitgeteilt von **J. Fr. Dücker** in Altona.

In der sog. vormärzlichen Zeit — etwa 1844 oder 1845, also um die Geburtstunde des Schleswig-Holstein-Liedes — las der Landinspektor Tiedemann in seiner Zeitung eine Anzeige, daß „ein alter Soldat, mehrerer Sprachen mächtig, im Reiten und Jagen geübt, im Abrichten von Hunden wie im L'Hombre-Spiel bewandert, ein Unterkommen auf dem Lande

suche. Er werde seine Kräfte und Künste für die Kost zur Verfügung stellen; Gehalt beanspruche er nicht."

Der Landinspektor Tiedemann wohnte auf Johannisberg und war der Besitzer des Meggerkoogs, den er als Landmesser gekauft und als guter Wirtschafter aus einer versumpften Niederung in fruchtbares Acker- und Wiesenland umgewandelt hatte. Als Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung war er damals bemüht, seine Landsleute wie einst Uwe Jens Lornsen über das Verhalten Dänemarks aufzuklären, das unser Land als seine Milchkuh behandle. „Um 38 Millionen Taler," sagte er in einer Festrede, „hat Dänemark die Herzogtümer prägraviert, d. h. auf gut Deutsch — betrogen." Durch diese volkstümliche, für den gemeinsamen Landesvater Christian VIII. ehrenrührige Übersetzung lud er sich einen Prozeß auf den Hals, in welchem er aber vom Obergericht in Glückstadt wie später von dem Ober-Appellationsgericht in Kiel freigesprochen wurde.

Für mich hatte der Name und das Schicksal Tiedemanns damals ein ganz besonderes Interesse. Mein Lehrer, ein sehr guter Mathematiker, war an schulfreien Nachmittagen und in den Ferien oft auch Landmesser, und ich war dabei häufig sein Handlanger und Lehrling. Er zeigte mir alles, lieh mir sogar zuweilen sein Landmessergerät, die langen Ruten, um die Felder meines Vaters ebenso zu behandeln. Nach dem Schluß der Schulstunden saß ich im Sommer oft stundenlang neben ihm auf der Schulbank, sah, wie er mit Hilfe eines verjüngten Maßstabes eine Karte des gemessenen Feldes machte, und berechnete mit ihm die Größe der einzelnen Flächen. Diese Nebenbeschäftigung gewann mich für den Landmesserberuf, und der Kirchspielvogt sagte eines Tages zu meinem Vater: „Der Junge muß Landmesser werden. Ich schreibe an meinen Freund Tiedemann; wenn er einen Lehrling brauchen kann, wird er ihn nehmen." Tiedemann aber antwortete, daß er Ostern 1842 noch keinen Lehrling brauchen könne; ich müsse noch ein Jahr warten und möge mich bis dahin weiter unterrichten lassen. Das geschah denn nun, und ein Kandidat der Theologie, der mich konfirmiert hatte, gab mir wöchentlich Stunden in der Geschichte, der Geographie und im Deutschen. Die Landmesserübungen wurden den Sommer über fortgesetzt. Als das Wartejahr halb verstrichen war, fand ich Gelegenheit zu einer Anstellung als Unterlehrer, und mein Lieblingswunsch Landmesser zu werden ward nicht erfüllt. Ich las und hörte aber in meiner Präparandenzeit von 1842—45 mit dem größten Interesse von dem Landinspektor Tiedemann und seinen patriotischen Bestrebungen erzählen.

Beim Lesen jener Anzeige war Tiedemann weder Landmesser, noch Wirtschafter, noch Patriot; ihn trieb seine natürliche Gutmütigkeit und die Neugier, sich mit dem Verfasser der Anzeige in Verbindung zu setzen und ihn zu sich einzuladen.

Acht Tage später erschien der „alte Soldat," ein kräftiger, breitschulteriger Mann mit wettergebräuntem Gesicht, mit struppigem Bart und Haar. Unter buschigen Augenbrauen leuchteten ein Paar Falkenaugen hervor. Auf dem Rücken trug er einen Feldtornister, an der Seite eine Jagdtasche, in der Hand eine Doppelflinte. Sein Anzug war schäbig. Auf Befragen erzählte der alte Landsknecht, daß er am 4. Oktober 1793 in Norwegen geboren sei und als Offizier nach einander in dänischen, preußischen und französischen Diensten gestanden habe. Sein Name sei Helgesen, Kapitän Helgesen."

Der Landinspektor gab ihm zunächst einen besseren Anzug und dann wies er ihm ein kleines Haus in der Nähe des Herrenhauses als Wohnung an, und Kapitän Helgesen lebte nun in seinem Häuschen wie ein amerikanischer Jäger

in seiner Waldhütte, durchstreifte zu Fuß und zu Roß den ganzen Meggerkoog und die Umgegend; er war bald mit allen Wegen und Pfaden, ebenso mit den Bewohnern bekannt. Wenn man ihn spät abends durch die Ritzen der Fensterladen beobachtete, da sah man oft, wie er Kräuter kochte und Flüssigkeiten mischte oder wie er eine gefangene Fischotter abrichtete, daß sie ihm wie ein wohlerzogener Jagdhund Fische apportieren mußte. Die Leute auf Johannisberg hielten ihn für einen Zauberer oder Hexenmeister und erzählten, daß er mit seinem Blick störrische Pferde und bissige Hunde zähmen, daß er das Fieber vertreiben und Blut stillen, ja, daß er sich unsichtbar machen und so ungesehen das Tun und Treiben der Menschen beobachten könne, und Helgesen schmunzelte, wenn in seiner Anwesenheit davon die Rede war. Der Landinsektor unterhielt sich oft mit ihm und mußte gestehen, daß er zwar ein wunderlicher Herr, aber ein feingebildeter Mann sei, der viel durchgemacht habe. „Der Mann muß tief in die Karten aller Parteien gesehen haben," sagte er.

Als Tiedemann eines Tages aus der Zeitung erfuhr, daß in Christiansfeld die Stelle eines Postmeisters vakant sei, beredete er Helgesen, sich für diesen Posten zu melden. Postmeisterstellen in Schleswig-Holstein wurden ja damals meistens mit verabschiedeten dänischen Offizieren besetzt, und Helgesen war 1814, als Christian VIII. noch Kronprinz von Dänemark und Statthalter von Norwegen war, eine Zeitlang sein Adjutant gewesen. Helgesen setzte sich also an den Schreibtisch und schrieb direkt an Christian VIII.:

„Mein König, Du wirst Dich Deines Adjutanten von 1814 erinnern. Auch hast Du hoffentlich nicht vergessen, daß Du mir einst versprachst, mir zu helfen, wenn ich Deine Hilfe anriefe. Ich rufe Dich jetzt und bitte: Verleihe mir die Postmeisterstelle in Christiansfeld. Dein getreuer Helgesen."

Dieses originelle Schreiben wurde trotz aller Bitten und Ratschläge Tiedemanns, es abzuändern, abgesandt und blieb natürlich ohne Antwort; aber Helgesen faßte nun bittern Groll gegen den König, dem er Falschheit und Treulosigkeit vorwarf.

Wenige Wochen später starb König Christian VIII.; in Kiel wurde am 24. März 1848 eine provisorische Regierung eingesetzt, und der Bruder des Herzogs von Augustenburg, Prinz Friedrich von Noer, das militärische Mitglied dieser Regierung, überrumpelte mit den Lauenburgischen Jägern, den Studenten und den Kieler Turnern die Festung Rendsbnrg. Da nun die dänisch gesonnenen Offiziere nicht an der Erhebung teilnehmen wollten, ihren Abschied erhielten und nach Kopenhagen gingen, da konnte man ja für die neue schleswig-holsteinische Armee tüchtige Offiziere gebrauchen. Daher wollte Helgesen nun auch nicht länger auf Johannisberg bleiben; er brannte darauf, seine militärische Laufbahn wieder aufzunehmen. Der Landinspektor, ein leidenschaftlicher Patriot, überließ ihm ein junges, edles Reitpferd, einen Fuchs, zur Benutzung, und Helgesen ritt nach Rendsburg, um sich, mit einem Empfehlungsschreiben seines Wirtes versehen, dem Prinzen zur Verfügung zu stellen.

Der Prinz, ein Aristokrat vom reinsten Wasser, aber ein Grobian, war ein Gegner des Landinspektors, der als freisinniger Volksmann die allgemeine Volksbewaffnung gefordert und sich wegen dieses Vorschlages mit dem launenhaften und jähzornigen Prinzen kurz vorher überworfen hatte. Wie konnte ein solcher Mann sich unterstehen, ihm einen Offizier zu empfehlen! Er zerriß wütend das Empfehlungsschreiben, warf die Fetzen auf den Fußboden und donnerte Helgesen an, als ob er ein Schuljunge sei. „Wagen Sie mir mit Empfehlungen von dem alten Stänker zu kommen?" schrie er. „Ich kann Sie nicht gebrauchen. Scheren Sie sich zum Teufel!" Helgesen sah den Prinzen

mit seinen Falkenaugen an, als ob er ihn mit seinem Blick durchbohren wollte. „Zu Befehl, Durchlaucht!“ brüllte er dann, schlug die Hacken zusammen, machte Kehrt, sattelte den geliehenen Fuchs und ritt — direkt in das dänische Lager.

Nach einigen Wochen schrieb er an den Landinspektor, daß es ihm unmöglich gewesen sei, dem ausbrechenden Kampfe untätig zuzuschauen. Vom Prinzen schnöde zurückgewiesen, habe er dem Dänenkönig Friedrich VII. seinen Degen zur Verfügung gestellt. Den Fuchs wolle er zum Andenken an seinen edlen Gastgeber behalten.

Nach dem Ausfall und der Schlacht bei Fridericia 1849 hörte der Landinspektor zum erstenmal wieder von seinem wunderlichen Gaste. Zurückgekehrte schleswig-holsteinische Gefangene aus dem Meggerkoog erzählten ihm, daß sie am Tage nach der Schlacht bei einem höheren dänischen Offizier, der hoch zu Roß am Wege gehalten, vorbeidefiliert und angehalten worden seien. Dieser Offizier habe sich angelegentlich nach dem Landinspektor und seiner Familie erkundigt, habe ihnen ein Geldgeschenk gegeben und ihnen herzliche Grüße aufgetragen. Das sei Oberstleutnant Helgesen gewesen.

Bald darauf rückte Helgesen zum Oberst auf, und 1850 erschien er an der Spitze von zwei jütischen Bataillonen und mehreren Batterien in Friedrichstadt, den rechten Flügel der dänischen Aufstellung bildend, schuf die offene Stadt durch Schanzen und Gräben in eine Festung um und nahm daneben seine alten Beziehungen zur Landbevölkerung wieder auf, so daß er sich von jedem Vorhaben der Schleswig-Holsteiner aufs genaueste zu unterrichten wußte.

Vom 29. September bis zum 5. Oktober 1850 wurde die Stadt von den Schleswig-Holsteinern bombardiert. Am 4. Oktober, dem Geburtstage Helgesens — so erzählt v. Holten (S. 112) nach dem Bericht eines Augenzeugen — ging Helgesen mit seinem Stock in der Hand über den Markt, begleitet von einem Adjutanten. Ein Schneider, der glauben mochte, daß nun die Stunde der Befreiung geschlagen habe, stürzte in Hemdärmeln und mit der schleswig-holsteinischen Kokarde an der Mütze aus einer Haustür auf den Marktplatz. „Unsere Brüder sind da! Es lebe Schleswig-Holstein!“ schrie er. Da ließ Helgesen ihn sofort anhalten und sagte zu einer Schildwache: „Kannst du ihn besorgen?“ — „Ja, Herr Kommandant,“ erwiderte der Däne, „soll ich ihn einstecken?“ — „Nein, beim Teufel,“ befahl Helgesen, „du sollst ihn verhauen; ich halte dein Gewehr.“ Und der unglückliche Schneider erhielt zwanzig Schläge über den Rücken, während Bomben und Granaten über ihm platzten. „Spektakel können sie mit ihren Kanonen und Gewehren machen,“ sagte Helgesen; „wenn sie aber Friedrichstadt haben wollen, so müssen sie es mit den Nägeln loskratzen.“ In der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober drangen die Schleswig-Holsteiner mit Todesverachtung vor und mußten stellenweise durch Wasser waten, das ihnen bis an den Hals ging. Einer kleinen Abteilung gelang es, auf der Chaussee über die vielfachen Verhaue weg näher an die Stadt zu dringen, so daß den Dänen bedenklich zumute wurde. „Helgesen befand sich in dem Blockhause,“ erzählt Christoph v. Tiedemann, „in der Borkmühlenschanze. Die kurze Pfeife im Munde, saß er an einem Tisch, auf dem sich eine Schnapsflasche und einige Gläser befanden, und erteilte mit größter Kaltblütigkeit seine Befehle. Da stürzte einer seiner Offiziere herein und rief: „Herr Oberst, wir sind verloren! Die Stadt wird genommen!“ Helgesen schenkte ein Glas ein, als wenn er nichts gehört hätte. „Darf ich Ihnen einen Bittern anbieten, Herr Kapitän?“ fragte er. Dann stand er auf, stopfte sich ruhig eine frische Pfeife, stellte sich an die Spitze zweier, rasch zusammengezogener Kompagnien und warf nach einem wütenden Handgemenge die vorgedrungenen Schleswig-Holsteiner zurück.“

Nach dieser Friedrichstädter Affäre war Helgesen der volkstümlichste Mann im ganzen skandinavischen Norden. Die dortigen Zeitungen brachten sein Bild; Dichter rühmten seinen Mut und seine Tapferkeit; die dänischen Soldaten sangen auf ihren Märschen seine Loblieder, und die nordischen Fürsten schmückten seine Brust mit Orden.

Nach der schmählichen Auslieferung Schleswigs durch die deutschen Großmächte wurde Helgesen Kommandant von Schleswig und Oberbefehlshaber über alle dänischen Truppen zwischen Eider und Schlei, und als nun die kleinlichen und peinlichen Quälereien für die schleswig-holsteinischen Patrioten an der Tagesordnung waren, konnte Helgesen beweisen, daß er die ihm auf Johannisberg bewiesene Gastfreundschaft nicht vergessen hatte. Der Landinspektor Tiedemann war freilich im Mai, im fünften Monat nach der Auslieferung, vor Gram gestorben; aber seine Familie lebte noch auf Johannisberg und sollte jetzt nicht weniger als 10800 Mark bezahlen, die in den drei letzten Jahren statt an Dänemark an die schleswig-holsteinische Regierung als Steuern entrichtet waren. Die Exekution stand vor der Tür. Da gab Helgesen dem Rittmeister, der mit seinen Dragonern im Meggerkoog einquartiert war, den gemessenen Befehl, „jeden Exekutor, er möge in Uniform oder Zivil erscheinen, beim Kragen zu nehmen und nach Schleswig abzuliefern." Er wolle hiermit, schrieb er gleichzeitig an die Frau Landinspektor, den Fuchs bezahlen, den er 1848 mitgenommen habe und nicht mehr zurückliefern könne, weil das edle Tier in der Schlacht bei Idstedt unter ihm erschossen sei.

Nachdem auch Holstein den Dänen überliefert worden war, wurde Helgesen, der inzwischen zum General ernannt worden war, Gouverneur von Rendsburg; Militär- und Polizeigewalt ruhten in seiner rauhen Hand, und er herrschte dort mit der Willkür eines türkischen Paschas, — aber mit Humor. Als die dortige Bürgerschaft eines Tages — ohne, wie sonst üblich gewesen, den Gouverneur einzuladen — nach dem Klosterkrug hinausgezogen war, um ihr Vogelschießen wie früher zu feiern, ließ er abends die Tore schließen, und alles Klopfen und Rütteln, alles Verhandeln mit der dänischen Wachmannschaft war vergeblich. Die Rendsburger Schützenbrüder mußten mit Weib und Kind die Nacht über in Sturm und Regen draußen bleiben. Drei junge Damen, den besten Familien Rendsburgs angehörend, wollten den alten Haudegen dafür gründlich ärgern und ihm zum Trotz in den verbotenen schleswig-holsteinischen Landesfarben durch die Straßen spazieren. Die eine kleidete sich ganz in Blau, die andere in Weiß, die dritte in Rot, und so spazierten sie, wenn auch mit klopfendem Herzen, Arm in Arm an dem Gouvernementsgebäude vorüber. Helgesen stand schmunzelnd am Fenster und betrachtete sie eine Zeitlang mit Wohlgefallen; dann ließ er sie durch einen Adjutanten auffordern, vor ihm zu erscheinen. Zum Tode erschrocken folgten die jungen Damen der Einladung. Helgesen aber empfing sie mit ausgezeichneter Höflichkeit, ließ ihnen Schokolade und Kuchen reichen und unterhielt sie mit Scherzen und Neckereien. Nachdem sie so etwa eine halbe Stunde bei ihm gewesen und nun aufatmend Abschied nehmen wollten, geleitete er sie galant bis zur Tür. Dann sagte er plötzlich: „Ich bedaure, die Blaue noch einen Augenblick zurückhalten zu müssen; es wird mir ein besonderes Vergnügen machen, die beiden andern in den dänischen Farben durch die Straßen promenieren zu sehen."

Von seiner Leidenschaft für die Dressur von Tieren konnte er auch als General nicht lassen. „Ich fand ihn," erzählt v. Holten, „mit der langen Pfeife auf dem Sofa sitzend, eine junge Otter auf jeder Seite neben sich. Diese jungen Ottern dressierte er mit seltener Geduld für den Fischfang." Auch

Christoph v. Tiedemann, der Sohn des Landinspektors, hat ihn in Rendsburg besucht. „In der Mitte seines Zimmers," erzählt er, „stand ein länglicher Trog, mit dem verschiedensten Futter gefüllt. Aus diesem Troge fraßen in brüderlicher Eintracht neben einander mehrere Hunde, mehrere Katzen, ein paar Ziegen, ein Fuchs, zwei Fischottern und drei oder vier Kaninchen; eine lange, schlanke Reitgerte in der Hand, überwachte der Gouverneur das Mittagsmahl seiner vierbeinigen Zöglinge." „Es war ein merkwürdiger Anblick," erzählt v. Holten, „Helgesen zu sehen, wenn er auf die Jagd ging. Zuerst kam seine Bagage und Dienerschaft in einem Wagen mit seinen zwei Reitpferden bespannt. Darauf folgte er selbst in einem von zwei kleinen norwegischen Pferden gezogenen Fuhrwerk, hinten im Gefährt ein Taubenschlag und zwei Ottern; ein halbes Dutzend heulender Hunde bildete die Begleitung." v. Tiedemann hatte schon als Knabe die Otterzähmung angesehen. Das Tier biß sich fest in der linken Hand seines Meisters und wollte sich nicht abschütteln lassen. „Ah, lang' mir mal den Retstock her," sagte Helgesen; „wir wollen sehen, wer es am längsten aushält." Dann schlug er so lange auf die Otter los, bis sie nicht nur losließ, sondern auch ausgeführt hatte, was er von ihr verlangte. Um seine blutige Hand bemühte sich Helgesen erst, als die Züchtigung zu dem gewünschten Resultat geführt hatte. Einem seiner Diener muß es im Verkehr mit der Otter ähnlich ergangen sein; denn v. Holten erzählt, daß er einmal mit einem Kutscher gefahren sei, dem ein Glied von einem seiner Finger fehlte. „Ich fragte ihn," erzählt er, „ob er es durch eine Kugel verloren habe." „Nein," antwortete er, „das war eine Otter, die hieß Pêcheur. Ich diente damals bei General Helgesen."

Auch dem Spiel war Helgesen treu geblieben; aber auf diesem Gebiet wandte Fortuna ihm nach wie vor den Rücken, so daß er nicht nur das prachtvolle Mobiliar, das ihm der König für seine Wohnung im Gouvernementsgebäude geschenkt hatte, sondern auch alle ihm von hoher Hand verliehenen Orden schließlich versetzen mußte. Er konnte beides natürlich leicht entbehren; es ward ihm aber doch etwas sonderbar zumute, wenn er daran dachte, daß der König auf den Einfall kommen könnte, die Herzogtümer und namentlich Rendsburg zu besuchen.

Helgesen erhielt endlich mit mehreren andern Offizieren seinen Abschied, und da hat ihn v. Holten auch in Kopenhagen gesehen. „Ich traf ihn," erzählt er, „im Vorzimmer des Königs und fragte ihn, ob er längere Zeit hier bleibe. „Nein, hol mich der Teufel, wenn ich es tue," erwiderte er; „ich passe nicht in diese Verhältnisse. Ich gehe hier herum und schwitze vor Angst wie ein Esel."

„Ende der fünfziger Jahre," erzählt v. Tiedemann, „ist der alte Landsknecht gestorben. Noch in den letzten Tagen vor seinem Ende war er beim Morgengrauen zum Festungstor hinausgeritten, um draußen auf den gepachteten Jagdgründen mit seinen Hunden und Ottern bis zum letzten Strahl der Sonne zu jagen. Da ereilte ihn ohne Krankenlager schmerzlos der Tod. Seine Leiche wurde mit militärischem Gepränge nach Kopenhagen geführt und dort auf dem Soldatenkirchhof neben seinen Landsleuten und Waffengefährten, den Generälen Rye und Schleppegrell, von denen der erstere in der Schlacht vor Fridericia, der andere in der Schlacht bei Idstedt fiel, begraben; beide hatten schon 1814 wie er dem Statthalter von Norwegen gedient."

Was hätte aus der schleswig-holsteinischen Erhebung werden können, wenn Prinz Friedrich von Noer dem Kapitän Helgesen Gelegenheit gegeben hätte, der schleswig-holsteinischen Sache zu dienen! Vielleicht wäre Helgesen ein nordischer Garibaldi geworden; jedenfalls wäre die Schlacht bei Idstedt unter ihm und v. d. Horst nicht verloren gegangen.

Der Warnspruch.[1])

Lübecker Ballade.

Das letzte Feuer, das erste Gras:
Da tranken die Herren den Hippokras.
Um des würzigen Glühweins Purpurrund
Am Silberschauer das Sprüchlein stund:
„Da danßt Bornholm hen." —
Auf Kronborg ist man der Freude hold.
Es rollt das Gold wie die Woge rollt.
Es springt wie die Flut der Wein vom Faß.
„Die Pfeffersäcke bezahlen das:
„Söven un söventig hense,
„Söven un söventig gense.
„Bieten mi nich de gense,
„Frag ick 'n Dreck na de Hense!" —
Da braust es mit blankem Gefieder herbei.
Zum Kampfe gellt's wie der Wildgans Geschrei.
Grauschwingig schatten Trauer und Sorg':
Das schafft von Lübeck Hans Wittenborg.

„Und schlug mir den eignen Sohn ihr Geschoß —
„Man biete die Herren zum Tanz aufs Schloß."
Wie Schnee taut Wittenborgs trotz'ger Sinn
Vor den Sonnenaugen der Königin.

„O schönste Kön'gin, ein Tanz mit Dir!"
„Herr Wittenborg, sprich, wie bürgst Du mir?"
„Die Insel Bornholm sei Freundschaftspfand..."
Hans Wittenborg faßt ihre weiße Hand:
Da danßt Bornholm hen. —
Auf Lübecks Marktplatz ein Purpurrund.
Inmitten Herrn Wittenborgs Richtblock stund! —
Das erste Feuer, das letzte Gras:
Da tranken die Herren den Hippokras...

Dresden. Marianne Mewis.



Naturgeschichtliche Studien im Treibsel der Nordsee.[2])

Von **Philippsen** in Flensburg.

I.

Wer jemals an der Meeresküste geweilt hat, der wird auch wohl von dem Treibsel gehört haben; aber wohl nur wenige haben es der Mühe wert geachtet, demselben besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Unter Treibsel versteht man alle an den Strand getriebenen Gegenstände, gleich welcher Herkunft, in erster Linie jedoch die angetriebenen Organismen

---

[1]) Die Ballade bezieht sich auf eine Mitteilung im Müllenhoff, S. 537, die besagt, daß „der Lübecker Bürgemeister habe die Ehre haben wollen, mit der Frau Königin zu tanzen, welches ihm auch gewährt worden, unter der Bedingung, daß Bornholm wieder an den König käme." Mit Bezug darauf ist die in dem Gedicht benutzte Redensart — da danßt Bornholm hen — im Volke entstanden. Die Schriftleitung.

[2]) Vorliegende Abhandlung ist, abgesehen von einigen Umänderungen, einem demnächst im Verlage von Max Hansen in Glückstadt erscheinenden Büchlein „Naturgeschichtlicher Führer durch die Nordseebäder" von Philippsen entnommen.

des Meeres, und dergleichen sind nicht wenige, so daß man wohl von naturgeschichtlichen Studien des Treibsels sprechen kann, und jeder Naturfreund wird gut tun, dem Treibsel seine besondere Aufmerksamkeit zuzulenken.

Die größte Menge des Treibsels stammt natürlich aus dem Pflanzenreich, uud Seegras und Seealgen bilden oft einen hohen Wall; häufig sieht man gar mehrere Reihen, die anzeigen, wie hoch die letzten oder höchsten Fluten den Strand bespülten. Der Blasentang, Fucus vesiculosus und platycarpus sind als häufigste Algen natürlich am stärksten vertreten; aber auch die Meersaite, Chorda filum, der Kraustang oder das Karaphenmoos, Chondrus crispus, die Arten der grünen Meersalate, wovon am bekanntesten Ulva lactuca und Monostroma latissimum sind, sowie zierliche Rottange, wie der Horntang, Ceramium rubrum u. a. sind in der Küstenzone losgerissen und an den Strand geworfen worden. Andere Arten, namentlich die großen Brauntange, treiben von den Felsen Helgolands, des Borkum-Riffs oder gar von der englischen Küste herüber, so der Knotentang, Fucodium nodosum, die Meereiche oder -schote, Halidrys siliquosa, der Zuckertang, Laminaria saccharina, die Meerpalme, Laminaria digitata u. a., oft mit epiphytisch auf ihnen sitzenden zierlichen Rotalgen bedeckt; gar den Golftang, Sargassum bacciferum Ag. aus dem atlantischen Ozean habe ich unter dem Treibsel der Nordsee gefunden. Algensammler finden also stets reiche Ausbeute; manche Arten sind allerdings etwas zerrissen, abgebleichte Algen aber ergeben bessere Präparate als zu intensiv gefärbte. Unkundige zählen auch das Seemoos mit seinen Abarten zu den Algen, obgleich es zu den Polypentieren gehört. Sonst findet man im Treibsel die großen schwarzen Knollen der Meerbinse, Scirpus maritimus oder eingetrocknete Exemplare des Queller, Salicornea herbacea und manche andere Pflanzen und Pflanzenteile. Mit den Flüssen aus dem Binnenlande, besonders im Winter mit dem Eise, werden aus dem Innern des europäischen Festlandes zahllose Früchte ins Meer geführt und hier an den Strand geworfen; ihre Keimkraft aber haben sie auf der Reise eingebüßt. Wer besonderes Glück hat, der findet eine große, plattgedrückte, kastanienbraune Frucht, die Riesenhülse oder Meerbohne, Entada gigalobium DC., die in Mittelamerika beheimatet ist und die mit dem Golfstrom hier herüber treibt. In die Nordsee gelangt diese Frucht nur selten, auf Nowaja Semlja aber hat eine Bucht nach dem häufigen Vorkommen derselben den Namen Kastanienbai bekommen. Andere tropische Früchte, wie die Kokosnuß aus dem östlichen Ozean; Arachis hypogaea L., Erdnuß oder Erdeichel aus Afrika oder Südamerika; *Bertholletia excelsa Humb.*, Paranuß aus Südamerika; Phytelephas macrocarpa, Steinnuß aus Südamerika und andere mehr dürften wohl, da sie wichtige Handelsartikel sind und vielfache Verwendung finden, eher von Schiffen stammen. Hasel- und Walnüsse, Kastanien, auch Früchte der echten Kastanie finden sich öfters im Treibsel; Apfelsinen, Zitronen, Äpfel und andere Früchte treiben oft vollständig frisch und genießbar an. Von Schiffen stammen auch die zahllosen Bambusstäbe, die man in allen Stärken und Längen finden kann; sie sind von Ostindien mitgebracht zum Verstauen der Ladung und werden nach dem Löschen in der Nordsee einfach über Bord geworfen. Korkplatten, Korkringe usw. stammen von den Fischerböten her.

Auch aus dem Tierreiche stammen manche interessante Treibgegenstände. Zunächst findet man nicht selten Leichen von Vögeln und Seehunden, im Sommer von den Sonntagsschützen unter den Kurgästen wundgeschossene und dann verendete Tiere, im Winter von Vögeln, die oft aus dem hohen Norden kommen und die durch Hunger und Entbehrung ermattet und entkräftet ihren Tod in den Wellen gefunden haben. Der Vogelsammler, der Ornithologe findet am



Rocheneier (von links nach rechts gezählt):
1. Raja clavata, 2. R. batis, 3. R. radiata, 4. R. clavata mit Eierklumpen von Loligo media.

Strande oft reiche, seltene Ausbeute. Nach Stürmen findet man auch wohl kleine Tümmler angetrieben, meistens aber stark beschädigt.

Besonders häufig findet man im Treibsel die Rocheneier, viereckige, vierzipflige hohle Gebilde; die glänzend schwarzen stammen vom Stachelrochen, Raja clavata, die langen braunen, seidenhaarigen vom Glattrochen, Raja bata und die kleinen aufgeblasenen, langzipfligen vom Sternrochen, Raja radiata. Ganz ähnlich sind die Eier einiger Haifisch-Arten, doch sind diese gelbbraun und haben an den Ecken lange, spiralig aufgewundene Zipfel; solche sind sehr selten an der Nordseeküste zu finden, weil die meisten Haie der Nordsee lebende Junge zur Welt bringen. In den Rocheneiern kann man gelegentlich noch den Embryo finden, den jungen Fisch mit dem Dottersack. An Rocheneiern sitzen manchmal kleine glockenförmige, gelbbraune Gebilde, ähnlich trockenen Heideblüten; es sind das die sogenannten Seetrauben, Eier des Kalmars, Loligo media. Der Kalmar ist ein Weichtier und ein naher Verwandter des Tintenfisches, Sepia officinalis, von dem die länglichrunde, aus weißem Kalk bestehende Rückenschulpe manchmal massenhaft antreibt. Der Tintenfisch selbst treibt selten an, gelegentlich findet man nach heftigen Stürmen tote Tiere im Seetang. Häufig sind natürlich die Schalen der andern Weichtiere, der Schnecken und Muscheln. Alle in der Nordsee vorkommenden Mollusken lassen sich aus dem Treibsel sammeln; manche Arten findet man eigentlich nur da, weil sie wegen ihrer Seltenheit oder ihrer geringen Größe schwer zu fischen sind.

Mit Muscheln haben die Entenmuscheln große Ähnlichkeit; Lepas hilli sitzt mit einem fleischigen Stiel auf Treibholz oder sonstigen Treibgegenständen, Lepas fascicularis sitzt meistens auf Tang. Entenmuscheln nennt man sie, weil nach dem Volksmund aus ihnen die wilden Enten entstehen sollten, was man ja wohl begreifen kann, da im Herbste nach dem Verschwinden der Entenmuscheln die großen Scharen der wilden Enten und Gänse eintreffen, die jedenfalls das Meer von den noch treibenden Entenmuscheln säubern. Zu den Krebstieren gehören sonst noch die kleinen weißen Kalkkegel der Seepocken oder Seewarzen, Balanus, die man auf Steinen, Muschelschalen usw. findet. Massenhaft findet man die Panzer der Krebse, der Strandkrabbe, der Schwimmkrabbe, auch der Seespinne oder gar des breiten Taschenkrebses, manchmal gar die vollständige äußere Hülle; denn bei der Häutung schlüpft der Krebs so geschickt aus seiner Schale, daß man nachher garnicht die Bruchstelle entdecken kann. Einzelne Körperteile von den vielgliedrigen Krebsen sind sehr häufig und bilden stellenweise ganze Lager; besonders interessant sind die riesigen Zangen des breiten Taschenkrebses, der häufiger als der Hummer vorkommt. Als größte Seltenheit spülen Sturmfluten die Gespenstkrabbe oder Spinnenkrabbe, Stenorhynchus rostratus an den Strand, die mit ihren langen Beinen an die Wundertiere der Tiefsee erinnert.

Hier müssen auch die verschiedenen Arten des Seemooses erwähnt werden, d. s. pflanzenähnliche Gebilde, die der Laie schlechterdings nicht von den Algen wird unterscheiden können. Der Stock ist gelbbraun, hornig, biegsam, an den Ästen sitzen die kleinen Polypenstöcke. Beim gewöhnlichen Seemoos, Sertularia argentea sind die Zweige kurz und buschlig, beim Korallenmoos, Hydrallmania falcata sind sie gefiedert. Die kleine Obelia geniculata und Campanularia flexuosa überziehen Algen, Holz oder andere Treibgegenstände mit ihren kurzen, grünweißen Stöcken, die im Dunkeln beim Berühren wunderbarschön grün phosphorescieren. Die größeren Seemoosarten werden gefischt, indem man einen viereckigen Rahmen aus Stacheldraht über den Meeresboden schleift, woran sich das Seemoos dann festsetzt. Sehr viele Seemoosstücke aber werden losgerissen und treiben an den Strand, oft so massenhaft, daß es lohnend ist, dieselben zu sammeln. Gegenwärtig beschäftigen sich ganze Fischerflottillen mit dem Fischen von Seemoos und zahllose Kinder verdienen sich durch Seemoossammeln einen Sparpfennig. — Ein pflanzenähnliches Aussehen haben ebenfalls verschiedene Bryozoen, die man häufig im Treibsel findet. Im Winter und Frühjahr ist überall die Mooskoralle, Flustra foliacea häufig, deren zierliche Zellen zu breiten, blattförmigen Gebilden vereinigt sind; am unteren Blattteil findet man vielfach die schneeweißen Fäden von Crisia eburnea. Weiß der gewöhnliche Mensch diese beiden Arten nicht unterzubringen, so wird er bei dem Fingerpolyp oder Neptunsfinger, Alcyonidium gelatinosum sicher auf eine Alge wetten und hat doch eine Moostierchen-Kolonie vor sich, wo die Einzeltierchen in einer gelbbraunen, baumförmig verzweigten, schlügfrigen Masse liegen. Diese Art treibt besonders im Frühjahr und Sommer an, und hat man täglich Gelegenheit, ein ungläubiges Kopfschütteln der Kurgäste über die eigenartige Beschaffenheit dieses algenähnlichen Tierstockes zu sehen. Zu den Bryozoen gehören auch die verschiedenen Arten der Rinden- oder Krustenkorallen, Membranipora, die feinzellige Überzüge auf Algen, Steinen, Muscheln, Krebsen, Treibflaschen usw. bilden.

Der tierische Treibsel der Nordsee gehört aber nicht ausschließlich seinem Ursprunge nach der See an; denn ähnlich wie manche Pflanzenteile macht auch dieser weite Reisen, teils von fremden Küsten, teils mit den Flüssen aus dem Binnenlande. So kann man besonders im Frühjahr große Mengen von Land- und Süßwasserschnecken im Treibsel auflesen, die bei den Überschwemmungen und Eisfluten der Flüsse in die Nordsee entführt, hier an die Küsten gespült werden. Wie würde ein fremder Sammler erstaunt sein, wenn er hier am Nordseestrande aufsammeln könnte Helix arbustorum, Trigonostoma hispida, Achatina lubrica, Pupa muscorum, Planorbis marginatus und vortes, Paludina achatina und vivipara, Bythinella tentaculata, ferner Anadonta mutabilis, Cyclus corneus u. a., alles Arten, die, abgesehen von Achatina, Pupa und Cyclus, hier nicht heimisch sind. Auch tropische Konchylien kann man finden, doch dürften diese wohl von Kurgästen, namentlich von spielenden Kindern verloren worden sein. Aber auch Insekten kann man im Treibsel finden: manche Arten dürften mit dem Winde auf die See hinausfliegen, bis sie ermattet ins Wasser fallen; andere, besonders die Wasserkäfer, tauchen versehentlich in die See hinein und finden in der salzigen Flut ihr Ende; aber wohl die meisten werden mit den Flüssen aus dem Binnenlande in die See geschifft und an den Strand geworfen. Besonders die mit einer harten Chitinhaut bedeckten Insekten, also Käfer und Wanzen, werden in großen Mengen, oft ganz unbeschädigt, wie regelrecht präpariert an den Strand geworfen, und ein Insektensammler hat hier bequem arbeiten; nur schade, daß alle diese Arten ihren Heimatsschein

nicht mit sich führen. Weite Reisen legen auch oft die Seeigelschalen zurück, bevor sie an den Strand geworfen werden, namentlich der kleine Herzigel, Echinocardium cordatum, der besonders im Winter und Frühjahr sich im Treibsel findet, Schalen des gemeinen Seeigels, Echinus miliaris findet man mit und ohne Stacheln das ganze Jahr hindurch.



Tanzreime [Nachtrag].[1])

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Huch, Johann, wat lach de Diern,
Wat bęwert ehr de Buk,
Dat deit de sure Bottermelk,[1])
De will nich weller rut.
(Dithmarschen.)

[1]) Dat deit de blage Bottermelk,
De kömmt woll weller rut.

2. :|: In Rüsdörp, in Rüsdörp, dar lęwt wi lustig op de Welt, :|:
Un dat för wenig Geld;
Dor ät wi Stuten un Smoraal,
Dat Fett löppt uns bi'n Bart hendal.
:|: In Rüsdörp, in Rüsdörp, dar lęwt wi lustig op de Welt. :|:
(Dithmarschen.)

3. (11.) Aal, gröne Aal,
Dat Kleed is vun Fidahl,
Dat allerbeste Wullmußlin,
Dat is bi Koopmann X to kriegn.
(Dithmarschen.)

4. Ik will för dusend Daler ni,
Dat mi de Kopp af wär,
Denn lep ik mit den Rump ümher
Un wüß ni, wo ik wär.

5. Gretjen, kam mal vör de Dör,
Kam mal 'n betjen rut;
Wi beid'n wüllt spazeeren gahn,
Denn schast du warrn min Brut.
Juchheirassa, juchheirassa,
Kridewidewitt juchheirassa!
Juchheirassa, juchheirassa,
Kridewidewittjambum!
(Dithmarschen.)

6. (s. 1903 S. 192 Nr. 8).
Dat durt nich ümmer un ewig,
Fru, lang mi den Buddel mal her;
Langst du mi den Buddel nich her,
Büst du mine Fru nich mehr;
Dat durt nich ümmer un ewig,
Fru, lang mi den Buddel mal her.
(Dithmarschen.)

7. Dat föfte Bok Moses,
Dat föfte Kapitel,
Wat dans de ol Buer,
Wat flög em de Kittel. (Ostholstein.)

8. (4.) O Hannes, wat 'n Hot,
De Hot de kleed di got,
De Hot de het dree Daler kost,
Dree Daler het de Hot je kost.
O Hannes, wat 'n Hot,
De Hot de kleed di got. (Ostholstein.)

9. Een, twee, dree, veer,
De Snider mit de Scheer,
De Schoster mit 'n Preen
Stek den Snider in't Been,
De Snider wör hink'n,
De Schoster wör stink'n. (Ostholstein.)

10. De Bur sin Liese, oha, wat för een Deern,
Se har so'n grot Og'n, so hell wi en Stern,
So blau as de Himmel, so deep as de Sot,
Wer darin kiekt, het richti sin Not.
(Ostholstein.)

11. Bi'n Meierhof, bi'n Meierhof,
Wo all de hübschen Blomen stahţ,
De gęlen, de plück ik af,
De rod'n lat ik stahn,
De jung'n Geselln rä ik an,
De olen lat ik gahn. (Ostholstein.)

12. (1903 S. 192 Nr. 1 u. 2.)
Ik un du, wi sünd unsern Herren tru,
Wi wüllt em in'n Keller krup'n,
Wüllt em all de Win utsup'n,
Du un ik un wi twee beid'n,
Wi wüllt em dat Fell vernein.
(Ostholstein.)

13. Hansen
Kann dansen
As 'n Sößling op Fatt,
He kunn ni rech dansen,
Dat güng man so wat. (Ostholstein.)

14. (53.) Wenn de Hund mit de Wuß ut de Blangdör löppt,
Un sik den Steert an'n Eckfteen stött,
Denn kiekt he sik üm: Is de Luff noch rein,
Denn hal ik mi noch 'n Stücker acht bet tein. (Ostholstein.)

---

[1]) Vergl. „Heimat“ 1903, S. 114 ff. — Die laufenden Nummern ähnlicher Reime sind beigefügt.

15. Ach, du mein,
De Klock sleit tein,
Hans, stah op to Hawer meihn,
Gret'n kunn de Rock nich finn,
Se wull awer blots keen Hawer binn.
(Ostholstein.)
(Nr. 1—15 mitgeteilt von W. Ehlers in Pinneberg.)

16. Rück ein bißchen weiter,
Rück ein bißchen weiter,
Dreh dich mal um!
Der König von Rom,
Napoleon sein Sohn,
War noch zu klein,
Tänzer zu sein.

17. Meister Diederich, Meister Diederich,
:|: Mit Kükens in'n Korf,:|:
Kükens un Hahns, Kükens un Hahns,
Lat Diederich, lat Diederich man gahn.

18. Meister Diederich, Meister Diederich,
Mit 'e Kükenkorf up 'e Nack,
Söben Höhner un en Hahn,
Lat de Kluckhehn man gahn.

19. (41.) Ik dans un dans de Katerdans
Un dreih mi mal herüm,
Un wenn de Schauh verslęten sünd,
Denn dans wi op de Strümp.

20. Mit den Füßen geht es: Trapp, trapp, trapp!
Mit den Händen geht es: Klapp, klapp, klapp!
Hübsch und fein — artig sein
Müssen alle Kinderlein.

21. (46.) Hest Lewerwust, hest Lewerwust, hest Lewerwust nich sehn?
He hängt in'n Schosteen
Un het man een Been.

22. (36.) Hopdidlop! Kantüffelsupp!
Morg'n wüllt wi verreisen,
Kamt wi ni na Engelland,
Kamt wi doch na Preußen.

23. Alle meine Enten schwimmen auf dem See,
Kopf im Wasser, Schwanz in die Höh.
(Nr. 16—23 aus Amt Hütten, mitgeteilt von Frau Rechtsanwalt Thomsen in Friedrichstadt.)

24. (8.) Heinri, Heinri, pul Kantüffeln,
Heinri, Heinri, stipp in't Fett;
Heinri, Heinri mag so gern
Pulkantüffeln un solten Her'n.
Dän. Wohld. (Prof. Schumann, Lübeck.)



Aus der Zeit der Leibeigenschaft.

5. Das Testament des alten Fürsten, Schulwesen zu damaliger Zeit und Ende der Hörigkeit. Der Besitzer der vier Güter Panker, Hohenfelde, Schmoel und Klamp machte „nach einem Fieberanfall, aber mit vollem Bewußtsein und kaltem Blut" am 4. September 1776 zu Stockholm ein Testament mit dem Schlußsatz: „Die Juristen können etwas zu tadeln finden in der Ordnung des Stils, aber ich hoffe, nicht mit gutem Gewissen." In diesem Testamente heißt es: „Ich gebe die Länder in Holstein dem Prinzen Karl von Hessen. (Es ist eine gerechte Vergeltung, welche ich dem Hause Hessen schuldig bin.) Er ist der Statthalter von Schleswig, Schwager des Königs. Ich gebe sie ihm mit der Bedingung ..... 5. daß er mir erhalten lasse meine Hunde und Pferde, so lange sie leben können. 6. daß er alle Bauern freilasse mit einer ungefähren Bedingung, daß sie zehn Jahre den Acker bestellen und 21 Jahr sein müssen, ehe sie anfassen können. Sie können sich nicht vor 20 Jahren verheiraten ohne die Erlaubnis des Vorgesetzten, die Mädchen mit 18 Jahr. 7. Ich rate ihm, alles in kleine Pachtgüter zu teilen." — Das Testament wurde am 5. Januar 1801 vom Fürsten „nochmals aufs Heiligste konfirmiert" und die Bestimmung betreffs der Lieblingstiere des Erblassers noch erweitert: „Für meine getreuen Hunde wird täglich 8 Schilling bestanden, wie auch für die Katzen. Die Reitpferde, nämlich die Hamburger, die Liese, der Mops, werden so lange sie leben gefüttert. Sie müssen alle Januar bei der Bezahlung vorgewiesen werden, und diese Bezahlung hört auf, sobald sie nicht vorgewiesen werden können. Martin kann meine Hunde, so lange es ihm seine Gesundheit erlaubt, bei sich behalten. Hernach müssen sie einem andern ehrlichen Mann anvertraut werden. Für diese Bemühung bekommt er außer dem Legat 50 Taler so lange noch eins von den Tieren leben bleibt." — Von den „Bauern" war diesmal nicht weiter die Rede, es waren auch ja nur „eigene Leute." Der Schlußsatz lautet in diesem Nachtrag: „Ich begehre von meinen getreuen Bedienten, daß sie mich acht Tage nach meinem Sterbetage in meinem Bette liegen lassen, hernach, wenn der Leichengeruch und die Fäulnis vollkommen beweisen, daß ich tot bin, und der Arzt und der Wundarzt es redlich bezeugen, mich in meinen Sarg legen und darnach bedecken mit warmem Drachenfisch und anderer Materie, welche mich sogleich verzehrt." — Der alte Fürst von Hessenstein starb dann im Jahre 1808 und wurde im Park zu Panker in eine ausgemauerte Grube gesenkt und mit ungelöschtem Kalk überschüttet.

Inzwischen waren in den Gütern zwei wichtige Ereignisse eingetreten. Damit

jeder Bauer oder Kätner sein Feld künftig nach eigenem Ermessen bearbeiten und nutzen konnte und durch seine Nachbarn nicht ferner sich beschränken zu lassen brauchte, wurden 1796 die großen Kampe durch Zwischenknicke in Koppeln abgeteilt; die Gemeinweide wurde aufgehoben und Acker und Wiesengrund tunlichst gleichmäßig verteilt. Sodann war die Testamentsbestimmung hinsichtlich der Freilassung der Bauern überholt durch eine landesherrliche Verordnung vom 10. Dezember 1804, welche besagte: „Damit der fleißige Landmann noch mehr Gelegenheit erhalte, sich und den Seinigen durch Feldbau Unterhalt zu verschaffen und Vermögen zu erwerben: ist die Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig und Holstein vom 1. Januar 1805 an gänzlich und für immer abgeschafft, ohne irgend eine Ausnahme." Diese Verordnung wurde von den armen Hörigen wohl mit großem Jubel begrüßt, doch ist es fraglich, ob ihnen allen die Tragweite eines solchen Geschenkes zum Bewußtsein kam. Die in der Sklaverei zu Pessimisten geworden waren, meinten bald wieder: „Dat blifft allens, as dat west is," während Optimisten, deren es sogar in diesem „Herrenwinkel" (wendisch Pankuren = Panker) gab, in ihrer Weise von Freiheit und Gleichheit schwärmten. „Die Kerls waren zu dumm," sagte der alte Jürgens, „und meinten, wenn sie nichts mehr mit dem Vogtstock kriegten, brauchten sie überhaupt nicht zu arbeiten." Daß sie dumm waren, wer will es ihnen verdenken; für ihre „Bildung" war bisher wenig genug geschehen. Gewöhnlich bestimmte der Gutsherr einen invaliden Soldaten, einen abgenutzten Diener oder einen kleinen Handwerker zum Schulehalten, damit den Kindern rein mechanisch allerlei Religionsbegriffe und etwas Lesen beigebracht würden. Rechnen und Schreiben wurde für Luxus erklärt. Die erste Schule dieser Gegend wurde 1608 von dem Geheimen Landrat Jasper Rantzau, Erbherr zu Hohenfelde und Schmoel, in der Nähe der Schwarzbocker Mühle erbaut. Über das Schulwesen in der Dorfschaft Matzwitz berichtete aber der Generalsuperintendent Struensee nach abgehaltener General-Kirchenvisitation im Jahre 1779 an das Oberkonsistorium in Glückstadt: „Die Einrichtung einer Schule zu Matzwitz, welches Dorf in Lütjenburg eingepfarrt ist, halten beide Prediger für notwendig. Es sollen sich gegen 20 schulfähige Kinder daselbst befinden, welche bisher die Schule zu Satjendorf, des vorhin gemeinschaftlichen Kirchspiels Giekau, mit vieler Unbequemlichkeit sowohl des langen Weges als auch des Unterrichts, weil daselbst nicht der Pontoppidanische Katechismus eingeführt ist, haben besuchen müssen. Die Dorfschaft wünscht sehr, daß die Gutsherrschaft zu Panker, der Fürst von Hessenstein, dieser ihrer Notdurft abhelfen möchte. Abseiten der Prediger sind auch dieserhalben geziemende Vorstellungen geschehen, aber bis itzo ist darauf nicht reflektieret worden." Am 17. Juli 1780 wurde dieser Bericht dem Fürsten von Hessenstein durch die Regierung zu Glückstadt mitgeteilt „mit dem Auftrage (?), eine baldtunliche Erklärung an das Oberkonsistorium einzusenden." Der in Schweden weilende Fürst übergab die Sache seinem Justitiarius, dem Etatsrat und Landsyndikus Jensen in Kiel. Dieser befragte nun zunächst den Observationsverwalter Hagemann in Gadendorf, Guts Panker, um die hiesigen Schulverhältnisse und erhielt folgenden Bescheid:

„Der Satjendorfer Schulmeister hat für Unterrichtung der Kinder aus Matzwitz bisher kein Schulgeld erhalten, weil er aber all um den andern Sonntag die Betstunde verrichtet, so erhält er hiervor von einem jeden Matzwitzer Hufner jährlich ein Spint Roggen. Matzwitz ist von Satjendorf mehrenteils eine Viertelmeile entfernt und der Schulweg vor die Kinder zweimal mehr so weit als nach Gadendorf. Der Katechismus zu Satjendorf und Gadendorf ist der Großfürstlich Holsteinische; allein weil die Matzwitzer Kinder nach Lütjenburg zur Kirche gehören: so muß der Schulmeister zu Satjendorf mit denselben den Schleswigschen Katechismus besonders zum Unterricht treiben."

Darauf wurde vom Justitiarius Jensen die Einrichtung getroffen, daß die kleinen Kinder der Matzwitzer Dorfeingesessenen im Dorfe selber von einer dazu bestellten Frau „in der Kenntnis der Buchstaben, im Buchstabieren und im Beten" unterrichtet wurden, und danach der Vorschlag gemacht, die größeren Kinder künftig nicht mehr nach Satjendorf, sondern nach Gadendorf zu schicken. Damit waren wieder die beiden Lütjenburger Prediger nicht zufrieden; „teils wegen des immerhin noch weiten Schulweges, teils wegen des fremden Katechismus, der nicht nur in Satjendorf, sondern auch in Gadendorf gebräuchlich, und endlich auch wegen der Schulinspektion und des Kirchenbesuchs" (Gadendorf gehört nach Giekau) hielten sie es für besser, wenn in Matzwitz eine unter Aufsicht der Lütjenburger Prediger stehende sogenannte Nebenschule angelegt werden könnte. — Der Justitiarius setzte aber durch, daß sein Vorschlag, den er dem Fürsten gemacht hatte, ausgeführt wurde, und am 1. August 1781 ließ der Kirchenpropst Hasse ein Schreiben an den Etatsrat ergehen, worin es heißt: „Da die Beschwerden eines längeren Schulweges künftig wegfallen, so wird in Absicht der Schule zu Gadendorf nur noch erforderlich sein, daß 1. die Schulstube so vergrößert werde, daß die gesamten dahin bestimmten Kinder darin gemeinsamen Raum haben, und 2. daß der Gadendorfer

Schulmeister für den Unterricht der Matzwitzer Kinder befriedigt werde. In allergehorsamster Befolgung des allergnädigsten Königl. Befehls gebe ich mir die Ehre, Euer Hochwohlgeboren als Justitiarium der Fürstl. Hessensteinschen Güter von Visitationswegen davon zu benachrichtigen mit angefügter ganz ergebenster Bitte, mich dessen, daß solches geschehen sei, gefälligst gewiß zu machen. Der ich im Übrigen mit ausgezeichneter Hochachtung verharre Euer Hoch- und wohlgeboren ganz ergebenster Diener Hasse." Vom Katechismus war nicht mehr die Rede, der Kulturkampf also diesmal zu ungunsten der Kirche ausgefallen. Ob die Schulstube größer gebaut wurde, weiß ich nicht; aber fortan zahlten die sechs Hufner in Matzwitz dem Gadendorfer Lehrer jeder jährlich 32 Schilling lübsch, also zusammen 4 Taler Kurant. Außerdem lieferten der Kätner und jeder Hufner 2 Spint Roggen und 1 Spint Gerste und pflegten bei der Weihnachtssammlung als sog. Präbende eine Mettwurst, ein hausbacken Brot, eine Kanne Bier, etwas Flachs u. dergl. zu geben. Die Schulfrau in Matzwitz erhielt für die Unterweisung der Kleinen von jedem Hufner und dem Kätner 1 Spint Roggen, 1½ Spint Gerste, 8 Schilling bar und als freiwilliges Weihnachtsgeschenk 1 Mettwurst, 1 Brot, etwas Mehl, Grütze, Bier, einige Eier und andere gute Dinge. Übrigens wurde in manchen Dörfern während des Sommers keine Schule gehalten; war der Schulmeister dazu rüstig genug, so suchte er, um bestehen zu können, dann Arbeit bei den Hofpächtern dieser Gegend oder bei den Bauern auf Fehmarn oder gar in der Marsch.

Auch nach Aufhebung der Leibeigenschaft behielt die Schulfrau in Matzwitz ihren Dienst; noch 1812 wurde berichtet, daß die Kinder bei ihr höchstens das A—B—C lernten. Die schleswig-holsteinische Schulordnung vom 24. August 1814 ließ sie unberührt, nach wie vor unterrichtete „School-Ann-Magret" in ihrer kümmerlichen Kate die Dorfjugend bis zum 9. Lebensjahre. Erst im Jahre 1822 gab die letzte Präzeptersch mit ihrem Geist ihr Amt auf, und ein eben konfirmierter Jüngling wurde bei einer Prüfung vor dem Hauptpastor Groth in Lütjenburg für fähig befunden, ihr Dienstnachfolger zu werden, bis nach langen Verhandlungen 1827 die bereits 1779 geforderte eigene Schule als Distriktsschule zu Matzwitz eingerichtet und mit einem seminarisch gebildeten Lehrer besetzt wurde.

Ich bin bereits über das „Ende der Hörigkeit" hinausgeraten, möchte aber doch noch einen Schritt weiter gehen, um zu zeigen, wie lange die in der Leibeigenschaft anerzogene Dummheit vorhielt. Das „Testament des alten Fürsten" war in französischer Sprache abgefaßt gewesen, vielleicht auch reichlich geheim gehalten worden, Grund genug für die Dörfler, zu sagen: „Dar stickt wat achter; de Kram is nich rein!" Die Tagelöhner behaupteten, ihnen sei sicherlich ein höherer Tagelohn, eine eigene Kate usw. zugesichert, und die Bauern vermeinten, sie wären im Testamente mindestens zu Erbpächtern, wahrscheinlich aber zu freien Eigentümern ihrer Stellen eingesetzt. Ein Advokat machte sich diese Meinung zu Nutze. Darüber wurde im Jahre 1844 berichtet: „Ein Rabulist hat vor einigen Jahren den Tagelöhnern durch seine Emissäre vorzuspiegeln gewußt, wie er ihnen gegen eine gewisse Summe viele Rechte und Freiheiten und einen höhern Tagelohn verschaffen wolle. Sie waren so dumm und gingen in die Schlinge, brachten das Geld zusammen, und wie vorher zu sehen: der Advokat und seine Helfer lachten sich ins Fäustchen, und alles blieb, wie es war. Unbegreiflich ist es aber, wie die Hufner sich noch jetzt von diesen Betrügern bei der Nase herumführen lassen. Dieselben sagen nämlich, den Gutsuntergehörigen, hauptsächlich aber den Bauern komme dasjenige nicht zugute, wie es laut Testament des Fürsten von Hessenstein geschrieben steht: Wenn sie daher das dazu nötige Geld bekämen, wollten sie den Bauern alles ihnen Vorenthaltene verschaffen. Den Bauern wird es aber nicht besser gehen wie den Tagelöhnern. Ihr sauberer Advokat und seine Gesellen erhielten zu verschiedenen Malen Geld, und damit wird es wohl sein Bewenden haben."

Natürlich gibt es heutzutage — mehr denn hundert Jahre nach Aufhören der Erbuntertänigkeit — auch in meiner lieben Heimat zwischen dem Selenter See und der Ostsee keine Leute mehr, die sich von Rabulisten und deren Emissären nasführen lassen! In dieser Zuversicht schließe ich meine größtenteils aus vergilbten handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellten Mitteilungen „Aus der Zeit der Leibeigenschaft."

Dietrichsdorf. G. Schröder.

Mitteilungen.

1. **Eine Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde.** Der glorreiche Kampf der kleinen heldenmütigen deutschen Schar gegen das stolze dänische Geschwader am 5. April 1849 bei Eckernförde hat verschiedenen unserer Künstler willkommenen Stoff zur Darstellung im Bilde geboten. Das bekannte Kolossalgemälde des Marinemalers Salz-

mann, wohl das künstlerisch bedeutendste und von großartig malerischer Wirkung, gehört dem Bestande der Kieler Kunsthalle an. Ein kleineres Ölgemälde schuf der Marinemaler Arenhold. Es wurde vom Künstler der Stadt Eckernförde zum Geschenk gemacht und schmückt nun im Rathause den Sitzungssaal der Stadtkollegien. — Über ein weiteres Gemälde dieser Art findet sich folgende interessante Mitteilung in dem Jahresberichte der „Sammlung Hamburgischer Altertümer" für 1901 von Dr. Th. Schrader: „Durch ein sehr wertvolles Geschenk wurde die Gruppe „Schleswig-Holsteinische Armee, 1848—51" bereichert, nämlich durch ein großes, das Gefecht bei Eckernförde am 5. April 1849 darstellendes Ölgemälde des Hamburger Malers Johann Heinrich Sander (geb. 1810, gest. 1865). Sander war Marinemaler und hat besonders den Elbstrom, die Nordsee und die Insel Helgoland zum Gegenstande seiner Darstellungen gemacht. Das jetzt der Sammlung von seiner Tochter Fräulein Louise Sander geschenkte Bild hat er unter dem unmittelbaren Eindruck des in ganz Deutschland höchste Begeisterung erregenden Sieges über die dänische Seemacht gemalt, aber als er es fertig hatte, war der Siegesjubel verrauscht und hatte tiefer Trauer über den Fall der Herzogtümer Platz gemacht. Der Künstler mochte unter diesen Umständen sein Bild nicht an die Öffentlichkeit bringen, es wurde nicht einmal eingerahmt, sondern zusammengerollt und weggelegt und ist erst jetzt, nach sachverständiger Restaurierung, der Besichtigung zugänglich geworden. Das wirkungsvolle und figurenreiche Bild konnte in unmittelbarer Nähe der übrigen Erinnerungen an den schleswig-holsteinischen Freiheitskampf in sehr günstiger Beleuchtung aufgehängt werden." Das Gemälde ist, wie mir von befreundeter Seite geschrieben wird, 2 m breit und 1½ m hoch. Die Mitte des Bildes zeigt den sich auf die Seite neigenden Rumpf des Linienschiffes Christian VIII., der sich grell von dem dunkelblauen Himmel abhebt. Aus allen Luken dringt feuerrote Glut, und aus dem Mittelschiff lodern gelbe Flammen hoch empor und beleuchten die zum Himmel aufsteigenden Rauchmassen. Von der ganzen Takelage ist nichts mehr zu sehen. Links liegt die Fregatte Gefion mit wild gerefften und zerschossenen Segeln, zwischen denen das Licht des Mondes matt hindurchblickt. An den Bordwänden klettern aus Booten Matrosen hinauf. Im Vordergrunde treiben auf dem stark bewegten, vom Feuerschein beleuchteten Wasser zwischen Schiffstrümmern Boote mit geretteten Dänen. Ein großes Boot ganz vorne hat gegen 30 Insassen in verschiedenen Uniformen. Es nimmt die dort Schwimmenden auf. Schon klammert sich ein Mann an den Bootsrand, ein Ertrinkender ergreift ein Ruder. Viele Insassen, zum Teil verwundet, starren teilnahmlos vor sich hin, andere blicken mit allen Anzeichen großen Schreckens in die Ferne. Der mit erhobener Hand am Steuer sitzende Mann ist ein Selbstbildnis des Malers. F. Lorentzen.

2. **Eine Anfrage des Magistrats in Tondern vom 18. August 1607** an die Universität zu Rostock, wie der Magistrat sich wegen dreier der **Zauberei** angeklagter Frauen zu verhalten habe. Bei meinen Arbeiten zur Durchforschung des Tondernschen Stadtarchivs fand ich folgendes Schriftstück, das ich der „Heimat" nicht vorenthalten will. Bevor ich den Wortlaut der Anfrage folgen lasse, teile ich das Begleitschreiben mit. Dieses hat die Aufschrift: Dem Erbaren Wollg. Johanni Nauclero, Tunderensi der hl. Schrift Studioso zu Rostock.

Unsern Freundlichen gruß Zuvor. Erbar Wollgelardter günstiger gutter Freundt, euch soll hiermitt Unvorhalten sein, Welcher gestalt Wir der Juristische Facultät belehrung in einer Rechtssache bedürfftig, demnach dieselbe mit deren Umbstande bey Zeigern thun Übersenden mit freuntlicher bitte, Wollet die briefe Wie ehr euch solches Vorsiegelt zustellen wirtt Überliefern, Und günstiglich darann sein, das der botte gefürderth und schrifftlichen bescheit wiederumb bekommen muege, Wegen der herre gebühre Ist Jhm 6 thaler (1 Rosenoble) zugestellet, Wofern solches nicht genugsamb, Wolleth Unsert halbern solches vorlecht zu werden Vorsehung thun und Uns desfals schrifftlichen bericht thun, Soll zu allem Dancke bei Fürderlichst gelegenheit entrichtet werden, Und seinth deshalb mit günstiger Willfahrungk wider zu verdienen Willich, Göttliches Schutzes Empfehlend. Dat. Tundern den 18 Augusti Ao 1607.

J. E. W.

Burgermeister und Rhaet darselbst.

Die Anfrage hat folgende Aufschrift:

Den Ehrenuesten Erbaren Hoch und Wollgelardte Herrn Doctoren und Präsidenten der Juristischen Facultät Rostoch, Unsern Zuvorläffigen Herrn und Unbekannten guten Fründen ganz Fründtlich.

Unsern Fründtwillige Dienste Und alles gutten Erbietung Zuuor, Erenueste und Wollgelardte Insonders großgünstige herrn und Zuverlessige gutte Freunde, E. E. W. und G. Können wir Notwendich Unuorhalten sein lassen, Welchergestalt Allhier in dieser Stadt Tundern Unlengest eine Vast Unerhörte that geschehen, Nemblich, daß einem Armen Bürger bei nachtschlafender Zeit von teufelischen leuten seine Stall (:da sein einige Kühe

gestanden:) bestiegen, Der Kühe die Titten dicht bey dem Jedder (Euter) Abgeschnitten, dauon sie alsobaldt gestorben Und des morgens todt gefunden, Welche teufelische und Unerhörte that, von menniglichen henferner zur Zauberey zu gebrauchen beschen (geschehen) sey, besprenget und im Schwange gegangen, darhero dann (:Weile man den theter nicht gewußt noch auskuntschafften Können:) Viele Ansehnliche Erliche Frauwen sulches zugemeßen, so doch Unschuldich; etzliche Perßonen Aber so berüchtiget:) Unter Welchen dan eine mit Nahmen Kirstine Bartells eines Kühehirtten weib, so von vielen Jahren hero Zauberey halben Verdechtich:) Diese that Zugemessen (zugetraut) Dieselbe doch beneinet (leugnet), Und Auf daß sie souiel Unschuldiger sein (mochte hat sie eine Andere (:mit Nahmen Marina Jacobs, So zum theil auch Verdechtich gehalten:): Zauberey halben berüchtiget, Welche dann zu Errettung Ihrer Unschult ·/. sich mit Ihr in die Eisen zu geben erbotten, Jedoch woll Ihrer beiderseits meinnngk nicht :/: besondern auf das man sie souiel mehr unschuldich zu sein halten sollte :/: sulches gewilliget, Worauf sie dann beiderseits, benebenst der Dritte so auch Vordechtig mit nahmen Kathrine Jacobs :/: auf das sie nicht wiekhafftich (flüchtig) :/: Angenomben und in die hafft gebracht, Auch mit der Schruwen uf die Finger angegriffen worden, und doch mit sodaner geringen Zwank nichts abzufragen, besundern Alles Vielmehr wessen sie überzeuget vorleuchnen und widerreden wollen. Obwoll aber großgünstige liebe herren wir genugsamb wissen, daß diese Personen Schuldich und Straffbar, demnach ehe und beuohr dieselbe mit der Tortur und Scharfen Frage wieder belecht, E. E. W und G Rhetliches bedencken :/: Wo und wasserlei gestalt wider bemeldte Personen zu Procediren, und was Vermuege Rechtens hirinne zu thuende :/: zu fürdern und außzubitten für eine notturft (Notwendigkeit) erachtet, Übersenden demnach hirbey Vorschloßen auß dem Protocollo die gezeugnisse und was dem mehr Anhengich. Und indehme beigefügtes und Oberzehltes alles die Pure lautere und offenbare Warheit, dieselbe Personen auch von Jederman Vordechtich, Und auch über die Kuntliche Notorietet auf Ihre Vorneinen, weder Kann mit lebendigen Zeugen bekuntschafft und beglaubigt werden.

Alß gelanget an E. E. W. und G. unsere Dienstfleißige bitte und begehren, E. E. W. und G. wollen diese Sache erwegen, und ob beigefügte Indica, Daneben gemeine dieser Stadt Einwohner Vordacht nicht Sufficient und zu Rechte genugsamb bestendich: Angezogene Personen, mit der Scharffen Frage anzugreiffen, E. E. W. Rhetliches bedencken und Erkentniß in Schrifften uns mittheilen wollen, Wie unser tröstlichen Zuversicht stehet E. E. W. und G. werden uns hirinne gunstigke willfahrungk bezeigen, So Seinth wir Nebenst der gebühre, mit willfehrigen Diensten Sulches zu vorschulden Erbottigk und Jederzeit willich, E. E. W. und G. Sambt allen Derselben Angehörigen in den Schutz des Allmechtigen getreulich Empfehlende. Datl. Tundern den 18 Augusti Ao 1607. E. E. W. und G. Dienst W.

Bürgermeister und Rhaet darselbst.

Soweit das Aktenstück. Ich habe dasselbe mit unveränderter Rechtschreibung und Satzzeichensetzung wiedergegeben. Eines Kommentars habe ich mich enthalten, weil das Aktenstück selbst genug erzählt. Leider ist das Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1607 hier nicht vorhanden, so daß ich die erwähnten „gezeugnisse" nicht habe einsehen können. Auch ist keine Antwort der Rostocker Universität hier aufbewahrt.

Tondern. W. Nannsen.

3. **Massenweises Auftreten der Holztauben.** Der diesjährige Winter, der uns eine wochenlang auf der Landschaft lagernde dichte Schneedecke bescherte, ist für das Getier in Feld und Wald eine Zeit schlimmer Entbehrungen gewesen. Am meisten scheinen die Holztauben gelitten zu haben. Einzeln und in Scharen zu drei, vier und mehr, so fielen sie in hiesiger Gegend in die Gärten ein, um über den Grünkohl und alles, was sonst Genießbares etwa noch vorhanden war, herzufallen, und kaum ein Garten blieb verschont. In einer hiesigen Gärtnerei hat man sie sogar zu hunderten beobachtet, wenn's nicht an die tausende gekommen ist, oft drei, vier an einer Pflanze. Wie gesät lagen die Blätterreste unter den kahlen Strünken. Das Verscheuchen der Vögel hatte wenig Erfolg, selbst die Büchse des Jägers vermochte sie auf die Dauer nicht fernzuhalten. Wahrscheinlich ist Zuzug von Norden her gekommen, wo vielleicht ein harter Winter die Vögel südwärts getrieben hat. Nachdem Tauwetter eingetreten war, verschwanden die Tiere wieder. Von ähnlich massenweisem Auftreten der Holztauben wurde übrigens in den Tagesblättern auch aus anderen Gegenden der Provinz berichtet.

Quern. E. Schnack.

4. **Der Große Kurfürst in Sonderburg.** Vor einigen Jahren erschienen in Kopenhagen Erinnerungen des Geheimrats Detlef v. Ahlefeldt, bearbeitet nach einem auf Haseldorf gefundenen Manuskript Ahlefeldts. — Detlef v. Ahlefeldt gehörte der alten, im 17. Jahrhundert überaus zahlreichen und begüterten holsteinischen Adelsfamilie von

Ahlefeldt an; er ist 1617 zu Gelting geboren, 1686 in Hamburg gestorben. Ihm gehörten die holsteinischen Güter Haseldorf, Haselau und Kaden. Als dänischer Staatsmann brachte er es bis zum Amtmann von Flensburg, Geheimrat usw. — Während des zweiten schwedischen Krieges gegen Karl Gustav (1658/59) nahm Ahlefeldt als Kriegskommissarius wie als Staatsmann eine leitende Stelle ein. Aus dieser Zeit erzählt er in seinen Erinnerungen folgende Episode: Als Stellvertreter seines Königs hatte Ahlefeldt dem verbündeten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und den fremden Generalen ein Fest im Sonderburger Schlosse [1]) zu geben und hatte dazu seine Frau sowie seine älteste Tochter kommen lassen. Als die Tochter, die damals 16jährige Christine, auf dem Ball erschien, ward der Kurfürst von ihrer Schönheit so hingerissen, daß er ihrem Vater durch den Fürsten von Anhalt das Anerbieten machte, er wolle dem jungen Mädchen einen Ring im Werte von 2000 Talern verehren, wenn er ihr in der Eltern oder auch der ganzen Gesellschaft Gegenwart einen Kuß geben dürfe. Ahlefeldt schreibt, er hätte dem Kurfürsten gern damit „gratificirt," „allein die Mutter wollte durchaus nicht, besonders mußte die Tochter unter dem Schein, als wenn ihr übel wardt, alsbald aus der Gesellschaft nach der Kammer gehen." Übrigens hielten tags darauf die Generale um die Hand der schönen Christine an. Sie ward dem kaiserlichen Brigadier Grafen von der Nuth zu teil, der eigentlich nur ein Glückssoldat war, ursprünglich van der Nutt hieß und aus Holland stammte. Er ist später Besitzer von Haseldorf geworden.

Sonderburg. D. N. Christiansen.

Bücherschau.

1. **Bilder aus der Schleswig-Holsteinischen Geschichte.** Für Schule und Haus gesammelt und eingerahmt von **J. Fr. Dücker,** Rektor in Altona. Zweite Auflage. Schleswig, Julius Bergas' Verlag und Druckerei, 1906. Preis br. 4,40 *M*, geb. 5,40 *M*. — Es ist wiederholt auch in der „Heimat" darauf hingewiesen worden, daß uns ein Werk über schleswig-holsteinische Geschichte fehlt, das in populärer Darstellung, auf der Höhe des heutigen Standes der Forschung stehend, die Geschichte unseres Landes bis in die Gegenwart, d. h. bis zur Lösung der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage, fortführt. Wer unsere Landesgeschichte studieren will, der muß noch immer zu Waitz' Schleswig-Holsteinischer Geschichte und zu Dahlmanns Geschichte Dänemarks greifen, zwei hervorragenden Geschichtswerken, die aber leider nicht vollendet worden sind. Waitz hat zwar in seiner Kurzen Schleswig-Holsteinischen Landesgeschichte die Geschichte bis in die neuere Zeit fortgeführt, allein damit ist der Schule wenig gedient. Das umfangreiche Werk von Christiani, fortgeführt von Hegewisch und von v. Koppe, an das sich heute noch schwerlich jemand heranwagen wird, führt uns auch nur bis in das 17. Jahrhundert. Die Zeit der schleswig-holsteinischen Bewegung und Erhebung seit Lornsen hat zwar eine Reihe von schleswig-holsteinischen Geschichtswerken hervorgebracht, die unsere Anerkennung verdienen, allein nun sind sie veraltet und außerdem im Buchhandel meistens vergriffen. Ich nenne Roß, Geschichte der Herzogtümer bis 1460, Kiel 1831; Forchhammer, Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein seit der Lutherischen Reformation, Kiel 1834; Greve, Geographie und Geschichte der Herzogtümer, 1844; Schesulka, Bremer und Cajus Möller. Auch das zuletzt genannte Buch, das hervorgehoben zu werden verdient, ist vergriffen. Eine Fortsetzung, die sehr beachtenswert ist, hat Dr. Godt geschrieben; sie läßt aber den militärischen Standpunkt, wie aus den beigegebenen Karten und Schlachtenplänen schon auf den ersten Blick hervorgeht, allzusehr in den Vordergrund treten, so daß sie unsern Bedürfnissen nicht entspricht. Wenig beachtet und doch sehr wertvoll ist die Geschichte von Schleswig-Holstein, mit Berücksichtigung der nordelbischen Kleinstaaten, für Schule und Haus bearbeitet von Heinrich Handelmann, Kiel 1873. Das Buch führt die Geschichte bis zu Ende, allein es ist weder ein Schulbuch noch ein Volksbuch. In gedrängter Kürze enthält es eine Fülle von Stoff, und sicher ist es als zuverlässig zu bezeichnen. Was in neuerer Zeit auf diesem Gebiete noch erschienen ist, entspricht nicht den Anforderungen, die wir an eine schleswig-holsteinische Geschichte stellen müssen. Diese müßte die Resultate der Geschichtsforschung, so auch die gründliche und gediegene Arbeit des Professors Dr. August Sach berücksichtigen, dessen hervorragendes Werk „Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung" kürzlich mit der dritten Abteilung zu unserer Freude vollendet worden ist. — Bei dieser Sachlage ist es erklärlich und dankenswert, daß der Veteran von 1848, unser achtzig-

[1]) Siehe „Heimat" 1891, S. 65—71.

jähriger Dücker, sein oben genanntes Buch, das bereits 1866 erschienen, aber nach des Verfassers Mitteilung in der Vorrede seit 15 Jahren im Buchhandel vergriffen war, noch einmal wieder aufgelegt hat. Dücker wurde, wie er mitteilt, häufig dringend aufgefordert, die zweite Auflage seiner „Bilder aus der Schleswig-Holsteinischen Geschichte" erscheinen zu lassen. Er hat sich dazu entschlossen, „nachdem die Pflege des Heimatlichen in den letzten Jahren immer dringender gefordert wurde." Diese Tatsachen sprechen ohne Zweifel für den Wert des Buches. Der Verfasser bietet in dem Buche in volkstümlicher Sprache und in anschaulicher, interessanter Darstellung 52 Bilder, die er, wie es auf dem Titelblatte heißt, für Schule und Haus gesammelt und eingerahmt hat. Ich habe versucht, hier und da die Quellen zu vergleichen. Dabei habe ich gefunden, daß der Verfasser wohl Ausdrücke und Wendungen entlehnt, kaum aber längere Abschnitte nur abgeschrieben hat. Eine Ausnahme bildet vielleicht Kapitel 12: „Drei Tage aus dem Leben Gerolds," das der Verfasser dem „Sonntagsboten" von Propst Versmann entnommen hat, und das ich wie Kapitel 11: „Vicelin," besonderer Beachtung empfehle. (Man vergl. Helmold, Slavenchronik.) Im ganzen wird man wohl den Anteil, den der Verfasser an der Bearbeitung des Stoffes genommen hat, höher einschätzen müssen, als es nach der Angabe auf dem Titelblatte der Fall zu sein scheint. — In die Geschichte der älteren Zeit hat der Verfasser manche sagenhafte Partien z. B. aus dem Leben Adolfs IV., Gerhards des Großen, des Isern Hinnerk u. a. aufgenommen, welche zwar die Darstellung außerordentlich beleben und für Kinder interessant machen, aber meines Erachtens als sagenhaft hätten bezeichnet werden müssen. Die schleswig-holsteinische Geschichte wird vom Zeitalter der Reformation ab besonders schwierig und verwickelt. Verfasser hat es trefflich verstanden, in wenigen Bildern alles Wünschenswerte zu bringen. Dabei erfahren die alten Landesrechte, wie bei Dücker nicht anders zu erwarten ist, überall die gebührende Berücksichtigung, z. B. in Kapitel 42: Die Wegnahme Schleswigs; 48: Kränkungen der Landesrechte; 49: Uwe Jens Lornsen. Durch die Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung, die der Verfasser handelnd mit durchlebt hat, ist er ein sicherer Führer. Der letzte Abschnitt: Schleswig-Holsteins Befreiung, den der Verfasser dem Buche neu hinzugefügt hat, zeigt, daß der alte Schleswig-Holsteiner sich mit den bestehenden Verhältnissen völlig ausgesöhnt hat. Daß dafür der poetische Anhang weggefallen ist, kann als ein Mangel nicht bezeichnet werden. — Einen Hauptmangel des Buches erblicke ich darin, daß die neuere Geschichte zu kurz behandelt ist. Es bringt die Geschichte von Lornsen bis zur Gründung des Reiches auf reichlich 40 Seiten bei 366 Seiten, die das Buch enthält. Man vergleiche einmal die breite Ausführung der Schlachten bei Bornhöved und bei Hemmingstedt mit der Erzählung von Eckernförde, Kolding und Idstedt. Nebenbei bemerkt ist mir aufgestoßen, daß als Datum der Schlacht bei Bornhöved wohl infolge eines Druckfehlers irrtümlich der 25. Juli statt richtig der 22. Juli 1227 angegeben ist. — Die Entstehungsgeschichte der Mark Schleswig in Kapitel 7 muß auf Grund der Untersuchungen von Professor Sach beanstandet werden. So hätte bei einer zweiten Auflage auch noch an manchen andern Stellen die bessernde Hand angelegt werden können; allein trotzdem bleibt der Wert des Buches bestehen, und ich stehe nicht an, es den Lesern der „Heimat" aufs wärmste zu empfehlen.

Kiel. H. E. Hoff.

2. **Geschichtliches und Kulturgeschichtliches** von **Carl Westphal.** Lübeck 1907. Selbstverlag des Verfassers. 8°. XV u. 303 S. 19 Bilder u. 1 Karte. Preis 4 ℳ, geb. 5 ℳ. Käuflich bei Franz Westphal, Lübeck, Karpfenstr. 3a. — Der aus alter Schlutuper Familie stammende und mit warmer Liebe an seinem Geburtsorte hangende Herausgeber, ein zwar nicht wissenschaftlich gebildeter, aber mit gründlichen, allseitigen Kenntnissen und klarem Urteile begabter Mann, stellt unter obigem Titel eine reiche Fülle von Nachrichten über das namentlich durch seine Fischräuchereien bekannte lübeckische Fischerdorf zusammen, die er teils aus eigener Beobachtung und Erfahrung, teils aus den verschiedenen älteren und neueren Werken über Lübeck geschöpft und in mehrjähriger eifriger Arbeit, für die ihm fachmännischer Rat zur Seite stand, gesammelt und gesichtet hat. In gemeinverständlicher, lebendiger und gemütvoller Darstellung behandelt er zunächst die Geschichte Schlutups und seiner Umgebung, die Schicksale seiner Bewohner, die gewerblichen und gemeindlichen Einrichtungen, die Rechtspflege, die Kirchen- und Schulverhältnisse u. a., alles auf dem Boden der lübeckischen Zustände. Im zweiten Teile folgen Mitteilungen volkskundlicher Art: Haus, Tracht, Sprache, Fischerbrauch und -leben, Aberglauben, Kinderlied und -spiel und zum Schlusse einige Sagen, die freilich nicht alle nur dort zuhause sind, fesseln uns. Wenngleich das Buch auf Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit keinen Anspruch machen will noch kann, so ist es doch schon deshalb willkommen zu heißen, weil es Weitverstreutes übersichtlich vereinigt. Besonders aber verdient es die volle Anerkennung der „Heimat" und ihrer Freunde durch die edle

Denkart, aus der es geboren ist und die es bei seinen Lesern fördern und stärken möchte: Sinn für die Natur und ihre Schönheiten, Anhänglichkeit an das gute Alte, offenen Blick für das, was als heilsam zu schätzen, als schädlich zu ändern ist, vor allem Liebe zur Heimatstätte als dem sichersten Grunde treuer Liebe zum großen deutschen Vaterlande.

Lübeck. C. Schumann.

3. **Das Nordseebad Büsum.** Altes und Neues über Land und Leute nebst einer kurzen Chronik von **Johs. Kinder,** Bürgermeister in Plön, und **P. Stüben,** Organist in Büsum. Büsum: W. Clausen, 1906. 157 S. 8°. — Es ist keine Reklameschrift, in der „Altes und Neues über Land und Leute" nur ein Anhängsel und die bekannten Anpreisungen von Hotels usw. die Hauptsache bedeuten. Schon die schlichte Ausstattung beweist das Gegenteil. Die Verfasser wollen nur Antwort auf oft vernommene Fragen geben, und die Fragenden sind natürlich die oft und gern nach Büsum zurückkehrenden Badegäste. Inhalt: 1. Kirchspiel und Kirche. 2. Alte Büsumer Familien und Geschlechter. 3. Die altdithmarsischen Verbundbriefe. 4. Cord Widderik und das Büsumer Taufbecken. 5. Seefehden der Büsumer. 6. Der Landesfeind Wieben Peters 1545. 7. Neocorus. 8. Volksglaube der alten Büsumer. 9. Wie es die Büsumer machten. 10. Die Dithmarscher Bucht. 11. Der Krabbenfang in Büsum. 12. Seemoos-Fischerei. 13. Lustfahrt mit einem Kutter. 14. Seehundsjagd. 15. De Floth. 16. Zur Chronik unseres Bades. 17. Kurze Chronik von Büsum. — Die erste Erwähnung des Kirchspiels fällt ins Jahr 1140: Erzbischof Adalbert von Bremen verleiht die Einkünfte des Kirchspiels Büsum und den Zehnten aus Middelsdorf dem Hamburger Kloster. — 1818 oder 1819: Kirchspielvogt Bruer in Büsum ließ auf der Horst eine Badekarre herstellen. 1906 zählte das Bad 4344 Kurgäste. Barfod.

4. **Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, 22. Heft.** Kiel, 1906. Verlag von Lipsius & Tischer. — Dieses Heft, herausgegeben von C. Rodenberg, enthält: I. Kieler Schloßrechnungen 1611—1704, von Herrn Pastor Johs. Biernatzki zu Hamberge aus den Herzoglich Gottorper Rentekammer-Rechnungen des Staatsarchivs zu Schleswig ausgezogen und für den Druck vorbereitet. II. Das Inventar des Fürstlichen Hauses zu Kiel 1654, von demselben Herrn ausgezogen. III. Ein Verzeichnis der in den Schloßrechnungen namhaft gemachten Meister, von denen einzelne, wie „Meister Henning, der Steinhauer vom Kiel" oder „Daniel Vorhaven, der Kleinschmied" usw. auch nach anderen Quellen eingehend gewürdigt werden. Den Schluß bildet ein Wort- und Sachregister von Dr. A. Gloy. — Jedenfalls bietet dieses Heft einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte des Handwerks und des Kunstgewerbes der Stadt Kiel und unserer engeren Heimat, und es ist, da die Rechnungen und das Inventar genau in der Schreibung damaliger Zeit wiedergegeben sind, sicherlich auch für den Sprachforscher von Wert. Und wohl jeden Leser wird es interessieren, wenn er erfährt: „In diesem 1617. Jahre Zum Kiell hatt Jaeob Fincke vff Fl. Gn. Ronnebaen daselbst Zwey pfeiler gestafierett, geoliedrencket und mit Bleywidt angestreken ... Dyth ys tho dancke betalth (eigenhändig) yackop ffyncke maler." Bedauerlich ist es, wenn nach S. 81 „In deß Kunings Gemach" im Jahre 1654 inventarisiert werden muß: „1 Mißings Crantz mit 4 Armen vmb den Pfeiler mit Pipen vndt Platen, darunter 1 Plate etwas Zerbrochen." „1 schwartzer von Ebenholtz vndt mit Perlemutter eingelechter vierkantischer Tisch, Welcher von der Kayserlichen Soldatesca ziemlich schampfierett." Aber gar betrübsam ist's, Seite 84 zu lesen: „Im Bierkeller: Ist nichtes, sondern was vorhanden gewesen, ist von den Schwedischen verbrandt worden." „Im Großen Weinkeller: Ist nichtes." Steht man hier also schließlich dem absoluten Nichts gegenüber, so ist um so mehr im letzten Teil unseres Heftes, dem Wort- und Sachregister, zu finden: vieles, was einen anheimelt, vieles, was einem einleuchtet, etliches aber auch, daran man selbst seinen Witz versuchen möchte. Und so soll's auch wohl sein! G. Schröder.

Anfrage.

An der Rendsburg-Schleswiger Chaussee liegt in sandiger, zum Teil aufgeforsteter Gegend das aus wenigen Gehöften bestehende Heidbunge. Könnte dieser Name nicht wie „Bachbunge" auf das altnordische bingr = Polster zurückgeleitet werden? Das ergäbe ja einen richtigen Sinn. Dieselbe Form ist enthalten in Holzbunge, nahe am Wittensee, eine ähnliche in Bünge, unweit der Treene, und Bungsberg.

Sorgwohld. H. Dose.

Auskunft. In Jellinghaus, „Holsteinische Ortsnamen" heißt es unter dem Ortsnamen „bünje": „Aus mnd. buwinge, der Bau, das Gebaute, wohl nicht aus schlesw. bund, Grund, Boden. Wester-, Norder- und Osterbünje bei Windbergen, Bünge bei Hemme. Vergl. Heidbünge bei Kropp: Olden buwinge 15. Jahrhundert."

J. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 5. Mai 1907.

Menno Simonis in Holstein.

Von Prof. Dr. **R. Hansen** in Oldesloe.

Es wird vielen Lesern der „Heimat" kaum bekannt sein, daß in unserer Provinz ein Religionsstifter seine letzte Ruhestätte gefunden hat, dessen Anhänger heute zwar nicht sehr zahlreich sind, aber durch ihre wahrhaft christliche Brüderlichkeit, durch ihren Fleiß und Friedensliebe sich überall, wo sie sich niedergelassen haben, allgemeiner Achtung erfreuen. „Religionsstifter" ist allerdings nicht in dem Sinne zu fassen, daß er eine völlig neue Religion gegründet hat, er war eigentlich nur ein Reorganisator der sogenannten Wiedertäufer, deren religiöser Fanatismus nicht nur ihnen selbst, sondern der ganzen kirchenreformatorischen Bewegung in Deutschland schwere Schäden zugefügt hat.

Menno Simons, d. h. Sohn eines Simon, latinisiert Menno Simonis, ward 1492 zu Witmarsum in Westfriesland geboren und zum katholischen Priester ausgebildet. Der Heldenmut, mit dem ein Wiedertäufer allen Qualen trotzte, trieb ihn an zu ernstlichem Studium der Bibel, und als er 1532 in die Kreise der Melchioriten, der Anhänger des Wiedertäufers Melchior Hoffmann, eingeführt wurde, gewann er allmählich die Überzeugung, daß seine bisherigen Anschauungen voller Irrtümer seien. Doch erst am 12. Januar 1536 brach er endgültig mit der katholischen Kirche, indem er sein Pfarramt niederlegte. Inzwischen war der revolutionäre Zweig der Wiedertäufer 1535 in Münster mit Gewalt niedergeworfen; die schlimmen Ausschreitungen, die sie sich hatten zu Schulden kommen lassen, erweckten überall die Angst, daß auch die anderen Gruppen der sogenannten Wiedertäufer eine Gefahr für den Staat werden könnten, und hatten die Verfolgung auch der milder Denkenden zur Folge. Es war Mennos Verdienst, daß er die bedenklichen Elemente ausschied und durch sein Leben und seine Schriften die Furcht vor dem „Münsterschen Geist" zwar nicht beseitigt, aber doch erheblich gemildert hat.

Charakteristisch für seine Lehre ist die Weltflucht; seine Anhänger sollten eine Gemeinde der Heiligen sein, die sich von den weltlichen Angelegenheiten fern hielte, keine Waffen führen, weder zum Angriff noch zur Verteidigung, keine obrigkeitlichen Ämter bekleiden noch einen Eid leisten; die Taufe wurde erst vollzogen, wenn ihre Bedeutung dem Täufling verständlich geworden war. Von den Andersgläubigen sollten sie sich möglichst abschließen, sich unter einander selbst wie Brüder behandeln.

Bis 1542 lebte und lehrte Menno in Westfriesland; als er auf Befehl Kaiser Karls V. das Land räumen mußte, ging er anfangs nach Emden, und kam nach verschiedenen Wanderungen 1544 nach Wismar, wo er mit einem

aus England vertriebenen Anhänger Zwinglis, Martin Myconius, eine Disputation hatte. Seine letzte Zufluchtsstätte fand Menno bei Oldesloe.

Das Gut Fresenburg bei Oldesloe war 1526 durch Kauf in den Besitz Henneke's von Ahlefeldt gekommen. Sein Sohn Bartholomäus hatte auf seinen Reisen die Mennoniten in Westfriesland kennen gelernt und ihren Fleiß und ihr stilles Leben bewundert. Er gewährte nicht nur Menno Wohnsitz und Schutz auf seinen Besitzungen, sondern zog auch verschiedene Anhänger seiner Lehrer dahin. In Lübeck hatten die Mennoniten eine geheime Druckerei und sandten die dort hergestellten Schriften in Tonnen besonders nach den Niederlanden. Eine Sendung von 10 Tonnen ließ der Amtmann von Segeberg,



Claus Wensin, auf die Anzeige der Lübecker, die von dem Inhalt Kenntnis erhalten hatten, in Oldesloe mit Beschlag belegen, November 1554, während 14 andere bereits nach Antwerpen abgegangen waren. Der Buchdrucker fand aber Schutz bei Bartholomäus von Ahlefeldt und erhielt von ihm auf seinem Gute ein Haus angewiesen, in dem er Mennos Schriften weiter drucken konnte; als er auch hier belästigt wurde, wußte Ahlefeldt mit energischer Faust die Attentäter fernzuhalten. Auch die Beschwerde der Geistlichen von Segeberg über das wiedertäuferische Wesen in der Nachbarschaft ließ Ahlefeldt unbeachtet. König Christian III. prüfte selbst einige Bücher, die er „ketzerisch und wiedertäuferisch" fand; er schlug seinen Brüdern Hans und Adolf vor, ein gemeinsames Mandat zu erlassen, daß niemand die Wiedertäufer „hausen und beschützen" solle, 12. Dezember 1554. Hans wollte darauf seinen Rat Gregorius von Ahlefeldt und den Statthalter Bertram von Ahlefeldt zugleich mit den etwa von Herzog Adolf beauftragten Persönlichkeiten ein Verhör mit Bartholomäus von Ahlefeldt anstellen lassen, damit er dem Befehle zur Entfernung der Wiedertäufer nachkäme; Adolf hielt ein allgemeines Mandat für angebracht, da die Sekte sich schon über beide Herzogtümer ausbreite; es könne nichts nützen, sich allein an Bartholomäus zu halten (3. Januar 1555).[1])

Zwar ergingen jetzt einige Mandate gegen Sektiererei, aber Menno blieb unter dem Schutze des Gutsherrn. Er starb dort am 13. Januar 1559 in seinem Hause zu Woistenfelde und ward „in seinem Kohlhof" begraben.

Die Stelle, wo Menno zuletzt gewirkt hat, ist lange unbeachtet geblieben. Als nun 1902 eine Versammlung der Vertreter mennonitischer Gemeinden in Hamburg stattfinden sollte, gedachte Pastor van der Smissen, der Geistliche an der Altonaer Mennonitenkirche, sie an die denkwürdige Stätte zu führen. Im Volksmunde hatte sich die Erinnerung an Menno noch gehalten; das Dorf Wüstenfelde, östlich von dem Fresenburger Nebenhof Schadehorn, ist zwar längst niedergelegt, die Ländereien tragen aber noch den Flurnamen Wüstenfeld, und ein Teil davon heißt die Menokoppel. Ist das Land gepflügt oder geeggt, so erkennt man deutlich die Spuren alter Häuser an den Ziegelbrocken und die Grenze der ehemaligen Gärten an dem durch die schwärzliche Farbe von dem umliegenden Lande abstechenden Boden. Ein etwas erhöhtes Stück war dem alten Vogt Grell von Schadehorn bekannt als das „Menostück," und hier war die deutlichste Spur eines ehemaligen Hauses und Gartens; dort war der Kohlhof gewesen, wo Menno bestattet ist, dort das Haus, wo er lehrte.

Im Volksmunde bekannt war auch das Haus, wo der Buchdrucker Mennos gewohnt, das nach der Angabe seiner Gegner mit wiedertäuferischen Schriften angefüllt war. Es ist die sogenannte „Weiße Kate," das erste Haus auf Fresenburger Gebiet, wenn man von Oldesloe der Chaussee folgt. Es dient seit langer Zeit als Wohnsitz für Witwen von Arbeitern des Fresenburger Gutes. Daß es noch dasselbe Haus ist, nur etwas umgebaut oder modernisiert, läßt sich nicht beweisen; mit Sicherheit darf man aber behaupten, daß seit langen Jahren ein Haus an dieser Stelle stand: die umfangreiche Linde, die vor ihm steht, mit einer weit ausgebreiteten Krone, ist mehrere Jahrhunderte alt. Nach der Sage soll Menno selbst sie gepflanzt haben; dann zählt sie über 350 Jahre. Gepflanzt ist sie natürlich erst, als ein Haus dort vorhanden war.

Ziemlich viele Teilnehmer der Mennonitenversammlung in Hamburg besuchten die Stelle, wo Menno starb, und beschlossen, dort einen Denkstein zu

---

[1]) Nach Akten im Kopenhagener Archiv, herausgegeben von Rördam in „Kirkehistoriske Samlinger," Bd. 6, Kopenhagen 1867/68, S. 647 ff.



errichten. Der jetzige Besitzer des Gutes, Freiherr v. Rücker-Jenisch, ließ sich leicht bereit finden, den Platz des ehemaligen Gartens und Hauses gegen eine geringe Pacht auf 99 Jahre an die Hamburg-Altonaer Mennonitengemeinde zu überlassen, und bald erhob sich dort ein Gedenkstein aus Granit. Eine Bronzetafel mit dem Relief Mennos — nach einer Abbildung in einem Buche auf der Hamburger Bibliothek — und der Umschrift: „Hier lebte, lehrte und starb Menno Simons in Demut fromm und still 1492—1559" fertigte Professor Duyffcke mit kunstgeübter Hand; diese Tafel wurde im August 1906 auf dem Granitstein angebracht. Am Sonntag, den 26. August 1906 erfolgte durch Pastor van der Smissen die feierliche Einweihung des Denkmals, an der gegen 70 Mitglieder der Hamburg-Altonaer Mennonitengemeinde, Männer, Frauen und Kinder, teilnahmen. Sie besichtigten unterwegs die „Weiße Kate" mit der Mennolinde. Die bei dieser Gelegenheit aufgenommene Photographie der Kate und der Teilnehmer wird auch für die Leser der „Heimat" von Interessesein, ebenso das Bild des Gedenksteins. Will jemand, der in die Nähe kommt, ihn besuchen, so folge er dem Kirchensteig, der von Oldesloe über Poggensee nach dem Dorfe Havighorst führt, oder gehe von der Chaussee hinter der „Weißen Kate" rechts ab nach Poggensee und von dort anf dem oben gedachten Wege weiter. Nach etwa einer Stunde Wegs sieht man zur Linken das Denkmal, von freundlichen gärtnerischen Anlagen umgeben.

Zu Urgroßvaters und Großvaters Zeiten.

In den adligen Gütern Ostholsteins lebten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Bauern und Tagelöhner in sehr ärmlichen Verhältnissen. Nicht nur bei den Insten, sondern auch bei den Hufnern war bares Geld rare Ware. Der Ackerbau wurde nach hergebrachtem Schlendrian betrieben; von Kunstdünger, Drainage und landwirtschaftlichen Maschinen wußte man nichts. Der Ertrag aus der Feld- und Viehwirtschaft war gering, zumal auch die Preise sich ungemein niedrig hielten. Man rechnete damals nach Talern, Dritteln, Mark, Schillingen, Sechslingen usw. Ein Taler würde nach jetzigem

Gelde 3,60 *M*, eine Mark = 1,20 *M*, ein Schilling = 7½ Pfg. und ein Sechsling etwa 4 Pfg. betragen. Nun galt dort um's Jahr 1820 ein Pferd 20 alte Taler (*rtl*), eine Kuh = 10—12 Taler, eine Tonne (120 kg) Weizen = 4 Mark (ℳ) bis 4 Mark 12 Schilling, eine Tonne (110 kg) Roggen = 3 ℳ bis 3 ℳ 12 ß, eine Tonne (100 kg) Gerste = 30 Schilling und eine Tonne Hafer = 24 bis 26 Schilling. Die Butter wurde das Pfund mit 2 bis 2½ Schilling, ein Pfund Käse mit einem Sechsling, ein Pfund Rindfleisch mit 1½ bis 2 Schillingen bezahlt. Wenn im Herbst eine Kuh geschlachtet wurde, kam nach Verkauf von Haut und Talg das Pfund Fleisch selten über einen Sechsling zu stehen. Hofdienstpflichtige Insten bekamen für so und soviele Hoftage, die sie und ihre Frauen abzuarbeiten hatten, u. a. 2 Fuder Stroh, 1 Fuder Heu und freie Sommerweide für eine Kuh und konnten dieses „Deputat" auf 21 ℳ bewerten. Die Löhne für das Gesinde waren entsprechend niedrig; Dienstmädchen bekamen an Lohn 6—7 Taler Kurant, Knechte höchstens 10—12 Taler und dazu gewisse Ellen Leinen und „Fünfkaum," auch wohl einige Pfund Wolle oder freie Weide für ein Schaf. Und doch hatten die „Deensten," wenn sich zwei einigten, „ehr Plünn tosam to smieten," nicht nur etwas auf dem Leibe und etwas im Koffer, sondern meistens auch noch „wat in de Vielad."

Die Katen und die meisten Bauernhäuser waren von Fachwerk mit Lehmwänden oder mit Tafeln von Backsteinen. Kein Bauernhaus hatte mehr als ein heizbares Zimmer (de Döns) mit Lehmdiele, selten mit einem Ziegelsteinfußboden. Der Ofen (Bilegger) wurde vom Feuerherde aus geheizt, zum Teil mit Buschholz, das in der Gutsforst gesammelt war. Über dem weißgescheuerten Tisch des Wohn-, Eß- und zugleich auch Schlafzimmers qualmte an den langen Winterabenden am Lampenstock die Tranlampe, deren Docht von der Hausfrau zeitweilig mit einer Haarnadel hervorgezogen werden mußte. Um dieses Lämpchens gesellige Flamme scharte sich die Familie; die Frauen und Mädchen kratzten und spannen Wolle, Flachs oder Heede, strickten, knütteten usw., während die Knechte und Männer schnitzten, klüterten, Besen banden, Stroh flochten und in anderer Weise Handfertigkeit übten. Dem Lichte zunächst stehend quälten sich Schulkinder mit dem „Buten Kopp lehren" ab. Denn in der Zeit von Martini bis Ostern mußte doch auch schon vor 1814 die Schule besucht werden und „Katechissen" und „Sprüch" sollten schließlich sitzen. — Hier und da traf man Koffer und Schränke mit Schnitzereien und Beschlag; meistens waren die Geräte einfachster Art. Eine Holzbank an der Fensterwand, ein Lehnstuhl mit Lederbezug in der Ofenecke, einige Strohstühle, Schemel und Feuerkieke, Wandbettstellen, eine hölzerne Wiege wo man sie gebrauchte, ein kleiner Spiegel zwischen den Fenstern, ein Tassenbort neben der Tür und etliche „Schillerazen" (Genoveva und Christus am Kreuz dürften am meisten zu finden gewesen sein) bildeten so ungefähr die Ausstattung einer Stube. Auf dem Herde und in dessen Nähe gab es wohl kupferne und messingene Kessel, auch Geräte von Zinn; aber Grapen und andere Gegenstände von Gußeisen, wie sie jetzt benutzt werden, waren damals nicht im Gebrauch. — Mon aß von steinernen Tellern und Schüsseln, wie der „Pütter" sie für einen Schilling oder weniger lieferte. Der Gabeln bediente man sich noch sehr selten; jeder hatte sein eigenes Messer, meistens ein Taschenmesser (Klappmeß) und einen eigenen Löffel (vom „Spillbohm"), den er nach der Mahlzeit säuberlich abgeleckt und mit dem Jackenzipfel abgeputzt in das Löffelbrett an der Wand steckte. — Uhren waren selten. Die Turmuhren zu Panker und Schmoel waren die Normaluhren für die dortige ganze Gegend. In wenigen Häusern gab es Wanduhren, und eine Taschenuhr, „een Klock

uppe Tasch" hatten fast nur die Herren vom Schreiber und Verwalter aufwärts. Die Mehrzahl der „Leute" richtete sich am Tage nach der Sonne, während der Nacht nach dem Hahnenschrei und Siebengestirn. In den wenigsten Bauernhäusern waren eine abgetrennte Küche und ein ordentlicher Keller (deepen Keller) vorhanden; „in de Gööt" wurde aufgewaschen, gebükt und gebraut, „in de Lucht" gegenüber standen Bettstellen für die Dienstmägde, Koffer, Laden und dergl. Die Knechte schliefen „bi de Peer."

An Ackergeräten, die großenteils selbstgefertigt waren, hatte man einfache hölzerne Blockwagen, Leiter- und Bretterwagen, Sturzkarren, Eggen mit hölzernen Zinken, hölzerne Pflüge mit Siek und Schar von Eisen, hölzerne Walzen, „Klütkühlen," hölzerne Schaufeln, auch Spaten, hölzerne Heu- und Hungerharken usw. Beim Korndreschen bediente man sich der „Flegel" von Buchen- und großer Gaffeln von Weidenholz. Beim Reinmachen gebrauchte man nur hölzerne Wurfschaufeln und ein Handsieb. Zur Bearbeitung des Flachses wurden hölzerne Braaken und Schwingen angewandt; auch Winde und Haspel waren von Holz.

Der Speisezettel machte kein Kopfzerbrechen; es gab nur ein Gericht auf den Tisch, dazu an jedem Wochentag ein bestimmtes. Es wurde allerdings durch den Wechsel von Winter und Sommer eine gewisse Abwechselung bedingt, da man das aß, was man hatte, im Winter z. B. viel Grünkohl. Zu den däftigen Klößen nahm man Gerstenmehl; „Weetenklümp" gab es erst viel, viel später und zwar zunächst einmal am Weihnachtabend. Reis wurde nur auf Hochzeiten und Kindtaufen gegessen; Sago war damals überhaupt nicht zu haben. Erbsen, Bohnen, Grütze, Graupen, Kohl, Rüben, Schweine-, Kuh- und Schaffleisch bildeten im wesentlichen neben dem Mehl und den Kartoffeln die solide Grundlage der damaligen Küchenkunst. Ein gehöriger Beutel mit „Backbeeren" und „Backappeln" durfte in keinem Haushalte fehlen; von eingemachten Gurken oder Rotebeeten wußte man nichts. Buttermilch und eigengebrautes Bier bildeten das Hauptgetränk; Branntwein wurde hierorts nur in geringem Maße getrunken, Met besonders zu Fastnacht. Kaffee wurde sehr selten genossen und dann auch noch als Tee bezeichnet. Das Kaffeetrinken geschah meistens heimlich, denn es galt für ehrenrührig, dabei betroffen zu werden. Der chinesische Tee war hier übrigens völlig unbekannt; es gab nur Flieder-, Kamillen-, Odermennig-, Dreiblatt- oder Erdbeertee. Wein gab es nur beim heiligen Abendmahl. Was nun weitere Genüsse anlangt, so wurde nach Feierabend wohl aus einer Kalk- oder Meerschaumpfeife „een Mundvoll smökt," eine Zigarre aber war ein unbekanntes Ding. Daneben wurde „een Prieschen" Schnupftabak gern genommen, zumal alte Frauen trugen ihre Dose stets bei sich.

Die Tracht war einfach und althergebracht. Frauen und Mädchen trugen zu der Zeit noch stets faltenreiche, gestreifte, fußfreie eigengemachte Röcke, gewöhnlich mehrere übereinander, dazu breite, meistens weiße leinene Schürzen, eine Jacke von Tuch oder Baumwollenzeug, die am Halse ziemlich tief ausgeschnitten und im Sommer bei den jüngeren Personen kurzärmelig war, und ein buntes „französisches" Halstuch. Das Haar wurde einfach gescheitelt, der Zopf auf dem Hinterkopf aufgebunden und von der Mütze bedeckt. Die „Dreestückmütz" der Mädchen und jungen Frauen war aus drei Teilen zusammengesetzt, entweder von Tuch oder Seidenzeug, und war mit breitem Bande und oft mit Stickerei von Silber oder Gold reich geschmückt. Alte Frauen trugen schwarze, enganliegende Mützen (Knêphüll), die nicht nur den ganzen Scheitel und Hinterkopf, sondern auch Stirn, Ohren und den hinteren Teil der Wangen bedeckten.

Die Hüte der Mädchen und Frauen waren von Stroh, mit etwas Band geputzt und nach den Seiten niedergebunden. Die selbstgestrickten wollenen Strümpfe waren meistens von blauer Farbe, seltener weiß; die starken Schuhe hatten nur niedriges Oberleder und waren mit blanken Spangen versehen. — Die Männer gingen für gewöhnlich in eigengemachtem Zeug, in blauen Leinenjacken oder langen „griesen Kitteln“ nach Alter und Würden; Riemenschuhe bezw. Schmierstiefel an den Füßen, ein runder schwarzer Filzhut auf dem Kopfe: dann war „de Kerl farri.“ „Fünfkamm“ und „Dreidraht“ gaben den Stoff ab auch für den besseren Anzug. Über den Oberteil der kurzen Kniehose von grauem Fünfkamm fiel eine lange Weste mit schwarzen und roten niederwärts laufenden Streifen. Zur Erwärmung des Unterleibs war über Weste und Hose ein sehr breites wollenes Leibdand gewunden. Die Weste war bis zum Halse hinauf geschlossen, also wurde keinerlei „Witttüg utstellt.“ Die Sonntagsjacke, meistens grau und buntgestreift, war ohne Kragen, hatte eine sehr lange Taille und breite Schöße und war mit großen Metall- oder Hornknöpfen versehen. Den Hals deckte ein rotes baumwollenes Tuch, und auf dem Kopfe trug man „för best“ einen großen runden Hut mit breitem, dreifach aufgekrempeltem Rande. Die blauen Strümpfe reichten bis über das Knie und wurden durch die blanken messingenen Knieschnallen (Kneespang) der Hosen gehalten. Die Schnallenschuhe waren von derbem Rindleder und an Sohlen wie Absätzen gehörig mit Eisen beschlagen. Stiefel wurden Sonntags weniger getragen; bei hohem Schnee und starkem Frost umwickelte man wohl die Beine mit Strohsielen zum Schutz gegen Nässe und Kälte. So konnte „Buervag Peter Cay ut Hoffell“ (regierte um 1755), einen derben „Gundagstock“ in der Faust, schon einen Gang „upp Nawerschupp“ oder „en beeten na Jochen Eller in Swartbuck“ unternehmen.

Zu der Zeit waren noch sehr wenig Gebäude und gar keine Mobilien versichert; wer abbrannte, war völlig ruiniert, hatte dafür aber den Trost, nicht gegen alten Glauben gehandelt zu haben. Der Aberglaube war noch ungemein im Schwange. Verschiedene alte Frauen wurden allgemein für Hexen gehalten, Schuster Danzmann galt als Hexenmeister. Man sprach viel von der schwarzen Kunst, vom Schatzgraben, Besprechen, Vorspuken und Spuken (Spökeln), vom Nachtmard, vom wilden Jäger und von Unterirdischen. In Krankheitsfällen begnügte man sich meistens mit Hausmitteln oder nahm seine Zuflucht zu Quacksalbern usw. Die Ärzte waren übrigens damals so selten, daß auf der ganzen Strecke von Kiel nach Oldenburg nur einer und zwar in Lütjenburg ansässig war. Ein Gegenstand des Aberglaubens, der alte Galgen am Wege von Hohenfelde nach der Ostsee, wurde um 1820 abgebrochen; es „spökelt“ dort aber vielleicht noch. —

Einzelne alte Leute hielten ihre tägliche Andacht aus einem Morgen- und Abendsegenbuch. Am Abend des Sonnabend wurde nicht gearbeitet; zumal weibliche Handarbeiten zu verrichten galt als große Sünde, und es herrschte der Glaube, daß keiner in einem Hemde sterben könne, zu welchem das Garn am Sonnabend-Abend gesponnen sei. Am Sonntage geschah nur das Allernotwendigste. Während der Kirchzeit herrschte die allergrößte Stille. In vielen Familien wurde mit Gesang, Gebet und Vorlesen aus der Postille ein Hausgottesdienst abgehalten, jedenfalls am Weihnachts- und Altjahrsabend. In Hohenfelde wurde am Sonntag-Nachmittag durch den alten Lehrer Möller Betstunde gehalten, wozu der Bauervogt die Dorfschaft mittels seines Kuhhornes zusammenrief. — Keine wichtige Arbeit wurde begonnen, ohne zu beten oder wenigstens „Help Gott!“ zu sagen. Fast jeder Erwachsene ging alljährlich wenigstens einmal, am liebsten am Gründonnerstag oder Stillfreitag, zu Beichte und Abendmahl.

Bei dem Mangel an Kalendern berechnete man die Zeit fast ausschließlich nach den hohen Festen und nach besonderen Heiligentagen wie Lichtmeß, Johanni, Peter Kett, Jakobi, Micheli, Martini usw. — Der erste Advent stand in hohem Ansehen. Am Weihnachtsabend wurden statt der Lampe doch mindestens zwei selbstgegossene Talglichte angezündet, und bei dieser festlichen Beleuchtung sang die Familie ein Weihnachtslied, betete und hörte das Evangelium, auch wohl eine Predigt vorlesen. Es war eine alte Sitte, daß „Ruppert und Kinnjes" mit dem „Rummelpott" von Haus zu Haus gingen, ein Lied, etwa „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich," sangen und dafür Äpfel, Nüsse, „Pepernöt" oder gar einen Sechsling oder Schilling in Empfang nahmen. Viele Weihnachtsgeschenke gab es nicht. Die Kinder setzten, bevor sie zu Bett gingen, einen Teller vors Fenster, damit „Kinnjes" bei seiner nächtlichen Wanderung eine Gabe hineinlege. „Artige" Kinder fanden dann auch richtig am nächsten Morgen zu ihrer unbeschreiblichen Freude einige Nüsse, Äpfel, braune Kuchen und auch wohl „Adam und Eva" und wunderbare Tiere von Kuchenteig, „acht förn Schilling" vom Bäcker bezogen; unartige aber mußten zu ihrem Entsetzen wohl eine Rute entdecken. —

Am 1. Januar mußte in der Morgendämmerung das neue Jahr durch Schüsse begrüßt werden; gab es keine Flinten, so taten's auch alte Kofferschlüssel. Der Tag der heiligen drei Könige wurde in vielen Häusern gefeiert, wenigstens ging der Rummelpott wieder herum. Während der Fastenzeit hörte man nirgend Sang und Klang, und die Kirche war, wenn Weg und Wetter es irgend gestatteten, nicht nur am Sonntag, sondern auch am Mittwoch gefüllt. Alte Leute gingen dann nur in Trauerkleidern zum Gotteshause. — Am Gründonnerstag gab es grünen Kohl. Am Ostermorgen sah man die Sonne beim Aufgehen dreimal hüpfen; besondere Ostergebräuche scheinen hier aber kaum üblich gewesen zu sein. Am Maitagabend wurden auf den Kreuzwegen Strohfeuer angezündet, um den Hexen auf ihrem Ritt zum Blocksberge zu leuchten. Am Pfingstmorgen wurden alle Häuser mit Maibüschen (hier Buchenzweige) besteckt. Vom Johanni-Abend sagt eine alte Handschrift:

> „Den Abend vor Johannestag gehn die jungen Burschen und Mädchen nach ihren wachsenden Flachs, und stecken grüne Zweige dazwischen, glaubend der Flachs solle so lang wachsen wie die darin gesteckten Busche."
>
> „In der Johannesnacht soll ein Tier, flegen Krêf (fliegender Krebs) genannt, umherschwärmen und alles draußen gebliebenes Zeug und anderes Leinen vergifften, so daß derjenige, welcher sich mit dem Zeuge bekleidet, auch selber einen Krebsschaden bekommt, daher niemand Zeug draußen läßt."
>
> „Die in dieser Nacht gepflückte Kräuter, wie Flieder, Kamillen 2c. sollen noch mal soviel medizinische Wirkung tun, wie zur andern Zeit gepflückte Kräuter."

Zwischen Micheli und Martini war „groot Ahrnbeer."

Um Lichtmeß herum gab's „Faßlabend," eine Festlichkeit, die vom Sonntagnachmittag bis zur Mitternacht auf Mittwoch währte. Unter Vorantritt eines Klarinettenbläsers und begleitet von „Lütt und Groot" zogen die jungen Leute am Montage im Dorfe herum von einem Bauernhause ins andere, tanzten und ließen sich mit Bier und Branntwein bewirten und mit Mehl, Eiern, Würsten, Fleisch und Geld beschenken. Die eingesammelten Lebensmittel wurden dann am Nachmittag von den jungen Mädchen zu kräftigen Gerichten verarbeitet. Zum Freibier lieferte jeder Bauer ein gewisses Quantum Malz. —

Verlobungen wurden nicht besonders gefeiert. Bald nach der Verlobung, einige Wochen vor der Hochzeit legte die Braut ihren besten Putz an, nahm einen weißen Kissenüberzug voll Bettfedern unter den Arm und einen weißen, geschmeidigen Stock in die Hand und ging in Begleitung einer alten Frau, die außer einem langen Stock einen nicht zu kleinen Sack trug, von Haus zu Haus „upp Brutschopp." Sobald sie in ein Haus eintraten, sagte die alte Brautmutter: „Wüllt Ji de Brut nich uk 'n Beeten mitdeelen?" Auf diesen Wink erfolgte eine Gabe zumeist an Weizen, Federn und Geld. Dann meinte die Alte: „Uck en Beeten in'n Schoot för de ohl Brut!" worauf ihr Grütze oder Mehl gereicht wurde. Diese Sammlung war oft so ergiebig, daß das junge Ehepaar ein halbes Jahr hinreichend zu leben hatte.

Bei Sterbefällen wurde in der ganzen Verwandtschaft und näheren Bekanntschaft zum „Folgen" durch die Frau eingeladen, welche die Leiche „gekleidet" hatte. Ihr wurde für das „Ansagen" irgend eine Gabe, meistens ein Brot, gereicht. Nach alter Sitte gehörte dieser Leichenfrau das Zeug, welches der Tote zuletzt lebend getragen hatte, sowie das, worin er gestorben war. Der Sarg bestand aus nur sechs Brettern und war stets schwarz. Sowie der Sarg auf den Wagen gebracht war, bestieg auch die schwarzgekleidete Leichenfrau den Wagen, zog ihren obersten Rock über den Kopf, setzte sich auf den Sarg und blieb darauf hocken, bis der Zug an der Kirchhofspforte anlangte. Dem Leichenwagen folgten zunächst die Anverwandten und danach die andern Leidtragenden und zwar nicht nur Männer, sondern auch Frauen, alle im Trauerzeuge und mit ungeschmierten Stiefeln und Schuhen. Eine besondere Vorschrift war noch diese:

> „Wenn eine Leiche zu Grabe gefahren wird, muß der Wagen ungeschmiert bleiben, auch der Fuhrmann darf sich nicht umsehen bei der Hinfahrt. Ist der Wagen zu Hause gekommen, wird er gleich voneinander genommen: Unterließe man dieses, würde der Tote wiederkommen. Desgleichen müssen die Strohklappen, darauf der Sarg gestanden, bei der Rückkehr vom Begräbnis an der Feldscheide vom Wagen geworfen werden."

Dietrichsdorf. G. Schröder.



„Grotmoder, hüpp!"

Großmutter zittert und lallt und lacht.
Großmutter kennt weder Tag noch Nacht.
Großmutter kann die Sonne nicht sehn,
Aber Großmutter soll in die Sonne gehn.

Lütt Wieschen hält ihre welke Hand, —
Lütt Wieschen, der arge Höllenbrand!
Die roten Locken, die Flackeraugen,
Das weiße Fellchen dem Teufel taugen!

„Ji Deerns un Bengels, ik wis' jug wat.
Ji seht doch — de Ir' is platt un glatt.
Dor ische nich Steen un Renn un Swell.
Grotmoder hüppt mi, as ik dat well:
Grotmoder, hüpp!"

Da johlt und jubelt die Gassenbrut
Und stachelt Lütt Wieschens frechen Mut.

Großmutter hüpft alle Dutzend Schritt,
Und Buben und Dirnen hüpfen mit.

Ohm Hinrich trifft sie, der Schauermann,
Und zornig fährt er Lütt Wieschen an:
„Du Düvelsbraden! — Paß acht, min Deern,
Di ward de Herrgott noch hüppen lehr'n!" —

Lütt Wieschen wirbelt im Hofballet.
Lütt Wieschen hüpft aufs Brettl vom Brett.
In Wieschen Gesicht sind die Runzeln zu sehn.
Sie läßt ihre Kinder betteln gehn.

Sie tanzt zu Sankt Pauli im Jahrmarktszelt.
Da trifft sich das Schiffsvolk aus aller Welt,
Das wählt und das wägt seine Scherze nicht;
Das schleudert ihr lachenden Hohn ins Gesicht:
„Grotmoder, hüpp!"

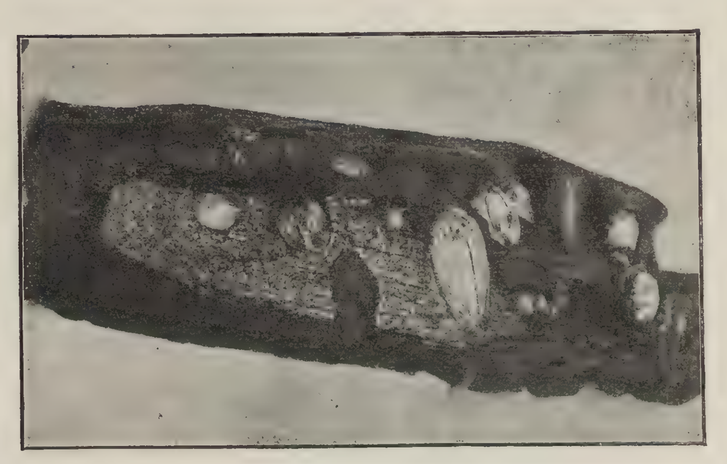
Dresden. Marianne Mewis.

Naturgeschichtliche Studien im Treibsel der Nordsee.

Von **Philippsen** in Flensburg.

II.

Neben den Treibstoffen pflanzlichen und tierischen Ursprungs haben solche aus dem Reiche der Mineralien ein besonderes Interesse. Als Mineral oder Lava von Island oder von einem submarinen Vulkan wird vielfach eine dunkelblaugraue, bienenwabenähnliche, poröse Masse angesehen; es ist aber eine Hochofenschlacke aus den Eisenwerken von Middlesborough in England, die man dort ins Meer wirft und die dann mit der Strömung ostwärts treibt und die ganze deutsche und dänische Nordseeküste bedeckt. Auch von Dampfschiffen treiben viele Kohlenschlacken an, doch sind diese mehr glasig, unregelmäßig porös. Die Poren dieser beiden Schlacken bilden wahre Fundgruben von seltenen und interessanten Tieren: man findet die Stücke bewachsen mit Seemoosarten, Obelia geniculata und Campanularia fiexuosa, auch die Entenmuschel, Lepas hilli siedelt sich gern darauf an, ebenfalls findet man die weißen Kalkröhren des Dreikantenwurms, Serpula triqueter, dessen herrlich rote oder blaue Kiemenkränze aus den Röhren hervorschauen; als größte Seltenheit aber findet man angewachsen die Lochmuschel, Anomia ephippium. Neben den Schlacken treibt gelegentlich auch weißer Bimsstein an, der aber vielleicht von einem Schiffe stammt; jedenfalls ist es nicht erwiesen, daß er von einem unterseeischen Vulkan herrührt. Vielfach findet man im Treibsel Stücke vom Seetorf oder Tuul, der aus den unterseeischen Mooren oder versunkenen Wäldern stammt, vom Rollen auf dem Meeresboden aber kugelig oder abgerundet worden ist; die runden Löcher im Seetorf stammen von den Bohrmuscheln, oft findet man noch Schalen der verschiedensten Arten der Pholaden in den Bohrlöchern sitzen. Der Seetorf redet uns ergreifende Worte aus längstvergangener Zeit; aus den Bestandteilen erkennt man, ob er aus einem versunkenen Wald stammt oder ob er seine Entstehung einer einstigen Sumpf- oder Heidevegetation verdankt; im ersteren Falle findet man Überreste verschiedener Waldpflanzen im Torf eingebettet, ebenso deren Früchte, namentlich Tannenzapfen, Samen von Nadelhölzern, Haselnüsse usw., der gewöhnliche Torf enthält Überreste von Sumpfpflanzen, genau so wie der Torf unserer Moore. Bei besonderem Glück findet man im Torf auch Überreste der damaligen Tierwelt in Wald und Feld, Hirsch-



Torfstück mit Pholas candida.

geweihe, Eberzähne, auch wohl Schalen von Mollusken, sowie mikroskopisch kleine Kalkpanzer und Süßwassertierchen. Aus noch fernerer Vergangenheit redet der Bernstein zu uns, der an gewissen Stellen sich nicht selten im Treibsel findet, so namentlich bei Nordamrum, Nordföhr, Keitum auf Sylt, Weströms und Eiderstedt; er ist jedoch nirgends so häufig, daß das Sammeln desselben als besondere Erwerbsquelle sich lohnt.

Schon mehrfach wurde einiger Gegenstände erwähnt, die von Schiffen stammen; bei eifrigem Suchen kann man noch sehr viele solcher Gegenstände anführen, die meistens auf Schiffen über Bord geworfen werden oder auch direkt von verunglückten oder gestrandeten Schiffen herrühren. Zahlreich treiben Lichter oder Lichtstumpen an; Neptun kann sich noch nicht mit den herrlichen Lichtspendern der Gegenwart befreunden, die elektrischen Glühlampen duldet er nicht iu seinem Krystallschlosse. Auch Flaschen sind häufig im Treibsel, die nach dem Geruche zu urteilen meistens einen solchen Inhalt bargen, wie er Nordpolfahrern ganz im Norden bekömmlich sein soll und auch sonst von Seeleuten nicht verschmäht wird, aber ihres Inhaltes leer in der Nordsee von Schiffen ausgeworfen worden. Solche Flaschen nebst Blechdosen sind oft dicht mit Hydroidpolypen bewachsen und ergeben dann für naturwissenschaftliche Sammlungen die herrlichsten Präparate. Flaschenposten findet man selten. Reiche Sammlerausbeute liefern die angespülten Fisch- oder Hummerkisten, die meistens eine englische Marke tragen; man findet daran verschiedene Algen, Seemoos, oft die kleine buntfarbige Kamm-Muschel, Pecten opercularis usw. Auch größeres Treibholz kann manchmal wichtige Objekte bergen, wie die schon mehrfach genannten Obelia und Lepas, in Fugen den kleinen Felsenbohrer, Saxicava rugosa, sowie die kleine Lochmuschel, Anomia ephippium. Auch sitzen die kugelförmigen Kalkgebilde der Seepocken oder Seewarzen, Balanus gerne auf dem Treibholz; hat dasselbe lange getrieben, so ist es ganz durchlöchert von den Röhren der Schiffbohrwürmer, Teredo navalis und Xylophaga dorsalis, wovon der erstere seine Röhren inwendig mit einer dünnen Kalkschicht bekleidet. Diese beiden Schädlinge gehören zu den Muscheltieren und tragen an dem einen Ende ihres wurmförmigen Körpers zwei kleine feilenartige Muschelschalen, mit welchen sie ihre zerstörende Tätigkeit ausüben. Von sonstigem Strandgut gibt Neptun oder Ekkenekkepenn, wie der Meeresgott an der Nordseeküste genannt wird, nur die leichte Ware heraus, und wenn auch Balken, Planken, Bretter, leere Tonnen und Fässer wohl für Strandläufer ein Interesse haben, so sieht der Naturfreund doch weit mehr auf andere Sachen und sind ihm Rohgummi, Kopal und sonstige tropische Erzeugnisse weit wertvoller, und eine Sammlung solcher Sachen bildet nicht nur einen Beitrag zum Kapitel der Meeresströmungen, sondern auch der Gefahren für Schiffer an den deutschen Küsten der Nordsee. Wohl kein Jahr vergeht, in welchem nicht mit dem Treibsel wertvolle Güter ans Ufer gespült werden hier oder da, oft von weither getrieben; aber auch oft zum Schrecken der Strandbevölkerung wird ein armer Heimatloser zur stillen Ruhe aus dem feuchten Grabe dem Friedhofe überführt, und wie viele kleine Überreste menschlicher Gebeine sieht man nicht auf den Watten liegen, ohne daß man sie sammeln und begraben kann. Das Meer ist ein großer, weiter Friedhof, nur wenige Leichen gibt es heraus.

Eine gar wichtige Bedeutung im Haushalte der Natur hat das Plankton, auch wohl pelagischer Auftrieb genannt, das ebenfalls dem Treibsel zugezählt werden muß, und man versteht darunter alle frei im Wasser schwebenden und lebenden tierischen und pflanzlichen Organismen. Sind diese so groß, daß man mit unbewaffnetem Auge deutlich ihren Bau usw. erkennen kann, so gehören

sie dem makroskopischen Plankton an; was man nnr mit Hilfe starker Vergrößerung erkennen kann, ist mikroskopisches Plankton. Das mikroskopische Plankton besteht aus den Larven der verschiedensten Seetiere, sodann aus einer großen Anzahl von Organismen, die bald als Tier, bald als Pflanze beschrieben werden, ferner aus den Peridineen und Flagelaten und aus einzelligen Algen. Über die Merkmale dieser verschiedenen Wesen kann hier hinweggegangen werden. Ziemlich bekannt dürften wohl die Diatomeen sein, die teils am Grunde leben, teils aber auch dem Plankton angehören. Das Plankton treibt das ganze Jahr hindurch an, im Winter ebenso gut als im Sommer; einige Formen haben sogar in der kalten Jahreszeit ihren Höhepunkt. Dem Plankton kann auch die Hirsekorn-Nachtleuchte, Noctiluca miliaris hinzugerechnet werden, ein winzig kleines Tierchen, das dem bloßen Auge nur eben als ein Punkt sichtbar, das aber im Spätherbst in so ungeheuren Scharen die Nordsee bevölkert, daß die Oberfläche des Meeres davon wie bedeckt ist, und welches dann die herrliche Erscheinung des Meerleuchtens verursacht. Jede Welle, das ins Meer getautche Ruder, das Kielwasser des Schiffes leuchten in hellem Silberglanz. Nach warmen antreibenden Winden ist der Sand am Strande so mit den Tieren durchsetzt, daß die Fußtritte des nächtlichen Strandwanderers leuchtende Spuren zurücklassen und man mit feurigen Buchstaben seinen Namen in den Sand schreiben kann.

Das Plankton ist für das Tierleben von größter Wichtigkeit. Wohl sind die mit den Flüssen ins Meer geförderten organischen Stoffe imstande, verschiedenen Tieren als Nahrung zu dienen, aber sie verschwinden vollständig vor der Menge des Planktons, des mikroskopischen und des makroskopischen, welches denselben Zweck erfüllt, und das bei seiner ungeheuren Menge die weiten Meere so anfüllt, daß das Meer gar festsitzende Tiere, wie Austern, Seepocken, Korallen u. a. ernähren kann, und doch sitzen diese Tiere nicht einzeln, sondern bilden mit andern ihrer Art mächtige Kolonien. Vom Plankton nähren sich die kleinen Lebewesen der Tiefsee und der Oberfläche, diese fallen wieder andern größeren zur Beute und so fort, bis auch schließlich ein Fisch in den menschlichen Organismus wandert und sich hier einesteils als Kraft offenbart, während ein anderer Teil in die Dunggrube wandert, aufs Land gebracht wird und hier zum Aufbau von Pflanzen dient, die wieder Menschen und Tieren Nahrung geben. Das ist der hohe Wert des Planktons, und mit vollem Recht kann man das Meer als die Urquelle des Lebens auf Erden ansehen.

Alle antreibenden Organismen bilden einen oder mehrere hohe Wälle und wären geeignet, durch ihre Verwesung einen solchen Geruch zu verbreiten, der den Aufenthalt am Strande unmöglich machen würde, wenn nicht diesem durch verschiedene Umstände von der vorsorgenden Natur vorgebeugt würde. Zunächst sieht man an Steilküsten, die nun allerdings an der Nordsee selten genug sind, oder an Steindeichen nur wenig Treibsel, obwohl hier ebenso viel antreibt als an den Flachkusten; aber hier wird eben alles von der Gewalt der Wogen, von der Brandung vollständig in Atome zermalmt, und diese Teile bilden dann zum Aufbau der fruchtbaren Marsch einen wichtigen Beitrag. Anders ist es an den Flachküsten, wo jede Fluthöhe durch eine Reihe von Treibsel gekennzeichnet ist. Dem Verfaulen der Organismen wird hier vorgebeugt durch das schnelle Vertrocknen; denn obgleich die Algen sehr wasserreich sind, vertrocknen sie auf dem heißen Sandstrand in wenigen Stunden und sind so vor Verwesung geschützt. Immerhin aber geht von ihnen ein Geruch aus, der unangenehm genug ist, und da sind es nun eine Anzahl von Tieren, die hier eine Art Gesundheitspolizei ausüben, indem sie in ihrer ungeheuren Menge die angeworfenen Sachen zerbeißen und verzehren und so zur Reinigung des

Strandes mit beitragen. Da ist zunächst der Sandhüpfer, Talitrus saltator zu nennen, der im Verein mit dem Küstenfloh, Orchestia littorea diese wichtige Arbeit verrichtet. Beide sind kleine Krebstiere, Verwandte vom Bachfloh, womit man die Tiere in Aquarien füttert. Der Sandhüpfer ist etwa 1 cm, der andere 2 cm lang, sie bevölkern den Strand in der Höhe des Treibsels, graben sich Löcher in den Sand, und wenn man über den Strand geht, dann hüpfen sie empor und verkriechen sich; von ihrer ungeheuren Menge scheint sich der Sand zu bewegen, aber dennoch muß man scharf hinschauen, um sie zu sehen, da sie genau die Farbe des Sandes haben. Ihren Heißhunger suchen sie zu stillen von allen angetriebenen Stoffen und wählen zuerst die leicht vergänglichen, vermutlich weil diese am besten zu zernagen sind.

Ihre Tätigkeit wird unterstützt von zahllosen Insekten. Die Leichen angetriebener Vögel und Seehunde sind in kürzester Zeit mit Millionen von Fliegenmaden besetzt, die in wenigen Tagen die ganze Fleischmasse fressen; andere Fliegen legen ihre Eier direkt in den Treibsel, wo die Maden genug zu leben finden. Zahlreiche Tonnenpuppen von Fliegen findet man unten im Sande des Treibsels. Ebenso sind eine große Menge von Käfern damit beschäftigt, in und unter dem Treibsel ihre Nahrung zu suchen, hauptsächlich Carabiden und Staphyliniden, teilweise seltene Arten, die nur der Meeresküste angehören. Der größte Käfer unter dem Treibsel ist Broscus cephalotus, der an Stellen häufig ist. Natürlich kommen die verschiedenen Arten der Toten- und Aaskäfer auch vor, namentlich, wo es gilt, einen Körper schnell in den Boden zu vergraben. Ein so reges Tierleben im Treibsel lockt natürlich wieder andere Tiere, namentlich Vögel herbei; die verschiedenen Strandläufer, Regenpfeifer, Austernfischer usw. finden hier einen reich gedeckten Tisch, aber auch Landvögel kommen häufig, um hier ihren Hunger zu stillen, besonders Kiebitze, Stare, Lerchen und Schneefinken.

Der Treibsel kommt an allen Küsten und zu allen Jahreszeiten vor; am meisten treibt er natürlich an der Windseite an, doch gibt es auch Gegenstände, die im Wasser schweben und deshalb weniger von Wind und Strom abhängig sind und auch an der geschützten Seite antreiben. Stürme bringen am meisten Treibsel, und mit den Gegenständen marinen Ursprungs vermischen sich nach Hochfluten die mühsam geborgenen, aber doch entführten Heuvorräte der Halligen und Vorländereien. Jeder Tag bringt neue Gegenstände aus dem Treibsel, und wem die Gelegenheit geboten ist, der sollte nicht versäumen, aus dem Treibsel sein naturgeschichtliches Wissen zu bereichern.

Heidemädchen.

1. Heut' kommt mein Liebster nach Haus, nach Haus!
Da kehr' ich mein Stübchen, da putz' ich's heraus
Und tanz' ihm entgegen im Sonntagskleide
Weit über die leuchtende grüne Heide!

2. O Liebster, sieh, der Tag erwacht,
Kurz, ach, kurz ist die Sommernacht,
Kurz, ach, kurz ist Wonne und Weide
Und Duft und Sonne auf roter Heide!

3. Leer ist mein Stübchen, verschwunden er
Im fernen streifigen Nebelmeer;
Vom Hünenhügel unter weinender Weide
Schau' ich ihm nach über die braune Heide.

4. Und nun aus Nächten dunkel und lang
Steigen Gespenster und Träume bang,
Und die Stürme, sie rauschen von ewigem Leide
Über die tote weiße Heide.

Chr. Tränckner.

Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Von **W. F. Lembke** in Ochsenwerder.

I.

Soweit wir unsere deutsche Sprache zurückverfolgen können in ihren Denkmälern, also etwa seit der Zeit Karls des Großen, gibt es in Deutschland eine reiche Zahl von Mundarten. Jeder Stamm redet sein Deutsch mit eigentümlicher Färbung, überall hat man andere Laute und Lautnüancen, andere Wörter im Wortschatz oder dieselben Wörter in anderer Bedeutung, häufig auch andere Weisen der Wort- und Satzbildung. Doch lassen sich schon damals zwei ziemlich scharf geschiedene Gruppen von Mundarten unterscheiden, die innerhalb der beiden leicht unterscheidbaren Gruppen einen hohen Grad von Verwandtschaft zeigen; Mundarten verschiedener Gruppen dagegen weisen so wesentliche Unterschiede auf, daß sie sich fast wie Fremdsprachen zu einander ausnehmen. Der Heliand-Schreiber wird aus seiner Mundart heraus Otfried schwerlich verstanden haben und umgekehrt auch nicht; trotzdem schreiben sie beide gleichzeitig gutes Deutsch. Die eine dieser Mundartengruppen hat ihren Sitz im hohen, gebirgigen Deutschland, man nennt diese Mundarten deswegen hochdeutsche Mundarten oder einfach das Hochdeutsch; die andere Mundartengruppe hat ihren Sitz im ebenen, niedrigen, platten Deutschland, hier also spricht man niederdeutsche oder plattdeutsche Mundarten oder kurzweg das Niederdeutsch oder Plattdeutsch. Hochdeutsch und Niederdeutsch sind nicht einheitliche Sprachen wie etwa die englische oder deutsche Literatursprache, sondern Mundartengruppen, die Ausdrücke Hochdeutsch und Plattdeutsch geben also leicht eine verkehrte Vorstellung. Das Verhältnis des Plattdeutschen zum Hochdeutschen war vor 1000 Jahren nicht wesentlich anders als heute. Die Mundarten sind im Norden wie im Süden eigene, verschiedene Wege gegangen, die Unterschiede haben sich nicht ausgeglichen, sie sind eher größer als kleiner geworden. Die Sprache Klaus Groths ist von der Hebels ebensoweit entfernt, wie die Sprache Otfrieds von der des Heliand. Wir stellen hier fest, daß die Mundarten ihre Namen tragen nach der landschaftlichen, physikalischen Beschaffenheit ihrer Geltungsgebiete; die Namen sind also von Haus aus keine Qualitätsbezeichnungen.

Die Sprache ist das wichtigste Ausdrucksmittel des Menschen, sie ist eine Offenbarung des Innen- und Seelenlebens in seiner Gesamtheit. Ein solches Mittel kann man nicht willkürlich machen, wie etwa ein Stenographiesystem; Sprache ist immer und überall unter bestimmendem Einfluß der Volkskultur und des Volkscharakters entstanden, sie ist überall ihrem Erzeuger wahl- und wesensverwandt. Das gelt selbstverständlich auch für uns Norddeutsche und die Sprache unserer Landschaften; für uns ist das Plattdeutsch die natürliche, organisch mit unserm Innenleben verwachsene Offenbarungsweise unsers norddeutschen Volkscharakters; unsere Mundart ist ein Stück unserer Persönlichkeit, unserer eigenes, selbstgezeugtes Kind, unter fortwährendem Einfluß unserer eigentümlichen Gesamtverfassung entstanden und weitergebildet. Wir würden uns vor uns selbst schämen müssen, wenn wir unsere Mundart als gemein und unedel in moralischem oder auch nur in ästhetischem Sinne wollten gelten lassen.

Für die Verständigung der Stämme unter einander, für die Verwaltung großer Ländergebiete, vor allem auch für die Mitteilung geistiger, dichterischer Erzeugnisse und religiöser Ideen war es sehr störend, daß jede Mundart ein so eng begrenztes Geltungsgebiet hatte. So erschien die Schöpfung einer einheitlichen Sprache für ein einheitliches Kultur- und Wirtschaftsgebiet, wie

Deutschland es darstellte, als wünschenswert, ja, als notwendig. Die Verwaltung Deutschlands wurde zur Hauptsache vom Süden aus geleitet; die erste Blütezeit unserer Literatur hatte ihren Sitz in Süddeutschland, Niederdeutschland wurde von diesem gewaltigen Aufschwung zur Zeit der Hohenstaufen kaum berührt. Die geistige wie die wirtschaftliche Kultur, die Kultur im engern Sinne, wie die Zivilisation hat durchweg den Weg von Hochdeutschland nach Niederdeutschland eingeschlagen, nicht umgekehrt. So war es natürlich, daß, als im Mittelalter, etwa um 1200, eine Art deutscher Einheitssprache sich bildete, die höfische Sprache, die Sprache der klassischen Dichtung des Mittelalters, daß diese Sprache ausgeprägt hochdeutschen Charakter trug.

Dreihundert Jahre später sieht's anders aus, die Kaisermacht hat in der Selbständigkeit der freien Städte und mächtiger Fürsten eine große Einbuße erlitten; der Kaiserhof hat nicht mehr die dominierende Stellung unter den Fürstenhöfen Deutschlands wie einst. Nun geht von Wittenberg, also von Mitteldeutschland, eine geistige, religiöse Bewegung aus, die die ganze germanische Welt im tiefsten Innern bewegt und ergreift. An diese Bewegung, die Reformation, schließt sich unmittelbar die sprachliche Einigung Gesamtdeutschlands an. Diese Luthersprache ist freilich dem Hochdeutschen noch bedeutend näher als dem Niederdeutschen, aber sie ist dem Norddeutschen doch nicht so fremd wie etwa die Sprache Walthers oder Wolframs. Die Sprache Luthers in seinen Streitschriften, in Katechismus, Bibel und in seinen Kirchenliedern war zu gewaltig, als daß sie dauernd hätte überhört werden können. Die Sachen gingen jeden Deutschen, dem Wohl und Wehe seines Volkes nicht gleichgültig war, persönlich an, ob er nun für oder gegen die reformatorischen Ideen war. Langsam, aber stetig und sicher greift die Luthersprache nach allen Seiten um sich, nach Norden wie nach Süden, auf freundliches wie auf feindliches Gebiet, so sehr man sich auch hier dagegen sträubt. Im 16. Jahrhundert schrieb man bei uns Chroniken und andere Bücher noch plattdeutsch, geistliche wie weltliche Lieder werden noch plattdeutsch gesungen. Aber schon 1621 erscheint in Goslar die letzte plattdeutsche Bibel. Nun ist die Herrschaft der Luthersprache als Schriftsprache in Nord- wie in Süddeutschland unbestritten. Zunächst sind die Schriften hier wie dort noch mundartlich gefärbt, auch das verschwindet bald, und nun haben wir im gesamten Gebiete der deutschsprechenden Stämme ein einheitliches, allgemein verständliches Deutsch, das Schriftdeutsch oder Hochdeutsch im engern Sinne. Dieser Ausdehnungsprozeß ging zunächst als Breitenausdehnung vor sich, aber überall sehen wir nun auch, daß die Luthersprache ins Volk hineinsinkt und in die Tiefe dringt. Sie wird die Sprache des Gottesdienstes, des gesamten Unterrichts, des Religionsunterrichts zuletzt; sie wird die Sprache der Gerichtsverhandlungen, sie wird die Amtssprache für den schriftlichen wie mündlichen Verkehr. Das Plattdeutsch bleibt fürs erste noch die Sprache des gesellschaftlichen Verkehrs, auch für die feine Gesellschaft. Die Dichtungen Lessings, vor allem aber Goethes und Schillers Schöpfungen haben die Dialektsprache auch als Unterhaltungssprache in der Gesellschaft unmöglich gemacht. Das Plattdeutsch wird nun die Sprache des Dorfes und der Gasse. Wer auf geistige und gesellschaftliche Bildung Anspruch macht, wer sich zur Gesellschaft will rechnen lassen, bedient sich überall des Hochdeutschen, wie man das Schriftdeutsch ja gewöhnlich nennt. Wer plattdeutsch spricht, stellt sich unter die Ungebildeten, unter den geistigen und gesellschaftlichen Plebs. Die Sprache drückt nun dem, der sich ihrer bedient, den Stempel des Ordinären und Unfeinen auf. Wer in guter Gesellschaft plattdeutsch spricht, drückt sich breit, massiv, platt und niedrig aus. Nun

werden die Ausdrücke plattdeutsch und niederdeutsch zu dem, was sie ursprünglich nicht waren und sein sollten: Bezeichnungen nicht des Geltungsgebiets, sondern einer Qualität, zunächst einer Qualität der Sprache an sich, dann und damit zugleich aber wird sie auch Ausdruck der Qualität geistig-literarischer und gesellschaftlicher Bildung desjenigen, der sich dieser Mundart bedient. Das Plattdeutsch bleibt nur für den mündlichen Verkehr des gewöhnlichen Volks unter sich. Sowie etwas schriftlich mitgeteilt wird, in Briefen, Aufzeichnungen usw., bedient man sich auch für die einfachsten Verhältnisse des Hochdeutschen. Das Hochdeutsch ist für die geistig und gesellschaftlich Hochstehenden jetzt ausschließlich Mittel sprachlichen Ausdrucks und sprachlicher Mitteilung, als wäre diese Sprache schon durch ihre Bezeichnung für diese Würde prädestiniert, was ja durchaus nicht zutrifft.

Als Goethe starb, war die soeben angedeutete Entwicklung abgeschlossen. Die hochdeutschen Dialekte hatten noch einige namhafte Vertreter; Hebel dichtete in alemannischer, Goethe sein Berglied in schweizerischer Mundart, und man hat sie nicht darum gescholten. Die plattdeutschen Dialekte waren literarisch tot. Als Klaus Harms 1842 seinen Gnomon herausgab, schrieb er darin einen Aufsatz: „Mien lew Modersprak, gude Nacht." Die plattdeutsche Sprache sei, sagt er, überall verschwunden, nur hinter „Ploog und Pann" gebrauche man sie noch, und auch hier fange man an, sich ihrer zu schämen. Wir dürfen uns darauf verlassen, daß Klaus Harms wie immer, so auch hier die Wahrheit sagte, so traurig sie war. Die Zeiten sind jedoch bald etwas besser geworden. Fritz Reuter verließ um diese Zeit die Festung und begann seine Dichtungen im Mecklenburger Platt; 1854 gab Klaus Groth seinen Quickborn heraus in Dithmarscher Mundart; Klaus Harms schrieb seinem Landsmann fröhlichen Herzens ein Vorwort dazu. Damit war praktisch der Beweis erbracht, daß das Schönste und Tiefste sich auch in unserer plattdeutschen Mundart sagen lasse, wenn nur jemand uns etwas zu sagen hat und die künstlerische Gestaltungskraft besitzt, es auch zum Ausdruck zu bringen, was des Menschen Herz bewegt und erhebt. Der Beweis ist erbracht für Poesie wie für Prosa, für Scherz wie für Ernst.

Ein anderes kam hinzu. Die wissenschaftliche Sprachforschung, auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage arbeitend, spürte den Form- und Entwicklungsgesetzen der deutschen Sprache nach und fixierte sie. Seit der Zeit weiß man, daß vom wissenschaftlichen Standpunkt aus Hochdeutsch und Plattdeutsch gleich zu achten sind, daß gerade die plattdeutsche Sprache ganz vorzügliches Anschauungsmaterial für das Werden der deutschen Sprache gibt, Material, das der hochdeutschen Sprache entschwunden ist oder nur noch in Sprachdenkmälern aufbewahrt wird, und die Schrift ist tot und kann nur verhältnismäßig grobe Lautunterschiede sichtbar machen, die Schrift gibt uns meistens nur die Endglieder der Entwicklung, die Mittelglieder und damit zugleich Einsicht in den Entwicklungsvorgang können oft nur die Mundarten geben.

Man hat sich nicht damit begnügt, die Entwicklungsgesetze zu formulieren, sondern hat weiterhin die Frage beantwortet: Wie lassen sich diese sprachgeschichtlichen Tatsachen physiologisch aus der Tätigkeit unserer Sprachorgane erklären und deuten? Da kann wiederum die lebende Schwester neben den hochdeutschen Mundarten besseren und sichereren Aufschluß geben als die tote Mutter in einigen Urkunden, denn das Plattdeutsch geht ja noch jetzt den Weg, den das Hochdeutsch in nebelgrauer Ferne hinter sich hat. Wir werden es noch sehen. Zuletzt hat man noch die Frage gestellt: Wie hängt das völkerpsychologisch zusammen, daß die Lautwandlungen so ungleichmäßig eingetreten sind; wie kommt es, daß die Sprache des Süddeutschen flüssiger und beweg-

licher, die des Norddeutschen fester und konstanter sich gezeigt hat? Die Antwort könnte so sicher nicht gegeben werden, sie könnte nicht so glaubhaft gemacht werden, wenn man nicht neben Plattdeutsch und Hochdeutsch den süddeutschen und norddeutschen Volkscharakter gleichzeitig an lebenden Menschen unmittelbar zur Vergleichung heranziehen könnte.

So hat das 19. Jahrhundert die plattdeutsche Sprache ein wenig wieder aus dem Winkel hervorgeholt und etwas wieder zu Ehren gebracht. An der Vorherrschaft der hochdeutschen Schriftsprache als solcher ist nichts geändert worden, das tut uns auch nicht leid; es wäre vielleicht gut gewesen, wenn die Schriftsprache ihren Siegeszug auch in das niederdeutsch gebliebene Holland hinein gemacht hätte. Statt dessen erwuchs in Holland auf niederdeutscher Grundlage eine eigene Schriftsprache. Die einheitliche Schriftsprache Gesamtdeutschlands hat bestehende Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland gemildert und ausgeglichen, sie hat den Grund für die geistige Einheit geschaffen und die nationale, staatliche Einigung Deutschlands möglich gemacht und wirksam vorbereitet.

Aber weil unsere Mundart zu dieser Ehre nicht berufen worden ist, ist sie deswegen noch nicht platt und gemein, sie ist für den Norddeutschen die einheimische, bodensässige Sprache, sie ist das Werkeltagskleid neben dem Sonntagskleid der Schriftsprache. Übrigens stehen wir Norddeutschen nicht wesentlich anders zum Schriftdeutschen wie die von Haus aus hochdeutsch redenden Stämme. Das Schriftdeutsch steht nicht nur im Gegensatz zu den niederdeutschen Mundarten, sondern zu den Mundarten überhaupt. Die Unterschiede zwischen den hochdeutschen Dialekten und dem Hochdeutsch unserer Schrift sind nicht so groß und so mannigfaltig wie zwischen dem Schriftdeutsch und den niederdeutschen Mundarten, aber das gegensätzliche Verhältnis existiert dort wie hier. Nirgends ist die Sprache unserer Literatur und Schrift die Sprache des Volkes, Muttersprache. Es gibt nirgends eine Landschaft, eine Stadt, ein Dorf, in dem unser Schriftsprache die bodensässige, autochthone Umgangssprache des Volkes ist. Überall besteht neben der Schriftsprache die Mundart, hier eine niederdeutsche, dort eine hochdeutsche, und es ist nie anders gewesen. Dies Nebeneinander von Volks- und Schriftsprache gilt für München wie für Hamburg, für Königsberg wie für Köln, für Wien und Basel wie für Dresden und Berlin. Es liegt im Wesen der Schriftsprache, daß sie nicht zugleich Mundart sein kann, wie ja auch die sprachlichen Zustände anderer Länder es uns bezeugen; für unsere deutsche Schriftsprache ergibt sich das schon aus der Art und Weise ihrer Entstehung. Den Grundstock des Wortschatzes der deutschen Schriftsprache bildet der Meißner Dialekt; Luther hat die Wörter nicht aus Büchern und Urkunden, sondern er habe dem Manne des Volkes aufs Maul gesehen, sagt er, und seine urwüchsige, anschauliche Sprache zeigt es uns genugsam. Die Grammatik nahm Luther für seine Sprache aus der Sprache der sächsischen Kanzlei. Von Luthers Zeit an hat die Schriftsprache Elemente aus allen Mundarten in sich aufgenommen, und noch immer werden Dialektwörter und -formen in der Schriftsprache Allgemeingut, auch Bestandteile aus niederdeutschen Dialekten. Daß die Schriftsprache sich fortwährend und recht wesentlich verändert, sehen wir sofort, wenn wir einen Text aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert einmal daraufhin ansehen. Das wirkliche und nationale Leben der Sprache pulsiert nur in den Mundarten, und diese Lebenskraft hat von jeher ihren Einfluß auch auf die Schriftsprache bewahrt, die sonst längst erstarrt wäre.

Altdeutscher Kulturrest auf den Halligen.

Von **Hinrichsen** in Wyk auf Föhr.

Alles fließt! Im ganzen Reiche der Natur wie im unendlichen All sehen wir eine fortschreitende Entwicklung, indem einfache Formen durch vollkommnere abgelöst werden. Ein Blick auf die mannigfachen Völkerschaften der Erde und speziell auf unser deutsches Volk läßt uns erkennen, daß sich auch das menschliche Geistesleben aus bescheidenen Anfängen zu immer höheren Leistungen emporgeschwungen hat. Mit dem geistigen Fortschritt geht die kulturelle Hebung Hand in Hand. Der Strom der Entwicklung führt aus primitiven Lebensverhältnissen zu den kompliziertesten Gemeinschaftsformen des modernen Staates. Freilich verläuft der Weg dahin in Zickzacklinien, insofern Aufschwung und Stillstand, resp. Rückschritt, in kultureller Beziehung miteinander abwechseln. Zudem vermissen wir nicht selten die Gleichmäßigkeit in der Kulturentwicklung eines Volkes. Boden-, klimatische und andere Verhältnisse erweisen sich in mancher Hinsicht als maßgebende Faktoren bei der Gestaltung menschlicher Einrichtungen und bedingen öfters ein Festhalten an Formen verflossener Kulturperioden, so daß große Zeitabschnitte gleichsam überbrückt werden. Ein Beispiel hierfür liefern uns die Landeigentumsverhältnisse auf den Halligen, den kleinen uneingedeichten, wogenumbrausten Eilanden der Nordsee. Finden wir doch hier einen Kulturrest unserer alten Vorfahren aus der Zeit erhalten, wo der römische Schriftsteller Tacitus ein Bild vom Leben und Treiben der Germanen entwarf, nämlich die Gemeinschaftlichkeit von Grund und Boden.

Die Konservierung dieser altdeutschen Einrichtung liegt zunächst wohl begründet in dem allezeit wahrgenommenen Hangen des Menschen am Hergebrachten, dessen negative Seite in der Abneigung gegen Neuerungen besteht. Ohne Zweifel würde es auch auf der Hallig manche Leute geben, die diejenigen, welche „sich in ihrem Gehirn große Vorteile versprechen, wenn das Abgraben (und Aufteilen) zur Wirklichkeit kommen sollte, für schlechte Patrioten und Übelgesinnte halten würden, die nur zu ihrem eigenen Vorteil den Ruin des Landes und bei dieser Gelegenheit im Trüben zu fischen suchen."[1]) Doch dieses in der menschlichen Natur begründete Hindernis, das sich überall dem Fortschritt entgegengestellt hat und doch überwunden worden ist, wäre gewiß am leichtesten auf der Hallig wegzuräumen gewesen, wenn nicht wichtige Gründe die Beibehaltung der alten „Gemeinwirtschaft" zur Notwendigkeit gemacht hätten. Bei der ungleichmäßigen Erhebung des Bodens und dessen zahlreichen Unebenheiten weist nämlich das Land hinsichtlich der Güte solche Verschiedenheit auf, daß eine richtige Bonitierung und gerechte Verteilung selbst mit Hülfe des Bodenchemikers kaum möglich sein dürfte.

Ein wenig Mehr oder Minder ist aber für den Halligbewohner viel; der Boden ist seine einzige Existenzbedingung. Jagd, Fischfang, Handel usw. sind ihm sozusagen fremd. Wenn es hoch kommt, liefern ihm ein paar wilde Enten und Gänse, die sich in das zwischen zwei Eisenstangen auf den Watten ausgespannte Netz verirren, einige delikate Mahlzeiten. Selbst durch den Schollen- und Garneelenfang kann er sich kaum mehr als eine kleine Abwechselung in der einförmigen Kost verschaffen. Die Ausnutzung des Bodens

[1]) Mit diesen Worten haben im Jahre 1769 Rat- und Rechensmänner der Insel Föhr dem Amtmann von Tondern, Grafen von Holstein, ihren Widerspruch gegen die befohlene Aufteilung zum Ausdruck gebracht.

ist zudem insofern wesentlich eingeschränkt, als die Überschwemmungen, die in den Wintermonaten von Zeit zu Zeit eintreten, das Umpflügen des festen Kleibodens nicht gestatten, da die hierdurch gelockerte Schicht dem „blanken Hans" eine willkommene Beute sein und die Abnagung durch das Meer in einem beschleunigten Tempo vor sich gehen würde. Weil der Halligmann deshalb vom Körner-, Rüben- und Kartoffelbau absehen muß, bleibt ihm als Ernährungsquelle nur die Viehzucht. Unter dem Einfluß des feindlichen Elements vermag der Boden nur einen feinen und kurzen Graswuchs hervorzubringen, weshalb die Halligwirtschaft im allgemeinen nur eine dürftige Existenz gewähren kann und zur Niederlassung für Fremde wenig verlockend ist. Um so mehr aber erweckt sie unser aller Interesse, und zwar sowohl infolge der Eigen- und Einzigartigkeit, als auch deshalb, weil sich in ihr ein Stückchen Kultur unserer Vorfahren erhalten hat.

Nicht nur die alten Markgenossenschaften mit der dem gemeinen Nutzen dienenden „Allmende" oder „gemeinsamen Mark" finden wir hier wieder, sondern auch die jährliche Aufteilung des Landes und den stetigen Wechsel der Anteile in der vor Jahrtausenden allgemein ausgeübten Weise. Gewöhnlich wird die Markgenossenschaft von den Eingesessenen einer Werft (d. h. einem künstlich errichteten Erdhügel zum Schutze der Häuser gegen Sturmfluten), jedoch nicht, wie manche annehmen, von der gesamten Einwohnerschaft der Hallig gebildet. Die Abgrenzung der Genossenschaftsgebiete geschieht durch die in großer Zahl vorhandenen, im Laufe der Jahrhunderte vom Meer gezogenen Wasserrinnen, die als „Schloten," bezw. „Ley," bezeichnet werden. Das Werft-(Mark-)Genossenschaftsland ist in zwei Hälften geteilt, von denen eine als gemeinsames Weideland, die andere zur Gewinnung der für die Durchfütterung des Viehs erforderlichen Heuvorräte dient. Erstere entspricht der ehemaligen Allmende und führt den Namen „Fenne," während letztere das „Meedeland" (von mähen) genannt wird. Über die Benutzung der Fenne gibt es, wie bei unsern Altvordern, genaue Vorschriften, die in dem sog. Fennenbuch aufgezeichnet sind. Den wesentlichsten Teil dieses Buches bildet die Angabe über die Größe des Anteils jedes Genossenschaftsgliedes. Das Einheitsmaß ist das „Notsgras," d. h. der Teil der Fenne, den eine Kuh während der Weidezeit vom 12. Mai („Altmai" nach dem alten Kalender) bis zum 24. August (Bartolomäus) *nötig* hat. Statt mit 1 Kuh kann man das Notsgras auch mit 2 Stück Jungvieh, 4 Kälbern, 4 Schafen oder 8 Lämmern belegen oder — wie der ortsübliche Terminus technicus lautet — „bescheren." Da Pferde auf der Hallig nicht gehalten, sondern für die Zeit der Heuernte vom Festlande oder den benachbarten Inseln gegen Mietsentschädigung herbeigeschafft werden, ist dafür keine Bestimmung vorhanden. Die Größe des Anteils der Interessenten richtet sich nach der Anzahl der Nots-, bezw. Schafs- oder Lammsgras. Alljährlich am 12. Mai treibt jeder seinen Viehbestand in die Fenne. Die Kosten, nämlich Lohn für den Hirten, Ausgaben für Instandsetzung der von den Sturmfluten beschädigten Wege und Dämme usw., werden von der Genossenschaft im Verhältnis der Anteile gemeinsam bestritten. Der Hirte teilt insofern das Los seiner Herde, als auch er in der Werftgemeinschaft seine Kostgeberin hat. Die Aufsicht und Geschäftsführung wechselt jährlich. Der Träger dieses Amtes, der sog. Fennenmann, muß den Hirten mieten, heranholen — die eigenen Kinder will man nämlich nicht der Schule entziehen — und ihm die erforderlichen Instruktionen erteilen; er hat zugleich über dessen Führung zu wachen und ihn gegen etwaige ungehörige Behandlung in Schutz zu nehmen. Der Fennenmann trägt zugleich die Verantwortung dafür, daß alle

Arbeiten an der Allmende ordnungsmäßig und ordentlich zur Ausführung gelangen, und hat im Laufe der Wintermonate der Werftgenossenschaft eine Abrechnung über Einnahmen und Ausgaben im verflossenen Wirtschaftsjahr vorzulegen. Am Schluß dieser „Fennenrechnung" übernimmt der Nachbar das Amt für das kommende Jahr.

In wesentlich anderer Form, wenn auch nach demselben Maßstab, gestaltet sich die Benutzung der Fluren, die der Heugewinnung dienen. Die Abgrenzung findet nur während der Zeit vom 1. Mai bis 24. August statt. Den übrigen Teil des Jahres hat das Vieh freien Lauf und bedarf keiner Bewachung; dann ist gleichsam das ganze Werftgebiet eine Allmende. Die Aufteilung des „Meedelandes," die nach den Bestimmungen des sog. „Meedebuches" erfolgt, muß in jedem Frühjahr von neuem ausgeführt werden. Sie nimmt schon im März oder April ihren Anfang, und zwar beginnt man mit derjenigen der Uferstriche. Hier hat nämlich das Meer während des Winters Teile des Landes abgerissen und mit Erde, Sand und Muscheln einen billigen, aber ungern gesehenen Teppich geschaffen. Es gilt nun, diesen abzutragen, bevor das Wachstum der bedeckten Grasnarbe begonnen hat. Ist die Aufteilung dieser Strecken erfolgt, so macht man sich an die mühevolle Arbeit des „Abharkens" und Fortschaffens der schweren Sanddecke. Als Werkzeug dienen zu diesem Zweck besonders konstruierte Rechen mit eisernen Zinken. Nach vollendeter Landreinigung stellt der Halligbauer seine Feldarbeit vorläufig ein, für Mai und Juni eine fruchtbare Zeit erhoffend. Kommt der Johannistag und mit diesem die Zeit der Ernte heran, so schreitet man zur Verteilung des landeinwärts gelegenen „Meedelands," das nun schon fast zwei Monate hindurch vollständige Ruhe genossen hat. Sowohl die Ufer- als auch die dahinter gelegenen Fluren sind durch natürliche Grenzen in mehrere Abteilungen gegliedert, die je nach dem besonderen Landcharakter entsprechende Namen führen und alle in eine gleiche, für immer festgesetzte Anzahl Einheiten zerlegt werden. Die Einheiten, vormals als „Gewannen" bezeichnete Feldstücke, heißen „Köre" und haben wie einst bei unsern Vorfahren die Form von Rechtecken oder Trapezen, die am Ufer meistens kurz, landeinwärts mehr streifenartig sind. Gewöhnlich hat jeder Genosse Anteile an mehreren Kören; ein größerer Besitz nimmt auch wohl einen solchen für sich allein in Anspruch. Die näheren Angaben darüber sind im „Meedebuch" enthalten. Anstatt der früheren Meßseile bedient man sich bei der Ausmessung eines Fußstocks, dessen Länge 12 × 12 Zoll beträgt. Ist der Kör ausgemessen, so entscheidet das Los darüber, welche Stücke den einzelnen Teilhabern zufallen sollen. Da der Ertrag der Einheiten aus den schon erwähnten Gründen sehr verschieden ist, läßt man einen jährlichen Wechsel eintreten, und zwar in der Weise, daß diejenigen, die in einem Jahr etwa den 1. Kör teilten, im nächsten Sommer den 2., im folgenden den 3. u. s. f. zugewiesen bekommen, so daß sie erst nach Verlauf mehrerer Jahre wieder bei der 1. Einheit angelangt sind. Die Teile eines Körs entsprechen den Bifängen unserer Vorfahren, die auch durch das Los verteilt wurden, und zwar so, daß die Anteile der einzelnen Haushaltungen wechselten. Sobald das Los entschieden hat, macht man an den Endpunkten des erhaltenen Bifangs durch Einschneiden in das feste Erdreich Merkzeichen, in die Richtstangen gesteckt werden, wenn zur Orientierung für die Schnitter die Abgrenzung erfolgen muß, was in der Weise geschieht, daß man beim Abschreiten auf je 2—3 m ein Grasbüschelchen hinlegt.

Obwohl diese komplizierte Landverteilung, die den Bodenverhältnissen am besten entspricht, manche Vorzüge aufweist, so ist doch nicht zu leugnen, daß

die Gemeinschaftlichkeit auch große Nachteile mit sich bringt, schon allein insofern, als niemand an der Verbesserung eines Eigentums, das er doch nicht sein eigen nennen darf, Interesse hat. In Erwägung dieser Tatsache hat eine Werftgenossenschaft auf der Hallig Langeneß eine nicht mehr wechselnde Aufteilung des „Meedelandes“ vollzogen und begonnen, ihr Gebiet mit einem Sommerdeich einzufriedigen und das Land durch Entwässerungsanlagen ertragfähiger zu machen.

Falls sich diese Neuerung bewähren sollte, ist wohl anzunehmen, daß das Verfahren zur allgemeinen Anwendung gelangen wird. Dagegen darf eine Aufteilung der Allmende in absehbarer Zeit als ausgeschlossen gelten, schon aus dem Grunde, weil die Ausgaben für Einfriedigung und Abgrenzung der einzelnen Anteile zum Wert des Landes nicht annähernd in einem angemessenen Verhältnis stehen würden. Somit können noch Jahrhunderte vergehen, bis der Strom der Zeit diesen letzten altdeutschen Kulturrest hinweggespült haben wird.



Mitteilungen.

1. **Die Fremdentrauungen auf Helgoland.** Unter den geistlichen Amtshandlungen haben die Trauungen Auswärtiger auf Helgoland stets das größte Aufsehen erregt. Mit Recht, denn etwas Ähnliches kannte man in anderen Ländern nicht, England ausgenommen, obwohl die Helgoländer Trauungen ohne Aufgebot mit den diesbezüglichen weitgehenden Dispensationen in England nicht die geringste Gemeinschaft hatten. Mit Unrecht, denn sie ruhten auf dem gesetzlichen Boden des schleswig-holsteinischen Kirchenrechts. Willkürliche, ungesetzliche Handlungen, wie irrtümlicherweise immer wieder angenommen und behauptet wurde, waren sie also nicht. Dieses Ausnahmegesetz bezüglich der Trauungen hat sich vielmehr in dem von jeder engeren Verbindung mit einem größeren Staatsverbande losgelösten Gemeinwesen historisch und selbständig entwickelt. Bemerkenswert ist zunächst die Tatsache, daß in früheren Zeiten, und zwar schon von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, verhältnismäßig ebensoviele Brautpaare zur Trauung nach dem Festlande fuhren, wie umgekehrt in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von dort fremde Brautpaare hierher kamen. Fast in allen Jahrgängen des Trauungsregisters finden wir Helgoländer Brautpaare verzeichnet, die sich nicht in der Heimat trauen ließen. In den fünf Jahren von 1718 bis 1722 wurden im ganzen 89 Paare, davon 40, also fast die Hälfte, wie es im Trauungsregister heißt, „außerhalb des Landes,“ „auf'm festen Lande,“ „vor Hamburg,“ „auf dem Hamburger Berge“ und in Hamburg, Altona, Ottensen, Rellingen oder Husum getraut. Ottensen war eine Zeitlang besonders beliebt, während Husum zu allen Zeiten merkwürdig wenig aufgesucht ward, obgleich die Insel gerade mit diesem Ort den regsten Verkehr unterhielt, weil sie sich von dort aus verproviantierte. Was die hiesigen Paare bewogen hat, in so großer Zahl die langwierige, beschwerliche Reise auf den unbequemen Fahrzeugen jener Zeit zu unternehmen, läßt sich nicht mehr ermitteln. Es müssen aber schwerwiegende Gründe oder unüberwindliche Vorurteile irgendwelcher Art vorgelegen haben. Heimliche Trauungen waren es auch nicht; auf solche war schon früh eine hohe Brüche gesetzt. Vielmehr mußten alle gesetzlichen Vorschriften für eine ordentliche Trauung hier in der Kirche vor der Abreise erfüllt werden. Daher sind derartige Trauungen in das hiesige Kopulationsregister mit dem Vermerk eingetragen: „Einen Trauschein bezw. Kopulationsschein gegeben an den Junggesellen N. N., sich auf'n festen Lande kopulieren zu lassen mit seiner Braut N. N.“ — Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts nahm dieser Zug Helgoländer Brautpaare nach dem Festlande plötzlich und auffallend ab. An die Stelle der auswärtigen Trauungen treten nun Hauskopulationen; den Anfang damit machte der damalige Lehrer Höck im November 1800. 1803 wurden von 10 Trauungen schon 5, 1804 von 16 sogar 12 im Hause, nur 2 in der Kirche und 2 auswärts vollzogen. In den folgenden Jahren ging es zum Vorteil der Kirchenkasse ebenso weiter. In einzelnen Jahren hatte diese aus den Gebühren für die Hauskopulationen eine so große Einnahme, daß damit fast alle laufenden Ausgaben gedeckt werden konnten. Die obrigkeitliche Erlaubnis zur Hauskopulation, den sogenannten Königsbrief, erhielten die Kopulanden vom Landvogt. Sie wurden dadurch nicht nur vom öffentlichen Verlöbnis, von der dreimaligen Proklamation und der Trauung in

der Kirche befreit, sondern auch zur Trauung an einem willkürlichen Orte berechtigt. Außerdem mußten sie vor Gericht eine eidliche Versicherung abgeben, „daß sie sich nirgends in eine andere Eheberedung oder Verbindung eingelassen hätten.“ Hierbei war vorausgesetzt, daß wenigstens die Braut eine Helgoländerin war oder sich hier aufhielt; denn die Konzession zur Hauskopulation konnte im vormals fürstlichen Anteil des Herzogtums Schleswig nur von der Amtsstube des Distrikts, wo die Braut sich aufhielt, gelöst werden. Diese Voraussetzung fiel fort, als die Engländer im Jahre 1807 Helgoland besetzten und namentlich der Kontinentalsperre wegen Legionssoldaten und Kaufleute aus aller Herren Länder hier zusammenströmten. Diesen kam das vereinfachte Verfahren der Eheschließung sehr zustatten, zumal da der englische Gouverneur bei seiner größeren Machtvollkommenheit nötigenfalls weitergehende Dispensationen erteilen konnte als der dänische Landvogt. Jetzt konnten alle fehlenden Dokumente, die damals auch schwer zu beschaffen waren, durch eine eidliche Versicherung ersetzt werden. Im allgemeinen scheint man sich aber mit dem Ledigkeitseide begnügt zu haben. Je mehr die Sache bekannt wurde und je bequemer die Schiffsverbindung sich gestaltete, desto mehr wuchs auch die Zahl solcher Paare, die nur um der Trauung willen nach Helgoland kamen. Sie verminderte sich auch nicht, als 1885 von der Regierung die Gesamt-



Abb. 1. Erratischer Block bei Königsförde.

gebühren für die beteiligten Beamten und öffentlichen Kassen auf 200 ℳ festgesetzt wurden und man sich in der Folge auch nicht mehr mit dem bloßen Ledigkeitseide begnügte, sondern von den Kopulanden ausdrücklich beschwören ließ, daß bei ihnen keins der namentlich genannten materiellen Ehehindernisse, welche im deutschen Reichsgesetz angegeben sind, vorläge. In dieser Weise haben sich die sogenannten Fremdentrauungen aus den Hauskopulationen entwickelt. Die Bedingungen, welche erfüllt werden mußten, waren für beide stets die gleichen. Wie denn auch später, als die Hauskopulationen seltener wurden und man für die Fremdentrauungen besondere Bestimmungen traf, diese letzteren auch auf jene Anwendung fanden. Ein Helgoländer Paar, das ohne Aufgebot im Hause getraut zu werden wünschte, hatte also dieselben Formalitäten zu erfüllen und dieselben Gebühren zu bezahlen wie ein völlig fremdes Paar, das nur zum Zweck der Trauung hierher kam. — Der Gang solcher Trauungen war naturgemäß sehr einfach, zumal wenn die Verlobten sich rechtzeitig nach den zu erfüllenden Bedingungen erkundigt hatten. Nach ihrer Ankunft suchten sie zunächst den Geistlichen auf, der an der Hand der vorgelegten Dokumente sich davon überzeugte, daß kein kirchliches

und materielles Ehehindernis vorhanden sei. Mit einem Antrage desselben, daß sie zur Eidesleistung behufs Erteilung der Dispensation vom Aufgebot zugelassen werden könnten, begaben sie sich zum Gouvernement bezw. Landratsamt und leisteten zur englischen Zeit vor Gericht, zur deutschen Zeit auf dem Landratsamt den vorgeschriebenen Eid, worauf ihnen die Dispensation vom Aufgebot erteilt wurde. Nun konnte die kirchliche Trauung, die damals allein rechtsgültige Form der Eheschließung, vollzogen werden. In der Befreiung vom Aufgebot lag der Hauptgrund, warum derartige Trauungen so oft vorkamen. Als Erleichterung kam noch hinzu, daß die Staatsangehörigkeit und der Unterstützungswohnsitz nicht in Frage kamen. Ohne Zweifel war diese Form der Eheschließung für viele, die sich lange im Auslande aufgehalten oder dort ihren ständigen Wohnsitz hatten, eine große Wohltat, aber auch für viele andere, die aus rein persönlichen Gründen eine Trauung am Wohnorte vermeiden wollten. Leider ließ sich, als im Jahre 1900 mit dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch auch das Zivilstandsgesetz hier eingeführt wurde, trotz aller Bemühungen der Gemeinde kein Weg finden, ihr in irgend einer Form das alte Vorrecht, wenn auch in beschränktem Maße, zu erhalten. Denn die Notwendigkeit solcher Trauungen besteht in vielen Fällen auch heute noch fort, und möglich sind sie jetzt nur noch in England. Pastor Schröder-Helgoland.

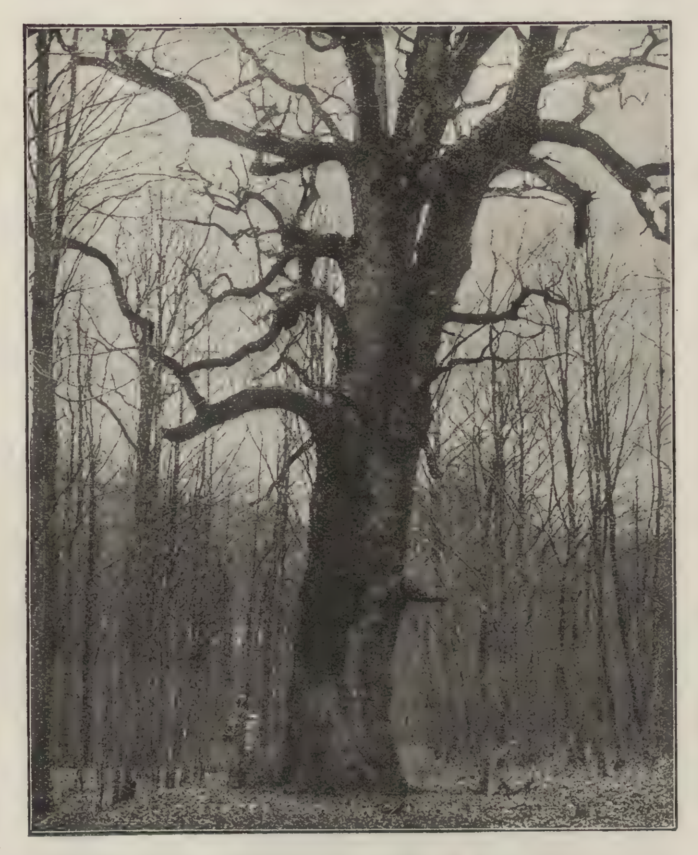


Abb. 2. Eiche im Königsförder Wohld.

(Aus den Schriften des Vereins für schlesw.-holst. Kirchengeschichte, III. Band, 3. Heft.)

2. **Drei Naturdenkmäler bei Königsförde.** Ein Zeuge jener Zeit, als unsere Heimat noch unter Gletschern begraben lag, steht nördlich vom Kaiser Wilhelm-Kanal, 15 Min. von Königsförde, unmittelbar am Wege von jenem Ort nach Revensdorf, ein Granitfindling mittelgrober Körnung. (Abb. 1.) Dieser Stein übertrifft an Größe den auf dem Dusenddüwelswarf und den Düppelstein. Der größte Umfang dieses Steines etwa 1 m über dem Boden beträgt 15,5 m, die Vorderfläche mißt 6 m, die größte Höhe über dem Boden 4 m. Der Stein steht in der hohen Kante, ist mehr breit und flach als dick und rund und ruht noch mit seinem unteren Teil im Boden; wie tief, weiß man nicht. Bei einer Nachgrabung hat man es nicht ergründen können, da man befürchten mußte, daß der Koloß umfallen würde. Der Zerstörung ist er bisher entgangen. Möge ihm das Glück auch ferner hold sein!

Nicht weit von diesem Steine stehen ebenfalls auf dem Besitze des Herrn A. v. Ahlefeldt, dem adligen Gute Lindau, im Königsförder Wohld zwei bemerkenswerte Bäume: 1. eine Stieleiche, Quercus pedunculata (Abb. 2), von 6,75 m Stammumfang, mit langem astreinen Schaft. Eine ebenso starke Eiche, die hohl war, soll vor etwa 20 Jahren dort gefällt worden sein. 2. Eine Rotbuche, Fagus silvatica (Abb. 3), die

anscheinend aus mehreren Stämmen verwachsen ist und nun einen Stammumfang von 7,25 m aufweist.[1])

Kiel. R. Gisewsky.

3. **Münzfunde auf Kirchhöfen.** Vor etwa 10 Jahren fand ich zwischen den Gräberreihen des hiesigen Kirchhofs einen kleinen Gegenstand, der sich bei näherer Betrachtung als eine Silbermünze und zwar als ein 2 Schillingstück Christians IV. entpuppte. Das ungefähr 18—19 mm im Durchmesser haltende Exemplar zeigt auf der Wappenseite die norwegischen Löwen mit der Umschrift: CHRISTIAN · IIII · D · G · DAN · und auf der entgegengesetzten in der Mitte die Wertbezeichnung: II · SKILING · DANSK · und dazu als Umschrift: NOR · VAN · GOTO · REX · 1646. Einige Jahre später fand ich unter einem Haufen von Steinen, die der Spaten des Totengräbers beim Aufwerfen der Gräber zu Tage gefördert hatte, eine zweite Silbermünze, ein 1/192 Talerstück oder Dreiling Christian Albrechts, mit einem Durchmesser von etwa 14 mm. Der Avers weist die beiden Schleswiger Löwen auf mit der Umschrift: CRIST · ALB · D · G · H · N ·, der Revers die Worte: DUX · SCHLES · ET · H · 1670 und in der Mitte in einem Kreise die Ziffer 192. Weder die eine noch die andere Münze ist Rarität. Was hinsichtlich dieser Funde interessiert, das ist denn auch weniger ihr Wert in numismatischer Beziehung als vielmehr die Frage: Wie mögen sie an diesen Ort hingekommen sein? Sind die Stücke ihren einstigen Besitzern nur zufällig verloren gegangen oder ist es vielleicht Brauch gewesen, den Toten ein oder ein paar Geldstücke mit in den Sarg, ins Grab zu geben? Am wahrscheinlichsten erscheint ja die erstere Annahme, doch auch die zweite wäre denkbar. Für sie könnte vielleicht der Hohenwestedter Fund sprechen, der 1863 6 Fuß tief aus dem dortigen Kirchhofe zu Tage gefördert ward und aus einer Anzahl eingewickelter Silbermünzen aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts bestand. (24. Bericht des Museums vaterländischer Altertümer.) Aus dem Steruper Funde — 2 Münzen des Königs Waldemar II. aus der Friedenszeit nach 1230, gefunden vor etwa anderthalb Jahrzehnten bei einer Reparatur der Kirche am Sockel in der Erde (s. 39. Bericht) lassen die in dieser Hinsicht wohl schwerlich Schlüsse ziehen.

Quern. E. Schnack.



Abb. 3. Buche im Königsförder Wohld.

[1]) Die nach Amateurphotographien des Herrn Gisewsky gefertigten Abbildungen 2 und 3 sind mit freundlicher Erlaubnis dem Aufsatze von Dr. Heering: „Bäume und Wälder Schleswig-Holsteins," (Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein, Bd. XIII) entnommen. Die Schriftleitung.

4. **Berichtigung.** Um die Verdienste meiner Landsmännin nicht schmälern zu lassen, möchte ich mir erlauben, mitzuteilen, daß das Gedicht „Schleswig-Holsteins Gegenwart, März 1854, in Heft Nr. 3 der „Heimat," Seite 72, die Dichterin Sophie Dethleffs zur Verfasserin hat. Es ist erschienen in der 2. Auflage ihrer Gedichtsammlung, Heide 1851, wo es unter der Überschrift „Schleswig-Holstein" auf Seite 90 zu finden ist.

Kiel. Frau E. Paulsen.

5. **Gerichtsverfahren aus Angelns alten Tagen.** Der Thing, die altgermanische Volksversammlung aller Freien, hat sich als entscheidende Gewalt in allen öffentlichen und Rechtsfragen recht lange gehalten. Noch im 17. Jahrhundert gibt es ein solches Gerichtswesen, wenn es freilich durch behördliche Beschränkung in Ritus und Bedeutung umgewandelt erscheint. Häufig verraten die Ortsnamen — wie Tingleff, Dingholz — ihre kulturhistorische Bedeutung. Ein altes rechtshistorisches Dokument vom Jahre 1601 gibt Aufschluß über das Verfahren bei dem vom präsidierenden Hardesvogt einberufenen Dinggericht. Es nimmt Bezug auf die Dingstätte der Nieharde in Angeln — Dingholz, dort gelegen, wo die drei Kirchspiele Sörup, Quern und Sterup zusammenstoßen. Die Richtstätte lag dicht bei Bargfeld auf einem Hünengrabe in Querner Gemarkung. Das Dokument hat folgenden Wortlaut: „Wittlick kundt vnd[1]) avenbahrt sy Allen vnd Idermännicklicken, de dit nabeschreuene Dingswinde sehenn, Hören effte leßenn, dhat nha Christi vnsers Herren vnd Heylandes geburt im Im Söstein Hundert vnd Erstenn Jahre, denn 20. Octobri Gehegedes vnd upgerichtetes Rechten vor nu Clawes Marquartzen, Hardesvagett, sampt den gemeinen Hardeslüdenn, so vele damals bieuand tho stede gewesen, binnen Nieharde Then Dingestöcken erschenen ist der Edler vnd Ernuester Hinrich Magnussen erffgesehten thom Südensee, Welcker berichtet, wo dhat he mit Hennig Jensen thom Südensehe wahnhafftig, mit einer Katen, so der Karkenn thogehörigk, gebütet. — — — — — — Devile auerst vff befehlig des Herrn Ambtmannes Baltzer vom Alefeldes tho solcker Behoff vthgenömet worden, de Erbaren, Niß Jürgens, Jes Ebsen, denn ock de Karckschwarenn Alß: Henning Janßen tho Schwensby, Niß Jürgens tho Möllmarck vnd Niß Wree, Welcke op solcken Wedderlage vnd Mageschifftungs (darmit der Karcken nicht tho Kordt geschehe, vnd so gudt wedder in de stede bekammen möchte) mit an vnd auer sin, vnd der Karcken bestes wahren scholden. — — — Ick Hardesvaget, ohne tho weigeren nich gewüßt. Sündern tho dersulwigen Notdurft nabeschreuene unberüchtede 8 frame Hardeßlüde uthgenömet, Alß Jes Knutzen vnd Kurt Martensen Sandtlüde, Niß Iversen, Raßmuß Jensen, Jes Dirichsen, Erich Petersen, Tomas Höcke vnd Marquart Erichsen, vnd hebben desuluigen, Nadem se thovörn Vthgegangen, vnd nha geholdenen Tuggesprake, wollbedachtes modes binnen dinges wedder ingkamen, bewunden vnd betüget, dat sick alle Dinge, wo bauen geschreuen, alß begeuen vnd thogedebragen. Urkundtlich hebben wi Hardeßvagt vnd Sandlyde, dit Dingswinde wetentlich versegelt."

Adelby bei Flensburg. J. Hoeck.

6. **Ein eigenartig geformter Eschenzweig,** eine Art Hexenbesen oder wohl richtiger: eine sog. Verbänderung wurde mir vor etlichen Jahren von einem hiesigen Einwohner geschenkweise überlassen Er zeigt ganz auffällig die Gestalt eines Vogelflügels, ententstanden durch enge Verwachsung einer großen Reihe junger Schößlinge, die sämtlich aus der Endknospe eines Zweiges hervorgesprossen sind. Die einzelnen Zweige heben sich nur noch wie schwach hervortretende Rippen von der sonst ziemlich ebenen Fläche ab, die hin und her verstreuten zahlreichen Knospen auf derselben gleichen erstarrten, ablaufenden Wassertropfen. Wie ein zum Einfassen dienendes Saumband nehmen sich die eng aneinandergereihten Endknospen aus. Die Länge des Stücks beträgt etwa 23 cm, die größte Breite 8—9 cm. — Ob derartige Mißbildungen bei Eschen öfters vorkommen?

Quern. E. Schnack.

7. **Über einen merkwürdig ausgebildeten Ortssinn bei Enten** veröffentlicht Harro Magnussen in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" (N. F. VI Nr. 8) folgende Mitteilung: „Anfang der achtziger Jahre kaufte der Gastwirt Süverkrübbe in Schleswig zwölf Enten auf dem Husumer Markt von einem Husumer Bürger. Die Tiere wurden in einem verdeckten Korbe den etwa 4 Meilen weiten Weg nach Schleswig in einem Wagen mitgenommen, und ihnen wurden bei der Ankunft die Flügel ganz kurz beschnitten, so daß sie nicht über die Umwehrung des Hofes fliegen konnten. Da die zahmen Enten in der Marsch anfangs ihr Futter selbst suchen müssen und nicht gleich gemästet werden, können sie nämlich meist recht gut fliegen. — Am nächsten Morgen waren die Enten vom Hof verschwunden; eine offenstehende Tür hatte ihnen

[1]) Lies „v" als Anfangsbuchstabe wie „u," dagegen „u" im Inlaut wie „w."

das ermöglicht. Sie wurden trotz allen Suchens nicht wiedergefunden. Nach 14 Tagen erhielt S. einen Brief vom früheren Besitzer aus Husum: Elf Enten wären bei ihm angekommen in ganz verhungertem Zustande, sämtliche Federn an der Unterseite des Körpers fehlten usw. Wenn man bedenkt, daß die Gegend zwischen Schleswig und Husum meist mit hohem Heidekraut bewachsen war und noch ist, so ist die Leistung dieser Tiere doch staunenswert." Lz.

8. **Das offizielle Bestehen der Harden im Kreise Tondern** wird nur noch eine Frage der Zeit sein. Harde ist der Name für die alte germanische Einteilung des Landes, die sich bis auf Karl den Großen zurückverfolgen läßt und ursprünglich Bezug nahm oder abgeleitet wurde von dem Heerwesen. Später bildeten die Harden auch die Grundlage zur Einteilung sonstiger öffentlicher Angelegenheiten, wie Verwaltungs- und Rechtswesen. Jede Harde hatte einen Hardenthing, über dem Syssel- und Landthing. In neuerer Zeit mußten sie einer anderen Einteilung weichen, und zuletzt war ihr Name nur noch in Verbänden zur Erhaltung von Wegen offiziell vertreten. Nun sollen auch diese verschwinden und durch eine andere Organisation auf anderer Grundlage ersetzt werden. K. Z.

9. **Aus der Sammlung Hamburgischer Altertümer:**

1) Eines der in der Sammlung vorhandenen Richtschwerter zeigt auf der einen Seite der Klinge die Inschrift:

„Gott sterke mich in dieser Stunde. Anno 1765."

und auf der anderen Seite:

Wan ich thu dasz Schwert aufheben
wünsch ich dem Sünder dasz Ewig leben.

2) Ein Stubenschild der Töpferinnung, aus Zinn gefertigt, trägt den Vers:

Gott als der rechte Schöpfer
war selbst der erste Töpfer.

3) Am „Regiment" [1]) der Drechsler liest man:

Ach Gott ihr lieben Leut
verbringt euer Lebenszeit
in Fried und Einigkeit
bedenkt die Ewigkeit.

4) Ein Trinkgefäß der Schiffbauer in Buchform trägt die Inschrift:

Wol utt disser Bibel wil studeren
De do de Blade tho degegen (tüchtig) ummekeren
Dat em de Lez des Avendes tho Harten ga
Er (oder) men schal en mit der Roden aver de Lenden schlan.

5) Der Willkomm (Trinkgefäß) der Wandbereiter (Tuchmacher) trägt die Verse:

Wen Gott nicht hätt die Schaff gegeben
wovon wolt der Wandbereiter leben. 1806.

6) Auf dem Deckelkrug der „Schiffbauer-Brüderschaft" vom Jahre 1669 steht:

Noa der erste Schiffbauer war
Das liset man von der Arche klar.

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Tischgebet eines Grobianus. Wenn die Speise auffgetragen ist und kein Kinder da sein, so da beten, so sol ein kurtz Freßgebet thun Benedictius benedicat in rostrum nostrum per dominum nostrum, oder: dit und dat: Trög und nat, deus benedicat. Ethnographie von Olorinus Variscus (d. i. Joh. Sommer aus Zwickau, vgl. Goedeke, Grundriß I, 314, 431 ff.). Magd. 1609. I, S. 80.

(Aus dem Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, VII. Jahrg. 1882 Nr. 8 S. 96.)

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Ik mende, idt were Eken
Allent wat de Lüde spreken,
Nu is idt kume Linden
De Warheit kan me nergen vinden.

Niederdeutsches Reimbüchlein, herausgegeben von W. Seelmann. S. 85 Zeile 2506—9.

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

---

[1]) Der Vorsitzende führte eine Art Scepter, das „Regiment" oder „Schafferholz," auch wohl „Fachholz" genannt, mit welchem er auf den Tisch klopfte, um sich Gehör zu verschaffen.

Bücherschau.

1. **Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.** 18. Heft. Kiel, 1907. Inhalt: F. Knorr, Hausreste neolithischer Zeit bei Klein-Meinsdorf, Ksp. Plön. — C. Rothmann, Ein Grabhügel der Bronzezeit bei Schafstedt in Norderdithmarschen. — J. Mestorf, Die Sage vom Oldenburger Horn und Verwandtes. — Jahresbericht. — Verzeichnis der Mitglieder und der Pfleger. — Das diesjährige Heft ist äußerst reichhaltig und mit besonders guten Bildern ausgestattet. Etwas ganz Neues bietet die erste Arbeit, dir in Wort und Bild die bisher völlig unbekannten Wohnhäuser aus der Steinzeit vorführt, rund gebaute Hütten mit draußen liegendem Herd. — Die zweite Arbeit schildert die Ergebnisse einer systematischen Untersuchung eines großen Grabhügels, der zum ersten Mal für unsere Provinz ein Brandgrab erster Periode der Bronzezeit lieferte. — Die dritte Abhandlung knüpft an eine in dem alten Haithabu bei Schleswig gefundene Bronzefigur an. Diese Bronze erinnert an eine alte Sage; eine Zusammenstellung der verschiedensten Variationen derselben läßt die Verbreitung dieser Sage erkennen, die noch heute dem Volk bekannt ist. — Der aufmerksame Leser wird sich darüber wundern, wieviel ein kundiges Auge aus anscheinend unbedeutenden Funden herauslesen kann. Er wird deswegen Sorge tragen, daß prähistorische Funde baldmöglichst den Forschern angezeigt werden. J.

2. **Historische Streifzüge im Flußgebiet der Bille.** Von Robert Körner. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1907. — Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß die Heimatgeschichte mehr und mehr die verdiente Würdigung findet. Immer größer wird die Zahl der Männer, die sich die Aufgabe stellen, die Geschichte ihrer engeren Heimat zu erforschen, und die dann in anerkennenswerter Weise ihre Kenntnis weiteren Kreisen zugänglich machen. Zu ihnen gehört auch Robert Körner in Hamburg, der den Lesern der „Heimat" bereits aus einer Anzahl heimatgeschichtlicher Aufsätze, die er in unserer Monatsschrift veröffentlichte, vorteilhaft bekannt ist, und der sich auch anderweitig vielfach als kundiger Führer durch die Vergangenheit unsers Vereinsgebiets erwiesen hat. Neuerdings ist von ihm ein 73 Seiten umfassendes Werkchen erschienen, betitelt: „Historische Streifzüge im Flußgebiet der Bille," für das die Bewohner dieser Gegend — und nicht zum wenigsten die Lehrer — ihm zu großem Danke verpflichtet sind. Es ist nicht jedermanns Sache, sich das zu seiner eigenen Orientierung oder für den heimatgeschichtlichen Schulunterricht geeignete Material aus mehr oder weniger schwer zugänglichen Quellen mühsam zu erarbeiten. Hier wird es ihm zur Auswahl für den jeweiligen Zweck in reicher Fülle und in ansprechender Form dargeboten. Nachdem der Verfasser zunächst das Flußgebiet der Bille geographisch kurz behandelt hat, beginnt er seine historischen Streifzüge bei dem alten Ort der „Hegung des Bill- und Ochsenwärder Landgerichts," dem Schleusenhaus von Bullenhusen, um sie von hier aus billaufwärts bis zu dem Lauenburger Dorf Linau (Linow), in dessen Nähe die Bille ihre Quelle hat, fortzusetzen. Für weitere Kreise hochinteressant sind besonders die Ausführungen über den Sachsenwald und das allbekannte Friedrichsruher Herrenhaus; aber die Bewohner des behandelten Landstrichs werden überall auf ihre Rechnung kommen. Als Probe für die Form der Darstellung mögen hier folgende schönen Worte über die Bismarcksche Gruftkapelle eine Stelle finden: „Wenn Theodorichs Grabmal zu Ravenna noch heute nach 14 Jahrhunderten der Vergänglichkeit Trotz bietet, so wird auch dieses festgefügte steinerne Totenmal im Schutze des Sachsenwaldes manches Säkulum überdauern. Die Epigonen werden mit scheuer Ehrfurcht zu dieser Stätte nationaler Verehrung wallen, wo Germaniens größter Sohn ausruht von seiner Heldenlaufbahn. Duftige Wunderblumen der Sage werden diesem vom geschichtlichen Geiste umschwebten Grabhügel entsprießen, und wie die Sagengestalten der Nibelungen im geistigen Leben unserer deutschen Nation nicht untergegangen sind, sondern von Geschlecht zu Geschlecht sich lebendig erhalten haben, so wird die ehrfurchtgebietende Reckengestalt Bismarcks, der durchdringende Blick seines mächtigen Augenpaares in der Erinnerung des deutschen Volkes fortleben für alle Zeiten." — Möge das Büchlein eine so weite Verbreitung finden, wie sie ihm nach Inhalt und Form gebührt!

Altona. H. Ehlers.

3. **Charakterbilder mitteleuropäischer Waldbäume I,** von **Dr. Ludwig Klein,** Professor der Botanik an der technischen Hochschule zu Karlsruhe. Mit 30 Tafeln. Jena: Gustav Fischer, 1905. 12 *M.* — Die „Charakterbilder" sind ein Sonderabdruck aus den von Prof. Dr. G. Karsten und Prof. Dr. Schenck herausgegebenen „Vegetationsbildern," jener splendid angelegten Sammlung von Lichtdrucken und Autotypien, die nach photographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellt und in erster Linie als De-

monstrationsmaterial für Unterrichtszwecke (Universität, Forstakademie, höhere Schulen) gedacht sind. Der Verwendung im Volksschulunterricht steht leider der hohe Preis entgegen. Unter gebildeten Naturfreunden werden diese Aufnahmen charakteristischer Gestalten von Waldbäumen in Jugend und Alter in besonders typischer wie abweichender Form unter besonderer Berücksichtigung der im Freien vorkommenden Varietäten, Spielarten, Wuchsformen und Standortsmodifikationen unbedingt ihre Verehrer finden. Das Textwort dient der Erläuterung. Inhaltsübersicht: 1. Lärchen von der Baumgrenze des Hochgebirges. 2. Arven von der Baumgrenze des Hochgebirges. 3. Die „Wettertannen." 4. Verbiß durch Weidevieh und Wild. 5. Die Windbuchen des Schwarzwaldes. 6. Der peitschende und scherende Einfluß des Windes auf die Baumgestalt. — Zur Erläuterung des auf S. 184 des Jahrg. 1906 der „Heimat" veröffentlichten Bildes (Strauch, die scherende Wirkung des Westwindes zeigend, Flensburg) sei in Anlehnung an das letzte Kapitel der „Charakterbilder" folgendes zugleich als Textprobe mitgeteilt: „Die Wirkung des Windes ist teils eine austrocknende, teils eine mechanische, bezw. beides nacheinander. In der Richtung des herrschenden starken Westwindes sehen wir die Krone auf der Stoßseite des Windes verkürzt, auf der Zugseite, oft auffallend, verlängert und sog. „Fahnenwuchs" bildend. Diese Windwirkung wird als peitschende bezeichnet; auf der Stoßseite des Windes sind die Äste mehr oder weniger stark zurückgebrochen und die Stummel mitunter auffallend dicht und kurz verzweigt, während sich die Krone auf der Zugseite ziemlich ungestört entwickeln kann und dann natürlich einseitig wird. Diese peitschende Wirkung äußert sich vornehmlich in luftfeuchten Tagen. Die mechanische Wirkung einseitig wehender Winde kann sich auch in der Wuchsrichtung der Stämme zeigen, die sich mehr oder weniger schief in der herrschenden Windrichtung stellen; solche Bäume heißen windgedrückte Bäume. Wirkt der Wind auf der Stoßseite noch stärker austrocknend, dann sterben hier mit der Zeit sämtliche Zweige und Äste ab, und wir erhalten die windgescherten Bäume, so genannt, weil die Krone nur auf der Zugseite des Windes entwickelt und die dem Winde zugewandte Hälfte derselben wie mit der Schere abgeschnitten ist. Derartige Bäume zeigen oft den Fahnenwuchs in seiner reinsten und auffallendsten Form und sind überall zu finden, wo starke Winde konstant oder lange Zeit in der gleichen Richtung wehen, besonders schön an den Küsten und Inseln der Nord- und Ostsee. (Schimper, Pflanzengeographie, S. 86. — Hansen, Die Vegetation der ostfriesischen Inseln, 1901, S. 32 ff.) Barfod.

4. **Berichtigung.** In der Bücherschau von Heft 4 S. 99 ist der Titel des zweiten besprochenen Buches durch ein Versehen unvollständig angegeben worden. Er lautet: „Schlutup." Geschichtliches und Kulturgeschichtliches von Carl Westphal.

Die Schriftleitung.



Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Fr. Ratzel, Über Naturschilderung. 2. Auflage. Verlag von R. Oldenburg in München. Preis 7,50 *M.* — A. Graesel, Führer für Bibliothekbenutzer. Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Preis 2 *M.* — F. A. Schmidt, K. Möller und M. Radczwill, Schönheit und Gymnastik, zur Ästhetik der Lebenserziehung. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 2,80 *M.* — Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. 18. Heft. Kiel 1907. Lipsius & Tischer. — Prof. Dr. H. Genzken, Die Abiturienten des Katharineums zu Lübeck von 1807—1907. Verlag von Lübcke und Nöhring. Preis 1,60 *M.* — Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. III. Band. 3. Heft. — K. Bielenberg, Stammbaum der Familie Franzenburg von 1624—1906. — Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1906. I. Teil. Bericht über die Tätigkeit usw. der Handelskammer. — O. Junge, Schmeils „wissenschaftliche Beleuchtung" der Jungeschen Reformbestrebungen um einige Normalkerzen verstärkt. Verlag von Lipsius & Tischer. Preis 0,30 *M.* — Aus dem Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig: H. Sternbach, Ein Erntelied der Liebe und des Lebens. A. Grobe-Wutischky, Johanna Denkert. Th. Kieser, Klatschmohn. R. Arامethy-Racher, Aus tiefster Brust. M. v. Dembritzka, Moderne Zigeunerlieder. A. Grunewald, Vom Lachen und vom Müdesein. F. Ehebrecht, Traum und Wahrheit.

Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 6. Juni 1907.

Badeleben in Wyk auf Föhr im Sommer 1906.

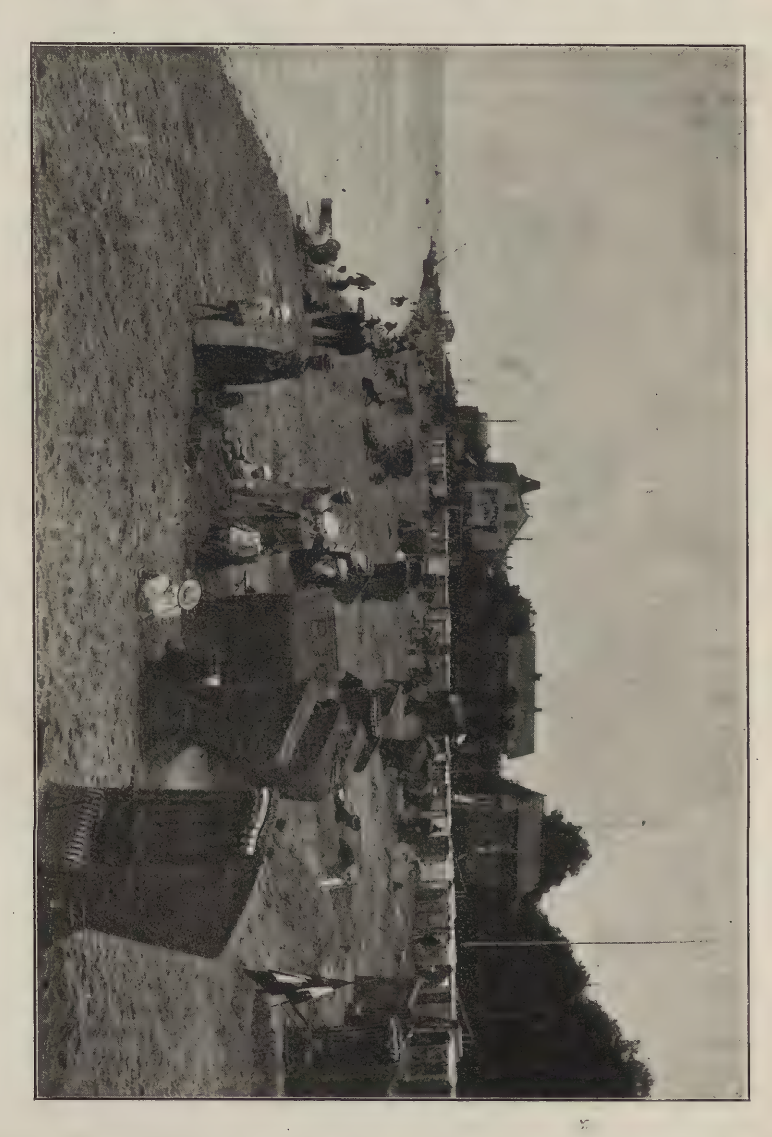
Von **G. Witt** in Ellerbek.

Wyk ist das älteste der nordfriesischen Inselbäder. Als es im Jahre 1819 gegründet wurde, war der Gebrauch von Seebädern in Deutschland noch wenig bekannt. Heute wird der Ort von mehr als 5000 Gästen jährlich aufgesucht. Verdient Wyk schon seines Alters wegen besondere Beachtung, so noch mehr deshalb, weil es einige Eigenschaften hat, die es vor andern Nordseebädern auszeichnen. Seine geschützte Lage und die gleichmäßige Milde seines Klimas gestatten es auch solchen Leidenden, die den stärkeren, d. h. rauheren Nordseebädern fernbleiben müssen, hier die Heilkraft der Nordsee zu erproben. Für Personen mit empfindlicher Konstitution ist Wyk ein wirklicher Kur- und Heilplatz.

Die Literatur über Wyk und die Insel Föhr ist recht ansehnlich. Geschichte und natürliche Beschaffenheit, sowie die Besonderheiten und Vorzüge des Bades sind in zahlreichen Werken erschöpfend behandelt. Ich will mich deshalb darauf beschränken, meine Beobachtungen über das Badeleben in Wyk mitzuteilen.

Wyk ist das Seebad der Kinder und der alten Leute. Dieser Umstand gibt dem Badeleben seinen besonderen, anheimelnden, freundlichen Charakter. Die dazwischen liegenden Altersstufen sind zwar auch als merkbarer Einschlag in dem Leben und Weben vorhanden, jedoch vielfach nur als Begleitung der Kinder und der Alten. Schwerkranke sind in Wyk nicht. Selten sieht man den Rollstuhl. Schwächliche Kinder werden von den Eltern zur Stärkung hierher gebracht, und das Alter sucht seine leichten Katarrhe hier zu heilen und zu lindern. Das Tagewerk des Badegastes, wenn man so sagen darf, ist ein einfaches, kurgemäßes. Man schläft lange in Wyk, denn die Meeresluft macht müde. Die wenigen Frühaufsteher zählen nicht. Indessen sucht jeder doch möglichst zu dem Frühkonzert der Kurkapelle, welches mit einem Choral um 9 Uhr beginnt, auf dem Sandwall zu sein. Hier wandelt die Badegesellschaft im Schatten der hohen, alten Bäume. An klaren Tagen zeigt sich dort eine Küstenlandschaft von großer Schönheit, die in ihrer Mannigfaltigkeit und stets wechselnden Beleuchtung an südliche Gestade erinnert und wochenlang jeden Tag mit neuem Vergnügen beobachtet werden kann. In dem abgeschlossenen Bilde sieht man westwärts die klaren Umrisse der Festlandsküste, nordwärts die vorspringende Insel Föhr, und nach Süden taucht die lange Reihe der Werften auf der Hallig Oland und der Insel Langeneß geheimnisvoll aus den Fluten auf, jede aus der Ferne wie eine reizende kleine Insel für sich erscheinend. Es dürfte an der Nordsee kaum ein zweites derartig mannigfaltiges Landschaftsbild geben.

Um 10 Uhr beginnt der Hauptzug der Badenden zum Südstrand, wo die Badeplätze liegen. Der Sandwall leert sich. Nur die alten Herrschaften bleiben zurück in Morgensonne und Seeluft; sie wandeln meist einsam oder ruhen auf den zahlreichen Bänken. Manches Greisenauge weilt sinnend auf dem leuchtenden Meer, das ihm neue Lebenskraft bringen soll. Das Auge des Alters hat



Wyker Strand.

meistens etwas Abschiednehmendes, Resigniertes. Hier hat man den erfreulichen Anblick, daß sich von Tag zu Tage bei den Alten der Lebensmut hebt, ihre Beweglichkeit und Frische zunimmt.

Der tiefer gelegene Strand vor dem Sandwall wird allmälich belebt von solchen Kindern, die nicht baden. Die Strandzelte und Strandkörbe werden besetzt. Es beginnt das Strandleben mit seinem Sandburgenbau und Muschel-

suchen, das bis gegen Mittag sein buntes Getriebe fortsetzt. Vielfach sieht man leider auch hier in den Händen der Damen das mehr oder weniger unsaubere Leihbibliotheksbuch, während die Männer, im Sande liegend, mit den großen Zeitungen knittern und mit den Wellen um die Wette rauschen. Schade um die schönen, sonnigen Stunden, die in dieser Weise verdorben werden! Das Lesen behindert die Atmung und hält das Auge von der Schönheit der Umgebung zurück. Ungeduldig und unwillig werden die Kinder, die bei ihrem Burgenbau und Muschelsuchen soviel zu fragen haben, abgewiesen. Es wäre aber recht ratsam, wenn die Kinder allgemein bei ihren Strandbeschäftigungen mehr beaufsichtigt und geleitet würden. Es läuft hierbei nämlich ein gut Teil unnötige Tierquälerei unter, die für das Gemüt der Kinder nicht von Nutzen ist. Mit Bedauern muß man sehen, wie zur Ebbezeit selbst größere Kinder Reihen lebender Seesterne auf der Strandmauer der glühenden Sonne aussetzen und die zahlreichen dem zurückgewichenen Wasser zustrebenden jungen Taschenkrebse erhaschen und zertreten, um kleine Fische damit zu fangen, die ebenfalls nutzlos zu Tode gequält werden. Derartiges Spiel sollte verhindert werden. Um Wyk herum ist das Meer ohnehin fischarm, kaum daß einige handgroße Sandschollen gefangen werden. Auffällig ist, daß hier die in großer Menge vorkommenden Taschenkrebse, die an der Ostsee, z. B. in Kiel, ein beliebter Handelsartikel sind, garnicht beachtet werden. Sie sind doch


Wyker Reede.

wohlschmeckend und stehen den Flußkrebsen nicht nach. Zwar sind sie etwas mühsam zu zerlegen, würden aber gerade für Badegäste, die gern länger bei Tisch sitzen, eine willkommene Abwechselung bieten. Auch als Volksnahrungsmittel für die nicht immer mit Glücksgütern gesegneten Fischer und sonstigen Strandbewohner der Nordsee könnte der Taschenkrebs gleich seinem Verwandten, dem muschelbewohnenden Einsiedlerkrebs, dienen. Bedauerlich ist, daß der Badestrand in Wyk so arm ist an Seevögeln. Möven größerer Art und auch die zierliche Seeschwalbe sieht man nur in geringer Zahl; sie sollen durch die Jagdlust der Badegäste so verringert sein.

Der Strand ist eine gute Viertelstunde lang bis zu der Südostecke der Insel mit Zelten und Körben besetzt. Gleich dahinter am Südstrande liegen die Badestellen. Wer den hochgelegenen Strandweg dahin in Sonnenschein und Seewind nicht liebt, dem steht ein daneben herlaufender tiefgelegener Hohlweg zur Verfügung, welcher außerdem durch Gesträuch und Tannenbüsche geschützt ist und zahlreiche Ruhebänke bietet. Fest und staubfrei sind beide Wege. Auf Föhr braucht man nicht die ermüdenden Bretterwandelbahnen, die in Westerland und auf Amrum des Flugsandes wegen nötig sind. Die Badeplätze sind getrennt in Damenbad, Familienbad und Herrenbad. Gebadet wird meistens vormittags bis 1 Uhr. Die Badekarren werden des flachen Vorstrandes wegen durch Reiter zu Wasser gebracht. Die See ist hier durchweg bewegter als an der Ostseite vor Wyk, und der Wellenschlag oft nicht unbedeutend. Die Insel ist an dieser Stelle nur durch Buhnen, nicht durch Deichmauern geschützt, und das einige Meter hohe Ufer wird vielfach vom Wasser angenagt. Auf einer Grasnarbe kann man den Südstrand verfolgen bis zu dem etwa eine Stunde entfernten Kirchdorfe Nieblum. In der Nähe der Badeplätze liegt die Villenkolonie „Südstrand" und außerdem ein Sanatorium, ebenfalls von Badegästen bewohnt. Die Gemeinde Wyk hat sehr wenig Flur; unmittelbar an seinen Toren beginnt das Gelände der Gemeinde Boldixum; auch die Badeplätze liegen schon auf dem Gebiete dieses Kirchdorfes.

Die Aussicht vom Südstrande ist wieder eine ganz andere als von Wyk aus, aber sie ist nicht minder anmutend. Im Südwesten erscheint in etwa 2 Meilen Entfernung die Insel Amrum; der Leuchtturm und das auf der Südspitze der Insel gelegene Bad Wittdün sind deutlich sichtbar. Die Häuser von Langeneß zeigen sich im Süden in anderer Gruppierung und Beleuchtung.

Unmittelbar hinter den Badeplätzen liegt ein besonderes Schmuckstück von Wyk, ein Tannendickicht von etwa einer halben Stunde Umfang. Von mehreren breiten Fußwegen durchschnitten und reichlich mit Ruhebänken besetzt, bietet es einen angenehmen, viel benutzten Aufenthalt. Der Naturfreund bewundert zahlreiche Tannenarten, die höchstens 5 m hoch sind, aber von seltener Frische und Dichtigkeit. Stundenlang kann man ohne Ermüdung in diesem herrlichen Wäldchen, wie man es auf einer Nordseeinsel nicht für möglich halten sollte, verweilen, in Sonne oder Schatten die harzgetränkte Waldluft einatmend, geschützt gegen den kräftig darüber hinstreichenden Seewind. Ein Kieler Herr, namens Lemcke, hat vor etwa 12 Jahren durch eine Stiftung diese Anpflanzung ermöglicht, die ihm zu Ehren Lemckehain heißt. Tausende segnen alljährlich das Andenken dieses Menschenfreundes. Die Pflege und Sauberhaltung des Wäldchens kann der Badeverwaltung und den Gästen nicht genug empfohlen werden. Da in diesem kostbaren Wäldchen das Rauchen verboten ist, können leidenschaftliche Raucher sich hier unschwer einige Vor- und Nachmittagszigarren abgewöhnen.

Nach dem Mittagessen und der kurgemäßen Siesta versammelt sich die Bade-

gesellschaft wieder unter den Baumreihen des Sandwalls zum Nachmittagskonzert von 4 bis 5 Uhr. Dauerregen ist im Sommer selten. Gegen alle westlichen Winde ist der Sandwall durch die dichte Reihe der hohen Häuser geschützt, selbst wenn der Sturm seine Melodien mit denen der Badekapelle vermischt. Kleideraufwand wird in Wyk wenig oder garnicht sichtbar. Die meisten Damen gehen auch nachmittags und abends im einfachen Anzuge, in der so geschmackvollen und kleidsamen Strandkleidung. Hin und wieder sieht man wohl bei neuangekommenen Damen prächtigere Gewänder, aber nur wenige Tage; dann wandern die Staatskleider in den Koffer zurück, und die bequemere Tracht behält den Sieg.



Seehospiz in Wyk.

Die weiteren Stunden bis zum Abend sind wieder der Ruhe am Strande, im Lemckehain oder einem Spaziergang gewidmet, ferner der Ruder- und Segelfahrt. Auf einem Gange am Strande vor Wyk hat man jetzt die beste Gelegenheit, seine Bekannten in den Strandkörben und Zelten zu begrüßen und sich am Treiben der Kinder beim Burgenbau zu erfreuen. Melancholiker, Hypochonder und Misanthropen sollten nach Wyk gehen und der Kinderlust zuschauen. Sie würden bald die schwarze Brille des Trübsinns absetzen und die Welt wieder freundlicher ansehen.

Auf dem Wege zu den Badeplätzen liegt am Ausgang von Wyk das Seehospiz, welches noch unter Mitwirkung der Kaiserin Friedrich gegründet und am 7. Juni 1882 eröffnet wurde. Eltern, die ihre Kinder nicht selbst begleiten können, sowie Wohlfahrtsvereine bringen hier gegen geringe Pflegekosten den Sommer über gegen 500 Kinder unter, die abteilungsweise kommen und jedesmal etwa sechs Wochen bleiben. Das Hospiz wird von einer Oberschwester geleitet, der genügend Schwestern und Pflegerinnen zur Seite stehen. Das Hospiz hat seinen besondern Platz am Strande mit einer Arbeitshalle und einem großen Garten mit Luftbädern. Wer von der Wohltat eines solchen Seeaufenthaltes für Kinder noch nicht überzeugt ist, mag einmal den Zug der ankommenden erholungsbedürftigen Kinder vergleichen mit dem derjenigen, welche die Ferienkur hinter sich haben.

Die 25jährige Gedenkfeier soll im Juni 1907 in Wyk festlich begangen werden und wird Gelegenheit bieten, die vorzüglichen Erfolge der Anstalt der Öffentlichkeit vorzuführen. Schon jetzt haben verschiedene Wohlfahrtsvereine die Absicht kundgegeben, weitere Kinderhospize auf Föhr anzulegen.

Nach dem Abendessen führt das Abendkonzert die Erwachsenen von $8^1/_2$ bis 10 Uhr zum dritten Male auf dem Sandwall zusammen. Das elektrische Licht schimmert durch das dichte Laub der Bäume, gleichmäßig rauschen die Wellen an das Ufer, und wenn das Meer weithin geheimnisvoll im Mondenschein glänzt, bedarf man kaum noch der sanften Klänge eines Konzertstückes, um in eine wohlige, wunschlose Stimmung zu fallen — eine gute Vorbereitung für die Nachtruhe. Diese wird kurgemäß durchweg rechtzeitig angetreten; Bier- und Kaffeehäuser werden nach 10 Uhr von den Kurgästen wenig besucht.

An besonderen Zerstreuungen und Vergnügungen für die Rüstigeren unter den Badegästen ist Wyk keineswegs arm. Es gewährt einen überraschenden und heiteren Anblick, wenn man, von den Badeplätzen nach Wyk zurückkehrend, auf der Reede vor dem Sandwall die stattliche Flottille, bestehend aus etwa einem Dutzend größerer Segelboote und der doppelten Anzahl Ruderboote, vor sich sieht. Größere Segelfahrten macht man je nach dem Wasserstande vor- oder nachmittags zu der Hallig Oland im Osten, die nur 50 Einwohner zählt, aber eine Kirche und eine Schule hat, die beide durch den Pastor verwaltet werden, oder zu der niedrigen Insel Langeneß, die etwa 20 Gehöfte aufweist, welche alle auf künstlich erhöhten Erdwällen, Warfen oder Werften genannt, erbaut sind. Die Bewohner treiben ausschließlich Viehzucht, da Weiden und Heu reichlich sind, und leben in bescheidenem Wohlstand ihr abgeschlossenes Dasein. Nur der Postbote besucht sie regelmäßig, wenn ihn Sturm und Fluten nicht zurückhalten. Vom Festland nach Oland und von dort weiter nach Langeneß hat neuerdings die Regierung einen hohen Steindamm gezogen, um neues Land zu gewinnen. Wird die Nordsee sich fesseln lassen, oder wird eine Sturmflut, ähnlich den vielen, die früher Nordfriesland verschlangen, Mauer und Halligen zugleich wegreißen?

An der Südküste von Langeneß liegt auch die große Werft, welche den berühmten Namen „Hilligenlei" trägt. Etwas mehr südlich zeigt sich die Hallig Hooge, auf welcher der vielgenannte Königspesel zu sehen ist.

Der Wattenlauf auf den Sandbänken vor Wyk wird fleißig betrieben. Die Nachbarinsel Amrum wird oft auf Segelfahrten besucht, um die Dünenbildung, die auf Föhr ganz fehlt, kennen zu lernen. Der Leuchtturm auf Amrum bietet eine großartige Aussicht über die ganze Inselwelt des Westens. — Einzelne Jäger treiben auch von Wyk aus die anstrengende Seehundsjagd auf den entfernteren Watten.

Föhrerin.

Für die zahlreichen Kinder ist jeden Mittwoch von 5—7 Uhr ein Ball im Kurhause, der diesen, den Eltern und sonstigen Zuschauern viel Vergnügen bereitet. Es wird aber aber auch hier schon über die Tanzfaulheit der „Herren" geklagt. Das Gleiche ist auf den Reunions für die Erwachsenen am Donnerstag Abend der Fall, bei welchen ohnehin der Damenflor stark in

der Mehrzahl ist. Die jungen Herren scheinen sich gerade diesen Abend zu einem recht „kurgemäßen“ Leben auszusuchen.

Eine weitere Abwechselung bieten die Spaziergänge oder Wagenfahrten auf der Insel. Föhr ist $1^1/_2$ Quadratmeilen groß und zählt 5000 Einwohner, die sich außer auf Wyk mit 1000 Einwohnern, auf 16 Dörfer verteilen. Die Dorfnamen haben fast alle die friesische Endung „um.“ Die Dörfer liegen alle auf dem Geestlande, haben sich aber ziemlich gleichmäßig geteilt in Geestland und Marsch. Am äußersten Westrande findet man bei diesen Ausflügen das Dorf Utersum, wo der Lehrer Philippsen eine vielbesuchte, reichhaltige Sammlung von Altertümern angelegt hat, die aus den noch zahlreich vorhandenen Hünengräbern und von Funden bei den Deicharbeiten herrühren. Auch die Tier- und Pflanzenwelt der Insel ist hier vollständig vertreten. Die vorzügliche Sammlung ist jetzt, da der Sammler nach Flensburg verzogen ist, für eine namhafte Summe von Wyk erworben und soll die dort schon vorhandene, noch sehr in den Anfängen steckende Altertumssammlung ergänzen.


Straße in Wyk.

Die Bewohner der Dörfer kümmern sich wenig um das Gedeihen des Badelebens, da sie nach ihrer Angabe keinerlei Vorteil davon haben. Ihre Insel halten sie dagegen in hoher Kultur. Eine Landflucht besteht hier anscheinend nicht, höchstens geht die männliche Jugend zur See. Bettler und Arme nimmt man nicht wahr. Die Landestracht der Friesinnen sieht man noch vielfach auf der Insel, weniger in Wyk. Das Kopftuch erinnert an das der Thüringerinnen im Hennegau. Die Stickereien an demselben sollen noch den Stand der Trägerin, ob Jungfrau, Frau oder Witwe, anzeigen, doch unterscheiden sich die einzelnen Dörfer nicht mehr durch die Tracht, wie es z. B. noch im Bückeburgischen der Fall ist, vielmehr wählt jede Trägerin die Stickerei nach ihrem Geschmack. — Die Föhrer sind stolz auf ihre unvermischt friesische Abstammung. Sie behaupten, daß die Friesen einen Hauptteil der England erobernden Angelsachsen unter Hengist und Horsa gebildet hätten. Sie weisen darauf hin, daß die Friesen sich deutlich in Gesichtsbildung und zierlicherem Körperbau von den Niedersachsen unterscheiden, und sprechen sogar die Normannen, die seinerzeit die Normandie eroberten, als Landsleute an. Tatsächlich erwähnen die alten Schriftsteller in ihren Berichten über die Kämpfe der Deutschen und Normannen in Süditalien, daß die Gestalten der Normannen kleiner und zierlicher waren. Der Friese rühmt sich noch jetzt als freiheitsliebend bis zum Eigensinn. Im gewöhnlichen Verkehr ist auf Föhr davon nicht viel zu merken; man ist im allgemeinen höflich und freundlich gegen die Fremden. Die Bewohner von Wyk zeigen sogar eine bemerkenswerte Gewandtheit im Umgang. Auch ihre Freundlichkeit und Ge-

fälligkeit wird vielfach gerühmt von den zahlreichen weniger bemittelten Kurgästen, welche der Billigkeit wegen die Mahlzeiten in der Küche ihrer Gastgeber selbst bereiten.

Wohnungsmangel tritt in Wyk selbst in der Hochsaison nicht ein, weil fast jedes Haus auf Vermieten eingerichtet ist. Bei einigermaßen glücklicher Verteilung auf den ganzen Sommer würde der Ort schon jetzt bequem 10 000 statt 5000 Gäste aufnehmen können. Daß eine solche Verteilung eintritt, dafür sorgt schon die Ferienordnung in Deutschland. So ziemlich die letzten, die mit Weib und Kind zur Kur nach Wyk kommen, sind die Rheinländer. Sie bringen stets eine erfreuliche Munterkeit mit.

Eine in unserem Norden etwas auffällige Erscheinung bilden die jungen katholischen Geistlichen, welche im Sommer in Wyk weilen und den Gottesdienst für die Badegäste ihrer Konfession abhalten. Ob ihnen wohl bekannt ist, daß die Friesen sich nie an das Zölibatsgebot Gregors VII. gekehrt, sondern verlangt und bis zur Reformation durchgesetzt haben, daß ihre Priester verheiratet waren, „um treu und rein mit den Frauen und Mädchen ihrer Gemeinde verkehren zu können"? Man sieht, bei der nötigen friesischen Hartnäckigkeit Rom gegenüber ging es auch ohne Zölibat, obgleich Rom auch hierbei wieder zu seinem so oft angewandten „Non possumus" griff. Ob wohl jetzt noch eine Nation es wagen würde, einen solchen natur- und vernunftgemäßen Entschluß durchzuführen?

Die Rheinländer ließen es sich nicht nehmen, auch die Gedenktage der großen Augustschlachten 1870 ein wenig zu feiern. Es mochte eine ganze Anzahl Veteranen zur Kur gekommen sein. Diese stellen ja einen merklichen Prozentsatz derer, die mit Katarrhen und Lungenerweiterung behaftet sind, wozu sie die Anlage aus Frankreich mitbrachten. Sagte mir doch schon bald nach dem Kriege mein alter Arzt: „Ihr habt zuviel Hurra geschrien im Kriege, dabei wird die Lunge weiter als gut ist." — Die alten Krieger saßen mit ihren Damen vollzählig vor dem Kurhause. Sie hatten sich bei dem freundlichen thüringischen Kapellmeister eine vaterländische Liederfolge bestellt und sangen begeistert ihr schönes „Strömt herbei, ihr Völkerscharen" und die lange Reihe der patriotischen Lieder. Die ganze Kurgesellschaft sang, selbst auf die Gefahr einer kleinen Heiserkeit hin, begeistert mit. Auch einer der Herren Kapläne stimmte fröhlich mit ein. Täuschte mich das unsichere Licht, oder sah ich ihn wirklich bei „Deutschland über alles" die Lippen bewegen? Er kann aber auch die österreichische Kaiserhymne gesungen haben, welche die gleiche Melodie hat. Das „Deutschland"-Lied ist auf Inseln gut zu singen, — hat es doch Hoffmann von Fallersleben auf dem nahen Helgoland gedichtet, — besonders wenn, wie heute Abend, die schweren Geschütze unserer Kriegsflotte, die bei Helgoland übt, den Baß dazu brummen. Wie ein Gruß von ihr mutet es an, wenn der Lichtstrahl des Helgoländer Leuchtturms in regelmäßigen Zeiträumen über den westlichen Horizont blitzt.

In diesem Sommer beging Wyk die 200jährige Gedenkfeier seiner Erhebung zu einer Stadtgemeinde. Das Fest hätte schon am 17. April gefeiert werden können, war aber wohl zur Unterhaltung der Fremden in die erste Augustwoche verlegt. An dieser Feier nahm die ganze Inselbevölkerung einmütig teil. Der historische Festzug enthielt Bilder des Föhrer und Wyker Lebens aus alter und neuer Zeit, ernsten und komischen Inhalts. Die geschmackvolle, festtägliche Landestracht kam in dem großen Zuge junger Friesinnen besonders zum Ausdruck. Zwischen den Gruppen und Wagen der Neuzeit schritt auch die ehrwürdige Oberschwester des Seehospizes mit ihren 150 Pfleglingen beiderlei Geschlechts,

welche, gerade am Ende ihrer Kurzeit befindlich, einen recht frischen, seegebräunten Anblick boten. Auch ein Festspiel war von einem Herrn aus Wyk verfaßt. Das Gedicht beginnt mit der großen Sturmflut 1624, bei welcher die Bewohner von Föhr, da sie von der Flut mehr verschont geblieben waren, Flüchtlinge aus Nordstrand gastlich aufnahmen und ihnen die Gründung von Wyk gestatteten. Erzählt werden uns weiter in einzelnen Abschnitten die Hauptereignisse auf der kleinen Insel bis in die Neuzeit. Die tragische Geschichte des Friesenstammes, die von fortgesetztem Kampf gegen das übermächtige Meer und vom Untergang in diesem Kampf redet, findet in diesen Versen beweglichen Widerhall.

In einer mehrfach mit Erfolg wiederholten Festvorstellung bildete das Gedicht den erklärenden Text zu einer Reihe von lebenden Bildern, welche von Eingeborenen der Insel und der Stadt gestellt wurden, und zwar durchweg mit viel Geschick und Geschmack. Wenn auch die malerisch schöne Landestracht der Friesinnen eine Hauptrolle spielte, so waren die Damen Wyks doch nicht davor zurückgeschreckt, auch einen holsteinischen Herzogshof und die Herzogin selbst mit Gefolge in den glanzvollen Kostümen der Vorzeit zu zeigen. Sympathisch berührte es, daß auch der Könige aus der Dänenzeit, die vielfach ihre Sommerresidenz in Wyk hielten und der Insel sonst Wohltaten erwiesen, dankbar gedacht wurde.

Das Festkomitee zeigte sich insofern recht liebenswürdig gegen die fremden Gäste, als es ihnen auch Gelegenheit zu einer gemeinsamen Wagenfahrt durch die Insel bot; ja, ein großes Feuerwerk wurde unter dem Beifall der Kurgäste abgebrannt. Ein Schiffsball an Bord des eigens von Hamburg hergesandten großen Turbinendampfers „Kaiser" folgte, der weit draußen im tiefen Wasser lag. Die Absicht, der Badegesellschaft eine angenehme Erinnerung mehr an die diesjährige Saison mitzugeben durch dieses Fest, ist vollauf erreicht worden.



Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Von **W. J. Lembke** in Ochsenwerder.

II.

Wie unterscheiden sich nun die niederdeutschen Mundarten vom Hochdeutschen?

Als plattdeutsche Mundart nehme ich den Dithmarscher Dialekt, unter Hochdeutsch verstehe ich hier die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Hochdeutsch und Niederdeutsch sind wahrscheinlich Schwestersprachen, einer gemeinsamen Mutter entsprossen, die man nicht kennt, aber annimmt und das Grunddeutsch nennt. In den Jahrhunderten, die der Zeit Karls des Großen vorausgehen, veränderte der Süden Deutschlands einen wesentlichen Bestandteil seiner Konsonanten. Damit tritt die Zweiteilung der ursprünglich einheitlichen Sprache ein. Niederdeutschland machte diesen Lautwandel, den Grimm Lautverschiebung nannte, nicht mit, es steht also dem Hochdeutschen gegenüber auf der nächstälteren Lautstufe. Diese zweite germanische Lautverschiebung, wie man diesen Lautwandel zum Unterschied von jener Lautverschiebung, die die Sprache der Ost- und Westgermanen schied, nennt, verwandelte die Stoßlaute in Streiflaute, die Streiflaute in Drucklaute und die Drucklaute in Stoßlaute. Man sucht diesen Vorgang auf folgende Weise physiologisch zu erklären: Der Stoßlaut zog durch immer schärfere, härtere Aussprache einen Hauch nach sich, der mit dem Stoßlaut zu einem einheitlichen Streiflaut oder Reibelaut ver-

schmolz. Ich erinnere aus meiner Kindheit, daß unser benachbarter Grobschmied jeden Schlag seines großen Vorhammers mit einem kräftigen „k" begleitete, aus dem mit sich steigernder Heftigkeit bald „kh," „ch" und zuletzt „h" wurde. Was hier das „k" in einigen Minuten wurde, ist es in unserer Sprache in einer jahrhundertelangen Entwicklung geworden.

Der Drucklaut erhärtet durch intensiven Druck zum Stoßlaut. Der stimmhafte Drucklaut verliert seine Stimme und wird stimmloser Drucklaut. Der Streiflaut kann zwei Wege gehen. Entweder die zur Lautgebung nötigen Muskelbewegungen werden vernachlässigt und unterbleiben ganz; läßt man z. B. beim ch Zunge und Gaumensegel in der Ruhelage, so entsteht das h. So wird der Streiflaut zum Hauchlaut und geht oft ganz verloren, so namentlich im Auslaut. Oder die Artikulationsstellung des Streiflauts wird zunächst verschlossen gehalten und dann durch Druck gesprengt, so wird der Streiflaut zum Drucklaut; das geschieht namentlich im Anlaut.

Wir wollen nun im Plattdeutschen und Hochdeutschen die Parallelen im einzelnen aufzeigen.

I. Drucklaut ist Stoßlaut geworden.

Plattdeutsch d entspricht dem hochdeutschen t: drög — trocken, dusend — tausend, Düwel — Teufel, don — tun, dögen, Undög — taugen, Untugend, Disch — Tisch, drog — träge usw.

II. Der Stoßlaut ist zum Streiflaut geworden.

1. Plattdeutsches p entspricht dem hochdeutschen pf, so stets im Anlaut, oder f, so meistens im In- und Auslaut: Port — Pforte, Pad, von pedden — Pfad, Pot — Pfote, Pip — Pfeife, Proppen — Pfropfen, Plant — Pflanze, Plog — Pflug; gripen — greifen, lopen — laufen, supen — saufen, Sep — Seife, Slöp — Schleife, grep — griff, Schop — Schaf usw.

Für die Rechtschreibung gründet sich auf diese Parallele die Regel: Hat das Plattdeutsche im Anlaut ein p, das Hochdeutsche an derselben Stelle einen f-Laut, so ist es stets ein pf. Hier gibt es eine Ausnahme: Placken — Fleck, Flecken. Würde wirklich P fote gesprochen, so bedürfte es dieser Regel nicht, aber man spricht nicht Stoßlaut + Streiflaut, Affrikata, sondern bei nachlässiger Sprache nur den Reibelaut f.

2. Plattdeutsches t entspricht dem hochdeutschen z, so im Anlaut und hinter r und l, oder hochdeutschem ß und s, so meistens im In- und Auslaut, ausgenommen hinter r und l: Tung — Zunge, Tang — Zange, Tappen — Zapfen, Ton, Tön — Zehe, Zehen, Hart — Herz, smarten — schmerzen, Smolt — Schmalz, Holt — Holz; riten — reißen, biten — beißen, buten — außen (mit vorgesetztem b, wie bei oben und innen, bei innen auch im hochdeutschen binnen), Woter — Wasser, Ketel — Kessel, söt — süß, Slott — Schloß, dütt — dies, dat — das, wat — was. Hier steht die Regel durch und zwar ausnahmslos: Hat das Plattdeutsche im Anlaut ein t und das Hochdeutsche an derselben Stelle einen Zischlaut, so ist es immer ein z.

Z, d. h. t + s, die Affrikate, ist auf dem Wege s, Spirans, zu werden, analog der Entwicklung p — pf — f.

3. Plattdeutsches k entspricht hochdeutschem ch, durchweg im In- und Auslaut: ick — ich, sick — sich, Rok — Rauch, Lock — Loch, Lik — Leiche, Lurk — Lerche, Hinnerk — Hinrich, Dirk — Dietrich, Anke — Annchen, Frauke — Frauchen, Wiebke — Weibchen.

Die Entwicklung des Stoßlauts zum Reibelaut ist am breitesten vor sich gegangen, wir finden sie bei Lauten aller Sprachorgane und in allen Stellungen, im An-, In- und Auslaut. Die Wandlung des Drucklauts zum Stoßlaut ist

nur bei den Zungenlauten eingetreten, bei den Lippen- und Gaumenlauten nicht. Man fragt zu viel, wenn man das Warum darüber wissen will, daß die Wandlung des Konsonanten hier eintrat und dort nicht. Überhaupt ist es ja nicht eigentlich der einzelne Laut, der nach gewissen, allgemein gültigen Gesetzen sich verändert, sondern es sind fast immer Lautkomplexe, die in bestimmter Stellung gewissen Entwicklungen unterworfen sind.

III. Der Reibelaut ist zum Drucklaut geworden.

1. Plattdeutsches w, so namentlich im Inlaut, und plattdeutsches f, so häufig im Auslaut, entspricht hochdeutschem b: gewen — geben, lewen — leben, riwen — reiben, Lewer — Leber, Druf — Traube, Elf — Elbe, Lef — Liebe, Def — Dieb, Lof — Laub, Wif — Weib, ick heff — ich habe, he rifft — er reibt. Wenn man in gewen, lewen ein w setzt, so ist das eigentlich nicht das richtige Zeichen, denn wir schließen beim fraglichen Laut die Lippen vollständig, entgegen der w-Artikulation, und lassen den Exspirationsstrom ausschließlich durch die Nase entweichen; so klingt plattdeutsch lewen fast wie hochdeutsch Lehm. Übrigens ist in diesem Fall weder im Plattdeutschen noch im Hochdeutschen hinter w, b und p, wenn die Silbe en folgt, ein n zu hören, nach den Lippenlauten öffnet man die Lippen nicht wieder zum n, sondern läßt den Luftstrom durch die Nase entweichen; so entsteht regelmäßig ein m.

2. Plattdeutsches ch entspricht hochdeutschem g, meistens im Auslaut: Dech — Teig, Troch — Trog, Wech — Weg, noch — genug, Dach — Tag usw. Der Hochdeutsche spricht hier ausgesprochenen Explosivlaut, mitunter mehr k als g. Der Plattdeutsche spricht auch die hochdeutschen Wörter dieser Art mit ch aus.

Das ch kann noch einen andern Weg gehen, wie die Parallele Plattdeutsch — Hochdeutsch uns zeigt, es kann zum Hauchlaut werden und so schließlich ganz verschwinden: ruch — rauh, roch — roh, ick sech — ich sah, nech — nahe, toch — zähe usw.

IV. Stimmhafter Drucklaut ist stimmloser Drucklaut geworden.

Um festzustellen, ob man stimmhaften oder stimmlosen Drucklaut spricht, halte man mit je einem Finger die Ohröffnungen zu und spreche sich ein Wort mit dem betreffenden Laut vor. Man spürt dann, daß bei einem Worte wie du, Düwel die Stimme während des d schon schwirrt, daß sie bei möd = müde, Sched = Scheide noch schwirrt und daß sie bei Leder = Leder und Fleder = Flieder nicht aufhört zu schwirren? Dasselbe gilt natürlich für den g-Laut. *Übrigens trifft man auch in Niederdeutschland, namentlich im Anlaut, schon stimmlose Drucklaute, die Entwicklung vom stimmhaften zum stimmlosen Drucklaut hat also auch bei uns eingesetzt.*

Für g spricht man häufig, so auch an einigen Stellen in Dithmarschen, ein dem entsprechenden holländischen Laut ähnliches ch: chut, chon — gut, gehen.

Einer eigentümlichen Wandlung ist das s in einigen Konsonanten-Verbindungen unterworfen, am leichtesten im Anlaut vor m, n, l und w, schwerer vor t und p, im Auslaut auch hinter r: smuck — schmuck, smidig — geschmeidig, small — schmal, smöken — schmauchen, Smolt — Schmalz, smeden — schmieden usw.; Snowel — Schnabel, snuwen — schnauben, Snee — Schnee usw.; Slang — Schlange, slogen — schlagen, slopen — schlafen, slau — schlau, slech — schlecht usw.; Swülk — Schwalbe, Swad — Schwade, Swamm — Swamm, Swort — Schwarte, swern — schwören usw.; Vors — Varsch, Kaßbeer — Kirsche usw. In allen diesen Lautverbindungen ist die Entwicklung abgeschlossen gewesen, als zu Luthers Zeit überall sch an der fraglichen Stelle eingesetzt wurde. Auch im Plattdeutschen spürt man, daß in den Verbindungen sm, sn, sl und sw die Entwicklung des s zu sch eingesetzt hat. Man spricht

hier kein spitzes s mehr, sondern häufig schon ein ausgeprägtes sch. Wer Schmolt, Schnider, schlopen und Schwülk sagt, spricht gutes, echtes Platt.

Etwas anders liegt die Sache bei den Lautverbindungen st und sp. Zu Luthers Zeit wird hier auch in Luthers Sprache, also in Mitteldeutschland, die Entwicklung zu scht und schp noch nicht abgeschlossen gewesen sein, vermutlich wären dann doch die lautrechten Zeichen dafür eingesetzt worden. Jetzt ist die angedeutete Entwicklung in Süd- und Mitteldeutschland im Anlaut restlos zu Ende geführt; im Auslaut spricht man erst in einigen hoch- und oberdeutschen Dialekten scht, also du bischt, Wurscht usw.

Es ist anzunehmen, daß die Entwicklung auch im Auslaut um sich greifen wird. Im Plattdeutschen ist von der Entwicklung des st und sp zu scht und schp nirgends etwas zu spüren, sie liegt für uns noch in der Zukunft. Daß sie auch hier eintreten wird, wenn auch erst nach langer Zeit, daran ist kaum zu zweifeln. Vom ästhetischen Standpunkt aus sind die hochdeutschen Lautverbindungen scht und schp sicher den plattdeutschen spitzen sp- und st-Lauten vorzuziehen; die für Gesamtdeutschland geltende Bühnensprache verlangt hier deswegen auch die hochdeutschen Formen. Wer sich als Plattdeutscher der Bühne widmet, muß ein so modulationsfähiges Organ besitzen, daß er diese Laute künstlerisch einwandfrei sprechen lernt. Auch sonst wird es diesem oder jenem gelingen, sich diese, uns von Haus aus fremden Laute vollkommen anzueignen; der mag dann für den Vortrag sich dieser Laute bedienen, die Sprache wird dadurch sicher an Reiz gewinnen. Aber leicht ist die Aneignung dieser Fremdlaute nicht, es gehört sehr viel Übung dazu, und dann auch ist das gute Gelingen Ausnahme, nicht Regel. Es ist damit ja nicht getan, daß man die uns bekannten Elemente sch und t und p zusammensetzt, und dabei wird es in den meisten Fällen bleiben. Jeder arbeitet in jeder Sprache zunächst, und soweit es eben geht, mit dem Lautmaterial, das ihm aus seiner Muttersprache, seiner Mundart zur Verfügung steht; so kann man die Herkunft auch des gebildeten Deutschen meistens schon nach einigen Redewendungen erraten, er sei Hochdeutscher oder Plattdeutscher, selbst dann, wenn er sich des neutralen Schriftdeutsch bedient. Die Muskulatur unserer Sprachwerkzeuge wird durch die stets gleichartigen Artikulationsbewegungen einseitig ausgebildet, so daß alle Laute und Lautverbindungen, die aus dem Rahmen dieser geläufigen Bewegungen herausgehen, als schwierig empfunden werden. Wie schwer ein fremder Laut zu lernen ist, wissen wir alle vom englischen th her, und doch läßt sich bei diesem Laut die Artikulation gut angeben und von der unserer nächstliegenden Laute scharf unterscheiden. Die Fertigkeit und Sicherheit in der Hervorbringung dieses Lautes wird erst mit der Einübung und dem fast unwillkürlichen Gebrauch der beteiligten Muskeln erworben. Man übt nur eine beschränkte Anzahl von Artikulationsbewegungen ein, über die man frei verfügt. So wird es für den Hochdeutschen immer die größten Schwierigkeiten haben, unsern stimmhaften Drucklaut sich anzueignen, da er des stimmlosen Drucklauts sich zu bedienen gewohnt ist. Nicht anders wird es dem Plattdeutschen gehen mit der Angewöhnung des stimmlosen Drucklauts, sofern derselbe ihm nicht schon aus seiner Mundart heraus geläufig war. Ein bestimmt nachweisbarer Unterschied im Lautwert der Konsonanten im hoch- und niederdeutschen Sprachgebiet besteht ferner bei den Stoßlauten im Anlaut. Wir sprechen die Stoßlaute aspiriert, d. h. mit unmittelbar nachstürzendem Hauch; spricht man sie langsam und deutlich aus, so hört man th, ph, kh. Den Stoßlauten des Hochdeutschen fehlt dieser Nachhauch, sie unterscheiden sich von den Drucklauten desselben Organs nur durch die größere Intensität des Exspirations-

stroms. Deswegen redet der Hochdeutsche von einem harten d, g und b. Kunst — Gunst, Kern — gern, Gebäck — Gepäck, Begleitung — Bekleidung, diese Wörter sind beim Sprechen so ähnlich, daß sie für die Orthographie nicht geringe Schwierigkeiten machen. Wir sprechen die Stoßlaute aspiriert und stimmlos, die Drucklaute stimmhaft; dadurch sind sie so scharf von einander geschieden, daß Verwechslungen in der Aufzeichnung so gut wie überhaupt nicht vorkommen. Es kommt hinzu, daß bei den stimmhaften Lauten ein Teil der Energie auf die Stimmerzeugung verwandt wird, daß also dadurch bei den Drucklauten die Explosion noch schwächer wird, als sie ohnehin schon ist. In derselben Verdammnis wie die Hochdeutschen sind wir Niederdeutsche bei auslautendem d und t, wie in Geld — Welt, Hund — bunt. Hier sprechen wir die Drucklaute nicht stimmhaft und die Stoßlaute nicht aspiriert, es bleibt also nur die Intensität in der Sprengung der Artikulationsstellung, und die reicht zur zweifelsfreien Unterscheidung nicht aus, wie der Hochdeutsche es uns auch vom Anlaut her bezeugen kann.

Außer diesen bisher angedeuteten Unterschieden in den mit denselben Schriftzeichen dargestellten Lautwerten gibt es noch eine ganze Reihe feiner Nüancen und kleiner Schattierungen, die die hochdeutschen und plattdeutschen Laute gegen einander aufweisen; sie sind nicht immer schriftlich fixierbar, ja, sie können oft kaum durch umständliche Beschreibungen aufgezeigt werden. Aber diese feinen und feinsten Unterschiede geben doch der Sprache des Niederdeutschen und des Hochdeutschen das eigentümliche Kolorit, das die Herkunft des Sprechers sofort verrät; am leichtesten bei dem, der gewöhnlich in der Dialektsprache spricht, aber auch beim Gebildeten, der sich ausschließlich des Schriftdeutschen bedient.

Wir haben gesehen, daß die plattdeutsche Sprache die ältere Stufe in der Lautverschiebung vertritt, das Hochdeutsch die jüngere. Wir haben in unserm Dialekt als Parallele zur hochdeutschen Sprache das Material zur Hand, die zweite germanische Lautverschiebung in den Lauten aller Stufen und aller Organe zu verfolgen. Wir würden aufs Gotische zurückgehen müssen, um die germanische Konsonantenentwicklung so gut aufzeigen zu können. Wenn wir sagten: die deutsche Sprache steht im Niederdeutschen in einem wesentlichen Teile seines Lantbestandes auf einer älteren Stufe der Entwicklung, so bedeutet das, daß im Entwicklungsprozeß unserer Sprache wir uns als die Beständigen, die Hochdeutschen als die Beweglicheren sich gezeigt haben. Das stimmt mit anderen Äußerungen des Volkscharakters der Nord- und Süddeutschen überein. Der Süddeutsche stellt das leichte, flüssige Element, der Norddeutsche das beständige, schwerfällige und schwerblütige Element dar.

Das Heidehaus.

Ich wanderte mit frohem Sinn
Durch eine braune Heide hin
Und hatte meine Freude
Am stillen Haus der Heide.

Ich weiß nicht, wie es mir geschah,
Das stille Haus lag mir so nah;
Die schönste Augenweide
War mir das Haus der Heide.

Es lag so lieb, es lag so traut,
So weltenfern im Heidekraut
An einer Wegescheide,
Das stille Haus der Heide.

Des Heidebauern Töchterlein
Sprach fröhlich auf den Wandrer ein
In ihrem schlichten Kleide
Am stillen Haus der Heide.

Ich war durch diese Art gerührt
Und hatte schnell mich eingeführt,
Stand bald in guter Kreide
Im stillen Haus der Heide.

Nun hat sich alles wohlgemacht,
Wie wir es damals ausgedacht,
Mein Weib und ich, wir beide,
Im stillen Haus der Heide.

Magdeburg. Aug. Schweim.

Vom dreißigjährigen Krieg in Nordfriesland.

Von **C. v. d. Wahl** in Olderup.

Der große Religionskrieg, der von 1618 bis 1648 gedauert und unsägliches Elend über Deutschland gebracht, hat auch seine blutigen Wellen in unser meerumschlungenes Heimatland gewälzt. In den Jahren 1627 bis 1629 haben die Bewohner Schleswig-Holsteins alle Leiden des damals so grausam geführten Krieges durchmachen müssen. Insbesondere ist das fruchtbare Nordfriesland, der Landstrich zwischen Tönning und Tondern, mit den davor gelagerten Westsee-Inseln schwer heimgesucht worden.

Bevor wir jedoch auf den kaiserlichen Krieg eingehen, so genannt nach den Wallensteinern oder Kaiserlichen, welche Schleswig und Holstein überschwemmten, müssen wir zuvor der politischen Gestaltung der Herzogtümer gedenken.

In den beiden Herzogtümern Schleswig und Holstein waren derzeit zwei Herrscher, der König von Dänemark und der Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorf. Nach der neuen Landesteilung im Jahre 1581 zerfiel unsere heutige Provinz Schleswig-Holstein in einen fürstlichen und königlichen Teil, zwei äußerlich selbständige Gebiete, die einen gemeinsamen Landtag besaßen. Die Gottorfer Herzöge lebten mit ihren Stammvettern, den dänischen Königen, welche ihnen feindlich gesinnt waren, in steter Fehde, zum großen Nachteil des Landes. Dem Herzog gehörte fast das ganze Schleswig mit Ausnahme der damaligen Ämter Hadesleben, Flensburg und der Landschaft Bredstedt, welche königlich waren, und vom Herzogtum Holstein standen Wagrien, Stormarn, Norderdithmarschen und die Insel Fehmarn unter seiner Herrschaft; der Rest war ebenfalls königlich.

König Christian IV. von Dänemark wurde im Jahre 1625, obgleich er sich bisher stets als Feind deutscher Bürgerfreiheit gezeigt und die Hansa (Bund der handeltreibenden Städte) völlig aus den nordischen Meeren verdrängt hatte, anstelle des alten Herzogs von Lüneburg zum Feldhauptmann oder General des niedersächsischen Kreises gewählt und gegen den Ligaführer Tilly geschickt, der die Neutralität des Kreises verletzte. In der Schlacht bei Lutter am Bahrenberg im Braunschweigischen wurde der Dänenkönig, der sich mit Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig vereinigt hatte, am 27. und 28. August 1626 gründlich aufs Haupt geschlagen und soll an die 4000, ja, nach andern Berichten sogar 7—8000 Mann und 16 Kanonen verloren haben.

Teils zu Wasser und teils zu Lande flüchtete die dänische Armee nordwärts nach Schleswig-Holstein, von Tilly bis an die Elbe verfolgt, wo König Christian sich jedoch hielt. Im folgenden Jahre 1527 kam Wallenstein von der Verfolgung des Mansfelders zurück. Er verband sich mit Tilly, und drangen die Wallensteiner neben Tilly in die Herzogtümer hinein. Während Tilly die flüchtenden Dänen auf ihre Ostsee-Inseln verjagte, zogen die Kaiserlichen längs der Westküste und trieben die Dänen vor sich her.

Überall wurden im Sommer desselben Jahres große Schanzen an der Westküste aufgeworfen, wie z. B. in Stapelholm, Eiderstedt, bei Koldenbüttel, auf Nordstrand usw. Zwei fürstliche Kriegsschiffe fuhren in die Eider, den Kaiserlichen den Übergang zu wehren und die Fahrzeuge zu revidieren, daß keine Viktualien an verbotene Örter geführt würden. Die Landleute wurden durch die Landeshauptleute fleißig in den Waffen geübt, welche Übungen der Herzog selber oder durch den zum Feldhauptmann in Nordfriesland ernannten Statthalter zu überwachen nicht versäumte, und täglich mußten in allen Kirchen Betstunden abgehalten werden.

Als nun die Kaiserlichen in Nordfriesland eindrangen, erwies sich aller Widerstand der Bevölkerung gegen die kriegsgeübten Scharen vergeblich. Darum scheint der damalige Herzog Friedrich III., gute Miene zum bösen Spiel machend, nicht nur die Kaiserlichen aufgenommen zu haben, um unnötiges Blutvergießen zu verhüten, sondern sogar ein Bündnis mit ihnen eingegangen zu sein aus Fehdelust gegen seinen Vetter, den Dänenkönig.

So sehen wir den fürstlichen Oberhofmeister Ägidius von der Lanken über 500 kaiserliche Soldaten nach Friedrichstadt und 5 Regimenter nach Tönning führen, woselbst sie auf Kosten des Landes verpflegt wurden. Nachdem die Vorräte in den Städten bald aufgezehrt waren, in Friedrichstadt z. B. in acht Tagen, wurden die Scharen in die Dörfer verteilt.

Das Hauptquartier der Kaiserlichen war in Tönning, wo ihr Oberst Cerboni das Schloß bewohnte, welches der dort sonst wohnende Staller (Amtmann) des Herzogs, Jürg von der Wisch, räumen mußte. Zur Verpflegung der Kaiserlichen mußten dem Oberst wöchentlich 3200 bis 4800 und mehr Reichstaler von der Landschaft Eiderstedt geliefert werden, wobei auf Pünktlichkeit gehalten wurde. Andernfalls pflegte der geldgierige Cerboni die Kontribution durch seine Soldateska einzutreiben.

Nach einigen Wochen drangen die Kaiserlichen weiter nordwärts und ergriffen am 14. November 1627 Besitz von Husum, wo sie bis zum Friedensschluß 1629 geblieben sind. Eine schwere Zeit war es für die kleine aufstrebende Stadt; nicht weniger als 192000 Reichstaler Kriegskontribution hat sie in der Zeit zahlen müssen, während das Landgebiet des Amtes Husum als Leibgeding der verwitweten Herzogin Auguste, der Mutter des regierenden Herzogs, verschont wurde.

Die Dänen waren nach dem Norden enteilt oder saßen wohlgeborgen vor den Kaiserlichen auf ihren Kriegsschiffen in der Nordsee. Bald näherten sich die Feinde den fürstlichen Inseln und besetzten davon Helgoland, Föhr, einige Halligen und später auch Sylt. Sie von hier zu vertreiben, gelang nicht. Von Tönning aus ging die Fahrt des kaiserlichen Obersten Frank auf herzoglichen Schiffen nach Helgoland und Sylt. Die Dänen waren in der Übermacht und blieben Herren auf den Inseln. Auch der Insel Nordstrand suchten sie sich zu bemächtigen.

Diese Insel lag zu damaliger Zeit dem Festlande um sehr viel näher als heute. Sie hatte im großen eine Nierenform, deren Wölbung nach Norden und deren Lappen nach Süden zeigten. Ungefähr in der Mitte befand sich ein großes Moor- und Heidefeld, die jetzige Hallig Nordstrandischmoor. Das ganze Eiland zerfiel in drei Harden: Beltring-, Pellworm- und Edomsharde, von denen erstere den nördlichen und letztere bezw. den südwestlichen und südöstlichen bildeten. In der Edomsharde, dem Festland zugekehrt, lag unmittelbar hinter dem Deich das Kirchdorf Lith, von welchem die Fähre nach Lundenberg hinüberging. Dieses war ein großes Kirchdorf westsüdwestlich vom heutigen Simonsberg in Eiderstedt gelegen. Die Entfernung zwischen diesen beiden Orten, Lith und Lundenberg, mag wohl 2—3 km betragen haben. Das Volk auf dem derzeitigen Nordstrand wird als ein protziges, unruhiges, schwer zu regierendes in alten Schriften geschildert.

Die Einwohner auf Strand, wie die Insel auch kurz genannt wird, wurden von ihren Landeshauptleuten vereidigt, dem Herzog nnd dem Lande treu zu sein, und angewiesen, beim Herannahen von feindlichen, dänischen Schiffen die Glocken zu läuten und Feuerbecken aufzustellen. Große Unruhe und Furcht vor Überfällen herrschte unter ihnen, und oftmals wurde sogar blinder Lärm

geschlagen, einmal als 7 Salzschuten sich der Insel näherten, welche für feindliche gehalten wurden, und ein andermal fanden im April 1628 zwei Aufläufe auf Bullingland (Teil der Beltringharde) statt. Im Juni wurden abermals die Glocken zum Sturm geschlagen, als sich zwei dänische Orlogsschiffe, die mit 4 gekaperten Schiffen von Glückstadt hergekommen, um Nordstrand herum nach Föhr segelten. Die Furcht der Strandinger vor den Dänen und auch vor den Kaiserlichen, deren Fernbleiben von der Insel durch eine hohe Geldsumme von ihnen erkauft worden war, wurde noch geschürt von einigen gewissenlosen Dienern des Herzogs, welche sich auf der Insel aufhielten, durch ungeheuerliche Greuelgeschichten. Ja, es wurde von ihnen fälschlich ausgebreitet, daß es Befehl des Herzogs sei, unter keinen Umständen die Kaiserlichen aufzunehmen, selbst dann nicht, wenn von diesen ein herzoglicher Befehl zur Aufnahme vorgezeigt würde.

Der Staller von Bestenborstel, von den lügnerischen Umtrieben der sich umhertreibenden fürstlichen Diener unterrichtet, suchte vergebens, ihrer habhaft zu werden und die Einwohner zu beruhigen, so daß er schließlich einen Bericht an den Herzog in Gottorf sandte und um Verhaltungsmaßregeln bat. Der Herzog sandte seinen Statthalter in Friedrichstadt und früheren fürstlich holsteinischen Rat, den Freiherrn von der Wahl von Mursbergen,[1]) dorthin, um die Gemüter zu besänftigen und zum Schutze der Insel 300 Soldaten unter dem Hauptmann Wehrkamp nach dort zu bringen.

Inzwischen war von dem dänischen Oberstleutnant Marco von der Wisch von Föhr und von den Strandingern der schriftliche Bescheid gefordert, mit wem sie es zu halten gedächten, mit den Kaiserlichen oder den Königlichen. Er verlange nicht, so hieß es weiter in seinem Schreiben, daß sie von ihrem Herzog abfallen sollten, fordere aber von ihnen, den Kaiserlichen keine Zufuhr zu tun und sich während des Krieges in königlichen Schutz zu begeben.

Vergeblich suchten die Dänenfreunde den Staller zu bewegen, der Dänen Forderung nachzukommen. Als treuer Diener seines Fürsten sandte er aber das Schreiben durch Eilboten nach Gottorf. Mit demselben landete der Statthalter die fürstlichen Truppen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, offenbar von der Dänenpartei ausgesprengt, die Soldaten seien nur zu dem Zweck gekommen, die Kaiserlichen am 18. Juni ins Land zu führen. Ein großer Tumult und Aufstand war die Folge, und in hellen Haufen ging es nach der Lith. Die Soldaten wurden umringt und der Hauptmann Wehrkamp, der keine Disziplin über seine Leute hatte, wurde gefangen genommen und nebst Pulver, Kugeln und Leuten zum Staller geführt, während jene in die Schiffe zurückgedrängt und bewacht wurden. Vergeblich waren des Stallers Bemühungen, das Volk zu beruhigen. Alle Bitten und Drohungen wurden verlacht, und stürmisch verlangte man die Abfahrt der Truppen. Nach kurzer Beratung mit dem Statthalter gab dieser dem Drängen des Volkes notgedrungen nach, und unter dem Jubelgeschrei der Menge fuhren die Schiffe ab.

Auf Beschwerde des Statthalters über solches Gebahren langte am 23. Juni ein Schreiben des Herzogs an, in dem er das Volk zum schuldigen Gehorsam ermahnt, demselben verbietet, sich in den Schutz der Dänen zu begeben, und den Strandingern die geschehenen Ereignisse verzeiht, da sie seinen Befehlen wohl mehr aus Leichtgläubigkeit zuwidergehandelt.

Am selbigen Tage gelang es einigen Dänen, auf Nordstrand zu landen.

---

[1]) Auf holländisch: Jonkheer v. d. Wael v. Moersbergen.

Sie nahmen den Diener des Stallers gefangen, plünderten sein Haus und schleppten ihn nach Föhr, von wo aus er erst im folgenden Monat gegen Erlegung von 300 Reichstalern entlassen wurde.

Während dieser Ereignisse hatte sich der Herzog in Begleitung der Herzogin-Mutter, seines Oberstallmeisters v. d. Lanken, des Kanzlers Heidemann und anderer auf die Reise nach Nordstrand begeben und langte dort am 25. Juni an. Er ließ die Räte der drei Harden vor sich kommen und erklärte ihnen, daß es sein Wille sei, zum Schutze und zur Verteidigung der Insel 300 Soldaten dort als Besatzung zu wissen, welche das Land, außer dem Hauptmann, zu besolden habe, womit die Räte sich einverstanden erklärten.

Als nach diesem aber dennoch immer wieder das Gerücht auftauchte, die Besatzung solle nur zur Hereinführung des kaiserlichen Kriegsvolkes und zur Unterdrückung der Landleute dienen, wurde noch einmal vom Herzog am 9. Juli ein Versicherungs- und Verwahrungsedikt erlassen, daß dieselbe keinen andern Zweck habe, als das Land zu schützen.

So glaubte der Statthalter, die Strander seien endlich zur Vernunft und der Zeitpunkt gekommen, ohne Aufruhr erstmal eine kleine Anzahl Soldaten hinüberzuschaffen. Am 14. Juli wurde von Husum aus ein Schiff mit dem Leutnant Daldorpen, 30—50 Soldaten, 5 Kanonen und Munition nach dem Strand geführt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, es seien Kaiserliche. Überall in Hamm, Hersbüll, Evensbüll, Odenbüll, Trendermarsch, Stintebüll, Gaikebüll usw. wurden die Sturmglocken geläutet, und ein großes bewaffnetes Volk strömte abermals zum Landungsplatz, nach der Lith. Vergebens war des Statthalters Hinweis auf die herzogliche Fahne. Der Landschreiber Fink wäre fast gelyncht worden, als er sich zur Ruhe mahnend unter seine Landsleute mischte. Man war blind und taub gegen alle Vernunftgründe und befahl den Soldaten, wieder aufs Schiff zu gehen. Als diese sich weigerten, sperrte man sie mit Gewalt in der Kirche auf der Lith ein und brachte den Statthalter zum Staller, dem es schließlich gelang, die Ruhe herzustellen. Vergeblich war jedoch sein Bemühen, die Verbreiter des falschen Gerüchtes ausfindig zu machen. Nur des Knaben, der umhergeritten und das Sturmläuten angesagt, wurde man habhaft. Dieser wurde nach Gottorf gesandt. Als vorläufige Strafe wurden den Landleuten auf des Herzogs Befehl die Gewehre abgenommen.

Am 19. August kam Herzog Friedrich mit Gefolge nach der Lith geritten, um zwei Fähnlein ins Land zu bringen. Abermals riefen die Glocken zum Sturm. Aber infolge der Anwesenheit des Fürsten legte sich der Aufstand bald; das schwere Werk war also gelungen.

Nun aber folgte ein scharfes Verhör und scharfes Gericht, vom Herzog selbst abgehalten, über den großen Aufstand am 14. Juli. Viele, namentlich die Haupträdelsführer, wurden zum Profos auf den Deich ins Stockhaus gebracht und am 17. September 16 Aufrührer nach Gottorf geschickt und in den Turm geworfen.

Zu dieser Zeit kreuzte auf Befehl des Statthalters der fürstliche Kapitän Jost de Blair auf seinem Orlogsschiff in der Nordsee und nahm den Dänen ein von diesen gekapertes arminianisches Schiff aus Friedrichstadt weg. Es wurde nach Nordstrand geführt, wo de Blair mit seiner Besatzung Winterquartier bezog.

Anfangs November wurde bei der Lither Fähre außerhalb des Deiches um das Fährhaus herum eine große viereckige, mit vier starken Boll- und Außenwerken versehene Schanze aufgeführt und mit den fürstlichen Kriegsvölkern

besetzt, welche noch verstärkt wurden, als es den Dänen abermals gelang, nach dem Strand zu kommen und zu plündern.

Während des ganzen Winters unterließen die Dänen jeglichen Versuch, sich der Insel zu bemächtigen. Am 5. Mai 1629 jedoch erschien der König von Dänemark, von den Engländern unterstützt, mit über 100 Schiffen an der Nordküste und landete mit 8000 Mann [1]) dem Kirchdorf Röhrbek gegenüber. Der Statthalter, welcher zu der Zeit auf dem Strand anwesend war, ließ schleunig durch einen Boten 200 kaiserliche Soldaten von Lundenberg nach der Lith holen. Kaum waren diese in der Schanze angelangt, so waren auch die Dänen da, und der Kampf begann. Die starke Kanonade war weit zu hören und hielt den ganzen Tag an. Kräftig erwiderten die Geschütze der Schanze das Feuer der Dänen. Doch war der ungleiche Kampf für die Schanze auf die Dauer nicht auszuhalten, kämpften doch nur reichlich 200 Mann gegen das ganze Dänenheer, denn infolge Meinungsverschiedenheiten beteiligte sich der Hauptmann Schmitsberger mit seinen Leuten nicht an der Verteidigung der Schanze. Am folgenden Tage wurde der Kampf fortgesetzt; am Mittag war jedoch das Schicksal der kleinen tapferen Schar besiegelt. Ob die Schanze von den Dänen mit stürmender Hand genommen, oder ob die Besatzung kapitulierte, ist nicht festzustellen. Da aber der ganze Kampf fast unblutig verlaufen — er kostete nur einem Manne das Leben —, so gewinnt die Kapitulation an Wahrscheinlichkeit. Die ganze Besatzung mit dem Statthalter an der Spitze, 16 Kanonen und zahlreiche Munition fielen den Dänen in die Hände. Den Soldaten wurden nach Abnahme der Waffen Quartiere angewiesen. Hauptmann Schmitsberger wurde, da er sich nicht am Kampfe beteiligt hatte, freigegeben und zog nach Hamburg, während der Statthalter gefangen genommen wurde.

Bald hatten die Dänen ganz Nordstrand erobert, da am 7. Mai die im Norden beim Kirchdorf Bupte gelegene Schanze und am 8. Mai die Schanze bei dem Südersiel in Pellwormharde fast ohne Widerstand genommen wurden. Nachdem die Strandinger am 14. Mai dem Dänenkönig den Eid der Treue hatten schwören müssen, verließen die Dänen das Land und führten den Statthalter, den Kapitän sowie sämtliche Richter mit den Gerichtsakten gefangen nach List auf Sylt.

Darauf fuhren die Dänen nach Eiderstedt, landeten bei Westerhever und machten Streif- und Plünderungszüge ins Land. Auch nach dem Norden sind sie gezogen, eroberten die Schanzen bei Deezbüll und vertrieben die Kaiserlichen aus Ruttebüll, Risummoor, Ockholm und Bredstedt. Siegreich drangen sie nach Tondern und eroberten das dortige Schloß.

Inzwischen hatten sich 4000 Mann der kaiserlichen Völker in Husum versammelt. Die von Tondern zurückgekehrten Dänen lagerten zwischen Hattstedt und Schobüll, welche Örter damals große Angst und Not ausgestanden haben, denn die Dänen hausten nicht besser als die Kaiserlichen.

Bevor es jedoch zur Schlacht kam, erscholl die Freudenbotschaft, daß Friede sei. Am 12. Mai war in Lübeck von den Kommissarien der Friede geschlossen worden, der am 30. Mai öffentlich ausgeblasen wurde. In Husum geschah dies z. B. im Juni 1629 durch 40 Trompeter und 6 Trommelschläger.

Sämtliche kaiserliche Truppen zogen nach dem Süden, überall brandschatzend.

Die Friedensartikel schrieben u. a. dem Dänenkönig vor, dem Herzog von Gottorf die Inseln Fehmarn, Nordstrand und dessen Anteile von Föhr und Sylt wieder auszuliefern; jedoch wurde dem König über diese Gebiete die

---

[1]) So berichtet der Chronist Heimreich.

Lehnsgerechtigkeit zugesprochen. Auch die Dänen zogen ab, und die Gefangenen wurden losgegeben; Ruhe und Ordnung begannen allmählich wieder überall einzukehren.

Auf dem Landtag in Itzehoe kam am 20. August ein endgültiger Vertrag zwischen dem Könige von Dänemark und dem Herzog Friedrich zustande. Der Herzog mußte dem Könige Kriegskosten zahlen; wie viel, ist schwerlich jetzt zu ermitteln. Nur soviel ist bekannt, daß die Insel Nordstrand allein etwa 13000 Mark hat aufbringen müssen.

Am 8. September wurde auf Strand vom Herzog in Gegenwart eines großen Gefolges vor allem Volk über die am 14. Juli teils gegen Bürgschaft entlassenen Aufrührer endgültig Gericht gehalten und auf ihre kniefällige Bitte ihnen Gnade erteilt. Nach 2 Tagen verließ der Herzog die Insel und hinterließ in der Lither Schanze eine Besatzung von 200 Mann unter dem Kapitän Major Bartels.

Ungefähr 3 Jahre später, am 6. Dezember 1632, wurde in Anlaß einer Ausschreibung und Bewilligung einer höheren Landessteuer eine allgemeine Amnestie erlassen.



Neckreime.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Abel is kumpabel,
Kriggt 'n Ganner bi'n Snabel.
(Eschenburg in Holm.)

2. Abel, sla Babel,
Sla Bumann nich dot,
Lat Liesch doch leb'n,
Kann doch so schön web'n.
Pinneberg. Kaltenkirchen. (Derselbe.)

3. Anna Maria Rehbock,
Geboren in de Teepott,
Gestorben in de Kaffeekann un
Begraben in de Pannkok'npann.
Schwansen.

4. Anna Susanna
Het Knöppelsch to Kop,
De (Dree) El to dree Süsselnk.
Is dat nich god Kop?
Brunsbüttel (Eschenburg). Dithmarschen (Ehlers). (Vergl. auch Handelmann, Top. Volkshumor S. 41. Knöppelsch sind geklöppelte Spitzen.)

5. Elisabeth,
De Klümp sind fett,
De Klümp sind gar,
Giff mi en paar. (Is all nich wahr.)
Fürst. Lübeck.

6. Emma, Karrewarrewemma,
Karrewarrewinkeltinkeltemma.
Hübsche Emma. (Auch andere Namen.)

7. Fritz Franz Friederich,
Jochen Korl Diederich!
Fürst. Lübeck.

8. Fritz Franz Friederich,
Wat büst du (doch) so liederlich (niederich).

9. Fritz,
Kiek mal dörch de Ritz,
Wo de Schinner de Schap afblitz.
Fürst. Lübeck.

10. Siehste, Fritze, wie du bist?
G'rade wie die Altsche ist.
Fürst. Lübeck.

11. Gisch (Gesa), kak Fisch,
Sett s' morgen up'n Disch;
Kak 'n paar mehr,
Wi mögt se so gern.
Haseldorf (Eschenburg in Holm).

12. Gret'n mit den Bessenstöl
Danzt dreemal üm de Preesterdel.
Schwansen.

13. Gust
Mit de warm Wust. Mölln i. L.

14. Gust
Mit 'n Wust,
Mit 'n brad'n Wust. Fürst. Lübeck.

15. Hanne, Hanne, Gnägelputt,
Wuß ni, wat se kak'n schull:
Supp, Supp, wupp, wupp,
Hanne, Hanne, Gnägelputt.
(Ehlers in Bramstedt.)

16. Hannis mit 'n Hot
Is gar to got.
Hannis mit de Mütz
Is garnicks nütz.
(Eschenburg in Holm.) Fürst. Lübeck.

17. O Hannis, wat 'n Hot!
De Hot de kleed di got,
De Hot de het fief Daler kost,
Fief Daler kost de Hot. Schwansen.

18. Hans Hinnerk is von Meld'ndörp,
He mak sik garnich slech,
He het 'n gele lerrern Büx an
Un Been as 'n Spech.
Up sin Schoh weern Spang'n;
Dat schall mi mal verlang'n,
Ob he mit sien Trien
Na 'n Danzboden geiht,
Na 'n Danzboden geiht.
(Ehlers in Bramstedt.)

19. Hans,
Mit 'n lang Swanz,
Mit 'n kort'n Ellbagen,
Kannst 'n Düwel ut de Höll jagen.

20. Hans, Hans, Pipersack,
Gah to Schol un lehr di wat,
Lehr di ni so vel,
Sünst krigst wat mit de El. Kiel.

21. Hans Wuß,
Wenn du rinkam'n wuß;
Denn dar weer noch 'n Wuß,
Den du eten (hebben) schuß.
(Eschenburg in Holm.)

22. Een, twee, dree, veer, fief, söß, söben,
Hans in de Büx, he kann nich leben;
He güng hen un puß in't Für,
Dat de Riesen (Funken) flögen hier.
Kr. Husum.

23. Harm, Harm (Hermann),
Mak 'n Kohl warm,
Mak 'n nich to hitt,
Sünst brenn ik mi de Lipp.
Brunsbüttel. (Eschenburg in Holm.)

24. Harm, mak Larm,
De Kuckuck will starb'n,
De Hahn will leggn,
Dat dröff ik nich seggn.
(Eschenburg in Holm.)

25. Heineri, Heineri, Pellkantüffeln,
Heineri, Heineri, stipp in't Fett;
Heineri, Heineri mog so giern [1])
Pellkantüffeln un solten Hier'n. (Hering.)
Schwansen.

[1]) oder: Heineri, Heineri, Hasenbrad,
Heineri het de Schoh voll wat!
(Eschenburg in Holm.)

[1]) oder: Heineri, Heineri mag ni mehr,
Heineri, Heineri smitt't an de Er.
(Suck in Oldesloe.)

26. Hinnerk
Mit de Binnerk,
Mit de Bickbeernbeen, —
Hest den Dübel danzen sehn?
(Eschenburg in Holm.)

27. Jehann von Steendor
Het de Mütz up een Ohr.
Fürst. Lübeck.

28. Jehann Pannkok,
Sla 'n Düwel dot,
Kak Supp up,
Fret sülb'n up. Schwansen.

29. Jehann Wuß,
Ob nich 'rin kam' wuß
Un 'n Wuß hem wuß?
Da wär noch 'n Wuß
Vör Jehann Wuß. Schwansen.

30. Jehann,
Spann an,
Dree Katt'n vöran,
Dree Müs vörut, [1])
Föhrt Jehann na sin Brut. [2])

[1]) oder: Dree Müs vörup (achterup),
Den (Na'n) Blocksbarg herup.
oder: Denn geiht in'n Galopp
Den Blocksbarg herup.
oder: Den Kater vörup,
Denn geiht dat in'n Galopp.
oder: Den Kater in't Leid (Leine)
Un denn fohrst damit na de Heid.

[2]) oder: Denn fahrt Johann ut
Mit 'n Brut.
(Ut — et Dörp herut.)

31. Jan Witt, Jan Swatt,
Jan Botterfatt.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

32. Jochen
Kann pochen,
Kann pracheln,
Kann prahl'n,
Kann ni mal 'n Pund Botter
Mit dree Süsselnk betahln.
Rendsburg. (Ehlers in Bramstedt.)

33. Jochen, Pochen, Pepermähl,
Sin oln Kinner fret to vel;
Jeden Dag vör 'n Dütjen Brot,
Nimm de Kül un sla se dot.
Pinneberg. (Eschenburg in Holm.)

34. Kassen (Karsten),
De Gös, de lopt in'n Gassen (Gerste);
Se fret'n, dat se bassen
Un röp'n nich eenmal: Kassen!
Fürst. Lübeck.

35. Krischan,
Lat de Katt nich bi de Fisch gahn.

36. Mariken, kiek mal ut de Luk,
Buten is dat düster;
All de Lampen utgepust
Mit den groten Püster.
(Suck in Oldesloe.) Fürst. Lübeck.

37. Marik, Marak, Ma-Rolltabak,
Het fiefuntwintig Klümp (Pund) in de Nack. Schwansen.

38. Matthies,
Wenn't wat is,
Wenn de Minsch man satt is.
Fürst. Lübeck.

39. Jan Meier
Leggt Eier,
Leggt allerhand Slag,
Leggt grise, leggt graue,
Leggt achter dat Schapp.
(Eschenburg in Holm.)

40. Meier
Leggt Eier,
Leggt achter dat Schapp;
Da köm de Katt
Un makt se glatt (natt),
Da köm de Hund
Un makt se bunt;
Da köm de Kreih
Un makt se twei;

Da köm de Kater
Un smeet s' in't Water.
(Suck in Oldesloe.) Fürst. Lübeck.

41. Peter, Pater,
Plumps in't Water.
Plump! sä dat,
Peter sin lütt Po wär natt.
Schwansen.

42. Peter mit 'n Geeter,
In'n Sommer ward 't heeter,
In'n Winter ward 't kolt
Un Peter ward olt.
(Eschenburg in Holm.)

43. Peter, so heet 'r,
In'n Sommer ward 't heeter,
In'n Winter ward 't köller,
Un Peter ward öller.
(Suck in Oldesloe.)

44 a. Timm, Timm, Timm,
Mak dat nich to slimm.
b. Timm, Timm, Timm,
Tüttel up 'e Näs.
(Eschenburg in Holm.)

45. Klaffergad (Angeber)
Sitt achter 't Schapp
Mit veer un fief Soldaten,
Kann 't Klaffern garnich laten.
Pinneberg. (Eschenburg in Holm.)

46. Fickenverteller
Steeg up de Leller,
De Leller
Brok mit Fickenverteller! Etsch!
Bramstedt. (Ficken = nachsagen, Fickenverteller = Angeber. Ehlers.)

47. Zum weinenden Kinde:
a. Ringelningelnier —
Vör 'n Dreeling Papier,
Vör 'n Sößling Tabak,
Stek Ringelnier in 'n Sack.
(Eschenburg in Holm.)
b. Ringelningelnott —
Vör 'n Dreeling in 'n Pott.
(Derselbe.)
c. Ninn, ninn, ninn, ninn —
Min Vadder is nich in!
Fürst. Lübeck.
d. Ninner, ninner, Piependreiher,
Burvagt sin ol Bock is dot;
Morgen schall he grab'n warn,
Denn schall „Heine" Spelmann warn.
Fürst. Lübeck.
e. Darum ween du man ni,
Darum ween du man ni,
Ik hef na dree Sößling,
Dat weest du man ni.
Fürst. Lübeck.

48. Nimm 'n Hod aff!
Morgen is Buß- un Bedag.
(Ein Knabe schlägt dem andern die Kopfbedeckung ab.)
Fürst. Lübeck. Schwansen.

49. Wat?
De Katt — swatt,
De Kater — gel,
Di lingerlang de Kehl.
Fürst. Lübeck.

50. Vadder Dackfteert
Sitt up 'n Fürherd,
Kakt Swienschied
To Hochtied. (Ehlers in Bramstedt.)

51. Ik schall di gröten von din Schatz,
De het de Gnatz,
De het schewe Been.
So 'n Schatz het de Donner sehn.
(Heist.)

52. Mein Mann ist auf der „Bühne,"
Er holt 'n Sack voll „Spühne";
Ich will hinauflaufen
Und ihn „runterraufen."
Schwansen.

53. Ga nah Steenslüs,
Hal di 'n Pott voll Müs,
Hal di 'n Pott voll Entendarm,[1])
Sind se kolt, so mak se warm.

[1]) oder: Bra se in de Pann,
Giff din Vadder un Mudder
wat van.
(Greve in Schleswig.)

54. Frier un Brut un Brüdigam
Slat sik mit de Füertang.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

55 a. Hans un Gret'n schlögen sik,
Güng'n to Bett, verdrögen sik.
Hier liggt 'n Appel un dor liggt 'n Ber,
Dar kamt Hans un Greten her.
Greten seggt: Du fule Schleef!
Hans de harr ehr doch noch leef.
(Suck in Oldesloe.)
b. Hans un Gret'n slogen sik,
Ging'n to Bedd, verdrogen sik.
Hans de sä von dit un dat,
Gret'n de sä: Ik — di wat.
(Ehlers in Bramstedt.)

56. Zu dem, der den Nasenschleim zur Schau trägt:
a. Hans, putz dat Lich
Un brenn di nich,
Stick 'n Finger in 'n —
Un klemm di nich.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)
b. Kuckuck, Kütsnut,
Puß de Lamp ut! Fürst. Lübeck.

57. Zu dem, der ein Loch im Strumpf hat:
Antonius seet in't blaue Hus,
Dat Hus weer eng, de Wand weer mör,
Antonius bohr sik en Lock hendör,
Krop ut un wull de Welt besehn,
Harr blot's en groten Block an't Been.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

58. Büst bös?
Ga na de Gös.
Büst gut?
Ga na de Brut. Fürst. Lübeck.

59. Bock, Bock, stöt mi nich,
Hawergrütt mag ik nich,
Bokweetngrütt hef ik nich,
Bock, Bock, stöt mi nich.
Fürst. Lübeck.

60. Schosteenfeger sitt up 't Dack,
Flickt sin Jack,
Godn, godn Stummel-Tabak.
Fürst. Lübeck.

61. Schosteenfeger,
Trummelsläger,
Sitt up 't Dack,
Flickt sin Jack,
Het keen Nadel, het keen Tweern,
Het ok keen lütt söte Deern. Kiel.

62. Schosterknast,
Hol 'n Pickdraht fast,
Lat 'n Hamer nich flegen,
Kannst Lür bedregen. Fürst. Lübeck.

63. Schosterknast,
Lat 'n Hamer nich falln,
Lat de Büx nich knalln. Lübeck.

64. Schosterknast, Schosterknast,
Löp lang de Schmedstrat,
Bäckergrof up
Mit 'n Pott voll Supp,
Stött sik an de Eck,
Fallt in 'n Dreck. Lübeck.



Mitteilungen.

1. **Vom Nordstrander Dammbau.** Nachdem am Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der damalige Wasserbau-Inspektor zu Husum, Herr Baurat Matthießen, die Hamburger Hallig mit einem der Reußenköge und Pohns-Hallig an die Insel Nordstrand mit Erfolg durch Dämme verbunden hatte, ging bekanntlich unser preußischer Fiskus in den letzten Jahren daran, weitere Halligen des nordfriesischen Wattenmeeres, und zwar durch Buschlahnungen mit Steinschüttung, mit dem Festlande zu verbinden, nämlich Oland und Langeneß resp. Nordmarsch. — Im vorigen Sommer arbeitete man daran, die Insel Nordstrand mit dem Festlande zu verbinden, und zwar nicht wie Oland und Langeneß nur durch eine Buschlahnung, sondern durch einen 8 m breiten Kistendamm, deren Seitenwände von Buschbündeln und deren Mitte mit dem zur Hand liegenden Wattenschlick deichartig rund ausgefüllt wird. Der Schlick wird nach Abstockung mit Halligsoden besetzt und später besticht werden. Die ganze Länge dieses im Bau begriffenen Dammes, von Grün zu Grün, also von Pohnswall bis zum Halebüller Gestade, beträgt 3 km. Durch diese Wattenfläche führte bis jetzt am Ufer von Pohnshallig unmittelbar eine 150 m breite Fahrrinne entlang, genannt „Pohnsloch.“ Es ist dieses diejenige Gaate (Fahrrinne), welche eben außerhalb der Husumer Aue vom Heverstrom nach der Nordertiefe führte und welche bis jetzt während der Hochwasserzeit fast von sämtlichen Schiffern benutzt wurde, die von Husum nach den nordfriesischen Inseln und Halligen fuhren. Ebenfalls ging ungefähr 600 m außerhalb des Halebüller Strands eine größere Laufpriele durch das Watt, welche in nördlicher Richtung von dem Damm begann und nach Südwest, also nach der Hever zu, mündete. Diese letztere mag wohl dort, wo sie von dem Damm durchschnitten wurde, eine Breite von cirka 40 m gehabt haben. Dem nördlich von dieser Durchquerung durch den Damm entstandenen „Dove Loch“ hat man mittels eines gegrabenen Priels nach Norden zu Ableitung verschafft. Die eigentliche Hauptschwierigkeit bei dem Bau des neuen Dammes besteht aber in der Stopfung und Durchdämmung des tiefen Pohnsloches. Mit der erwähnten Halebüller Priele, auch „Rottloch“ genannt, woraus sich die Halebüller Krabbenfischer bis jetzt die zu Husum so beliebten, großen, roten Halebüller Porren holten, wurde man verhältnismäßig leicht fertig, wogegen man durch das Pohnsloch erst einmal mit sogenannten Buschsenkstücken über die Quere kam. — Als die geeignetste Stelle zum Durchdämmen des Pohnloches wählte die kompetente Behörde diejenige Stelle, wo die vom Norden und Süden um Nordstrand herumkommenden beiden Flutströmungen zusammenstoßen resp. sich wieder im Moment der eintretenden Ebbe scheiden, — wo also naturgesetzlich alle 12 Stunden eine kurze Ruhepause eintritt. — Nach Anweisung haben nun die beiden Bauunternehmer, die Herren Strube & Gertz aus Husum, auf dem Pohnswall zwei kleine Hellings errichtet, worauf auf beiden Seiten kleine, um ihre eigene Achse sich drehende Walzen angebracht sind, hinunter bis zur Wasserlinie der normalen Flut. Auf diesen kleinen Hellingen fabrizieren Arbeiter die eben genannten Buschsenkstücke (Buschplatten), und läßt man solche nach Fertigstellung an einem Drahtseil über die Rollen während der Flut zu Wasser gleiten; hier werden sie dann eingerichtet, verankert und in den Schlick versenkt, wobei man sie mit 24 cbm Felsen beschwert. Die Senkstücke oder Buschplatten sind 12 m lang, 6 m breit und 1,20 m dick; hergestellt sind sie aus Buschbündeln, die mit dünnem, biegsamen Draht miteinander vernäht und verflochten sind. Auf den Senkstücken herum führt noch eine korbartige Umzäunung zwecks Zusammen-

haltung der Steinbelastung. — In einer Entfernung von 8 m wurde die zweite projektierte Linie gelegt. Die dazwischen befindliche 8 m breite Lücke wurde durch den zu Husum stationierten Bagger Herkules mit Meeresschlick ausgeglichen, und nach Besteckung desselben beabsichtigt man, auch hier mit der muldenförmigen Buschpackung zur normativmäßigen Höhe zu beginnen, falls nicht die Praxis inzwischen noch etwas anderes lehren wird. — Die Höhe der Buschpackung an den Seiten des Dammes schneidet mit der Wasserlinie einer ordinären Zeit ab, wogegen die mit Soden belegte Erdrundung eine Kammhöhe von 0,80 m über Normal bekommen soll. Auf beiden Seiten, vor und in der Buschpackung, führen diverse in den Schlick eingerammte Pfahlreihen entlang, woran die Buschbunde wieder mittels Draht verzäunt sind. Diese und die Schwere der eingefüllten Erdmassen sollen dem Damm so lange die Stabilität verleihen, bis durch den Naturprozeß des stetig arbeitenden Meeres hiergegen ein festes Fundament gelegt ist.

Husum. C. Hartnack.

2. Die plattdeutsche Vereinigung **„Quickborn"** feierte am 2. November ihr zehnjähriges **Stiftungsfest.** Nach einer begeisterten und begeisternden Ansprache des Vorsitzenden Lüttmann brachte der Kieler Lehrergesangverein mit bekannter Meisterschaft eine Reihe von Grothschen plattdeutschen Liedern in der Grimmschen Komposition zu Gehör. Die Sololieder sang Frau Anna Johannsen mit herzerfreuendem Vortrag. Sie wurde von ihrem Gemahl, dem verdienten Dirigenten des Lehrergesangvereins aufs feinsinnigste begleitet. Im weiteren Verlauf des Abends hielt Herr Pastor Edding einen Vortrag über „Aus der Vergangenheit einer alten Bauerngemeinde." An die Aufführung des Bauernspiels „Hanne" schloß sich die Vorführung von alten niederdeutschen Tänzen in alten schleswig-holsteinischen Trachten. Die Textunterlage hatte Herr Dr. Mensing zur Verfügung gestellt. Als Festgabe zum Stiftungsfest hatte der Vorstand eine wohlgelungene Festschrift herausgegeben. Namhafte Schriftsteller unserer nordischen Heimat hatten Beiträge geliefert, so J. F. Ahrens ein schwungvolles Festgedicht: „Uns Modersprak hoch!", J. H. Fehrs das Kapitel „Trost" aus seinem jüngsten Roman „Maren," Paul Trede das Gedicht „Kinnerdrom," Timm Kröger eine Schweinegeschichte „Else und Anna und deren Kinder," Joachim Mähl das Märchen „De Königswahl," Paul Trede ein Denkgedicht auf Johann Meyer und das Winterlied „De Winterstorm kœm her ut Norn" und Hermann Heiberg die Humoreske „En Vergnögungsreis mit min Fründ Ewald." Das Eingangskapitel zur Festschrift behandelt die Geschichte des Vereins „Quickborn" aus der gewandten Feder des langjährigen Schriftführers des Vereins K. Jungclaus. Allen Freunden niederdeutschen Wesens kann ich diese Festschrift warm empfehlen. Sie ist nicht nur eine vorzügliche Unterhaltungsschrift, sondern sie gibt auch in ausgezeichneter Weise Auskunft über die Aufgabe der plattdeutschen Vereine und über die reiche Arbeit im Dienste unserer Stammeseigenart, die der „Quickborn" geleistet hat. Aus letzterem Grunde dürfte ein kurzer Hinweis auf die Arbeitsgebiete und die Tätigkeit des Quickborn im Dienste des Volkstums in der Heimat nicht unerwünscht sein. Über die Aufgabe des Quickborn orientiert die „Grundwett." Dieser Name stammt von Klaus Groth, der auch den beiden ersten Paragraphen die Fassung gegeben hat. In der Grundwett heißt es: „Wi möt sorgen, dat unse ole Stammsprak an't Leben blift, un allens dohn un allerwärts hölpen, wo dat nödig is oder angahn kann, besunners ok darvœr, dat gude plattdütsche Böker schreben, kofft un lest ward." Dieses Ziel hat der Verein nun 10 Jahre lang verfolgt und damit sicherlich, wie Jungclaus meint, ein Stück Kulturarbeit geleistet. Die Hauptarbeit liegt in den Versammlungen. Hier sind die Mitglieder bekannt gemacht worden mit der plattdeutschen Literatur, den plattdeutschen Dichtern und allem, was mit der plattdeutschen Sprache verwandt ist. Männer wie Prof. Krumm, Lüttmann, Westphal, Wischer, Pauli haben Vorträge gehalten und aus den Werken der Dichter rezitiert. Von den Vorträgen nenne ich O. Enking „Johann Meyer," Prof. Wolff „Klaus Groths Vertelln," Prof. Krumm „Johann Hinrich Fehrs," Prof. Baumgarten „Klaus Groth und die plattdeutsche Bibel," F. Wischer „J. F. Ahrens und Johann Meyer," Dr. Asmus „Klaus Groth," F. Wischer „A. Schwarz, einer der Jungen," Prof. Krumm „Sophie Dethlefs," Westphal „Jobst Sackmann," Jungclaus „Stavenhagens Lotse" und „Jürgen Piepers," Laß „Johann Meyer als Lyriker," Prof. Krumm „John Brinkmann," Prof. Krumm „Über und aus Klaus Groths ‚Rotgeter Lamp un sien Dochter'." Mit plattdeutscher Sprache und niederdeutscher Kunst beschäftigten sich Vorträge wie „Die Bestrebungen des plattdeutschen Vereins" von Prof. Krumm, „Die Ziele der neuplattdeutschen Bewegung" von demselben, „Über schleswig-holsteinische Kunst von Prof. Mattaei, „Über Plattdeutsch und Hochdeutsch" von Prof. Kauffmann, „Was ist die Heimat" von Barfod, „Deutsches Lied in dänischen Kasernen" von Laß, „Ostholsteinische Volksmärchen" von Prof. Wisser, „Holland, Land un Lüd" von Westphal, „Geschichte und Bedeutung der Märchenliteratur" von Professor Wisser, „Ein holsteini-

sches Oberammergau" und „De düdesche Slömer" von Professor Kauffmann, „Plattdeutsch und die Schule" von Nissen, „Över de plattdüttschen Mundarten und ehr geschichtliche Grundlag" von Prof. Bremer-Halle, „Über plattdeutsche Jugendschriften" von Nissen, „Über plattdeutsche Märchen" von Prof. Wisser, „Ziele und Bedeutung des Kunstgewerbemuseums" von Dr. Brandt, „Wesen und Bedeutung der plattdeutschen Sprache" von Jürgensen-Friedenau, „Über das schleswig-holsteinische Wörterbuch" von Dr. Mensing, „Volkslied und Volksrätsel, Volkssage und Volksmärchen!" von Jungclaus, „Kinnerdank" von J. H. Fehrs. Dies ist sicherlich eine stattliche Reihe von Vorträgen, die im „Quickborn" gehalten sind. Manche sind hochbedeutsam und haben sicherlich direkt anregend gewirkt. Sie bedeuten ein Stück Arbeit für das Volk. Um auch die Kinder für die plattdeutsche Sprache zu interessieren, veranstaltete der Verein alljährlich einen Kinderabend, an dem aus plattdeutschen Dichtungen vorgelesen wurde. Unter Beihülfe des Vereins entstanden die Jugendschriften „Ut Ilenbek" von J. H. Fehrs, „Modersprak" von Groth und zwei Bände „Watt Grotmoder vertellt" von Wisser. Der „Quickborn" blickt auf 10 Jahre reicher Arbeit zurück. Möge es ihm in der Zukunft auch an Erfolg nie fehlen. Was man der Muttersprache tut, das tut man dem Volke, und dem Volke dienen, heißt dem Vaterlande seine Dienste weihen. Von Herzen rufe ich dem Quickborn und seinem regen Vorsitzenden zu: „Glückauf für die weitere reiche Arbeit für Volk und Heimatland!"

Kiel. Johannes Laß.

3. **Sprachliche Erklärungen** zu K. Bohnsacks Aufsatz über Taufe und Begräbnis in den Vierlanden: Die Taufkleidung heißt, auch nach Schützes holsteinischem Idiotikon, nicht nur in den Vierlanden Kasseltüg von Karst = Christ, daher das Tätigkeitswort Karstenen, Karsten, Kassen, Kasseln (Kremper Marschgegend) = zum Christen machen, taufen). — Die maugen sind wohl dasselbe wie die mauen, mauje, mauwe, mnd. mouwe, môwe, mâwe = (lose oder festgenähte) Ärmel. — lur ist im Nd. allgemein das Windeltuch, mnd. ludere, nhd. loden loses, lockeres grobes Tuch. — beige (französisch oder deutsch ausgesprochen?), sonst bâi, baje, boy, engl. baize, eine Art Flanell, von der Land- und Seebevölkerung viel zu Unterkleidern benutzt. — rodor ist wohl verdorben aus drap d'or = Brokat (mit Gold durchwirkter Seidenstoff).

Itzehoe. Dr. Seitz.

4. **Lebensmittelpreise in Hamburg im Jahre 1662.** In einer handschriftlichen Fortsetzung von Adam Tratzigers Hamburgischer Chronik, Bd. I, 282, die ich in der Bibliothek des Vereins für Hamburgische Geschichte einsehen durfte, fand ich, verbunden mit einer Klage über die teueren Zeiten, die folgenden statistischen Angaben über die Lebensmittelpreise des Jahres 1662 (April): „Umb diese Zeit war das Korn sehr theuer und galt der Scheffel

Rocken 15 biß 16 Mℬ, der Weitzen 14 biß 15 Mℬ,
der Gersten 9 „ 10 „ , „ Habern 7 „ 8 „
Bohnen 12 „ 13 „ , Erbsen 16 Mℬ,
Haber-Grütze 8 „ 9 „ , Buchweitzen-Grütze 11 biß 12 Mℬ

Hirse-Grütze daß 100 ℔ à 13 bis 14 Mℬ, sonsten fette Wahr als Butter und andere Victualien ist beym ziemlichen Preise gewesen, daß Fäßgen Butter 4 biß 5 Mℬ und ward der Sack Kohlen zu 10 ß, die kleinen Säcke zu $1^1/_2$ ß verkauft."

Hamburg-Hamm. Robert Körner.



Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Verhandlungen der Ornithologischen Gesellschaft in Bayern 1905. München 1906. — Der Wanderer. Monatsschrift für Jugendsinn und Wanderlust. Herausgegeben vom Hamburger Wanderverein. 2. Jahrg., Heft 1. — C. Schumann, Der Wortschatz von Lübeck. Beiheft zum 9. Band der Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Verlag von K. J. Trübner. Straßburg 1907. — L. Frahm, Stormarn und Wandsbek. Ein Hand- und Hausbuch der Heimatskunde. Selbstverlag. Poppenbüttel 1907. Preis ungeb. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ. — R. Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee. 28 Lieferungen à 0,50 ℳ. Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 7. Juli 1907.

Die historischen Runensteine aus der Umgegend Schleswigs.

Von **F. Konstmann** in Flensburg.

Seitdem der berühmte Runologe Professor Ludwig Wimmer die vier bei Schleswig gefundenen historischen Runensteine zum Gegenstande der Festschrift machte, die von der Universität Kopenhagen 1892 zur Verherrlichung der goldenen Hochzeitsfeier Christians IX. und seiner Gemahlin herausgegeben wurde,[1]) und bald darauf unser landsmännischer Runenforscher Klosterpropst Rochus v. Liliencron in Schleswig einen Aufsatz über denselben Gegenstand im Aprilheft des Jahrgangs 1893 der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte, hat sich das Interesse weiterer Kreise in stetig zunehmendem Maße diesen Steinen und den durch ihre Inschriften beleuchteten, vorher dunkel gebliebenen Partien unserer Heimatsgeschichte zugewendet. Einige Ausführungen über den Gegenstand werden gewiß den Lesern der „Heimat" willkommen sein.

I.

Ein paar Worte über Runen und Runensteine mögen an der Spitze stehen.

Ehe in den germanischen Ländern die lateinische Buchstabenschrift durch Vermittelung christlicher Mönche und Priester dem Volke bekannt wurde, hatte dieses schon eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ein auf eigenem Boden entstandenes System von Schriftzeichen. Diese ältesten germanischen Buchstaben sind es, die den Namen Runen führen.

Ihre Erfindung verliert sich in die ferne Urzeit der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. In der älteren Edda wird sie Odin selber zugeschrieben. In Gelehrtenkreisen hat man die verschiedensten Ansichten über Alter und Entstehung der Runen gehabt. Angesehene schwedische Gelehrte im 16. u. 17. Jahrhundert sahen verschiedene Runensteine als Denkmäler aus der Zeit „vor oder kurz nach der Sündflut" an. Peringskjöld um das Jahr 1700 nahm an, daß die Runen durch Japhets Sohn Magog von Asien nach Schweden gebracht seien, und glaubte, dessen Grabstein unter den Runensteinen gefunden zu haben.

---

[1]) L. Wimmer, Sønderjyllands historiske Runemindesmærker. Kjøbenhavn 1892.

Der bekannte dänische Forscher Ole Worm (gest. 1654), der besondere Untersuchungen über die Frage anstellte, kam zu dem Resultat, daß die Runen vor der Einwanderung nach Europa in Asien nach den hebräischen Buchstaben gebildet worden wären. Die verschiedenen Gelehrten, die im Laufe des 19. Jahrhunderts über den Ursprung der Runen geschrieben haben, sind mit wenigen Ausnahmen der Meinung, daß sie in irgend einer Weise mit den alten südeuropäischen Alphabeten (dem griechischen, dem lateinischen, dem etruskischen usw.) oder der Quelle, woraus diese entsprungen sind (einem semitischen Alphabet, etwa dem phönizischen oder einem noch älteren) verwandt sein müssen; aber wie diese Verwandtschaft näher zu bezeichnen ist, darüber gehen die Ansichten auseinander. Gegenwärtig herrscht fast allgemein die Annahme, die besonders auch Wimmer vertritt, daß die Runen eine Umbildung des lateinischen Alphabets seien, wie dieses den Germanen aus römischen Inschriften bekannt geworden sei. Die betreffenden Worte Wimmers lauten: „Das Runenalphabet ist nach dem lateinischen Alphabet frühestens am Ende des 2. oder zu Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. bei einem der südlich wohnenden germanischen Stämme (natürlich an einer einzigen Stelle und — können wir wohl getrost hinzufügen — von einem einzigen Manne) gebildet, und es hat sich von dort aus allmählich zu den andern nahverwandten Stämmen verbreitet.“[1]) In allerneuester Zeit ist allerdings wieder — wie früher schon mehrfach — auf das griechische Alphabet als auf die Quelle hingewiesen und eine neue Hypothese aufgestellt worden, nach der es die Goten gewesen sein sollen, die die von den Oströmern ihnen gebrachten griechischen Buchstaben in die Runenzeichen umwandelten.

Die Anzahl der Runen hat in ältester Zeit 24 betragen; später ist sie in den nordischen Ländern auf 16 zurückgegangen. Diese jüngere Runenreihe, die auf dem Wege stufenweiser Entwickelung aus der älteren hervorgegangen ist, ist es, die wir auf den Schleswiger Runensteinen finden.
Die Reihenfolge ist nicht unsere alphabetische; sie beginnt mit den Buchstaben des Wortes „Futhark“ und führt auch diese Bezeichnung. In späterer Zeit ist die Reihe durch Anbringung von Punkten etwas erweitert worden.
Auf dem Dannewerkstein und dem Heidabystein finden sich schon die beiden ersten dieser punktierten Runen.

Für die Darstellung der Runen wurden senkrechte und schräge Striche benutzt, nicht gern wagerechte und krumme. Der Grund war wohl der, daß in der ältesten Zeit vorwiegend die Zeichen in Holzstäbe geschnitzt wurden, wobei der Verlauf der Fasern berücksichtigt werden mußte.

Eine besondere Eigentümlichkeit ist die Gliederung der Runenreihe in drei Abteilungen („Geschlechter“), die durch Trennungszeichen (:) von einander geschieden sind.

In Betreff der Richtung der Schrift zeigen die Runeninschriften große Willkür; bald finden wir sie von links nach rechts, bald von rechts nach links gehend, bald Zeile um Zeile wechselnd, so daß die erste von links nach rechts, die zweite von rechts nach links geht („Bustrophedon“). Häufig ist in dem letzteren Falle die Schrift in Schlangenwindungen („Pflugschrift“).

Der Name „Run“ (= Geheimnis, heimliche Weisheit) deutet an, daß der Gebrauch zunächst ein beschränkter, wenigen Bevorzugten bekannter gewesen ist.

---

[1]) L. Wimmer, Die Runenschrift. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. F. Holthausen. Berlin 1887. S. 176.

Verwendung fanden sie, in Holz geschnitzt oder in Metall und Stein geritzt, besonders zu magischen Zwecken. Doch hat sich allmählich die Kunde derselben erweitert, so daß sie zu Mitteilungen allerlei Art verwandt wurden.

Den nordischen Ländern — und England, soweit dort skandinavischer Einfluß sich geltend machte — allein ist die Errichtung von Runensteinen eigentümlich. Südlich von der Eider ist kein einziger gefunden worden; die südlichsten sind eben die vier Schleswiger Steine, die schon aus diesem Grunde Beachtung verdienen.

Von uralten Zeiten her ist es in unserer Heimat Sitte gewesen, Steine zum Andenken an Verstorbene zu errichten. An diese Sitte ist die Entstehung der Runensteine geknüpft. Es stellte sich nämlich als ein Bedürfnis heraus, Kunde von dem Toten auf die Nachwelt zu bringen. Man versah daher, als die Runen anfingen, allgemeiner bekannt zu werden, den betreffenden Stein mit dem Namen des Verstorbenen. In späterer Zeit stellte der Errichter des Denkmals in der Regel seinen eigenen Namen voran und fügte dann manchmal noch dies oder jenes zur Charakterisierung des verstorbenen Verwandten oder Freundes hinzu.

Die Runensteine galten den Verkündigern der christlichen Lehre als Denkmäler des Heidentums, und sie beseitigten dieselben, wo sie konnten. Viele mögen in die Erde gegraben oder versenkt worden sein; andere haben bei Bauten Verwendung gefunden. Hier und da gibt der Schoß der Erde einen, nachdem er lange Jahrhunderte den Augen der Menschen verborgen geblieben war, wieder heraus. In unserer Provinz sind außer den historischen Steinen aus der Umgegend Schleswigs solche gefunden worden bei Haberslund im Kreise Apenrade, bei Arrild in Angeln, bei Öwersee und in der Mauer des Schleswiger Doms. Der Haberslunder Stein, der von Thorsen ausführlich besprochen wird,[1]) stand Jahrhunderte lang an der alten Landstraße auf einer erhöhten Stelle eines Erdwalls. Er enthielt nur den Namen Hairulfr, weshalb man annehmen darf, daß er zu den ältesten seiner Art gehörte. Im Jahre 1864, während des Feldzuges, ist er leider weggenommen und nach Berlin geschafft worden. Er steht jetzt im Garten des Lustschlosses Dreilinden bei Potsdam. Der Stein von Arrild wurde 1832 in einem Hügel gefunden; er wies nur das Wort Fatur auf. Zunächst wurde er in die Sammlung des Hofbesitzers Jaspersen auf Nordschau im Kirchspiel Gelting aufgenommen, ist aber dort nach dessen Tode bei einem Scheunenbau als Grundstein benutzt worden und leider so eingemauert, daß die Schrift unsichtbar ist. Der Öwersee-Stein, den man in einem Moore gefunden hat, enthält nur ein einziges kompliziertes Runenzeichen, dessen Bedeutung unbekannt ist. Der Runenstein vom Schleswiger Dom wurde 1897 aus der Grundmauer hervorgezogen. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts ist er als christlicher Denkstein auf dem Domkirchhofe errichtet worden, und zwar zum Andenken eines Mannes, der auf der Hebrideninsel Skye begraben lag. Die beiden Meister Sven und Gudmund, die die Runen ritzten, stammten aus Schweden.[2]) Mit den mehr oder weniger wahrscheinlichen Ergänzungen lautet die Schrift in deutscher Übersetzung: „[Toke] ließ errichten [den Stein] nach [Half] Dan, Sul [kes Sohn, seinem Genossen, der auf der Auslandsfahrt] starb. [Sve]n und Gudmund die r[itzten die Run]en. In England in Skia ruht er. Kr[ist helfe seiner Seele]. Zu erwähnen ist noch ein Stein mit ganz

[1]) P. G. Thorsen, De danske Runemindesmærker (1864), Seite 3—38.

[2]) R. v. Liliencron u. L. Wimmer, Der Runenstein im Schleswiger Dom. Kiel 1898.

eigenartigen, den gewöhnlichen Runen wenig ähnlichen Zeichen, der lange in einer Baumschule in Schleswig gestanden hat. Er wird der Jochimstein genannt und befindet sich in Schleswig. Man hat geglaubt, die Inschrift als „Eigentum Wulfs" deuten zu können. — Ein Leichenstein mit Runenschrift aus Bjolderup, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert, trägt die Inschrift: „Ketil Urne liegt hier." Er wurde 1841 nach Kiel in das Museum geführt.

II.

Indem wir uns jetzt den vier bei Schleswig gefundenen Runensteinen zuwenden, wollen wir zunächst unser Augenmerk auf die sehr interessanten Umstände richten, unter welchen dieselben zu Tage kamen und für die Wissenschaft gerettet wurden.

Der Besitzer eines der in der Nähe des Selker Noers belegenen Höfe von Wedelspang, Jürgen Meggers, entdeckte im Jahre 1796 auf einem seiner Felder, fünf Schritt vom Fuße des Hügels „Krützbarg" (Kreuzberg), zwischen diesem und einem später abgetragenen kleineren Hügel, einen in die Erde hineingesunkenen großen Stein, den er teilweise ausgraben ließ, weil er die Absicht hatte, ihn bei einem Bau zu verwenden. Er fand ihn aber für diesen Zweck zu groß und ließ ihn daher einstweilen liegen. Nach einiger Zeit, als der Regen die obere Fläche reingewaschen hatte, glaubte er Schriftzeichen auf dem Stein zu sehen und bemühte sich nun, jemanden zu finden, der die Inschrift lesen konnte. Indes vergingen zwei Jahre, ehe Altertumsforscher den Stein untersuchten und die Zeichen als Runen erkannten. Am 17. September 1798 schrieb Konditor Ewers, der „in Dienst" bei der fürstlichen Herrschaft auf Schloß Gottorp stand, an die Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen in Anlaß „eines hier in der Nähe entdeckten Gedenksteines mit Runenschrift." In diesem Schreiben heißt es: „Da ich der Meinung bin, daß es Pflicht ist, das wenige zu konservieren, was uns aus der Vorzeit übrig geblieben ist, habe ich die Inschrift kopiert, ehe der Stein, wie so viele andere, zerstört wird, worüber schon Arnkiel klagte und was jeder brave Mann mit ihm bedauert." Fast gleichzeitig (am 23. September 1798) sandte der Mechaniker Joh. Chr. Jürgensen in Schleswig — derselbe, der 1822 eine Chronik der Stadt herausgab — eine Abbildung der oberen (vorderen) Fläche des Steins nebst einer Beschreibung an dieselbe Gesellschaft, „in Hofnung, die kgl. Akademie werde diese Inscription ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig achten und sie erklähren." Er schreibt: „Vor ein Paar Monathen ist dieses Alterthum erst einige Gelehrte bekannt geworden, gereinigt, abgeschrieben und Erklärungen darüber versucht." „Das Süderende liegt wohl 3 Fuß in die Erde gesunken, das Norderende hat etwas von Erde entblößt gelegen." „Ob die entgegen gesetzte Seite auch noch Schrift enthält, kann man nicht sehen, ehe der Stein gänzlich entblößt wird." „Ich konte keine Sicherheit erhalten, ihn zu copiiren, ehe ich mit mehrere Gehülfen alle Züge mit dem Auge in der Nähe und von allen Seiten aufsuchten und so mit Kreide nachschrieben. Durch dieses Mittel wurde nun alles deutlich, und wir waren alle überzeugt, daß auch nicht ein Punkt mehr da ist, der nicht aufgezeichnet ist in seiner wahren Gestalt und auch sicher, daß das aufgezeichnete auch eingegraben ist, und keine von den natürlichen Furchen des Steines Unrichtigkeit in die Zeichnung verursacht haben." Die braven Männer, die sich so redlich Mühe machten, sind gewiß durch die Antwort aus Kopenhagen unangenehm überrascht worden. Es heißt in derselben, „daß aus diesem Runenstein kein wissenschaftlicher oder historischer Gebrauch gemacht

werden könne, da die auf demselben namhaft gemachten Personen ganz unbekannt seien, wie man denn von derartigen Runensteinen eine Menge gefunden habe, die aus demselben Grunde fast keinen wissenschaftlichen Wert besäßen." Man muß sich sehr darüber wundern, daß ein so hervorragendes Denkmal aus dem Altertum seitens der Männer der Wissenschaft keine Beachtung fand, während jetzt selbst weit geringere derartige Funde Aufsehen machen. Glücklicherweise sorgten diejenigen, die sich an Ort und Stelle für den Stein interessierten, dafür, daß er aufbewahrt und in Sicherheit gebracht wurde. Prinz Karl von Hessen, der damalige Statthalter der Herzogtümer, der auf Gottorp residierte, ließ den Stein sorgfältig ausgraben, wobei man entdeckte, daß auch die Rückseite beschrieben war, und nach Luisenlund bringen und dort im Park aufstellen. Hier ragte er 2,20 m über die Erde hinauf; die größte Breite beträgt 79 cm, die Dicke 57½ cm. Der Stein befindet sich seit einigen Jahren im Museum vaterländischer Altertümer in Kiel, nachdem er ein volles Jahrhundert im Park von Luisenlund gestanden hat. Es ist ein grobkörniger, roter Granitstein. Quer über die Rückseite läuft eine große Ader von Feldspat, weshalb hier ein größeres Stück unbeschrieben ist. Die Runen sind durchschnittlich 18 cm hoch. Man bezeichnet ihn als den Heidabystein.

Die Inschrift lautet folgendermaßen:

× thurlf × risthi × stin × thansi ×
× himthigi × suins × eftir ×
× erik × filaga × sin × ias × uarth
: tauthr × tha × trekiar
satu × um × haitha × bu
× ian : han : uas : sturi : matr : tregr ×
hartha : kuthr ×

Um Raum für die umfangreiche Inschrift zu gewinnen, hat der Runenritzer einen Teil derselben in kunstvoller Weise so ausgeführt, daß jedes Wort nur einen senkrechten Strich hat, an dem sich mehrere Beistriche befinden. In Dänemark bezeichnet man solche — übrigens sehr selten anftretende — Runen als „Samstavsruner."

In deutscher Übersetzung lautet die Inschrift:

„Thorulf errichtete diesen Stein, der Heimgenosse Svens, nach Erich, seinem Kameraden, der fand den Tod, als Helden Heidaby belagerten; er aber war Schiffsführer, ein gar guter Held."

Der zweite Stein wurde im Jahre 1797 ebenfalls von Jürgen Meggers aus Wedelspang gefunden. Er besteht aus blaugrauem, grobkörnigem Granit und ist, wie der erste, ursprünglich ein ungewöhnlich schönes und ansehnliches Denkmal gewesen. In zwei Stücke zerbrochen lag er im nordwestlichen Teile des Selker Noer, an der Übergangsstelle zwischen diesem und dem Haddebyer Noer. Wie die Inschrift zu erkennen gibt, hat er zuerst auf oder an einem Hügel gestanden, von wo er später nach dem Noer gebracht worden ist, wahrscheinlich, um denjenigen als Zeichen zu dienen, die die Furt (von Wedelspang nach Loopstedt) benutzen wollten. Es ist nicht anzunehmen, daß er absichtlich gespalten worden ist, da man keine Spuren äußerer Gewalt findet; vielleicht ist man beim Transport unvorsichtig gewesen, vielleicht ist der Bruch erst im Noer durch langdauernde Einwirkung des Wassers oder des Eises entstanden. Letzteres hält Wimmer für das wahrscheinlichste, da sich an der betreffenden Stelle eine Ader befindet, die großenteils aus Feldspat und Glimmer besteht. Auch diesen Stein erwarb Prinz Karl; im Park, neben dem Heidabystein,

wurde er liegend untergebracht. Die beiden Stücke wurden lose zusammengestellt. An der Rückseite haben Teile des Steins sich gelöst und sind verschwunden; ein noch vorhandenes Stück wurde lose in den Bruch gelegt. Gegenwärtig steht der Stein, dessen Teile zusammengefügt sind, im Kieler Museum. Seine Höhe beträgt 2,36 m, die Dicke in der Mitte 73½ cm. Die Runen sind von verschiedener Größe; einige haben eine Länge von 26 cm.

Die Inschrift, die durch den Bruch nur wenig gelitten hat und im ganzen als sehr deutlich bezeichnet werden muß, befindet sich auf zwei zusammenstoßenden Seiten des Steins in drei Linien, die sämtlich von links nach rechts laufen und vorne durch einen Strich abgeschlossen werden. Die Runenzeichen weichen stark ab von denjenigen, die auf gleichzeitigen dänischen Steinen benutzt sind.

Die Inschrift ist folgende:

asfrithr : karthi : kumbl | thaun
aft : siktriku :
sun [:] sin : aui : knubu

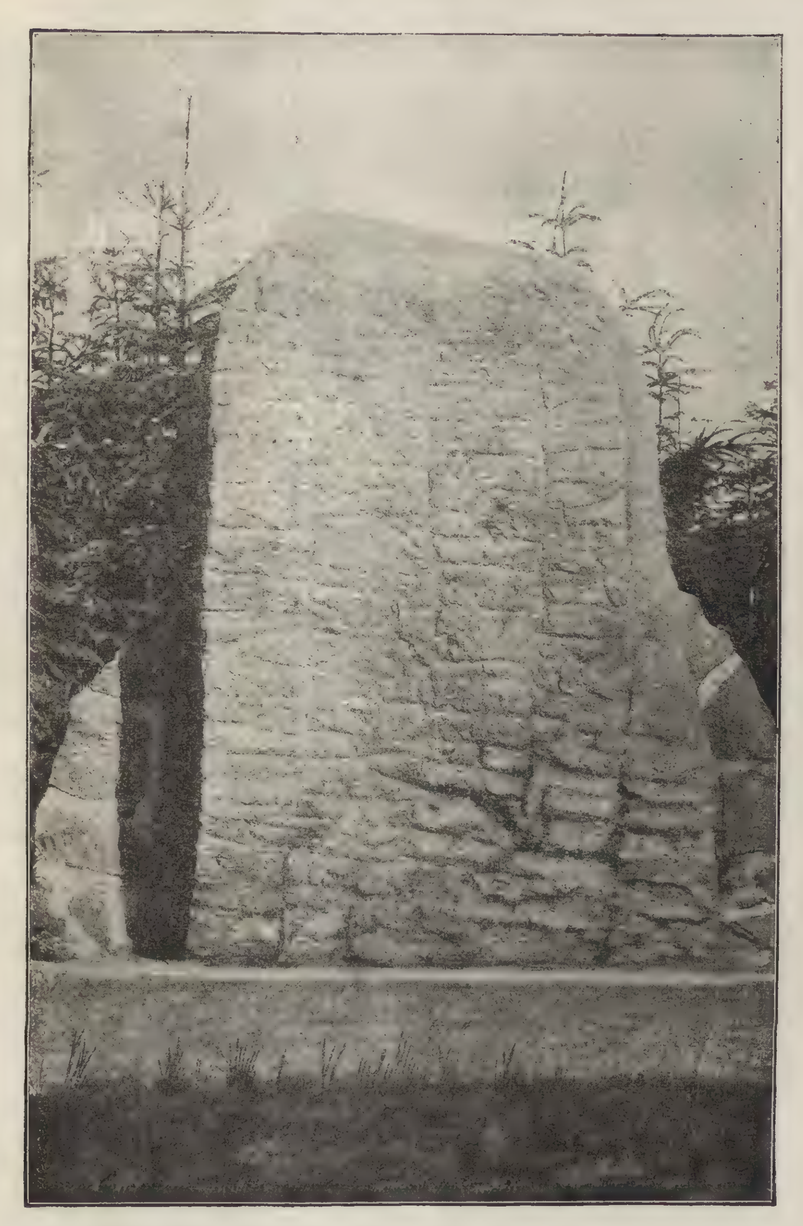
In Übersetzung: „Asfrid machte dieses Denkmal nach Sigtrygg, ihrem Sohn, auf der geweihten Grabstätte Knubas (Gnupas).“

Wimmer bezeichnet diesen Stein nach dem Orte seiner Auffindung als den Wedelspangstein I. Man kann ihn auch den großen Sigtryggstein nennen.

Schon 1799 erschien in Friedrichstadt eine Schrift, betitelt: „Beschreibung und Erläuterung zweyer in der Nähe von Schleswig aufgefundenen Runensteine. Ein Versuch, als Beytrag zur Vaterländischen Alterthumskunde, von zweyen Freunden.“ Die anonymen Verfasser sind bekannt: der eine war der schon genannte Mechaniker Jürgensen, der andere Joh. Matth. Schultz, Konrektor an der Domschule in Schleswig (1802 Professor in Kiel, gestorben 1849 in Quickborn).

In der von gesunden Anschauungen getragenen und mit Begeisterung für den Gegenstand geschriebenen Abhandlung heißt es: „Gesetzt, daß auch kein einziger der uns übrig gebliebenen Steine für die Geschichte den geringsten Nutzen hätte — welches indessen noch nicht erwiesen ist —, so würden diese ältesten Denkmäler unserer (gemeint ist: der dänischen) Sprache, wenn sie mit mehrerer Kritik, als bisher geschehen ist, behandelt würden, für die Geschichte sämtlicher skandischen Dialekte manchen nicht unwichtigen Beytrag liefern und schon dadurch einen nicht unbeträchtlichen Nutzen für die ältere Völkergeschichte des Nordens haben.“ Die Vermutung der beiden Freunde ist, wie Wimmer sich ausdrückt, in wunderbarer Weise zur Wirklichkeit geworden: die beiden später gefundenen Steine, der Dannewerkstein und der Stein von Gottorp („Wedelspangstein II“), bilden je ein Supplement zu den beideren älteren, das ihnen mit Sicherheit ihren Platz in der Geschichte des Nordens zuweist.

Der dritte Stein, der Dannewerkstein, kam im Juli 1857 zum Vorschein. 2 km südwestlich von Schleswig, an der alten nach Rendsburg führenden Landstraße, liegt dicht südlich von Busdorf und den Überresten des Dannewerks ein Hügel mit Namen „Twiebarg.“ Am Fuße dieses Hügels lag ein großer Stein umgefallen, den der Eigentümer, F. Tams in Busdorf, dem Steinhauer Petersen in Schleswig schenkte. Der Stein wurde also nach der Stadt gebracht, um verarbeitet zu werden. Bei der Überführung entdeckte der Steinhauer, daß er eine Inschrift hatte; er ließ ihn daher unbeschädigt stehen und zeigte ihn verschiedenen Vorübergehenden. Zwei Lehrer an der Domschule hörten davon und untersuchten am 25. Juli den Stein, bei welcher Gelegen-



Der Runenstein bei Busdorf.[1])

heit sie gleich erkannten, daß die Schriftzeichen Runen seien. Unter so eigentümlichen Umständen war dies wertvolle Altertumsdenkmal an den Tag gekommen. Die Regierung kaufte unverzüglich den Stein und das Grundstück,

[1]) Das Klischee ist uns freundlichst von der Verlagshandlung Grefe & Tiedemann in Hamburg zur Verfügung gestellt worden. Kürzlich ist von diesem Verlage herausgegeben worden „Das Dannewerk in Geschichte und Sage nebst Führer durch das Dannewerk von H. A. C. Philippsen und C. Sünksen," auf welches Buch wir die Leser der „Heimat" aufmerksam machen möchten. Die Schriftleitung.



Der Runenstein von Gottorp.[2])

auf welchem er gefunden worden war, und ließ ihn am Fuße des Hügels aufstellen. 1889 ist unter der Leitung W. Splieths eine Untersuchung des Hügels vorgenommen worden; es wurde unter demselben ein zerfallener Sarg aus Eichenholz mit geringen Resten einer Leiche gefunden.[1]) Jetzt steht der Stein auf dem Hügel. R. v. Liliencron schreibt in dem erwähnten Aufsatz in der „Deutschen Rundschau": „Ganz kürzlich ist auf Anordnung des Ministeriums unter meiner und Baurat Hotzens Leitung der Stein auf den Scheitel des Grabhügels gebracht, wo er offenbar ursprünglich gestanden hatte. Hier wurde er aus seiner bisherigen falschen Lage richtig auf den Fuß gestellt, und zugleich sind einer auch für das Altertum bezeugten Übung gemäß die Runenzeichen durch rote Farbe kräftig hervorgehoben. So steht er jetzt weithin sichtbar da, als wäre der alte Held, dem er gilt, erst unter den jüngsten Kämpfen am Danevirke in den Hügel eingefahren, statt in den ältesten, von denen Kunde auf uns gekommen ist."

Der Stein ist ein rötlicher Granitblock, 1,94 m hoch, 94 cm breit; die größte Dicke beträgt 42 cm. Die Runen sind 18—23½ cm hoch.

Die Inschrift, deren Zeilen abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links gelesen werden sollen, lautet:

: suin : kunukr : sati :
stin : uftir : skartha
sin : himthiga : ias : uas :
: farin : uestr : ian : nu :
: uarth : tauthr : at : hitha : bu

In Übersetzung: „König Sven setzte Stein nach Skardi, seinem Heimgenossen, der war gen Westen gefahren, starb aber nun vor Hedaby."

Der Name der Stadt ist auf diesem Stein „Hithabu," während auf dem zuerst gefundenen „Haithabu" steht. Mit den Worten „gen Westen gefahren" bezeichnete man in alter Zeit eine Englandsfahrt.

Der letzte der vier Runensteine wurde im Sommer 1887 gefunden. Als man damals, veranlaßt durch die Kasernenbauten in Schleswig, die Funda-

---

[1]) Handelmann und Splieth, Neue Mitteilungen von den Runensteinen bei Schleswig. Kiel 1889.

[2]) Das Klischee verdanken wir der Freundlichkeit des Vorstandes vom Museum Vaterländischer Altertümer in Kiel. Die Schriftleitung.

mente der alten Bastionen aufnahm, die seit dem 16. Jahrhundert das Schloß Gottorp umgaben, entdeckten die Arbeiter auf einem eingemauerten Granitblock Schriftzeichen. Sie riefen daher den Steinhauer Petersen herbei, einen Sohn des Mannes, der den Dannewerkstein gerettet hatte. Dieser erkannte die Zeichen als Runen und machte den Architekten Starke darauf aufmerksam, der nun den Stein sofort in Sicherheit bringen ließ. Bald darauf wurde derselbe dem Museum vaterländischer Altertümer in Kiel überlassen; vorher jedoch fand eine genaue Untersuchung der Inschrift durch R. v. Liliencron statt, der den Stein zum Gegenstand einer als Broschüre erschienenen Abhandlung machte.[1]) Der Stein, den Wimmer als den Wedelspangstein II bezeichnet, und den man nach der Fundstätte auch den Runenstein von Gottorp nennt, besteht aus hellgrauem Granit und ist außerordentlich gut erhalten, aber bedeutend kleiner als die andern Steine. Er hat eine Höhe von 1,24 m; die größte Breite beträgt 43 cm.


Der Runenstein von Gottorp (Rückseite).

Die sehr klare und scharfe Inschrift stimmt in den Runenformen genau mit denen überein, die sich auf dänischen Runensteinen befinden. Sie lautet:

(Vorderseite)
ui : asfrithr : karthi
kubl : thausi : tutir : uthinka
rs : aft : siktriuk : k
(Gipfel)
unuk
(Rückseite)
: sun : sin :
: auk : knubu :

Nach Wimmers Deutung muß die Übersetzung heißen: „Vi=Asfrid machte dies Denkmal, Odinkars Tochter, nach König Sigtrygg, ihrem und Knubas Sohne."

Liliencron, der in der erwähnten Broschüre hinsichtlich der Bedeutung des „Vi" speziell in dieser Inschrift zweifelhaft war und zwei verschiedene Hypothesen aufgestellt hatte, hat sich später Wimmer angeschlossen. Andere Forscher haben eine seiner Deutungen, wonach das erste Wort „Geweiht!" bedeuten soll, festgehalten. Dr. Friedrich Bangert hat in seiner in der Zeitschrift f. schleswig-holsteinische Geschichte erschienenen Abhandlung: „Die vier Schleswiger Runensteine als Geschichtsquellen" eine neue Hypothese aufgestellt. Nach seiner Meinung ist die erste Zeile der Inschrift nicht vollständig erhalten und darum zu ergänzen. Er übersetzt dann folgendermaßen: „Wir, die Angehörigen der Asfrid,

[1]) R. v. Liliencron, Der Runenstein von Gottorp. König Sigtryggs Stein im schleswig-holsteinischen Museum vaterländischer Altertümer zu Kiel. Mit einem Anhang von H. Handelmann. Kiel 1888.

und sie selbst, die Tochter Odinkars, machten dieses Denkmal nach Sigtrygg, dem Könige, ihrem und Gnupas Sohne."

III.

Die vier Steine, die unter so eigentümlichen, wunderbar günstigen Umständen zu Tage gefördert und für die Wissenschaft gerettet wurden, haben nicht nur, wie alle Denkmäler ihrer Art, sprachlichen und kulturhistorischen Wert, sondern sie geben auch Kunde von geschichtlichen Vorgängen, sind also den historischen Runensteinen zuzuzählen; ja, sie nehmen unter diesen unbestritten den ersten Rang ein.

Die mitgeteilten Inschriften lassen sofort erkennen, daß zwei von ihnen zusammengehören; beide sind von einer Asfrid ihrem Sohne Sigtrygg gesetzt. Vor der Auffindung des Steines von Gottorp wußte man nicht, ob Asfrid oder Asfred zu lesen sei, ob man es mit einem Mannes- oder mit einem Frauennamen zu tun habe; auch war nicht zu ersehen, daß Knuba (Gnupa) ein Personenname war. Man tappte daher bei dem Versuch, die erste der beiden Inschriften historisch zu verwerten, ganz im Dunkeln. Die Inschrift des zuletzt gefundenen Steins unterscheidet sich aber dadurch von der des älteren, daß sie Asfrid als Tochter Odinkars bezeichnet, daß sie Sigtrygg den Titel König beilegt, und daß sie erkennen läßt, Gnupa oder Knuba sei Asfrids Gemahl gewesen. Dazu kommt noch die Hinzufügung des Wortes „Vi" vor „Asfrid." Durch diese Angaben sind alle Schwierigkeiten für die Verwertung des großen Sigtryggsteins beseitigt. Es ist nun möglich, verschiedene Stellen aus alten Quellenschriften, auf die man bisher kaum ein Gewicht legte, weil man sie für unzuverlässig hielt, mit den Inschriften zu vergleichen.

Von einem Gnupa ist die Rede in der — im 14. Jahrhundert geschriebenen — größeren Saga von dem norwegischen König Olaf Tryggvason. Die Stelle lautet (Kap. 63): „König Gorm zog mit seinem Heer in das Reich in Dänemark, welches Reidgotaland genannt worden ist, jetzt aber Jütland heißt, gegen den König, welcher damals dort herrschte, der hieß G n u p a. Sie hatten einige Schlachten miteinander; so aber endete es, daß Gorm jenen König tötete und sein Reich in Besitz nahm. Demnächst zog Gorm wider den König, der Silfraskalli genannt ward, und hatte mit ihm Krieg und Schlachten; und Gorm gewann immer den Sieg und fällte zuletzt den König. Darauf ging er in Jütland hinauf und drang so vor, daß er alle Könige südwärts bis an die Schlei vernichtete."

In Betracht kommt ferner folgende Stelle bei dem sächsischen Chronisten Widukind von Corvey, der seine Res gestae Saxonicae um 967 schrieb, zum Jahre 934: „Nachdem er (König Heinrich I.) alle umwohnenden Völker bezwungen hatte, griff er mit einem Heere die Dänen an, die die Friesen mit Seeräuberei heimsuchten, und besiegte sie, machte sie tributpflichtig und zwang ihren König C h n u b a, sich taufen zu lassen." Widukind stand den Ereignissen so nahe und ist sonst so zuverlässig, daß man sicher dieser Angabe Glauben schenken darf.

Hundert Jahre nach Widukind schrieb Adam von Bremen seine Kirchengeschichte des Nordens. Seine Angaben über ältere dänische Verhältnisse sind freilich sehr unvollständig und verworren, beruhen aber auf Mitteilungen des Dänenkönigs Sven Estrithson und verdienen daher als Tradition im dänischen Königshause immerhin Beachtung. Er schreibt u. a.: „Ihm (einem König Heligon) folgte Olaf, welcher aus Schweden kam und das dänische Reich durch die Gewalt der Waffen erlangte. Er hatte viele Söhne, von denen nach des

Vaters Tode Chnob und Gurd regierten.“ „Seiner (König Svens) Aussage zufolge, bestieg nach Olaf, dem Fürsten der Sueonen (Schweden), welcher mit seinen Söhnen in Dänemark regierte, Sigerich den Thron. Nach einer kurzen Regierung wurde er von Hardegon, Svens Sohn, welcher aus Nordmannien kam, seines Reiches beraubt.“

Die Namen Gnupa, Chnuba, Chnob bezeichnen offenbar alle dieselbe Person, deren geschichtliche Wirklichkeit nun durch die beiden Runensteine bekundet ist. — Sigerich dürfte eine verstümmelte Form von „Sigtrygg“ sein.

Der Name Odinkar kommt bei Adam von Bremen an mehreren Stellen vor. Zwei hervorragende Bischöfe dieses Namens aus hochangesehenem Geschlecht werden genannt. Der jüngere Odinkar, der Neffe des älteren, war Bischof von Ripen zur Zeit Knuts des Großen (1014—1035) und schenkte seine bedeutenden Besitzungen dem dortigen Stifte. Von ihm sagt Adam, er sei von königlicher Abkunft gewesen. Der Name Odinkar scheint in dem Geschlechte üblich gewesen zu sein, und es ist wahrscheinlich, daß beide von dem Odinkar abstammten, als dessen Tochter Asfrid sich bezeichnet. Daß aber die Güter des jüngeren Odinkar in der Gegend von Ripen lagen, hat zu der Annahme geführt, daß Asfrids Vater einer der Kleinkönige gewesen sei, die das Schicksal Gnupas teilten, als Gorm seinen Kriegszug machte.

Der Verlauf der in Betracht kommenden Ereignisse muß nach Wimmers Darstellung in der Festschrift demnach folgender gewesen sein:

Zu Anfang des 10. Jahrhunderts, als Gorm der Alte in Dänemark herrschte, fuhr eine Vikingerflotte unter dem Häuptling Olaf von Schweden aus über die Ostsee. Der altberühmte Handelsplatz Schleswig oder Heidaby (Hedeby) an der Schlei lockte ihn, wie früher schon so manchen Vikinger, heran. Er landete und breitete in der Umgegend seine Macht immer weiter aus; besonders befestigte er sie durch die Vermählung seines Sohnes Gnupa mit Asfrid, der Tochter des mächtigen Odinkar. Nach Olaf übernahm Gnupa die Regierung; seine Macht war schon so groß, daß er im Süden und im Norden seine Nachbarn bedrängte. Da geschah es, daß der deutsche König Heinrich I. im Jahre 934 seinen bekannten Zug gegen die „Dänen“ machte. Er kämpfte gegen Gnupa, unterwarf ihn und zwang ihn, sich taufen zu lassen und Tribut zu bezahlen. Unmittelbar darauf, vielleicht unter dem Schutz und mit Hülfe der Sachsen, suchte Gnupa seine Macht nach Norden hin auf Kosten der Dänen auszubreiten.

Da machte sich König Gorm von Dänemark auf, wahrscheinlich auf den Rat und unter dem Einfluß seiner tatkräftigen Gemahlin Thyra, die um diese Zeit und wohl im Anschluß an den Kampf gegen Gnupa das Dannewerk neu errichtete und aus Dankbarkeit dafür den Beinamen „Danmarkar bot“ (Dänemarks Heil) erhielt. Wie die Saga in der angeführten Stelle meldet, siegte Gorm und fällte Gnupa. Damit war aber noch nicht die Macht des schwedischen Herrschergeschlechts in Schleswig vernichtet. Gnupas stolze Gemahlin Asfrid führte gemeinsam mit ihrem Sohne Sigtrygg und vielleicht gestützt von ihren mächtigen Verwandten die Herrschaft eine Reihe von Jahren weiter. Ihrem gefallenen Gemahl weihte sie nach heidnischem Brauche, gewiß auch, um Protest gegen die ihm aufgezwungene Taufe zu erheben, eine Grabstätte („Vi“) südlich von der Stadt Schleswig. „Alle Umstände lassen schließen, daß dieses königliche Weihegrab sich auf der Höhe des Königshügels befand, da wo jetzt das Denkmal für die bei Selk gefallenen Österreicher steht. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch diesem Grabmal der Runenstein nicht gefehlt hat; vielleicht gibt auch diesen der Schoß der Erde noch einmal zurück“ (Liliencron). Es scheint, daß Asfrid infolgedessen „Vi-Asfrid“ genannt worden

ist, und daß sie diesen Namen als Ehrennamen angesehen hat, da sie sich auf dem Stein von Gottorp selber so bezeichnet. Etwa um das Jahr 950 gelang es dann dem Sohne Gorms, dem König Harald („Blauzahn"), Sigtrygg zu überwinden und zu töten. Auf der geweihten Grabstätte Gnupas errichtete nun Asfrid auch ihrem Sohne ein Grabdenkmal. Sie ließ einen ihrer schwedischen und einen ihrer dänischen Untertanen je einen Runenstein ritzen. „Die Inschriften auf diesen Steinen sollten aber der letzte Ausdruck ihres Trotzes den Dänen gegenüber sein; denn mit dem Falle Sigtryggs ist die schwedische, von Olaf in Südjütland gegründete Herrschaft vernichtet, und der Sieg über „König Sigtrygg" ist eine der Taten, die Harald später auf dem großen Stein von Jellinge in den Worten verewigte, daß er sich ganz Dänemark gewann" (Wimmer, Seite 35).[1])

Von besonderem Interesse ist die Gestalt der Asfrid, einer stolzen, trotzigen Heidin, die sicher ihren Mann und ihren Sohn zu Taten entflammt hat. „Sollte nicht eben" — fragt Wimmer — „der Wettstreit zwischen Asfrid und Thyra, die zwei einander ebenbürtige und würdige Gegner und beide vielleicht Töchter von südjütischen Jarlen waren, von Anfang an den Anstoß zu den gewaltigen Kämpfen gegeben haben, die lange Zeiten hindurch zwischen ihren Männern und Söhnen geführt wurden?"

Auffallend könnte es uns erscheinen, daß noch hundert Jahre nach der Erbauung der ersten christlichen Kirche in Schleswig durch Ansgar in unmittelbarer Nähe der Stadt heidnische Denkmäler errichtet wurden; aber auch aus andern Nachrichten wissen wir, daß der Sieg des Christentums in unserer Heimat ein sehr allmählicher war.

Gegen einige Punkte dieser Darstellung des geschichtlichen Verlaufs sind Einwendungen erhoben worden von Hermann Möller, der in dem „Anzeiger für deutsches Altertum" Wimmers Schrift eingehend besprach. Eine gründliche Auseinandersetzung zwischen beiden Gelehrten erfolgte in der „Oversigt over det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger," Jahrg. 1893. Auch der norwegische Geschichtsforscher Gustav Storm hat zu der Sache das Wort ergriffen, ebenso, wie oben erwähnt wurde, Friedrich Bangert. Hauptsächlich ist darauf hingewiesen worden, daß die Angaben von Adam von Bremen mit Wimmers Darstellung nicht in Einklang zu bringen seien. Indes hat Wimmer sich nur veranlaßt gesehen, in einem Punkte seine Auffassung zu ändern, nämlich inbetreff des Todes Sigtryggs.

Der Chronist Flodoard von Reims, der zwischen 948 und 966 schrieb, berichtet, daß im Sommer 943 die Normannen in der Normandie, bedrängt von den Franken, einen heidnischen König mit Namen „Setricus" zu Hülfe gerufen hatten, der im Kampfe mit dem westfränkischen König Ludwig fiel. Liliencron (in der oben erwähnten Broschüre über den Stein von Gottorp) und ebenso der dänische Forscher J. Steenstrup hatten darauf hingewiesen, daß möglicherweise dieser heidnische König mit dem Sigtrygg der Runensteine identisch sein könne. Später hat besonders G. Storm diesen Gedanken vertreten und darüber Forschungen angestellt, ob in den ziemlich gut bekannten normannischen Fürstenfamilien in Norwegen, Irland oder Northumberland zu der Zeit ein Sigtrygg nachgewiesen werden kann. Da dies nicht der Fall ist und

---

[1]) Die Inschriften der beiden Runensteine von Jellinge lauten: „König Gorm machte dies Grabdenkmal für Thyra, seine Gattin, Dänemarks Heil." — „König Harald ließ dies Grabdenkmal für Gorm, seinen Vater, und Thyra, seine Mutter, machen, der Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte."

auch bisher unter den Mitgliedern der dänischen Königsgeschlechter der gefallene Setricus nicht gefunden werden konnte, so ist damit der indirekte Beweis geliefert, daß dieser mit Gnupas Sohn, dem Sigtrygg der Runensteine, identisch ist. „Dazu paßt vortrefflich die Zeitbestimmung Wimmers, der die Inschriften unserer Steine aus sprachlichen und runologischen Gründen auf die Mitte des 10. Jahrhunderts angesetzt hat, sowie der Umstand, daß die Königin Asfrid ihrem Sohne den Denkstein nicht auf seinem eigenen, sondern auf Gnupas Grabhügel errichtet" (Bangert). Wimmer hat zugegeben, daß der Nachweis der Identität Storm gelungen sei; der betreffende Abschnitt seiner Darstellung ist demgemäß zu ändern. Sigtrygg ist also nicht um das Jahr 950 von Harald besiegt worden, sondern 943 in der Normandie gefallen.

IV.

Der Heidabystein und der Dannewerkstein sind ein halbes Jahrhundert später errichtet worden; auch sie gehören zusammen, da sie offenbar den gleichen Vorgängen ihren Ursprung verdanken. Wie die Wedelspangsteine berichten sie über einen hartnäckigen Kampf bei Schleswig oder Heidaby. Auch hier diente der zuletzt gefundene Stein dem älteren zur Ergänzung und ermöglichte erst eine historische Verwertung: wir erfahren nun bestimmt, daß der Sven, von dem die Rede ist, ein König war. Da Sprache und Runenzeichen der Inschriften etwa auf das Jahr 1000 hinweisen, so ist es außer allem Zweifel, daß Sven Tjuguskegg („Gabelbart"), der Sohn Harald Blauzahns, der 985 bis 1014 regierte, gemeint ist. Durch ihn ist also nach dem Zeugnis der Steine einmal Heidaby belagert worden. Von einer Zerstörung der Stadt um diese Zeit erhalten wir auch aus einer deutschen Quellenschrift Nachricht. Als im Jahre 1000 Bischof Eckehard von Schleswig auf einer Synode in Gandersheim als Vertreter des Bischofs Bernward von Hildesheim auftrat und der Erzbischof von Mainz ihm vorwarf, er mische sich in fremde Angelegenheiten, statt auf seine eigene Kirche zu achten, antwortete Eckehard nach Thangmar („Leben Bernwards"): „Mein Bistum ist durch barbarische Wildheit verheert, die Stadt ist verlassen, die Kirche ist wüste; ich habe keinen Sitz."

Um zu erfahren, wer Schleswig verwüstet hat, muß man seinen Blick auf die damaligen Verhältnisse in Dänemark richten. Im letzten Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts machte König Sven seinen Englandszug; er verbündete sich mit dem Norweger Olaf Tryggvason, und vereint griffen sie im Jahre 994 London an. Dann schloß Olaf Frieden mit König Ethelred; Sven aber setzte den Kampf noch im folgenden Jahre fort. Seine lange Abwesenheit von der Heimat benutzte der Schwedenkönig Erich der Siegreiche zu einem Rachezuge gegen Dänemark. Als nämlich sein Brudersohn Björn, genannt Styrbjörn, den Versuch gemacht hatte, sich des schwedischen Reiches zu bemächtigen, hatten Dänen ihm tapferen Beistand geleistet. Erich aber hatte in der Schlacht bei Fyrisvellir in der Nähe von Upsala den Sieg gewonnen. Wir wissen aus den Inschriften einiger Runensteine, daß viele Dänen, unter ihnen auch Toke Gormson, ein Bruder Harald Blauzahns, gefallen sind. Die Schlacht soll zwischen 980 und 985 stattgefunden haben.

Erich der Siegreiche also fiel jetzt in Dänemark ein und verheerte das Land; ja, es scheint, daß er sich sogar zum König über dasselbe aufwarf. Unzweifelhaft ist er auch nach Heidaby, dem berühmtesten Orte der ganzen Halbinsel, gekommen, und er soll es nun nach Wimmers Meinung gewesen sein, der die Stadt zerstörte. Was weiter geschah, darüber haben wir nur

die Nachricht der beiden Runensteine. Sven sah sich genötigt, England zu verlassen, um seinem bedrängten Lande zur Hülfe zu eilen. Auf dieser Fahrt hat ihn Skardi, sein Heimgenosse (Hirdmann), begleitet; wahrscheinlich waren auch die beiden Freunde Thorulf und Erich bei ihm. Er zieht mit seinem Heere gegen Heidaby, das die Schweden befestigt haben, und belagert die Stadt. Erst nach längerem Kampfe und einem großen Verlust an Mannen gelingt es ihm, sie zurückzuerobern. Ob König Erich während der Belagerung selber an der Spitze der Schweden gestanden hat, wissen wir nicht. Die ganze Situation scheint aber darauf hinzudeuten, daß beide Könige des Nordens persönlich an dem Kampfe teilgenommen haben, der das Ende der schwedischen Herrschaft über Dänemark herbeiführte.

Thorulf und Erich sind aus der Geschichte nicht bekannt; sie haben aber sicher zu den hervorragendsten unter Svens Kämpfern gehört. Skardi muß dem Könige noch näher gestanden haben, da dieser selber ihm das Denkmal setzt; er ist ohne Zweifel ein auserlesener Held gewesen. Der Name Skardi, der sonst nur selten vorkommt, findet sich für die hier in Betracht kommende Zeit in der Erzählung der „Heimskringla," der Sage von den norwegischen Königen. Ein Viking Skardi war es, der nach der Seeschlacht in Hjörungavaag (an der Küste Norwegens), in welcher die berühmten Jomsvikinger besiegt wurden, dem Häuptling Vagn Aageson, der mit 30 Mann in die Gefangenschaft geraten war, das Leben rettete. Die gefangenen Jomsvikinger saßen auf einem Baumstamm, durch einen langen Strick an den Füßen zusammengefesselt, während die Hände frei waren. Der Norweger Thorkel Leira verrichtete Henkerdienste; er hatte vernommen, daß Vagn ihm den Tod geschworen hatte. Der größte Teil der Vikinger war schon enthauptet. In der Erzählung der „Heimskringla" heißt es nun wörtlich weiter:

„Es saß da ein sehr anmutiger Mann mit prächtigem Haar; er hielt das Haar zusammengerafft vor sich hergestreckt, reichte den Hals dem Henker dar und sprach: „Besudelt nicht mein Haar mit dem Blut!" Es faßte nun ein Mann sein Haar mit der Hand und hielt es fest. Thorkel hob das Beil; der Vikinger tat einen Ruck mit dem Kopfe, daß der, der das Haar hielt, auf ihn zugezogen wurde, und das Beil fuhr ihm durch beide Hände und in die Erde. Da kam Erich Jarl — der Sohn des Siegers Hakon Jarl — hinzu und fragte: „Wer ist dieser anmutige Mann?" „Sigurd nennen mich die Leute," sagte er, „ich werde für einen Sohn Bues" — des tapfersten, in der Schlacht gefallenen Häuptlings der Jomsvikinger — „gehalten; noch sind nicht alle Jomsvikinger tot." Erich sagt: „Gewiß bist du Bues echter Sohn; willst du Frieden haben?" „Es kommt darauf an, wer ihn anbietet," sagte Sigurd. „Der bietet an," sagt der Jarl, „der die Macht hat, Erich Jarl." „Dann will ich," sagt er. Er wurde nun aus dem Strang losgebunden. Da sprach Thorkel Leira: „Wenn du auch allen diesen Männern Frieden gibst, Jarl, so soll doch Vagn Aageson nicht mit dem Leben davonkommen!" In demselben Augenblick läuft er mit gehobenem Beil vor. Aber der Viking Skardi warf sich aus dem Strang vor Thorkels Füße; Thorkel fiel über ihn hin. Nun ergriff Vagn das Beil und erschlug damit Thorkel. Da sagte der Jarl: „Vagn, willst du Frieden haben?" „Das will ich," war die Antwort, „wenn ihn alle bekommen." „Löst sie aus dem Strang," sagt der Jarl, und so tat man. Achtzehn waren getötet, zwölf wurden begnadigt."

Skardi war einer der 12 Jomsvikinger, denen das Leben geschenkt wurde. Da nun von Vagn ausdrücklich erzählt wird, er sei nachher nach Dänemark gezogen und dort ein berühmter Mann geworden, so liegt es nahe, anzu-

nehmen, daß sein Freund und Retter Skardi ihn begleitet hat. Er mag dann in König Svens Dienste getreten sein; denn wahrscheinlich ist er es gewesen, der die Englandsfahrt mitmachte und zuletzt sein Grab bei Heidaby fand.[1])



Saga aeterna.

Des heil'gen Flusses Wellen flüstern leis,
Der Mondschein glitzert und die Wellen gleiten,
Die Sage träumt im Schatten alter Bäume.
Hier lächelte die holde Wendenmaid
Dem Liebsten und die Sterne sahen zu;
Der Sachsenritter schwang sein Siegesschwert
Und schnaubend trug sein Roß ihn durch die Flut
Den Flücht'gen nach in ferne dunkle Wälder.
Hier hob die Nonne bleiche Hände auf
Zum stummen Himmel. Schweigend netzte
Der Todesengel seine müden Füße,
Eh' er durch's Feld der schwarzen Krankheit schritt;
Die Glocken klangen und die Menschen zagten.
Und Jahre gingen — wieder schallte froh
Der Hirten Horn und heller Sensenklang
Und Mühlenrauschen — aus der Menschheit Lied
Uralte Töne — heut' noch klingen sie.
Im Mondschein silbern glänzt die junge Saat,
Vom Weidelande, wo die Nebel weben,
Ertönt gedämpft zu mir ein Hirtenruf;
Die Wälder dämmern schattenhaft und hinter ihnen
In weiter Ferne rauscht das Weltmeer, braust das Leben.
Hier träumt die Sage.



Rechenmeister Jochim Klindt in Ahrensburg.

Von **E. Bruhn** in Koldenbüttel.

Die Aufgabe, Schleswig-Holsteins Männer, alte und neue Bekannte, der Gefahr, vergessen zu werden, zu entreißen und lebensvolle Charakterbilder von ihnen aneinanderzureihen, erscheint großer Mühe wert. Es ist eine Freude, ihrer Entwicklung nachzuspüren und ihre persönlichen Züge zu zeichnen. Während in unserer Zeit der Bildungsgang der Staatsbürger und derjenigen, welche dem öffentlichen Wohle des Volkes dienen wollen, genau vorgezeichnet ist und programmmäßig verläuft, herrschte in dieser Beziehung vor hundert Jahren die weitestgehende persönliche Freiheit. Um so interessanter ist es, die verschlungenen Bildungswege unserer vaterländischen Männer zu verfolgen. Es sei nur erinnert an die des Begründers der Taubstummenanstalt in Schleswig, Georg Pfingsten.

Aber in noch anderer Beziehung — ich will sie bezeichnen als die Seite des Gemüts — erwächst aus oben bezeichneter Aufgabe Freude.

---

[1]) Meines Wissens ist Frederik Barfod der erste gewesen, der — schon bald nach der Auffindung des Dannewerksteins — die Vermutung aussprach, der Skardi des Runensteins sei identisch mit dem Skardi Viking der „Heimskringla." Vergl. Barfod, Fortællinger af Fædrelandets Historie. Anden Udgave. Kjøbenhavn 1858. S. 876. Rafn („Annaler for nordisk Oldkyndighed, 1859) und später auch Wimmer (S. 50) sind dieser Annahme beigetreten.

Wenn sich alte Bekannte im Leben einmal wieder begegnen und begrüßen, schütteln sie sich die Hände, schauen sich lange prüfend und innig ins Auge und sagen wohl: „Bist Du's denn wirklich, alter Junge? Das ist ja prächtig! Und nun erzähle aus Deinem Leben!" Man zieht sich dazu in ein lauschiges Plätzchen zurück. Die Vergangenheit reicht ihre schönste Gabe dar, die Erinnerung. Man fühlt sich in solchen wenigen Stunden um soviel bereichert, wie sonst wohl Jahre geben mochten, und wie die Sonnenstrahlen vor Aufgang über den Horizont hinauf in die erwartungsreiche, von den Umarmungen der Morgendämmerung sich lösende Schöpfung vorausstrahlen, so gehen von solcher Begegnung neue Licht- und Lebensstrahlen in die Zukunft des Lebens aus.

Ähnlich ist die Freude, wenn Menschen lange von einander gehört oder gelesen haben, ohne sich je zu sehen und zu sprechen, und nun ein Bild oder eine Charakterzeichnung von diesem oder jenem oft Genannten zu Gesicht bekommen. Da zieht man zunächst Vergleiche zwischen dem Bilde, das sich die eigene Seele vorgestellt hatte, und dem wirklichen. Man freut sich über Übereinstimmungen, mehr noch über neue Seiten. Darüber vertieft sich das eigene Seelenleben.

Solche Freude beabsichtigen und hoffen folgende Züge des Rechenmeisters Jochim Klindt in Ahrensburg zu bereiten. Die ehrwürdigen, greisen Häupter der Schulwelt haben ihn sicher noch alle gekannt als Mitarbeiter am Langfeldtschen Schulblatt. Gehört hat sonst wohl noch manch anderer von ihm. Ihn kennen zu lernen, dürfte für manchen, der sich selbst gerne an Persönlichkeiten bildet, anziehend sein.

Jochim Klindt war eine Persönlichkeit.

Genauer, feiner und mit mehr vom Herzen geführten Stifte wird ihn keiner zeichnen können als sein Enkel, der Gymnasialdirektor, Professor Dr. Puls in Husum. Lassen wir ihn zunächst ein Bild entwerfen.

„Jochim Klindt war ein sehr schweigsamer Mann. Er sprach am ganzen Tage sehr wenig; von selbst fing er selten ein Gespräch an. Unterhielt er sich jedoch mit Freunden über Punkte, die ihn interessierten, so entwickelte er klar und präzis seine Ansicht.

Mit Politik beschäftigte er sich wenig; alles Parteigetriebe und -gezänke war ihm in der Seele zuwider. So las er denn auch wenig die Tagespresse.

Gern erzählte er von der Vergangenheit, besonders von seinen volkswirtschaftlichen Bestrebungen sowie von seinen Reisen, die er mit seinem Freunde Feddersen aus Bargteheide zu diesem Zwecke machte.

Am meisten beschäftigte er sich in seiner Mußezeit mit der Theorie des Rechenunterrichts; das Denkrechnen war sein Lieblingsthema. Mit Vorliebe las er lateinische Schriftsteller, soweit seine Kenntnisse dazu reichten; besonders bevorzugte er Ciceros Reden. Die Logik der lateinischen Syntax erfreute ihn immer wieder von neuem.

Bis in sein hohes Alter hinein war er mäßig; stets hatte er eine Beschäftigung vor, niemals war er müßig. Meistens saß er lesend oder schreibend an seinem Schreibtische. Die Zeit mit Spazierengehen zu verbringen, kannte er nicht; jeder Gang mußte für ihn ein ganz bestimmtes Ziel haben. Solche Gänge machte er noch als 90jähriger bis zu einer Stunde.

Für alle Hülfsbedürftigen hatte er offenes Herz und offene Hand, vielen hat er mit Rat und Tat geholfen. Die meisten haben ihm mit Undank gelohnt; das hielt ihn jedoch nicht ab, immer wieder zu helfen.

Er selbst war äußerst bedürfnislos. Eine Uhr hatte er selten in der Tasche, Handschuhe, Manschetten u. dgl. hat er nie getragen.

Er rauchte nicht und genoß keine Spirituosen; so ging er denn auch niemals ins Wirtshaus. Das Bedürfnis der Erholung von des Tages Geschäften kannte er nicht; höchstens arbeitete er eine Stunde in seinem Garten.

Der tägliche Verlauf seines Lebens war jahrein und jahraus genau derselbe. Die geringste Abweichung war ihm lästig.

So gern er in seinen jungen Jahren gereist war, so ungern verließ er später seine Häuslichkeit.

So steht das Bild meines Großvaters vor mir als das eines schweigsamen Beobachters, eines stillen Weisen."

Fügen wir zu diesem Bilde noch einige Striche.

Jochim Klindt war ein Propsteier, geboren zu Fiefbergen, am Luthergeburtstage 1795. Bis zum dreizehnten Jahre Schüler der Domschule, ward er seitdem bis zum achtzehnten bei dem tüchtigen Lehrer und Organisten Behrens in Schönberg ausgebildet. Nach zweijähriger Vorbildung auf dem Kieler Seminar war er Hauslehrer bei Physikus Vocke in Trittau. Organist Untiedt berief den zweiundzwanzigjährigen als Hülfslehrer nach Ahrensburg, und Graf Schimmelmann den bisherigen Gehülfen in die große und schwere Schule des bald in den Ruhestand tretenden Untiedt. Dort wirkte er bis 1848, als ein Kehlkopfleiden ihn der Stimme beraubte. Sein Haus und seine Feierstunden gehörten zahlreichen Kostgängern und Privatzöglingen. So bedeutend war seine Kraft, daß Generalsuperintendent Herzbruch ihn in die dritte Lehrerstelle am Segeberger Seminar zu berufen gedachte, wogegen Klindt jedoch sich sträubte.

Enge Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft verband ihn mit dem Organisten Feddersen in Bargteheide. Mit ihm unternahm er Bildungsreisen nach Sachsen und Schlesien, namentlich zum Meister Dinter. Besonders die Strohflechtarbeiten kennen zu lernen und in Schleswig-Holstein einzuführen, zog ihn an. Von der Propstei her kannte er bereits rohe Anfänge dieses Hausfleißes, welche nur verfeinert zu werden brauchten. Die damalige Schleswig-Holsteinische patriotische Gesellschaft erkannte diese Bestrebungen ehrend an. Um sein Kirchdorf machte sich Klindt durch die Begründung der Spar- und Leihkasse verdient.

Unter den Schulfächern, in deren Unterricht er überall Meister war, verwendete Klindt besonderen Fleiß auf den Rechenunterricht. Denkrechnen durch Lösung eingekleideter Aufgaben zu pflegen, schien ihm der springende Punkt zu sein.

Auch den Volks- und Schulgesang pflegte er. Eine Anzahl von Liederheften, welche die Melodien in Ziffern darstellten, gingen aus seinem Fleiße hervor.

Seine mühsam durch Selbstbildung erlangten Kenntnisse in der lateinischen Sprache sind seinen Enkeln zugute gekommen.

Seit seiner Versetzung in den Ruhestand bot er dem Grafen Schimmelmann gerne seine Dienste als Rechnungsführer und Kassierer des Gutes Ahrensburg und der Kirche. Fast 40 Jahre versah er solche mit Treue und Takt.

In einfachster Weise führte er ein beglückendes, anspruchsloses, einiges und inniges, zufriedenes Familienleben. Das Leid über den Verlust mehrerer Kinder segnete ihm Gott mit Glück aus den Überlebenden. Sechs Kinder mit 16 Enkeln und einigen Urenkeln sowie 4 Schwiegersöhnen erfreuten ihn und sich durch die Gemeinschaft am goldenen Hochzeitstage 1874.

Gesund bis ins höchste Alter, so daß er noch einige Wochen vor seinem Tode sein Holz fürs Haus selbst zerkleinerte und im Garten arbeiten konnte, bot er das Bild eines alttestamentlichen Patriarchen. Er vollendete beinahe sein 92. Lebensjahr.

Sein Andenken ehren wir als das eines Schulmeisters, Volks- und Menschenfreundes.

Seine Schriften sind: 1. Rechenbuch für Volksschulen, Abt. 1—3. 2. Materialien für den Sprachunterricht (Hamburg, Hoffmann & Komp.) 3. Algebra (Oldenburg, Fränkel, 1854). 4. Volkslieder in Ziffernoten (ebenda, 1842). 5. Ausgewählte Choralmelodien zum Schleswig-Holsteinischen Gesangbuche mit begleitenden Stimmen in Ziffernoten (Oldenburg, 1842). 6. Schullieder 1—3 (Oldenburg, 1842). 7. Zweite Auflage der Aufgaben für den ersten Unterricht im Tafelrechnen (Oldenburg, 1854). 8. Heft 3 der neueren landwirtschaftlichen Hefte (Altona, 1829): Das Strohflechten in Ahrensburg. 9. Im Schleswig-Holsteinischen Schulblatt 1846, Seite 101—108: Herr Burgwardt über die Eckernförder Rechentabellen. Gegen denselben zur Abwehr. 10. Von F. Feddersen in Bargteheide: Freimütige Bemerkungen über einige Gegenstände des Volksschulwesens, veranlaßt durch eine Reise durch Hannover, Braunschweig und Preußisch-Sachsen (Langfeldtsches Schulblatt II, 3. Seite 84—92). 11. 100 Aufgaben fürs Denkrechnen. Heft 1 u. 2. Ahrensburg 1881.

Nachwort: Zu vorstehendem Lebensbilde hat Herr Gymnasiallehrer Prof. Dr. Puls aus Husum, dem es vorgelegt ward, ehe es zur Veröffentlichung weitergegeben wurde, folgendes bemerkt: „Das Bild ist bis ins einzelne treu nach dem Leben. Durch die Knappheit und Abgewogenheit des Ausdrucks ist der Eigenart des Entschlafenen entsprochen worden. Klindts einfachem, bescheidenen Wesen war Wortschwall in der Seele zuwider, während schlichte Anerkennung seines Wirkens ihn stets erfreute." Der Verfasser.



Unser Glück daheim!

Wo ist das wahre Glück auf Erden? —
Nicht draußen in der lauten Welt,
Wo Jubel tönt beim Becherklang,
Wo Spiel und Tanz und froher Sang
Berauschend in die Sinne fällt.
Der Welt bleib' fern; halt' Dich zurück,
Willst Frieden Du und wahres Glück.
Wer ihrem Treiben war gewogen,
Sah sich noch immer arg betrogen.

Wo ist das wahre Glück auf Erden? —
Kann's Arbeit im Beruf wohl sein? —
Wär' Arbeit Dir auch Lust und Zier
Und brächte Ehr' und Ansehn Dir: —
Zum wahren Glück ist's doch nur Schein.
Sie hilft wohl über Leid hinweg,
Ist manchem dabei Brück' und Steg:
Doch tiefes Herzeleid zu tragen,
Dazu wird sie den Dienst versagen.

Wo ist das wahre Glück auf Erden? —
O, such's nicht fern wie mancher Mann.
Ist Dir ein gutes Heim beschert,
Das Liebe hegt und Lieb' begehrt,
So lächelt's hier Dich freundlich an.
Erkenn's — und pfleg's mit zarter Hand,
Dann schaffst Du Dir des Glückes Land.
Erlebst hier Deine größten Freuden
Und überwindest alle Leiden.

E. J. P.



Farbige Kieler Häuser.

(Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.)

Durch unser modernes Leben geht ein Bedürfnis nach Freude, ein Wunsch nach Farbenfrische. Denn Farbe ist Freude. Wir spüren diesen Zug im Kunsthandwerk und Gewerbe, in der Wohnungseinrichtung, im Plakat- und Annoncendruck, Kleidung und Buchausstattung. Licht und Luft an der Farbe ziehen überall ein.

Wie aber sieht es mit der Außenseite unserer Häuser aus? Meistenteils recht düster, lehmig, oder grell, rohfarbig. Ziegelsteine und Zement sind zwei Komplimentärtöne, die nicht sonderlich aufheitern. Unter den Fremden und Sommergästen, die während der Kieler Woche unsern Wassersport aufsuchen, wird es manche geben, die daheim erzählen, wie Kiel aussieht. Schmeichelhaft dürfte das Urteil kaum ausfallen! Ein Volksschullehrer aus Hamburg kam hierher und meinte, daß Kiel als Stadt wenig Reiz biete, verglichen mit Städten wie Lübeck oder Danzig, Husum und andern Mittelstädten in der Provinz. Der Mann gehört zur Vereinigung von Lehrern zur Pflege der künstlerischen Bildung. Er hatte recht. Kiel bietet des Schönen wenig, und das Wenige liegt versteckt. Und doch könnte manches hübscher und heiterer werden, als es jetzt ist. Wodurch? Durch einen frischen, bunten Anstrich älterer und neuerer Häuser. Ein wenig „Tünche" an richtiger Stelle kann manchmal Wunder tun. Sollten nicht unser Kunstgewerbeverein, unsere Maler oder unser rühriger Dürerbund sich der billigen Verschönerung der Kieler Straßen annehmen?

Hier nur ein paar Fingerzeige.

Man kann durch farbige Kontrastwirkungen ganze Straßen so verändern, daß die einzelnen Häuser nicht nur in der Nähe, sondern aus der Entfernung in perspektivischer Verkürzung zu lebhaften und doch harmonischen Farbenflecken verschmelzen. Bei Straßen z. B., die nicht ganz gerade laufen, wie etwa unsere Dänische Straße, Fleethörn, Kehdenstraße, Holstenstraße, Klinke, auf dem großen und kleinen Kuhberg, wo eine Häuserwand mehr vorspringt, die andere zurücktritt, da kann man mit richtig gewähltem Farbenanstrich manch Häßliches verdecken, manch Hübsches hervorheben. Biegungen in Häuserreihen laden zur bunten Bemalung der Front- und Seitenflächen ein.

Angenommen, daß ein Haus aus Ziegelsteinen, brandig rot oder gelbgrün, unangenehm auffällt. Wie mildert oder dämpft man es am leichtesten? Durch einen Gegensatz, ein Gegengewicht in Farben. Erhält das Nachbarhaus einen dunkelgrünen oder perlgrauen Anstrich, das nächste vielleicht einen weißen, so ist schon eine fröhliche Abwechselung da. Das vierte Haus mag blau sein, ja, blau, graublau oder grünblau. Es braucht ja nicht gleich Waschblau oder Anilinblau zu sein. Wie einfache Tonkontraste schon beleben, das können wir an unsern neuern Villen in der Umgebung Kiels beobachten, wo zumeist der Dreiklang Weiß, Rot und Grün so lebhaft wirkt. Das Kapitel von der Erziehung zur Farbe sollte auf der Straße und Landstraße beginnen. Es handelt sich dabei nicht darum, etwas Neues zu bauen oder etwas Vorhandenes zu zerstören, sondern nur das Vorhandene zu benutzen und möglichst angenehm zu machen, angenehmer, als es jetzt ist.

Man denke z. B. an die Fensterkreuze und Fensterläden, die gewöhnlich in ihrem stumpfen, dumpfen Ton imitierten Holzes ganzen Hausfronten einen mumienhaften Charakter verleihen. Beispielsweise in der Karlstraße, Muhliusstraße, Bergstraße. Die Holzteile an Fenstern oder Türen mit nachgeahmter Holzfarbe zu streichen, ist im Prinzip verkehrt. Holz mag mit jeder beliebigen Farbe angestrichen werden: weiß, grün, rot, blau, gelb, nur nicht in falscher Holzmaserung. Das ist eine „Lüge." Soll Holz seine Maserung oder seinen Naturton behalten, so mag man es einfach polieren oder beizen. Buntfarbene Fensterläden können (bei alten Häusern besonders) schon beleben oder auffrischen, wenn man den Ton richtig wählt. Denn fröhliche, heitere Farben färben auch das Gemüt des Menschen mit! Unbewußt nimmt der Stadtbewohner etwas von der Stimmung an, die ihn umgibt.

Schmutzig gelbgraue Putzflächen und Backsteinmassen geben ganzen Quartieren einen niederdrückenden, freud- und trostlosen Charakter, und die Menschen, die darin wohnen, nehmen unwillkürlich die düstere Grundstimmung in sich auf. Weckt hingegen unsere Umgebung frischfarbige, heitere Eindrücke, so übt sie auf unsere Gedanken und Gefühle, auf den Verkehr unter einander, ohne daß wir uns vielleicht darüber selber klar werden, einen heitern, belebenden und dadurch guten; sittlichen Einfluß aus. Auf die in hübschen, hellfarbigen Straßen verkehrenden Menschen würden die Wände ihrer Häuser, selbst nachdem der Anstrich längst trocken ist, angenehm „abfärben" in Sitte, Ton, Mienenspiel. Uns mangelt nur Mut und die Gewöhnung an frische, heitere Häuserfarben.

Haben wir jetzt nicht in Kiel einen hübschen, geräumigen Marktplatz? Das alte, einfache Rathaus und die „Persianische Reihe," dazwischen der Durchblick auf den Nikolaiturm. Sollte das gute Alte schon so bald verschwinden? Das wäre schade. Bevor es wirklich baufällig, was noch eine ganze Weile währen wird, können wir es noch manches Jahr farbig auffrischen. Beispielsweise beim Rathaus. Wie leicht wäre dem eine freundlich einladende Außenseite zu geben durch einen lebhaften Dreiklang und zwar in den schleswig-holsteinischen Farben blau, weiß und rot. (Wie, rot? Wirklich ein roter Anstrich? Sind wir denn schon so ganz „rotsozial," daß wir darob auf dem Markt erröten müßten? . . . . .) Nur sachte. Praktisch wäre ein neuer weißer Wandanstrich, dazu blau für die Fensterteile und die Türen; oder ein feines Grünblau für die Mauern, weiß und rot für die Holzteile? Das ginge gut. Dadurch würden der Bogengang und die Fassade der einfach spitzbogigen Anlage gewinnen und farbig gehoben. Doch wie „gräulich" ist der Bau? — Vorderwand und Seitenwand, alles Grau in Grau. — Jüngst hat man doch in der Haßstraße vortrefflich das alte holzgeschnitzte Haus durch bunte Bemalung der Holzteile und Inschriften aufgefrischt! Vor mehreren Wintern erhielt ein Kieler Gasthaus (an der Ecke der Dänischen Straße) einen fröhlichen Farbenanstrich und dazu den laternentragenden Nachtwächter an der Ecknische. Die Farben sind inzwischen abgeblichen. Es möchte bald wieder gestrichen sein . . .

Und unser Kieler Schloß? Ach, das Schloß, in nächster Nähe, vom Wasser oder aus fernster Ferne, so oft wir es ansehen, möchten wir fragen: Muß es denn so düster aussehen? Im 17. Jahrhundert war es eine Zeitlang weiß gestrichen, wie man aus Abbildungen entnehmen kann. Heute sehen die hohen, schweren, ungegliederten Mauern einem Kerker ähnlicher als einem Prinzenschloß. Farben sind Symbole und können manchmal viel ausdrücken. Sollte das Schloß unseres Prinzadmirals für unsern Marinestaat nicht auch ein Wahr zeichen für Alldeutschlands Wehrkraft zur See, ein Zeichen, auf das jeder Kieler freudig blicken möchte, wenn aus dem Grün der Bäume im Schloßgarten auch Türme und Fenster in kräftigen, hellen Farben leuchteten? Braucht die altpreußische Tugend nüchterner Strenge denn gar aus Farbenscheu zur Nüchternheit der Farbe zu werden? Die Preußenfahne ist Weiß und Schwarz, unsere Kriegsflagge hat etwas Rot dazu. Weshalb sollte unser altes Schloß bei irgend einem geeigneten Anlaß nicht ein neues Kleid in diesen drei Farben anziehen dürfen? Es würde viel gewinnen. Farben sind Symbole.

Liebe zur Heimatstadt hat diese Zeilen angeregt. Wer sollte das „alte Nest" nicht lieben, wo man aufwuchs? Im Frühjahr baut und schmückt der Vogel sein Nest, der Bürger läßt sein Haus anstreichen:

„Siehst Du dort den Maler Farben reiben?
Wo man anstreicht, darfst Du ruhig bleiben,
Wo man tüncht, da laß Dich gerne nieder:
Bösen Menschen ist die Farb' zuwider..."

Großstadt ist Kiel geworden. Es könnte vorangehen mit gutem Beispiel für andere Städte in der Provinz: für Schleswig, Neumünster, Flensburg, Hadersleben, Apenrade, ja, bis Heide und Marne, in die Dörfer der Geest und Marsch hinein. Ringsum kann auch in die Ortschaften an der Förde mehr Freude einziehen. Denn Farbe ist Freude.

Weimar. Schölermann.



Hirtenreime.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Die Schenefelder gegen die Hirten des Dorfes Siezbüttel:
Ji Siezbütteler Kanuten,
Kamt ji man heruten!
Kamt ji man herdal!
Wi wöllt ju betalen,
Mit 'n Schweepstock verhalen. Ahoi!
(Zeitschr. f. S.-H.-L. Gesch. XVI. Bd. S. 378.)

2. Ju Oststeenbeker Dinger,
Fleit up 'n Finger,
Fleit up 'n Dum'n,
Kamt all to Ruum!
Hoho, rut!
Kirchspiel Steinbek (Suck in Oldesloe).

3. De Appener Dinger,
De fleit up 'n Finger,
De tut up 'n (groten) Ton, (Zehe)
Könnt de Holmer nicks don.
(Eschenburg in Holm.)

4. De Appener Husoren,
De könnt sik man woren,
De könnt sik man packen,
Sünst kriegt s' wat in'n Nacken.
(Eschenburg in Holm.)

5. De nter Kamucken
Mütt sik vör de mter bucken!
Fürst. Lübeck.

6. De nter Kosacken
Hebbt Lüs in'n Nacken,
Hebbt Flöhn in de Knaken,
Könnt garnicks maken.
Fürst. Lübeck.

7. A—u, a—u, hungerig,
Kohharrjung is hungerig,
Het hüt Morgen keen Frokost kreg'n,
Het to lang in'n Graben leg'n!
Fürst. Lübeck.

8. Häufiger Ausruf der Hirten:
Hurrah! Kohschiet an'n Lellerbalken!
Fürst. Lübeck.

9. Dor liggt Sweep un Botterbrot!
Nu hö' Din Köh sülben!
(Suck in Oldesloe.)

10. Lat regen, lat geeten,
Sall mi nich verdreeten.
(Suck in Oldesloe.)

11. Regenblatt,
Mak mi nich natt,
Mak all de scheefschnutigen Wieber natt!
Se seeten achter'n Busch un eeten wat,
Ik sä to ehr: „Geeft mi 'n Stück aff!"
Da geb'n se mi 'n Stück verschimmelt Brot,
Dat smeet ick ehr warrer in'n Schot.
Da slög'n se mi up't Schullerblatt,
O weh, o weh, wa buller dat!
Brunsbüttel.

12. Esener Deef,
Stehlt mi den Breef,
Stehlt mi de beste bunte Koh
Un treckt dormit na'n Galgen to,
Von'n Galgen na't Pannkokenfatt:
Wo smackt de olen Esener Deef dat!
(Suck in Oldesloe.)

13. Ho, ho, in't Holt!
De Köster het sin Koh verlorn,
De Preester het s' in't Solt!
(Suck in Oldesloe.)

14. De Sünn de geiht ünner,
De Lüd de ward dümmer,
De Köh de ward dick,
Hebt Gras in'e Kiep.
Halloh, halloh, na Hu—s!
(Suck in Oldesloe.)

15. Tiggertiggertaschen!
N. N. sin Köh gaht naschen
In all den Haber un Gassen,
Dor schall dat woll na wassen.
De Kohharr wohrt dat Spelen,
De Köh de lehrt dat Stehlen.
De Bur de kummt mit'n Rummelwagen,
Will all de Köh na de Höll rin jagen.
(Suck in Oldesloe.)

16. Tiggertiggertaschen!
N. N. sin Köh gaht naschen.
Wo gaht se denn?
In N. N. sin Wisch.
De Bur de kummt mit 'n Knüppel up 'n Nack [1])
Un gifft den Kohharr wat up't Jack.

[1]) oder: De Bur de kummt mit 'n Eeken,
De Jung fung an to queken.
(Suck in Oldesloe.)



Mitteilungen.

1. Himmelsbriefe. (Mitgeteilt von Heinr. Carstens in Dahrenwurth bei Lunden.) Die Himmelsbriefe, so genannt, weil sie dem Volksglauben nach vom Himmel gefallen sein sollen, stammen aus dem christlichen Mittelalter. Sie finden sich noch jetzt in vielen Häusern und werden als ein Heiligtum aufbewahrt. Wer einen solchen bei sich trägt, ist unverwundbar. Wo ein solcher im Hause ist, schlägt das Gewitter nicht ein; doch muß er in den Zwölften dann abgeschrieben sein. Hängt man einer Kuh denselben um den Hals, so kalbt sie leicht. — Im Kriegsjahre 1870 fand ich einen solchen Himmelsbrief auf den Hüttener Parzellen bei Eckernförde, von dem der Bruder der Frau, der den Feldzug gegen Frankreich mitmachte, eine Abschrift bei sich trug, aber trotzdem mit einem lahmen Bein heimkehrte. Derselbe lautete:

Der Glaube muß dabei sein,
Der Brief thut's nicht allein.

1. Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden anno 1579. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über dem Taufbecken zu Ratekau. Sowie man ihn ergreifen wollte, wich er zurück bis 1591, wo jemand den Gedanken faßte, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen. Zu diesem richtete sich der Brief und stand: Wenn einem die Nase blutet, oder er sonst einen blutigen Schaden hat und das Blut nicht stillen kann, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf. Wer dies nicht glauben will, der schreibe diese Buchstaben H. K. J. L. F. auf einen Degen oder auf die Seite eines Gewehrs, (und stecke es auf einen Platz?) so wird man ihn nicht verwunden können. Wer diesen Brief bei sich trägt, der kann nicht bezaubert werden, und seine Feinde können ihm keinen Schaden zufügen. Das sind die heiligen 5 Wunden Christi: H. G. L. G. K., und du bist sicher, daß dir kein falsches Urteil geschehen kann. Wer sonst diesen Brief bei sich trägt, dem kann kein Blitz, kein Donner, kein Feuer oder Wasser Schaden thun. Und wenn eine Frau gebiert, und die Geburt nicht von ihr will, so gebe man ihr diesen Brief in die Hand, so wird sie gebären und das Kind wird glücklich werden. — Wer diesen Segen gegen den Feind bei sich hat, der wird vor Gewehr und Geschütz bewahrt bleiben. Wer dieses nicht glauben will, schreibe ihn ab, hänge ihn einem Hunde um den Hals, schieße nach demselben, so werdet ihr sehen, daß es wahr ist (!!!). — Wer diesen Brief bei sich hat, wird nicht gefangen, noch durch Feindes Waffen verletzt werden, so wahr es ist, daß Christus geboren und gen Himmel gefahren ist, so wahr er auf Erden gewandelt hat.

Alles soll unbeschädigt bleiben!

Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen bei dem lebendigen Gott, im Namen † Gottes des Vaters, † und des Sohnes, † und des heiligen Geistes. — —

Gott mit uns!

Hüttener Parcellen b. Eckernförde.

2. Ein Graf hatte einen Diener. Dem wollte er für B. G. H. Vater das Haupt abschlagen lassen. Wie nun solches geschehen, hat ihm der Scharfrichter dies nicht abschlagen können. Wie nun solches der Graf bemerkt, hat er den Diener gefragt, wie solches zuginge, daß ihm das Schwert keinen Schaden thun könne. Da hat ihm der Diener diesen Brief mit den Buchstaben „L. F. T. K. H. B. K. N. K." gezeigt. Da hat der Graf befohlen, daß ein Jeder diesen Brief bei sich tragen solle. — Wenn einem die Nase blutet, oder solchen blutigen Schaden hat und das Blut nicht stillen kann, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf, so wird sich das Blut stillen, und wenn er das nicht glauben will, der schreibe diese Buchstaben auf einen Degen, oder auf die Seite eines Gewehrs und stelle einen Hund oder sonst ein Tier vor sich hin, so wird er es nicht verwunden können. Wer diesen Brief bei sich trägt, der kann nicht bezaubert werden, und seine Feinde können ihm keinen Schaden thun und zufügen. Das sind die heiligen 5 Wunden Christi: K. H. F. G. K. H. H. S. S. Wer diesen Brief bei sich trägt, dem kann kein Blitz und kein Donner, kein Feuer und kein Wasser Schaden thun. Und wenn eine Frau gebiert, und die Geburt nicht von ihr will, so gebe man ihr diesen Brief in die Hand, so wird sie bald gebären, und das Kind sehr glücklich werden.

Diesen Brief bei sich tragen, ist besser als Gold.

Schwienhusen i. Dithm.

3. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. So wie Christus im Ölgarten stille stand, so soll alles Geschütz stille stehen. Wer dieses Geschriebene bei sich trägt, dem wird nichts schaden. Es wird ihm nichts treffen können von des Feindes Geschütz, und Wasser; denselben wird Gott bekräftigen des Feindes Geschütz; und vor Dieben und Mördern. Er braucht sich nicht vor Pistolen zu fürchten. Alle Gewehre müssen stille stehen; alles Sichtbare und Unsichtbare, so man auf euch loshalten durch den Befehl und Tod Jesu. Es müssen stille stehen alle Sichtbaren und Unsicht-

baren durch den Befehl Michaels in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Gott sei mit mir! Wer diesen Segen gegen den Feind bei sich hat, der wird vor Gewehren geschützt bleiben. Wer diesem Briefe nicht glauben will, der schreibe ihn ab, hänge ihn einem Hunde um den Hals und schieße ihn, so wird er sehen, daß es wahr ist. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen noch von des Feindes Geschütz verwundet werden. So wahr als Christus gestorben und gen Himmel gefahren ist; so wahr er auf Erden gewandelt hat, kann nicht gestochen, geschossen, noch verwundet werden; Fleisch und Gedärme, aber soll mir unbeschädigt bleiben. Ich (be-)schwöre alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt bei dem Gott Vater, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich bitte im Namen unsers Herrn Jesu Christi Blut, daß mich keine Kugel treffen thut, der sei von Gold, Silber oder Blei. Gott im Himmel macht mich von alles frei. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden 1724. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über der Taufe Radagena. Wie man ihn greifen wollte, wich er zurück, bis 1791 sich jemand mit dem Gedanken näherte, ihn abzuschreiben. — Ferner stand darin: Wer am Sonntag arbeitet, der ist von mir verdammt. Ihr sollt am Sonntag nicht arbeiten, sondern zur Kirche gehen und mit Andacht beten. Von eurem Reichtum sollt ihr den Armen geben. Ihr sollt (nicht) sein wie die unvernünftigen Tiere. Ich gebiete euch: 6 Tage sollt ihr arbeiten und den 7. Tag sollt ihr Gottes Wort hören. Werdet ihr das nicht thun, so will ich euch strafen mit teuren Zeiten, Pestilenz und Krieg. Ich gebiete, daß ihr Samstags nicht so spät arbeitet, jedermann, er sei jung oder alt, soll für seine Sünden bitten, daß sie ihm vergeben werden. Schwört nicht bei seinem Namen, begehrt nicht Gold oder Silber, schämt euch vor Menschen Lust und Begierden. So geschwind ich euch erschaffen habe, so geschwind kann ich euch auch verschütten. Seid mit dem Zeugen nicht falsch. Ehret Vater und Mutter und redet nicht falsch Zeugnis wider deinen Nächsten. Wer das thut, dem (gebe) ich Gesundheit und Frieden. Wer dieses nicht glaubt und darnach thut, der ist von mir verlassen und wird weder Glück noch Segen haben. Ich sage euch, da Jesus Christus den Brief niedergeschrieben hat, wer dem widerspricht, der ist verlassen, und soll keine Hülfe haben. Wer diesen Brief hat und nicht offenbart, der ist verflucht von der christlichen Kirche. Diesen Brief soll einer dem andern abschreiben, und wenn ihr so viel Sünde gethan habt, als Sand am Meere und Laub auf den Bäumen, so sollen sie noch vergeben werden. Glaubt gewiß, daß ich den ehre, und wer nicht glaubt, soll des Todes sterben, und seine Kinder sollen des bösen Todes sterben. Bekehret euch, sonst werdet ihr ärgerlich bestraft werden. Ich werde euch am jüngsten Tage strafen, so ihr nicht Antwort geben könnt, ein jeglicher über seine Sünden. — Wer diesen Brief im Hause hat, den soll kein Donnerwetter treffen. Welche Frau diesen Brief bei sich hat, wird leibliche Frucht zur Welt bringen. Haltet meine Gebote, welche ich durch einen Engel gesandt habe im Namen Jesu. Amen.

S. J. S. X. X. H. B. X. N. H. X. H. P. G. H. X. B. G. H. W.

Schwienhusen in Dithmarschen.

2. Volkskundliches über Pflanzen und Pflanzennamen im nördlichen Angeln. Was „Die Heimat" bisher an Volkskundlichem über die Pflanzen und ihre Namen gebracht hat, das entstammt zum überwiegenden Teile solchen Gebieten unserer Heimat, in denen von jeher Niederdeutsch die Umgangssprache des Volkes war. Es dürfte nicht unangebracht sein, zur Abwechslung und zur Ergänzung einmal einen kleinen Beitrag aus einem Gebiete folgen zu lassen, wo das Plattdeutsche sich seine Stellung erst durch Verdrängung der alten einheimischen Sprache hat erringen müssen. Ich meine die Landschaft Angeln und zwar hier speziell das im nördlichen Teile der Halbinsel gelegene Kirchspiel Quern — auf dieses bezieht sich die nachfolgende Auslese in erster Linie. Wie sich's gehört, mögen die Kinder der Frühlingsflora den Reigen eröffnen. Als erste sei unsere Anemone genannt. Fewerblom hört man sie hier noch von manchen Alten nennen, weil man sie ehemals als Mittel gegen das Fieber verwandte. Wer die erste Blüte aß, der blieb von dieser Krankheit verschont. Heute, wo diese ihre Verwendung kaum noch bekannt ist, bezeichnet man sie schlechthin als Witte Holtblom oder ähnlich; manche wissen überhaupt keinen Namen für sie. Etwas später erscheint die Teeblom, Primula, hier vertreten durch elatior L. und acaulis Jacq. und ihre Spielarten. Sie führt ihren Namen daher, weil ehemals ihre getrockneten Blumenblätter unter den Tee gemengt wurden. Als Herrgottshand und Düwelshand bezeichnete man zuweilen die handförmigen Knollen von Orchis latifolia L., der Kuckucksblom. Mit dem bösen Feind bringt man übrigens aus leicht erklärlichen Gründen auch noch die Düwelsblom, Taraxacum officinale, in Beziehung, öfterer noch Swiensdidsel genannt, da man sie früher und zuweilen auch jetzt noch als Schweinefutter benutzte. Auch der Name Löwenzahn bürgert sich mehr und mehr ein, dagegen ist Hunnblom nicht ge-

bräuchlich. Zu denjenigen Kindren der Flora, die wegen ihres mehr oder weniger massenhaften Auftretens zwischen den angebauten Gewächsen den Menschen einen immerwährenden Kampf aufnötigen, steht mit in erster Linie der Wildkohl, Sinapis arvensis L., der sich hier auf vielen Feldern breit macht, während auf andern wiederum die Bösen Blöme, Chrysanthemum segetum L., — der Sage nach von einem Grundhofer Prediger eingeführt — eine große Last sind. Ein wahres Kreuz für den Landmann ist ferner die Didsel, Cirsium arvense L. Sie hat zwar am Ende der Wurzel einen goldenen Knopf, so groß wie eine Erbse, „awer," so muß sich der Landmann resigniert gestehen, „de is man ni un kriegn." Weniger häufig und daher weniger lästig ist der Schrepp, dänisch Skræppe (Ampfer, Rumex L.), und auch Roggnrölk (Gemeine Schafgarbe, Achillea millefolinus L.), Klint (Kornrade, Agrostemma githago L.), Goosblom (Bellis perennis L.), sowie Kaiser- oder Kornblom (Centaurea cyanus L.) sind erträglich. Auf leichterem Boden findet sich zuweilen an den Ackergrenzen der Kreidorn (Hauhechel, Ononis L.), dessen harte Wurzeln unter Umständen sogar dem Pfluge widerstehen. Als eine für die Wiederkäuer sehr gefährliche Pflanze gilt der Kohdod (Sumpf-Schachtelhalm, Equisetum palustre L.), der hier und da auf sumpfigen Wiesen vorkommt. „De Köh ehr Dod, de Schap ehr Not, de Peer ehr Brot," heißt es von ihm. Daher findet denn auch mit Kuhtod durchsetztes Heu in der Regel nur als Pferdefutter Verwendung. Der verwandte Acker-Schachtelhalm, Equisetum arvense L., dagegen wird Foßswanz genannt. Zu denjenigen Gewächsen, die sich vor Pflug und Spaten auf die unbebauten Flächen zurückgezogen haben, zählt u. a. der Scharntüder, vom dänischen Skarntyde, Schierling, unter welcher Flagge hier aber Chaerophyllum L., der Kälberkropf, segelt. Auch der Wremp (Beifuß, Artemisia L.) liebt ähnliche Örtlichkeiten, ebenso die Burr (Klette, Lappa officinalis All.), von der übrigens ein Stück Wurzel, in der Westentasche getragen, gegen Schweinsbeulen schützen soll. Auch ein paar Namen von Holzgewächsen seien erwähnt. So führt die Ulme, Ulmus campestris L., den Namen Iper, die Rottanne, Picea exelsa Lk., wird, wenigstens von älteren Leuten, noch vielfach als Grann, die Vogelbeere, Sorbus aucuparia L., als Rönn bezeichnet. Wenig salonfähig ist der Name, den der Volksmund den Früchten der Mispel beigelegt hat. Apenmaßen werden sie hierorts genannt, ähnlich wie im Nordschleswigschen und im Süden unserer Heimat. (Siehe „Heimat" 3. Jahrg. S. 44.) Apen ist gleichbedeutend mit offen; die zweite Worthälfte bezeichnet einen gewissen Körperteil, den man umschrieben auch wohl das verlängerte Rückgrat nennt. Übrigens ist die Mispel, deren Früchte bekanntlich in teigem Zustande eine sehr gesunde Speise sind, in hiesigen Gärten gar kein so ganz seltener Baum; neu angepflanzt aber wird er bedauerlicherweise wohl kaum mehr. — Damit möge es für diesmal genug sein. Man sieht, ein gut Teil aller Namen ist noch echt dänischen Ursprungs, andere sind schon mehr lokaler Natur, während noch andere unter dem Einfluß von Handel und Verkehr und vielleicht noch mehr der Schule vom Süden her sich eingebürgert haben. Die Zahl der letzteren ist ohne Zweifel im Steigen begriffen.

Quern. E. Schnack.

Berichtigung. In „Münzfunde auf Kirchhöfen" (Heft 5, S. 124) ist Zeile 4 den statt die norwegischen Löwen zu lesen. Das norwegische Wappen enthält nur einen Löwen.

Quern. E. Schnack.

Bücherschau.

Schleswig-holsteinische Trachtenbilder. Der Verlag der „Fliegenden Blätter" (Braun und Schneider, München) hat in den Münchener Bilderbogen soeben eine Sammlung „Zur Geschichte der Kostüme," 119 Bogen mit 476 Kostümbildern aus verschiedenen Jahrhunderten, abgeschlossen, die hier erwähnt werden muß, weil auch unsere Heimat Berücksichtigung gefunden hat. Schleswig-holsteinische Trachten (vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart) bringen die Bogen „Kostümbogen Nr. 63, 97, 108, 116." Die älteren Kostüme sind anscheinend nach den Zeichnungen zu den Kartenwerken von Braun, Piscator u. a. entworfen. Leider sind aus diesen Quellen die alten und irreführenden Bezeichnungen übernommen, die hier zu berichtigen sind: Upford = Föhr, Eiderstadt = Eiderstedt, Stappelhall = Stapelholm, Haderstedt = Hattstedt. Wir freuen uns, daß diese sehr schätzenswerten Beiträge zu unserer heimatlichen Kulturgeschichte auf diese Weise erhalten werden, und wünschen ihnen reiche Verbreitung bei alt und jung. Die Bogen kosten einzeln 10 ₰ (schwarz) und 20 ₰ (koloriert).

Kiel-Gaarden. Ludwig Andresen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 8. August 1907.

Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek in Kiel.

Von Prof. Dr. **R. v. Fischer-Benzon**, Landesbibliothekar.

Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek verdankt ihre Entstehung dem ersten Landesdirektor unserer Provinz, dem am 5. Februar 1897 verstorbenen Herrn W. v. Ahlefeld. Dieser hat eigenhändig den ersten Katalog der Bibliothek geschrieben. Seit 1873 hat die Provinz größere und kleinere Büchersammlungen aus dem Nachlasse von Gelehrten und Beamten erworben. Das erste größere Geschenk fiel der Bibliothek im Jahre 1881 zu. Geheimrat A. L. J. Michelsen, bekannt durch seine Tätigkeit auf dem Gebiete unserer Landesgeschichte, hatte durch Testament „seinem Heimatlande Schleswig-Holstein seine historische und schleswig-holsteinische Bibliothek, zusammen 3000 Bände" vermacht „mit dem Wunsch und in der Hoffnung, daß seine Sammlung die Grundlage und der Anfang einer größeren schleswig-holsteinischen Landesbibliothek sein möge." Anfang der Bibliothek wurde diese Büchersammlung allerdings nicht mehr, aber zu ihrer Grundlage darf man sie immer noch rechnen. Die Abteilungen Weltgeschichte, historische Hülfswissenschaften und deutsche Geschichte bestehen im wesentlichen aus Büchern des Geheimrats Michelsen, und würden ohne seine Schenkung sehr viel weniger reichhaltig sein.

Michelsens Vermächtnis hat also dazu beigetragen, der Bibliothek einen etwas umfassenderen Charakter zu geben. In demselben Sinne war aber auch Herr Landesdirektor v. Ahlefeld tätig, indem er Werke allgemeineren Inhalts in größerer Zahl anschaffte, und das womöglich von ihrem ersten Bande an. Dahin gehören: Preußische Statistik, Statistik des Deutschen Reichs, Preußische Jahrbücher, Petermanns Monatshefte, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen und anderes mehr. Inzwischen hat sich durch Schenkung und Ankauf die historische und landeskundliche Literatur über Schleswig-Holstein so bedeutend vermehrt, daß diese durchaus als der Hauptbestandteil der Bibliothek angesehen werden muß.

Der erste gedruckte Katalog der Bibliothek erschien 1898 unter dem Titel „Katalog der Provinzialbibliothek für Schleswig-Holstein." Gleichzeitig wurde dem größeren Publikum ein Lesezimmer im Gebäude der Provinzialverwaltung, Fleethörn 56, am Mittwochnachmittag geöffnet. Infolgedessen stieg die Benutzung der Bibliothek recht erheblich. Da dem Landesbibliothekar jetzt ein Gehülfe für die Vormittagsstunden beigegeben ist, so steht es dem Publikum nunmehr auch frei, die Bibliothek vormittags von 10—1 Uhr zu benutzen, bei Anwesenheit des Bibliothekars von 10—2 Uhr. Die Benutzungsordnung ist am Schlusse dieser Bemerkungen abgedruckt.

Soeben ist der erste Nachtrag zum Katalog von 1898 erschienen, der ziemlich von gleicher Stärke ist wie das Hauptwerk (jedes Buch enthält über 1000 Seiten).[1] Wer genauere Nachrichten über die Bibliothek sucht, findet diese als Einleitung zum Katalog und zum Nachtrag, auf die daher hiermit verwiesen sein mag. Hier sollen einige andere Punkte berührt werden.

In kleineren und größeren Orten unserer Heimatprovinz erscheinen oft Arbeiten zur Landeskunde, deren Besitz für die Landesbibliothek sehr wertvoll sein würde, die aber nicht zu erwerben sind, weil die Verfasser es unterlassen, ihre Arbeiten bei der Zentralstelle in Leipzig anzumelden. Sie gelangen also nicht in die von der Verlagsbuchhandlung J. C. Hinrichs herausgegebenen wöchentlichen Verzeichnisse, und deshalb auch nicht in die Bücherlexika. Manche von diesen Schriften hat die Landesbibliothek erwerben können, weil sie durch ihre Freunde darauf aufmerksam gemacht wurde, aber viele sind offenbar nicht in ihren Besitz gelangt. Es ergeht daher an alle, die sich für unsere Heimatsgeschichte interessieren, die Bitte, auf solche Schriften zu achten und der Landesbibliothek Anzeige davon zu machen.

Wer unsere Schriftstellerlexika in die Hand nimmt, muß bei vielen Autoren staunen über die große Zahl der von ihnen verfaßten Schriften. Versucht man dieser habhaft zu werden, so zeigt sich, daß das keineswegs leicht ist, oft sogar unmöglich erscheint. Tatsache ist, wie neuerdings die Arbeiten am Gesamtkatalog der Preußischen Bibliotheken ergeben haben, daß viele, und nicht bloß ältere Bücher in den elf größeren Preußischen Bibliotheken nur in einem einzigen Exemplar vorhanden sind. Bücher scheinen also wirklich zu verschwinden. Nun finden sich aber in vielen Häusern auf dem Boden oder in Abseiten Kisten und Schränke mit Büchern und Druckschriften. Gelegentlich wird der Inhalt solcher Kisten als wertlos vernichtet. An die Leser der „Heimat" ergeht daher die dringende Bitte, überall wo sie derartige ältere Bücherbestände entdecken sollten, darauf hinzuwirken, daß diese nicht vernichtet, sondern der Landesbibliothek überwiesen werden. Diese will gern anständig dafür bezahlen, ist aber auch bereit, ein Tauschgeschäft gegen ihre Kataloge einzugehen.

Schon mancher hat für seine Arbeiten das erforderliche Material in der Landesbibliothek finden können, mancher aber auch nicht alles gefunden, was er suchte. Die Bibliothek ist ja noch jung und sammelt planmäßig erst seit etwa 10 Jahren. Begreiflicherweise hat sie also noch manche Lücken. Für jeden aber, der für die Erforschung unserer Heimat arbeitet, ist es wichtig, daß sie möglichst vollständig werde, und jeder hat dann gewissermaßen die Pflicht, selbst etwas für diese Vervollständigung zu tun. Die Wege dafür sind soeben angedeutet und auch schon von verschiedenen befolgt. Hier wie auf anderen Gebieten kann das Zusammenarbeiten von Vielen reiche Frucht tragen.

Benutzungsordnung
für die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek in Kiel.

1. Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek verleiht unentgeltlich Bücher an jeden selbständigen Bewohner der Provinz, der durch seine Stellung oder seine Persönlichkeit die Gewähr bietet, daß er die entliehenen Bücher gut behandelt und zurückliefert.

2. Unselbständige Personen sind von der Benutzung der Bibliothek im allgemeinen ausgeschlossen; jedoch können sie mit besonderer Erlaubnis des Landeshauptmanns gegen einen Bürgschaftsschein ihrer Eltern oder Vormünder zugelassen werden.

---

[1]) Das Hauptwerk sowohl wie der Nachtrag sind durch die Landesbibliothek für den Preis von je 2 ℳ zu beziehen; Auswärtige haben je nach Entfernung ihres Wohnortes 25 oder 50 Pf. für Porto hinzuzufügen.

3. Außerhalb der Provinz wohnende Personen können nur mit besonderer Erlaubnis des Landeshauptmanns Bücher entleihen.

4. Werke zum Nachschlagen, Prachtwerke, Seltenheiten, Unterhaltungsschriften, Reisehandbücher, lose Kartenblätter und ältere Jahrgänge von Zeitungen dürfen im Lesezimmer der Bibliothek eingesehen, aber nicht mit nach Hause genommen werden.

Von Zeitschriften und periodischen Werken darf nicht die ganze Reihe der erschienenen Bände auf einmal ausgeliehen werden.

5. Die Zeit für das Entleihen eines Buches beträgt in Kiel 6 Wochen; für Auswärtige kann sie bis auf 12 Wochen und mehr ausgedehnt werden.

6. Außerhalb Kiel Wohnende haben das Porto für Hin- und Hersendung der Bücher und die Kosten der Versicherung der Sendung zu tragen. Außerdem haben sie bei der Rücksendung 20 Pf. in Freimarken als Vergütung für das Verpacken beizufügen. Bei Versendung in Kisten erfolgt eine entsprechende Erhöhung der Verpackungsgebühr. — Die der Sendung beigelegte Empfangsbescheinigung ist von dem Empfänger sofort zu unterschreiben, zu frankieren und auf die Post zu geben.

7. Jeder Entleiher eines Buches verpflichtet sich, es nicht weiter zu verleihen, es unbeschädigt zurückzuliefern und einen etwa entstandenen Schaden zu ersetzen.

Ein Buch gilt schon als beschädigt, wenn darin mit Tinte, Blei-, Blau- oder Rotstift, mit dem Fingernagel oder durch Umbrechen von Blättern Zeichen angebracht sind.

8. Wird ein Buch nicht nach Ablauf der in § 5 angegebenen Fristen zurückgeliefert, so erfolgt eine Mahnung durch eine Postkarte, und ist diese ohne Erfolg, durch einen unfrankierten Brief. Für eine Mahnung ist eine Strafe von 10 Pf., für eine wiederholte eine solche von 20 Pf. zu zahlen.

Kiel, den 23. Mai 1907. **Der Landeshauptmann.**



Troiburg.

Von **Ludwig Andresen** in Kiel-Gaarden.

In der Gemeinde Wiesby, etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen nordwestlich von Tondern und kaum 1 Meile von der Nordsee entfernt, liegt der alte Herrenhof Troiburg, der, einst urdeutsch, nun seit Jahrzehnten in dänischen Händen ist. 1851 kam Troiburg in den Besitz des Dänen K. L. Knudsen (1806—66), dessen Sohn H. A. Knudsen (* 1831) mehrfach Reichstagskandidat der Dänischgesinnten im Kreise Tondern war. Im vorigen Jahre wurde das Gut für 500 000 Kronen (ohne Viehbestand) an den dänischen Großkaufmann und Landthingsabgeordneten Holger Petersen in Kopenhagen und von diesem an den Landmann Hoyer (Törnumgaard) verkauft.

Für uns hat Troiburg besonderes Interesse, weil in dem herrlichen Gutspark sich die Reste des ehemaligen Schlosses, die die schönste und gewaltigste Ruine unserer Heimat bilden, in stiller Abgeschiedenheit verbergen. Selten nur sieht die Ruine Besucher in ihren Mauern. Wer aber einmal einen Blick getan hat in diese kleine einsame und dabei so erhabene, ehrwürdige Welt, den zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder dahin.

Die Leser wollen mich freundlichst in Gedanken auf meiner Troiburgfahrt an einem schönen Julitage des vergangenen Jahres begleiten. Man gelangt nach Troiburg am bequemsten von Tondern aus und zwar mit der Bahn Tondern—Hvidding. Nach einer Fahrt von wenigen Minuten erreichen wir die Station Wiesby, ein Stationsgebäude in der üblichen tristen, geschmacklosen Bauart. Unser Weg führt nach Westen. Heiß und sengend liegt die Sonne auf der lautlosen Straße; ein leise flackernder Westwind sucht uns die Schweißperlen von der Stirn zu fächeln. Rechts und links flankieren hohe, mit ihren langen Ästen sachte schwankende Kiefern ein Stückchen des Weges. Den Wallsaum kleidet die Erica mit ihren schönen violetten Blüten, und wo heller Sand durchschimmert, fleckt der hellgelbe Ginster. Da rasselt vor uns ein

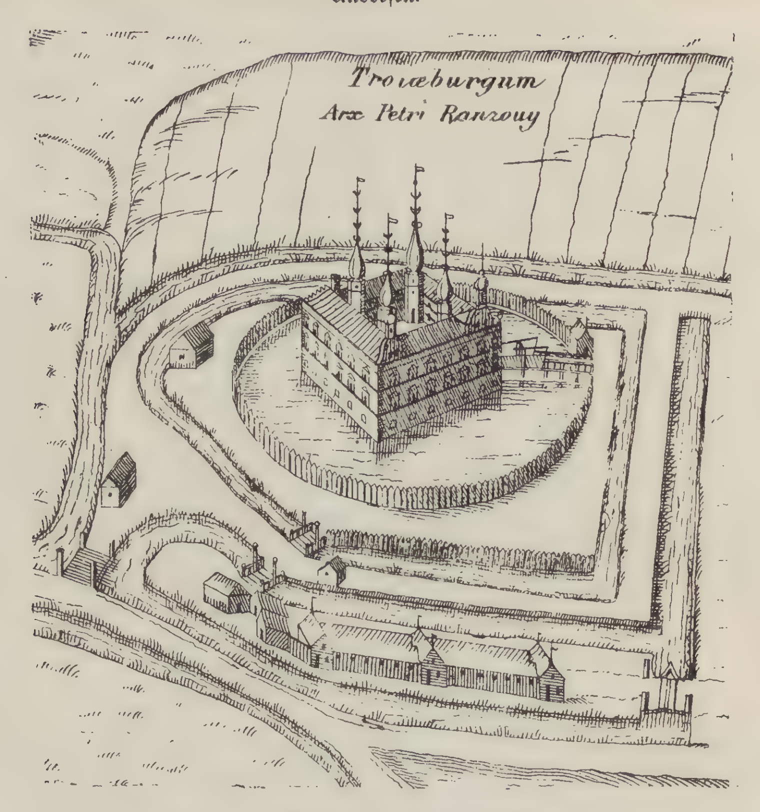


Fig. 1. Troiburg um 1600. (Nach Braun.)

Wagen: ein Torfbauer fährt zur Stadt; gemächlich und schnaufend ziehen zwei prächtige Ochsen den mit Torf hochbepackten Wagen, auf dem der Heidebauer verschlafen hockt. Wenige Schritte noch, und wir queren die Dorfstraße von Wiesby. Das Schulhaus zur Linken lassend, verfolgen wir einen Feldweg, der uns durch ein in leichten Wellenlinien wogendes Kornfeld und dann über Wiesen führt, auf denen stattliche Rinder grasen. Bald sind wir auf einer Höhe und schauen hinaus in eine weite, scheinbar ins Grenzenlose sich verlierende Ebene. Dort grünleuchtende Wiesen, vereinzelt ein Haus, Kornfelder, und dahinter dehnt sich die weite Fläche, in der Ferne immer tiefbrauner sich färbend. Zur Linken erspähen wir die hinter einer zarten blauen Dunstwand verschwimmenden Umrisse einer Mühle, einer Kirche und eines Dorfes. Unmittelbar vor uns aber liegt, fast wie eine Oase, in der Mitte der einförmigen Landschaft ein inselartiges Wäldchen, in das sich ein langgestrecktes, retgedecktes Haus mit leuchtend weißen Mauern hineinschmiegt. Wir stehen dicht vor unserem Ziele.

Das Gut Troiburg liegt vor der Ruine, rings von Wasser umgeben. Das Herrenhaus und die Stallungen umschließen im Rechteck den großen Hofplatz. Im Hintergrunde des Hofes, gegenüber vom Herrenhause, an dem die alte Glocke des Schlosses hängt, befindet sich das Torhaus, durch das man gleich zur Ruine gelangt. Die Erlaubnis zur Besichtigung der Ruine wird uns in liebenswürdigster Weise erteilt und zugleich auch ein Gang durch den Gutspark gern gestattet. — Unsere baumarme Westküste hat von Husum bis zur Grenze nur zwei große Parks aufzuweisen, nämlich in Mögeltondern und

Troiburg. Hinter dem für die Westküste einzigartigen Schackenburgischen Schloßgarten muß der Troiburger freilich zurückstehen. — Nach der Wanderung auf dem schattenlosen Wege empfinden wir den kühlen Schatten der alten Baumriesen im Troiburger Park ungemein angenehm, und der Gang durch den musterhaft gehaltenen Obstgarten, vorbei an dem Tennisplatz und dem efeuumrankten Pavillon, der ein Ölgemälde des früheren Schlosses birgt, auf den sauberen, breiten Parkwegen ist sehr reizvoll und lohnend. An der Außenseite des Parks, im Westen, liegt die Ruine, nur dem Nahestehenden sichtbar von zwei breiten Gräben, über welche zierliche Brücken führen, rings umgeben, also auf einer Insel. Wie aus dem Sagendunkel treten aus dem dichten Laubkranz der mächtigen Bäume die altersgrauen Mauerreste uns immer klarer entgegen. Es flüstert in den hohen Buchenzweigen von längst vergangenen Zeiten, als Ritter und Jungfrauen im Rundtanz sich vergnügten und auf den schattigen Parkwegen ergingen, von lustigen Turnieren und Gelagen, von Klagen schwerbedrückter Bauern, von dem Wechsel der Tage, vom Glänzen und Vergehen aller Dinge. Wer zu denen gehört, die vieles hergeben möchten für die geringste Spur von mittelalterlicher Romantik, für die winzigste kleine Ruine, wird mit Entzücken das Stück Vergangenheit, das Troiburgs Ruinen bieten, erblicken. Hoch ragt im Hintergrunde die ganz stehen gebliebene Westwand mit hohlen Fensteröffnungen auf; die übrigen Außenmauern sind nur im Untergeschoß erhalten. Hinter dem Zugang ist die prachtvoll wirkende Portalkrönung

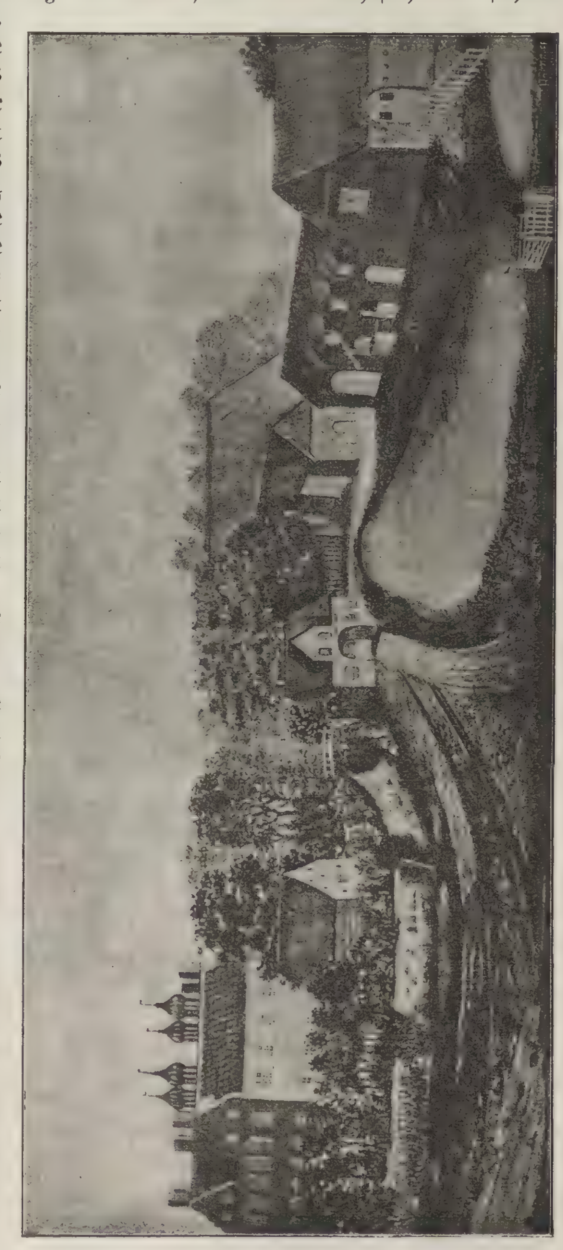


Fig. 2. Troiburg im Jahre 1797.
(Zeichnung von Th. A. Jensen. Photographie von Bödewadt-Tondern.)

aufgerichtet. Die ganze Ruine ist umwoben von üppigstem Grün und ein beredtes Zeugnis von entschwundener Macht und Pracht. Omnia vanitas — wie sehr ist dieser Spruch an Troiburg wahr geworden!

Eine eingehende Darstellung der Geschichte Troiburgs gehört nicht hierher. In seinem „Der Kreis Tondern. Bilder aus der Erdkunde und Geschichte des



Fig. 3. Blick auf die Ruine von Westen.

Kreises“ bringt Ottsen unter Benutzung von den in wissenschaftlichen Veröffentlichungen enthaltenen Nachrichten eine umfassende Zusammenstellung der Schicksale des Schlosses. Wertvolle urkundliche Beiträge zur Geschichte Troiburgs und des Landes birgt übrigens, wie wir u. a. aus Arbeiten in den „Sønderjydske Aarbøger“ ersehen können, das Troiburger Gutsarchiv. Hier wird eine kurze Zusammenstellung genügen: Der Bau, dessen Ruinen uns jetzt vor Augen stehen, ist 1580 aufgeführt, nachdem Troiburg an die Ranzaus gekommen war. Wie alt die frühere Burg war, läßt sich nicht feststellen. Um 1350 sind die mächtigen Lembeks Herren von Troiburg, um 1400 schon wird es aber an Dänemark verkauft und bald an den Bischof von Ripen verpfändet. Mit der Reformation fällt es an den König, der es später dem genialen Feldmarschall Daniel Ranzau verleiht. Nach dessen Tode erhält es Peter Ranzau, der sich nachher mit Daniels hinterbliebener Braut Katharina von Damme verheiratet. Dieser ist der Erbauer des Schlosses 1580. Die Bauern der Umgegend führten später bittere Klage über die übermäßigen Frondienste, zu denen Peter sie besonders während des Schloßbaues gezwungen hatte. Nach langen Erbstreitigkeiten wurde dann Gosche Ranzau zu Neuenhof Besitzer von Troiburg; sein Leben wurde aber durch unaufhörliche Kämpfe mit den Bauern verbittert. Später kam das Gut durch Heirat an die Familie von Buchwald. Der Archivzeichner Sören Abildgaard, der 1775 Troiburg besuchte, bemerkte in seinem Tagebuche (Sønderj. Aarb. 06, S. 114): „Schloß Troiburg hat vier Türme und ist ein schmucker, ansehnlicher, alter, grundgemauerter Bau, von Gräben umgeben, gebaut auf morastigem Grund auf Pfählen und Mauern. Der Bau ruht daher auf starken Kellergewölben. Er ist aufgeführt von Peter

Ranzau .... Über dem Schloßtor nach der Zugbrücke hinaus sieht man eine Inschrift und Peter Rantzovs und Catarina von Dahms Wappen väterlicherseits, in ihrem Wappen quer horizontal ein fliegender Fisch und auf dem Helme 4 schmale Schmuckfedern. Gegenwärtige Besitzer sind Kammerherr Carl Adolf von Plessen und Frau Ida Hedevig von Buckwald. Im Tor, das aus Eiche ist, sieht man Löcher, die die Schweden in Kriegszeiten hineingeschossen haben. Daß Troiburg oder der Ort und Grund in ältesten Zeiten von Meer und Sumpf umgeben gewesen ist, erkennt man deutlich aus dem großen umliegenden Geestlande und aus der Au und ihren Zweigen, die dasselbe durchfließen, doch scheint hier trockenes und etwas höheres Land an der westlichen Seite gewesen zu sein." — Kurz darauf wurde Troiburg von Kanzleirat Holst erworben. Die hier veröffentlichte Zeichnung von Th. A. Jensen aus dem Jahre 1797 befand sich später im Besitz der Familie Knudsen. In dem 2. Berichte der Schl.-H.-L. Gesellschaft für die Erhaltung vaterl. Altertümer wird Troiburg 1837 so beschrieben: „Es ist ein schwerfälliges Gebäude, ein Schloß im alten Stil mit vier hohen Türmen, vier Flügelgebäuden und dem Hofe, durch ein kolossales Pfortportal geschlossen. Der breite Burggraben umgibt das Schloß dicht an dem Fuße der Mauer, über denselben führte eine große, sehr antike Zugbrücke, die jetzt durch eine lange, auf gemauerten Bögen ruhende Brücke ersetzt ist. Das Burgverließ, tief unter dem Schloßgraben erbaut, ist noch

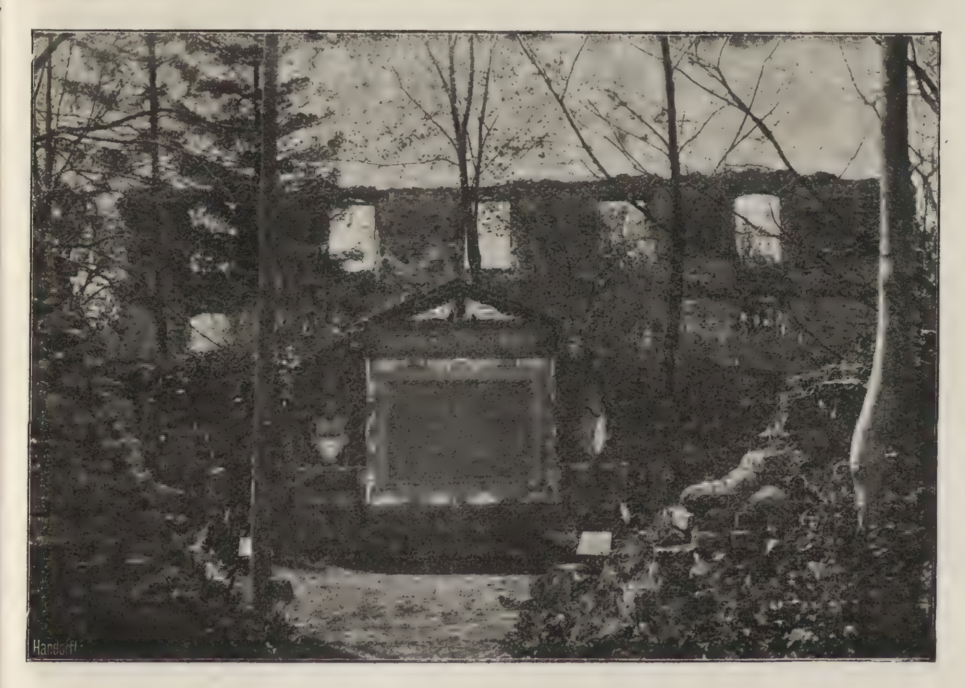


Fig. 4. Zugang zur Ruine.
(Photographie von Möller-Lügumkloster.

unverändert erhalten, mit Ketten, mit Fuß- und Armfesseln, die an einem gemauerten Pfeiler befestigt sind. Ebenso die Schloßcapelle mit Beichtstuhl, mit Canzel und Altar unversehrt in der ursprünglichen Bauart. Im Rittersaale sind die Wände längshin zu beiden Seiten verziert mit großen Geweihen von

Hirschen, die auf dem Gute geschossen wurden. Die Wohnzimmer Peter Ranzaus stehen alle noch unverändert. In einem dieser geräumigen Zimmer sieht man einen großen dunkeln Fleck am Fußboden, der nicht vertilgt werden kann, denn in der Volkssage heißt es, ein Ritter sey dort beim Trinkgelage erstochen, auch gehe die alte Burg- und Ahnfrau nachts in diesen Gemächern um. Die Wappen Peter Ranzaus und seiner Gattin Catharina von Dahm stehen über allen Kaminen des Schlosses, und folgende Inschrift, unten mit diesen Wappen zur Seite, liest man mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Steine, nach außen der Brücke zugekehrt, über der Schloßpforte:

Omnia Vanitas.
Troyburgk heis ich von Alters her
Lis ferner wilstu wissen mehr.
Als Friederich der Ander schon
In Dennemarken trug die Kron
Und wieder Sweden kriegt acht Jhar
Hat Daniel Rantzow Feldobristr dar
Vom Reich mich vordient und erworben
For ihm und seinen Leibes erben
Weil er vor Warburg ward erschossen
Und kein Leibeserben hinderglassen
Hat nun Peter Rantzow sein Bruder
Mich für sein Erbgut Wamdrup wider
Nach Bgehr des Königs gtauscht udn gbaut
Wie ich allhie itz werd beschaut
Der Kron und seinem Gschlecht zum Ehrn.
Mein Glücke steht zu Gott dem Hern
Nach Christi Gburt merck ebn es war
Tausent fünfhundert achtzig iahr.
Queris opes condisque arces ut non moriturus,
Cras moreris nec scis tua possideat.

Auf der inneren Seite, dem Schloßplatze zugewandt, ist die Turmuhr mit ihrem großen Ziffernblatte und ihrer Glocke aus alter Zeit, die einen schönen, tiefen Klang hat. — Im Jahre 1644 wurde Troiburg von einem schwedischen Streifkorps belagert, eine Falkonettkugel ging durch die Pforte. Das Loch, wo sie durchging, ist noch da, und die Kugel sitzt in der Mauer des inneren Schloßhofs. Allein die Schweden mußten abziehen, ohne das feste Schloß nehmen zu können." Als der aus Ripen stammende K. L. Knudsen Troiburg 1851 erworben hatte, bot er der Regierung an, das Schloß als Seminar zu verwenden. Das wurde jedoch abgelehnt. 1854 wurde das Schloß abgebrochen, das gewaltige Kupferdach verkauft, das Holz verbraucht, das Mauerwerk zusammengerissen.

Schnell hat nun die Natur mit verschwenderischer Fülle alles mit einem reizenden, grünen Sommerkleide umhüllt, als wollte sie die altersschwache Ruine vor dem kampflustigen Westwinde sichern. Wunderbar schön ist der Eindruck, den der Anblick des laubumsponnenen alten, verwitterten Gemäuers hervorruft; unmittelbar wird die Phantasie gefesselt und in die Ferne längst entschwundener Zeiten gelenkt. Nur schwer entziehen wir uns dem Zauber der romantischen Stimmung.

So liebevoll auch die Natur mit ihrem sommerlichen Laubrahmen Schutz zu bringen scheint, um so grausamer zeigt sie sich im Winter. Wenn dann in den Alleen das hoch aufgeschichtete Laub unter den Füßen raschelt und der Sturm heult, die Wipfel der alten Baumriesen schüttelt, die Zweige peitscht und schwingt, dann versagen der durchsichtig gewordene weite und hohe Baumwall und das lockere Efeugerank; unerbittlich nagt dann der Wind an dem trotzenden Mauerwerk und führt rasselnd zerbröckelte Steinmassen in die Tiefe. Noch nie zeigte sich mir die zerstörende Wirkung der Winterstürme an Troiburgs Ruinen so sehr als auf meiner diesjährigen Frühlingswanderung nach Troiburg. Mit harter Hand hat der Sturm große Trümmer heruntergerissen, und aus der bisher so herrlich erhaltenen Kartusche ist durch den Frost ein Stück der Inschrift herausgebrochen. Leider scheint man auch einige der wuchtigen Wappenlöwen von der Ruine entfernt zu haben. Schneller, als bisher zu befürchten war, geht die Ruine ihrem völligen Verfall entgegen, und wenn nicht bald Maßregeln zur Erhaltung getroffen werden, wird die schönste Ruine unseres Landes in kurzer Zeit ein wüster Trümmerhaufe geworden sein.

Grundsätze für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

§ 1.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege, die einstweilen ihren Sitz in Danzig hat und von dem Direktor des Westpreußischen Provinzial-Museums, Professor Dr. Conwentz ebendort, als dem Staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege verwaltet wird, bezweckt die Förderung der Erhaltung von Naturdenkmälern im Preußischen Staatsgebiet.

§ 2.

Unter Naturdenkmälern im Sinne dieser Grundsätze sind besonders charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur zu verstehen, welche sich noch an ihrer ursprünglichen Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt.[1])

§ 3.

Zu den Aufgaben der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege gehört insbesondere:

1. die Ermittelung, Erforschung und dauernde Beobachtung der in Preußen vorhandenen Natrdenkmäler,
2. die Erwägung der Maßnahmen, welche zur Erhaltung der Naturdenkmäler geeignet erscheinen,
3. die Anregung der Beteiligten zur ordnungsgemäßen Erhaltung gefährdeter Naturdenkmäler, ihre Beratung bei Feststellung der erforderlichen Schutzmaßregeln und bei Aufbringung der zur Erhaltung benötigten Mittel.

Die Erhaltung von Naturdenkmälern selbst und die Beschaffung der dazu notwendigen Mittel bleibt Sache der Beteiligten. Fonds für derartige Zwecke stehen der Staatlichen Stelle nicht zur Verfügung.

§ 4.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege wird es sich angelegen sein lassen, die auf die Erhaltung der Naturdenkmäler gerichteten Bestrebungen in gesunden Bahnen zu erhalten.

§ 5.

Die Staatliche Stelle wird in Sachen der Naturdenkmalpflege Behörden und Privatpersonen auf Anfragen jederzeit Auskunft geben, insbesondere darüber, ob ein bezeichneter Gegenstand als Naturdenkmal anzusehen ist und welche Maßnahmen zu seiner Erhaltung zu empfehlen sind.

Wo es sich um die Erhaltung eines gefährdeten Naturdenkmals handelt, wird sie sich mit den für die Übernahme des Schutzes in Frage kommenden Stellen (Behörden, Gemeinden, Vereinen, Privatbesitzern usw.) in Verbindung setzen, auch je nach Lage des Falles den beteiligten Aufsichtsbehörden (Landrat, Regierungspräsident usw.) von dem Sachverhalt Mitteilung machen. Sofern es zur Erreichung des Zieles erforderlich erscheint, wird sich der Staatliche Kommissar an Ort und Stelle begeben.

§ 6.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege steht unter der Aufsicht des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, dem sie unmittelbar berichtet und alljährlich einen Verwaltungsbericht vorlegt.

§ 7.

Dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten steht bei Ausübung der Aufsicht als beratendes Organ ein Kuratorium zur Seite, in welches

[1]) Als Beispiele seien genannt: die Schneegruben im Riesengebirge, das Bodetal im Harz, Heidefläche im Lüneburgischen, Hochmoor in Ostpreußen (Teile der Landschaft); Basaltfelsen mit säulenförmiger Absonderung im Rheinland, der Muschelkalk mit Gletscherschrammen bei Rüdersdorf, die Kreidesteilküste auf Rügen, der Waldboden der Braunkohlenzeit in der Lausitz, Endmoränen und erratische Blöcke im Flachland (Gestaltungen des Erdbodens); die Salzflora bei Artern, die Steppenflora im Weichselgebiet, die Zwergbirkenbestände in der Lüneburger Heide und im Harz, der Buchenbestand bei Sadlowo (Ostpr.), der Eibenbestand in der Tucheler Heide, die Mistel bei Segeberg in Schleswig-Holstein, die Wassernuß bei Saarbrücken, Habmichlieb im Riesengebirge (Reste der Pflanzenwelt); marine bezw. nordische Reliktformen in Binnengewässern, der Biber und andere schwindende Arten in Altwässern der Elbe, das Möwenbruch bei Rossitten, die Kormorankolonie in Westpreußen, der Lummenfelsen auf Helgoland (Reste der Tierwelt).

seitens des Ministeriums der geistlichen usw. Angelegenheiten, für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, für Handel und Gewerbe, des Innern und der öffentlichen Arbeiten je ein Kommissar abgeordnet wird. Sofern im Einzelfall andere Preußische Ressorts als die genannten oder Reichsressorts in Frage kommen, bleibt vorbehalten, die betreffenden Ministerien oder Reichsämter um Entsendung eines Kommissars zu den Sitzungen des Kuratoriums zu ersuchen.

Berlin, den 22. Oktober 1906.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
Im Auftrage:
gez. Schmidt.

(Aus dem Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen.)



Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Von **W. F. Lembke** in Ochsenwerder.

III.

Soweit über die Konsonanten und Konsonantenentwicklung; die konsonantischen Lautwerte stehen so ziemlich für das ganze niederdeutsche Sprachgebiet fest, wenn auch hier bestimmt aufweisbare Schwankungen und Unterschiede in der Lautgebung vorkommen. Aber die Konsonanten bilden das Knochengerüst einer Sprache, nnd wie das Skelett im Tierreich sich in zeitlicher wie in räumlicher Ausdehnung so ziemlich an gleiche Formen hält, so liegt auch der Konsonantismus der Sprache für lange Zeiträume und ausgebreitete Mundartengruppen fest. Die Konsonanten haben sich in den reichlich 1000 Jahren, die wir unsere Sprache zurückverfolgen können, nicht sehr wesentlich verändert, weder im Hochdeutschen noch im Plattdeutschen. Die Konsonanten haben Gültigkeit für große Sprachgebiete, nicht nur für eng begrenzte Landschaften.

Ganz anders wird dagegen die Sachlage, wenn wir uns den Vokalen zuwenden. Hier kommen selbst bei dicht benachbarten Mundarten die mannigfachsten Unterschiede vor. Nach den Vokalen kann ein Eingeweihter am leichtesten die Heimat einer Mundart feststellen. So kann man in Schleswig-Holstein meistens schon nach einigen Redewendungen den Dithmarscher, den Angliter, den Propsteier usw. an der Färbung seiner Vokale erkennen. Ja, selbst in derselben Landschaft kommen noch ziemlich bedeutende, leicht schriftlich fixierbare Unterschiede vor, von kleinen Schwankungen ganz zu schweigen. Eine Stunde von meinem Heimatort Hemme in Dithmarschen liegt Lunden. In Hemme sagt man: Dat witte Perd, mit den witten Steert, leep no'n witten Moor dör dat witte Door. Der Lundener sagt: Dat witte Pird, mit den witten Stirt, leep no'n witten Mur dör dat witte Dur. Das war ein bekannter Spottvers, mit dem die Lundener und Hemmer Kinder sich gegenseitig neckten. Kam zu uns ein Eiderstedter, der Gild statt Geld sagte usw., so verriet seine Sprache ihn bald als „Gündsider," d. h. Jenseiter. Einwohner aus Heide fielen sofort durch ihr ok = auch auf, wo wir uck sagten. Dat is een Heider — ok, sagten wir dann. So kann man auch hier in den Vierlanden und den Marschlanden mit ziemlicher Bestimmtheit die Gemeinde angeben, aus der jemand stammt. Wir sehen, daß wir bei den Vokalen nicht den sicheren Boden unter den Füßen haben wie bei den Konsonanten. Doch auch in der Vokalwandlung können wir an der Hand der Parallele Hochdeutsch — Plattdeutsch wichtige, allgemein gültige Richtlinien angeben.

Die hochdeutsche Sprache hat eine große Zahl einfacher Vokale zu Zweilauten umgeändert, die Monodiphthonge diphthongiert.

1. Hochdeutsches ei entspricht plattdeutschem e oder i.

Wie bei den Konsonanten, so vertritt auch hier das Plattdeutsch die ältere Lautstufe, wir haben meistens noch die ursprünglichen Einlaute: Rim — Reim, Lim — Leim, riten — reißen, biten — beißen, hees, heesch — heiser, een — ein, twee — zwei usw. In den ersten vier Wörtern steht im Plattdeutschen das alte i, in den letzten drei ein e-Laut und zwar ein solcher, den die hochdeutsche Sprache nicht kennt. Dieses e ist von dem hochdeutschen e, wie es etwa in Beere gesprochen wird, so verschieden, daß es neben dem zuletztgenannten e, das wir ebenfalls haben, zur Bezeichnung einer Stufe in der Ablautreihe von Verbalformen dienen kann: riten, reet, reten; schriwen, schreew, schrewen; pripen, greep, grepen; sniden, sneed, sneden; meten, meet, meten us. Das e des Präteritums ist, wie gesagt, dem Hochdeutschen fremd; es ist ein spezifisch plattdeutscher Zwielaut, bei dem wir deutlich Anfangs- und Schlußartikulation unterscheiden können. Wir setzen diesen Laut mit kurzem e ein und schleifen auf kürzestem Wege zu i hinüber. Die beiden Komponenten des hochdeutschen ei liegen weiter auseinander, man schleift hier von a zu i hinüber, und bekanntlich liegt die Artikulationsstellung des e zwischen der des a und der des i. Stellen wir uns die Schleife von a zu i als eine unendliche, kontinuierliche Reihe von Lauten vor, so ergibt sich, daß wir mit der ersten Komponente an irgend einer beliebigen Stelle der Reihe einsetzen können und daß die Schlußkomponente an irgend einer andern Stelle der Reihe liegen kann. Die Bestimmung der Einsatzstelle wie der Schlußstelle ist sehr schwierig, weil man hier oft auf Laute kommt, die als selbständige Vokallaute in der Sprache nicht vorkommen, und weil wir uns zunächst immer an das Schriftbild halten. So ist das hochdeutsche ai, meistens ei geschrieben, in vielen Fällen ein ae, was sich leicht nachweisen läßt, wenn man die Schlußartikulation des Diphthongs festhält; wir spüren dann, daß wir die e-, nicht die i-Artikulation zum Schluß hatten. So ist die Möglichkeit einer unendlich großen Anzahl von Diphthongen gegeben. In Vierlanden spricht man z. B. einen Zwielaut, der zwischen dem hochdeutschen a—i und dem in andern plattdeutschen Dialekten üblichen e—i liegt. Spricht man ai, so trifft man's nicht, spricht man ei, so trifft man's wiederum nicht. In anderen Gegenden ist es mir ähnlich ergangen.

Wo wir im Plattdeutschen hochdeutsches ai haben, ist es ursprünglich, die Hochdeutschen haben hier altes ai zu offnem e monophthongiert; also auch das kommt vor: seien — säen, meien — mähen, neien — nähen, weien — wehen usw. Das Plattdeutsch vertritt auch hier die ältere Lautstufe, das Hochdeutsch die jüngere.

2. Hochdeutsches au entspricht plattdeutschem u oder o: Rum — Raum, Hus — Haus, Mus — Maus, herut — heraus, Duw — Taube, kopen — kaufen, Bom — Baum, Som — Saum usw.

Im Hochdeutschen sind die ursprünglich etymologisch verschiedenen Laute in au zusammengefallen, im Plattdeutschen haben wir die alten Laute u und ou bewahrt. Denn in dow — taub sprechen wir wiederum einen dem Hochdeutschen fremden Diphthong. Dieser Laut ist vom eigentlichen o etwa in don — getan hinreichend unterschieden, um eine Stufe in der Ablautreihe starker Verben vertreten zu können: supen, soop, sopen; krupen, kroop, kropen; sluten, sloot, sloten; suwen, soog, sogen usw.

Die Laute a, o, u bilden eine Artikulationsreihe; man kann bei der Diphthongenbildung an irgend einer Stelle einsetzen, an irgend einer Stelle ab-

setzen. Je länger die Schleife, desto breiter, je kürzer dieselbe, desto weniger breit klingt der Diphthong. Wo wir, wie in den angeführten Präteritumsformen, einen Diphthong haben, da ist er eine Stufe zwischen den ursprünglichen Lauten und dem hochdeutschen Diphthong. In Vierlanden spricht man nicht au und nicht ou, sondern etwa ao.

3. Hochdeutsches eu entspricht plattdeutschem ü, wie im Mittelhochdeutschen: Für — Feuer, dür — teuer, Schün — Scheune, Lüd — Leute, hüt — heute. In Ul — Eule, Bul — Beule ist das u alt. Hau von hauen = Heu.

In der plattdeutschen Sprache gibt es kein eu, wir haben statt dessen, freilich an anderer Stelle, einen ähnlichen Laut, das breite ö, wie in den Wörtern löwen — glauben, Höch — Höhe.

Das hochdeutsche eu setzt mit o ein und schleift zu i hinüber, das Plattdeutsche setzt im breiten ö mit ein und schleift zu i oder e hinüber. Auch hier ist unser Diphthong nicht so breit wie der entsprechende hochdeutsche. In Vierlanden spricht man fast hochdeutsches eu, d. h. oi.

Wir haben die alten Laute bewahrt, oder wo die Diphthongenbildung bei uns eingesetzt hat, da liegen die beiden Komponenten des Zwielauts näher zusammen als in der hochdeutschen Sprache, sind also Mittelglieder einer Entwicklung, die im Hochdeutschen durchgeführt ist. Wenn man also behauptet, die plattdeutschen Mundarten seien breiter als das Hochdeutsch, so trifft das nicht unbedingt zu, aber der Plattdeutsche ist groß darin, unechte Zwielaute zu bilden, indem er durch zögernde Aussprache die Einlaute in zwei getrennte Laute auseinanderzieht, wie in nee—joo, Ho—ohn, Sü—ünn usw. Auch sind die Tonschwankungen in der Sprache des Plattdeutschen im Verhältnis zu denen des Hochdeutschen gering, die Sprache fließt ruhiger und gleichmäßiger dahin. In einigen hochdeutschen Dialekten gibt es Intervalle bis zu einer Oktave. Solche Schwankungen in der Tonhöhe sind dem Niederdeutschen fremd. Die zögernde Aussprache wie die gleichmäßige Tonlage beim Sprechen haben sicher ihren Grund im ruhigen, phlegmatischen Temperament des Niederdeutschen.

Ein großer Teil alter kurzer u-Laute, namentlich vor l, m und n — die Verbindungen nd, ng und rk ausgenommen — hat sich im Hochdeutschen durch nachfolgendes a in o verwandelt. So hieß es im Althochdeutschen sumar für Sommer im Neuhochdeutschen. Die Artikulation des u glich sich der des nachfolgenden Lautes a an, man setzte nicht mit u, sondern an einer dem a näher liegenden Stelle, bei o ein. Man nennt diesen Vorgang Brechung; durch diesen Lautwandel sind die Formen des zweiten Partizips entstanden bei Verben wie schwimmen, sinnen usw. Die Formen, die im Althochdeutschen gaswumman usw. lauteten, heißen jetzt geschwommen, gesonnen, gewonnen usw. In der plattdeutschen Sprache ist das u nicht zu o gebrochen, die Formen lauten hier wunn = gewonnen, spunn = gesponnen, sunn = gesonnen, swulln = geschwollen, Summer = Sommer, rullen = rollen, Dunner = Donner usw. Ebenso haben wir im Plattdeutschen in Blick = Blech, licken = lecken usw. den ungebrochenen Laut bewahrt, während im Hochdeutschen ein Brechungs-e steht. In Moder, Broder, Botter für Mutter, Bruder, Butter ist das o ursprünglich, das hochdeutsche u neu.

Eine ganze Reihe von Wörtern, in denen im Hochdeutschen das a zu e umgelautet ist, hat im Plattdeutschen statt des Umlauts das alte a. Das hochdeutsche Wort Ähre hieß im Althochdeutschen ahir; das a wurde dem i der folgenden Silbe angeglichen und in e verwandelt: Ar — Ähre, Tran — Träne, Man — Mähne, Larm — Lärm, Bar — Bär, fas — fest, hatter — härter, smaller — schmäler usw.

In allen Lautwandlungen, die wir bisher an Gegenüberstellungen platt- und hochdeutscher Formen kennen gelernt haben, vertritt das Plattdeutsche die ältere Stufe der lautlichen Entwicklung, und es ist eine ganze Reihe wichtiger Lautentwicklungsgesetze, die wir an der Hand des Plattdeutschen aufzeigen können. Für die Lautverschiebung, die s-Wandlung, die Diphthongierung, die u- und i-Brechung und die Umlautung haben wir im Plattdeutschen gutes, einwandfreies Anschauungsmaterial bequem zur Hand. Die Lautwandlungen sind meistens dadurch eingetreten, daß der Sprechende sich für die Aussprache der Laute und Lautverbindungen bequemere, gelegenere Artikulationsbewegungen suchte und eingewöhnte. Würde die traditionelle Aussprache stets vollkommen genau und korrekt wiedergegeben, so wären Lautwandel und Lautwechsel unbekannte Begriffe. Max Müller sagt, die Hauptsumme aller Lautentwicklung sei Maulfaulheit. Im großen und ganzen trifft das sicher zu, dann könnte es den Anschein haben, als wenn es dem Norddeutschen an dieser lautentwickelnden Eigenschaft fehlte. Das ist nun wohl kaum der Fall, aber sie äußert sich bei uns weniger im Bequemermachen als in einem sehr stark ausgeprägten Beharrungsvermögen. Wir wissen alle aus eigener Erfahrung, mit welcher Zähigkeit der Norddeutsche an einmal eingebürgerten Gewohnheiten und Gebräuchen festhält. Man denke nur an Wohnung, Kleidung, Feld- und Gartenwirtschaft. Dieses Festhalten am Alten, wenn das Neue sich längst als besser und bequemer herausgestellt hat, wird auch in der langsamen sprachlichen Entwicklung mitgewirkt haben. Doch die Maulfaulheit hat sich auch im Plattdeutschen als Faktor im Lautwandel gezeigt, wie wir sehen werden. Hinter er und ir + Konsonanz haben e und i in a sich verwandelt: Bark — Birke, Kark — Kirche, Warwel — Wirbel, Harr — Hirte, Karsbeer — Kirsche, Harws — Herbst, Parl — Perle, barsen — bersten, Hart — Herz, Warw — Gewerbe, tweefarrig — zweifertig, zwitterig. Für das plattdeutsche Wort Kark ist aus alten niederdeutschen Schriften die Form Kerke bekannt, für Karsten, Eigenname aus Christian, die die alte Form Kersten. Spricht man nun etwa die Formen Kirke, Kerke, Kark nacheinander aus, so spürt man leicht, wie die Zunge sich allmählich senkt und in ihre Ruhelage zurücksinkt. Die Artikulation ar + Konsonanz liegt bequemer als ir und er + Konsonanz. In vielen Wörtern macht man sich die Aussprache noch bequemer, indem man, namentlich vor s und t, das r fortläßt: Gassen für Gerste, Hatt für Herz, smatten für schmerzen, Kasbeer für Kirsche usw. Eine eigentümliche Erscheinung weist außerdem noch die Entwicklung von Christian zu Karsten auf; das r ist hinter den Vokal gesetzt. Man nennt diesen Vorgang Metathese; er ist im Plattdeutschen garnicht so selten. So entstand dörtein aus dreizehn, dörschen aus dreschen, ick dröf für ich darf, Bernstein aus Brennstein usw. Aus Bequemlichkeitsgründen ist wahrscheinlich auch i und e in gewissen Zusammensetzungen in ü verwandelt worden: Sülwer — Silber, süs — sechs, nüms — niemand, ümmer — immer, Stülten — Stelzen, Küssen — Kissen usw. Soweit über die Lautqualitäten des Plattdeutschen im Gegensatz zum Hochdeutschen.

Wir wollen jetzt noch einige andere sprachliche Eigentümlichkeiten kurz erwähnen.

1. Es fehlt dem Plattdeutschen das Endungs-e des Hochdeutschen in den Substantiven, bei der Mehrzahlbildung, in der 1. Pers. Sing. Präs., im Imperativ Sing. der Verbalformen usw.: Rop — Raufe, Rup — Raupe, Sep — Seife, Müs — Mäuse, Hüs — Häuser, Böm — Bäume, ick lop — ich laufe, ick go — ich gehe, ick ween — ich weine, stoh! — stehe! lach! — lache! schriw! — schreibe! usw. In der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache hat dieses Endungs-e eine wichtige Rolle gespielt; es ist lange ein erbitterter Kampf darum geführt

worden. Die Sprache gewinnt durch den Gebrauch der Kurzformen sicher an Knappheit und Kürze.

2. Dem Plattdeutschen fehlt die Vorsilbe ge, die im Hochdeutschen zur Bildung des zweiten Partizips dient. Wir bilden die Verbalformen wie die Engländer: breken — brok, broken = brechen usw., lewen — lef, lefd = leben usw. Deswegen fehlt uns auch das g in den entsprechenden hochdeutschen Wörtern, in denen die Vorsilbe nicht mehr als selbständiger Bestandteil empfunden wird und das e hinter g weggefallen ist: Lid — Glied, lik — gleich, lücken — glücken usw.

3. Die Vorsilbe er lautet im Plattdeutschen häufig ver: versupen — ersaufen, verdrinken — ertrinken, verbelln — entzünden, ahd. belgan = schwellen, vermünnern — ermuntern, Verlöf — Erlaubnis, vertelln — erzählen usw.

4. Das Geschlecht ist im Plattdeutschen häufig anders als im Hochdeutschen: Dat Schwadd — die Schwade, dat Lohn — der Lohn, dat Mark — der Markt, dat Sand — der Sand, dat Speck — der Speck, dat Schapp — der Schrank, dat Dotter — der Dotter, dat Liw — der Leib, dat Sarg — der Sarg. Maskul.: de Disel — die Deichsel, de Simmel — die Semmel, de Ton — die Zehe. Femin.: de Mog — der Magen.

5. Der Plural wird im Plattdeutschen häufig durch Anhängung von s gebildet: De Jungs — die Knaben, de Dirns — die Mädchen, de Fruns — die Frauen, de Schosters — die Schuster, de Sniders — die Schneider usw.

6. In der Deklination des Substantivs sowohl wie des Personal-Pronomens kennt die plattdeutsche Sprache nur einen abhängigen Fall. Beim männlichen Substantiv haben wir den abhängigen Fall den, im Femin. sagt man in allen Fällen de, im Neutr. in allen Fällen dat. Die Deklination des Pronomens kennt meistens nur die Dativformen: mi, di, em, ehr, uns, jüm, süm. In der 3. Pers. Sing. Neutr. heißt es in allen Fällen et oder dat, in der 3. Pers. Plur. in allen Fällen se, zum Unterschied von der Form ehr, die für die 3. Pers. Sing. Femin. gebräuchlich ist. In „lat se lopen" handelt es sich um mehrere, in „lot ehr lopen" um eine Einzelperson. In der Propstei und in einigen Dialekten des südlichen Hannovers haben sich einige Akkusativformen erhalten: mick, dick, juck oder jück für mich, dich, euch. Ob nun die Dativformen oder die Akkusativformen erhalten sind, stets werden sie vermengt gebraucht, dergestalt, daß die Dativform auch den Akkusativ vertritt und umgekehrt. Daraus geht hervor, daß dem Niederdeutschen von Haus aus gänzlich das Gefühl abgeht für den Unterschied zwischen Dativ und Akkusativ, und daß er vom femin. und neutr. Substantiv und vom Plural des Pronomens der 3. Person nicht einmal abhängigen und unabhängigen Fall zu unterscheiden vermag. Die ganze Fallehre ist uns also ein sehr schwieriges Gebiet. Wer selten hochdeutsch spricht, nimmt aufs Geratewohl einen der möglichen Fälle und trifft meistens den verkehrten. Ja, wie mancher Gebildete wird in seinem Leben nicht vollständig sicher im Gebrauch der Fälle.

Der Genetiv wird im Plattdeutschen umschrieben: De Herr vun de Göder — der Herr der Güter, de Herr sin Göder — die Güter des Herrn, sick öwer mi erbarmen — sich meiner erbarmen.

Nun zum Schluß. Wer sprachliche Entwicklung und sprachliches Leben kennen lernen will, ohne daß er über eine Reihe von Fremdsprachen verfügt, der halte sich in erster Linie an die plattdeutsche Sprache, sie zeigt ihm die wichtigsten Entwicklungsgesetze der deutschen Sprache nicht nur, sondern aller Sprachen der germanischen Rasse überhaupt, der Rasse, die in erster Linie die Kultur der Menschheit trägt.

Stimmen der Heide.

I.

Der Nebel zog in Schwaden schwer,
Einsam schritt ich des Wegs daher
  Wohl über die dunkle Heide.
Und wie es um mich wogt' und wallt':
Zu seltsamer Gestalt sich's ballt',
  Die klagt von altem Leide.

Vom Hügel naht es stark und wild
Mit steinerner Axt und Weidenschild,
  Zerspellt, zerbrochen all' beide:
„Ich fiel in blutiger Männerschlacht,
Da haben dies Grabmal zuhauf sie gebracht
  Wohl auf der braunen Heide!"

Zum Wegrand weht ein Schatten heran,
Mit seinem Kasten ein Handelsmann
  In wunderlich fremdem Kleide:
„Mich schlug die gierige Mörderhand
Und scharrte mich ein in tiefen Sand
  Wohl auf der öden Heide!"

Vom Moor herüber schwebt ein Weib,
Zerflicktes Gewand um den jungen Leib,
  Am Hals ein gleißend Geschmeide:
„Ach, meine Schande, sie wurde kund;
Sie senkten mich ein in schlamm'gen Grund
  Wohl auf der düsteren Heide!" —

II.

Es lacht die Welt im Sonnenschein;
Wieder schreit' ich des Wegs allein
  Wohl über die weite Heide.
Von rosa Glöckchen ein Blütenmeer;
Ein Singen und Klingen drüber her,
  Das sagt von neuer Freude.

Aus Lüften hoch ein süßer Klang,
Der Heidelerche trillernder Sang
  Gibt fröhlich zum Bescheide:
„Ein milder Vater ist's, der mich nährt,
Ein Körnlein mir, ein Würmchen beschert
  Auch hier auf grüner Heide!"

Von Strauß zu Strauße zieh'n ringsum
Viel Tausende Bienen mit Gesumm,
  Sie haben köstliche Weide:
„Nicht schreckt des langen Winters Not;
Dank ihm, der Vorrat die Fülle bot
  Allhier auf blühender Heide!"

Vom fernen Dorf ein Kirchturm schaut;
Noch ruft verlorner Glockenlaut
  Mir zu an Wegesscheide:
„Steh' still! Zieh's Käpplein vor dem ab,
Der Freude heut' und Frieden gab
  Auch dir auf sonniger Heide!"

G. Schröder.



Eine Kindtaufe in Nordschleswig (Kirchspiel Hügum) vor 40 Jahren.

Erzählt von **Fritz Wiedenfeld** in Kellinghusen.

Es war 1865. — Bei meinem Nachbarn, einem wohlhabenden Bauernhofbesitzer, namens Sören Sörensen Andersen, war der Klapperstorch eingekehrt und hatte einen kleinen Stammhalter in die Wiege gebracht. Nach Verlauf von einiger Zeit sollte die Taufe stattfinden und dieses Fest natürlich in landesüblicher Weise begangen werden. Als Nachbar und außerdem guter Freund des eben Genannten war ich mit meiner Familie geladen worden, ich selbst als Gevatter.

Es besteht in Nordschleswig überall die schöne Sitte, daß alle Kinder, arm oder reich, am Sonntag in der Kirche getauft werden, was gewiß die Feierlichkeit der Handlung erhöht. Es geschieht nach der Predigt, und die versammelte Gemeinde bleibt, bis die Taufhandlung beendet ist. — An dem betreffenden Sonntage versammelten sich alle, die den Täufling auf seiner ersten Reise, d. h. zur Kirche, begleiten sollten, gegen 9 Uhr morgens im Hause des Taufvaters. Wir wurden hier mit Kuchen und Kaffee oder mit dem landesüblichen Kaffeepunsch bewirtet und fuhren dann mit 6 vollbesetzten Wagen zur Kirche, die reichlich ½ Meile vom Orte entfernt lag. Da ich damals erst verhältnismäßig kurze Zeit unter den Nordschleswigern weilte, kannte ich die Landessitten und Gebräuche noch sehr wenig und war daher einigermaßen überrascht, 16 Ge-

vattern vorzufinden. Auf meine Frage nach dem Zweck der großen Zahl der Gevattern wurde mir die Auskunft, daß 5 Hauptgevattern, die übrigen aber nur zum Opfern da seien, um die Einnahmen des Predigers und des Küsters, die sonst keinerlei Gebühren bekämen, zu erhöhen; man opfere wenigstens einen Banktaler (2,25 M) für den Pastor und halb so viel für den Küster, und es wären einige von den großen Bauern, welche 2—3 preuß. Taler als Opfer darbrächten. Es bleibe jedoch jedem unbenommen, mehr zu geben. Die Hauptgevattern müßten ohnehin mehr geben, und namentlich derjenige, welcher das Kind zur Taufe halte, müsse außerdem für das Taufgewand Sorge tragen, was in der Regel, da keiner sich filzig zeigen möge, eine recht kostspielige Sache sei. Nun wußte ich Bescheid und machte mit, wie es die Sitte forderte, und da ich einfach „Opferlamm" war, holte ich, als es zum Opfern kam, einen Banktaler für den Prediger und einen halben Banktaler für den Küster hervor und brachte den beiden Herren das landesübliche Opfer.

Das Opfern geschah gleich nach der Taufhandlung und zwar in der Weise, daß man von dem Taufstein links um den Altar ging, dann auf der rechten Seite des Altars das Geldopfer, das man in der Regel in Papier möglichst zierlich eingeschlagen hatte, auf zwei Haufen, den ersten für den Prediger und den zweiten für den Küster, niederlegte; dann ging man wieder an seinen Platz und wartete, bis der Gottesdienst vollends beendet war.

Wieder im Hause des Gastgebers angelangt, wurden wir mit Glühwein, der in Tassen gereicht wurde, und Kuchen bewirtet und zwar im Vorgemach, wo inzwischen hinzugekommene Gäste sich aufhielten. Im großen Saal — hier Vauk, auch Pesel genannt —, welcher in keinem Hause in Nordschleswig fehlt, wurde die Tafel hergerichtet, und wir warteten im Vorzimmer — lille Döns genannt —, bis zu Tisch gegangen wurde, was erst nach Ankunft des Predigers mit seiner Frau und des Küsters ins Werk gesetzt wurde, und zwar wurde jeder Teilnehmer von dem Küster, welchem dieses Amt und außerdem das Aufwarten für Prediger und Gevattern — am Haupttisch — oblag, an seinen Platz geführt.

Hierbei entwickelten sich höchst komische Scenen, indem der Küster fast mit jedem der Gäste erst einen förmlichen Kampf zu bestehen hatte, bevor er ihn an den für ihn bestimmten Platz gebracht hatte. Der Herr Pastor und Gemahlin bekamen selbstverständlich den Ehrenplatz an der in offenem Viereck hergerichteten Tafel, den sie auch ohne weiteres einnahmen, dann kamen zu beiden Seiten die Gevattern, und zwar rechts neben dem Pastor die männlichen und links neben der Frau Pastorin die weiblichen, sodann in derselben Folge die nächsten Angehörigen, Nachbarn und die angesehensten unter den Gästen. Da nun keiner glaubte, oder sich wenigstens den Anschein gab, daß ihm der von dem Küster angewiesene Platz gebühre, mußte derselbe, um seiner Aufforderung Geltung zu verschaffen, bei jedem Gewalt anwenden. Der Küster war nun — in diesem Falle — ein baumstarker Mann, und daher fiel es ihm nicht gerade schwer, sich Folge zu verschaffen; aber trotzdem perlte ihm der Schweiß auf der Stirn von der Anstrengung. Er hatte aber auch, da etwa 170 bis 200 Personen anwesend waren, von denen wohl die Hälfte oder richtiger die männlichen Anwesenden fast sämtlich sich mehr oder weniger gegen die ihnen zugemutete Ehre sträubten, eine harte Arbeit zu bewältigen gehabt. Natürlich folgte ich seiner, wohl infolge des allgemein geübten Widerstandes, so etwas in Kommandoton an mich gerichteten Aufforderung sofort, da ich wenig Lust verspürte, erst meine Körperkraft mit ihm zu messen.

Als endlich jeder an seinem Platze war, sprach der Prediger ein Tischgebet,

dann wurde ein geistliches Lied gesungen, das von dem Küster intoniert wurde, und darauf langte jeder zu nach Herzenslust. Zuerst wurde Weinsuppe (Graupen mit Wein) vorgesetzt und hierzu Butter und eigengebackenes Weizenbrot herumgegeben, dann gekochter Schinken, kalt, und selbstbereiteter Senf und Roggen-, Fein- und Weizenbrot. Hierauf wurde dickgekochter Reis und gesüßtes, selbstgebrautes Bier aufgetragen, und damit war die Mahlzeit beendet. An Getränken waren Wein, Bier, welches in großen Steinkrügen von Mund zu Mund ging, Kirsch- und anderer Branntwein vorgesetzt.

Nach beendetem Mahl sprach der Prediger ein Dankgebet, dann wurde von dem Küster ein geistliches Lied intoniert, in welches die ganze Tischgesellschaft mit einstimmte. Als dieses beendet war, erhob sich der Prediger, reichte dem Gastgeber, welcher nebst Frau der Sitte gemäß ihm gerade gegenüber saß, die Hand und sagte: „Tak for Mad!“ (Danke für das Mahl), worauf dieser erwiderte: „Vel bekoms“ (Wohl bekomme es), und diesem Beispiel folgten alle Anwesenden, wobei, beiläufig bemerkt, ein unentwirrbares Durcheinander und Gedränge entstand; denn jeder war bestrebt, wenigstens dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin sowie dem Gastgeber und dessen Angehörigen die Hand zu drücken und in der beschriebenen Form eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen; auch die Bekannten und guten Freunde und namentlich die angesehensten unter den Gästen sollten ja notwendigerweise einer gesegneten Mahlzeit teilhaftig werden. Hiermit war das Essen zu Ende, und die „Bordpiger“ — deutsch Tischmädchen oder Tafelmädchen, Aufwärterinnen — räumten den Tisch ab; denn das Aufwarten bei Tisch und das Besorgen des nötigen Geschirrs für so viele Gäste wurde von jungen Mädchen der Nachbarschaft besorgt, und zwar bat man zu diesem Ehrendienst Bauerntöchter und auch Dienstmädchen ohne Unterschied.

Nachdem der Saal geräumt war, holten einige von den Gästen, welche in ihrer Weise musikkundig waren, Violinen und andere musikalische Instrumente hervor, die sie zum Zweck der Unterhaltung der Gäste und zur Ausfüllung der Zwischenpausen mitgebracht hatten, und nun begann ein lustiger Tanz, der ein paar Runden anhielt, und an welchem sich vorzugsweise die jüngeren der Gesellschaft beteiligten.

Inzwischen war in einem andern Zimmer der Kaffeetisch hergerichtet worden; der Tanz wurde unterbrochen, und wir setzten uns an den Tisch, aber möglichst in derselben Ordnung wie beim Essen, jedoch selbständig ohne Zutun des Küsters. Nur die jüngeren Leute suchten sich möglichst so zu plazieren, daß sie, da das Kaffeetrinken bei solchen Gelegenheiten in der Regel eine lange Sitzung war und ein paar Stunden anhielt, alsbald dem Kaffeetisch entschlüpfen und den unterbrochenen Tanz wieder fortsetzen konnten.

Die jungen Mädchen, welche das Aufwarten besorgten, hatten sich an den Tischen verteilt und walteten ihres Amtes, und nachdem einige Tassen Kaffee getrunken und ganze Berge von allen möglichen Kuchen und Torten, welche letztere von einigen Gästen geschenkt waren, verzehrt worden, gab es den landesüblichen Kaffeepunsch, und nun wechselten immer eine Tasse Kaffee und ein Kaffeepunsch miteinander ab. Der Kaffeepunsch wurde in Tassen gereicht und bestand aus etwas Kaffee, tüchtig mit Zucker gesüßt, ohne Milch mit einem Zusatz von Rum oder Branntwein.

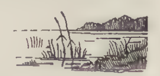
Bei dem ersten Punsch brachte der Pastor in einer längeren Rede die Gesundheit des Täuflings aus. Hierauf wurde mit den Tassen angestoßen und ein Gesundheits-Lied gesungen — natürlich alles in dänischer Sprache. Dann folgten Reden und Gesundheits-Toaste, gute und mäßige, ernste und mitunter recht launige, auf die Eltern, Großeltern und Gevattern des kleinen Welt-

bürgers usw., und dazwischen wurden Lieder gesungen. Unterdessen hatte im Saal der Tanz wieder begonnen, und nachdem der Pastor sich verabschiedet hatte, löste die Kaffeegesellschaft sich nach und nach auf. Einige der Gäste, namentlich die Frauen, waren schon früher vom Kaffeetisch aufgestanden, um einen Spaziergang durchs Feld zu machen oder in den Nachbarhöfen vorzusprechen. Gegen 10 Uhr abends wurde der Tanz unterbrochen, im Saal wieder der Tisch gedeckt und das Abendbrot aufgetragen. Letzteres bestand in Brot, Butter, Käse, rohem und kaltem gekochten Schinken, Bier und Branntwein, Tee und Teepunsch — für die Frauen hauptsächlich Tee. Nach dem Abendbrot wurde der Saal wieder geräumt und in ein Tanzlokal verwandelt.

Es herrschte die denkbar fröhlichste Stimmung. Es wurde gesungen, geredet, gescherzt und gelacht, vor allem aber auch jetzt wieder dem nationalen Kaffeepunsch gebührend zugesprochen; denn der Kaffeetisch war im Nebengemach angerichtet stehen geblieben, so daß jeder, der das Bedürfnis verspürte, sich heransetzen konnte, und das wurde auch in der ausgiebigsten Weise getan. — So ging es fort bis gegen Morgen, und wenn jemand glaubte, des Guten genug zu haben und sich nach Hause begeben wollte, so wurde er erst noch einmal mit einem Imbiß, bestehend in belegtem Butterbrot, Bier und Branntwein, beziehungsweise Kaffee oder Tee bewirtet.

Zu der Zeit, in welcher diese Kindtaufe gefeiert wurde, herrschte noch vollständig die althergebrachte Sitte und Gewohnheit bei dergleichen Festen. Dagegen verfeinern sich die Gebräuche jetzt schon mehr und mehr, namentlich was die Bespeisung angeht. Jetzt gibt es schon vielfach neben den nationalen Gerichten, als gekochtem Schinken, Graupen mit Wein usw., bei solchen Festen Fleischsuppe, mehrere Arten Braten, Eingemachtes u. a. m.

Zum Schluß muß ich hier noch einer Eigentümlichkeit gedenken, welche gewiß manchem sehr sonderbar erscheinen wird. Es herrschte nämlich zu der Zeit in Nordschleswig, und soviel ich weiß, gewiß auch in ganz Jütland, die jetzt jedoch gänzlich abgeschaffte Sitte, daß des Vaters Vorname der Stammname der Kinder wurde. Wenn z. B. der Vater Hans Petersen hieß, bekam der Stammerbe den Namen Peter Hansen, und auch alle andern Kinder führten den Stammnamen Hansen. Dieses wurde auch im übrigen Dänemark, wenigstens auf Fünen und Seeland, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, so verhalten; es soll aber jetzt regierungsseitig in Dänemark verboten sein. — So wurde es auch noch bei der vorbeschriebenen Taufe gehalten, und unser kleiner Weltbürger erhielt die Namen: Anders Sören Sörensen.



Die Halligflora.

Eine kleine Naturstudie.

Von **H. Christiansen**, Nordstrand.



Die Halligen, diese ungeschützten, niedrigen Inselchen der Friesischen Uthlande an Schleswigs Westküste, bieten manch anziehendes, eigenartiges Bild. Sei es, daß die brausenden und schäumenden Meereswogen über das Eiland dahinjagen und tobend und brandend an die Werften pochen und ein „fliegender Sturm" den Gischt zur menschlichen Wohnung sendet. Oder sei es, daß der Winter die Halligfluren mit einer Schneedecke versieht und das Wattenmeer von den mit dem Flut- und Ebbstrom

dahinziehenden Eisschollen starrt. Da ragen dann die Häuser auf den Werften gleich mittelalterlichen Burgen aus der einsamen Schnee- und Eiswüste hervor, und die Stille der Natur wird nur durch das Schreien der Möwen und das Geschnatter von Entenschwärmen, die auf den ausgedehnten Watten rasten, unterbrochen. Wie belebt ist dagegen die Hallig zur Zeit der Heubergung, wenn groß und klein, Männlein und Weiblein, barfuß und behend das duftende Heu in weißen Laken zusammentragen oder an die Werft bringen, damit es der „blanke Hans" (die Nordsee) nicht wegführt. Es ließen sich diese Landschaftsbilder leicht durch weitere, die dem Naturfreunde nicht minder interessant wären, ergänzen. „Die Vogelwelt der Halligen," „Auf der Eiersuche," „Frauen beim Porren- oder Garneelenfang," „das Meerleuchten" und das „St. Elmsfeuer, beobachtet auf einer Abendwanderung nach Herbst- und Gewitterstürmen," seien an dieser Stelle nur angedeutet.

Sehr wirkungsvoll ist das Bild von der blühenden Hallig. Der bekannte Halligmaler Alberts hat es auf die Leinwand gebannt. Während der wärmsten Zeit des Jahres zeigt sich die Hallig in ihrem violetten Sommergewand, das sich aus dem dunklen Grün des Grundes wundervoll abhebt. An des Kleides Saum hört man die Wogen rauschen und plätschern, und sieht sie schäumen und dran zerren und nagen, als ob sie es begehrten. Wenn nun gar die Sonne das Bild beleuchtet, so tritt die Pracht erst recht hervor. Die zuerst im Weiß der Gänseblümchen und dann im Gelb der Löwenzahn- und Hahnenfußblüten prangenden Marschen werden bei weitem an Schönheit übertroffen. Hervorgerufen wird der herrliche Blumenteppich der Halligen durch das massenhafte Auftreten des echten Wiederstoß (Statice Limonium) und vor diesem durch die unzähligen Blütenköpfe der Grasnelken (Armeria vulgaris). Die erstgenannte ist eine echte Halligblume, die jeder Gast, der zum ersten Mal das Eiland betrat, sicher zum Andenken an den Besuch aufhebt, sonderlich, wenn er sie zum Gruß aus der Hand eines frisch und frei dreinschauenden Halligkindes empfing. Und wie die Strand- oder „blaue" Distel (Meerstrands-Männertreu, Eryngium maritimum) aus der Dünenlandschaft, so eignet sich auch der Wiederstoß wegen der holzigen Beschaffenheit seines Stengels und der andauernden Farbenpracht seiner Blüten vortrefflich als Zimmerschmuck.

Das im Laufe der Jahrhunderte durch das Meer gebildete Schwemmland hat hier eine Pflanzenwelt hervorgezaubert, die wegen ihrer Eigenart wohl verdient, näher betrachtet zu werden. Doch bevor ich auf die heutige Flora eingehe, lassen Sie mich in kurzen Zügen ein Landschaftsbild aus der Vorzeit entwerfen. — Sämtliche 11 Halligen — Oland, Langeneß-Nordmarsch, Gröde, Habel, Hooge, Norderoog, Süderoog, Südfall, Nordstrandischmoor, Hamburger Hallig und Pohnshallig — samt den beiden Marschinseln Pellworm und Nordstrand sind Überreste des alten Nordstrand oder „Strandes," das man nicht mit Unrecht seiner Fruchtbarkeit und seines Reichtums wegen „das Herz Nordfrieslands" genannt hat. Gegen das Meer war es ehemals durch vorgelagerte Dünen geschützt; die jetzigen Hochsande Seesand und Süderoogsand sind deren Überbleibsel. Das Verschwinden dieses Schutzwalles wurde für das Inselland sehr verhängnisvoll. Die Flut zerriß, zernagte und verschlang ein Stück nach dem andern. Noch vor dem eigentlichen Untergange von Altnordstrand (10.—11. Oktober 1634) umfaßte die zusammenhängende Landmasse, die Edoms-, Beltrings- und Pellwormerharde, ca. 4 Quadratmeilen. Namen von Orten, die vormals bestanden und in den Fluten verschwanden, wie Rungholt (Holt = Gehölz), Oster- und Westerwohld, Waldhusen, Bupsee, Röhrbek, und solcher, die noch bestehen, wie Nordstrandischmoor, Morsum, deuten darauf

hin, daß im Gebiet der Halligen in grauer Vorzeit Sumpf- und Moorniederungen mit Süßwasserseen und Waldungen abgewechselt haben, die unbewohnbar waren und nur als Jagd- und Fischgründe aufgesucht wurden oder höchstens Seeräubern als Schlupfwinkel gedient haben mögen. Mehrfach sind nämlich unter dem Schwemmlande steinerne Lanzenspitzen gefunden. Mooriger Grund dehnte sich bis über ein Viertel des ganzen Gebietes aus, während das eigentliche „wüste Moor," ein Niederungsmoor von Marschboden bedeckt, nach einer Schätzung von 1581 eine Größe von 1000 Demat (500 ha) hatte. Die Hallig Nordstrandischmoor, jetzt 6 km nördlich der Insel Nordstrand, früher in der Mitte Altnordstrands gelegen, ist das Überbleibsel des Schwemmlandes, das sich auf der bis zu 2 m starken Moorschicht plazierte. Nach der Besiedelung des „Strandes," die spätestens um 800 n. Chr. durch Südfriesen erfolgte, haben hier die Bewohner eifrig Torf gegraben. Von lebenden Moospflänzchen ist natürlich jetzt keine Spur zu finden, da Sand und Schlamm alles erstickten; doch hat bis vor 100 Jahren auf einem abgerissenen Stück genannter Hallig eine Heidelbeerart standgehalten, die von den Halligleuten gesammelt wurde und im Haushalt Verwendung fand. Das Meer hat auch diesen letzten lebenden Zeugen der vergangenen Flora in die Tiefe gezogen. Auf die Vergangenheit weisen dagegen zurück die größeren und kleineren Bernsteinfunde, die Süßwasserquellen auf dem Wattengrund und die Spuren von untergegangenen Wäldern. Des öfteren hat man an den Tiefen mächtige Bamwurzeln, -stümpfe und -stämme angetroffen. Die Lage der steinharten, oft mannsdicken Baumriesen (Eichen) zeigt aufs deutlichste, daß eine Flutwelle vom Nordwesten verheerend einbrach. Wann dies geschah, läßt sich nicht angeben; ebenso wenig wage ich zu behaupten, daß die Cimberische Flut und der Cimbernzug (110 v. Chr.) damit in Verbindung stehen.

So hat das Meer Altes zerstört, doch im Laufe der Jahrhunderte auch wieder Neues aufgebaut. Zu diesem Neuen gehört die Marsch. Die Hauptmasse dieses jüngeren Schwemmlandes, im Volksmunde Klei oder Schlick genannt, ist völlig steinfrei, lehmig, fett, schwer und feinsandig. Bei seiner Entstehung und Ablagerung haben neben Ebbe und Flut, die regelmäßig Erd- und Schlammteilchen nebst Milliarden kleinster Tier- und Pflanzenleichname, die durch ihren Kalkgehalt besonders viel zur Fruchtbarkeit des Bodens beitrugen, mit sich führen, auch die in die Nordsee mündenden deutschen Ströme mitgewirkt. Dieser jungfräuliche Boden ließ nun zunächst die Halligflora ersprießen, auf welche wir jetzt unser Augenmerk richten.

Den Kindern aus dem Reiche der Flora haften ähnlich den Menschenrassen, die ja auch Produkte ihrer Umgebung sind, einige Hauptmerkmale an. Jedem Beobachter fällt sofort auf, daß die Pflanzen auf dem Vorlande und den Halligen nicht sehr in die Höhe gehen, sondern sich dem Boden anschmiegen, als wüßten sie, daß „der blanke Hans" sie im nächsten Augenblick mit seiner naßkalten Hand gehörig rüttelt oder gar für immer mit fortreißt und als Leiche zu dem „Teekwall" (angeschwemmte Meerespflanzen) wirft, wo sie nebst manchem Getier der Verwesung anheimfallen. Nicht ohne Grund duckt sich die ganze Gesellschaft. Einmal um sich gegenseitig zu wärmen, wie die Eskimo zu mehreren in einen Schlafsack kriechen oder die Schafe sich bei strenger Winterkälte nebeneinander lagern, um einen zu großen Wärmeverlust zu verhindern. Ähnlich machen es bekanntlich die Pflanzen im Hochgebirge. Unsere Halligpflanzen wagen erst dann ihre Blütenköpfe und Ähren in die Höhe zu stecken und zu entfalten, wenn im Hochsommer der nächtliche Wärmeverlust den Staubgefäßen und Stempeln nicht nachteilig wird. Bis dahin

aber bleiben die Blütenknospen in ihrer geschützten Stellung. Auch gilt es, die Erdwärme zurückzuhalten. Diese Arbeit besorgen die oft in einer Rosette liegenden, grundständigen Blätter; ähnlich wie die Federdecke die Bettwärme festhält. Gilt es doch im Frühling, die zarten Knospen aufs sorgfältigste zu beschützen und zu pflegen, damit die Frucht kräftig und nicht verkümmert ans Licht kommt, wo sie dann gar zu leicht den Witterungseinflüssen erliegt oder im Kampf ums Dasein elendiglich umkommt. Wie eng und behutsam legen sich darum auch die kleinen Blätter und die Hüllblättchen an die Blüten. Es kann daher nicht wundernehmen, daß so viele Kinder der Halligflora am Boden kriechen oder zwerghaft bleiben. Noch ein anderer Grund dieser Tatsache ist möglich. Die Pflanzen fürchten nicht nur die Wucht der Wellen und die Kälte, sondern auch den Wind, der hier oft aus vollen Backen über sie hinpustet. Damit die Woge sie nicht zerfetze und der Sturm sie nicht knicke, ist das Gewebe der Pflanzen viel zäher als bei den Blumen des Waldes, und wie bei den Tangen mehr oder weniger biegsam (Queller). Heftige Windstöße und Hagelwetter vermögen unter ihnen wenig Schaden anzurichten, weil viele von ihnen sich gegenseitig anfassen, stützen und anklammern, als bildeten sie einen dichten Teppich.

Die Pflanzen würden aber dennoch von Wind und Wellen fortgeschleppt und getötet, hätten sie sich nicht gründlich verankert. Man denke z. B. an den auf den Watten zur Flutzeit im Wasser stehenden Queller, der wacker auf seinem Posten bleibt. Er würde ohne Gnade vernichtet, wenn ihn nicht seine Wurzel mit aller Macht hielte; wenn auch der Oberkörper schwankt, die Wurzelfasern, der Fuß, rührt sich nicht. Wie dicht das Wurzelgeflecht der kurzen Halliggräser sein muß, erhellt schon daraus, daß über meterlange, 4 cm starke Rasenstücke als Soden zum Bedecken der First an Strohdächern Verwendung finden, und kleinere, dickere Soden zum Ausflicken („Leeken") der Außendeiche benutzt werden. Sämtliche Halligpflanzen, die dennoch über andere ihr Haupt erheben, wie Wiederstoß, Meerstrands-Aster und -Beifuß haben ein festes, tiefgehendes, weitverzweigtes Wurzelsystem aufzuweisen, und, um den Stürmen und Fluten zu trotzen, einen festen, biegsamen, holzigen Stengel. Darum nennen die Halligleute den Wiederstoß auf friesisch Bunnesstave, d. i. bunter Stab.

Mehr oder weniger zeigen die Pflanzen der Hallig einen dicken, saftigen Stengel und aufgequollene, fleischige Blätter. Woher diese aufgedunsene Beschaffenheit rührt, ist leicht erklärlich. Jede Hausfrau, die ihre „treue Liese" oder Fuchsia im Zimmer reichlich mit Wasser versorgt, macht bald die Beobachtung, daß Stengel und Blätter ganz merklich anschwellen und schier verunstalten. Woher wohl die pummelige Gestalt der Säuglinge und die wandelnden Bierfässer? Doch nur von der zu großen, übermäßigen Flüssigkeitszufuhr. Sollte das bei den prallaussehenden Halligpflanzen viel anders sein? Die weit um sich greifenden Wurzelfasern schöpfen durch ihre Saugzellen aus dem förmlich mit Salzlösungen getränkten Boden eine Unmenge Feuchtigkeit auf, und die in der Pflanze vorhandenen Nährsalze ziehen tapfer und stetig salzhaltige Säfte nach. Denjenigen Exemplaren, die so aus dem Vollen zapfen, sieht man's gleich „an der Nase" an: Stengel und Blätter sind angeschwollen, sehr saftig und oftmals liegend. — Ob die Pflanzen vom reichlichen Naß sich etwa auch entfärben? Bekanntlich erhält die Gesichtsfarbe eines Trunkenboldes einen in ein Rötlichblau übergehenden Schimmer. Bei verschiedenen Halligpflanzen (Queller, Wegerich u. a.), die des Guten zuviel genossen, findet wahrscheinlich infolge chemischer Verbindungen der Salze (Natron, Jod und dergl.) eine Zerstörung der grünen Blattzellen statt, die sich dann rot und blau färben. Möglicherweise übt aber auch die Kälte einen Einfluß auf die Veränderung des Blattgrüns aus, ähnlich wie sich die Nasen bei naßkalter Luft entfärben.

Ein weiteres charakteristisches Merkmal der Halligpflanzen besteht darin, daß die Oberhaut der Blätter infolge der starken Zellenbildung fest und lederartig ist. (Wiederstoß.) Dies ist wieder eine Folge der reichlichen Nährstoffe. Beides, die dickfleischige und die feste Beschaffenheit der Blätter, hat nun ihr Gutes. Eine lange Dürre brauchen derartige Pflanzen nicht zu fürchten, die rauhen Stürme und eine Überflutung werden sie nicht vernichten. Die Halligwiesen sind darum nie ausgedörrt oder von der Sonne versengt wie die Weiden der Marsch und der Geest. Das abgemähte, saftige, kurze Halliggras muß längere Zeit dem Sonnenbrande und Winde ausgesetzt und öfters gekehrt werden, bevor es vollständig trocken ist. Sehr häufig entwickelt sich in dem Diemen zuerst eine enorme Hitze, so daß der Wasserdampf sichtbar wird. Die Bewohner bezeichnen dies als „Bräuen" oder „Brämen." Bei dem feuchten Zustande des Heues wird der Diemen oft eine wahre Brutstätte der Schimmelpilze, die zuweilen einen großen Teil desselben minderwertig gemacht haben.

Überblickt man die gezeichneten Merkmale, so erkennt man aufs schlagendste, daß die Halligflora sich durchaus ihrem Standorte angepaßt hat und von diesem wiederum abhängig ist.

Wie völlig anders ist doch die Pflanzenwelt der nahen Marsch. Selbst am Außendeiche trennen sich scharf die Marsch- und die Halligflora voneinander. Das am Abhang wachsende Gänseblümchen (Bellis perennis) sagt dem Beobachter: bis hierher und nicht weiter. Der vom Seewasser durchzogene Boden gebietet der Blume ein „Halt"; aufs Vorland rückt sie nicht, da sie das Seebad nicht verträgt. Dieses Gebiet beherrscht schon die Halligflora. Nun erübrigt uns noch, die charakteristischen unter den Kindern dieser Flora näher vorzuführen. Dabei halten wir die natürliche Reihenfolge inne; „wer zuerst kommt, mahlt zuerst."

Schon auf dem Wattengrunde, im Wasser stehend, treffen wir den Queller (Salicornia herbacea) an. Er ist ein eigenartiges Gewächs, blattlos, kaktusähnlich mit runden, gegliederten Stengeln und ganz unscheinbaren Blütchen, die in Scheiden schützend sich versteckt halten. Wo er an geschützten Plätzen, vornehmlich im Osten der Inseln und Halligen, mit seinesgleichen die grauen Watten begrünt, da geht etwas sehr Wichtiges vor sich, die Marschbildung. Wo es also gilt, Neuland zu gewinnen, da ist der Queller der erste auf dem Platze. Den mit der Flut herankommenden Stoffen tritt er beim Zurückweichen in den Weg und hält sie fest; die Schlammteilchen und der feine Sand setzen sich an alle feuchten Glieder, so daß diese bei ruhigem Wetter zur Zeit der Ebbe wie mit grauen Jäcklein dastehen. Dadurch führt er aber einesteils sich selber frische Nährstoffe zu, anderenteils trägt er ganz wesentlich zur Erhöhung des Wattengrundes bei. Den Anwohnern gibt er deutliche Fingerzeige, an welcher Stelle die Landgewinnungsarbeiten, vor allem das Grübbeln, d. i. das Auslegen langer, kleiner Gräben, schnellen und sicheren Erfolg versprechen. Nach und nach rücken nun die Queller rasch und siegreich vor, einen Platz nach dem andern erobernd, und binnen wenigen Jahren beherrschen sie derart ihr Gebiet, daß die gewöhnliche Flut sie ungeschoren läßt. — Nun beginnt für diese Pflanze der Kampf ums Dasein. Da treten Gräser auf die Bildfläche, die an Frechheit der Quecke nicht nachstehen, und diese versuchen, die Vorkämpfer zu verdrängen. Und es gelingt wirklich, weil sie bei ihrer amphibischen Natur unaufhaltsam und in erdrückender Überzahl vorgehen. Bald umschließen sie mit ihren langen Ausläufern den Queller und überwuchern ihn, so daß er erstickt, verhungert und verendet. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, jetzt kann er gehen." Diese neuen Beherrscher, das Süßgras (Glyceria maritima) und der Meer-

strandsschwingel (Festuca thalassica), als „Aandel“ bekannt, machen sich nun mit anderen Strandräubern, wie Strandgänsefuß (Chenopodium botryoides), Dreizack (Triglochia maritima) und Strandmelde (Atriplex litorale) nebst anderen Vettern in dem Maße breit, daß sie bald das Feld vollständig behaupten und dichte Rasen bilden. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß öfters Eisfluten ganze Kolonien dieser Kinder der Flora entführen und dann jämmerlich ersäufen. Von Jahr zu Jahr wird nun das Aussehen dieser Fluren mannigfaltiger, bunter, lebhafter. Der Wind und die Flut tragen den Samen fort und sorgen auf diese Weise für die Ausbreitung der Pflanzen. Eine Gruppe sucht die andere zu überbieten, sei es im Ringen oder Vernichtungskampfe, in der Nachkommenschaft, in der Größe, sei es im Kriechen, in der Korpulenz oder in der Blüten Pracht. Unter diesen Gruppen wollen wir noch kurz Umschau halten und der auffälligsten unter ihnen erwähnen. — Massenhaft steht dort der Meerstrandswegerich (Plantago maritima). Seine jungen, zarten, schmalen Blätter pflücken Frauen und Kinder, um aus den „Suden“ für den Mittagstisch ein kohlartiges, schmackhaftes Gemüse zu bereiten. Dieser, wie sein nächster Verwandter, der nach den rauhen, vogelfußähnlichen Blättern benannt ist, der Krähenfußblättrige Wegerich (Plantago Coronopus), lassen ihre an der Ähre hervorragenden Staubfäden mit den gelben Staubbeuteln lustig im Winde schaukeln, den Pollen auf die Narbe der eigenen oder die anderer Pflanzen schüttend. Zwischen den Wegericharten steht, richtiger liegt, zerstreut die Salzschuppenmiere (Spergularia marginata), die ihre weiß und lila gefärbten Blumenkronenblätter nur an sonnigen Tagen öffnet. Ebenso macht es das stellenweise massenhaft auftretende Meerstrands-Milchkraut (Glaux maritima), dessen in den Blattwinkeln geschützt liegenden, allerliebsten, glockenförmigen Blüten dem Rasen einen rötlichen Schimmer verleihen können. Doch versteht dies Pflänzchen seinen Blütenschmuck nicht so zur Geltung zu bringen wie die unzähligen Gras- oder Strandnelken (Armeria vulgaris) und der echte Wiederstoß (Statice Limonium). Die hellvioletten Blüten der Strandnelken vereinen sich zu einem Köpfchen, das sich weithin bemerkbar macht und über die vorgenannten hinwegschaut. Ihres langen, biegsamen Schaftes wegen sind sie als „Kranzblumen“ bei den Kindern beliebt. Die Länge des Stengels richtet sich sehr nach dem Standort und der Wärme und schwankt zwischen 3 und 30 cm. Von ähnlicher Färbung sind die Blüten des Wiederstoß. Jedes einzelne Gewächs bildet für sich allein ein Sträußchen, das sich lange Zeit als liebes Andenken aufbewahren läßt. Wenn diese Kinder der Halligflora im Hochsommer, Juli und August, ihren Schmuck anlegen und das Blütenmeer sich im Sonnenglanze wiegt, dann wird jeder Blumenfreund über dieses wunderbare Naturbild staunen. Auch die Insektenwelt läßt sich herbeilocken: Bienen, Hummeln, Mücken und Marienkäferchen schwirren und klettern naschend und mit Pollen bestäubt von Blüte zu Blüte. Reichlichen Nektar finden die Bienen, so daß auf der Hallig Langeneß die Imkerei Eingang gefunden hat. Doch soll der Honig einen aparten Geschmack besitzen. Abseits von diesem bläulichen Blumenteppich machen sich zwei andere Gruppen recht bemerkbar. In der Nähe der zerrissenen Halligkante, auf sandigem, mit Muscheln besäetem Grunde, entdecken wir eine von unten bis oben in graufilzigen Kleidern steckende Wermutgesellschaft (Meerstrandsbeifuß, Artemisia maritima), die außerordentlich stark duftet. Den Flöhen soll dieses Parfüm nicht sehr angenehm sein. Wer sich selbst vom Ausrücken dieser meisterhaft springenden Blutsauger überzeugen will, stelle einen Versuch mit diesem sogen. „Robbenkrut“ an. An den durch die Hallig sich hinziehenden Tiefen (Prielen), auch wohl zerstreut, fällt uns eine echt aristokratische Pflanze auf, die sich gern an feuchten, humusreicheren, lockeren

Plätzen mit ihren Genossinnen versammelt. In gesonderter Stellung erheben sie stolz und über andere ihre großen, schönen Häupter. Es ist die Meerstrandsaster (Aster Tripolium), die mit ihren gelben Scheiben= und himmelblauen Strahlenblüten weithin leuchtet.

Damit hätte ich in kurzen Zügen, wenn auch nur skizzenhaft, ein Bild der Halligflora entworfen.

Der Leser wird hoffentlich aus demselben ersehen, daß die in mancher Beziehung recht öden Halligen für den Naturfreund doch auch ihre Reize haben, und erklärlich finden, wenn dieselben, namentlich im Sommer, von vielen Fremden aus der Nähe und Ferne aufgesucht werden.



Mitteilung.

Eckernförder Fayencebecken. Während der wenigen Jahre der Mitarbeiterschaft Johann Buchwalds und Abraham Leihammers in der von den Gebrüdern Otte um 1761 zu Krisebŋ begründeten, 1764 nach Eckernförde verlegten Fayencemanufaktur sind dort Fayencen von erstaunlicher Mannigfaltigkeit geschaffen worden. Ein Zeugnis der hervorragenden Leistungsfähigkeit der Eckernförder Manufaktur bildet das in der Abbildung veranschaulichte Becken, das wahrscheinlich als Ablaufbecken eines Wandbrunnens zu dienen bestimmt war. Unter mehreren ausgezeichneten Stücken, die, wie im Berichte des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe für 1905 hervorgehoben wird, im Berichtsjahre der Sammlung schleswi =holsteinischer Fayencen hinzugefügt werden konnten,



bildete dieses Becken ein Hauptstück. Es trägt die bekannte Marke: unter dem O für Otte und dem E für Eckernförde das B Buchwalds und seine Bezeichnung Direkteur" und das A. L. Abraham Leihamers mit der Jahreszahl 1768. Das Becken hat einen halbrunden Grundriß. Die Füße werden von drei in Muschelwerk verschnörkelten Delphinen gebildet. Die etwas erhöhte Rückwand ist glatt, dagegen die bauchige Vorderwand mit plastischem Rokoko=Ornament verziert, das in lebhaften Farben: Gelb, Rot, dreierlei Grün, Manganviolett, Blau und auffallend frischem Rosenrot, bemalt ist. Auch die Unterseite des Bodens ist bemalt mit Muschelwerk in Gelb, Braun und Grau. (Jahrb. d. Hamb. Wiss. Anstalten XXIII.) F. Lorentzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

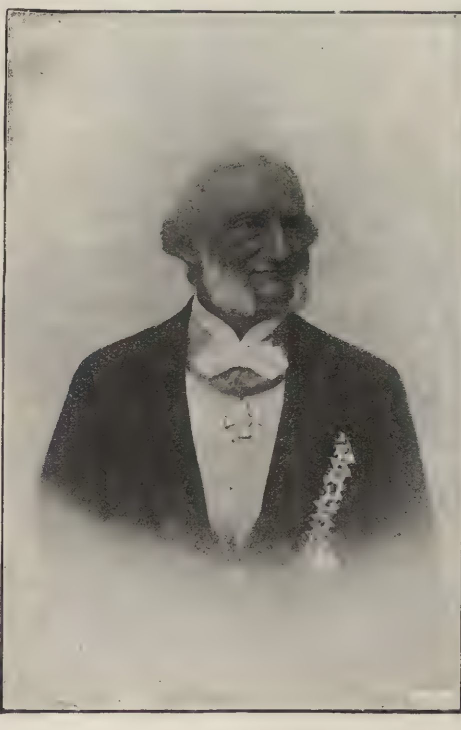
Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 9. September 1907.

Franz Christopher Reimers.

Am 9. Dezember 1905 verstarb in Kiel der Geheime Justizrat Franz Christopher Reimers, Oberlandesgerichtsrat a. D. Mit ihm ist eine Persönlichkeit aus dem Leben geschieden, die die Schicksale der Provinz Schleswig-Holstein in schwerer, bewegter Zeit bis in das kleinste miterlebt und die dem herzoglichen Hause Schleswig-Holstein sehr nahe gestanden hat.

Da der Verstorbene sich auch außerhalb seiner amtlichen Tätigkeit sowohl in seiner Heimatsprovinz als auch über die Grenzen derselben hinaus vielfach in Sachen von weittragender Bedeutung — er vertrat z. B. das herzoglich augustenburgische und das herzoglich glücksburgische Fürstenhaus bei den Verhandlungen mit der preußischen Krone wegen Entschädigung der beiden Fürstenhäuser — hervorgetan hat, so dürfte eine Lebensskizze von ihm von allgemeinem größeren Interesse sein.



Franz Christopher Reimers wurde am 25. September 1818 in Flensburg geboren; er entstammte einer alten Kaufmannsfamilie daselbst und war das jüngste von 13 Geschwistern, die er auch alle überlebt hat. Nach Beendigung seiner Schulzeit 1839 wandte er sich dem Studium der Jurisprudenz zu und bezog die Universität Heidelberg. Im Jahre 1844 machte er das Staatsexamen in Kiel und erhielt den „zweiten Charakter mit Auszeichnung." Dann ging er nach Flensburg zurück und wurde auf dem dortigen königlichen Amtshaus bei dem Kammerherrn v. Warnstedt als Volontär beschäftigt, erhielt aber bald von dem

Klosterpropsten Grafen Reventlou in Preetz seine erste Anstellung als Sekretär. — Er verlobte sich mit Pauline Witthöfft, einer Tochter des Syndikus Witthöfft in Kiel, und ging, um selbständig zu werden, im Herbst 1845 als Advokat nach Plön, wo seine Hochzeit am 29. Oktober 1847 stattfand.

Zu der Zeit gärte es schon lange in den Herzogtümern, besonders als die sogenannte Eiderpartei unter Orla Lehmann unverhohlen mit ihrem Programm hervortrat und die Inkorporation Schleswigs verlangte. Der sogen. „Offene Brief" von Christian VIII. (vom 8. Juli 1846), welcher die Einverleibung Schleswigs in Dänemark zum Ziel hatte, ließ die Erregung in den Herzogtümern noch anwachsen, und als nach seinem Tode sein Sohn als Friedrich VII., durch einen Volksaufstand gezwungen, diese Inkorporation aussprach, brach der Sturm los.

In Schleswig-Holstein hatten sich derzeit überall Vereine gebildet, um den Ansprüchen der Eiderpartei entgegenzutreten und die Rechte der Herzogtümer zu wahren. In Plön wurde Reimers zum Präsidenten des dort gleichfalls gegründeten Vereins gewählt. Der derzeitige Bürgermeister von Plön wollte die provisorische Regierung, welche sich am 24. März 1848 in Kiel „zur Aufrechterhaltung der Rechte des Landes und des angestammten Herzogs" konstituiert hatte und in den Herzogtümern für den „unfreien" König Friedrich VII. die Regierung führen wollte, nicht anerkennen und legte sein Amt nieder.

Auf Vortrag der Bürger bei der provisorischen Regierung wurde Reimers am 30. März 1848 zum interimistischen Bürgermeister ernannt; bei der Bürgermeisterwahl im Jahre 1850 erhielt er das Amt definitiv übertragen. — Als aber nach kurzem Dänemark wieder die Oberhand erhielt und die Herzogtümer wie unterworfene Provinzen behandelte, wurde Reimers, wie so mancher andere Beamte, wegen seiner oft manifestierten schleswig-holsteinischen Gesinnung am 20. Mai 1853 kurzweg seines Amtes enthoben. Von der Bürgerschaft erhielt er zum Andenken als Zeichen ihrer Dankbarkeit einen sehr schönen Tafelaufsatz.

Seine Bemühungen, wieder als Advokat eine Bestallung zu erhalten, wurden unter den gegebenen Verhältnissen abschlägig beschieden; er erhielt aber bald — am 20. Juli 1853 — den Posten eines Sekretärs bei dem holsteinischen Obergericht in Glückstadt. Er hatte auch das Glück, kurz darauf zum Mitdirektor der Glückstadt-Elmshorner Bahn gewählt und später auch Direktor der Glückstadt-Itzehoer Bahn zu werden, um deren Bau er sich wesentliche Verdienste erworben hatte. Im Jahre 1855 wurde Reimers nach dem Abgange des Hofrats Reiche als Justitiar für die königlichen Güter Wandsbek und Wellingsbüttel konstituiert und erhielt auch bald die Privatgüter Wellingsbüttel und Marienthal hinzu, so daß er ein großes Amt und eine gute Einnahme hatte; durch die Bemühungen seines Freundes Springer wurde ihm dieses Amt von dem holsteinischen Minister bald definitiv übertragen. Von hier aus wurde er nach Vertreibung der Dänen aus Schleswig von der damaligen preußischen und österreichischen Regierung für Schleswig zur Hilfeleistung bei der Ordnung der schleswigschen Zustände nach Flensburg berufen. Er entschloß sich schwer, das schöne Amt in Wandsbek gegen ein unsicheres aufzugeben, und fand sich erst dazu bereit, als seine Freunde Hall und Kraus es ihm als eine patriotische Pflicht bezeichneten, dem Rufe Folge zu leisten. Er nahm von der holsteinischen Regierung Urlaub auf unbestimmte Zeit, übertrug seine Geschäfte dem Regierungs-Büreauchef Germar und erhielt dann von der obersten Zivilbehörde in Flensburg am 19. Mai 1864 ein Kommissorium zur Verwaltung des Stadtsekretariats in Flensburg. Es war dies eine schwere, aber sehr interessante Zeit, da das ganze politische und geschäftliche Leben sich in Flensburg kon-

zentrierte. Um die Zivilbehörde dort hatte sich zur Bewältigung der Arbeiten eine große Anzahl junger tüchtiger Kräfte versammelt, unter der sich mancher seiner Freunde wieder anfand; es war in Flensburg auch ein Appellationsgericht für Schleswig eingerichtet, in dem seine Freunde und Bekannten Preußer, Mommsen, Hall, Christensen und Witt angestellt waren. In anderer Hinsicht war der Aufenthalt in Flensburg aber doch ungemütlich, denn die Bevölkerung, namentlich im Norden der Stadt, war so fanatisch dänisch gesinnt, daß die Beamten allaugenblicklich insultiert wurden. Im Januar 1865 wurde Reimers von der obersten Zivilbehörde das Bürgermeisteramt in Schleswig angeboten, das er am 25. Januar desselben Jahres antrat. Dort herrschte in allen bürgerlichen und politischen Kreisen größte Einigkeit, bis der 18. April, der Tag von Düppel, erschienen war. Das in Schleswig garnisonierende Militär unter dem Kommando des Obersten v. Kottwitz feierte diesen Tag als den großen Ruhmestag für Preußen in glänzender Weise, in bürgerlichen Kreisen war dies aus naheliegenden Gründen nicht so der Fall, und dafür wurde der „Bürgermeister" verantwortlich gemacht. So kam eins zum anderen, und als bekannt wurde, daß sich Österreich für den Herzog interessiere, und sich die Stadt daher dem österreichischen Kommissar v. Halbhuber ostentativ zuneigte, wurde die Mißstimmung der preußischen Partei gegen den „Augustenburger" Bürgermeister immer stärker, so daß, als infolge der Gasteiner Konvention die Regierungsgewalt in Holstein an Österreich und die in Schleswig an Preußen überging, sich der preußische Kommissar v. Zedlitz veranlaßt sah, Reimers am 28. Sept. 1865 seine Entlassung als Bürgermeister zu erteilen. Als die Entlassung bekannt wurde, brach in der Stadt eine förmliche Revolte aus; in dichten Scharen zogen die Bürger vor das Haus v. Zedlitz', und eine Deputation des Magistrats und des Stadtkollegiums verlangte die Zurücknahme der Entlassung. Zedlitz berief sich auf den zum Gouverneur für das Herzogtum Schleswig ernannten General v. Manteuffel und überredete die Deputation, sich an diesen zu wenden, wobei er versprach, wenn Manteuffel mit dem Verbleiben des Bürgermeisters einverstanden, keine Einwendungen zu machen. Manteuffel verlangte aber von Reimers, wenn er seine Stellung behalten wolle, daß er von seinem Herzog lassen und für die preußischen Interessen tätig werden sollte. Das wurde rundweg abgelehnt und damit die Entlassung besiegelt. Die Bürgerschaft brachte ihm zum Abschied viele Ovationen und schenkte ihm zur Erinnerung einen prachtvollen silbernen Tafelaufsatz; von den Stadtkollegien bekam er ein Album mit den Photographien der Mitglieder. Reimers beabsichtigte in sein reserviertes Amt in Wandsbek zurückzukehren.

Charakteristisch äußert sich General v. Manteuffel selbst über die damalige Lage in einem Briefe, den Reimers Ende der siebziger Jahre von ihm erhielt; es heißt dort: „— — ich werde die Köpfe, die bei meiner Ankunft in Schleswig ohne mein Dazutun ihre Stellungen verließen oder, wenn Sie wollen, verlassen mußten, nach Kiel gingen und die Stützen von General Gablenz wurden, nie vergessen. Erinnern Sie sich, daß ich im Esselbachschen Saal mal den Versuch machte, Sie in Schleswig zu halten? Hätte ich Ew. Hochwohlgeboren und jenes Brüderpaar, wo ich beim Einmarsch in Itzehoe den älteren Bruder bat, den jüngeren in Rendsburg zu besuchen, im Schleswigschen im Dienst gehabt, meine Aufgabe wäre mir hundertfach erleichtert worden. Sie hätten alle drei sich überzeugt, wie ich es meinte, und hätten sich der preußisch-deutschen Politik mit ihren reichen Gaben voll und ganz angeschlossen. Diese drei Köpfe hätte ich für mich gehabt und hätte die tausend Schwierigkeiten, die sie mir im anderen Lager gemacht, nicht zu überwinden brauchen — —"

Reimers' Plan, nach Wandsbek zurückzukehren, kam indessen nicht zur Ausführung, denn der Adlatus des Statthalters von Holstein, Feldmarschalls von Gablenz, Baron v. Hoffmann, ließ an ihn die Vorfrage richten, ob er geneigt wäre, als referierender Rat in allen holsteinischen Angelegenheiten bei dem Statthalter einzutreten. Da Österreich den Bestrebungen seines Herzogs günstig gesinnt war, nahm er dieses Anerbieten an und wurde am 30. Sept. 1865 definitiv ernannt. Über General v. Gablenz und die Stellung bei ihm schreibt Reimers selbst in seinen Aufzeichnungen folgendes: „In meiner neuen Stellung fühlte ich mich sehr gehoben, obgleich sie nicht ohne Dornen war. Gablenz war von ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen mich und hat mir volles Vertrauen geschenkt. Er war ein Mann von vielen guten Eigenschaften, war gerecht und auch gutmütig, aber seine maßlose Heftigkeit und überaus große Eitelkeit verleiteten ihn oft zu Mißgriffen. In solchen Situationen war nicht mit ihm auszukommen. So geschah es einmal, als Gablenz, um sich beliebt zu machen, irgend eine unsinnige Maßregel treffen wollte und ich ihm dies vorstellte, er in großer Heftigkeit ausrief: „Ich will es aber, und Sie sollen es ausführen." Als ich ihm erwiderte, daß ich mich nicht dazu hergeben würde, etwas zu tun, wodurch ich mich als Konzipient auch kompromittieren würde, und er dennoch auf seinem Willen bestand, sagte ich ihm in aller Ruhe: „Dann suchen Excellenz sich einen anderen Rat," verbeugte mich und ging. Am anderen Morgen schickte er nach mir, und als ich bei ihm eintrat, kam er mir lächelnd entgegen, reichte mir die Hand und sagte: „Na, wir wollen zusammenbleiben, aber Vorwürfe muß ich Ihnen wegen Ihrer Halsstarrigkeit doch machen." „Und ich habe von Ew. Excellenz Dank erwartet," erwiderte ich ruhig, worauf Excellenz zweimal „Oh! oh!" rief, und damit war Frieden geschlossen. Ich begleitete ihn auf seiner Reise durch Holstein; wir besuchten die Städte Altona, Glückstadt, Itzehoe, Wandsbek, Plön und durchreisten Dithmarschen; ich instruierte ihn im Vorwege über die Sachen, die zur Sprache kommen würden, wofür er mir sehr dankbar war. Die holsteinischen Finanzen hatten damals einen Überschuß von etwa 1 Million Mark, und die benutzte er zur Freigebigkeit. Unter anderem gab er in Plön auf Bitten der Stadtkollegien eine namhafte Summe zur Straßenpflasterung, was großen Jubel hervorrief. Bei dieser Zuwendung ließ er die Bemerkung fallen, daß ich sie ihm angeraten, und sagte dabei: „Ja, ja, aber der Reimers ist mir ein teurer Rat." Zur allgemeinen Freude erwiderte ich darauf: „Excellenz, guter Rat ist immer teuer!" Als sich bei dieser Gelegenheit der Bürgermeister von Plön, eine sehr dickleibige Persönlichkeit, Gablenz vorstellen ließ und auf eine Bemerkung von Gablenz äußerte: „Plön ist ein kleines, nahrungsloses Städtchen," klopfte Gablenz ihm auf den Bauch und sagte: „Na, na, es scheint doch gute Nahrung dort zu sein." — Bei den Audienzen war Gablenz sehr freundlich und gütig; ich war immer zugegen. Er war bestrebt, alles zu tun, was im Interesse der Provinz und für den einzelnen dienlich schien. Er haschte aber nach Popularität, und die hatte er auch mit seiner Leutseligkeit in hohem Grade erreicht."

Es bestand aber zur Zeit von Gablenz in Holstein auch eine preußische Partei, an deren Spitze Baron v. Scheel-Plessen stand; diese griff die Maßnahmen der holsteinischen Regierung immer feindlich an, es herrschte fortwährende Fehde. Die Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung durch Gablenz führte dann zum Bruch zwischen Österreich und Preußen. Als Manteuffel mit seinen Truppen die Eider überschritten und Gablenz sich nach Altona zurückgezogen hatte, hob Manteuffel die bisherige holsteinische Regierung auf und ernannte Scheel-Plessen zum Oberpräsidenten für Holstein; nun wurde Reimers „sofort" seines Amtes enthoben.

Reimers hatte Gablenz bis über die Elbe begleitet; die von ihm verfaßte Proklamation, die Gablenz in Altona erließ, hatte folgenden Wortlaut:

Abschieds-Proklamation
des k. k. Statthalters Freiherrn von Gablenz.

Einwohner des Herzogtums Holstein!

Der vertragswidrigen Besetzung des Herzogtums Holstein durch königlich preußische Truppen, die mich veranlaßte, den Sitz der Statthalterschaft und der Landesregierung nach Altona zu verlegen, sind Gewaltmaßregeln gefolgt.

Das Zusammentreten der infolge Allerhöchsten Auftrags von mir berufenen holsteinischen Ständeversammlung ist durch Waffengewalt verhindert, der Landtags-Kommissär verhaftet worden. — Durch eine Proklamation vom 10. d. M. hat der königlich preußische Gouverneur für das Herzogtum Schleswig ferner kundgegeben, daß er die oberste Regierungsgewalt auch in dem Herzogtum Holstein in die Hand nehmen werde; er hat in Ausführung dessen der von mir im Auftrage meines allergnädigsten Kaisers bestellten Landesregierung ihre Entlassung angekündigt und eine andere Zivilverwaltung bereits eingesetzt.

Preußische Truppen sind in Anmarsch auf Altona.

Die mir zu Gebote stehenden Streitkräfte waren nicht darauf berechnet, einem feindlichen Angriff der bisher verbündeten deutschen Macht Widerstand zu leisten; ich bin außer stande, mit meiner kleinen Schar der verübten Gewalt wirksam entgegenzutreten und das Recht zu schützen. — Um die Truppen nicht nutzlos zu opfern, weiche ich, einem allerhöchsten Befehle Seiner Majestät des Kaisers folgend, der Übermacht und verlasse mit ihnen das Land.

Brave Holsteiner!

Als ich auf Befehl meines allergnädigsten Herrn die Regierung Eures Landes übernahm, seid Ihr mir mit Vertrauen entgegengekommen, und Ihr habt dasselbe mir in wachsendem Maße bis heute bewahrt.

Nehmt meinen herzlichen Dank dafür.

Schwere Tage werden über Euch kommen. — Einstweilen wird die Gewalt herrschen; fügt Euch derselben mit Eurer bewährten Besonnenheit. — Bleibet aber auch in dieser neuen Prüfung treu Eurer guten Sache.

Euer Geschick steht in Gottes Hand; harret aus im Vertrauen auf eine glückliche Lösung.

Altona, am 12. Juni 1866.

Der kaiserlich königliche Statthalter für das Herzogtum Holstein.
Gablenz, Feldmarschall-Lieutenant.

Es darf hier noch erwähnt werden, daß Reimers während seiner Tätigkeit in Kiel sehr viel bei der Familie des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein verkehrte, und daß hier der Grundstein zu der Freundschaft und zu dem Vertrauen gelegt wurde, womit das Fürstenhaus den Verstorbenen bis an sein Lebensende beschenkte.

Er kehrte nach seiner Entlassung in sein Amt in Wandsbek zurück, das er bis zu seinem Eintritt in das Altonaer Kreisgericht im Herbst 1867 verwaltete. Bei seinem Abschied dort wurde ihm ein Fackelzug gebracht; die Bürgerschaft schenkte ihm zum Andenken einen prachtvollen silbernen Tafelaufsatz und die Stadtkollegien ernannten ihn zum Ehrenbürger der Stadt.

Während seiner Tätigkeit beim Kreisgericht in Altona — Reimers war auch hier zugleich Mitglied der Altona-Kieler Eisenbahn-Direktion — hat er zwei große, außerhalb seines Amtes liegende Sachen, zu deren Ausführung in anbetracht ihrer Bedeutung ihm vom Ministerium ein unbedingter Urlaub nach eigenem Ermessen bewilligt worden war, mit glücklichem Erfolge durchgeführt. Es waren dies die Rettung der sogenannten hessischen Silberkammer für den Landgrafen von Hessen aus den Händen der Nachkommen des weiland Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, sowie die Erwerbung der Prinzeß Charlotten-Stiftung für die Prinzessin Elisabeth von Hessen-Kassel, welche gleichfalls

von den genannten Erben an sich genommen war. Die Rettung der sogen. Silberkammer entbehrt nicht eines abenteuerlichen Zuges. Die Sachlage war kurz folgende:

Als der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. am 7. Januar 1875 starb, verständigte sich bekanntlich der nächste Thronerbe, der Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen, mit Preußen und verzichtete gegen eine namhafte Entschädigung auf seine Successionsrechte. Mit der Krone Kurhessens war auch die Benutzung der sogen. Silberkammer, welche Staatseigentum war, verbunden. Auf sie erhob nun der Landgraf von Hessen als nächster Successionsberechtigter Anspruch und zwar mit Einwilligung Preußens.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte die Silberkammer derzeit mit nach Prag genommen, wohin er sich, als über einen Teil seines Vermögens die Sequestration von Preußen verhängt worden war, begeben hatte; hier war sie im Wallensteinschen Palais untergebracht. Die Erben des Kurfürsten — die Fürstin von Hanau und ihre Kinder — verweigerten die Auslieferung der Kammer, und sollte sie daher zwangsweise erreicht werden. Dies gelang Reimers. Er hatte nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten vom Präsidenten des Prager Landgerichts eine Auflage an die Erben usw. erwirkt, die Silberkammer auszuliefern, und mit dieser Ausführung war ein Rat beim Prager Landgericht beauftragt. Gegen diese Auflage wurde von den Erben Beschwerde eingelegt, so daß das Verfahren sistiert werden mußte. Es erfolgte glücklicherweise ein ablehnender Bescheid. Gegen einen solchen konnte nach österreichischem Recht erst nach drei Tagen weitere Beschwerde geführt werden. Gelang es daher innerhalb dieser Zeit, die Silberkammer in Besitz zu bekommen und über die Grenze zu schaffen, so war die Sache gewonnen; dies zu verhindern, war die Aufgabe der Erben, die von ihnen nicht gelöst wurde, denn es glückte, noch vor dem Ende des dritten Tages die Silberkammer aus dem österreichischen Gebiet heraus zu befördern. Die Machenschaften der Gegner gingen so weit, daß der bis Dresden in dieser Veranlassung extra gemietete Eisenbahnwagen, in dem die Silberschätze waren, in Bodenbach — der Grenzstation zwischen Österreich und Sachsen, hier war die Kammer gerettet — heimlich abgehängt und zurückgestellt wurde. Dies wurde von Reimers zufällig und glücklicherweise bemerkt und trotz Widerspruchs des Bahnhofsverwalters geregelt. Es war die höchste Zeit, denn am anderen Morgen traf ein telegraphischer Befehl an den Bahnhofsverwalter in Bodenbach ein, den betreffenden Wagen zurückzuhalten. Der Kabinettsrat der Fürstin Hanau war persönlich in Wien gewesen und hatte ein Inhibitorium des österreichischen Staatsministeriums erwirkt; zu spät!

Weit wichtiger und von großem Erfolg begleitet war die Vertretung des Glücksburger und des Augustenburger Fürstenhauses durch Reimers in ihren Auseinandersetzungen mit der Krone Preußens. — Was zunächst die Ansprüche des herzoglich Glücksburger Fürstenhauses an die preußische Krone betrifft, so wurde durch sie die Leistung des sogenannten Plöner Äquivalents verlangt. Die Sache lag sehr schwierig. Seitens des Königs Friedrich V. von Dänemark war, um die selbständigen Plönschen Lande mit seiner Krone zu vereinigen, mit den erbberechtigten Nachfolgern in der Regierung in den Plönschen Landen — in denen damals der Herzog Ludwig Friedrich regierte, — nämlich mit den Prinzen Karl Ludwig und Peter August Friedrich ein Vergleich abgeschlossen, demzufolge den Prinzen gegen ihren Verzicht auf die Succession ein Äquivalent in Gütern und liegenden Gründen in der Art und Weise im dänischen Reiche angewiesen werden sollte, daß die Einnahmen aus ihnen denen völlig gleichwertig sein sollten, die aus den Plönschen Landen erzielt wurden. Diese

Anweisung erfolgte aber nicht, und es wurde durch eine allerhöchste Resolution des Königs Friedrich V. vom 27. Juni 1763 mit Zustimmung der Prinzen verfügt, daß ihnen bis zur erfolgten Anweisung der Güter aus liegenden Gründen vorläufig eine Geldentschädigung von 5000 Reichsbanktalern für jeden ausbezahlt werden sollte. Die Entschädigung entsprach aber nicht dem Wert der abgetretenen Plönschen Lande. Der Minister Graf Moltke hat in seinen Ausführungen über den Erwerb der Plönschen Lande dargelegt, daß die Krone Dänemarks eine jährliche Einnahme von 100 000 Reichsbanktalern durch den qu. Erwerb erzielt habe. Die Anweisung der Güter und liegenden Gründe ist aber, wie erwähnt, niemals erfolgt, und auf die endliche Leistung derselben ging der Anspruch des Glücksburger Fürstenhauses.

Das von Reimers in dieser Angelegenheit abgefaßte Memorandum ist auf Veranlassung des Professors Kries wegen seines staatsrechtlichen Interesses der Kieler Universitätsbibliothek einverleibt worden. Ein näheres Eingehen auf die rechtlichen und historischen Verhältnisse, welche zur Begründung des erhobenen Anspruchs dienten, würde hier zu weit führen. Es mag nur darauf hingewiesen werden, daß es sich um den schwierigen Nachweis handelte, daß der oben genannte Anspruch dem herzoglich Glücksburgischen (früher Holstein-Beckschen) Fürstenhause noch gegenwärtig zustände und daß er als eine Staatsschuld gegen die preußische Krone als die rechtlich verpflichtete Nachfolgerin des Königs Friedrich V. in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein geltend zu machen wäre. Das oben erwähnte Memorandum, über das sich auch der Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Zachariae in Göttingen in sehr anerkennender Weise ausgesprochen, wurde dem König Wilhelm überreicht, und er befahl die Prüfung desselben durch kommissarische Verhandlungen. Jahre vergingen, ehe die Sache gedieh. Der Herzog Karl war inzwischen gestorben und Herzog Friedrich Chef des Glücksburger Fürstenhauses geworden. Da ließ Finanzminister Bitter — wohl auf höhere Veranlassung — die schon abgebrochenen Verhandlungen wieder eröffnen, und als Vertreter der preußischen Krone wurde der Geheime Oberfinanzrat Dr. Hans Rudorff ernannt; mit ihm schloß Reimers als Bevollmächtigter des Herzogs Friedrich unter dem 31. Januar 1882 einen Vertrag ab, nach welchem dem Glücksburger Fürstenhause statt der bisher gezahlten Rente von 36 000 ℳ eine solche von 54 000 ℳ jährlich geleistet werden sollte. Dieser Vertrag wurde vom Abgeordnetenhause genehmigt und erhielt die allerhöchste Bestätigung.

Wie oben schon gesagt, vertrat Reimers auch das herzoglich Augustenburgische Fürstenhaus gegen die preußische Krone wegen Entschädigung für Verluste im deutsch-dänischen Kriege. Die Staatsregierung war hierbei wieder vertreten durch den Geh. Oberfinanzrat v. Rudorff und den Geh. Oberjustizrat Eccius. Das Resultat war groß; es wurde dem herzoglich Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburgischen Hause das Schloß Augustenburg auf Alsen, die Rechte des Staates an dem Stadtschloß in Sonderburg, insbesondere an der in demselben belegenen Kapelle nebst der fürstlichen Familiengruft und eine jährliche Rente von 300 000 ℳ zugesprochen. Reimers hatte auch hier die für Kaiser Wilhelm I. bestimmte Vorstellung entworfen; dieselbe wurde von dem damaligen Kronprinzen, dem Fürsten Bismarck, dem Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein und dem Justizminister Dr. v. Friedberg revidiert und genehmigt. Der Gesetzentwurf, welcher im Abgeordnetenhause glatt durchging, erregte im Herrenhause manche Bedenken, die aber — dem Willen des alten Kaisers Wilhelm entsprechend — fallen gelassen wurden; vergl. Gesetz vom 1. April 1885.

Auch im Hause der Abgeordneten ist Reimers tätig gewesen; er vertrat daselbst zuerst den 6. schleswigschen und später den 16. holsteinischen Wahlkreis; in Schleswig wurde er im November 1870 mit 139 Stimmen von 192 abgegebenen gewählt — ein Beweis, daß die Stadt ihren früheren Bürgermeister nicht vergessen hatte! — Er gehörte der nationalliberalen Fraktion an, die damals unter Bennigsen, Forckenbeck, Lasker, Miquel und anderen namhaften Personen die regierende Partei war. Er setzte u. a. bei der Beratung des Pensionsgesetzes vom 27. März 1872 den Absatz 2 des § 53 durch, nach welchem den Amtssekretären auf den Amtshäusern in Schleswig-Holstein ihre Dienstjahre bei der Berechnung ihrer Pension angerechnet werden sollten, was nicht anerkannt war. Ferner vertrat er im Abgeordnetenhause bei der Entschädigung der durch die Sturmflut geschädigten Distrikte den Eutiner Kreis und erreichte die von demselben beantragte Entschädigung von 20000 *M*.

Als Reimers im Jahre 1888 der schwere Schlag traf, seine Frau zu verlieren, sagte er sehr bald dem öffentlichen Leben Valet und wandte sich ausschließlich seiner amtlichen Tätigkeit zu. Bei seinem am 20. Mai 1894 gefeierten 50jährigen Dienstjubiläum wurde ihm der Kronen-Orden 2. Klasse und bei seinem Abschied aus dem Justizdienst in seinem 81. Lebensjahre am 7. Juni 1899 der Rote Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub verliehen.

Reimers durfte also auf eine ungewöhnlich große und vielseitige amtliche wie außeramtliche Tätigkeit und auf ein an Ereignissen reiches und an Erfolgen gesegnetes Leben zurückblicken.

Er hat seinem Fürstenhause und Vaterlande treu gedient. Und nicht nur seinem Fürstenhause, auch seinen Mitmenschen war er während seines ganzen Lebens ein treuer, zuverlässiger Berater und Freund; er benutzte seine Stellungen und seinen Einfluß, soweit er ihn nach oben und unten hin geltend machen konnte, stets nur zum Wohle seiner Mitmenschen; Egoismus lag ihm fern.

R.

Mein Vaterhaus.

Du altes Haus mit stroherm Dach
Und kalkgetünchtem Lehmgemäuer,
Wie oft noch rufst du in mir wach
Erinnerungen lieb und teuer!
Zwar hat dich längst der Zahn der Zeit
Und Menschenhand zerstört, vernichtet,
Doch stehst in schlichter Herrlichkeit
Vor meinem Geist du aufgerichtet.
Wie drängte durch die Fensterlein
Die Sonne sich so froh und helle;
Wie gern saß ich in ihrem Schein
Vor dir, mein Haus, auf morscher Schwelle.
Wie häufig schau' ich noch im Traum
Von diesem Sitze voll Verlangen
Empor zu jenem Apfelbaum
Und seiner Frucht mit roten Wangen.
Und wenn durch seine Zweige strich
Der Wind und sie begann zu rütteln,
Rief ich ihm zu, — und freute mich —
Noch etwas derber sie zu schütteln.
Und wenn dann lustig hier und dort
Die Früchte fielen hin zur Erde,
Wie trug ich sie dann jubelnd fort
Ins Apfelnest am Feuerherde.
Und wenn der Baum entblättert stand,
Ringsum der Winter herrschte wieder,
Wenn Schnee sich auf der Schwelle fand,
Am Dach Eiszapfen hingen nieder,
Dann saßen drinnen wir vereint
Am Ofen mit den blauen Bildern,
Und was mit jedem war gemeint,
Ich wußte treulich es zu schildern.
Das Mütterchen am Gartentor,
Zu welchem nicht der Schlüssel paßte,
Der Schneider, der den Hut verlor,
Der Bauer, der sein Gut verpraßte,
Auf hohem Berg das stolze Schloß,
Hier kühne Ritter, stolze Frauen,
Dort gar der Fürst mit seinem Troß, —
Wie war es herrlich doch zu schauen!
Und stahl sich wieder keck ins Haus
Der warme Strahl der Lenzessonne,
Dann eilte munter ich hinaus
Und fand im Freien Lust und Wonne. —
Du altes Haus mit stroherm Dach
Und kalkgetünchtem Lehmgemäuer,
Wie oft noch rufst du in mir wach
Erinnerungen lieb und teuer!

Oldesloe.

Johannes Suck.

Die Musikantenwirte in Weesby.

Von J. Rathje in Tondern.

Wir hatten schon lange die Absicht, einmal die in der weiteren Umgebung von Tondern überall bekannten „Musikantenwirte“ in Weesby aufzusuchen, von denen allerlei mystische Geschichten berichtet wurden. So sollten sie z. B. nie eine Türklinke, die vorher ein Fremder berührt hatte, mit der nackten Hand anfassen, sondern vielmehr ein Tuch oder eine Schürze zu Hülfe nehmen, auch ein Streichholz, das in ihrer Behausung gebraucht und weg-



geworfen worden war, als Teufelswerkzeug vorsichtig mit der Feuerzange aufheben und hinter den nächsten Wall werfen, und was dergleichen Eigentümlichkeiten mehr waren.

In einer für eine mehrstündige Wagenfahrt allerdings noch nicht recht geeigneten Zeit, im April, fuhren wir um 8 Uhr morgens aus Tonderns Südertor der Sonne entgegen, um diese Originale kennen zu lernen. Eine Fahrt zu solcher Zeit hat nicht gerade viel Angenehmes, zumal wenn ein kalter Nordwest einem in den Nacken pfeift und den Staub in dichten Wolken hinter dem Wagen herwirbelt. Die noch kahlen Bäume strecken langweilig ihre Zweige zum Himmel, und in der flachen Gegend schweift der Blick über die leeren Felder ungehindert bis an den Horizont. Noch lange liegt Tondern mit seinen Türmen hinter uns und wankt und weicht nicht. Auch nachdem wir das nächste Dorf, Seth, passiert haben, bleibt es sichtbar, bis es kurz vor Süderlügum dem Auge durch eine Bodenwelle verdeckt wird. Nach längerer Fahrt grüßt uns das weiße Kirchhofstor dieses Dorfes. Die Kirche mit dem dahinter liegenden Glockenturm bietet ein eigenartiges, altertümliches Bild. Weiter geht die Fahrt durch Sandwege, nachdem Süderlügum zur Rechten liegen geblieben ist. Das Landschafts-

bild verändert sich. Hier kultivierte, dort aufgeforstete und weiter nackte braune Heide, die aber durch das wellige Terrain nicht reizlos wirkt. Rechts grüßt uns aus grünem Laub das rote Dach einer Försterei, eine hübsche Abwechselung. Nachdem wir in Westrefeld im Kruge, der mitten in aufgeforsteter Heide liegt, Einkehr gehalten haben, geht es weiter durch Westre, das Kirchdorf Ladelund und Streichsand, bis wir nach 12 Uhr Weesby erreicht haben.

Und dann standen wir am Ziel unserer Reise, vor der niederen Strohdachhütte, wo Hans Dürby mit den Seinen seinen Gästen für gutes Geld frischen Trunk und für gute Mienen frohe Weisen kredenzt. Das Stilleben im Flur, wo die leeren Bierflaschen die letzte Träne dem Boden anvertrauen, übersehen wir nicht. Wir drücken die alte Klinke der Tür nieder und treten mit einiger Spannung in die niedrige Schenkstube ein. Es ist ein zweifenstriges, recht geräumiges Zimmer, an den Fenstern zwei, an der Rückwand beim Ofen ein braungestrichener Bauerntisch. An den Wänden entlang Holzbänke, als Wandschmuck Bilder aller Art, darunter ein Geiger namens Siemonsen, der wohl zu des Alten Glanzperiode eine bedeutende Rolle spielte.

Aber auch die neue Zeit hat in der Gestalt eines modernen Regulators ihren Einzug gehalten in diesen Raum. Auf den Tischen stehen statt des Feuerzeugs je ein Glas mit Wasser und Öl mit einem Schwimmer darauf, und die Nachtlampe ist fertig; daneben ein Gefäß mit Fidibussen. In dieser Umgebung, die noch durch einen hochbeinigen Ofen, einen sogenannten „Beileger," weil man ihn von der Küche aus heizt, vervollständigt wird, die drei alten Menschen, und wir haben ein Bild, gerade nicht besonders anmutig, aber doch von einer gewissen Harmonie. Nachdem wir uns eine Flasche Bier haben geben lassen, zu der kein Glas weiter verabreicht wird, — gewiß auch besser, — und uns etwas mit den alten Leuten unterhalten haben, gehen sie bereitwilligst auf unsern Wunsch ein, uns etwas vorzuspielen. Der alte 87jährige Hans Dürby spielt die erste Geige und singt auch noch humoristische Lieder mit einem Rest von fadenscheiniger Eleganz. Andres, der 85jährige Bruder, begleitet auf der Bratsche und Marie, die Haushälterin, spielt das Cello als Baß dazu. Es ist keine Musik, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann, das ist ja Geschmackssache; genug, wir sind nicht rasend geworden. Musik, Gesang und Saitenspiel haben hier immer eine Rolle gespielt, und der Alte hat gewiß einst auf seinem Instrument ganz Tüchtiges geleistet. Die Mutter der beiden Dürby starb vor etwa 15 Jahren, 102 Jahre alt; auch sie trieb Musik, rauchte die Pfeife wie ein Mann, spielte Karten mit ihren Gästen oder suchte sie durch dies und jenes zu unterhalten. Ihre Meinung war: wer in die Wirtschaft kommt, will unterhalten sein, und danach handelte sie und jetzt auch ihre Söhne. Hans Dürby, der älteste, aber doch der intelligenteste der beiden, hat in seinen jungen Jahren den Kaufmannsberuf erlernt und sich in allen Branchen versucht, bis er dann aus Liebe zu seinen Eltern oder zur Heimat, oder weil er beim unvorsichtigen Umgehen mit einer Schießwaffe das rechte Auge verlor, nach Weesby zurückzog, die Wirtschaft übernahm und einen ziemlich umfangreichen Handel betrieb, der mit dem zunehmenden Alter jedoch aufgegeben werden mußte.

Andres Dürby, einfach „Dres" genannt, ist wohl aus seinem Dorfe nicht herausgekommen; er scheint mehr ein Phlegmatiker zu sein, mit einigem Mutterwitz ausgestattet. Er sitzt gern in Mutters Ofenecke und raucht, doch folgt er sehr aufmerksam den Reden der Gäste, und mitunter blitzt es von verhaltenem Humor in seinen braunen Augen auf; er soll keinem eine Antwort schuldig bleiben. Sein Geigenspiel ist weich und angenehm. Die Haushälterin, die

jüngste des Trios, muß oft den Dolmetsch machen und zeigt uns dabei eine gute Auffassungsgabe, sie spielt den Baß nach dem Gehör und will gewiß nicht als Künstlerin gelten. Die Arme ist fast erblindet oder wird es sicher noch einmal, und doch ist sie guter Dinge und scheint ihrer dunklen Zukunft nicht zu gedenken. Das sind die drei Menschen, die da vor uns sitzen und uns aufspielen. Tiefe Runen hat die Zeit in ihre alten Gesichter geschrieben, die auch einst strahlten vor Lebenslust. Wie viele Hoffnungen haben sie begraben müssen, ehe sie, durch die Verhältnisse gezwungen, so äußerlich zufrieden und glücklich sich in diese Lebensart fügten? Das sind keine Menschen, die bewußt sich „Reklame" machen wollen mit ihrer Musik, mit ihrem Heim, mit ihrer Kleidung und ihrer ganzen Eigenart. Nein, nein, davon sind sie weit entfernt; wollte doch Herr Hans Dürby nicht einmal gestatten, daß das Schild „Schankwirtschaft von Hans Dürby" auf dem Bilde zu sehen sei, das wir von seinem Hause aufnehmen wollten. Es sind trotz aller Einfachheit und Dürftigkeit, die da zu uns spricht, viel zu vornehme Charaktere. Sie kämpfen auf ihre Weise ums tägliche Brot und wollen lieber stolz auf eigener ärmlicher Scholle sitzen als demütig am fremden Tisch. Die Reklame hat sich ihrer bemächtigen wollen, sie hätten dabei Geld verdienen können, aber sie haben abgewehrt. Sie wollen sich nicht zum Possenspiel für andere hergeben, sondern wollen nur mit ihrer Musik ihre Gäste unterhalten und erfreuen. So wie sie leben, sind sie zu



leben gewohnt, und Besseres wünschen sie sich nicht mehr. Es hat uns doch gefreut, den alten Leuten einen Besuch gemacht zu haben. Das Bild ihres Hauses nahmen wir als Erinnerung mit.

Danach ging es in scharfem Trabe den Weg zurück, um bis 7 Uhr auf Station Süderlügum sein zu können, wohin das Fuhrwerk gehörte. Uns führte dann die Bahn nach Tondern zurück.



Hamburgs Wälle und Wallanlagen in ihrer Entwicklung vom 17. bis zum 20. Jahrhundert.

Von Professor **C. Büchel** in Hamburg.

I.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts lag das Gebiet des späteren Michaeliskirchspiels noch außerhalb der Festungswerke.[1]) Im Westen und Nordwesten erstrecken sich die Wälle von der Elbe bis zur Alster da, wo sich jetzt die Straßen Baumwall, Steinhöft, Admiralitätsstraße und Neuerwall befinden. Lage und Form dieser Wälle mit ihren langen Streichwehren und Rondelen sind auf älteren Plänen und Ansichten deutlich zu erkennen.[2])

In den ersten Jahren des dreißigjährigen Kriegs sahen sich Rat und Bürgerschaft veranlaßt, der Stadt einen stärkeren Schutz zu geben. Es wurden neue Werke angelegt, das Michaeliskirchspiel wurde in die Befestigung mithineingezogen, die Wälle wurden dort angelegt, wo sie bis zu der gänzlichen Entfestigung der Stadt nach der Franzosenzeit geblieben sind, mit starken, eckig vorspringenden Bastionen versehen und außerdem durch jenseits des Grabens liegende Außenwerke, Ravelins, die Schanze Ferdinandus in der Alster und das Hornwerk an der Elbe geschützt.

Man benannte die Bastionen nach den Vornamen der damaligen Ratsherren: von der Elbe bis zum Millerntor: Johannes, Albertus, Casparus; vom Millerntor bis zum Dammtor: Henricus, Eberhardus, Joachimus, Ulricus, Rudolphus; vom Dammtor bis zur Alster: Petrus, Didericus; David lag in der Alster, dann folgten bis zum Steintor: Vincent, Hieronymus; bis zum Deichtor: Sebastianus, Bartholdus; bis zum Brooktor: Ericus, Nicolaus; zwischen Brooktor und Sandtor: Gerhardus; endlich bis zum Niederhafen: Ditmarus, Hermannus, Georgius.

Der Plan von 1644 zeigt bereits an einigen Stellen des Walles Bäume, im 18. Jahrhundert waren die Wälle ringsum mit Alleen von Ulmen (Ipern) bepflanzt. „Im Jahre 1772 machte der Spaziergang auf dem Walle[3]) einen ebenen Weg von mehr als 1½ Stunde aus, der fast durchgängig nach der Schnur mit doppelten alten großen, schattigen Ipernbäumen besetzt ist und auf mancher Stelle einem dicken Walde gleichet, der zu keiner Zeit von den Strahlen der Sonne durchdrungen werden kann. Man darf hier fast zu allen Zeiten ungehindert fahren, reiten und gehen, und man wird ihn selten besuchen, ohne Fußgänger, Caroßen, Carriolen und Reiter anzutreffen. Für die Fahrenden ist ein breiter, ebener Weg gemacht, die Fußgänger aber finden nahe an der Brustwehr einen mit Kieselsand bedeckten harten, ebenen Boden."

In einer anderen Schilderung[4]) heißt es: „In 1½ Stunden mäßigen Schrittes umgeht man die Stadt auf ihren Wällen von der Schifferbörse, dem Bollwerk an der Elbe, das hölzerne Wams genannt, bis zur Bastion Albertus am Stintfang, auf festgestampften Fußwegen unter dem Schatten stämmiger Ulmen und Linden, die hier und da auf den breiten Seitenplätzen des Fahrweges mit

---

[1]) Gaedechens: Die Befestigung Hamburgs im Mittelalter. Koppmann: Aus Hamburgs Vergangenheit. I.

[2]) Lappenbergs Programm der dritten Sekularfeier der Bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs enthält einen Prospekt von 1587 und einen Grundriß aus der Zeit um 1570. Plan von 1644 von Arnoldus Petersen.

[3]) Hamburgs Annehmlichkeiten von einem Ausländer beschrieben. J. P. W. (d. i. Willebrand). 1772.

[4]) Dr. F. J. L. Meyer (der letzte Domherr): Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. Bd. II, 4. Heft. 1802.

Wäldchen von eben diesen Bäumen abwechseln. Sie sind, nach den Abteilungen eines Fortifikationswerkes, geradlinig, in abgemessenen Zwischenräumen und nicht nach den Regeln der neueren Gartenkunst gepflanzt, sind das ehrwürdige Erbteil unserer Vorfahren." Unterhalb der Bastion Albertus, zwischen dieser, dem „stockenden, trüben" Stadtgraben und dem jenseitigen Hornwerk lagen die Pflanzungen des sogenannten Fortifikationshauses, das (1767 angelegt) im Sommer von Gesellschaften zu großen Mittags- und Abendschmäusen benutzt wurde.[1]) „Die bis an die Brücke des Millerntors fortgeführten und, soviel das schmale, abschüssige Terrain der Wallhöhe es gestatten wollte, abwechselnden Schattengänge sind einsam, vertraulich, geschützt gegen die herrschenden rauhen Winde. Kaum dem Stadtgewühl entgangen, findet man sich hier wie in der stillen Parktiefe eines entfernten Landsitzes, umgeben von Vogelchören und vom fernen Wassergemurmel des Abflusses im Stadtgraben."

Auch jenseits des Stadtgrabens waren einige Fuß- und Fahrwege mit Bäumen bepflanzt. So führte vom Millerntor nach dem Dammtore hin ein Fußsteig, welcher der Philosophenweg genannt wurde.

Dank seiner starken Befestigung war Hamburg von den Greueln des dreißigjährigen Kriegs verschont geblieben; nun aber, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, hatte man sich von der Notwendigkeit der Entfestigung überzeugt.[2]) „Das Fortifikations-Departement beauftragte den Ingenieur-Offizier Lührsen, Gutachten und Vorschläge zu entwerfen. Derselbe starb jedoch, ohne dies getan zu haben. Die Übertragung seiner Stelle an den geschickten und tätigen Richard, sowie die Unruhe der Zeit brachte in den Jahren 1800—1804 die Sache aufs neue in Anregung. Am 18. Oktober 1804 beantragte E. H. Rat bei der Erbgesessenen Bürgerschaft, daß alles, was Hamburg einer Belagerung aussetzen könnte, weggeschafft werden sollte. . . ."

Die Bürgerschaft trat allen Vorschlägen bei, und bereits im November 1804 machte man den Anfang damit. Es wurden einige Außenwerke demoliert, ganz besonders notwendig war aber, nach Richards Begründung, die Wegschaffung der gewölbten Tore. Trotzdem waren im Jahre 1810 mehrere Haupttore mit ihren Zugbrücken erhalten, außerdem blieben[2]) „die Bastionen und die fausse-braie, diese sich gegenseitig deckenden, mit einander korrespondierenden und in solcher Beziehung das Hauptwesen einer Festung ausmachenden Teile, ein Umstand, welcher der Absicht zu entfestigen sich unmittelbar widersetzen mußte." Der Topograph v. Heß hatte schon 1810 Bedenken geäußert, ob denn wirklich die Stadt genügend entfestigt sei.

Unter Leitung des Kunstgärtners Altmann, der zu diesem Zweck alljährlich im Frühjahr und Herbst von Bremen nach Hamburg kam, begannen die Anpflanzungen im Jahre 1805 auf den Bastionen David, Didericus und Vincent und wurden im folgenden Jahre auf Albertus und Casparus sowie von Vincent bis zum Steintor fortgesetzt. Im Jahre 1810 schildert v. Heß die Beschaffenheit des Walles:[3]) „Die Bastionen des inneren Walles sind mit ihren abgetragenen Brustwehren in Promenaden, Bäumen-Reviere und Fragmente von Englischen Partien verwandelt. Der Fahrweg wird von diesen und der einstmaligen Courtine durch ein bloßes Banquet getrennt, das so, wie jener Weg, mit jungen Bäumen bepflanzt ist. Die alten Alleen sind, einige spär-

---

[1]) Dr. F. J. L. Meyer (der letzte Domherr): Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. Bd. II, 4. Heft. 1802.

[2]) Akten des Stadtarchivs. Bericht der Senats-Commissarii Jencquel und Dr. Hasse vom 27. Oktober 1817.

[3]) Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben. 1810.

lichen Strecken abgerechnet, umgehauen. Die neuen Anlagen machen auf Mannichfaltigkeit, Abwechselung und auch bereits mit Recht auf Verschönerung Anspruch. Ausgebildet von der Zeit werden sie den kommenden Generationen einen un=



gleich höheren Grad von Genuß gewähren als der jetzigen, die sich noch mit dankbarer Rührung der dunklen, hohen Schattengänge erinnert, welche die alten Hamburger zum Ausruhen für ihre Enkel einst gepflanzt hatten." Ferner er=

wähnt v. Heß einen Garten, der auf Ferdinandus angelegt war und mit dem daranliegenden Hause von dem jedesmaligen Chef der Fortifikation benutzt wurde, außerdem eine Anlage auf Vincent, wo sich damals das Büsch-Denkmal befand. „Den Denkstein umgibt eine Anpflanzung von Pappeln, Akazien und Tränen-Weiden. In einer naheu Entfernuug vom Monument ist ein ovaler Fleck mit Cerastium tomentosum L. dicht überwachsen. Die silbergrauen, nur wenig über dem Boden hervorragenden Blätter geben dem Grabeshügel das Ansehen eines sich aus dem Busen der Erde selbst erhebenden, leise aufliegenden Leichensteines."

Nachdem am 13. Dezember 1810 Hamburg dem Kaiserreich Frankreich einverleibt war, blieben die Festungswerke halb demoliert liegen bis zur Ankunft des Obersten Tettenborn am 18. März 1813, der am 7. April mit der Wiederbefestigung beginnen ließ, aber schon am 30. Mai wieder abzog, und nun, nachdem die Franzosen eingerückt waren, wurden die Festungswerke vollständig wiederhergestellt. Im großen Umkreise wurden die Gebäude erst abgebrochen, dann niedergebrannt und alle Anpflanzungen verwüstet. Später als im übrigen Deutschland schlug für Hamburg die Stunde der Befreiung; erst am 29. April 1814 flatterte die von Frauen und Jungfrauen gestickte weiße Fahne auf dem Michaeliskirchturm.[1]

Im Jahre 1816 wurde von E. H. Senate eine Kommission von Sachverständigen — Wasserbaudirektor Woltmann, Grenzinspektor Reinke, Stadtingenieur Heinrich, Oberspritzenmeister Repsold — niedergesetzt und den Senatoren Dr. Hasse und Jencquel untergeordnet. Ihre Aufgabe war,[2] „zweckmäßige Vorschläge zu machen, wie die Festungswerke der Stadt dermaßen zu demolieren sein möchten, daß 1. die Stadt komplet entfestiget werde und zwar so, daß sie 2. auch für die Zukunft entfestet bleibe oder daß die Wiederherstellung der Festung, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwierig gemacht werde, 3. daß der Stadt dabei die nötige Sicherheit sowohl im allgemeinen als in polizeilicher Hinsicht verbleibe, 4. daß übrigens auf Ersparung und auf vorteilhafte Benutzung der entstehenden Plätze gesehen, endlich 5. auch das zweckmäßig Angenehme und Schöne der künftigen Anlagen in Betracht gezogen werde." Es wurden drei Entwürfe eingereicht. Die Senats-Commissarii beantragten die ungesäumte Entfestigung so, daß Hamburg „eine gegen grobes Geschütz unhaltbare Stadt, urbs ad tormenta imbellis, jedoch kein offener Ort, sondern eine ville close sein solle, ad manuarias pugnas munita," und erklärten sich für den dritten Plan auch aus dem Grunde, weil sich hierbei mehr das Schöne und Angenehme der künftigen Anlagen mit dem Notwendigen vereinigen ließe. Nach diesem Plan sollten „Wall und Graben beibehalten, alle Bollwerke bis auf den natürlichen Boden abgetragen und die Erdmasse zur Anstärkung der äußeren Wallböschung, Ausfüllung und Wegschaffung der Fausse-braien angewendet werden. Um dem Graben die Festungsform zu nehmen, sollten die vorspringenden Spitzen durch Abgraben, die zurücktretenden Winkel aber durch Verschüttung abgerundet werden, und dadurch sollte der Graben eine geschlängelte Form erhalten."

Am 16. Dezember 1819 erklärte sich die Erbgesessene Bürgerschaft mit der Demolition der Festungswerke von Stadt und Vorstadt sowie der dafür vorgeschlagenen Kostendeckung angetragenermaßen einverstanden. Die Kosten wurden aufgebracht durch eine besondere Entfestigungssteuer, welche in ähnlicher Weise

---

[1]) Marianne Prell, Erinnerungen aus der Franzosenzeit.
[2]) Anlagen-Protokoll der Entfestigungskommission. Stadtarchiv.

erhoben wurde wie die nach der Franzosenzeit im Jahre 1815 beschlossene allgemeine Kriegs- und Vermögenssteuer. Die Arbeiten begannen am 24. März 1820 unter der Direktion des Stadtingenieurs Heinrich; da aber derselbe mit anderweitigen Arbeiten überhäuft war, so wurde schon im nächsten Jahre Hauptmann Schwarz aus Lübeck berufen, um die fernere Leitung der Entfestigungsarbeiten zu übernehmen. Die Leitung der Anpflanzungen wurde auch jetzt dem Bremer Kunstgärtner Altmann übertragen.



Bei der Ausführung wich man jedoch mehrfach von dem ursprünglichen Plan ab. Erhalten blieben die Bastionen Albertus als Elbhöhe, Vincent als Alsterhöhe und Sebastianus als Altmannshöhe. Man scheint hierbei berücksichtigt zu haben, was Dr. Meyer im Jahre 1802 geäußert hatte. Nachdem er rühmend anerkannt hat, was das Fortifikations-Departement zur Verschönerung der Wallpromenade täte, daß junge Bäume an die Stelle abgängiger Stämme gesetzt und auf Standorten zu vorzüglichen Aussichten Ruhesitze angelegt würden, fährt er fort: [1]) „Mehr könnte hierin geschehen, einige gut gelegene Bastionen könnten zu weiten Übersichten, zu englischen Anlagen, zu malerischen Ansichten und anmutigen Ruheplätzen benutzt werden, wenn die unantastbare Ehre der Befestigungswerke etwas mehr von ihrer großen Strenge nachließe. Was z. B. wäre nicht aus den beiden Bastionen Albertus und Vincent mit ihren Umgebungen zu machen! Dort die Aussicht über einen Teil der Stadt und des Hafens, auf die Elbe, das benachbarte Altona und seine Gegend, hinaus bis an die Höhen von Blankenese; hier eine von jener wieder ganz verschiedene Ansicht, die beiden kleinen Alsterseen und ihre Ufer in und außer der Stadt, mit dem Jungfernstiege und der Vorstadt St. Georg." Jetzt, 20 Jahre später, wurde sein Wunsch erfüllt (Albertus 1821 vollendet, Vincent 1829), und als dritten Aussichtspunkt fügte man hinzu die Altmannshöhe (1832). Nach der Stadtseite war der Blick allerdings in der Nähe weniger erfreulich. Unter sich hatte man den Schweinemarkt, der bis zum Brande auch als solcher benutzt wurde, und zwar Sonntags, so daß man damals ein seltsames Konzert genießen konnte: das Geläute der Kirchenglocken, begleitet vom Grunzen und Quieken der Schweine. [2]) Vor sich hatte man die Steinstraße, die in der Gegend des später erbauten „Großherzog von Mecklenburg" durch den Gasthof „Zum blauen Engel" eingeengt war. [3]) Aber erhob man den Blick, so hatte man das ganze Stadtbild mit seinen stattlichen Türmen vor sich. Wendete man sich um, so sah man hinab auf den Stadtgraben, über die nur teilweise bebaute Vorstadt St. Georg und die Niederung des Hammer Brook auf die Ober-Elbe und deren jenseitiges Ufer. Rechts und links schweifte der Blick über die herrlichen Wallanlagen. — Außerdem wurde des Elbpavillons wegen ein Teil der Bastion Casparus in der alten Höhe beibehalten und ein kleiner Teil der Bastion Henricus „so, wie es nach Herrn Repsolds Angabe die Erbauung des Observatorii auf diesem Platze erforderte."

Nun aber regte sich die Besorgnis, infolge der Beibehaltung dieser Bastionen könne die Stadt nicht genügend entfestigt sein, und daher empfahl Schwarz als ratsam, zwei Bastionen mit der Courtine gänzlich aus der Infensionslinie verschwinden zu lassen, Petrus und Didericus, und gleichzeitig als direkte Kommunikation des alten Jungfernstiegs mit den Wallanlagen an der Alster einen neuen Jungfernstieg anzulegen. Höheren Orts erklärte man sich mit diesen Vorschlägen einverstanden, der betreffende Teil des Walles wurde rasiert, und es entstand die Esplanade, deren Häuser nach einem von der Baudeputation vorgeschlagenen Plan erbaut werden mußten. [4]) Mit dem Bau dieser Häuser wurde im Jahre 1828 der Anfang gemacht.

Im Jahre 1833 waren die Hauptarbeiten auf dem Walle vom Johannisbollwerk und Stintfang an bis zum Deichtor vollendet, an der Elbseite hatten die Entfestigungsarbeiten nicht in gleicher Weise gefördert werden können, weil

[1]) Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, Bd. II, 4. Heft.
[2]) Buek, Hamburg und seine Umgebungen im 19. Jahrhundert. 1844, S. 21.
[3]) Buek, Hamburg und seine Umgebungen.
[4]) Akten der Entfestigungskommission.

sie in engem Zusammenhang mit der projektierten Eindämmung des Grasbrooks standen; nur Georgius war zum Garten eingerichtet, und inmitten der Anlagen ein Dampfbad, das Wilhelminenbad, angelegt. Auch später ist hier nur wenig für die Verschönerung des Walles getan. Auf einem Plan von 1845 ist von St. Annen bis zur Kehrwiederspitze eine Baumreihe angegeben.

Versucht man nun, sich ein Bild von den damaligen Wallanlagen zu machen, so muß man vor allem berücksichtigen, daß Hamburg noch eine geschlossene Stadt geblieben war, rings umgeben von hohen Wällen, mit einziger Ausnahme der Strecke vom Dammtor bis zur Alster. Die Häuser lagen also unterhalb des Walles, wie es bis zum letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bei den Hütten noch der Fall war. Von der Höhe des Walles sah man überall auf den Spiegel des Stadtgrabens hinab, der sich in Schlangenlinien von der Elbe bis zur Alster und von da wieder zur Elbe hinzog, und nur durch das Millerntor, Dammtor, Steintor und Deichtor unterbrochen war.

Ferner muß man sich einige Gebäude: Seewarte, Kunsthalle, sowie alles, was mit dem Bau der Eisenbahn zusammenhängt, hinwegdenken, dafür aber sich ins Gedächtnis zurückrufen, daß oben auf dem Wall eine Anzahl von Baulichkeiten lagen, die jetzt verschwunden sind. Auf Johannisbollwerk befand sich die englische Kirche und ein Wachtgebäude. Ein Wachthaus für das Bürgermilitär lag auch auf Vincent. Wachen und Pulvermagazine waren ferner auf Ulricus für die Bürgerartillerie und auf Eberhardus für die Garnisonsartillerie, die sich hier unter dem Protektorat ihres Kapitäns Wertheim einen Garten angelegt hatte. Unter Hieronymus war 1830 eine Firniskocherei angelegt; mitten in der Alster auf Bastion David erhob sich das Büschdenkmal, wohin es 1828 verlegt war und bis zu den sechziger Jahren blieb, während das alte Lombardsgebäude bereits 1827 entfernt war. Einen eigenartigen Anblick bot, als charakteristischer Bestandteil des Alsterbildes, die Windmühle auf dem Platz zwischen der jetzigen Lombardsbrücke und der damaligen, die mit Ausnahme ihrer steinernen Flügel ganz von Holz erbaut war und eine geringere Spannweite besaß als die jetzige. Dazu kamen die Windmühlen auf Bartholdus beim Deichtor, auf Henricus bei der Sternwarte und die durch ihre 5 Flügel berühmte beim Elbpavillon.

Wolf (Fuchs) und Schafe (Gänse).

Ein Spiel der Jugend.

Von **G. F. Meyer** in Kiel.

„Wolf und Schafe" kann nur auf Straßen und Plätzen gespielt werden, die zum Verstecken Gelegenheit bieten. Eine bestimmte Strecke des Spielplatzes wird durch zwei Ziele abgegrenzt. Von den zehn bis zwanzig Spielern scheidet nach freier Wahl einer als „Hirte" aus und nimmt an einem Ende des Platzes Aufstellung. Ein anderer Spieler wird „Wolf (Fuchs)," der sich zwischen beiden Zielen ein Versteck sucht. Die übrigen Spieler sind „Schafe (Gänse)," die sich am andern Ende des Spielplatzes versammeln. Nun beginnen Wechselrufe (s. unten) zwischen den „Hirten" und den „Schafen," während sich der „Wolf" hinter einem Baume, einem Erdhügel, einem Zaune oder einem Hause verborgen hält. Nach dem letzten Rufe durcheilen die „Schafe" den Platz, der „Wolf" kommt unversehens aus seinem Versteck hervor und sucht ein „Schaf" zu ergreifen. Gelingt es ihm nicht, so bleibt er „Wolf"; gelingt es ihm, so

nimmt der ergriffene Spieler seine Stelle ein. Er sucht ein Versteck, die „Schafe" kehren auf die „Weide" zurück (in einigen Gegenden auf einen besonderen Ruf des „Hirten"), und mit den Wechselrufen wird ein neues Spiel eingeleitet. Der erste „Wolf" befindet sich jetzt unter den „Schafen"; der „Hirte" behält seinen Posten, bis er dessen überdrüssig wird und ein anderer Spieler bereit ist, an seine Stelle zu treten. —

Prof. Handelmann schreibt über dieses Spiel (S. 111):

„W. Mannhardt: „Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde" deutet das Spiel als „Überbleibsel eines alten mythischen Leiches," welcher einen Naturvorgang dramatisch darstellt. Der Roggenwolf ist der Sturm mit Gewitter und Regen; unter den Schafen, denen er nachstellt, sind die Federhaufwolken (Cirrocumuli) zu verstehen, welche die Volkssprache in ganz Deutschland als „Lämmer" bezeichnet. Erfahrungsmäßig herrscht Windstille und heitere Luft, wenn diese Wolkengebilde am Himmel erscheinen; (dann liegt der Roggenwolf gefangen, „zwischen Sonne und Mond," wie ein niederländischer Reim sagt.) Nach uralter Volksbeobachtung jedoch bricht unbedingt in kurzer Zeit nachher der Sturm oder Regen hervor; (dann reißt der Wolf sich los und verzehrt die Lämmerwölkchen.)" —

Wechselgespräche:

1. All myn Schaep to Hus! —
Ik dörf nich! —
Wo faer nich? —
Faer de grote Roggenwulf! —
Wo sitt he denn? —
Achter'n Tuen! —
Wat maekt he daer? —
He slippt sin Täen! —
Wat will he denn? —
All de Schaep de Käel afbiten! —
(De bösen Wülfe sünt gefangen
Twischen tween ysern Stangen.)
All myn Schap kaemt to Hus! —
(Müllenhoff S. 487.)

2. Schap, Schap, kamt to Hus! —
Wi dröft nich! —
Worum nich? —
Dar stait en groten Wulf vor de Dör. —
Wat deit he? —
Slippt Messen! —
Wat will he damit doen? —
He will uns all de Kehl affniden.
(Schütze, Idiotikon.)

3. Schap, gaht to Wei'! — —
Schap, Schap, kamt to Hus! —
Wi könnt nich! —
Worüm nich? —
Vör'n Wolf nich! —
Wo is de? —
Achter'n Bom! —
Wat makt he dar? —
Makt Messer un Gabel scharp! —
Wat will he darmit? —
All de Schap den Kopp affnied'n! —
Schap, kamt flink to Hus! —
Südl. Lauenburg. (Lehrer Vagt, Kükelühn.)

4. Schap, Schap, kamt to Hus! —
Wi dörft ni! —
Woför ni? —
Vör de Wolf ni! —
Wo is de Wolf? —
Eb'n achter Großvadder sin Schün! —
(„Achter'n Föder Heu un lurt up mi!")
Wat mak'e dar? —
Putzt all de Messer un Gabeln blank! —
Wat will'e damit? —
All de Schap de Ohr'n affnied'n! —
Schap, Schap, kamt to Hus!" —
Eckernförde (Lehrer O. Arp).

5a. Schap, Schap, kamt to Hus! —
Ik dörf ni! — [1])
Woför ni? —
Vör de Wolf! — [2])
Wo is he? —
Achter'n swarten Barg! — [3])
Wat deit he dor? —
He sliept Gabeln un Messer! —
Wat will he damit? —
Uns all den Kopp affnied'n! — [4])
Schap, Schap, kamt to Hus! —
Lohe bei Rendsburg. (Lehrer E. Dittmer in Neumünster.)

b. oder:
[1]) Wi könnt ni! —
[2]) De Wolf is dar! —
[3]) Achter de Barg! —
[4]) All de Schap de Ohr'n affnied'n! —
Gr.-Wittensee.

6. Schap, Schap, kamt gau to Hus! —
Kann nich! —
Woför nich? —
Vör de Wolf! —
Wat deit he di? —
He bitt mi! —
Wat bitt he di? —
Een Lock! —
Wo grot? —
As 'n Stück Brot! —
Wo lütt? —

As 'n Stück Grütt! —
Schap, Schap, kamt gau to Hus! —
Fockbek bei Rendsburg. (Lehrer E. Dittmer in Neumünster.)

7. Alle meine Schäflein, kommt zu Haus! —
Wir wollen nicht! —
Warum denn nicht? —
Der Wolf ist da! —
Wo ist er? —
Hinter'm Tor! —
Was frißt er? —
Fleisch! —
Was trinkt er? —
Blut! —
Alle meine Schäflein, kommt zu Haus! —
Schnelsen (Lehrer E. Lorenzen).

8. Alle meine Lämmlein geh'n auf die Weide. — —
Alle meine Lämmlein kommen von der Weide! —
Wir können nicht! —
Warum nicht? —
Der Wolf ist da! —
Was frißt er? — Fleisch! —
Was trinkt er? — Blut!
Mölln i. Lbg. (Lehrer Jochimsen, Hamburg).

9. Gös, Gös, kamt to Hus! —
Wi dörft nich! —
Woför nich? —
Vör de Wolf nich! —
Wo is de Wolf? —
Achter'n Tun un lurt up mi! —
Wat makt he dar? —
Sliept Messer un Scher'n! —
Wat will he damit? —
All de Gös de Kopp affnied'n! —
Gös, Gös, kamt to Hus! —
Schuby (Schwansen).

10a. All min Gös, kamt to Hus! —
Wi könnt ni! —
Worum ni? —
De Wulf is dar! —
Wat makt he dar? —
Leggt Eier! —
Wie seht se ut? — [1])
Gries, grau, grimmelig! — [2])
All min Gös, kamt to Hus! —
Kiel.
b. oder: [1]) Wovel? —
[2]) Dre ro' un dre gel!
Eiderstedt.

11. Piedergänsken, kamt to Hus! —
Wi darfen nich! —
Woför? —
För den Wolf! —
Wo is de Wolf? —
Achter dem Barg! —
Wat deit he da? —
Plückt sick Blömkens! —
Wat deit he mit de Blömkens? —
He makt sick en Kränzken! —
Wat deit he mit dem Kränzken? —
He streept't sick up sin Swänzken! —
Wo lang? —
As een Bank! —
Wo grot? —
As een Brot! —
Wo spitz? —
As een Sabel! —
Wat krüpt dar? —
Müskens! —
Wat flügt dar? —
Vögelkens! —
All mine Pulegöschen, kamt to Hus! —
(Handelmann S. 77.)

12. All min Pielegös, kamt to Hus! —
Wi könnt nich! —
Worüm nich? —
De Voß sitt achter'n Barg! —
Wat deit he dar? —
He wett sin Metz! —
Wat will he damit? —
He will uns all den Kopp affnied'n! —
Pielegös, kamt to Hus! —
Stormarn (Lehrer Schoer in Kiel).

13. Gös, Gös, kamt to Hus! —
Wi koen nich! —
Woför nich? —
Vör de Voß nich! —
Wo is de Voß?
He sitt achter de Busch un schlippt Messer! —
Wat will he mit de Messer? —
Uns de Kopp affschnie'n! —
Gös, Gös, kamt to Hus! —
Süderbrarup (Lehrer Tolck in Hassee).

14. Gęlgöschen, Gęlgöschen, kumm flink to Hus! —
Jk kann nich, vör'n Voß nich! —
Wo sitt de Voß? —
Achter'n Tun! —
Wat deit he dor? —
Slipt Messer! —
Wat will he dormit? —
All de Gęlgöschen den Kopp affnid'n! —
Gęlgöschen, Gęlgöschen, kumm to Hus! —
(L. Frahm.)

15. Husch! Husch! kamt to Hus!
Jk kann nich! —
Woför nich? —
De Voß sitt achter'n Tun un plückt Gös! —
Husch! Husch! kamt to Hus!
Nortorf. (Lehrer W. Ehlers in Bramstedt.)

16. All min Göschen, kamt to Hus! —
Wi könnt ni! —
Woför ni? —
Vör de Voß ni! —
Wo sitt de Voß? —
Achter'n Barg!
Fehmarn (Lehrer Voß in Burg a. F.)

17. Kük'n, Kük'n, kamt to Hus! —
Könnt nich! —
Warum nich? —
De Voß is dar! —

Wat deit he dar? —
Leggt Eier! —
Wovel? —
Ficfunföftig! —
(Wie seht se ut? —
Gries, grau, grimmelig! —)
Kük'n, Kük'n, kamt to Hus!
Bramstedt (Lehrer W. Ehlers).

18. Gös, Gös, flegt to Fell'! — —
Gös, Gös, kamt to Hus! —
Wi könnt ni! —
Woför ni? —
Vör'n Voß! —
Wat deit he denn? —
He sitt achter'n Tun un leggt Eier! —
Wovel? —
Tweeunföftig! — (od. and. Zahl.)
— — — — — — — —
Denn kamt un supt all de Eier ut! —
Kr. Rendsburg. (Lehrer Vollstedt in Kiel.)

19. All min Gös, fleigt to Fell'! — —
All min Gös, kamt to Hus! —
Wi könnt nich! —
Woför nich? —
Vör'n Voß nich! —
Wo is de Voß? —
Achter'n Tun! —
Wat deit he dor? —
Leggt Eier! —
Wovel? —
Dre gel! —
Wo lang? —
As 'n Band! —
Wo grot? —
As 'n Brot! —
Wo lütt? —
As 'n Bütt! —
All min Gös, kamt to Hus!
Kükelühn bei Hansühn. (Lehrer Vagt.)

20. All min lev Göschen, kamt to Hus! —
Wi könnt nich! —
Woför nich? —
Vör'n Voß nich! —
Wo sitt he? —
Achter'n Barg! —
Wat deit he dor? —
Leggt Eier! —
Wovel? —
Hunnertfiefunföftig! —
Wo grot? —
As 'n Brot! —
Wo lütt? —
As 'n Töller voll Grütt! —
Wer schall de besten hem? —
Du! —
De schlechsten? —
De Voß! —
All min lev Göschen, kamt to Hus! —
Pönitz (Fürstentum Lübeck).

21 a. All min Gjäsling, kommt to Hus! —
Wi kaen nich! —
Woför nich? —
Vör de Fuchs! —
Wat makt he? —
Eier! —
Wi grot? —
As 'n Hus! —
All min Gjäsling, kommt to Hus! —
b. All min Schape, kamt to Hus! —
Wi daern nich! —
Woför nich? —
Vör de Wolf! —
Wo sitt de? —
Achter'n Hus! —
Wat makt he dor? —
Sliept Scheren! —
Wo lang? —
As en Bank! —
Wo hoch? —
As en Hus! —
All min Schape, kamt to Hus!
Niebüll. (Carstensen in Achtrup.)



Mitteilungen.

1. Was man um 1670 an Vieh-, Hausgerät usw. in einem Sylter Predigerhause fand. Von Christian Jensen in Schleswig. (Nachdruck verboten.) Als ich vor Jahren für mein Buch: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Hamburg 1891" Material sammelte, mußte ich manche interessante alte Akte, die bisher noch nicht veröffentlicht wurde, für spätere Verwendung zurücklegen, weil der Stoff schon so erheblich über den Voranschlag anwuchs. Ich gebe hier nach dem Original das Güterverzeichnis des Pastors Joachim Rhan in Keitum, der dort von 1641 bis 1669 Prediger war und 1675 als Emeritus starb. Er erhielt 1669 in dem Kandidaten Jacobus Cruppius aus Stolp in Pommern einen Adjunkten und späteren Nachfolger, der nach seiner Probepredigt einen Revers ausstellte, dessen letzter Passus lautete: „Wen auch die gemeine aus Liebe gegen Ihren alten Pastoren Hr. Joachimum Rhaneum Es gerne sehen, daß eine von Vorgedachten Pastoris Tochtern bey dem pfarrdienst verbleibe, alß laß Ich mihr gefallen, im fall mihr Eine Jungfer davon werden kann, selbige künftig nach gottes willen zu Ehligen. Uhrkundlig vnd Zu mehrer Versicherung habe dies Eigenhändig Uffgesetzet vnd bedächtig Unterschrieben, welches geschehen in Kaytum d. 1. Novemb. Ao. 1669 am Tage Aller Heiligen." Die Vermögensauseinandersetzung wird dadurch veranlaßt sein, daß Cruppius die 21jährige Jungfer Catha-

rina Rhanen 1670 heiratete. Er schreibt in seiner sorgfältig geführten Chronik: „D. 7. Juny habe Ich allhie zu Kaytum Hochzeitt gehalten mitt Jungfer Catharinen Rhanen, Vnd bin vom H. Präposito Doct. Stephano Kenkelio vertrawett worden im Beysein Ihrer Excellenc des H. Ambtmanß Bertram Pogwischen, dessen adelichen Eheliebsten ꝛc. Die Hochzeitt ist mitt aller Fröligkeit geendigett."

Deß Wohl gebornen Excell. vnd Manhafft. Hr. Bartram Pogwischen, Ihr Hochfürstl. Durchl. Wolbestalten Landrath vnd Ambtmanß zu Tundern Auf Weißen Hause Jüngstentwichen den 8. dieses Monats Juny Anno 1670 durch Herrn Joachimi Rhanae Pastor zu Keytum Schwiegern und Kinder außgebracht. Befehl zu gehorsamer folge sint Wir Nachgeschriebene Peter Taken, land=Voigt, Nickelß Frudden Buer Voigt zu Arxum, Houlecke Früdden zu Tinnum, Erck Bleken der Jünger vnd Peter Schwennen zu Morsum Rathmenner, Nickelß Peters zu Westerlandt Vnd Jens Mannis zu Keytum Heuth Dato in besagten H. Joachimi Behausung zusammen gewesen, Vnd dessen güeter Nach der Schwiegern und Kinder Angaben Inuentiret, Vnd auch mehrenteils Nach Unser gutt Befindungh Taxiret Vnd angesetzet Wie folgett. Twee brune Peerden von 7 od. 8 Jahren oldt, taxiret vp 26 ℛ. 2 Veerjährige Oßen, 1 Rodt Bundt Vnd Ein gehl Bundt 15 ℛ 24 ß. 2 Viefjhärige Ossen, 1 Schwart Jalmet vnd Ein grow Jalmet 12 ℛ 24 ß. 2 Veer Jährige Steeren, 1 rodt=bundt vnd 1 rodt=Jalmet 11 ℛ. 2 Dre Jährige steren, 1 grouw vnd 1 rodt-Jalmet 9 ℛ. 2 Rodehüvet Koyen, so Themlich olt, beide geschattet vp 10 ℛ. 2 Junge Koyen, 1 gehl Hüvet vnd 1 rodt Hüvet, so mit Vp de Schöff. Beide angesettet vp 10 ℛ. 2 Junge stehren, 1 Schwart und 1 Rodt 5 ℛ. 1 Klein Rodt Hüvet quie 2 ℛ. 2 Keluer 1 ℛ 32 ß. 1 Dre Jährige qui Noch — —. 16 olde Schap, Jeder 1 ℛ = 16 ℛ. 7 lemmer, jeder 12 ß = 1 ℛ 36 ß. 3 Schwien, 1 Dre Jhärige Vnd 2 Ein Jährige thosamen 3 ℛ. 3 Farcken, dat stück 16 ß = 1 ℛ. 3 Farcken, Noch jeder 16 ß = 1 ℛ. 4 olde Genße, Jeder 1 ℳ lüb. = 1 ℛ 16 ß. 30 Junge Gößelcken, Jeder 5 ß = 3 ℛ 6 ß. 7 Enten, wofern desülven tho stede kamen, dat stück 21 ß. 3 Junge Enten etwa 4 ß. 5 Hähne Vnd 1 klein Kücken thosamen 16 ß.

Tinnen Gerete. 7 grote Schöttelen, darvan 2 thobraken, wegen ? ℔ (? = Ziffer unleserlich). Vief so noch heel hebben gewagen ? ℔. 1 grote Schael wicht ? ℔. 8 tinnen Tellören, so thobraken Vp 1 na ? ℔.

Meßingh=gerete. 1 Strick Isen 32 ß. 2 Meßingh Lüchters.

Koppern gerete. 1 Bruw Ketell, so blot, themlich vorschleten 10 ℛ. 1 olde Halfftonn Ketell 1 ℛ 32 ß. 1 klein Meßing=Ketell 24 ß. 2 Grapen, so ingemühret. Vnd Noch 1 klein Grapen, thosamen 2 ℛ.

Höltern gerete. 1 Themlich Wagen mit Wagentüch vnd thobehöer Nefenst Ein olde wag, vnd vorhandene Wagenstöhle vnd Raden 6 ℛ. 1 Ploech, samt de Vor Ploech Vnd tho behoer 1 ℛ 32 ß. 1 Harff mit dat Harff Tüch 1 ℛ 32 ß. 1 olde Bruw Küven 1 ℛ 16 ß. 1 Emmer, so mehren Dhelß Vorschleten 12 ß. 2 Melckstappen thosamen 10 ß. 7 Melckbuthen dat stück 5 ß = 35 ß. 2 Karnen Ein 18 ß vnd Ein tho 10 ß = 28 ß. 1 Hackelß Kist mit dat hackelß Iser 24 ß.

Holten Tellers und lepelß. 1 Nost Vnd Ein göeth thosamen 1 ℛ 24 ß. 3 Dischen, thosamen 2 ℛ 24 ß. 1 grote olde Kist 4 ℛ. 3 laden thosamen 3 ℛ. 5 Behr Tonnen, Jeder ½ ℛ = 2 ℛ 24 ß. ½ Behr Tonn 12 ß. 3 olde Stappen, thosamen 2 ℛ 16 ß. 1 Deegtrog 1 ℛ. 1 klein Dörschlach, Vnd olde Tonnen. Ein klen Melck Kan, angesettet vp 4 ℛ. Ein Isern Kufodt ed. Führbohm, nefenst 2 Ketel Ringen 40 ß.

Erden gerete. 5 Krucken, 3 Kannen, 7 Hollandsche Schütteln, 6 Husumer Schütteln. Item 2 Bed Köruen, 1 Seth=Korff, 2 Korue, Ehten in tho hebben. 1 Hew=Forck, 2 Dri=Forcken, 1 . . . od. Seyer, 2 olde Heide leen, so nicht vehl dögen.

Wullen gerete. 1 Küßen Blad, 6 do. Küßens, 2 Ehr Sehl Modern Wammes vnd Rock.

Süluern gerete. 3 olde süluern Lepelß. 1 oldt Vorschleten süluer Becker.

Linnen gerete. 3 Tafel Lakens, 3 Handt Döeker. 3 Bedden mit Fedder Dekens Pöelen Vnd Lakens, 3 Höuet Küssens (Kopf=).

Roggen, so Noch in sin waß=Domb Im Felde steith.

Gekofte lenderien so gepandiget sin, 2 Ammersaeth by Keytum Wintz Hoch,
5 Ammersaeth by Peter Söuerius Kampnerdiek,
3 Lästall in Tinnum Koehmarsch.

2. Slyngsteen. (Eine Sage aus Nordschleswig.) Mitgeteilt von G. Fr. Studt in Wollerup. — Im Osten des Kreises Apenrade, ungefähr in der Mitte zwischen den Dörfern Feldstedt und Sveirup, liegen verschiedene Gehöfte, die den gemeinsamen Namen „Slyngsteen" (Schleuderstein) tragen. Der Name rührt angeblich von einem großen Felsen her, der in der dortigen Gegend einst auf einer Feldmark lag. Wie groß dieser Felsen gewesen, erhellt aus folgender Erzählung, die noch jetzt im Volke lebendig ist:

Man hatte den Stein der Ölmühle in Flensburg überlassen, und ein Fuhrmann aus Eckernförde war mit dem Transport beauftragt. Mit vieler Mühe gelang es, den Stein auf den Wagen zu schaffen, der aber sogleich in die Tiefe sank. Den Stein ganz nach Flensburg zu transportieren, war also unmöglich. So bekam der Fuhrmann denn den Auftrag, den Stein zu zerschlagen und stückweise fortzuschaffen, was auch gelang. Die Stücke selbst aber waren noch so schwer, daß der Mann zuvor den Weg nach Flensburg mit Heidekraut belegen mußte, damit der Wagen nicht versänke. — Über die Herkunft des Felsen aber berichtet die Sage folgendes: In alten Zeiten, ehe das Christentum in diese Gegend kam, lebte auf Alsen eine schlimme Hexe. Einst bemerkte sie, daß auf der Halbinsel Broacker ein Gebäude errichtet wurde, das sie aber nicht deutlich zu erkennen vermochte. Als sie jedoch später Glockenklang vernahm und nun wußte, daß dort eine Kirche entstanden, geriet sie in große Wut, nahm ein Strumpfband, legte in dieses einen großen Stein und wollte ihn gegen die Kirche schleudern, sie zu vernichten. Aber der Stein nahm eine falsche Richtung. Bei Düppel zerbrach er in zwei Stücke. Der eine Teil blieb dort liegen und soll noch heute zu sehen sein. Er war so groß, daß man mit Pferd und Wagen auf ihm umwenden konnte. Das kleinere Stück aber sauste weiter gen Westen und fiel dort, wo heute Slyngsteen liegt, nieder.

3. Eine eigenartige Sitte auf Nordstrand. Die Sitten und Bräuche waren ehemals und sind noch jetzt auf den einzelnen Inseln an unserer Westküste recht verschieden. Die ungleiche Zeit der Besiedelung, die Beschäftigung und die Charaktereigentümlichkeit der Bewohner gaben zu dieser Mannigfaltigkeit Anlaß. Ganz eigenartig ist u. a. ein Brauch auf Nordstrand, der auf den übrigen Inseln und wohl gar im deutschen Vaterlande nirgends anzutreffen ist. Diese Sitte hat sich hier bis auf den heutigen Tag erhalten und betrifft das Anzeigen einer Geburt, eines Todesfalles und Begräbnisses. Immer ist es eine männliche Person, entweder ein junger Mann oder ein Knabe, die mit dem Meldedienst betraut wird. Ist irgendwo, etwa auf einem Hofe, ein neuer Erdenbürger eingekehrt, so sendet der Vater seinen tüchtigsten Knecht oder Dienstjungen zu allen Verwandten und Bekannten, diesen die frohe Kunde mitzuteilen. Dabei tritt der Anmelder, der auch häufig hoch zu Roß erscheint, nicht in das Haus, sondern schlägt mehrere Male mit einem biegsamen Handstock gegen die Tür, bis ihm diese aufgetan wird. Dann lüftet er Hut oder Mütze und hebt auf plattdeutsch an: „N. N. un Fru laten weten, unse Herrgott har se sägnd (gesegnet) mit 'n junge Sön (Dochder). Grüßend zieht darauf der Bote weiter. Dem Lehrer oder Unbekannten gegenüber passiert jugendlichen Rednern leicht eine Entgleisung. Scherzeshalber füge ich derartige Meldungen hinzu: „Unse Herrgott lätt weten, he har N. N. un Fru sägnd mit 'n junge Sön," oder gar: „N. N. un Fru laten weten, se har'n unsern Herrgott sägnd mit 'n junge Sön." — Will man eine Todesnachricht überbringen oder zur Begräbnisfeier einladen, so ist das mehrmalige Anschlagen gegen die Haustür ebenfalls üblich. Von Interesse ist hier wieder der stets gebräuchliche Text im Sterbefalle. Er lautet: „N. N. (Namen der Hinterbliebenen) laten weten, unse Herrgott hätt oplöst för N. N." (Name des Verstorbenen). Daß die Art und Weise des „Ansagens" schon im alten Nordstrand üblich war, ist kaum anzunehmen, zumal dieser Brauch auf der Nachbarinsel Pellworm unbekannt ist und die Chronisten und Prediger Petreus und Heimreich darüber nichts erwähnen; vielmehr scheint diese Sitte um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch Holländer und Brabanter, denen bekanntlich (1652) die Trümmer der Edomsharde zur Eindeichung überlassen wurden, hierher verpflanzt worden zu sein.

H. Christiansen auf Nordstrand.

4. Feste und Spiele des deutschen Landvolks.

Im Auftrage des unterzeichneten **Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege** sind der Gymnasialoberlehrer Herr Dr. Eduard Kück (Friedenau) und der Geschäftsführer des Vereins, Herr Schriftsteller Heinrich Sohnrey, mit der Herausgabe eines Buches „Feste und Spiele des deutschen Landvolks" beschäftigt, das hoffentlich noch am Ende dieses Jahres erscheinen wird. Das Buch ist bestimmt, die reiche Fülle unserer eigenen Überlieferungen auf diesem Gebiete aufzudecken, außerdem aber Fingerzeige für eine an die Vergangenheit anknüpfende Veredlung unserer Volksfeste zu geben und womöglich unsere heutige Spielbewegung auf die grünen Auen des heimischen Volkstums zu führen. Als Abschluß der seit Jahren durch unsere Vereinsorgane und sonst betriebenen Sammlungen richtet der Verein an die mit dem Landleben vertrauten und besonders mit der älteren Generation des Landvolks in Fühlung stehenden Leser des Blattes noch einige Anfragen, deren baldige Beantwortung im Interesse der Sache dankbar begrüßt werden würde. Die Antworten bitten wir entweder an die Geschäftsstelle des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Berlin SW. 11,

Dessauerstraße 14, oder an Herrn Dr. Kück, Friedenau, Brünnhildestraße 7, zu senden. Auch bereits gedrucktes Material, insbesondere Zeitungsartikel, die aus der lebendigen Überlieferung des Volkes schöpfen, ist willkommen und wird wie die bisherigen Zusendungen mit Angaben über Autor und Quelle Verwendung finden.

Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrt und Heimatpflege.

Berlin SW. 11, Juni 1907.

1. Bekanntlich ist der öffentliche Spiel- und Tanzplatz, der Anger oder wie er sonst heißt, in den meisten Dörfern den Verkoppelungen zum Opfer gefallen. Wo hat sich dieser Platz bis heute erhalten? Welches ist oder war die ortsübliche Bezeichnung des Angers und zwar im gesamten Gebiet der deutschen Zunge, also auch in der deutschen Schweiz, Österreich usw.? Wo hat der Anger gleichzeitung zur Abhaltung von Gemeindeversammlungen gedient?

2. Erwünscht sind noch nähere Mitteilungen über die mit den Johannisfeuern verbundenen Gebräuche. Wo kennt man noch Michaelisfeuer, und wie verlaufen diese Feiern? Wo noch ein Feuer am Lichtmeßtage (2. Februar), das nur noch ganz vereinzelt vorzukommen scheint? Wo, wie und an welchem Tage feiert man noch das Erntebittfest der „Hagelfeier," wo ist die Feier mit einem Feuer verbunden?

3. Wo gibt oder gab es bis in die neuere Zeit festliche Bräuche des Hirtenlebens (festlicher Austrieb und Heimtrieb der Herde, Wettläufe usw.)?

4. Erwünscht sind eingehende Schilderungen der festlichen Bräuche, die mit der Weinlese zusammenhängen, nicht nur in den Rhein- und Moselgegenden, sondern auch im Österreichischen, außerdem Mitteilungen über die mitteldeutschen, süddeutschen und österreichischen Erntefestlichkeiten.

5. Dringend bitten wir um die genaue Schilderung ländlicher Spiele, die der Großvater und die Großmutter in jungen Tagen gespielt haben, und die heute ganz oder beinahe vergessen sind. Auf die Beifügung der mundartlichen Bezeichnungen für jedes Spiel, für das Spielgerät, für den Verlauf des Spiels wird Gewicht gelegt.

Berichtigung. In der ersten Mitteilung auf dem Umschlag zu Nr. 8 soll es nicht Hannibals, sondern Jannibals hamburgische Chronik heißen.

Bücherschau.

1. Mit einem kleinen, schmalen Heftchen, betitelt: **„Führer durch das Wittstedter Gräberfeld,"** möchte ich die „Heimat"-Leser bekannt machen. Es hat einen Christiansfelder, Herrn **J. Raben,** zum Verfasser und will bezwecken, den Blick weiterer Kreise auf diese eigenartige Gegend hinzulenken. Dem Text sind 9 recht nette Bildchen von der Kirche in Wittstedt und den Grabhügeln beigefügt. In einem Schlußworte wendet sich der Verfasser an die Leser des Büchleins mit der Bitte, teilzunehmen an der schönen Arbeit, die schützende Hand über die Hünengräber zu halten, da diejenigen, die noch im Privatbesitz sind, größtenteils dem Untergange geweiht zu sein scheinen. „Es muß," fährt der Verfasser fort, „einem jeden Menschen eine hehre Pflicht und eine hohe Aufgabe sein, diese heiligen Stätten unserer Ahnen zu schonen." Möge denn dieser Mahnruf nicht wirkungslos verhallen, möchten die Gräber, die noch ohne behördlichen Schutz sind, diesen bald finden und so vor dem Untergang bewahrt bleiben! — Dem kleinen Büchlein aber, das schlicht und anregend geschrieben und das zum Preise von 0,20 ℳ beim Verfasser und in den Buchhandlungen zu haben ist, wünsche ich weite Verbreitung. G. Fr. Studt-Wollerup.

2. Der auch den Lesern der „Heimat" bekannte, aus Itzehoe gebürtige Berliner Schriftsteller und Konzertsänger **A. N. Harzen-Müller,** dessen Spezialität der plattdeutsche Kunstgesang in Schrift und Ton ist, hat einen **„Plattdeutschen Liederkatalog"** verfaßt, der demnächst erscheinen wird, herausgegeben vom Allgemeinen Plattdeutschen Verband. Dieses Verzeichnis aller plattdeutschen Kunstlieder und ihrer Komponisten, Dichter, Verleger nebst einem Anhang von Instrumentalkompositionen, die sich auf das Plattdeutsche beziehen, umfaßt nicht weniger als 285 plattdeutsche Gedichte, 150 Komponisten und über 600 plattdeutsche Lieder für eine und mehrere Stimmen und dürfte unentbehrlich sein für die norddeutschen Musikalienhändler und -Verleger, Buchhändler, die plattdeutschen Vereine, kurz für alle Niederdeutsche, die das Lied der Heimat lieben und üben.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 10. Oktober 1907.

Christian Karl Magnussen.[1])

Von **Harro Magnussen** in Berlin.



In der Nordwestecke Schleswig-Holsteins, an der Küste der Nordsee und auf den vorgelagerten Inseln, sitzen von alters her die Nordfriesen. Sie unterscheiden sich durch besondere geistige Eigenschaften von den anderen Völkerstämmen Nordalbingiens. In sich gekehrte Menschen, die das Fremde schroff ablehnen, lange, hohe Gestalten mit ernsten, schmalen, intelligenten Gesichtern, gelten sie meist als Starrköpfe. Durch den vielhundertjährigen Kampf mit dem Meer hat sich wohl diese Eigenschaft ungewöhnlich stark ausgebildet. Der Seemannsberuf, dem sie lange und mit Begeisterung ergeben waren, ist wahrscheinlich die Ursache gewesen, daß bei ihnen mehr und mehr der Sinn und die Begabung für die mathematische Wissenschaft hervortrat. Der Rückgang der Segelschiffahrt freilich hat neuerdings in dieser Hinsicht vieles geändert, es fehlt dem Nordfriesen jetzt die Übung und erzwungene Pflege seiner Begabung, denn zum Kapitän eines modernen Dampfers bringt er es selten. Aber ohne Übertreibung kann man sagen, daß noch vor dreißig Jahren kleine Kerle mit Sextan- und Oktanten umzugehen wußten wie ein Alter, und daß in den einfachsten Dorfschulen von den Schülern mathematische Aufgaben bewältigt wurden, die heute manchem Abiturienten Kopfzerbrechen verursachen würden. Und diesem Sinne für Mathematik verbunden war die Freude an geometrischen Figuren, und ihr verdanken die vielen, mit zierlichen Kerbschnittmustern verzierten Hausgeräte, die so häufig von den Nordfriesen hergestellt wurden, ihren Ursprung. Durch den regen Schiffsverkehr mit den Niederlanden



[1]) Aus der Zeitschrift für bildende Kunst. Verlag von Seemann in Leipzig. Vergl. „Heimat" Jahrgang 1900 Nr. 2.

wurde der in der ganzen Küstenbevölkerung Norddeutschlands schlummernde Kunstsinn Jahrhunderte hindurch befruchtet, und so kommt es, daß der Friesenstamm früher eine große Zahl ausübender Künstler, Maler und Bildhauer hervorbrachte und heute noch hervorbringt.

Ein Sohn dieses Volkes war auch mein Vater, der Maler Christian Karl Magnussen, der am 31. August 1821 in Bredstedt als Sohn des dortigen Postmeisters geboren wurde. Die Familie gehörte zu den angesehenen, denn viel bedeutete zu der Zeit der Postmeister in einem Orte wie Bredstedt, das an der Hauptfahrstraße von Dänemark nach Süden lag. Alles konzentrierte sich in seine Nähe; alle Fäden gingen durch seine Hand; jedes wichtige Ereignis in der Welt erfuhr er zuerst; jeder Brief, jeder Reisende wurde von ihm persönlich expediert.

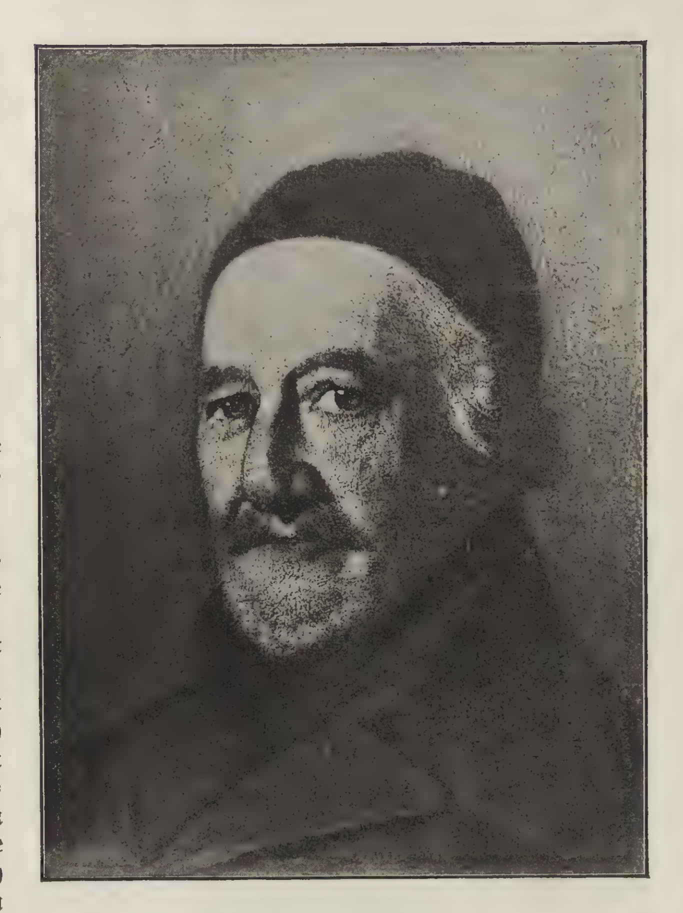
Der Knabe half seinem Vater viel in dessen Amtsstube, er sah das ganze Treiben auf dem Posthofe, und früh wird er mit klugen Augen die Menschen seiner Umgebung angeschaut und Eindrücke regen Lebens gewonnen haben, die seiner großen künstlerischen Begabung förderlich gewesen sind.

Nach seiner Konfirmation, von der ihm nichts so sehr in der Erinnerung geblieben war als die Tatsache, daß er jetzt öffentlich sein Pfeifchen rauchen durfte, wurde der Sechzehnjährige, der unermüdlich zeichnend und malend seine Kraft versuchte, auf seine dringenden Bitten von seinem einsichtigen und verständigen Vater nach Kopenhagen geschickt, um auf der dortigen Akademie diese Kraft auszubilden.

Doch vorläufig kam es anders. Die rauhe Art des Lehrers, der den schüchternen Jungen gleich bei dessen Anmeldung anfuhr: „Lernen Sie erst ein Handwerk!", die fremde Sprache, die ungewohnte Umgebung, das Gefühl des gänzlichen Verlassenseins: alles zusammen erzeugte ein so furchtbares Heimweh, daß der gereifte Mann noch in späten Jahren mit Entsetzen von der damals erlittenen Qual sprach. Unfähig, gegen dies schmerzliche Gefühl anzukämpfen, kam er bald seelisch geknickt in die Heimat zurück und trat mit einem Freunde zusammen in dem nahen Husum bei einem Tischler in die Lehre. In den zwei Jahren, die er hier aushielt, arbeitete er seinem Vater einen schönen und bequemen Lehnstuhl, um ihm seinen Fleiß zu beweisen, aber er war unausgesetzt daneben künstlerisch tätig. Noch erhaltene kleine naive Ölfarbenporträts uus jener Zeit geben davon beredtes Zeugnis.

Wieder erwachte in Magnussen der Wunsch, ein Maler zu werden, und als er sich stark genug fühlte, wieder hinauszuziehen in die Fremde, gab der Vater zum zweitenmale seine Einwilligung. Das darf man nicht gering anschlagen, denn zu damaliger Zeit galt besonders auf dem Lande und in kleinen Städten der Beruf des Künstlers als ein höchst zweifelhafter und brotloser, dem sich eigentlich nur geistig nicht ganz normale Leute widmen könnten.

Eingedenk jener energischen Mahnung des Kopenhagener Professors, trat Magnussen, in Kopenhagen angelangt, bei dem Norweger Bergh in dessen Malergeschäft ein, um das Handwerk zu erlernen. In seinem Meister fand er einen Menschen, der Verständnis für das Talent seines Lehrlings hatte. So gestattete er diesem, des Abends an dem Zeichen- und Malunterricht im Atelier des Thorwaldsen-Schülers Bissen teilzunehmen. Aus dieser Zeit ist eine Ölstudie erhalten, die das Atelier Bissens darstellt. Fünf Jahre hindurch strich hier Magnussen Wände, Türen, Fußböden und Möbel an und erwarb darauf den Gesellenbrief. Zugleich wurde aber auch einer seiner in Öl gemalten Studienköpfe öffentlich belobt und ihm von seinen Lehrern der Rat erteilt, nunmehr in Rom seine Studien zu vollenden.



Christian Karl Magnussen.
Bildnis des Postmeisters Magnussen. 1853.

Stolz auf das Erreichte kehrte er in die Heimat zurück, und wieder war es sein Vater, der es ihm, durch vorzeitiges Auszahlen seines kleinen Erbteils, ermöglichte, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen.

So ging es denn hinaus in die Welt: nicht als Malergeselle, der auf die Walze geht, zog Magnussen in die Fremde, sondern als angehender Künstler, mit tausend Hoffnungen im Herzen, vor sich das große, heiß ersehnte Ziel: Rom.

Es muß eine Lust gewesen sein, den jungen, frischen, stattlichen Menschen, diesen noch von Idealen erfüllten blonden Friesenjüngling dahin wandern zu sehen, und helle Freude muß dieser Anblick auch dem vornehmen Herrn bereitet haben, der, wie Magnussen oft erzählte, in vierspänniger Eilkutsche den Wanderer an einer Station überholte. Denn er fragte, woher und wohin und forderte ihn auf, in seinem Wagen Platz zu nehmen, er reise auch nach Rom. Unterwegs ward der schüchterne bisherige Malerlehrling bedient wie der Herr selbst, und wie im Traum ging's dahin, in tagelanger Fahrt, bis dicht vor Rom. Hier mußte Magnussen aussteigen, nachdem er die Adresse seines Gönners und die Aufforderung erhalten, ihn bald zu besuchen. In Rom suchte der angehende Künstler sich zunächst ein Unterkommen, dann aber war seine nächste Sorge, seinen Wohltäter aufzusuchen und ihm nochmals zu danken. Er erkundigt sich nach dessen Hause, er findet es und steht lange ängstlich vor einem palastähnlichen Gebäude. Aber er, der fremde Jüngling, für den bis vor kurzem noch jeder Malergeselle eine gefürchtete Respektsperson gewesen war, er wagt es nicht, das stolze Haus des Vornehmen zu betreten. Tag für Tag geht er denselben Weg, aber nie findet er den Mut, eine Frage an den ehrfurchtgebietenden Portier zu richten. So ist es wochenlang gewesen, und Magnussen hat seinen Dank nie aussprechen können, denn nach sechs Wochen wehte die Flagge auf dem Hause halbmast: der Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft am Vatikan, Herr von O., war plötzlich gestorben.

In Rom begann jetzt ein emsiges Studieren. Drei glückliche Jahre waren es, voller Fleiß und Erfolg in stetem regen Verkehr mit dänischen und deutschen Kunstgenossen. Hunderte von Blättern und Ölstudien zeigen uns heute noch die schönen Gestalten aus der Campagna, die prachtstrotzenden Typen der hohen Geistlichkeit. Beide beherrschten das Straßenbild Roms damals noch weit mehr als heute, und noch der ältere Mann klagte nach einem späteren Aufenthalt in der ewigen Stadt, wie das moderne Rom so sehr an malerischem Zauber verloren habe durch die sauber aufgeräumten Trümmerfelder der antiken Epoche, durch das Zurücktreten des Pompes der Geistlichkeit und durch das Verschwinden der reizvollen, buntfarbigen Trachten der Bevölkerung.

Das Jahr 1848 brachte, wie für so viele, auch für unseren Künstler einschneidende Ereignisse. Mit dem großen Idealismus, der durch Magnussens ganzes Leben wie ein roter Faden hindurchgeht, fühlte er das Unglück seines Vaterlands. Er riß sich los von Rom, denn er fühlte und wußte, daß jetzt in der Heimat sein Platz sei, da sie kräftiger Männer bedurfte. Die Begeisterung ganz Europas für Schleswig-Holstein machte es ihm möglich, in Wien eine Schar gleichgesinnter Männer zusammenzubringen, die ihn zu ihrem Hauptmann erwählten. Die Damen Wiens überreichten feierlich eine seidene gestickte Fahne in den schleswig-holsteinischen Farben: blau, weiß und rot, die Eisenbahnverwaltung gewährte freie Fahrt bis zur preußischen Grenze, und mit breitkrempigem Federhut, Sammetjoppe, roter Weste, hohen Stiefeln, das Schwert am Bandelier, zog der Künstler an der Spitze seiner Freischar wie im Triumph heimwärts. An der preußischen Grenze wurde die Begeisterung etwas gedämpft, denn solche Freischaren liebte man damals in Preußen nicht; selbst aber in Schleswig-Holstein wurden unsere Helden als Strandwache auf der Insel Fehmarn kaltgestellt. Bald erfolgte die Auflösung aller Freischaren, und Magnussen trat als Unteroffizier zum Felddienst über. In der 4. Kompagnie des 2. Schleswig-Holsteinischen Bataillons machte er mehrere Gefechte, wie auch die Schlacht bei Idstedt mit. Seine Skizzenbücher aus damaliger Zeit zeigen, daß er auch im Felde unermüdlich künstlerisch tätig blieb.

Nach der vorläufigen Schlichtung der schleswig-holsteinischen Wirren und nach einem kurzen Besuche seiner Heimatstadt siedelte Magnussen nach Hamburg über, wo er sich als Porträtmaler niederließ und eine reiche künstlerische Tätigkeit entfaltete.

Mit welchem Mangel an Verständnis für ihre Arbeit damals die Künstler zu kämpfen hatten, mögen zwei drastische Beispiele beweisen, die Magnussen oft zur Erheiterung anderer erzählt hat, die ihm aber damals kaum sehr erheiternd erschienen sein mögen. Ehe er nach Rom gegangen war, hatte er in der Heimat das lebensgroße Brustbild eines seiner Brüder angefertigt. Der Dargestellte war geschmückt mit einem rotblonden Vollbarte und trug die Uniform der „Ringrieder"-Gilde: blauen Rock mit gelbem Kragen und blanken Knöpfen. Die Eltern stellten das Bild wohl mal ans Fenster und freuten sich, wenn Vorübergehende sich täuschen ließen und grüßten. Einmal aber kam ein in der ganzen Gegend berühmter Wunderdoktor, eine Art Schäfer Ast, nach Bredstedt: Ingwer Leedsetter (Gliedereinsetzer) mußte das Bild sehen. Ihm wurde ein bequemer Lehnstuhl vor die Staffelei gerückt, und der Künstler sowohl wie dessen Familie harrten gespannt der Weisheit, die seinem Munde entströmen sollte. Nach einer beängstigenden Pause ertönte das Wort: „Dat schall wull Muddern wesen!" In Hamburg verweigerte einer der Besteller die Annahme seines in scharfer Seitenbeleuchtung hergestellten lebensgroßen Porträts mit dem Hinweis darauf, daß er doch auf der einen Gesichtsseite nicht dunkler sei, sondern auf beiden Gesichtshälften gleich hellfarbig.

Unter den Hamburger Auftraggebern befand sich auch der Senator M., der seine schöne Tochter malen ließ. Eine gänzlich taube Anstandsdame wurde ihr zu den Sitzungen mitgegeben. So waren die beiden jungen Menschen ziemlich unbeaufsichtigt und ungestört, und es blieb nicht aus, daß sie einander lieb-gewannen. Ja, es geschah das damals Unerhörte, daß eine Hamburger Patriziertochter sich mit einem „Maler" verlobte! Auf Veranlassung seines zu-



Meta Magnussen. Die erste Frau des Künstlers. 1862

künftigen Schwiegervaters, dem die ganze Sache nicht recht paßte, vervollkommnete Magnussen seine Kunst dadurch, daß er auf ein Jahr nach Paris ging. Dort studierte er im Louvre seinen Malerfürsten Rembrandt und schuf schöne, tief verständnisvolle, technisch vollendete Kopien seiner Meisterwerke. Bald trat er auch in das Atelier Coutures. Hier entspann sich ein reger geist- und humorvoller Verkehr mit vielen jungen und älteren Künstlern, mit denen er auch

hinauszog nach der Malerkolonie Barbizon, wo der Sommer mit eifrigem Studieren nach der Natur verbracht wurde.

Nach seiner bald darauf erfolgten Verheiratung ging Magnussen mit seiner jungen Gattin nach Rom zurück und lebte dort von 1853—1859. Hier gelangten sein Schaffen und seine Kunst zur höchsten Blüte. Ohne pekuniäre Sorgen, eine schöne, liebreizende Frau zur Seite, bald umgeben von einer fröhlichen Kinderschar, geschätzt und befreundet mit einer großen Reihe frischer, aufstrebender Kräfte aus allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft, schuf er aus voller Kraft, mit frohem Gemüte. Man bewundert heute noch das starke Können und die Freude, mit der die Arbeiten Magnussens in jener Zeit des Glückes geschaffen wurden. Dazu kam noch, daß seine Gattin es wohl verstand, sein Haus zum Mittelpunkte der angeregtesten Geselligkeit in der deutschen Künstler- und Gelehrtenkolonie zu machen. So schritten er und seine Frau, getragen von Liebe und Achtung vieler Freunde, heiter durchs Leben. Besonders nahe traten ihnen Gustav und Louis Spangenberg, Ludwig Knaus, Heinrich Hofmann, sowie der Romschlenderer und Marschendichter Hermann Allmers.

Ende 1859 kehrte Magnussen mit seiner Familie nach Hamburg zurück, weil die Schulbildung der Kinder es verlangte. Eifrig arbeitete er weiter, besonders bereitete er eine große Arbeit, die Sitzung des hamburgischen Senates, in der die Pläne für die neue Kunsthalle beraten wurden, durch alle notwendigen malerischen Studien vor, eine Arbeit, die indessen erst viel später zur Ausführung kommen sollte.

Mehr und mehr gewinnt es aber in der nächsten Zeit den Anschein, als ob der graue Norden lähmend auf Magnussens Schaffenskraft gewirkt habe. Es entstehen viele Bilder, die nicht vollendet werden; der große Schwung der römischen Periode beginnt nachzulassen. Und jene oft bewährte Liebe zur Heimat ist es wieder, die ihn fortreißt von seinen Arbeiten. Wieder ist es sein Idealismus, der den jetzt zum Hamburger Bürger Gewordenen zwingt, im Jahre 1864 trotz Weib und Kind dem Vaterlande seine Kraft zu widmen. Er reist umher, sammelt Geld und Liebesgaben uud verteilt sie an Soldaten im Felde; bis an die Vorposten im Sundewitt dringt er vor. Er nimmt mit Enthusiasmus Partei für den Prinzen von Augustenburg bei dessen Ernennung als Friedrich VIII. zum Herzog von Schleswig-Holstein; er verteilt und versendet Aufruf über Aufruf an das schleswig-holsteinische Volk, er malt das Porträt des Herzogs für das Land, und er hat die Freude, fürs Leben dem hohen Herrn beinahe freundschaftlich näher treten zu dürfen. Dadurch ward es ihm vergönnt, in späterer Zeit unserer jetzigen Kaiserin und ihrer erlauchten Schwester in ihren Mädchenjahren Zeichenunterricht erteilen zu dürfen. Bis an sein Lebensende hat Magnussen treu zum herzoglichen Hause gestanden, und nie hat er sich, eingedenk des dem Herzog geleisteten Treuschwurs, mit den politischen Verhältnissen, wie sie nach 1866 in Schleswig-Holstein Platz griffen, befreunden können.

Schweres Leid brachte das Jahr 1865 über das Haus Magnussen. Die jugendliche Gattin starb an einem Brustleiden und kurz darauf die jüngste Tochter an den Masern. Außerdem war viel Krankheit unter den Kindern, so daß die künstlerische Tätigkeit des Vaters gering war. So wurde dieses Jahr wohl das schwerste in seinem Leben.

Und zu dieser Zeit trat im Zusammenhang mit der gerigen Schaffenskraft ein neues Element in Magnussens Leben, das sein Lebenswerk in zwei ungleiche Hälften scheidet. Leider! kann man sagen; denn sein großes Talent wurde dadurch auf viele Jahre hinaus lahm gelegt. Er gewann plötzlich lebhaftes

Interesse für das künstlerische Schaffen vergangener Jahrhunderte, wie es auf Schritt und Tritt in seiner Heimat seinem Künstlerauge entgegentrat. Er begann die damals fast noch unbeachteten Schätze der Holzschnitzkunst, die ihm in jedem Bauernhause, in jeder Kirche auffielen, zu sammeln und brachte in kurzem eine bedeutende, wertvolle Sammlung zusammen, mit der er sein Hamburger Heim schmückte. Nicht aus Eigennutz sammelte er, sondern um zu retten, was zu retten war, denn Unverstand hatte schon viel von dem „alten Kram" vernichtet und war noch eifrig an der Arbeit. Auch Habgier der Händler raubte dem Lande vieles von seinem künstlerischen Eigentum, um es, besonders nach England, für schweres Geld zu verkaufen. So gingen die Jahre dahin, die ganze Kraft Magnussens wurde dieser Sammlung geopfert, und seine eigene Kunst geriet immer mehr ins Hintertreffen. Wohl wurden damals zwei figurenreiche Bilder geschaffen. Zunächst die Abendmahlsfeier in der Kirche von Nieblum auf der Insel Föhr, wohin Magnussen seit 1866 jedes Jahr im Sommer mit seiner Familie reiste. Es war ein Auftrag der Frau Kronprinzessin von Preußen, die mit ihrem erlauchten Gemahl und mit ihren Kindern im Jahre 1866 ebenfalls auf Föhr weilte. Durch Vermittelung der hohen Frau erhielt Magnussen auch den Auftrag von der Königin von England, das Bild der Vermählung des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein mit der Prinzessin Helene von Großbritannien zu malen. Beide Bilder waren, wie gesagt, sehr figurenreich, und bei dem kleinen Maßstab der einzelnen Gestalten brachte ihre Ausführung schwere Arbeit für den an die Darstellung lebensgroßer Figuren gewöhnten Künstler. Zudem war das leichte Zusammenkomponieren größerer Gruppen nicht Magnussens Sache. Er verdarb sich auch die Augen bei dem Vermählungsbild, weil er eine Unzahl von Porträts nach Photographien durch die Lupe malen mußte. So wurde die Arbeit eine recht unerfreuliche, und ein künstlerischer Erfolg war nicht zu verzeichnen. Das, was wertvoll ist, sind die für diese Bilder nach der Natur in größerem Maßstabe hergestellten Studien.

Obwohl Magnussen grollte wegen der Annektion der Herzogtümer, ließ seine deutsche Gesinnung ihn keinen Augenblick zaudern, als 1870 der Kriegsruf durch die deutschen Lande erscholl. Der fast Fünfzigjährige organisierte eine Krankenpfleger-Kompagnie in Hamburg und zog als ihr Hauptmann nach Frankreich, um die Verwundeten zu pflegen. Später war er dort noch als Inspektor eines großen Lazaretts in Meaux vor Paris tätig.

Im Jahre 1873 weilten die kronprinzlichen Herrschaften mit den Prinzen und Prinzessinnen in den Sommermonaten wieder auf Föhr und besuchten häufig das einfache Haus Magnussens. Dem Künstler ward das hohe und seltene Glück zuteil, der Frau Kronprinzessin und den Prinzen Wilhelm und Heinrich Zeichenunterricht erteilen zu dürfen. So ist denn Magnussen der Lehrer sowohl Kaiser Wilhelms II. als auch der Kaiserin Augusta Victoria gewesen, lange ehe beide sich näher kennen lernten.

Die künstlerische Tätigkeit beschränkte sich ganz auf die Sommermonate auf Föhr, wo neben dem eifrigen Sammeln von Schnitzwerken auch viele charakteristische Studienköpfe aus der dortigen Bevölkerung in Bleistiftzeichnungen entstanden, wie denn überhaupt gesagt werden muß, daß das Bleistiftzeichnen fast ununterbrochen durch die Jahre fortgesetzt wurde. Besonders liebte es Magnussen, abends am Familientische immer wieder aus der Schar seiner Kinder den einen oder anderen Kopf auf dem Papier festzuhalten, und es sind Hunderte von diesen zum Teil sehr wertvollen Blättern erhalten.

Die Zeit des Schwankens zwischen zwei verschiedenen Lebensaufgaben,

zwischen Malerei und dem Interesse für die Landeskunst, die Holzschnitzerei, ward schließlich beendet durch die Gründung der Holzschnitzschule zu Schleswig im Jahre 1875. Von da ab malte Magnussen jahrelang fast gar nichts Nennenswertes mehr. Er hatte sich Ende 1866 wieder verheiratet, und auch dieser Ehe war eine Reihe von Kindern entsprossen. So kam er mit einem großen Haushalt nach Schleswig. Er zog mitsamt seiner großen Sammlung in das besonders für die Aufstellung derselben und für die Schulzwecke neu erbaute Haus ein.

Der leitende Gedanke bei Gründung dieser Schule war, gestützt auf die Vorbilder der Sammlung, die früher geübte künstlerische und kunstgewerbliche Betätigung, die ganz eingeschlafen war, unter der Landbevölkerung Schleswig-Holsteins wieder wachzurufen. Dieser Gedanke zeugte wieder für Magnussens hochstrebenden Idealismus, und wenn das Unternehmen nach zehn Jahren aufgegeben werden mußte, so lag es an pekuniären und persönlichen Schwierigkeiten. Es war von vornherein unmöglich, wenn auch Freunde der Sache für den Hausbau gesorgt hatten, mit privatem, immerhin beschränktem Kapital eine solche Anstalt auf die Dauer zu unterhalten, da Magnussen niemals auch nur einen Pfennig Bezahlung für seinen Unterricht genommen hat. Es konnte kommen, wer da wollte, jeder Lernbegierige war willkommen. Tagesunterricht im Schnitzen, Abendunterricht im Zeichnen, Herren- und Damenkurse, Unterstützung der armen Schüler, und zu ihnen gehörten die meisten, durch Geld oder Mittagstisch: alles das kostete Geld und immer wieder Geld. Dazu war die Stadt Schleswig nicht der rechte Platz für ein solches Unternehmen, das nur gedeihen kann, wo das Leben voll pulsiert; und daß dies in der kleinen ehemaligen Residenz der Fall war, kann selbst der fanatischste Schwärmer nicht behaupten. Man darf als möglichst unparteiischer Beurteiler der ganzen Sachlage aber auch nicht verschweigen, daß Magnussen sich doch wohl die künstlerische Leitung solcher Schule leichter vorgestellt hatte, als sie war. Er selbst konnte nicht in Holz schnitzen und mußte diesen Lehrzweig von vornherein einer anderen Lehrkraft abtreten; sodann fehlte ihm gänzlich die Vorbildung in den verschiedenen Stilarten. Auch mit architektonischen Aufgaben, soweit sie im Kunstgewerbe nötig sind, hatte er sich nie beschäftigt. So kam es, daß, außer im Zeichnen nach der Antike und Naturabgüssen, sich die Leistungen der Schüler auf das Kopieren der alten Holzschnitzvorbilder beschränken mußten, und daß die Leistungsfähigkeit der Schule versagte, wenn Aufgaben an sie gestellt wurden, die eigenes Schaffen voraussetzten. Magnussen hatte als Porträt- und Historienmaler eine den Zielen der Schule ganz fernliegende Ausbildung und konnte deshalb den jungen Schülern nur das richtige Sehen, nicht aber das Schnitzen und die so notwendige Stillehre beibringen.

So kam es, daß ihm, zusammen mit seiner vorher angedeuteten politischen Gesinnung, aus der er nie ein Hehl machte, von den Behörden vorgeworfen wurde, er eigne sich nicht zum Leiter solcher Anstalt. Ja, ihm, dem Idealisten, der sein ganzes Vermögen opferte, um seinen Landsleuten Gutes zu erweisen, der die heimische Kunst wiedererwecken, den Bauern vom Wirtshauslaufen abbringen und zum „Husflit" erziehen wollte, wurde nicht nur keine Hilfe und Unterstützung zuteil, sondern es wurden ihm viele Hindernisse und Widerwärtigkeiten bereitet. Trotz mancher guten Arbeit, die gemacht wurde, trotz manches guten Talentes, das sich entwickelte, mußte die Sache nach zehnjährigem Kampfe aufgegeben werden, und mit ihr ging viel von Magnussens Lebenskraft und Lebensmut verloren.

Mit großen Hoffnungen freudig begonnen, endete dieser zehnjährige Lebensabschnitt mit bitterer Enttäuschung.

Jetzt nahm Magnussen wieder die Palette zur Hand, aber Alter und Mangel an Übung hatten seine künstlerische Kraft geschwächt. Dennoch bewältigte er als Siebzigjähriger noch die 1860—1861 vorbereitete große Arbeit, die Sitzung des Hamburger Senates. Dieses Bild, sein letztes Werk, fand nach Magnussens Tode durch Schenkung seinen Platz im neuen Rathause zu Hamburg.

In die letzten Lebensjahre Magnussens fiel dann der Verkauf der Holzschnitzsammlung nach Kopenhagen. Es ist über diesen Verkauf viel geredet und geschrieben worden, meistens zu Ungunsten Magnussens. Deshalb soll hier der einfache Tatbestand mitgeteilt werden, damit jeder Unbefangene sich sein Urteil darüber selbst bilden kann:

Gewiß wird jedem, der die Verhältnisse kennt, einleuchten, daß kulturhistorisch Dänemark und Schleswig-Holstein für die letzten Jahrhunderte nicht zu trennen sind, also eine Sammlung ausschließlich schleswig-holsteinischer Schnitzwerke in diesem wertvollsten Sinne nicht außer Landes geht, wenn sie nach Kopenhagen verkauft wird.

Sodann ist die Absicht eines Familienvaters, der Frau und dreizehn Kinder hinterläßt, ein so umfangreiches, aus tausend Einzelheiten besteheudes Objekt vor seinem Tode zu veräußern, um die Erbteilung zu erleichtern, wohl verständlich.

Drittens aber ist der Wunsch eines Sammlers, daß seine Sammlung nach seinem Tode als Ganzes vereint bleibe, selbst wenn ein geringerer Preis dafür erzielt wird, als vollberechtigt anzuerkennen.

In diesem letzteren Sinne hat nun Magnussen an alle größeren Museen Deutschlands Anfragen gerichtet; es ist ihm aber unbegreiflicher- und traurigerweise trotz aller angewandten Mühe nicht gelungen, die Sammlung in Deutschland als Ganzes zu verkaufen.

Wer will es ihm nach allem vorher Gesagten verübeln, wenn er schließlich das Angebot des Herzogs von Cumberland annahm, der die Sammlung für einen mäßigen Preis kaufte, um sie als „Magnussen-Sammlung" als unteilbares Ganzes im neuen Kunstgewerbe-Museum in Kopenhagen aufzustellen?

Mit diesem Verkaufe war dem Greise, der schon zu kränkeln anfing, eine große Sorge vom Herzen genommen, und das war ihm zu gönnen, denn ein langes, qualvolles Sterben erwartete ihn.

Am 18. Juli 1896 brach die letzte Kraft dieses energischen Mannes. Der Tod endete ein erfolggekröntes, aber auch enttäuschungsreiches Leben. Nahe der Stätte seiner Tätigkeit während der letzten Jahrzehnte, auf dem schönen, hochgelegenen Friedhof von Schleswig, ist er begraben worden und ruht in der von ihm so glühend geliebten Heimaterde.

Magnussen war ein geborener Volkserzieher; er versuchte durch eigenes Beispiel und durch Aufopferung seiner Zeit und Kraft sein Volk zu bilden. Wie er jedem Niederdeutschen ins Gewissen redete, seine Muttersprache, das Plattdeutsche, nicht zu vernachlässigen, wie er jedem Gesunden und jedem Kranken einfaches Essen, Wasser und frische Luft als Radikalmittel gegen alle Leiden pries, so lud er auch alle, die lernen wollten, ein, zu ihm zu kommen, hielt dann aber auch strenge darauf, daß jeder seine Zeit ausnutzte, und zwang ihn zur Anspannung aller Kräfte.

So erscheint in ihm ein Lehrer des Volkes verkörpert, wie ihn John Ruskin [1]) gefordert. „Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune und

[1]) John Ruskin, Menschen untereinander.

nötige sie, hereinzukommen! Zwangsweise! Ja, und auch unentgeltlich! Dei Gratia müssen sie gelehrt werden, wie du Dei Gratia dazu bestellt bist, sie zu lehren. Ich höre beständig merkwürdiges Gerede darüber, wie schwierig es sei, Leute dahin zu bringen, daß sie für ihre Erziehung bezahlen. Nun, das sollte ich meinen! Laßt Ihr Eure Kinder für ihre Erziehung bezahlen oder gebt Ihr sie ihnen zwangsweise und unentgeltlich? Von ihnen erwartet Ihr keine andere Bezahlung, als daß sie gute Kinder werden. Warum solltest Du von einem Bauern erwarten, daß er die seine bezahlt, außer dadurch, daß er ein guter Mann wird? Lohn genug für ihn selbst, wie für uns ... Du solltest Zeit und Kräfte für nationale Erziehung opfern und durch sie nicht mehr Geld gewinnen, aber bessere Menschen!"



Hamburgs Wälle und Wallanlagen in ihrer Entwicklung vom 17. bis zum 20. Jahrhundert.

Von Professor **C. Büchel** in Hamburg.

II.

Die Anpflanzungen zwischen Elbe und Millerntor schildert in etwas überschwänglicher Weise eine kleine Schrift vom Jahre 1825: [1]) „Man denke sich sanft hinziehende Hügel, bedeckt mit allen Arten von duftendem Gesträuch und den verschiedenartigsten Bäumen, die einem saftigen Rasen entsprießen; zwischendurch winden sich eine Menge breiter Fußsteige, ganze Plätze sind mit den köstlichsten Rosen in allen Schattierungen und Arten bedeckt, eingefaßt durch breite Rasenränder; hier beugt sich eine Masse spanischen Hollunders unter der Last der Blüten fast bis zur Erde, dort schimmert ein großes Feld mit dem prächtig glühenden Mohn, hier stehen tausende von farbigen Astern, dort verhauchen Levkoien ihren Balsam in die Lüfte usw. Der sorgfältigst und mit der äußersten Verschwendung eingerichtete Garten kann keinen lachenderen Anblick darbieten, als dieser Teil des Walles (Albertus) tut. In Hinsicht der Blumenanpflanzungen wurde auf alle Jahreszeiten Rücksicht genommen, und so darf man eine sehr schöne Auswahl von Stockrosen nicht übersehen, die diesem Platze, wie alles übrige, zur wahren Zierde gereichen."

Auch aus dem Jahre 1827 ist uns eine Schilderung erhalten. [2]) „Der Anfang wurde mit dem Stintfang gemacht am westlichen Ende des Walles. Hier bietet der höchste Punkt eine weite, reiche Aussicht dar. Von hier bis zum Altonaer Tor (Millerntor) ziehen sich außer der Fahrstraße mehrere Wege für Fußgänger in gefälligen Windungen nebeneinander hin, zwischen ihnen bieten Blumenbeete und Gebüsche, eingefaßt von schönen Rasenplätzen, den lieblichsten Anblick; vorzüglich sind es drei große Beete, mit mehr als 150 Sorten Rosen besetzt, die in der Blütezeit die Aufmerksamkeit des Spaziergängers auf sich ziehen. An anderen Stellen tritt der Wanderer zwischen Bäume, die in schöner Gruppierung, scheinbar wie zufällig den Weg beschatten; kurz, diese Partie vereinigt die verschiedenartigsten Teile zu einem harmonischen Ganzen. Und wenn der Freund des Einfachen vielleicht auch des Guten zu viel hier beisammen findet, so wird er Billigkeit genug haben, um zu erwägen, daß dies die ersten

---

[1]) Hamburgs Schönheiten.
[2]) Hübbe und Plath, Ansichten der freien Hansestadt Hamburg, Bd. II.

Anlagen waren, die hier gemacht wurden, und daß dem Künstler gerade hier daran liegen mußte, jedem aus dem Publikum etwas zu geben, was seinem Geschmack zusagte, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Gaben zu reichlich erscheinen könnten. Denn daß er auch das Einfachere kennt und liebt, beweist der übrige Teil des Walles, soweit die Anlagen vollendet sind, zwischen dem Altonaer und dem Dammtor. Hier ist alles großartiger und jede Partie hat mehr ihren bestimmten Charakter. Während neben dem Fahrwege auf der Höhe eine gerade Promenade hinläuft, führen mehrere Wege am Abhange und am Fuße des Hügels den Wanderer, der eben das Gewühl des Altonaer Tores verläßt, in die ruhige Stille eines Akazienwäldchens hinter der Sternwarte und aus diesem zu einer Tannenpartie, welche ein Pulvermagazin verbirgt. Bald öffnet sich vor ihm ein geräumiger Spielplatz, für die Jugend bestimmt, während ein buschreicher Weg den Freund der Einsamkeit um denselben herumführt; eine zweite Tannenpartie, mit Akazien umgeben, und Rosen mit immergrünen Bäumen verschiedener Art bieten das Bild des kräftigen männlichen Alters und der Blüte der Anmut, aber Trauerweiden unter mannigfachen blühenden Sträuchern und Stauden deuten auf den Ernst des Lebens hin, doch auch hier umgeben blühende und duftende Gesträuche den Wanderer, und ein Sitz ladet ihn zur Ruhe ein, denn bald wird der Weg beschwerlicher, ein Birkenhain, die Andeutung des höheren Alters, führt von hier auf eine Anhöhe, von welcher der Pilger den Pfad, den er zurückgelegt, noch einmal übersieht, während von der anderen Seite sein Blick auf die Stätten der letzten Ruhe, auf die Kirchhöfe fällt und auf das Tor, aus welchem einst auch er zu dieser Ruhestätte geführt werden wird. Der übrige Teil des Walles ist noch nicht vollendet, jedoch, wo ein Künstler sich so dessen bewußt ist, was er hervorbringen will, wie es hier nach den eben gegebenen Andeutungen der Fall ist, die, wie wir authentisch wissen, den Plan der Anlagen geleitet haben, da muß das Ganze sich, je weiter es fortschreitet, immer geschmackvoller gestalten."

Aus den beiden Schilderungen geht also hervor, daß Albertus zu einem Blumengarten gestaltet war, daß auf den übrigen Teilen des Walles mit geschickter Benutzung des Terrains englische Parkanlagen hergestellt und daß die ehemaligen, abgerundeten und teilweise abgetragenen Bastionen dazu benutzt waren, in wechselnder Folge immer neue Landschaftsbilder zu schaffen. Das Einheitliche dieses Charakters ist im Laufe der Zeit gestört, es war dies bedingt durch unabweisliche Forderungen der Zeit; aber doch läßt sich hier und da noch erkennen, daß es Altmann liebte, an verschiedenen Punkten bestimmte Baumarten zu Gruppen zu vereinigen. So finden sich noch Platanen in der Nähe der Seewarte, Akazien bei der Sternwarte, hohe Kastanien am Wasser des früheren Stadtgrabens unterhalb des Holstenplatzes, Ulmen auf Ulricus, in dem neueren Teile des botanischen Gartens auf Rudolphus Lärchen und Ahornbäume (darunter Acer dasycarpum, der Silberahorn), zwischen Esplanade und dem ehemaligen Dammtorbahnhof Akazien, rings um das Büsch-Denkmal stehen Silberpappeln und unten am Wasser Kastanien, Eichen bei der Kunsthalle.

Zu erwähnen ist ferner eine Obstplantage, die in der Courtine zwischen Vincent und Hieronymus um 1830 angelegt wurde, weil gerade dort, nach Altmanns Urteil, die Obstbäume, als mehr gegen Süden liegend, gut fortkommen würden. In der Tat haben die Bäume später auch Frucht getragen und wurden jedes Jahr verpachtet. So war das Obst im Jahre 1847 für 60 Kurant-Mark an einen Vierländer verkauft. Als aber im Jahre 1863 ein Damm durch den Stadtgraben nach der Ernst-Merck-Straße gelegt werden sollte, mußte ein großer Teil dieser Obstbäume entfernt werden, und es blieben nur

noch wenige fruchttragende Birnbäume, deren Ertrag den Ankauf nicht mehr lohnte, da das Hüten der Frucht bis zur Reife zu kostspielig war.[1]) Bis gegen Ende des Jahrhunderts standen noch einige dieser alten Birnbäume, jetzt sind sie sämtlich verschwunden. Auch Maulbeerbäume wurden hier und da gepflanzt. Im Jahre 1853 suchte ein Einwohner, der sich wahrscheinlich mit der Zucht von Seidenraupen beschäftigte, um die Erlaubnis nach, wieder, wie bereits seit Jahren, auf dem Walle zwischen Millern- und Dammtor Maulbeerblätter pflücken zu dürfen. Auch an anderen Stellen des Walles standen Maulbeerbäume; gegenwärtig existiert noch ein einziger unterhalb der Kunsthalle dem Schiller-Denkmal schräg gegenüber. Die in den Akten befindlichen Verzeichnisse führen von anderen Bäumen auf z. B.: Populus balsamifera und monilifera, Salix babylonica und Caprea, Acer rubrum und Negundo, Quercus rubra, Aesculus flore rubro und flavo, Robinia hispida, Ailanthus glandulosus, Bignonia Catalpa, Gleditschia triacanthus. Von älteren blühenden Gesträuchen, die teilweise zu Bäumen herangewachsen sind, fallen zur Blütezeit besonders auf: rot und weiß blühender Dorn, Goldregen, Syringen und Cornus mascula, der Hornstrauch, der seine gelben Blüten vor den Blättern entfaltet. Die Verzeichnisse erwähnen z. B.: Daphne, Lycium, Philadelphus, Colutea, Lonicera, Spiraea, Viburnum opulus und lantana, Crataegus coccinea und prunifolia, Pirus japonica u. a.

Das Material zu diesen Anpflanzungen lieferten teils die vorhandenen brauchbaren Bäume auf den Wällen und in den Hölzungen der Stadt, teils die im Jahre 1821 neben dem botanischen Garten angelegte Stadtbaumschule, teils mußten sie vom botanischen Garten und von anderen Baumschulen angekauft werden, z. B. aus den damals berühmten Böckmannschen, von denen die eine in St. Georg lag und die andere in der Nähe der „Alten Rabe.“

Wenn nun auch der Stintfang und die anschließende Wallpartie ganz besonders den Charakter eines Blumengartens trug, so sind doch auch an anderen Stellen früher oder später Blumenbeete angelegt. Wo dieselben sich befunden haben, erfahren wir vorzugsweise aus den Berichten der Wallaufseher über verübten Unfug.[1]) 1847 waren von einem Beete mit Monatsrosen hinter der Esplanade und von einem anderen am Ende des Alsterdamms am Glockengießerwall der größte Teil der Rosen gestohlen. 1849 hatte der Schneider Sch. auf dem Walle bei der Navigationsschule Rosen geschnitten. 1850 waren von den am Aufgang zum Büsch-Denkmal gepflanzten hochstämmigen Rosen drei durchschnitten. 1854 hatten 12—14jährige Jungen aus einem Georginenbeet bei der Altmannshöhe die Pfähle ausgezogen, um damit Eicheln und Vogelbeeren abzuschlagen, und dann den Veteranen mit den Pfählen durchgeprügelt. Georginenbeete befanden sich ferner zwischen Esplanade und Lombardsbrücke (1848), hinter dem Elbpavillon (1849), und Mitte Mai 1849 wird berichtet, daß im Laufe der Woche sämtliche Blumenbeete auf dem Walle mit den dazu bestimmten Georginen besetzt seien, im ganzen 540 Stück. Buek erwähnt noch ein Resedabeet hinter der Esplanade.[2])

Vergegenwärtigt man sich also, was im ganzen geleistet war, obgleich damals nach den bedeutenden Verlusten, welche die französische Okkupation herbeigeführt hatte, nicht allzu reichliche Mittel zur Verfügung standen, so läßt sich wohl begreifen, daß die Hamburger stolz waren auf ihre Wallanlagen, wie es z. B. in einem Hamburger Fremdenführer vom Jahre 1846 heißt: „Festungs-

---

[1]) Akten der Baudeputation.
[2]) Buek, Hamburg und seine Umgebungen.

wälle sind wohl niemals geschickter zu reizenden Promenaden und schattigen Laubgängen umgeschaffen worden." In ihrer ursprünglichen Gestalt konnten sie jedoch nicht lange erhalten bleiben.

Die erste einschneidende Veränderung brachte der Bau der Eisenbahn von Hamburg nach Bergedorf (1839—1842). Vorher „lief der Fahrweg wagerecht vom Steintor bis zur Windmühle und senkte sich von dort nach dem Deichtor herunter, begleitet von einem herrlichen Blumenparterre, das sich an ein Gärtchen anschloß, welches die Mühle und das daneben liegende Wirtshaus umgab. Das St. Johanniskloster sah recht nett und zierlich aus dem großen Volksgarten hervor." [1]) Aber nun mußten die Bäume und Blumen dem Bahnhofe weichen, die Windmühle wurde abgebrochen, der Stadtgraben zugeschüttet und der Wall abgetragen, teilweise auch um die Erde für den Eisenbahndamm zu gewinnen, der durch die moorigen Niederungen gezogen werden mußte.

Der furchtbare Brand im Jahre 1842 hatte nur insofern einen Einfluß auf die Wallanlagen, als der Glockengießerwall (vom Maria-Magdalenenkloster bis zur Alster) abgetragen und auch von dieser Seite, als Verbindung der Wallanlagen mit dem alten Jungfernstieg, eine dritte Promenade, der Alsterdamm, angelegt wurde, nachdem bereits im März 1833 in den Vaterstädtischen Blättern der Vorschlag gemacht war, hier an dem ehemaligen Holzdamm einen dritten Jungfernstieg anzulegen und Frauenstieg zu nennen. Bald darauf wurden auch die Ende der zwanziger Jahre gepflanzten Pappelreihen auf beiden Seiten der Lombardsbrücke durch Linden ersetzt.

Bedeutende Änderungen wurden bedingt durch den Bau einer Eisenbahnstrecke zur Verbindung der Hamburg-Berliner mit der Altona-Kieler Bahnlinie (1844 eröffnet), sowohl zur Erleichterung des Personenverkehrs wie auch des Güter- und Viehtransportes, denn bis dahin mußten alljährlich etwa 200 000 Stück Vieh über den Wall getrieben werden. [2]) Dem mit dem Könige von Dänemark verhandelten und am 30. April 1860 zu Kopenhagen unterzeichneten Vertrage erteilte die Bürgerschaft am 27. Juni 1860 ihre Mitgenehmigung. Die Leitung des Baues wurde dem Baumeister Becker und nach dessen Erkrankung dem Baumeister Eckholdt übertragen. Die Arbeiten begannen im Sommer 1864, und Mitte Juni 1866 wurde die Bahn eröffnet, obgleich die baulichen Arbeiten erst im September 1867 vollständig beendet waren. Zu diesem Zwecke mußte die Altmannshöhe abgetragen und der Stadtgraben bis zur Bastion Hieronymus zugeschüttet werden. Die Firniskocherei am Fuße dieser Bastion wurde verlegt und die Bahn größtenteils über das Terrain der abgegrabenen Bastion gelegt. Von der Ernst-Merck-Straße bis zum Ferdinandstor wurde aber wieder zur Anlegung des Eisenbahndammes Erde eingeschüttet, doch blieben zwei Teiche erhalten. Die Bastion David wurde abgetragen und hier nordöstlich von der Windmühle unter Leitung des Bauinspektors Maack die neue Lombardsbrücke gebaut. Das Büsch-Denkmal wurde von Bastion David nach Didericus verlegt, die Windmühle abgebrochen, die ohnehin baufällige, 37 Jahre alte hölzerne Lombardsbrücke entfernt und die Durchfahrtsöffnung zugeschüttet. Die hierzu erforderliche Erde wurde durch Abtragung des Walles vom Holstentor bis zur Bürgerartillerie-Wache gewonnen. Von hier wurde die Bahn durch die Bastion Didericus und den ebenfalls zugeschütteten Stadtgraben zum Dammtor geführt.

Am 25. Januar 1865 hatte die Bürgerschaft die Erbauung der Lombardsbrücke unter der Bedingung genehmigt, daß die nötige landschaftliche Abände-

---

[1]) Hamburg und seine Umgebungen im 19. Jahrhundert.
[2]) Akten der Baudeputation.

rung nur unter der Zuziehung eines tüchtigen Gärtners und mit möglichster Schonung der vorhandenen großen Bäume in Angriff genommen würde. Die geeignete Persönlichkeit fand man in dem Kgl. Preußischen Obergärtner Neide in Charlottenburg, von welchem Becker berichtet: [1]) „Er erfreut sich in Preußen eines bedeutenden Namens für Entwürfe von Garten- und Parkanlagen, welche auch auf landschaftliche Schönheit Anspruch machen sollen. Neide hat die sämtlichen fiskalischen Gärten und Anlagen in Berlin unter sich, hat aber nebenbei viele andere Ausführungen geleitet, z. B. die Anlagen des Fürsten Pleß zu Fürstenstein in Schlesien und den Donnerschen Garten in Altona."

Als größte Veränderung der Wallanlagen zwischen Klostertor und Ferdinandstor bezeichnete Neide in seinem Projekt die Abflachung der Altmannshöhe. „Statt der bisher so steilen Wallböschungen sollen dem Auge angenehme, sanft geböschte Anlagen entstehen, an denen man im Spaziergange leicht hinunter und wieder hinaufgehen kann. Namentlich dürfte gerade damit viel gewonnen sein, daß vielfach unten im Grunde auch Wege angelegt sind. Man ist gewohnt, nur von oben in den Wallgraben hinabzusehen. Wird man nun so geführt, daß man auch von unten einmal die reich belaubten Abhänge zu sehen bekommt, so wirkt dies überaus anziehend." Von dem Platze des Adolf-Denkmals auf Hieronymus heißt es, daß er mit besonderer Vorliebe behandelt sei: Der Platz vor dem Denkmal wurde anschließend an den Charakter, den er bereits hatte, für Blumenbeete bestimmt. Die Hauptgruppen der vorhandenen Bäume sollten erhalten bleiben, wie überhaupt in dem Projekt der Grundsatz aufgestellt war, die älteren Bäume möglichst zu schonen, so daß die Fußwege unter vollständiger Umgehung von vorhandenen Baumgruppen eingezeichnet waren. Besonders erwähnt wird die herrliche Gruppe von Eichen und anderen Bäumen, welche bei einem näheren Herantreten der Bahnlinie an die zu errichtende Kunsthalle der Axt verfallen müßten, während sie so, wie die Linie abgesteckt sei, ein höchst willkommener dekorativer Hintergrund für die Halle würden. Der mit Pappeln umstandene Platz an der Außenalster zwischen Esplanade und Lombardsbrücke (der jetzige Ort des Büsch-Denkmals) solle erhalten bleiben, außerdem aber noch näher der neuen Lombardsbrücke ein Aussichtspunkt gewonnen werden, der noch etwa 8 Fuß höher liegen sollte. Im Frühjahr 1867 war die Bepflanzung vom Klostertor bis zum Ferdinandstor beendet. Der übrige Teil vom Ferdinandstor bis zur Lombardsbrücke und an der Esplanade scheint erst im Jahre 1868 neu bepflanzt zu sein.

Nach Vollendung dieser Arbeiten kam die Wallgegend bei den Bastionen Albertus und Casparus an die Reihe. In der Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft vom 9. November 1868 heißt es: [1]) „Das vor kurzem konstituierte Komitee der für das Jahr 1869 projektierten internationalen Gartenbau-Ausstellung hat sich an den Senat mit dem Gesuche gewandt, ihm für diesen Zweck auf ein Jahr den zwischen dem Millerntordamm und dem Stintfang belegenen Teil der öffentlichen Wallpromenade und einen Teil des nach der Vorstadt St. Pauli zu belegenen Glacis mit der Außenböschung als Ausstellungsterrain einzuräumen. Für den Fall der Gewährung dieses Gesuchs ist es die Absicht, das bezeichnete Terrain durch landschaftliche Umgestaltung der Wallanlagen in einen Park umzuwandeln, der nach Beendigung der Ausstellung in dieser veränderten und verschönerten Gestalt wieder überliefert werden soll." Am 2. September 1869 wurde die Ausstellung eröffnet und fand, wie Gaedechens [2]) sagt, allgemeine Anerkennung. Behufs Feststellung der Pläne

---

[1]) Akten der Baudeputation.
[2]) Historische Topographie S. 257.

für die Umgestaltung des Terrains wurde der Landschaftsgärtner Jürgens von der Baudeputation zugezogen. Der Elbpavillon, der während der Ausstellung als Restaurationsgebäude benutzt worden war, wurde sodann wegen Baufälligkeit abgebrochen; der Platz blieb einige Jahre wüst liegen bis zur Erbauung eines neuen Pavillons im Jahre 1874/75. Die Hängebrücke, welche ursprünglich nur für die Dauer der Ausstellung erbaut war, blieb auf mehrseitig geäußerten Wunsch noch erhalten bis zum Jahre 1875, wo sich wegen nicht genügender Festigkeit und Sicherheit ihre Entfernung als notwendig erwiesen hatte. Wesentlich verändert wurde die Begrenzung des Parks nach der Hafenseite, wo nach Beseitigung des auf einem Pfahlbau im Stadtgraben gelegenen Pulvermagazins, sowie des dos d'âne, der vorher hier den Abschluß bildete, ein Damm durch den Graben geschüttet und ein bequemer Zugang vom Landungsplatz zu den Anlagen hergestellt wurde. Oben auf der Elbhöhe wurde am 15. Juni 1880 der Grundstein für das Gebäude der Deutschen Seewarte gelegt.

Die Veranlassung zu der Abtragung des Walles auf der ganzen Strecke zwischen dem (1859 eröffneten) Holstentor und Dammtor gab die Wahl des Platzes vor dem Holstentor für die Justizgebäude (1879). Um die Zugänglichkeit des Platzes vom Dammtor aus zu verbessern und die innere Stadt durch Weiterführung der Straße „Neue Drehbahn" mit der Sternschanze zu verbinden, wurde mit der gewonnenen Erde ein Teil des Stadtgrabens zugeschüttet. Auf die möglichste Erhaltung der Wallanlagen und auf die weitere künstlerische Ausbildung derselben wurde das größte Gewicht gelegt. Es wurden alle schönen Bäume sorgfältig erhalten, die Terrain-Unterschiede für das landschaftliche Bild ausgenutzt, die bleibenden Teile des Stadtgrabens zu kleinen Seen mit gefällig gruppierten Uferpartien ausgebildet. [1])

Auf dem Terrain zwischen Millerntor und Holstentor fand im Jahre 1889 eine Gewerbe- und Industrie-Ausstellung statt. Bis dahin bildete das Glacis westwärts des Stadtgrabens eine mit einer Grasnarbe versehene, ziemlich öde Fläche, auf welcher einige unschöne Schuppen zur Unterbringung von Dekorationsgegenständen des Stadttheaters und eine Gefangenenbaracke standen. Jetzt wurde, unter Leitung des Oberingenieurs F. Andr. Meyer, des Abteilungsingenieurs Röper und des Gartеningenieurs Jürgens, in Zeit von acht Monaten das ganze Gelände zu einer Parkanlage ausgebildet, und das Tal des früher von ziemlich steilen Böschungen eingefaßten Stadtgrabens soweit aufgeschlossen, daß ein Blick von allen Seiten auf die Wasserfläche treffen kann. Zur Verbindung der beiden Ufer wurden Brücken angelegt, und in den Stadtgraben ein Damm geschüttet. [2]) Dasselbe Terrain wurde im Sommer 1897 für die Gartenbau-Ausstellung benutzt und bei dieser Gelegenheit noch weiter umgestaltet und verschönert.

Zur Vollendung der Ringstraße vom Holstentor bis zum Hafentor gaben die traurigen Erfahrungen des Cholerajahres 1892 den letzten Anstoß, durch die man zu der Überzeugung gelangt war, daß die Baracken an einem Teil der Hütten, an der Straße „Hinter den Hütten" und am Pilatuspool fallen mußten. Der Holstenwall wurde abgetragen, und hier eine 30 m breite Straße angelegt, die Verbindung des Zeughausmarktes mit dem Hafentor an Stelle des gänzlich zugeschütteten Stadtgrabens durch eine gewundene Rampenstraße mit einem Gefälle von 1 : 38 hergestellt, und diese Straße, die Helgoländer Allee, durch eine große Hochstraßen-Verbindung, Böhmkenstraße—Bernhard-

---

[1]) Deutsche Bauzeitung 1879 Nr. 33 u. 47; 1884, S. 113 u. 137.
[2]) Deutsche Bauzeitung 1889, S. 245. 463. 471. 472.

straße, überbrückt.[1]) Die Windmühle auf Casparus wurde entfernt, und jetzt (seit 2. Juni 1906) ragt auf der Höhe dieses ehemaligen Bollwerks die Kolossalfigur des Bismarck-Denkmals stolz und ehrfurchtgebietend in die Luft.

Die letzten größeren Veränderungen der Wälle und ihrer Anlagen sind herbeigeführt durch den Bau des am 5. Dezember 1906 eröffneten Hauptbahnhofes und der sich anschließenden Schienenwege. Verschwunden ist an dieser Stelle der Hügel der ehemaligen Bastion Hieronymus mit ihrer Lindengruppe, mit dem (nach der Richardstraße verlegten) Adolf-Denkmal und dem Teppichbeet; verschwunden ist der eine von den beiden Teichen, die bei dem Bau der Verbindungsbahn geblieben waren; verschwunden sind auch auf dem früheren Glacis die Begräbnisplätze der St. Georg- und der St. Jacobi-Gemeinde. Erfüllt hat sich, was Dr. Steinthal, der Berichterstatter des von der Bürgerschaft im November 1862 wegen der Verbindungsbahn niedergesetzten Ausschusses damals voraussagte: „Der Wall mit seinem Stadtgraben hat längst faktisch aufgehört, die Grenze unserer Stadt zu bilden, und die Zeit wird nicht fern sein, daß die Stadtteile zu beiden Seiten der Außen-Alster von mindestens gleich großer Bedeutung sein werden wie die jetzige eigentliche Stadt, und mit derselben eine einzige große Stadt bilden.“[2])

Jetzt sind sämtliche Wälle niedergelegt; von der Schlangenlinie des Stadtgrabens sind zwischen den gänzlich umgeschaffenen Wallanlagen nur einige Reste als Teiche erhalten: bei der Sternwarte, in der Nähe der Justizgebäude am Holstenplatz, im botanischen Garten und bei der Kunsthalle; überall ist die Verbindung der inneren Stadt mit den neueren Stadtteilen hergestellt; auf hohem Damm und auf Überführungen über die Straßen hinweg rollen vom Hauptbahnhof zum Dammtorbahnhof die Eisenbahnzüge, ohne den Verkehr zu stören.

Bei Gelegenheit des Zollanschlusses ist am Eingang zum Freihafengebiet bei der Brooktorsbrücke ein häufig zitiertes Schillerwort angebracht. Mit demselben Recht könnte es auch über dem Portal des neuen Hauptbahnhofes stehen:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.



Gah tom Düwel!

Ein Märchen aus Stapelholm.

Dar weern mal twe Bröder, de een weer rik, de anner arm, ganz arm. Do keem de arme Broder — dat weer jüs to Wihnachnabnd — to sin rike Broder un bä um en Gav. De rike Broder, de gar ni gut to spreken weer, dat son arm Stackel to em keem — den Armod schändt —, gung to Böhn, hal en Schinken raffer, gef de sin Broder hin un sä: „Gah dormit ton Düwel!“ De arme Mann kummt to Hus. Seggt sin Fru: „Na, heß wat kregen?“ „Ja,“ seggt he, „ik hef en ganzen Schinken kregen; awers ik schall dormit ton Düwel gahn.“ Seggt de Fru: „Ja, den muß du je los.“

Den annern Morrn ganz bitiden makt he sik den mit sin Schinken op de Weg na'n Düwel. He kummt in en Holt rinner un bald bedüstert he dar. He klattert up en Bom un süht in'e Fiern en Licht. He klattert weller dahl

[1]) Deutsche Bauzeitung 1894, S. 17.
[2]) Akten der Baudeputation.

un geit up dat Licht los. Do kummt he an en lütt Hus. In'e Dörnsch sitt en Fru to spinn. He kloppt an un se lett em in. Seggt he: „Kann Se mi seggen, wo de Düwel wahnt?" Antwurd se: „Ja, dat kann ik Em wul seggen; awer hüt Abnd kann He je doch ni mehr hinkam. He kann hir bi mi nacht bliben," — un se sett em Äten un Drinken vör, un he blift dar öwer Nacht. Den annern Morrn seggt se em, wonehm he langs gahn schall, un dat he den bi den Barg kummt, wo de Düwel in wahnt. He geit nu los. Ünnerwegens begegent em en ole Mann, de gift em en Töwerstock;[1]) wenn he dormit de Barg anrührt, so deit de sik apen un — is en ganz prächdi Slott, un de Düwel kummt den to em rut. Den schall he man to'n Düwel seggen: „Hir hef ik en Geschenk vör di, un dorvör kanns du di den dre Deel wünschen un utsöken. Toers lopt dar en ganze Barg Höner. Darvan kanns du di een utsöken. Du muß awers de spotterichste[2]) nehm'n, de dr' mank is; den de leggt Goldstücken. Den kumms du in en Dörnsch rinner, wo ganz fein deckt is. Hir liggt affids up en anner Disch en schidige Dischlaken, dat muß du ok mitnehm'n. Wenn du dat utbreden deis, so kanns du di dat schönste Äten wünschen; un dat is darop. In'e Eck liggt en grise Sack. Darin bünd söben Knüppeln, un wenn du den seggs: Söben Knüppeln ut'n Sack, slat mi de un de wat, — so kamt se rut ut de Sack, un prügelt den, de di wat dahn het, düchdi dör. Un wenn du den weller seggs: „Söben Knüppeln in'e Sack!", so gaht se all weller rinner in'e Sack. Disse Sack muß du ok mitnehm'n."

He geit los un kummt an'e Barg. Mit sin Töwerstock berührt he de Barg. Do deit de Barg sik apen un — vör em steit en ganz unmaten fein Slott, un darin wahnt de Düwel. As he rin geit na dat Slott, kummt de Düwel em jüs in'e Möt, un he gift em den Schinken. Darvör kann he sik nu dre Deel mitnehm'n. Dar lopt en ganze Barg Höner un dar mank een son ganz spotteriche, de nimmt he. As em Äten vörsett ward, nimmt he dat schidige Dischlaken, wat ganz affids liggt. In'e Eck liggt en grise Sack, de nimmt he ok mit, un dar geit he mit af.

He kummt weller in dat lütt Hus bi de ol Fru an un vertellt ehr, wi em dat gahn un wat he kregen het. He bred ok gliks sin Dischlaken ut un wünscht sik dat schönste Äten, un de Olsch mut mit em äten. Ok de spotteriche Hehn mut Goldstücken leggn un de Olsch kriggt welk af. Dar dat nu awers al lat worn is, un he dochen ni mehr to Hus kam kann, blift he dar weller öwer Nacht, un den annern Morrn geit he to Hus. Sin Fru freut sik, dat he weller dar is, un he vertellt ehr ok allens, wat he belevt het. As he awers sin Dischlaken utbred't, un sik en schönes Äten wünscht, blift dat Laken lerri. Un as de Hehn Goldstücken leggen schall, deit se dat ni. De ol Fru har em Hehn un Dischlaken umtuscht. Do nimmt he sin Sack, geiht t'rügg na de ol Fru un seggt: „Söben Knüppeln ut de Sack, slat 't ol Wif wat!" Do kamt de söben Knüppeln rut ut de Sack, un prügelt de ol Fru so däger dör, bet se de Hähn un dat Dischlaken weller rafgift. Nu geit he weller to Hus. Un de arme Broder het nu op eenmal noch un is ok rik. Un wenn he ni dot is, so levt he noch.

Dahrenwurth b. Lunden. Heinr. Carstens.

---

[1]) Der Volksmund spricht jetzt Zauberstock. Ich halte es indes für richtig, Töwerstock zu schreiben.

[2]) Schetterich sehen die Hühner besonders aus, wenn sie in der Mauser sich befinden.



Zwei dänische Volksballaden.

Übertragen von **Chr. Tränckner** in Kappeln.

1. Thorbens Tochter.

1. „Wir waren so viele Geschwister klein
Vor Zeiten,
So früh ließ der Vater uns allein, —
Nun tagt der Tag, und die Nebel, sie steigen." — —

2. Am Sonntag gegen Abend, sie schliffen ihren Speer,
Am Montag gegen Morgen, sie ritten voll Zorn daher.

3. Ritten durchs Norderholz im Flug,
Da stand Herr Thorben und hielt seinen Pflug.

4. „Hier gehst du, Herr Thorben, stolz und fein,
Ich will nun Sühne um den Bruder mein!" —

5. „Ich will euch geben Wald und Weid',
Dazu meine Tochter, die liebliche Maid!"

6. „Wir sind nicht gekommen um Gab' und Gut,
Wir sind gekommen und wollen dein Blut!" —

7. Drauf hieben sie Herrn Thorben so klein
Wie das welke Laub da draußen im Hain,

8. Und ritten in Thorbens Hof hinein,
Da stand seine Tochter im Sonnenschein.

9. Da stand sie im Tore, so schön und so schlank,
Trug hervor in goldnem Becher den Trank.

10. Mit hellem Lachen schenkte sie ein
Und trank und reichte dem Rächer den Wein.

11. „Hätt' ich gewußt, daß du mir so gut,
Hätt' nimmer gesehn deines Vaters Blut!" —

12. „Und schlugt ihr mir den Vater tot,
Da schuft ihr mir große Herzensnot!" —

13. „Und hab' ich geschaffen dir Jammer und Leid,
Nun will ich dich lieben zu aller Zeit!" —

14. Er hob sie wohl auf sein Roß so grau,
Und schlug um sie den Mantel blau.
Mit Schweigen.

15. Drauf so ritten sie über die Heide braun
Nimmer durfte sie ihren Vater schau'n. —
Und der Tag, der tagt, und die Nebel, sie steigen. — —

Zum Verständnis: Eine Begebenheit aus uralten Zeiten, über der graue, schwermütige, ja, tragische Nebel dahinschweben. Thorben, der nordische Edeling, hat den Sohn eines befreundeten Geschlechts erschlagen. Die Brüder des Getöteten führen in grausiger Weise die Blutrache aus und reiten in den Edelhof des Feindes ein, die blutige Pflicht ganz zu erfüllen. Da geht, wie nach schwarzer Nacht aus dunklem Rot die lichte Sonne, die liebliche Tochter Thorbens, in der Hand den Willkommtrunk, um den Mund liebliches Lachen, im Auge die holde Freude verschämter Liebe zu dem stolzen, starken Jüngling an der Spitze, hervor. Und nun die grauenvolle Erkenntnis, in ihm: sie liebt dich! — in ihr: er ist der Mörder deines Vaters! Und mit Bangen sehen wir ihn das Weib über diesen Abgrund hinüber zu sich aufs Roß reißen: — wenn einmal die Nebel der Liebe vor ihrem Auge zerreißen, dann wird sich das Weib gegen den Mann, den Vater ihrer Kinder, erheben, und eine Tragödie, entsetzlicher als diese, gräßlicher als die zwischen Alboin und Rosamunde, wird ein neues Glied an die bluttriefende Kette der Blutrache, das Mittelglied zu immer neuen, immer furchtbareren Wirrnissen, fügen, bis das Geschlecht in wildem Wahnsinn sich selbst vernichtet.

2. Die drei Schelme.

1. Es standen drei Schelme und rieten hin und her,
Tingludi tangludi lustudilei!
Wie zu des Müllers Tochter wohl zu kommen wär'.
Stolze Annemarie,
Tingludi tangludi lustudilei!
Krusimussidus der Christomanie,
Und Schnurrwurrewip der Zeremonie!

2. Sie nahmen den dritten und steckten ihn in den Sack,
Dann trugen sie ihn fort, wohl über des Müllers Bach.

3. „Ach, hör' du Müller, stolz und fein,
Willstu den Sack mir mahlen klein?" —

4. „Ja, setz' ihn ans Bett meiner Tochter dort,
Das ist vor Mäusen und Ratten ein sichrer Ort!" —

5. Und als es nun dunkel und nichts zu sehn,
Begann der Sack zu kriechen und gehn.

6. „Ach Vater, mein Vater, das Licht zünd' schnell,
Hier sind wohl Diebe und Räuber zur Stell'!" —

7. Er streichelt' ihr die Wange so fein:
„Sag, willstu meine Allerliebste sein?" —

8. „Ach Vater, mein Vater, das Licht lösch' aus,
Es war nur die Katze, die fing eine Maus!" —
9. Die Alte in der Ecke hat leise gelacht:
Tingludi tangludi lustudilei!
„Hätt' die Katz nur nicht Stiefel angehabt!"
Stolze Annemarie,
Tingludi tangludi lustudilei!
Krusimussidus der Christomanie,
Und Schnurrewurrewip der Zeremonie!

Zum Verständnis: Wie anders hier! Welches Schelmenlachen und -leuchten in dem Gedicht! Erst die Beratungsscene, die durch den ebenso klangvollen wie schelmischen Refrain (der vielleicht wider die Geistlichkeit gemünzt ist) ein schelmisches Gepräge erhält. Und nun — fast à la W. Busch — nehmen sie, nicht „einen," sondern gleich „den dritten," hops! in den Sack und trab, trab zur Mühle. Ehrbare Verneigung vor dem strengen Vater der Schönen mit einem Stich ins Ironische („stolz und fein," s. oben Thorbens Tochter 4), würdevoll, herablassend gegebene Antwort, — und der Streich ist geglückt. Und nun der kriechende Sack, ein Bild zum Lachen, — der angstvolle Ruf des bangen, — dann der aus ganz anderen Gründen angstvolle zweite Ruf des verschlagenen schönen Kindes — und endlich die verständnisvolle Anmerkung der alten Hexe in der Ofenecke: — als ich das Gedicht mit einigen originellen Handzeichnungen im Museum zu Ripen entdeckte und abschrieb, habe ich zum mißfälligen Erstaunen des Kustos mehrmals laut lachen müssen.



Mitteilungen.

1. Urkunde über die Aufhebung der Leibeigenschaft im Gute Schinkel im Jahre 1787. Mitgeteilt von Johann Jöhnk in Schinkel.

Wir Endesbenannte, der Justizrath Christian Bruyn zu Rendsburg, und der Etatsrath Georg Bruyn zu Schleswig, als gemeinschaftliche Besitzere des im dänischen Wold nahe am Canal belegenen adlichen Guths Schinckel, haben bey Ausführung des Vorsatzes, die Unterthanen des gedachten Guths von der Leibeigenschaft zu befreyen, und sie mit Land zu versorgen, Folgendes zur Vorbeugung künftiger Irrungen vestgesetzet, nachdem alles vorhero mit gedachten Guths-Untergehörigen, nach Ausweisung der darüber gehaltenen Protocolle, in Gegenwart des vormaligen Guths-Besitzers, Herrn Josias Jensen, des Herrn Land-Inspectoris Evert, des Guths-Inspectoris Opitz, der Landmesser Eckhusen und Greve, und des Bonitirungs-Mannes Thiesen verabredet, auch zuletzt noch diese Acte von dem Justitiarius, dem Herrn Advocaten Dumreicher, verlesen, und von allen nochmalen bestätiget worden.

§. 1. Es werden demnach hierdurch, nach der uns als Guths-Besitzern zukommenden Befugniß, sämmtliche Guths-Untergehörige nebst ihren Ehefrauen, Kindern und Nachkommen von der bisherigen Leibeigenschaft und den damit verknüpften Pflichten, Diensten und Lasten, von uns wohlbedächtlich und freywillig, wie solches nach den hiesigen Landes-Gesetzen am bündigsten geschehen kann, entbunden, und ihnen und ihren Nachkommen die Freyheit geschenket und verliehen, dergestalt, daß sie und ihre Nachkommen zu ewigen Tagen dieselbe Freyheit geniessen und behalten sollen, die andere Königl. freie Unterthanen in dem Herzogthum Schleswig haben und geniessen: daher denselben so wenig von uns als den künftigen Besitzern dieses Guthes nichts weiter abverlanget und aufgebürdet werden soll, als was in dieser Acte ausdrücklich enthalten ist, oder durch Landesherrschaftliche Verfügungen gefordert werden sollte.

§. 2. Die Vier und Dreyßig Familien dieser Freygegebenen, welche mit Land und Kathen versehen werden, erhalten zusammen, mit Inbegriff der gemeinen Weide und des Mohrs, 281 Tonnen 6 15/16 Schip Landes, wofür sie nach der Maaße jährlich a Tonne Zwey Reichsthaler zu zahlen hätten. Damit aber nach dem Verhältniß der Güte des Landes eine völlige Gleichheit erhalten werden möge, ist alles Land von zween unpartheiischen von der Königl. Schleswig-Holsteinischen Land-Commission beeidigten Landverständigen, den Herrn Hinrich Thiessen und Rudolph Greve dergestalt bonitiret worden, daß die angeführte Tonnenzahl gegen das beste Wiesen-Land verglichen, nur 131 Tonnen 2 9/16 Schip bonitirte Tonnen beträgt. Und da diese Bonitirung allen verständiget und von ihnen angenommen worden, so hat ein jeder Kathen-Besitzer nach diesem Maaßstab von seinem ihm durchs Loos zugefallenen Lande a Tonne Vier Reichsthaler Vierzehn Schilling grob Courant, und also dasjenige für seine ganze Tonnen-Zahl jährlich zu entrichten, was in dem dieser Acte beygefügten Kauf-Briefe bemerkt, und in dem Erd-

buch, wovon ihnen allen zusammen ein Exemplar zugestellet worden, näher beschrieben ist. In Ansehung der Holz-Gründe und der erst urbar zu machenden Ländereyen erhalten die Besitzer derselben die bereits von den Bonitirungs-Männern bestimmte Freyheits-Jahre.

§. 3. Dieses Land nebst den dabey gelegten Kathen, von welchen sie nach der mäßigen Taxation nur einen dritten Theil des Wehrts bezahlen, wird ihnen hierdurch geschenket, und von uns zum wahren Eigenthum Kraft dieses übertragen, dergestalt, daß die itzige und künftige Besitzere dieser Kathen und der dazu gelegten, jedoch davon niemalen zu trennenden, Ländereyen, sobald sie die Stelle gehörig eingerichtet, und den $^1/_3$tel Theil des Kaufschillings der Kathe bezahlt haben, damit nach eigenem Willen, als mit ihrem Eigenthume, schalten und walten, auch solche ohne der Guths-Herrschaft Einwilligung verkaufen, verpfänden, und auf jede beliebige Weise veräusern können. Wir begeben uns daher aller daran gehabten Rechte und Gerechtsame, und behalten uns nur vor, daß der Revers, wodurch der Besitzer zur Erfüllung aller in dieser Acte bemerkten Praestandorum verpflichtet wird, in dem Schuld- und Pfand-Protocoll zu allererst protocollirt, und die jedesmalige Veränderung des Besitzers, der Ordnung halber, der Guthsherrschaft angezeigt werde.

§. 4. Der von einem jeden Kathen-Besitzer zu entrichtende jährliche Canon, der von der am heutigen Tage geschehenen Uebertragung seinen Anfang nimmt, wird in zweyen Terminen, als auf Martini Zweydrittel, und Maytag Eindrittel in grob Courant klingender Münze bezahlt. Und wenn einige oder mehrere derselben den Eindritten Theil dieses Canons durch Erlegung eines Stück Geldes abhandeln wollen, stehet ihnen solches in den ersten Sechs Jahren frey. Jedoch müssen in solchem Fall für jeden Markl., der von dem Canon abgehet, Fünf und Zwanzig Markl. entrichtet, und wenigstens ein Capital von Funfzig Rthlr. auf einmal ausbezahlt werden.

§. 5. Die sämmtlichen alten Guths-Untergehörige und ihre Nachkommen sind auf immer verpflichtet, die Mannschaft, welche itzo und künftig von der höchsten Landesherrschaft ausgeschrieben werden sollte, so wie vorhin geschehen, aus ihren Mitteln zu stellen, und müssen daher ganz allein ohne irgend einigen Beytrag des Stammhofes und der Parcelen-Besitzer oder anderer auf dem Guthe itzo oder künftig wohnenden und mit Land versehenen Leute, die Mannschaft, welche zu Kriegsdiensten, es sey zur Land-Miliz, Ausschuß, Rekruten, oder sonst von diesem Guthe gefordert werden sollten, unter sich aufbringen. Zu dem Ende dann über alle ein Lage-Register gemacht, durchs Loos unter den Diensttüchtigen die Mannschaft gezogen, und so viel thunlich, alles nach den für die Königl. Unterthanen abgegebenen Verfügungen eingerichtet werden soll. Bey dieser Einrichtung und Ziehung behält die Guths-Herrschaft, da von derselben die Befolgung der Landesherrschaftlichen Befehle gefordert wird, die Direction, und reserviret sich die Befugniß, den ersten Bau-Knecht und die bey ihr in Brod und Gage stehende Bediente, wenn solche dazu sonst pflichtig sind, zu eximiren. In ausserordentlichen und solchen Fällen, welche man nicht hat vorher sehen können, verfähret man so, wie die Königl. Beamte es mit den Unterthanen der niedergelegten adlichen Güther halten, und müssen die Kathen-Besitzer übrigens hierunter alles leisten, was andere Guths-Besitzere von ihren Untergehörigen zu fordern berechtigt sind.

§. 6. Damit es dem Stammhofe nicht an nöthigen Arbeitern, besonders zur Erndte-Zeit, fehlen möge, so sind die Besitzere jeder Kathe pflichtig, höchstens 25 Tage im Jahr, wenn es nämlich verlanget werden sollte, selbst zu Hofe zu kommen, oder ihren Sohn, wenn er Knechts-Dienste zu verrichten im Stande ist, oder einen Knecht zu den gewöhnlichen Guths-Arbeiten zu senden; für welche Dienste derselbe, wenn er, wie andere Taglöhner, die sonst in den Aemtern gewöhnliche Stunden arbeitet, Zehn Lübschilling a Tag erhält, welche ihm in dem Canon zu gute geschrieben werden. Jedoch darf von jeder Kathe nicht mehr als einmal in der Woche ein Mann angesagt werden, ausser in der Heu- und Korn-Erndte, da sie denn zwey Tage in einer Woche, jedoch nur zu dreyen malen im Jahr zu kommen verpflichtet sind. Sollte aber die Guths-Herrschaft diese Dienste für die vestgesetzte Bezahlung nicht verlangen; so versteht es sich von selbsten, daß der Canon baar bezahlt werden muß, und daher zu keiner Beschwerde Gelegenheit genommen werden kann.

§. 7. Zur Jagd sendet der Besitzer jeder Kathe zweymal im Jahr, wenn es verlanget wird, einen Mann und ein Kind, und sollen sonst unter keinem Vorwande, weder von demselben noch von seinen Nachkommen, einige persönliche Dienste gefordert werden.

§. 8. So wie die Besitzer dieser 34 Kathen-Stellen zu der Kirche und den Kirchen-Gebäuden zu Gettorff nach vier Pflügen Hand-Dienste in vorkommenden Fällen leisten müssen, so wie solche von den Käthnern der übrigen daselbst eingepfarrten Güther nach Pflugzahl geleistet werden; so haben sie auch an Prediger und den Küster zu Gettorff fernerhin dasjenige zu bezahlen, was bisher von jedem Käthner dieses Guths entrichtet

und geleistet worden. Bey vorfallenden Prediger=Wahlen haben sie auf keine Stimme Ansprache zu machen.

§. 9. Um den bessern Unterricht der Jugend zu befördern, ist von uns mitten in dem Guths=District ein neues Schulhaus gebauet, und dazu sind drey Tonnen von dem besten Lande gelegt worden. Es erhält auch der Schulmeister vorläufig zwey Fuder Heu von uns, jedoch zu jederzeit Fünf Reichsthaler zu Korn, auch wird ihm in dem reservirten Mohr die nöthige Feuerung angewiesen. Es müssen aber die Kathen=Besitzer zu seinem Salario der 20 Rthlr. etwas weniges, nach dem im folgenden §pho bemerkten Verhältniß, beytragen, für ihn den Torf stechen und trocknen, und für jedes Kind, wenn es im Lesen und Christenthum unterrichtet wird, a Woche einen Schilling, und wenn es dabey Schreiben lernt, einen halben Schilling mehr, sollte es aber auch Rechnen lernen, in allen Zwey Schilling a Woche bis zu weiterer Anordnung bezahlen.

§. 10. Von dem Beytrage zur ordentlichen Contribution des Guths sind die Besitzere dieser Kathen=Stellen frey, weil dieser in dem zu entrichtenden Canon mit berechnet, und von dem Stammhofe abgetragen wird. Zu allen übrigen öffentlichen Abgaben, Landesherrschaftl. Praestandis, und allen diesem Guthe von der allerhöchsten Landesherrschaft aufzulegenden ordinariis & extraordinariis, in Kriegs= und Friedenszeiten, wie auch zu denen ritterschaftlichen und Kirchenanlageu, Geld=Beyträgen zur Stellung der Pferde und Miliz, Criminal= und Policey=, wie auch andern Kosten, sie mögen Namen haben wie sie wollen, bereits erdacht seyn, oder künftig erst erdacht und ausgeschrieben werden, müssen die 34 Käthner sämtlich ihren Beytrag folgendermaassen leisten: daß, wenn die 17 Parcelen=Besitzer zu dieser Snmme $^{7}/_{10}$Theil bezahlen, sie von den übrigen $^{3}/_{10}$ Theilen die eine Hälfte, oder $^{3}/_{20}$ zusammen, entrichten müssen, da denn der Stammhof die andere Hälfte, also auch $^{3}/_{20}$ oder eben so viel allein übernimt. Und damit alle Brüche vermieden werden, so wird auf den geringen Unterschied des Landbesitzes nicht gesehen, sondern diese Summe in 34 gleiche Theile getheilet.

§. 11. Die Kathen=Besitzer sind auch schuldig, zu den Wegen', § 9. der mit den Parcelen=Besitzern eingegangenen Bedingungen, den alldort bestimmten Beytrag mit dem Stammhofe zu leisten, und da abseiten der Guths=Herrschaft der Weg von dem Hofe bis an die Stelle, wo der Weg nach dem Mohrbrock abgehet, als der kostbarste, einseitig unterhalten wird; so soll der übrige Theil von da ab bis an die Gränze bey Rockenrade von diesen 34 Käthnern in Stand gesetzt und unterhalten, und jedem in der Folge sein Antheil, wofür er haften muß, abgetheilt werden. Die übrigen Feld=Wege müssen diejenige, welche sie gebrauchen, gemeinschaftlich in Stand setzen und unterhalten.

§. 12. Einige den Parcelen=Besitzern nach den gedruckten Conditionen obliegende Verbindlichkeiten, dienen auch diesen 34 Kathen=Besitzern zur Vorschrift, diejenigen nämlich, welche daselbst § 5. wegen der Civil= und Criminal=Jurisdiction; § 6. wegen des Mühlen=Zwangs; § 13. wegen der Jagd; § 14. wegen der Befriedigungen; § 17. wegen der Wasserleitungen; § 20. wegen der Kirchen=Anlagen; und § 21. wegen Unterhaltung der künftigen Guths=Armen vorgeschrieben sind, und es soll daher von diesen Conditionen dem Erdbuch ein Exemplar beygelegt werden.

§. 13. Dann dürfen auch endlich die Kathen=Besitzer so wenig, als andere, sich mit der Brauerey befassen, wenn ihnen gleich das zu ihrer eigenen Haushaltung nöthige Bier zu brauen erlaubt wird. Der Brennerey, Krügerey und Höckerey müssen sie sich vielmehr gänzlich enthalten, und dürfen auch ohne erhaltenen Consens von der Guths=Herrschaft weder ein Handwerk treiben, noch eine Werkstelle anlegen.

Urkundlich haben wir diese Acte, welche künftighin in allen Fällen zur unabweichlichen Vorschrift dienen soll, und wovon sowol jeden der Kathen=Besitzer bey dem ihm zu ertheilenden Kaufbriefe, als den übrigen Freygelassenen bey ihren Freyheits=Briefen, ein gedrucktes Exemplar beygefügt werden soll, eigenhändig unterschrieben', und mit unserm Pettschaft bedruckt; So geschehen Schinkel, den 1sten May, 1787.

C. Bruyn. G. Bruyn.

2. Was vor etwa 150 Jahren in der Herrschaft Breitenburg zum „Abschied" ausbedungen wurde, zeigt folgender Kaufvertrag vom 2. April 1761: Kund u. zu wissen sey hiemit männiglichen, insonderheit aber denen, so daran gelegen, daß heute zu Ende gemeldetem Dato mit Consens und Einwilligung der Breitenburger Obrigkeit, ein zu Recht beständiger und unwiderruflicher Kauf=Contract getroffen und vollenzogen worden zwischen N. N., Verkäufern an einem, so dann dessen Sohn P. N., Käufern am andern Theile, auf Maße und Weise wie folgt: Es verkauft cedirt und überläßt nemlich vorgedachter N. N. für sich u. seine Erben seine zu X. belegene halbe Hufe mit dem darauf stehenden Gebäude dazu gehörigen Ländereyen und übrigen Pertinentien, wie solches alles daselbst bezimmert und bezäumt, befriedigt und begraben, erd= und nagelfest zur Stelle vorhanden, samt Schlecten [1]) und Brettern auf Hilden [2]) und Boden, Mist und Mistweichung, [3]) Gilde und Gildes Gerechtigkeit, wie auch dem zur Feuer Schauung ge=

hörigem Geräthe [so dann 3 Pferde, 2 Wagen mit der dazu gehörigen Geräthschaft, die Pflüge und Eggen, 1 eiserne Pflug-Kette, 1 Bügel, 6 Kuh Beester, 2 Heuer, 2 Garb-Forcken, 2 Röffeln, 1 Mistforcke, 2 Stroh-Körbe, 1 Latje,[4]) 1 Misthacken, 1 Torfspaden, 1 Kesselhaken, 1 Backeltrog, 1 großen Kessel, 1 Schwein Trog, 1 Axt, 1 Beil, 1 Heide Lehn, 1 Boden- und 1 hilde Leiter, 1 Haar Siebe, 1 Rost, 1 Bett mit 2 Laken, 1 Schneid-Lade mit 2 Messer, 1 Feuerzange, 1 Karre, 1 Brodt Ricke,[5]) 1 Grapen, 2 Kessel, 1 Faß Ballje, 1 Milch-Karne mit der Scheibe, 1 Milch-Stander, 2 Lehen mit denen Bäumen, 1 Schrage,[6]) 12 Säcke, 1 Kupe, 1 Butter Schaale, 1 Sattel, 1 Trank Tonne, 1 Wurf Schaufel, 1 Wetz Stein, 1 Brust Bohrer, 1 Himpen, 1 Korn Siebe, 1 Scheen Siebe,[7]) 1 Bültschaufel mit dem Hauer[8]) und 1 Wältze] an obgemeldeten seinen Sohn P. N. und deßen Erben erb- und eigenthümlich um und für Ein Tausend vierhundert Mark Lübisch, guter, gangbarer Müntze behandelten und bestimmten Kaufgeldes, wovon derselbe als seine Mitgabe 600 ℳ und an verdienten Lohn 400 ℳ also zusammen 1000 ℳ zu kürtzen hat, die übrigen 400 ℳ aber verspricht derselbe jährlich mit 4 pro Centum zu verzinsen und nach vorgegangener beyden Theilen beym protocollo zu thun freystehender halbjähriger Loskündigung abzutragen. — Hierauf hat Verkäufer für sich und seine Frau auf ihrer beeder Lebens-Zeit zum Abschiede ausbedungen, das kleine Hauß zur freyen Wohnung, welches Käufer zur Hälfte unter baulichem Stande halten und davon Gilde-Gerechtigkeit thun und wieder zu genießen haben solle, sodann 3 kleine Stücke im Kohlhofe mit den darauf stehenden Bäumen, wie auch das Gras am Wall und tinst[9]) den Blicken, ferner jährlich 5 Tonnen Rogken, 4 Tonnen Buchweitzen und 1 Tonne Habern an guten reinen Korn, an Ländereyen und zwar im Wischhof so viel als mit Marck-Pfälen bezeichnet ist, nach der Seite von der gemeinde Weyde, die kleine Koppel hinter den kleinen Knöll zwischen N. N. und X. X., welches Land der Käufer zu pflügen, säen und zu eggen hat, auch die benötigte Asche darauf zu fahren schuldig ist; ferner hat Verkäufer ausbeschieden 2 hundert Klappen Rogken und 1 Fuder Buchweitzen Stroh, den freyen Mitgebrauch des großen Kessels, der Schneide-Lade, der Kupe und der Haar Siebe, und den im Kohlhofe benöthigten Mist. Übrigens soll Käufer denen Abschieds-Leuten ihre benöthigte Feurung, zu welcher sie auf des Käufers Mohr nächst an T. W. 1 Ruthe breit bekommen, wann selbige trocken ist, einfahren, ihr Korn mit nach der Mühle und das Mehl davon wieder nach Hause nehmen, ihr Brodt frey mit backen lassen, auch wenn sie Alters oder Schwachheits halber nicht gehen können, dieselben nach der Kirche fahren. — Nach des Verkäufers und seiner Frauen Absterben fällt vorstehender Abschied der halben Hufe wieder anheim. — — — So geschehen X. den . . . 1761. — In einem späteren Kontrakt 1801 heißt es, statt des in [—] Gesetzten: „sodann mit dem dabey befindlichen Beschlag an Pferden, Kühen, Wagen, Pflügen, Eggen und sämtlichen übrigen Haus- und Ackerbaugeräthe," statt des Schlußsatzes: „Nach dem Tode des einen oder andern von diesen Abschiedsleuten hat Käufer jährlich 2 Tonnen Rocken weniger zu liefern, und nach dem Ableben der beyden Abschiedsleute fällt vorstehende Abschieds Praestanda der Kathe gäntzlich wieder anheim," und statt: „das Gras am Wall und tinst den Blicken": „3 kleine Blicke im Kohlhofe, wie auch das an denselben und am Wall wachsende Gras."

[1]) sleete = die losen und, damit Getreide, Stroh und Heu luftig darauf liege und gut austrocknen könne, nicht dicht aneinander gelegten Querhölzer auf den Balken in Häusern, Scheunen und Ställen. [2]) hilde (auch hilge) = der über den Affieden mit den Viehställen befindliche niedrigere Boden, der zur Aufbewahrung von Heu und Stroh und früher auch dem Gesinde als Schlafstelle diente. [3]) de wêke (die Weiche), mittellateinisch durch stercoratio, mollificatio übersetzt, ist die Behandlung des Ackers, vornehmlich die durch Düngung, das Weichwerden, die Faulung des Düngers im Acker = gare, so oft in holsteinischen Urkunden. Hier die geschehene Düngung des Ackers, im Gegensatz zu dem Mist, der noch auf dem Hofe in der Mistkuhle ist. [4]) latje = das Werkzeug, mit dem de modder oder slik (Eiderstedt: Kleischot) aus den Gräben geschafft wird. Es besteht aus einem Staken, woran eine hölzerne schräge Schaufel sitzt. [5]) brodtricke = Brotgestell. In der Chronik dei Nordt-Elvischen Sassen heißt es: se nemen ere vlesch unde speck van den wymen, dat brot van deme ricke (Falck: Staatsb. Magazin 9, Seite 355. [6]) schrage = (schräges) Gestell aus zwei gekreuzten Beinen, Sägebock. [7]) scheensiebe. „Schienen" heißen nach den Wörterbüchern von Adelung, Campe und Grimm im besonderen auch „lange, dünne, schmale, biegsame Streifen Holz, woraus grobe Siebböden geflochten werden." [8]) bültschaufel mit dem hauer. Nach Schützes holsteinischem Idiotikon werden die zur Deckung der Hütten und Koven, wie auch in den mieten (viereckiger Misthaufe auf der Geest aus schichtweise übereinander gelegten flachen Erdschollen, Mist und Heide) zur Vermehrung des Mistes gebrauchten Plaggen mit einer abgenutzten kurzen Sense gehauen, während die größeren und dickeren Bülten mit dem Grabscheit gestochen werden. [9]) tinst, zusammengezogen aus te endest (auch tins = te endes, auch tens, tenst) = am (äußersten) Ende, auch „gegenüber," „neben."

Itzehoe. Dr. Seitz.

3. Die Streifenbarbe, Mullus surmuletus L. ist ein schönfarbiger Stachelflosser, der mit seinem Carminrot, der silberglänzenden Unterseite, den gelben Flossen und den drei goldgelben Längsstreifen, die besonders zur Laichzeit entwickelt sind, sich gar prächtig ausnimmt. Sie erreicht eine Länge von 25 cm. Ihre Heimat sind das Mittelmeer und die wärmeren Teile des ostatlantischen Oceans, wo sie bis Bergen hinauf beobachtet ist. Für das Gebiet der Ostsee, in der sie nur als seltener Gast der westlichen Förden zu finden ist, zählt sie zu den marinen Südfischen, deren Erscheinen, wie die Beobachtungen ergeben haben, sich im allgemeinen auf die zweite Hälfte des Jahres, auf die Monate Juli bis Dezember beschränkt. Das farbenprächtige Äußere läßt den Fisch, falls er sich einmal unter dem Fange findet, nicht leicht den Augen der Fischer entgehen. Dennoch konnte konstatiert werden, daß die Streifenbarbe in der Eckernförder Bucht, wo sie früher nicht gerade allzu selten gewesen sein soll, seit etwa 60 Jahren nicht beobachtet worden war. Von besonderem Interesse war daher eine kurze Angabe, die Herr Oberfischmeister Hinkelmann in Kiel im 1. Heft der „Mitteilungen des Deutschen Seefischereivereins" (1898) veröffentlichte, nach welcher ein Exemplar von 107 mm Länge am 9. Dezember 1897 in der Eckernförder Bucht gefangen worden ist. Das zoologische Museum in Kiel hat in seiner Sammlung mehrere 14—15 cm lange Exemplare ausgestellt, die in der Kieler Förde 1871 erbeutet worden sind. Am 20. November 1901 wurde mir eine Streifenbarbe von 11 cm Länge übersandt, die in der dortigen Bucht beim Fischen mit der Heringswade gefangen war. Dieses Exemplar findet sich in der Sammlung der städtischen höheren Mädchenschule I zu Kiel. — Beim Betrachten der



Streifenbarbe, Mullus surmuletus L.
(Aus: Plehn, Die Fische des Meeres und der Binnengewässer.)

Streifenbarbe fallen besonders 2 Bartfäden an der Spitze ihres Kiemens auf, die ihr beim Suchen nach Nahrung, die aus Krebsen und Weichtieren besteht, von größtem Nutzen zu sein scheinen. Über das Betragen gefangener Streifenbarben hat Schmidtlein, wie Professor Marshall in seinem Werk: „Die deutschen Meere und ihre Bewohner" anführt, an den Aquarien der zoologischen Station zu Neapel interessante Beobachtungen gemacht, über die er u. a. folgendes berichtet: „Die Meerbarben sind Grundschwärmer der Seichtgründe und mittleren Tiefen, welche gesellig leben und im Schlamme gründelnd sich ernähren. Auch im Aquarium schwimmen sie, wenn in größerer Zahl vorhanden, einträchtig umher oder treiben sich in Gesellschaft auf dem Boden herum, wo sie mit ihren zwei weißen, an der Spitze des Kiemens beweglich entspringenden Bärteln nach Nahrung suchen. Diese Bärteln sind die bemerkenswertesten Organe des Tieres und, solange dasselbe auf dem Grunde verweilt, in fast ununterbrochener Tätigkeit. Bald werden sie in die Kinnfurche zurückgeschlagen, so daß man sie garnicht wahrnimmt, bald wieder aufgerichtet und als feinfühlende Sonden verwendet. Mit höchster Beweglichkeit und Biegsamkeit begabt, dringen ihre feinen, nervenreichen Spitzen in den Schlamm und jede Vertiefung des Bodens ein, und das rasche, sichere Spiel des Tieres

mit ihnen zeigt, wie gut sie ihm zur Orientierung über die Grundbeschaffenheit dienen. Manchmal werden sie mit der Schnelligkeit trillernder Finger bewegt, dann wieder bedächtig einer um den andern vorgestreckt, um einen Gegenstand behutsam zu befassen. Dabei bewegt sich das Tier ruckweise und, indem es seine Richtung jeden Augenblick wechselt, dicht über den Boden hin oder ruht gründelnd auf demselben aus. Beim Schwimmen legt es die Bärteln zurück und bewegt sich durch rasche Pendelschläge seiner Schwanzflosse sehr gewandt und ausdauernd in allen Schichten des Wassers." — Von alters her ist die Streifenbarbe wegen ihres Wohlgeschmacks als Speisefisch hoch geschätzt worden. Im alten Rom wurden, wie Professor Marshall erwähnt, unsinnige Preise für die Meerbarben gezahlt. Es werden 8000 Sestertien (gegen 1300 *M*) als Kaufpreis genannt. Sueton berichtet, daß einmal 3 Stück mit 30000 Sestertien (4540 *M*) bezahlt wurden. Martial sagt, eine Barbe von 3 Pfund könne einen armen Fischer reich, aber eine Barbe von 4½ Pfund einen reichen Mann arm machen. Die Römer ließen die zum Mahle bestimmten Meerbarben noch lebend in den Speisesaal bringen und in den Händen der Gäste sterben, daß diese sich vorerst weiden sollten an der vollen Pracht der roten Färbung, die in gesteigertem Maße bei diesem Fische während des Todeskampfes hervortritt. Das leuchtende Rot galt als Gewähr für den Wohlgeschmack, und noch heutigestags schuppen die Fischer die Meerbarben gleich nach dem Fange ab und erzielen dadurch die Erhaltung der von den Käufern geforderten Rotfärbung dieser noch jetzt geschätzten Meerbewohner.

Kiel. F. Lorentzen.

4. Berichtigungen. Heft 8, S. 200: „Eckernförder Fayencebecken," Zeile 2 v. o. lies Leihamers. — Die in Heft 8 aufgenommene Beschreibung Troiburgs aus dem 2. Bericht d. Ges. f. d. Erh. vaterl. Altert. enthält zwei Ungenauigkeiten. In der Inschrift der Kartusche heißt es (S. 184, Zeile 11 l. v. o.) „Treuburgk heis ich" und (Zeile 11 r. v. o.) „Wamdorf."

Bücherschau.

Führer für Pilzfreunde. Die am häufigsten vorkommenden eßbaren, verdächtigen und giftigen Pilze. Von **Edmund Michael,** Oberlehrer. Ausgabe A in Tafelform für den Anschauungsunterricht an Schulen und höheren Lehranstalten. 26 Tafeln mit 307 farbigen Pilzgruppen. 3 Teile à 8 *M*. Ausgabe B, Leinenbände in Taschenformat: 3 Bände à 6 *M*. (Jeder Band ist einzeln käuflich.) Ausgabe C, Volksausgabe mit 29 der wichtigsten Pilzgruppen in 1 Bande; Preis 1,50 *M*. Verlag von Förster & Borries, Zwickau i. Sa. — Das vorliegende Pilzwerk will zunächst dem praktischen Bedürfnis entsprechen, ein sicherer Führer für alle Pilzliebhaber zu sein, und weiter Bahn brechen in der Kenntnis und Wertschätzung unserer heimischen Pilze. Mit den 307 Pilzgruppen sind nun freilich, wie der Verfasser selbst erwähnt, nicht alle Pilzarten unserer Wälder und Fluren dargestellt, aber die uns dort am häufigsten begegnen, sind in der Hauptsache zur Darstellung gelangt, darunter 159 eßbare Arten. Aber nicht allein derjenige, der nur um der „Speisepilze" willen Pilzkunde treiben will, sondern auch der Naturfreund, der sich weitere Kenntnis in der so mannigfaltigen, oft wunderbaren Pilzwelt verschaffen will, wird großes Gefallen, ja, seine Freude an den in seltener Naturwahrheit so künstlerisch schön ausgeführten Abbildungen finden, die in trefflicher Weise durch knappen, aber die charakteristischen Merkmale ausreichend hervorhebenden Text erläutert werden. Sämtliche Pilzgruppen sind nach des Verfassers Angabe und Zusammenstellung von einem tüchtigen Künstler, dem Naturmaler Albin Schmalfuß in Leipzig, gemalt worden, und der Verlag von Förster & Borries in Zwickau hat es sich angelegen sein lassen, in seiner Kunstdruckerei diese Originale mit peinlicher Genauigkeit im Dreifarbendruck zu reproduzieren. Michaels „Führer für Pilzfreunde" ist mir in der Sommerfrische ein lieber Begleiter und kundiger Berater gewesen. Ich kann das Werk nur aufs angelegentlichste empfehlen, sowohl die Buchausgabe für Exkursionen und Bibliotheken, als auch die Tafelausgabe für den Gebrauch im Unterricht.

F. Lorentzen.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

E. Michael, Führer für Pilzfreunde. Ausgabe B. Bd. I. Verlag von Förster und Borries in Zwickau. Preis 6 *M*. — Dr. M. Plehn, Die Fische des Meeres und der Binnengewässer. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München. Preis 10 *M*. — Ernst Kammerhoff, Paul Gerhardt, ein Vortrag. Verlag von Max Hansen in Glückstadt. Preis 0,50 *M*.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 11. November 1907.

Die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert.

Vortrag auf der Generalversammlung zu Kappeln am 22. Mai 1907

von dem Ökonomierat **Dr. Fuchs** in Kappeln.

Der Landwirtschaftsbetrieb Schleswig-Holsteins ist noch jetzt als ein Kind der Vorzeit zu erkennen. Seine Anfänge sind in volles Dunkel gehüllt und führen zweifellos auf die ehemalige Nomadenwirtschaft zurück, an die sich mit dem allmählichen Seßhaftwerden der Bevölkerung die Ackerwirtschaft erst nach und nach, hier weniger, dort mehr, angeschlossen hat. Wenn auch im Laufe der Zeit manche Änderungen und Verbesserungen Platz gegriffen haben, der ursprüngliche Typus des Ganzen ist doch noch jetzt vorhanden: der Wechsel von Acker- und Weideland in den Geestdistrikten, die Weidewirtschaft in den Marschen.

Eine Folge des erwähnten Ursprungs aus der Nomadenwirtschaft mußte naturgemäß die Bevorzugung der Viehzucht auch in den späteren Zeiten sein, und damit kam der Ackerbau, der zunächst ja auch nur dem persönlichen Bedürfnis der Viehbesitzer zu dienen hatte, etwas sehr kurz weg, er wurde nur so nebenbei beachtet. In diesem Verhältnisse der beiden Betriebszweige änderte sich auch in der Zeit der Leibeigenschaft nichts oder nur sehr wenig. Die 10 oder 11 Schläge, in welche das Kulturland gewöhnlich eingeteilt war, wurden zur einen Hälfte unter den Pflug genommen und mit Getreide bebaut, die anderen wurden zur Weide liegen gelassen, wobei man es der Natur überließ, die nötige Berasung zu beschaffen. Die gewöhnliche Fruchtfolge war: Buchweizen, Roggen, Roggen, Hafer, Hafer und 5—6 Jahre Weide. Nur vereinzelt wurden auf schwerem Boden (Marsch, Propstei) Weizen, Gerste oder Erbsen gebaut. Die Düngung war nur knapp, die Ackergeräte waren recht primitiv und die leibeigenen Bauern nur widerwillig bei der Arbeit; infolgedessen mußte auch die Bodenbearbeitung ungenügend und damit der Ertrag der Ländereien an Körnerfrüchten entsprechend gering sein. Da das ausgenutzte Ackerland ohne weitere Bearbeitung, ohne Düngung und ohne Ansaat zur Weide liegen blieb, so vergingen natürlich Jahre, bis sich der Boden einigermaßen begrast hatte, die Unkräuter hatten daher auch freie Entwickelung und behielten schließlich auch die Oberhand, so daß dann der Pflug wieder eingreifen mußte.

Trotzdem nun das Vieh nach dem oben Gesagten die Hauptsache der ganzen Wirtschaft war, so konnte es nach Lage der erwähnten Futtererzeugung überall

da, wo nicht noch Wiesen zur Verfügung standen, doch nur von geringem Werte sein. Eine gewisse Besserung trat hier ein, als Holländer in das Land kamen, welche sowohl in der Behandlung des Viehes als auch in der Verarbeitung der Milch zu Butter und Käse bessere Kenntnisse besaßen und die Kuhnutzung von den Besitzern in Pacht bekamen.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft änderte sich Einiges. Es fand die Aufteilung und Einfriedigung der Ländereien statt, welche von den Bauern teils gekauft, teils in Pacht übernommen wurden; die Hofdienste der Bauern fielen entweder ganz weg oder es blieben nur wenige bestimmte für sie übrig. Durch Rodung von Wäldern, Trockenlegung von Teichen, Sümpfen und Mooren sowie durch Urbarmachung von Heideland wurde neues Kulturland gewonnen. Ferner wurden im Anfang des 19. Jahrhunderts die Lehren Thaers vom Fruchtwechsel und von der Bedeutung des Humus bekannt, man hörte von der Anwendung der Hackfrüchte, des Kleebaues und der Kultur anderer Futterpflanzen zum Zwecke der Einführung der Stallfütterung und dadurch bedingten reichlicheren Düngergewinnung, sowie endlich von den vorzüglichen Wirkungen des Mergels und der Brache.

Von diesen neuen Hilfsmitteln wurden zunächst die beiden letztgenannten und der Kleebau bei uns hier und da angewandt, und es zeigten sich dabei ganz erstaunliche Erfolge namentlich der Merglung und Brache, wie es mit Rücksicht auf die bisherige mangelhafte Bodenbearbeitung auch kaum anders sein konnte. Leider aber ließ man alles Übrige beim Alten, und da der beschleunigten Umsetzung der Bodennährstoffe durch jene beiden Maßnahmen auf der anderen Seite eine nur sehr ungenügende Düngung gegenüberstand, so folgte sehr bald der Rückschlag in das Gegenteil, die Felder verarmten erst recht, und die pekuniären Ergebnisse der betreffenden Wirtschaften vermochten vielfach den Ruin ihrer Besitzer nicht mehr zurückzuhalten.

In dieser Zeit wurden auch schon entfernter liegende Ländereien der größeren Besitze als Meierhöfe abgegrenzt.

Auf dem Gebiete der Viehzucht hat sich nichts Wesentliches geändert. Im holsteinischen Geestlande wurden die Kühe und ihre Nutzung nach wie vor verpachtet, Pferdezucht wurde wenig oder garnicht betrieben, Schafe durften teilweise garnicht gehalten werden, und die Schweine schaffte nicht der Besitzer, sondern der Viehpächter an. Im Schleswigschen und besonders in Angeln war dagegen die Viehzucht, namentlich zum Zwecke der Milchgewinnung, von vornherein höher gehalten worden und auch in der hier berührten Zeit in wesentlich besserem Stande, so daß von da aus vielfach Tiere nach Holstein und noch weiter südlich ausgeführt wurden. Mastvieh wurde nur in den Marschdistrikten, wo von jeher die natürlichen Dauerweiden zur Verfügung standen, gezüchtet.

Im großen und ganzen zeigt daher unsere Landwirschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine sehr erheblichen Änderungen und nur vorübergehende, durch zu einseitige Maßnahmen in ihrer Dauer beschränkte Verbesserungen. Zu erwähnen ist aber, daß in jenen Zeiträumen das landwirtschaftliche Vereinswesen, als dessen erste Lebenszeichen in unserem Lande die 1762 von dem Propsten Lüders unter dem Namen der Königlich dänischen Akademie gegründete Vereinigung zu Glücksburg, sowie die 1798 in Cismar entstandene ökonomische Lesegesellschaft und die 1811 ins Leben getretene patriotische Gesellschaft in Schleswig zu bezeichnen sind, eine weitere Ausbreitung erfuhr, indem 1828 der Wagrische landwirtschaftliche Verein und der Verein am schleswig-holsteinischen Kanal entstanden, die auch jetzt noch beide in voller Kraft und Lebensfrische bestehen und die Veteranen unseres zeitigen Vereinswesens sind.

Nach 1840 brach sich aber, wie in der gesamten deutschen Landwirtschaft, auch in der unserigen eine Periode lebhafteren Fortschrittes allmählich Bahn, eingeleitet durch das Bekanntwerden der Liebigschen Forschungen auf den Gebieten der Pflanzenernährung und der Tierphysiologie und gleichzeitig unterstützt durch die außerordentlichen Erfolge der durch Alexander von Humboldt vermittelten ersten Schiffsladungen Guano in England und Deutschland. War der letztere Umstand zunächst die Veranlassung dafür, daß die mittlerweile schon mehrseitig angezweifelte Humustheorie Thaers durch die sogenannte Stickstofftheorie zurückgedrängt wurde, so mußten beide Ansichten den überwältigenden Beweisen Liebigs für die Richtigkeit seiner Mineraltheorie, d. h. der Lehre weichen, daß alle mit grünen Organen versehenen Pflanzen sich durch Aufnahme ausschließlich mineralischer oder unorganischer Stoffe zu ernähren vermögen, indem ihnen die Fähigkeit der Umwandlung dieser in die organischen Baustoffe ihres Körpers selbst innewohnt. Mit dem nach hartnäckigem Kampfe mit den wissenschaftlichen Vertretern der älteren Ansichten erfolgten Durchdringen der Liebigschen Lehre war die Grundlage für ein gedeihliches und vor allen Dingen verständnisvolles Vorgehen bei der Düngung der Kulturpflanzen gewonnen. Gleichzeitig aber hat das Eingreifen der Chemie in das Gebiet der Landwirtschaft auch die Kenntnisse von der Zusammensetzung und den Umsetzungsvorgängen des Bodens wesentlich bereichert und damit auch auf die Förderung der Bodenbearbeitung einen großen Einfluß ausgeübt und ebenso auch die Grundlagen für die rationelle tierische Ernährung geschaffen, auf der auch unsere Zeit ihre weiteren Forschungen aufbaut.

Die Haupterfolge zeigten sich aber zunächst auf dem Gebiete der Pflanzenproduktion, zumal in dieselbe Zeit auch die allgemeine Einführung der Röhrendrainage an Stelle der früheren nur vereinzelt angewandten unvollkommenen Entwässerungsmethoden (Gräben, Rundäcker, Steindrains usw.) fiel, die wahre Wirkung und richtige Anwendung des Mergels bekannt wurde und die Preise der Ackerprodukte während einer Reihe von Jahren außerordentlich günstige für den Landmann waren. Die Bodenerträge verdoppelten und verdreifachten sich, besonders seit der allgemeineren Benutzung der künstlichen Dünger zu Anfang der 70er Jahre.

Dem gegenüber blieb die Viehzucht zunächst von den Neuerungen unbeeinflußt, ja, man betrachtete die Tiere, ausgenommen die über gute Wiesen und Dauerweiden verfügenden Gegenden, besonders in der Zeit der besseren Getreidepreise vielfach nur als Düngererzeuger und dementsprechend als ein notwendiges Übel. Im Interesse der Gewinnung von Pflugland stellten sich sogar mehrfach viehschwache Betriebe ein, doch konnten dieselben nicht von Bestand sein.

Mit dem bekannten Rückschlage der Getreidepreise in den 80er Jahren mußten sich auch diese Ansichten ändern und unsere Landleute darauf Bedacht nehmen, den Ausfall auf der einen durch einen Mehrertrag auf der anderen Seite wieder auszugleichen, und man fand einen dahinzielenden Ausweg namentlich in der Förderung der Milchviehzucht und der mit Hilfe der Zentrifuge erleichterten und bedeutend vervollkommneten Verarbeitung der Milch auf feine Butter in den sich zunächst in den Geestdistrikten zahlreich und allmählich auch in den Marschen ausbreitenden Genossenschafts-Meiereien mit beschränktem Betriebe, d. h. mit Zurückgabe der Mager- und Buttermilch an die Lieferanten der Vollmilch zum Zwecke der Schweinemast und Kälberfütterung. Nicht ohne fördernden Einfluß auf den Butterabsatz ist auch die Möglichkeit der Versendung der Butter in Postkollis gewesen und hat sich auf diese Weise der Vertrieb nach dem deutschen und überhaupt europäischen Binnenlande außerordentlich erweitert.

Ebenso hat sich auch seit Unterbindung des Viehversandes nach England in der gleichen Zeit das Absatzgebiet für Fettvieh in das deutsche Binnenland und besonders nach den reichbevölkerten Industriebezirken hin verschoben, wie überhaupt die enorme Entwicklung der Industrie und die starke Volksvermehrung in Deutschland eine bleibend wachsende Entnahme für die Produkte der Landwirtschaft geschaffen haben, deren Anforderungen die letztere trotz erhöhter Leistungen nicht immer mit derselben Geschwindigkeit zu genügen vermochte.

Leider steht diesem unserer Landwirtschaft durch die Industrie erwachsenen Vorteile neben dem aus der Herstellung vorzüglicher Arbeitsmaschinen und Geräte entspringenden auf der anderen Seite die Entführung der besten, weil jüngeren Arbeitskräfte vom Lande nach den Städten gegenüber und bedingt damit nicht nur einen außerordentlich empfindlichen Mangel für die Landwirtschaft, sondern auch infolge der notwendigen Lohnerhöhungen und der kostspieligen Heranziehung fremder, meist recht unzuverlässiger Ersatzkräfte eine Schmälerung ihrer Reinerträge.

Trotzdem haben die schleswig-holsteinischen Landwirte nicht die Flinte ins Korn geworfen, sondern im engen Anschlusse an ihre übrigen deutschen Kollegen aus den ungünstigen Verhältnissen, die außerdem noch durch die empfindliche Konkurrenz des mit jugendlichen Bodenverhältnissen, günstigerem Klima und außerordentlich billigen Arbeitskräften produzierenden Auslandes wesentlich verschärft wurden, die Lehre gezogen, daß Einigkeit stark macht und nur eine gemeinsame Vertretung der allgemeinen Standesinteressen dem Wohle des Ganzen wie des Einzelnen zu dienen vermag. Damit ist das Genossenschafts-Prinzip, welches in unserem Lande abseiten der Gutsbesitzer und Pächter schon über ein halbes Jahrhundert in Gestalt der verschiedenen Assekuranzen und Gilden zum Ausdruck gebracht und in den letzten Jahrzehnten unseres Berichts-Zeitraumes in den Kredit-, An- und Verkaufs- und Produktivgenossenschaften auch für den kleinen Landwirt nutzbar gemacht worden ist, zu seiner allgemeinsten und idealsten Verkörperung gelangt.

Dem gleichen Grundzuge einerseits sowie andererseits der zunehmenden Wertschätzung der wissenschaftlich-praktischen Lehren entsprang auch die besonders in den letzten 30 Jahren des Jahrhunderts stark zunehmende Zahl der landwirtschaftlichen Vereine unseres Landes, und so sehen wir trotz erschwerter Verhältnisse doch auf fast allen Gebieten der landwirtschaftlichen Tätigkeit einen stetigen Fortschritt unter Festhaltung des allgemeinen Rahmens unserer altbewährten Betriebsweise.

Es sei mir gestattet, nachfolgend einige Einzelheiten in Kürze zu erwähnen und die landwirtschaftliche Produktion unseres Landes am Ende des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptzweigen durch einige statistische Zahlen zu belegen.

Wie sich unter dem Einflusse der Chemie und Physik so manche wichtigen Fragen der Bodenbearbeitung und der Beherrschung der Feuchtigkeitsverhältnisse des Bodens geklärt haben, so sind durch die Ausbreitung der Bakterienkunde ganz besonders die Begriffe der Gare und Brache dem Verständnisse näher gerückt worden. Die unausgesetzten Vermehrungen und Verbesserungen der Arbeitsmaschinen, von denen der schleswig-holsteinische Landwirt ausgedehnten Gebrauch macht, gestatten nicht nur die bessere Ausführung aller einschlägigen Arbeiten, sondern auch deren Beschleunigung sowie die bessere Ausnutzung der Zeit und der an Zahl geringeren Arbeitskräfte. Die Anwendung der künstlichen Dünger ist allmählich aus bem Stadium des blinden Versuchens herausgetreten und zu einer auf Überlegung gegründeten, mehr verständnismäßigen geworden. Auf dem Gebiete des Pflanzenbaues hat man

durch Einschiebung des Mäheklees und der Hackfrüchte zwischen die Körnerfrüchte schon vielfach den Anforderungen eines rationellen Fruchtwechsels besser zu entsprechen begonnen und durch zweckentsprechende Ansaat der Weide die Dauer derselben bis auf 2 Jahre zu verringern vermocht. Auch die Düngung und Pflege der Wechselweiden beginnt ebenso wie die Anlage von Dauerweiden und eine bessere Behandlung der verhältnismäßig wenigen Wiesen in dem Maße sich auszudehnen bezw. zu vervollkommnen, wie sich die Viehzucht als der zur Zeit besonders lukrative Zweig des landwirtschaftlichen Betriebes weiter entwickelt. Zurückgegangen ist der Anbau der Ölfrüchte und anderer Handelspflanzen (Flachs), während die Körnerfrüchte durch Einführung ertragreicher Sorten, vorsichtigere Reinigung und Auswahl des Saatgutes und vielfach verbesserte Bestellung, insbesondere auch durch die immer mehr zur Geltung kommende Anwendung der Drillmaschine qualitativ verbessert, trotz mäßiger Preise eine wesentliche Zunahme zeigen, wie die nachstehende Tabelle der Anbauflächen im letzten Jahrzehnt erkennen läßt.

Es wurden bebaut mit	1889	1898	1899
Roggen	144 078 ha	143 202 ha	145 701 ha
Weizen	43 763 „	48 298 „	50 386 „
Gerste	53 101 „	52 455 „	53 480 „
Hafer	193 283 „	190 133 „	196 632 „
Klee	—	26 783 „	25 778 „
Wiesen	—	205 057 „	205 239 „
Raps und Rübsen .	—	8 598 „	4 144 „
Kartoffeln	—	31 238 „	32 071 „

Entschieden bedeutender erweisen sich die Fortschritte der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft auf dem Gebiete der Viehzucht sowohl bezüglich der Zahl als auch namentlich der Qualität der Tiere. Die einzige Ausnahme macht die Schafzucht, die in den letzten 15 Jahren des Jahrhunderts um fast 22 % zurückgegangen ist, im wesentlichen eine Folge der durch die ausländische Konkurrenz stark gesunkenen Wollpreise. In allmählichem Steigen kann man dagegen die bislang viel zu wenig beachtete Geflügelzucht bezeichnen, insbesondere seit sich der genossenschaftliche Vertrieb der Eier eingeführt hat und mehr Gewicht auf die Eigenart der einzelnen Rassen gelegt werden muß. Bienen- und Fischzucht stehen bei uns noch etwas zurück, aber auch hier wird auf dem Wege der Vereinstätigkeit, namentlich durch den Zentralverein für Bienenzucht und den Zentral-Fischerei-Verein das allgemeine Interesse unermüdlich und auch mit Erfolg geweckt.

Mit Bezug auf die 4 Haupttiergruppen gibt folgende statistisch ermittelte Tabelle einen Einblick in die quantitativen Veränderungen innerhalb des Zeitraums von 1883 bis 1898.

Es waren vorhanden	1883	1892	1897	Zu- resp. Abnahme in 15 Jahren.
Pferde	156 534	172 107	180 106	+ 15,14 %
Rindvieh	727 505	823 539	870 488	+ 19,65 %
Schweine	268 061	344 968	482 437	+ 80,00 %
Schafe	320 768	289 521	250 678	— 21,85 %

Korrektere Auswahl der Zuchttiere, verbesserte Haltung und Pflege und eine Fütterung, welche sowohl durch die erwähnte Verbesserung der Weiden

als auch durch die ganz allgemein gewordene Verwendung der Beifutterstoffe des Handels und die immer mehr sich einbürgernde Zugabe der Hackfrüchte zu einer rationelleren geworden ist, haben Formen, Körpergewicht und Leistungen in sämtlichen Tiergruppen wesentlich gehoben, und nachdem sich in neuerer Zeit das Bestreben unserer Landwirte, in erster Linie nach den tatsächlichen Leistungen der Tiere zu züchten, mehr und mehr geltend macht, so bietet sich hier eine Grundlage, auf der das neue Jahrhundert fortbauend, außerordentlich günstige Aussichten zur weiteren Hebung der für unsere Volksernährung so wichtigen Tierzüchtung vorfindet.

Nachfolgende, sich speziell auf Milchvieh beziehende Zahlenangaben dürften einen Einblick in die hier seit ungefähr 1840 gemachten Fortschritte geben.

Nach „Renard, Der holsteinische Landbau.“ Hamburg 1838. waren um die genannte Zeit die Milcherträge bei mittelguter bis guter Weide und geringer Winterfütterung im Jahr durchschnittlich folgende:

Kleine Kühe von ca. 6 Ztr. Gew. gaben 700 Kannen od. 1400 kg = 467 kg pr. 100 kg Leb.-Gew.
Große „ „ „ 9 „ „ „ 1095 „ „ 2190 „ = 487 „ „ 100 „ „

Nach „Werner und Lydtin, Das deutsche Rind.“ Heft 41 der Arbeiten der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Berlin 1899. sind dagegen die Milcherträge unserer Viehschläge jetzt im Jahr und auf 100 kg Lebendgewicht durchschnittlich folgendermaßen zu bemessen:

	im Jahr	Fett %	Lebend-gewicht	Auf 100 kg Lebendgewicht kommen
Eiderstedter Original-Kurzhorn . .	3800 kg	3,30	657 kg	578 kg
„ Land- „ . .	2800 „	3,40	600 „	467 „
Rotbunter holsteinischer Marschschlag	3000 „	3,35	600 „	500 „
Breitenburger Schlag	3265 „	3,50	550 „	593 „
Angler Schlag	2650 „	3,20	380 „	700 „
Roter nordschleswigscher Schlag . .	2650 „	3,30	450 „	600 „

In der Verarbeitung der Milch, die in unserem Lande von jeher ihren Schwerpunkt in der Buttergewinnung gehabt hat und ihren Ursprung als Sattenmeierei auf die Einwanderung der Holländer im 17. Jahrhundert zurückführt, hat die sich seit ungefähr 1880 außerordentlich rasch einbürgernde Zentrifuge einen vollständigen Umschwung des gesamten Betriebes herbeigeführt. Es entwickelte sich in kurzer Zeit der genossenschaftliche Betrieb der Meierei, welche damit aus ihrem ehemaligen engen Verhältnisse zur einzelnen Wirtschaft heraustrat und sich unter fachmännisch ausgebildeten Betriebsleitern auf eigene Füße stellte. Damit war außer der einheitlicheren Bearbeitung der Milch und ihrer Produkte auch die aus der gegenseitigen Konkurrenz der Meiereien leicht erklärliche Heranziehung aller auftauchenden maschinellen und methodischen Neuerungen gegeben und infolgedessen ein in jeder Beziehung fruchtbarer und auch für unsere Milchvieh- und Schweinezucht stark ins Gewicht fallender Fortschritt angebahnt. Die besonders längs der ganzen Ostküste zahlreich verbreiteten und nach und nach auch auf der Westküste sich einstellenden Genossenschafts-Meiereien legen genügend Zeugnis für das seitens unserer Landwirtschaft diesem Betriebszweige entgegengebrachte Interesse ab und haben es bewirkt, daß Schleswig-Holstein nach wie vor das hervorragendste Butterland des deutschen Reiches ist. Die raschere und außerordentlich saubere Gewinnungsart der Neuzeit bedingt aber nicht nur eine durchweg vorzüglichere Qualität der Butter, sondern auch eine erhöhte Menge derselben, wie aus folgenden Vergleichszahlen über die zu 1 kg Butter nötigen Milchmengen zu entnehmen ist.

Um 1830 wurden gebraucht ca. 16 Maß Milch oder 32 kg Milch,
„ 1850 „ „ . . . . 28 „ „
„ 1900 „ „ . . . . 20—24 „ „

Die angeführten Zahlen mögen genügen, um darzutun, daß unsere schleswig-holsteinische Landwirtschaft nicht stille gestanden, sondern den Anforderungen der Zeit gemäß rüstig vorwärtsgeschritten ist. Gewiß wäre es zu wünschen, daß dieses Vorwärtsschreiten zuweilen schneller geschehen könnte als es geschieht, aber das ganze Wesen des landwirtschaftlichen Gewerbes gründet sich auf Voraussetzungen, die nicht von heute auf morgen zu ändern sind, sich zum nicht geringen Teile der Einwirkung des Menschen überhaupt entziehen. Von allen gewerblichen Tätigkeiten wie auch von dem Handel unterscheidet sich die Landwirtschaft dadurch zu ihrem Nachteile, daß die Erfolge fast aller ihrer Maßnahmen erst nach einer längeren Zeit, mindestens erst in Jahresfrist erkennbar sind und daß demgemäß auch im günstigsten Falle die aufgewandten Kapitalien sich nur langsam verzinsen können, mit anderen Worten, daß ein Umsatz des Betriebskapitals nur höchstens einmal im Jahre möglich ist. Nirgends ist daher auch die Ausnutzung günstiger Konjunkturen schwieriger, nicht selten ist sie ganz ausgeschlossen. Es ist sonach auch nicht zu verwundern, daß dem gesamten Landmannsstande und vorab unserem von Natur ruhiger beanlagten Volke das bedächtige Vorgehen, die Scheu vor übereilten Maßnahmen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Der Beruf hat auch hier die Menschen erzogen, und es ist gut, daß es so ist.

Im Verein mit dem unerschöpflichen Vorrat an lebendiger Kraft, welcher seinem schönen Gewerbe eigen ist, wird es dem Landmanne unserer Zeit trotz der sich weiter steigernden Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit um so leichter gelingen, denselben gerecht zu werden, als die Wissenschaft, welche vor einem halben Jahrhundert den bedeutungsvollen Umschwung der praktischen Landwirtschaft einleitete, mittlerweile auch nicht auf ihren Lorbeeren geruht hat, sondern durch ihr immer regeres Zusammenwirken mit der Praxis allmählich zu einem treuen Berater derselben geworden ist, der die früher bestandene Kluft zwischen Praxis und Theorie gänzlich zu beseitigen imstande war. Auf diesem zu nutzbringender Vereinigung führenden Wege bildeten die landwirtschaftlichen Vereine die erste Etappe. Aus ihnen wurden sowohl die Erfahrungen der Theoretiker als auch die Versuchsresultate der Versuchsstationen und die Lehren der allmählich vollwertig erstandenen Landwirtschaftswissenschaft in der landwirtschaftlichen Bevölkerung verbreitet und namentlich auch die ersten Schritte zur Belehrung der landwirtschaftlichen Jugend durch Gründung von Fachschulen getan, die sich zwar redlich ihren Bestand erkämpfen mußten, ihre Anerkennung aber doch schließlich gefunden haben. Der bereits im Jahre 1848 durch die Initiative des landwirtschaftlichen Vereins am schleswig-holsteinischen Kanal und des Wagrischen landwirtschaftlichen Vereins gegründete landwirtschaftliche Generalverein wuchs durch den Beitritt der sich vermehrenden Lokalvereine bedeutend heran. Es entstanden zu Anfang der siebziger Jahre aus seinen Mitteln das agrikulturchemische Laboratorium und etwas später die milchwirtschaftliche Versuchsstation und die ersten Anfänge des bakteriologischen Instituts in Kiel. Ferner veranlaßte er auch die Gründung eines Lehrstuhls für Landwirtschaft an der Universität daselbst. Mit Ende des Jahrhunderts beschloß er seine bedeutungsvolle Tätigkeit und verwandelte sich in die gleichen Zwecken dienende, aber über bessere Mittel verfügende Landwirtschaftskammer.

Die schon früher erwähnte erfreuliche Ausdehnung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens hat schließlich auch zu dem Zusammentritt der zahlreichen

Einzelgenossenschaften, zu dem „Verband der schleswig-holsteinischen landwirtschaftlichen Genossenschaften" geführt.

Fassen wir alles vorstehend Gesagte zusammen, so glaube ich dasselbe ohne Voreingenommenheit als ein Bild guten, gesunden Fortschritts bezeichnen zu dürfen, aus welchem die Garantie dafür erwächst, daß unsere schleswig-holsteinische Landwirtschaft getrost an die ihr entgegentretenden Aufgaben der Zukunft herangehen kann. Noch ist weder ihre Kraft reduziert, noch auch fehlen die Möglichkeiten, durch zweckentsprechende Einrichtungen ihre bisherigen Leistungen noch in verschiedenster Richtung wesentlich zu steigern. Auf jedem Gebiete seiner Tätigkeit vermag der Landwirt noch zu bessern und der Neuzeit entsprechender zu gestalten, ohne daß er deshalb von der in der Natur unseres Landes begründeten Betriebsweise, der Wechselwirtschaft, im ganzen abzugehen braucht. Das Gute, Zweckentsprechende festhalten und ausbauen, aber auch dem als vorteilhaft erkannten Neuen sich nicht grundsätzlich verschließen, das ist und muß auch in der Zukunft der Standpunkt unserer Landwirte sein, denn Stillstand im regen Getriebe des zeitigen menschlichen Schaffens bedeutet starken Rückschritt, und in dem Maße, als die Maschine dem Menschen die körperliche Arbeit abnimmt, muß die geistige an deren Stelle treten, damit auch hier das Wort des Dichters wahr bleibe:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.



Schleswig-holsteinischer Adel in Märchen und Sage.

Von **Woldemar Freiherrn Weber von Rosenkrantz.**

Eine der wertvollsten Quellen für das Studium des Lebens und Treibens Schleswig-Holsteins in der Vergangenheit sind die Sagen, Märchen und Lieder von Karl Müllenhoff.[1]) Handelt es sich um eine Frage aus der Kulturgeschichte vergangener Zeiten, so ist das Buch kaum zu umgehen. Da nun der Adel in den Herzogtümern immer eine große Rolle gespielt hat, ist es von Interesse, zu betrachten, wie sich der Einfluß des hiesigen Adels auf das Volksleben in den Sagen Müllenhoffs und derjenigen, die ihn fortgesetzt haben, darstellt.

Im ganzen spielen der Edelmann und die Edelfrau hier keine günstige Rolle; denn von einem guten Herrn wird nicht lange geredet, die Erinnerung aber an die Gewalttaten eines Tyrannen bildet noch Generationen hindurch an Winterabenden den Gesprächsstoff in den Spinnstuben; wenigstens unsere Sagen sind größtenteils vom Standpunkte der Untertanen eines eigenmächtigen Herrenstandes geschrieben.

So erscheint Peter Rantzau nachts als Geist mit rasselnder Meßkette auf den Feldern seines Gutes Troyburg, weil er zu seinen Lebzeiten viel Bauernfeld in Hoffeld umwandelte und bei der Abmessung in unrechtlicher Weise seinen Vorteil gewahrt haben soll.

---

[1]) Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Karl Müllenhoff. Kiel 1845. Verdienstlich wäre ein neuer Abdruck des Buches, das nur in geringer Zahl vorhanden ist.

Johann Adolph von Buchwald zwingt einen Bauern, ihm einen gewaltig großen Baum auf den Hof zu fahren. Ein ungenannter Edelmann stürzt zu Tode, wie er einen zwölften Bauern umbringen will.

Besonders kommt es bei der Jagd zu Ausschreitungen des Adels: Joachim von Hagen zu Nübel fällt mit seinem Roß tödlich über einen Stein, als er am Karfreitag Hasen hetzt. Ein anderer Edelmann — es soll ein Rantzau gewesen sein — weist in seiner letzten Stunde seine Frau und Kinder von seinem Lager, läßt seine Jagdhunde ins Zimmer kommen und stirbt, indem er Abschiedsworte an diese seine Lieblinge richtet.[1]) Auch der Fischfang ist häufig Ursache von Streitigkeiten. So entzweien sich zwei Brüder Ahlefeldt auf dem zwei verschiedenen Besitzern gehörenden Schlosse Seegaard wegen der Fischerei im Seegaarder See, ebenso ein Pogwisch zu Röpstorf mit seinen Untertanen.

Welche Rolle der Aberglaube auch unter den Mitgliedern des Adels damals noch spielte, zeigt der Streit zwischen Jasper von Buchwald zu Schobüllgaard und Friedrich von Ahlefeldt zu Seegaard (1645). Zu Schobüllgaard befindet sich eine Hexe in Gefangenschaft, die der Teufel, als sie zum Tode geführt wird, selbst richtet, indem er sie in der Luft herumschwingt und dann mit gebrochenem Genick auf das Nachbargut Friedrich von Ahlefeldts schleudert. Auf die in wenig zarten Worten gehaltene Aufforderung des letzteren, den Körper von seinem Grunde wegzuschaffen, antwortet Jasper: „Heft Di de Düvel enen Braden gebrocht, den vertheer alleen."

Ein Wittorf, der ein lebenslustiger Herr gewesen sein soll und in der Nähe von Neumünster seinen Sitz hatte, fährt im Januar in einem Gespensterwagen von Neumünster nach Kiel, und ein anderer Edelmann, der wegen einer großen Übeltat verwünscht war, erscheint bei Elmshorm in der Gestalt eines schwarzen Hundes.

Wenn Hartwich Rewentlow den Grafen Adolf von Schauenburg in Segeberg in der Verkleidung eines Jägers überfällt und tötet, so ist diese Tat, von der Müllenhoff ausführlich berichtet, auf einen schweren Schimpf zurückzuführen, den der Graf der Tochter Reventlows angetan hatte.

Auch von einigen Edeldamen weiß die Sage schlimme Taten zu melden. Eine Frau von Schack-Rantzau läßt ihren Sohn in Schackenburg enthaupten und verbrennt ihr Dienstmädchen, das durch einen Sturz betäubt ist, lebendig. Ida von Rumohr zu Röst verbrennt den übriggebliebenen Flachs an den Fingern ihrer Mädchen und bindet ihre Dienerin — die hierbei den Tod findet — zur Strafe während ihres Kirchganges an den glühenden Ofen. Harmloser erscheint es, wenn Sara Limbeck zu Törning, die ihren Mann zu viel allein gelassen hat — er war alt und kränklich —, mitternachts als Geist in einer Gespensterkutsche auf dem Felde spazieren fahren muß.

Nicht sehr häufig wird Günstiges über den Adel überhaupt und besonders über ein gutes Verhältnis zwischen Herrn und Untertanen berichtet. So wird

---

[1]) Wie der Lieblingshund, der häufig neben dem Herrn oder der Herrin im Bilde Platz findet, steht auch oft das Pferd in einem traulichen Verhältnis zu seinem Herrn. Ich will hier auf zwei Stellen der handschriftlichen Chronik des Koronäus — „erschreckliche Todesfälle, die sich unter etlichen vom Adel Schleswig-Holsteins zugetragen" (Kieler Universitätsbibliothek MS. S. H. 146) — hinweisen, in denen der Reiter sein Pferd anspricht. Melchior Rantzau, der sich eben erst mit Lebensgefahr durch den Kieler Hafen gerettet, treibt sein Pferd in den Schulensee mit den Worten: „Menneken, du heft hüdendag solt water gesapen, du must nun ock frisch water pröffen." Er ertrinkt. Dietrich Holk sagt zu seinem Pferd, als er, von den Kielern in die Enge getrieben, in den Hafen sprengt: „Männeken, willt du ein Futter Haber verdienen, so hilf mir izt aus der Noth" (1585 und 1580).

nach der Einnahme von Schönweide ein Rantzau von seinem treuen Küchenjungen gerettet, einen andern Rantzau befreit bei Breitenburg ein Bauer aus lebensgefährlicher Lage, in die er durch den Sturz in ein Moorloch geraten ist. Den Rundhofer Gutsherrn Rumohr lösen seine Bauern durch Hingabe ihrer silbernen Knöpfe aus dem Einlager in Kiel.

Von Damen ist die Gattin eines Pogwisch zu nennen, die in der Schlacht an der Hamme acht Söhne verliert und sich erst dann entschließt, ihren Gatten aufzusuchen, als sie von dessen schwerer Verwundung hört, und Anna Rantzau-Breide, die nach der Erstürmung von Bülk trotz der von den Siegern angewandten Folter den Versteck ihrer Söhne verheimlicht. Angelus lobt sie in den Worten: „Anna Herrn Otten von Rantzow des Ritters Eheweib, welche sich ehe auff ein glüend Fewr hat lassen legen vnd alle leibliche schmertzen lieber hat außgestanden, denn daß sie ire Söhne, welche sie in abwesen ihres Mannes heimlich für den Feinden versteckt hatte, verrathen sollen . . . .“

Die Sagen stehen übrigens durchaus nicht alle fest, sondern die Überlieferung wandelt sich im Laufe der Zeiten. So wird z. B. die Königin Margarethe, die bestgehaßte Feindin der Deutschen und des Schauenburger Grafenhauses, in der Sage aus einer Hexe zur Wohltäterin und Beschützerin der Fischer. Umgekehrt wird Herzog Hans Adolph von Plön, einer der bedeutendsten Fürsten des Oldenburger Hauses, zum Zauberer und Ida von Rumohr zu Röst, „eine besonders tüchtige Hausfrau,“ wie erwähnt, zu einer Megäre, die ihre Dienerin mit teuflischer Bosheit zu Tode martert.

Von den alten Rittergeschlechtern werden am häufigsten die Rantzaus genannt, auf deren Familiensagen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der Bülows haben, hier nicht eingegangen werden kann. Ferner die Ahlefeldt, Buchwald, Schack, Rumohr, Pogwisch, Brockdorf, Lembeck und die frühvergangenen Geschlechter Schmool und Itzehoe.

Gern beschäftigt sich die Sage auch mit den Sitzen des Adels, den alten Schlössern, die, von Wall und Graben umgeben, die feste Zuflucht, aber auch die Schauplätze wilder Gelage sind, die oft zu tödlichen Streitigkeiten zwischen den Edelleuten führen. So zeigte man in Troyburg am Kamin der Herrenstube noch Blutflecke als Zeugnis eines Brudermordes. Oft kommt es zwischen benachbarten Grundherren, selbst den nächsten Blutsverwandten, die sich gegenseitig nach dem Besitze stehen, zu langjährigen Fehden, die manchmal in einen offenen Kriegszustand ausarten. Weniger gefährdet ist dagegen der vorübergehende Wanderer und Kaufmann, und es ist unrecht, hierfür als einzigen Grund anzugeben, daß keine großen Handelsstraßen wie in Mittel- und Süddeutschland durch die Herzogtümer führten und deshalb kein reiches Kaufmannsgut zu gewinnen war; die Wirtschaftsgebäude und Ackergeräte auf vielen Abbildungen alter Adelsschlösser zeigen uns, daß der Gutsherr den Kaufmann nicht um seine Waren und sein Geld zu beneiden brauchte, wie der Eigentümer einer malerisch auf einer Höhe gelegenen Burg und eines steinigen Territoriums, der auf seiner Burgfeste mit seinem Gefolge und seiner Familie oft ebenso hungern mußte wie seine Bauern. Anders ist es übrigens mit den am Meer gelegenen Schlössern Schleswig-Holsteins: von ihnen aus ist dem Handel schwerer Abbruch getan worden. Doch kann man diese Eingriffe in fremdes Eigentum nicht immer als Seeraub bezeichnen. Denn einesteils gehörten zu den schlimmsten Schädigern des Handels die von den Landesherren eingesetzten Vögte, anderntteils stellten sich die Führer der großen Seeräuberflotten häufig unter den Schutz der regierenden Fürsten.

Gerade in den am Wasser gelegenen Burgen der Herzogtümer fand sich

übrigens noch eine Romantik, die den in der Ebene befindlichen Herrenhäusern fehlte. Auf der Spitze eines das Meer weit beherrschenden Turmes — wie bei Putlos, Bülk und andern Burgen — steht der Wächter, der mit Hornruf das Herannahen der dem Untergang geweihten Fahrzeuge verkündet. Von dem Schlosse führen dann unterirdische Gänge bis zu der Stelle, wo an verdeckter Brücke die Raubschiffe harren. Die Beute ist gewöhnlich reicher, die Grausamkeit, mit der der Beraubte niedergestoßen oder ertränkt wird, größer als beim Landraub.

Ein Glück für unsere engere Heimat ist es jedenfalls gewesen, daß nicht alle am Meere gelegenen Schlösser, auf denen der Seeräuber Störtebeker der Sage nach gehaust haben soll, diesem wirklich angehört haben. [1])

Zum Schluß will ich noch darauf hinweisen, welch große Rolle ein hervorragendes Fürstengeschlecht, das im Kampf gegen dänische Übermacht erstarkte, auch als Beispiel und Aneiferung für den holsteinischen Adel gespielt haben muß. Ich meine die Schauenburger Grafen. So glänzende Persönlichkeiten wie Gerhard der Große, der leutselige Klaus, der eiserne Heinrich, die tüchtigen Enkel und Urenkel Gerhards, so Adolph VIII., dessen Herrschaftszeit als glückliche Periode für die Herzogtümer sprichwörtlich wurde, haben sich wesentlich auf die Macht des Adels gestützt. Sie bedurften der Edelleute im Frieden zur Verwaltung ihres Landes, im Kriege aber zur Ausrüstung und Führung ihrer Heere gegen die zallosen Krieger der nordischen Reiche und die an Zahl geringeren, aber gefährlicheren Streiter der Bauernrepublik Dithmarschen.



Theater in Keitum.

Von **B. P. Möller** in Hamburg.

„Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus!" Das zeigte sich auch um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Keitum auf Sylt; nämlich zuerst kam das Puppentheater und nachher das wirkliche Theater mit lebendigen Menschen, Schauspielern von Beruf und wahrhaften Künstlern und Künstlerinnen, die dem verehrungswürdigen Publiko Herzen und Geldbeutel öffneten.

Der Zeitpunkt war gut gewählt. Die Nachwehen des schleswig-holsteinischen Krieges waren einigermaßen überwunden; Handel und Gewerbe blühten wieder auf; die Seefahrt brachte lohnenden Gewinn, und die Inselbewohner erfreuten sich eines bescheidenen Wohlstandes. Solche Zeitverhältnisse sind, wie die Erfahrung gelehrt hat, besonders geeignet, Kunstsinn und Kunstgeschmack zu wecken und zu befördern, das Gemüt auf das Ideale zu richten und ein ästhetisch empfindendes Volk heranzubilden. Für Keitum hatte jetzt die Stunde geschlagen; der erste Strahl der Morgenröte einer neuen Zeit blitzte auf und zwar um die Abendbrotzeit am 4. Mai 1854. Da wurden sauber geschriebene

[1]) Warttürme oder Schlösser erwähnt die Sage von ihm in Bombüll (Wiedingharde), in der Uhlenflucht (Amt Steinburg), bei Hohenaspe und Mehlbek, Putlos, Schmool, Bülk und Glambek auf Fehmarn. Störtebeker war übrigens kein holsteinischer, sondern ein ostfriesischer Edelmann. Auf seinem silbernen Humpen fand man bei seiner Gefangennahme 1402 die Inschrift: „Ik, Jonker Sissinga Van Groninga Dronk dees heusa (Gefäß) In een fleusa (Zug) Door myn kraga (Hals) In myn Maga."

Theaterzettel in die Häuser gebracht, Meisterwerke der beiden besten Kalligraphen der Keitumer Dorfschule, Hans Klas Mannis und Albert Klein. Die Ankündigungen erregten berechtigtes Aufsehen und hatten folgenden Wortlaut:

Sonntag, den 7. Mai, um 7 Uhr abends:
Große Vorstellung im Saale des Herrn Jakob Hansen.
Marionetten- und Metamorphosen-Theater.
Der Dey von Algier.
Lustspiel in 2 Aufzügen mit vielen Hinrichtungen.
Der lustige Windmüller.
Schwank in einem Akt.
Zum Schluß: Chinesische Schattenspiele. Chromatropische Mäandern, kalospinthoskopische Diagramme, skioptische Phantasmagorien.
Die Direktion.

Das war etwas so Verblüffendes, daß den Schulbuben das Abendbrot im Halse stecken blieb. Sie verlangten Erklärung; denn sie verstanden die gelehrten Ausdrücke nicht. Ein Glück war es, daß die beiden Kalligraphen so pikfein geschrieben hatten, sonst wären die vielen Fremdwörter überhaupt nicht zu entziffern gewesen. Die braven Hausmütter, die in Abwesenheit ihrer seefahrenden Männer im Reden und Regieren eine beneidenswerte Gewandtheit erlangt hatten, schwiegen beharrlich stille. Also die Väter mußten heran. Es waren viele seebefahrene Leute darunter, auch manche, die als Kapitäne sich nunmehr zur Ruhe gesetzt hatten. Die meisten aber erklärten, daß sie auf ihren Reisen nach Nord- und Südamerika solche Ausdrücke nicht gehört hätten, ja, nicht einmal in China oder auf den Sandwichsinseln; sie verständen bloß das Wort „Algier," das den Jungen ja auch bekannt sein müsse. Das nützte aber nichts; eine Erklärung mußten sie doch geben. — Nur Hinrich Jappen, der es aber nicht weiter als bis zum Vollmatrosen gebracht hatte und jetzt Austernfischer war, sagte, das wären überhaupt keine Wörter; das Ganze wäre ein Ulk, wie man ihn jeden Tag vor dem Pulcinell-Kasten auf St. Pauli in Hamburg erleben könne, und ein solches Mumpitz-Theater hätte er nicht auf Rechnung. Theaterstücke, in denen nichts von Seefahrt vorkäme, wären dummes Zeug, und er ginge nicht hin. — Am andern Morgen vor dem Schulhause große Besprechung; es zeigte sich: soviele Häuser in Keitum, soviele Erklärungen. Die beiden Kalligraphen aber machten ein pfiffiges Gesicht und sagten, der Direktor hätte ihnen verboten, etwas zu verraten. — Also, abwarten bis Sonntag!

Merkwürdig! Hinrich Jappen, der sonst im Dorfe keine hervorstechende Rolle spielte, behielt diesmal Recht. Die Hausmütter erklärten gleich nach der ersten Vorstellung, das wäre etwas für Kinder; aber als Kunstinstitut für Erwachsene könne dieses Theater nimmermehr gelten; sie hätten, wenn ihre Männer sie einmal mit nach Hamburg genommen, im dortigen Stadttheater doch schon Besseres gesehen. — Damit war der Stab über das verheißungsvolle Unternehmen gebrochen; denn was die Hausmütter sagten, das schlug durch. Es wurden noch drei oder vier Vorstellungen für Kinder gegeben, und der Theaterdirektor verschwand von der Insel.

Ein Gutes aber hatte die Sache gehabt: der Sinn für Kunstdarbietungen war in der Dorfjugend offenbar geweckt; denn hie und da wurden schwache Versuche gemacht, sich selbsttätig schriftstellerisch in Dialogform oder dilettantisch in der Vorführung von Hampelmännern und Transparenten zu erweisen. Man merkte, es lag etwas in der Luft; aber es konnte noch nicht recht zum Durch-

bruch gelangen. Es ging wie mit einem neuen Ofen, der zuerst nicht recht ziehen will, aber, nachdem das Feuer eine zeitlang geschwelt hat, sich in einer gesunden Explosion Luft macht. Sogar der alte Lehrer, C. P. Hansen, ein kluger, feiner Kopf, selbst Schriftsteller und ein Schulmeister von Gottes Gnaden, mußte bald das Wehen des neuen Geistes ahnen; denn er sagte eines Tages bei Rückgabe der Aufsätze zu einem der aufstrebenden Talente: „Mir scheint, in Deine Arbeiten kommt in der letzten Zeit zuviel Schwung; gib nur acht, daß es mit Dir nicht in die Wolken geht!"

Es war $2^1/_2$ Jahre später. Eines Sonntagmittags im Oktober, als die Familien zu Tische saßen, wurden wieder Theaterzettel in die Häuser gebracht, und zwar diesmal gedruckte, von ordentlichen Schauspielern herstammend.

Theater in Keitum.

Im Saale des Herrn Jakob Hansen.

Dienstag, den 6. Oktober, als am Geburtstage
Sr. Majestät König Frederik VII.:

Lumpacivagabundus
oder
Das liederliche Kleeblatt.

Zauberposse mit Gesang in drei Aufzügen von Joh. Nestroy.

Personen:

Stellaris, Feenkönig. — Fortuna, Beherrscherin des Glückes, eine mächtige Fee. — Brillantine, ihre Tochter. — Amorosa, eine mächtige Fee, Beschützerin der wahren Liebe. — Mystifax, ein alter Zauberer. — Hilaris, sein Sohn. — Fludribus, Sohn eines Magiers. — Lumpacivagabundus, ein böser Geist usw.

Ja, das war ein anderes Unternehmen als das Marionetten-Theater! Das sah man auf den ersten Blick. Alle Fremdwörter gleich richtig erklärt, so daß man wußte, wie man dran war, und nicht so etwas Alltägliches, sondern etwas Erhabenes, Luftiges, was gleich in die Obertöne der Poesie hinaufgriff! Alle Achtung!

Unterzeichnet war der Theaterzettel: Ww. Schulze. — Das Unternehmen rührte also her von der damals weit und breit in ganz Schleswig-Holstein berühmten Schulzeschen Schauspielertruppe, die überall durch ihre Glanzleistungen entzückte und für die Herzogtümer ein Born reinsten Kunstgenusses wurde. In irgend einem Winkel- oder Käseblatt war dies Theater allerdings einmal eine „Schmiere" genannt worden; aber die Leser der Zeitung hatten dies für einen Druckfehler gehalten, und die Künstler spuckten, wenn das Blatt genannt wurde, entweder giftig aus oder zuckten verächtlich die Achseln.

Der Theaterzettel erregte bei den Schulbuben maßloses Erstaunen und ungeheuchelte Freude. Aber die Eintrittspreise waren bedeutend höher als beim Marionetten-Theater, was die Hausväter, besonders aber die braven Hausmütter verdroß. Diese fingen daher zu mäkeln und kritteln an.

„Nun kann bei Jakob Hansen wieder nicht getanzt werden, was doch sehr schade für die jungen Seeleute ist!" sagte Jeiken Fedders, die vier unverheiratete Töchter hatte.

„Ach was!" sagte Mochel, ihr Sohn, „dann wird ja bei Thies Theidis getanzt."

„Und dann der dumme Ausdruck „Saal," fuhr Jeiken fort, „bei Jakob Hansen ist doch nur ein Tanzpesel."

„Für Tanzpesel gibt's eben kein hochdeutsches Wort," erwiderte Mochel, „darum schreiben sie „Saal."

„Unsinn! Ihr kommt nicht hin."

„Im Theater kriegen die Mädchen ebenso gut einen Freier wie im Tanzpesel," platzte Mochel heraus.

Es war sein Glück, daß er nicht zu dicht bei Mutter Jeiken saß; denn sie hatte die Finger schon zu einem jener Falkengriffe gekrümmt, die den Ohren des nunmehr Dreizehnjährigen oft so peinlich gewesen waren; deshalb, als es hieß: „Fort vom Tische!" benutzte er die Gelegenheit, ins Freie zu gelangen und Näheres über das Theater zu erfahren.

Als Hinrich Jappen, der Austernfischer, das Blatt in die derben Tatzen bekam und hineingesehen hatte, sagte er: „Das ist nichts; wir bleiben weg."

Trina, seine Frau, hatte mehr Interesse fürs Theater.

„Warum nicht gar!" rief sie schnippisch.

„Na," brüllte er, „siehst Du nicht: „Geburtstag des dänischen Königs"! Da soll der Teufel dreinschlagen! Auf Sylt sind wir doch alle gut deutsch. Gott sei Dank!" Und dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Aber Vater!" begütigte ihn Trina, „siehst Du denn nicht? Da steht ja auch: „Das liederliche Kleeblatt"; das ist ja gerade der König von Dänemark."

„Dummes Zeug! Wieso?"

„Du weißt ja doch, daß er als Dritte die Putzmamsell, die Lola Rasmussen aus Kopenhagen, geheiratet hat. Von den beiden ersten, die wirkliche Prinzessinnen waren, hat er sich scheiden lassen. Darum heißt es hier „Das liederliche Kleeblatt"; darin liegt ja gerade die Spitze. Merkst Du das nicht? Du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen," sagte Trina und zwinkerte unglaublich schlau mit den Augen.

„Ach so, jawohl! Na, dann läßt sich über die Sache reden. — Noch 'n Teller voll Erbsen!"

Als die Essenszeit vorüber war, strömte die Dorfjugend auf die Straßen. Der größte Schwarm eilte zu Jakob Hansen, wo sich bereits Zimmerleute eingefunden hatten, um die Vorbereitungen für den Aufbau der Bühne und der Sitzplätze zu treffen. Außerdem kamen vom Hafen her allerlei Kisten und Kasten, die Theater-Requisiten enthielten. Diese schienen noch das Interessanteste zu sein und veranlaßten einen Teil des Schwarms, nach dem Hafen zu laufen. — O, du wunderschöner, kleiner Hafen von Keitum, wo bist du heutzutage geblieben! Versandet, verkommen, verschwunden, von Unkraut und Ret überwuchert, unbekannter in der Weltgeschichte als die Ruinen von Troja oder Persepolis. Aber vor 50 Jahren warst du doch der schönste Miniaturhafen der Welt!

Da lag nun am Bollwerk ein Ewer mit dem ganzen Theaterplunder. In einem Kasten war eine vollständige Ritterrüstung aus Blech. Helm und Harnisch, Arm- und Beinschienen, alles Blech. Aber was für ein Blech! Unbezahlbar durch die Triumphe, die sich daran knüpften! — Aus einem andern Kasten hing ein Fetzen roten Tuches heraus.

„Das ist gewiß ein Zaubermantel," sagte Dirk Peters.

„Nicht doch," sagte Haulk Jessen, „das ist eine Kreuzesfahne aus der Raubritterzeit."

„Ob auch Theaterstücke von Räubern oder Menschenfressern aufgeführt werden?"

„Versteht sich! Was da herausguckt, glaub' ich, ist die Spitze von einer Friedenspfeife, wie sie die Indianer rauchen, wenn sie einander das Fell über die Ohren gezogen haben. Nachher fressen sie sich gegenseitig auf."

„Fressen sie auch kleine Mädchen?" fragte die sechsjährige Inken Peters. — Sie meinte die Schauspieler.

„Erst recht!" antwortete Haulk und spuckte in langem Strahl in den Hafen,

wie er es von Seeleuten gesehen hatte, die ein Priemchen Tabak kunstgerecht zu behandeln wissen.

„Ich mag hier nicht sein. Ich will nach Hause," sagte die kleine Inken und klammerte sich an den älteren Bruder fest.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß es unter einer Schar mutwilliger und rauflustiger Schulbuben noch immer einige besser erzogene gibt, die still ihre eigenen Wege gehen. Zwei solcher sinnigen Knaben hatten einen weniger gut situierten Kameraden aus Mitleid mitgenommen; er sollte ihnen in der Zigarrenfabrik von Johannsen für den Sonntag-Nachmittag ein paar gute Zigarren kaufen, die sie unter dem Kliff friedlich anzünden wollten. Zur Belohnung fürs Holen sollte er ganz allein nachher die Stummel aufrauchen dürfen. Johannsen hatte auch eine Holzhandlung en gros, und als die drei Sinnigen auf dem Holzplatze ankamen, war dort ein gewaltiges Herumwirtschaften; es wurde das Holz für das zu errichtende Theater abgeholt. So war am Hafen, bei Jakob Hansen und Johannsen alles in Aufregung und Tätigkeit.

Und das am Sonntag! Ja, lieber Freund, damals waren die Leute auf Sylt noch recht unchristlich. Sie gingen zwar morgens allesamt in die Kirche, aber nachmittags arbeitete, wer Lust hatte, und wer keine Lust hatte, ließ es bleiben. Man kaufte und verkaufte, ja, es kam sogar vor, daß jemand ein Fuder Heu, um es vor Überschwemmung zu retten, nach Hause holte. Natürlich gereichte solches den Wirten sehr zum Schaden; denn die Kneipen waren damals leer. Badegäste kannte man nur dem Namen nach; aber seitdem Westerland Weltbad geworden ist, ist auch nach Keitum mehr Kultur gedrungen.

Nach und nach sammelte sich der Hauptschwarm der Dorfjungen auf dem Holzplatze; alle halfen mit, Bretter nach Jakob Hansen zu tragen. Mitten im Tanzsaal standen Herr Schulze und Herr Harms, zwei der berühmtesten Künstler, und kommandierten die Arbeiter, was das Zeug hielt. Da wurde das Podium der Bühne errichtet; davor wurde die Rampe für die Öllampen angelegt, und dann kam der Platz fürs Orchester, so groß wie ein kleiner, niedlicher Schafstall. Und dahinter, immer schräg in die Höhe, wurden die Ränge und die Galerie gebaut. Ganz hinten war es so hoch, daß man nur in gebückter Stellung sitzen konnte, wenn man den Schädel nicht einstoßen wollte. Es war ein ungeheures Leben; es wurde geklopft, gehämmert, gezimmert, kommandiert, gelacht, gejubelt. So etwas war noch garnicht dagewesen, und als endlich gar die Kulissen gestellt wurden und der Vorhang probiert ward, ob er gut auf- und niederrollte, brach ein Beifallssturm aus, der an Delirium grenzte.

Aber der hinkende Bote folgte nach. Die Kleider, die schönen Sonntagsröcke, die Jacken und Hosen, wie sahen sie aus!

Am Montag-Morgen um 7 Uhr, als der alte Hansen beim Kaffee saß, kamen ihm vier oder fünf Weiber auf den Hals, brave, stämmige, handfeste, zungengewandte Hausmütter, die ihn mit Vorwürfen überhäuften. „Ihre Kinder würden gewiß gut erzogen; aber in der Schule müßte keine rechte Zucht und Ordnung mehr sein, sonst wäre so etwas unmöglich, total unmöglich, absolut unmöglich!" Und als der alte Herr mit seinem feinen Lächeln fragte, was denn eigentlich los sei, brach der Sturm erst recht aus. — „Ob er denn garnicht wisse, was gestern vorgegangen? Er hätte wohl wieder gesessen zu studieren und Bücher zu schreiben, statt sich um die Jungen zu kümmern? Das ganze Dorf sei ja in Aufruhr gewesen durch diese hergelaufenen Schauspieler. Die Knaben wären aus Rand und Band gewesen und von Straßenschmutz und Schlick und Klei aus dem Hafen über und über besudelt

nach Hause gekommen; vom Brettertragen wären die Anzüge zerfetzt, zerrissen und mit großen Winkelhaken verunziert worden. Acht Tage könnte man daran bürsten, waschen, bügeln, nähen und flicken, bis die Jungen wieder halbwegs menschlich aussähen. Die Knaben müßten viel mehr zum Lernen aufhaben; sie kämen in der letzten Zeit in der Schule überhaupt nicht mehr recht vorwärts." — Diese Reden verdrossen den Alten nicht wenig; Punkt 8 Uhr stand er, wie üblich, vor seiner Oberklasse. Rechts saßen die Knaben, links die Mädchen; jede Hälfte hatte drei Abteilungen.

Als der alte Hansen in die Klasse trat, merkten die Buben sofort, daß ein Gewitter in der Luft schwebte; auf seiner rechten Backe glühte ein roter Fleck, der sich bei ihm nur in großer Aufregung zeigte. Als die Choralstrophe gesungen und das Morgengebet gesprochen war, donnerte er los. „Ich sehe," sagte er, „daß Ihr in der letzten Zeit zu wenig Arbeiten aufgehabt habt. In der Geometrie z. B. seid Ihr ganz schwach; namentlich in bezug auf die Winkelkonstruktionen seid Ihr durchaus auf dem Holzwege, wie der gestrige Spektakel augenscheinlich kundgetan hat. Also morgen alle Lehrsätze über die Winkel wiederholt und haarscharf bewiesen! Unterstufe: Begriff und Bezeichnung des Winkels, Winkelmessung; Mittelstufe: Winkel an Parallelen, Summe der Dreieckwinkel; Oberstufe: Peripheriewinkel, Zentriwinkel, Tangentenwinkel. Außerdem die 32 Kompaßstriche vorwärts und rückwärts aufgesagt! — Sind die Mädchen auch beteiligt gewesen?"

„Nein!"

Damit war die Sache zunächst abgetan. Die Knaben wußten, daß die Schule am Geburtstage des Dänenkönigs nicht ausgesetzt wurde, und so saßen sie abends vor ihren Geometrieheften und büffelten, daß die Köpfe rauchten. — Die Prüfung am folgenden Morgen fiel brillant aus.

Am Abend war die große Eröffnungs-Vorstellung; aus allen Dörfern war man herbeigeströmt, sogar von List, zu Wagen und zu Fuß. Der Pesel bei Jakob Hansen war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Vorn im Orchester saß die Sylter Musikkapelle. Die erste Geige spielte Joseph Süß, ein verkommenes Genie, ein sogenannter Prager Musikant, der nach mancherlei Irrfahrten auf Sylt gestrandet war und bei Kressen Broorken wohnte; die zweite Geige spielte Thies, der Bäcker, das Cello der etwas gelähmte Pidder Eskels aus Westerland, der auch das Waldhorn blasen konnte; die Flöte blies Pua, der Tausendkünstler, und die Trommel bearbeitete Meinert Bossen. Außerdem war noch Geert Bundis anwesend, um nötigenfalls mit der Klarinette in die Bucht zu springen. Ein Kapellmeister wurde für überflüssig gehalten, und das mit Recht; denn die Ouvertüre wurde so meisterhaft gespielt, daß die anwesenden Musikkenner vor Entzücken verhimmelten und die Augen abwechselnd verdrehten oder schlossen, je nach der Tonart, gerade wie die jungen Hähne, die das Krähen lernen und endlich den rechten Pfiff herausgebracht haben.

Das Theater war meistens von Erwachsenen besucht; doch waren gerade soviele Schulbuben anwesend, daß sie am andern Morgen vor versammelter Menge Rapport erstatten konnten. Daß es sich um etwas Ungewöhnliches handelte, merkte man sofort bei ihrem Auftreten. Was sie erzählten, grenzte denn auch ans Unglaubliche.

Als der Vorgang in die Höhe gegangen sei, habe man direkt in den Himmel gesehen; blaue Wolken schwebten hin und her, und mitten drin auf einem Wolkenthrone habe der Feenkönig gesessen, angetan mit einem Purpurgewande, die blitzende goldene Krone auf dem Haupte. Um ihn hätten eine Menge Geister und Zauberer gestanden, alle in Prachtgewändern; drei Zauberer

aber hätten den bösen Geist Lumpacivagabundus verklagt, der ihre Söhne verführt, so daß sie jetzt Schweinigel wären und nicht mehr gut tun wollten. Dann sei aber Fortuna auf einer grünen Wolke gekommen und hätte versprochen, sie wolle den Taugenichtsen viel Geld geben; dann würden sie wieder besser. Dazu hätte der böse Geist Lumpacivagabundus ganz scheußlich gelacht. Jedoch nun sei Amorosa auf einer roten Wolke herangeschwebt und hätte gesagt, sie wolle schon dafür sorgen, daß die Schlingel eine ordentliche Frau bekämen, dann würden sie von selbst besser.

Bei dieser Stelle hätten alle Frauen in die Hände geklatscht, und Geert Bundis wollte einen Tusch dazu blasen. Da er aber wie gewöhnlich „duhn" gewesen sei, so wäre ihm das Mundstück der Klarinette weggefallen, und er hätte sich bloß die Augen gewischt.

„Der dumme Kerl!" warf Wulf Heikſen empört dazwischen.

Plötzlich sei alles ganz anders geworden: die Bühne hätte eine Landstraße vorgestellt; dann wären nacheinander drei Handwerksburschen gekommen, ein Tischler, ein Schuster und ein Schneider, ungeheuer fidel, der Schuster mit einem Haarbeutel. Sie hätten getanzt und gesungen und wären schließlich ins Wirtshaus gegangen, wo gerade ein großes Fest gefeiert wäre mit Freibier und Tanzmusik. Dort hätten sie wieder tüchtig getrunken und getanzt und sich fix amüsiert. Zuletzt aber wären alle drei eingeschlafen, und nun seien wieder die Wolken gekommen und darin ein Füllhorn mit der Zahl 7359. Das wäre aber gerade die Nummer gewesen von dem großen Los, welches Fortuna die Drei hätte gewinnen lassen. — So wären die drei Handwerksburschen reiche Leute geworden und auseinander gegangen, hätten aber noch ausgemacht, daß sie nach Jahresfrist wieder zusammentreffen wollten und zwar bei dem Tischler in Wien. Dieser sei darauf denn auch nach Wien gereist, um die Tochter seines Meisters zu heiraten, die wohl schon heimlich seine Braut gewesen. Der Schneider dagegen hätte in Prag den Großen gespielt und all sein schönes Geld verjuxt, und der Schuster wäre an den Rhein gezogen, wo es die besten Weine gäbe, und hätte dort sein Geld vertrunken. Nach Jahresfrist wären die beiden ganz verlumpt bei dem Tischler zugereist und hätten ausgesehen wie die Bettler. Aber der Tischler hätte gesagt, er wolle für sie sorgen, wenn sie sich nur verheiraten wollten; denn eine ordentliche Frau brächte auch den nichtsnutzigsten Kerl wieder zurecht.

Bei diesen Worten hätten die Frauen wieder Beifall geklatscht, am meisten aber Jeiken Fedders. Sie wäre noch beigeblieben, als alle andern nicht mehr konnten, und deshalb hätten die Schauspieler alle vor ihr eine Verbeugung gemacht.

Jedoch der Schuster und der Schneider hätten sich nicht verheiraten wollen, und nun wären wieder die Wolken vorgeschoben, und zwei Teufel hätten die beiden gepackt und in den Abgrund gezogen. Lumpacivagabundus aber, der sie verführt hätte, wäre verbannt worden. In den Wolken seien nun, wie zu Anfang des Stückes, der Feenkönig und die Zauberer erschienen, desgleichen Fortuna und Amorosa. Amorosa hätte gesagt: „Siehst Du wohl, Fortuna, das Geld macht nicht glücklich; meine Macht ist größer als die Deine!" Darauf hätte Fortuna geantwortet: „Ich bin besiegt!" — Zum Schlusse hätte Amorosa auch noch den Schuster und den Schneider gebessert, und jeder der beiden hätte eine gute Frau gekriegt, und das alles wäre in den Wolken abgespiegelt gewesen, ganz von Licht umstrahlt, bald rot, bald blau, bald grün. Die Menschen hätten ausgesehen wie die Engel bei diesem überirdischen Lichte.

„Das sollte die ewige Seligkeit vorstellen," sagte Haulk Jessen verständnisvoll und spuckte aus in langem Strahl wie am Hafen. — „Fein, wirklich fein!"

Unter den Schulbuben, die den Bericht staunend angehört hatten, befand sich auch derjenige, dessen Aufsätze in der letzten Zeit zuviel Schwung aufgewiesen hatten. Als die Erzählung beendet war, stand sein Entschluß fest: „Das mußt Du sehen, und zwar jeden Abend und um jeden Preis!" — „Um jeden Preis?!" Ja, ja, wie das Eintrittsgeld erschwingen? Das war die Frage. Der Vater hatte ihm wohl Aussicht gemacht, daß er ein einziges Mal die Vorstellungen besuchen dürfe; aber weiter ging die Sache nicht. Er begab sich in die Klasse, setzte sich stiller als gewöhnlich auf seinen Platz und sann nach. Inzwischen begann der Unterricht. Der alte Hansen katechisierte gerade über die sehr schwierige Erklärung zum dritten Artikel; aber trotz aller angewandten pädagogischen Kunstgriffe des alten Meisters wollte der heilige Geist nicht über den Jungen kommen. Nicht besser ging's nachher in der Geographie, wo er die großen Antillen mit den großen Sundainseln verwechselte, und in der Botanik sprach er von Quadratwurzeln statt von Pfahlwurzeln. Damit war aber das Maß seiner Schandtaten voll. Der alte Hansen fragte ihn höhnisch, ob er sich in den letzten Wochen mutterseelenallein in den Hörnumer Dünen herumgetrieben habe; er wäre ja ganz „verweht und verwildert," und die ganze Klasse lachte.

Der Tag fing schlimm an; indes der Abend sollte ihn entschädigen. Punkt 6½ Uhr bei der Kassenöffnung war er bei Jakob Hansen. Das Volk drängte sich um den Kunsttempel. Als nun ein recht starker Menschenstrom sich durch den engen Saaleingang drängte, wo die alte Witwe Schulze, die selbst nicht mehr mitspielen konnte, die Billette abnahm, hielt er den Augenblick für günstig. Er machte sich möglichst dünn und suchte aalglatt, halb schwebend, auf allen Vieren, sich durchzuschlängeln. Aber wie hatte er sich verrechnet! Durch solch ein ganz gewöhnliches Manöver ließ Madame Schulze sich nicht düpieren. Mit festem Griff hatte sie den Bengel am Kragen, und in weniger als keiner Zeit war er an die Luft befördert.

Da stand er nun auf der Straße, tief gedemütigt und gekränkt. Am Morgen von Hansen lächerlich gemacht, und abends von einem alten Weibe auf die Straße gesetzt! Das war zuviel. Tränen der Scham und der Wut traten ihm in die Augen. — Aber Geduld! Er besann sich auf seinen anschlägigen Kopf.

Es ist eine alte Wahrheit, daß einmal im Leben das Glück dem Menschen nahe tritt; dann muß er es beim Schopfe fassen und sich nicht durch die Finger gleiten lassen. Am andern Morgen kam für unsern Burschen dieser wichtige Moment. Da wurden nämlich etliche Kinder der Schauspieler in die Keitumer Schule gebracht, um dort am Unterricht teilzunehmen. Hier mußte der Hebel eingesetzt werden. Unser Freund hatte denn auch bald herausgebracht, daß eine Schauspielerin ein paar Knaben suchte, die abends einen Korb mit Theatergarderobe zu Jakob Hansen brächten, wofür sie ein Freibillet haben sollten. Er suchte in aller Stille einen geeigneten Kompagnon für dies Geschäft, und am Nachmittage desselben Tages war der Vertrag mit der Schauspielerin abgeschlossen.

Er war überglücklich; jeden Abend konnte er jetzt ins Theater gehen. Die Künstler setzten ihr Bestes daran, dem Publikum die Schöpfungen der großen Dichter lebendig vor Augen zu führen: Kotzebues und Ifflands, Claurens und Charlotte Birch-Pfeiffers Meisterwerke gingen über die Bretter; Vaudevilles von Angely, Singspiele wurden mit Erfolg gegeben, ja, man verstieg sich sogar zur Oper „Das Donauweibchen" von Hensler. Dazwischen kamen dann wohl lebende Bilder zur Vorführung. Besonders gefiel eine plastisch-mimische Darstellung mit Beleuchtung der bengalischen Flamme: „Das Urteil Salomos,"

wobei ein Kind beinahe halbiert worden wäre. Im Hintergrunde saß der König Salomo, die goldene Krone auf dem Haupte, triefend von Weisheit. Er sprach kein Wort; aber seine Augen rollten mit einem so hoheitsvollen Ausdruck der Gerechtigkeit und seine Handbewegungen waren so majestätisch und imponierend, daß starke Nerven dazu gehörten, um nicht ein Gruseln zu bekommen. Merkwürdig! unser Kunstnovize, der den Garderobenkorb hintrug, hatte gerade für das Nervenerschütternde eine gewisse Vorliebe; am besten gefielen ihm daher Theaterstücke, die gleich mit einem starken Gewitter eröffnet wurden, oder in denen etliche Eisenfresser ans Unglaubliche grenzende Bravourstücke verübten. Er wartete daher noch immer auf ein großartiges Ritter- oder Räuberschauspiel, wobei die geheimnisvollen Blechrüstungen zur Geltung kommen könnten, oder in denen blutdürstige Räuber durch einen furchtbaren Ausbruch des Vesuv von der Erde vertilgt wurden oder etwas dergleichen. Indes das kam nicht. Schließlich faßte er sich ein Herz und fragte einen Schauspieler, ob nicht mal Schillers „Räuber" aufgeführt würden; aber damit hatte er in ein Wespennest gestochen. Der Künstler nahm eine edle Pose an und erklärte ihm mit ironischer, herablassender Milde, das Schulzesche Theater sei ein modernes Kunstinstitut, das sich mit der Aufführung gänzlich veralteter Stücke nicht befasse; die Frage beweise, daß der Novize noch sehr grün sei.

Das war ein kalter Wasserstrahl, und — inzwischen wurde das Wetter auch kalt. Es war Mitte Dezember geworden, und es stellten sich Nachtfröste ein. Sei es nun, daß das „moderne Kunstinstitut" sein Repertoire erschöpft hatte, sei es, daß der Enthusiasmus der Sylter erlahmte, weil sie befürchteten, die Truppe könne durch eine Eissperre auf der Insel festgehalten und ihrem Geldbeutel gar zu gefährlich werden, genug: eines Tages packte die Schauspielerkarawane ihre Siebensachen zusammen und verließ die Insel, wie die Zugvögel es bereits zwei Monate früher gemacht hatten.



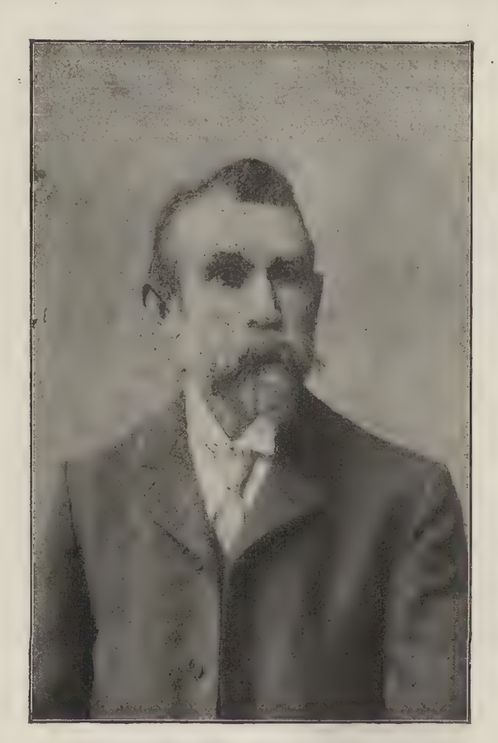
Julius Wichmann, ein plattdeutscher Dichter und Dramatiker.

Von **K. Brügge** in Flensburg.

Plattdeutsche Schriftsteller gibt es in unserer meerumschlungenen Heimat gar viele, wenngleich auch die literarischen Erzeugnisse einer großen Anzahl vor dem höchsten Gesetz der Kritik, nach dem sich Inhalt und Form zu einer rein vollkommenen Schönheit vermählen sollen, nicht werden bestehen können. Wohl haben unsere Größten Werke geschaffen, die wie einsame Bergriesen aus flachem Hügellande hervorragen, und auch kleineren Poeten ist eine harmonisch in sich geschlossene Dichtung gelungen, die im hellen Glanze des Makellosen strahlt. Es würde jedoch eine harte Ungerechtigkeit sein, jene tüchtigen, schaffensfrohen Naturen, denen eine geheimnisvolle Kraft die Seele zum Singen und Sagen auftut, ohne daß sie die strenge Form sich allzusehr angelegen sein lassen, aus dem Reiche der Poesie verbannen zu wollen. Auch im Hause der Kunst gibt es viele Wohnungen, und es ist eine hocherfreuliche Erscheinung, daß in den Reihen unserer plattdeutschen Literaten liebenswürdige Duldsamkeit herrscht, die jedem, der mit warmem Herzen für das Fortbestehen unserer alten Modersprak eintritt, gern einen Platz im niederdeutschen Dichterwalde einräumt.

Leider ist es eine unverkennbare Tatsache, daß unsere plattdeutsche Sprache bereits seit einer Reihe von Jahrzehnten im Niedergange begriffen ist; zahl-

reiche hochdeutsche Wendungen haben sich im Laufe der Zeit eingeschlichen und sie in ihrer Originalität stark beeinträchtigt. Dem großen Publikum fällt diese Wandlung allerdings wenig auf; es spricht ja denselben Jargon und findet daher alles in schönster Ordnung. Aus diesem Grunde darf man sich auch nicht wundern, wenn die meisten Erscheinungen unserer sogenannten plattdeutschen Literatur in Bezug auf Reinheit des Stils und der Sprache bedeutende Mängel zeigen; denn die Verfasser sind in der Regel Dilettanten, die sich des tatsächlichen Unterschiedes zwischen Hoch und Platt gar nicht bewußt sind. Auch Wichmanns Schriften haften diese Mängel an; denn auch er schreibt, wie er's von Jugend auf selber gehört und gesprochen hat. Aber sollen wir ihn deswegen niedriger einschätzen? Gewiß nicht! Wichmann denkt in seiner natürlichen Bescheidenheit auch gar nicht daran, jemals unter die Koryphäen der plattdeutschen Literatur gerechnet zu werden; er spricht eben in seiner Weise zu seiner kleinen Gemeinde, und — diese versteht ihn!



Von den Werken des fleißig schaffenden Dichters liegen neben einer Reihe hoch- und plattdeutscher Gedichte ernsten und heiteren Inhalts auch mehrere plattdeutsche Einakter vor. Während erstere zwar dichterisches Empfinden erkennen lassen, so ragen sie doch in der Mehrzahl nicht über das Alltägliche hinaus; beachtenswerter sind jedoch die Bühnendichtungen, von denen vier („Georg Meter" oder „De Isenbahn op Fehmarn" — „Fredn in Hus" — „De slaue Peter" und „Tähnweh") vor kurzem im Verlage von Emil Richter in Hamburg herausgegeben sind. Aus ihnen spricht soviel ursprünglicher, liebenswürdiger Humor, und bei aller Anspruchslosigkeit und Schlichtheit der Handlung ist alles so frisch und lebendig entworfen, daß sowohl der Leser wie der Zuschauer in dauernder Spannung bleibt. Zahlreiche Autoritäten, denen die erste gedruckte Arbeit — der Schwank „Georg Meter" — zur Beurteilung vorlag, haben diese Vorzüge rückhaltlos anerkannt, und manche geben sich der Hoffnung hin, daß Wichmann noch das leisten wird, was dem leider zu früh verstorbenen plattdeutschen Dramatiker Stavenhagen vorenthalten blieb. [1])

Über seinen Lebensgang berichtet der Dichter folgendes:

„Meine Heimat ist das kleine Landstädtchen Burg auf der nordöstlich vom Wagrierlande gelegenen Insel Fehmarn. Hier wurde ich am 16. November

[1]) Wichmanns plattdeutsche Einakter eignen sich vorzüglich zur Aufführung in Dilettantenkreisen; ausführliche Prospekte und Urteile zahlreicher Autoritäten versendet unentgeltlich Emil Richters Verlag, Hamburg, Gr. Theaterstraße 9.

1854 als siebentes Kind des Zimmermeisters Karl Wichmann geboren; meine im Juni d. Js. als Neunzigjährige verstorbene Mutter gehörte der auf Fehmarn weit verbreiteten Familie Lafrenz an. Bis zu meinem 15. Lebensjahre besuchte ich die dortige Volksschule; gern hätte ich studiert, doch sah ich ein, daß es nicht anginge: wir lebten in ärmlichen Verhältnissen. Da wollte ich Kaufmann werden, doch mein Vater meinte: „'n Koopmann ahn Geld is 'n Narr in de Welt! Warr Du man Timmermann." Und so geschah es — leider! Nie habe ich rechte Freude an meinem Beruf gefunden und es darin auch nicht weiter gebracht als bis zum abhängigen Arbeiter. Ich trat bei meinem Vater in die Lehre und ging nach Beendigung derselben als zwanzigjähriger Jüngling auf die Wanderschaft. Von jeher war ich ein leidenschaftlicher Sänger, und während meiner Wanderzeit bin ich häufig nur des Singens wegen in die Herberge gegangen. Da saßen wir denn sechs, acht oder zehn „Fremde" um den Tisch und sangen immer wieder die alten Lieder, die schon unsere Väter und Großväter gesungen hatten. Die Texte waren vielfach minderwertig, teilweise gar unanständig, aber die Melodien! An den einfachen, herzigen Weisen der Wanderlieder habe ich mich oft ergötzt.

Lange bin ich nicht gewandert und über Schlesien, Bayern, Baden und den Rhein nicht hinausgekommen, aber die Wanderfreuden und -leiden habe ich doch gründlich kennen gelernt. Im Sommer 1877 nahm ich meinen festen Wohnsitz in Hamburg.

„Gedichtet" habe ich bereits als Kind. Die ersten Lieder, die ich niederschrieb, stammen aus dem Jahre 1872; mein erstes plattdeutsches Gedicht entstand 1874. Auf das „Theaterschreiben" verfiel ich erst verhältnismäßig spät: 1893 verfaßte ich für den von mir ins Leben gerufenen „Verein der Fehmaraner" hierselbst mein erstes plattdeutsches Stück „Tante Garten," welches eine sehr beifällige Aufnahme fand. Ich schrieb weiter und darf sagen, daß alle Stücke bejubelt wurden; Kenner und Laien sagten mir, ich sei ein Dichter, und rieten, drucken zu lassen und an die große Öffentlichkeit zu treten. Alle gaben mir guten Rat; einen Verleger konnte ich jedoch nicht finden, und auf eigene Kosten drucken lassen — du lieber Gott! Sieben lange Jahre habe ich eine kranke Frau gehabt — fast immer bettlägerig — und dazu drei kleine Kinder; wo sollte da ein Arbeiter wohl noch Geld an solche Sachen wenden können. Das graue Elend ist lange bei mir zu Gaste gewesen; vieles habe ich entbehren müssen, Liebes ist mir genommen, aber einen Schatz hat mir der Herrgott doch gelassen: den Humor. Bei all meinen Sorgen schrieb ich lustige, meist plattdeutsche Sachen; auch komponiert habe ich einige meiner Lieder, indem ich die Melodien sang und ein musikverständiger Freund dieselben niederschrieb.

Ich hänge noch immer sehr an meiner Heimat und möchte gar gern einmal längere Zeit dort sein; diese Liebe läßt mich wohl auch am liebsten Stücke schreiben, die dort spielen." —

Im Nachstehenden bringen wir einige Proben aus Wichmanns Dichtungen:

Lüttgöhrnsnack.

Dat weern bi uns all ol Geschichten:
Harr man 'n Bestellung uttorichten
bi Frahm, denn kööm sin Fru örs her
un frög een, wat gefällig weer.
Bröcht man denn sin Bestellung an,
denn güng se hen un hal ehr'n Mann;
doch öhr se em vun achtern hal,
sä se binah örs jedesmal —
dat weer bekannt bi arm un riek —:
„Een Ogenblick, min Mann kümmt gliek."

Ehr lütt Mariek, en Göhr viellich
vun Johrer dree, de lang' noch nich
mal örndlich snacken kunn, de weer
gewöhnlich ümmer achter ehr,
un oft hör all dat Wort Mariek:
„En Ogenblick, min Mann kümmt gliek." —
Nu harr min Vadder mal vun Frahm
een lütt Stück Arbeit öwernahm
un harr mit Nawer Frahm besptaken,
he wull dat Dingsdagnam'dag maken.

An Dingsdagmiddag seeten wi
bi Disch; do segg min Vadder mi:
„Gah naaßen mal na Nawer Frahm
un segg, hüt kunn ick noch nich kam'n,
ick seet so bannig in de Klemm,
doch morgen kööm ick hen na em."
Na, ick je hen — Ick stah un lur
op Frahm sin Deel. Herrjeh, dat dur
je lang', öhr sick en blicken leet.
Ick stah un lur, twee lang, twee breet,
ick hoost un kratz mal mit de Been —
dor leet keen Minschenkind sick sehn.
Ick denk: Ih, da' 's je wunnerlich,
man kennt 't doch sünst wohrhaftig nich,
dat hier in't Hus de Lüd so muddelt — —
Do kümmt Mariek herangepuddelt
un plant ganz dicht sick vör mi hen
un segg: „Du, Jung', wat wullt Du denn?"
Na, ick weer sülm je noch nich grot
un meen, ick mak mien Saken god,
wenn ick man blots mien Warw bestell
bi Frahm in't Hus; un ick vertell:
„Ick schull man segg'n to Nawer Frahm:
Mien Vadder kunn hüt noch nich kam'n."
Un lütt Mariek? — De hett de Sak
genau so as ehr Mudder mak:
Se stemm de beiden lütten Hänn
in beide Siden, un sä denn —
wobi s' truharti mi ankiek —:
„Een Obenbick, mien Mann tümp diek!"

Abschied vom Mütterlein.

Scheiden, scheiden muß ich jetzt,
Mütterlein, ade!
Wer hat's Scheiden doch erdacht?
Scheiden tut so weh.
Aber gräm' Dich nicht so sehr,
laß das Weinen sein,
denn ich komme wieder her,
Herzensmütterlein.
Laß mich wandern, laß mich ziehn,
laß mich ruhig gehn,
schauen, wie die Welt so groß
und so wunderschön.
Der die Sterne leitet, wird
mein Begleiter sein,
daß mein Fuß sich nicht verirrt,
Herzensmütterlein.
Ist die lange Wanderzeit
glücklich hinter mir,
Mütterlein, dann kehre ich
wieder heim zu Dir.
Ach, das wird ein Glück für mich,
wird ein Jubel sein;
auf den Händen trag' ich Dich,
Herzensmütterlein.

Bei der Heimkehr.

Müde bin ich heimgekommen
aus der Welt so kraus und wild;
freundlich hat mich aufgenommen
das geliebte Engelsbild.
Treue hatt' ich ihr versprochen
für die ganze Lebensbahn. —
Hab' die Treue ihr gebrochen,
hab' ihr bitter weh getan.
Und nun sucht sie zu ersticken
milde des Gebeugten Qual,
und die lieben Augen blicken
noch so treu wie dazumal.
Und sie streichelt meine Hände,
spricht wie einst: Ich liebe Dich!
Und ich glaube es am Ende,
und — ich weine bitterlich.

Wenn't ümmer so bleew!

De Sünn schient an Heben so fröndlich un warm,
de Spreen un de Lünken makt lustig ehr'n Larm.
De Blom blöht so prächtig, de Böm sünd so grön —
Och, Herrgott in Himmel, Din Welt is doch schön!
De Welt is so schön! blos de Minschen dorop
tobräk sick oft unnütz mit Sorgen den Kopp;
se jagt achter't Glück her ahn Tögel un Tom
un markt nix vun Sünnschien, von Vageln un Blom.
Ick schaff' mi keen Sorgen, ick mak mi keen Pien,
ick hew uck keen Ursak, üm trurig to sien;
de Sünn lach mi to, un in't Hart brennt de Leew, —
uns' Herrgott müch gewen, dat 't ümmer so bleew!

Drunkfaste Fehmaraner.

Sittsam sünd de Insulaner,
drunkfast sünd de Fehmaraner,
alle Näslang ward een nahm
un bi jeden Höhnerkram
drinkt se noch en lütten.
Smeckt de Arbeit un dat Äten,
drinkt se ümmer noch en bäten;
sünd ehr all de Glieder stief
oder hebbt se dat in Liew —
drinkt se noch en lütten.
Grog vertilgt se manchen stieben,
üm de Sorgen to verdrieben;
awer wenn se lustig sünd,
sick vör Wähl nich helpen künnt —
drinkt se noch en lütten.
Wenn se Pech hebbt allerwegen,
hebbt se gode Naricht krägen,
hebbt se god verköfft dat Korn,
hebbt se en Prozeß verlor'n —
drinkt se noch en lütten.

Smült vör Hitt binah de Brägen,
störrt vun Himmel dal de Regen,
wenn dat hagelt, sneet un weiht,
wenn vull Is de Börntrogg steiht —
drinkt se noch en lütten.

Hebbt se lang' in Wirtshus säten,
drinkt se ümmer noch en bäten,
denn dat Tügs, dat smeckt so schön!
Un sogor to'n Affgewöhn'n
drinkt se noch en lütten.

Mitteilungen.

1. Der Schwertfisch (Xiphias gladius L.) verdankt seinen Namen dem starken, spitzigen, schwertförmigen Fortsatze, den der Oberkiefer trägt; und der für den gewandten und schnellen Schwimmer eine furchtbare Angriffswaffe bildet. Er ist einer von den blutgierigsten Feinden, die den Schwärmen wandernder Fische folgen und in den dichten Mengen derselben reiche Beute sich verschaffen. So stellt er im Mittelmeere den großen Zügen der Tunfische nach und treibt in andern Gebieten die gewaltigen Scharen der heringartigen Fische vor sich her. Er ist ein Kosmopolit, der im Indischen, im Stillen und im Atlantischen Ozean bekannt ist, dort aber besonders die wärmeren Gebiete bevorzugt. Vereinzelt verirrte sich ein Exemplar dieses Fisches an die schwedischen und dänischen Küsten. Er zählt in der Ostsee zu den allerseltensten Gästen, wenn er dort seine Streifereien auch schon bis an die preußischen und russischen Küsten ausgedehnt hat. Über das Vorkommen dieses großen, eine Länge bis zu 6 m erreichenden Raubfisches an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste enthält das Werk „Die Fische der Ostsee" von Möbius und Heincke mehrere Nachweise. Bei Heiligenhafen bargen Fischer am 19. Okt. 1873 einen 11 Fuß langen Schwertfisch. Ein anderes Exemplar wurde am 29. Okt. 1877 in der Howachter Bucht gefangen. Am 1. Okt. 1882 wurde im Wenningbund bei Alsen in einem Makrelgarne ein Schwertfisch von 2,43 m Länge gefangen. In seinem Magen fanden sich gegen 60 Heringe. Diesen Angaben ist auch aus neuerer Zeit die Meldung von einem gestrandeten Individuum hinzuzufügen, das Ende Oktober 1904 vom Leuchtfeuerwärter Lüthmann am Strande von Staberhuk auf der Insel Fehmarn gefunden wurde. Die Gesamtlänge betrug 2,30 m, wovon 77 cm auf das Schwert entfielen. Das Gewicht dieses Exemplares wurde auf 40—50 kg angegeben.

Schwertfisch, Xiphias gladius L.
(Aus: Plehn, Die Fische des Meeres und der Binnengewässer.)

Über den Schwertfisch ist mancherlei wundersame Mär erzählt worden. „Tatsache ist," so schreibt Dr. M. Plehn, „daß Schwertfische zuweilen Boote angreifen, dieselben von unten durchstoßen und so zum Sinken bringen. Das Schwert pflegt dabei abzubrechen. Man sieht hier und da in Museen solch ein Boot, in dessen Leck

noch die Spitze des Schwertes steckt. Auch ist es vorgekommen, daß sie schwimmende Menschen durchbohrt haben, ja, man weiß von einem Fall, wo ein im Boote sitzender Matrose durch einen aus dem Wasser emporschnellenden Schwertfisch getötet wurde. Im allgemeinen ist der Schwertfisch aber eher scheu; er geht wohl nur wenn er verwundet oder gereizt wurde, zum Angriff auf den Menschen über. Es ist beobachtet worden, daß verwundete Schwertfische in eiliger Flucht mehrere hundert Meter hinabschießen, mit solcher Gewalt, daß das Schwert sich tief in den Grund bohrt. Solch plötzlichen Wechsel des Drucks machen sonst nur Haifische durch, denen die Schwimmblase fehlt. Die Schwertfische dagegen besitzen eine wohl entwickelte Schwimmblase, und es ist bis jetzt noch unerklärt, wie sie trotzdem so schnell aus einem Niveau in ein anderes gelangen können. Es ist anzunehmen, daß sie eine besonders starke Schwimmblasenmuskulatnr besitzen, die — wenn auch nur vorübergehend — das Organ zusammenzupressen und dadurch das spezifische Gewicht des Körpers zu erhöhen vermag."

Kiel. F. Lorentzen.

2. **Zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts.** „Auf angestalte consultation, ob einer, welcher für 8 Jahren in seiner Jugend eine Magd fleischl. erkandt, nach solchem zu unterschiedenen mahlen im beichtstuel zu Barleth[1]) besuchet, gebeichtet, absolviret, und das nachtmahl öffentlich genoßen, itzo wegen obgemelten stupri mit der öffentlich Kirchen buße zu belegen, sonsten aber hinferner zum nachtmahl nicht zu erstaten sey? Erkteren S. Graffl. Excellentz, D. Reimarus Dohrn und der Kirchen Probst zu Meldorff M. Naamannus Birnhardinus sich dahin, weil der stuprant buße gethan, absolviret, darnach mehrmahlig zum öffentl. gebrauch des h. nachtmahls verstatet, solche paenitentz, confession, absolution und darauff erfolget participation des leibes und blutes Christi ihrer würcklichkeit nicht zu berauben, noch per impositionem publicae paenitentiae zu annulliren, zernichten und krafftloß zu erkleren, auch die Gewissen mit auffbürdung der ergernißen nicht zu betrüben, und gleichwoll vorgemelte mehrmalige besuchung des beichtstuels, confession und absolution und genießung des Leibes und Blutes Christi, durch anlegung der öffentl. Kirchen buß in effectu will annulliret, zernichtet und krafftloß gemacht, und dadurch der Kirchen und Gewissen größere Ergernüsse auffgebürdet werden, daß demnach die hoc casu zu größerer Ergernüsse gereichende Cerimonien d. öffentl. buße abzustellen, und d. inquisitus zu dem h. Nachtmahl zuzulassen, Decretum Meldorff mense Augusto Ao 1640.

Obgesatzter resolution, ist der General Superintendens D. Clotzius beypflichtig Reimer Dohrn D.

Mitgeteilt von Prof. Dr. Seitz in Itzehoe.

3. **Der „Hirtenstein."** Der sogen. „Hirtenstein" befindet sich in einem Waldgrunde der Gemarkung Röst, ca. 6 km westlich von Bad Albersdorf. Von diesem Stein, der 3,45 m Länge, 2,80 m Breite und ca. 11,30 m Umfang, also etwa die gleiche Größe des Albersdorfer „Brutkampsteines" hat, erzählt die Sage, daß er das „ewige Denkmal" eines Hirten sein soll. Vor Zeiten war die ganze Gegend mit Wald bestanden, so daß ein Eichhörnchen von Meldorf auf lauter Bäumen bis Hanerau hüpfen konnte. In diesen Waldungen wurde das Vieh von Hirten beaufsichtigt. Eines Tages war nun einem Dorfhirten eine weiße Kuh abhanden gekommen. Um diese zu suchen, ging er tief in den Wald hinein. Bald erblickte er dort eine weiße Erscheinung. In der Meinung, in derselben die verlorene Kuh wiederzufinden, ging er näher, aber o Wunder, es war die Gestalt einer selten schönen Jungfrau, die mit einem schneeweißen Gewande bekleidet war. In dem Herzen des Hirten wurde beim Anschauen dieses herrlichen Mädchens die Flamme der Liebe entfacht. Die innige Zuneigung gab ihm den Mut, der Jungfrau seinen einzigen Wunsch zu gestehen, daß er sich ewig mit ihr vereint sehen möchte. Die Jungfrau aber sprach: „Die Erfüllung Deines Wunsches ist auf dieser Erde unmöglich, denn ich bin ein Geist; wenn Du aber Deinen Wunsch erfüllt sehen willst, so mußt Du Dir vorerst das Leben nehmen. Hier, dieses Schwert ist dazu bestimmt, und wenn Du es tust, so werde ich Dir ein Denkmal setzen, das niemals von Menschenhänden zerstört werden soll und kann." — Nachdem der Hirte von Verwandten und Bekannten Abschied genommen hatte, vollführte er den empfangenen Auftrag, um eine ewige Vereinigung mit der schönen Jungfrau zu erlangen. An der Stelle, wo der Jüngling aus dem Leben schied, ruht seit der Zeit der gewaltige Stein. Von der Unzerstörbarkeit desselben wird uns erzählt, daß Steinschläger schon tagelang versucht haben, mit Keilen eine Spaltung herbeizuführen. Tiefe Spuren und abgeschlagene Keilstücke aber zeugen davon, wie vergeblich ihr Bemühen geblieben ist.

Bad Albersdorf. P. Hansen.

[1]) Jetzt Barlt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 12. Dezember 1907.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Ein Bild seines Lebens und Schaffens.

Von **Ernst Kammerhoff** in Itzehoe.

I.

Ein Schneeberg ragt ins heiße Land,
der seine Schroffen leuchtend zückt,
tief unten wogt im Sonnenbrand
die Fläche goldschwer, halmerdrückt.
Dort hasten Menschen, ohne Ruh'n,
der Scholle nah', der Fron gewöhnt,
nach Gut und Geld in hartem Tun;
die Sichel klingt, die Kelter dröhnt.
Doch mahnend rauscht vom Berg ein Duft,
der kühl das Haar des Schnitters wirrt,
und leise durch die Flimmerluft
ein Ahnen ew'ger Ernten irrt.
So sendet weltfern der Poet
zum Volke, das in heißem Streit
arm und gebückt am Pfluge geht,
die Botschaft großer Feierzeit.
(„Bergpsalm" aus „Dichtungen.")[1]

Daß es schwer sein muß, einem Dichter wie dem Prinzen von Schoenaich-Carolath gerecht zu werden, zeigt nicht nur seine Beurteilung seitens namhafter Kritiker und anerkannter Literaturgeschichten, sondern auch, und zwar nicht unverschuldet, die Gleichgültigkeit, ja, Vernachlässigung, die das deutsche Volk seinem Singen und Sagen gegenüber beobachtet. Und doch ist es das deutsche Vaterland, dem sein Herz entgegenjubelt, und das deutsche Volk, dem sein Herzblut gehört, das Volk, dem er ein Führer sein möchte zu stolzen, lichten Höhen voll Höhenluft und Sonnenschein, dem er inmitten der Fron, inmitten des Staubes der Arbeit und Alltäglichkeit die Augen öffnen möchte für die Schönheiten in Kunst und Wissenschaft, in Sage und Dichtung, im Menschenleben und in der Natur, für Schönheiten, die nur ein schwacher Abglanz, ein einziger Strahl der ewigen Schönheit sind. So sieht Schoenaich als abgeklärter Charakter alles nur im Lichte der Ewigkeit, nicht aufdringlich, vielfach unbewußt; es ist der letzte und tiefste Ausfluß seines tiefinnerlichen Poeten- und Prophetengemüts. Denn wer wollte leugnen, daß ein Dichter nicht im letzten Grunde ein Prophet, daß die Kunst nicht ein besonderes Geschenk des Himmels ist, die zurückblickt und vorausſieht und dem Volksleben

[1]) Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 296 S. 7. Aufl. 1903.

Anregungen der edelsten Art zuführt! Nur in diesem Sinne hat die Kunst ihre Bedeutung; nur dann darf sie mit Recht solchen Ehrennamen tragen. Und wenn wir heute Ausschau halten, müssen wir leider vielfach sagen, daß uns Zerrbilder begegnen, daß die Priester, die den heiligen Opferbrand schüren sollen, sich ihrer Aufgabe nicht bewußt sind, ja, mit Unrecht ihres Amtes walten. Dann hört die Kunst auf, Kunst zu sein,



wenn sie sich dem Geschmack der Tagesmode anpaßt, wenn sie mit den Instinkten der großen Masse buhlt. Heute sind mehr denn je die Erzeugnisse der Literatur Modesache, ein Beweis dafür, daß sie nicht aus lauterem Golde geprägt sind, daß sie den Eintagsfliegen gleich vergehen und im Volksleben nicht die geringsten Spuren hinterlassen. Seichte Unterhaltungsliteratur hat den Geschmack des Publikums verdorben; sie ist schuld daran, daß

Es kann kein Werk durch
Kunst bestehn.
Die Sehnsucht muß ihm
voran gehn.

E. Schoenaich-Carolath.

unser Volk seiner Großen vergessen hat. Wir wollen aber nicht ungerecht sein und all der Bemühungen gedenken, der Kunst gesundere Lebensbedingungen zu schaffen, unser Volk aufnahmefähig und aufnahmefreudig zu machen. In diesem Ringen sind einzelne Schriftsteller nicht die letzten und schlechtesten gewesen. Ich glaube auch, daß diese Bestrebungen dazu beitragen, den Dichtungen Schoenaichs die Wege, die zum Herzen des deutschen Volkes führen, zu bereiten und zu ebnen, und daß die Ausstellungen, die man gegen seine Schöpfungen erhebt, schwinden werden angesichts des ernsten Strebens, Schätze zu heben, die bisher unter Schutt und Staub der Tagesliteratur verborgen lagen. Schönaichs Dichtungen sind so gedankentief, so formvollendet, so schön in ihrer Sprache und ihrem Stimmungsgehalt, daß es wirklich an der Zeit wäre, dem Dichter, „dem Poeten, welcher **weltfern** dem

Volke die Botschaft großer Feierzeit sendet," Gehör zu geben, seinen Offenbarungen zu lauschen. Eben weil sie sich so turmhoch über den Durchschnittsgehalt der deutschen Literatur erheben, weil sie an das Empfinden die höchsten Forderungen stellen, weil sie unmodern im eigentlichen Sinne des Wortes sind, hat der Dichter bisher so wenig Beachtung gefunden. Daher ist es so schwer, ihm gerecht zu werden, weil er stets eigene Wege beschritten hat und daher nicht dieser oder jener Schule zuzurechnen ist. „Die Konstellationen für meine stille Kunst sind überhaupt die denkbar ungünstigsten. In einer Zeit, die von Romantik und Klassizismus nichts wissen will, muß naturgemäß eine Dichtung außer Kurs geraten, welche von Liebe zum Hellenentum gesättigt ist. Leute, welche nur eine „nationale" Kunst kennen, haben dann leichtes Spiel, um solche Dichtung als dekadent, parfümiert und — undeutsch hinzustellen. Und doch gehört viel Kurzsichtigkeit dazu, um eine Dichtung undeutsch zu nennen, die unentwegt zum Glauben an ewige Lebensziele, zur Sehnsucht und zur Vaterlandsliebe mahnt, die außerdem, ohne Rücksicht auf unbequeme Folgen, ihre Lanze im „Bürgerlichen Tode" und im „Heiland der Tiere" bricht.

Er mutet an als ein Letzter aus der klassischen Periode, und bezüglich seiner philosophischen Gedichte erinnert er direkt an Schiller. Seine Verehrung des griechischen Schönheitsideals stellt ihn mitten in jene Zeit hinein. Seine Bedeutung reicht indessen viel weiter, und seine schönheitsdurstige Romantik kennzeichnet ihn als Führer einer neuen Zeit. Vielleicht wird er erst später vollauf gewürdigt werden; das schließt aber nicht aus, daß wir ihn auch heute schon voll auf uns wirken lassen, ihn auf den Schild erheben als einen Jünger des Kunstideals, das in den reinsten Farben erstrahlt, dessen Führung wir uns getrost, zur Besserung aller Verhältnisse, zur Gesundung des deutschen Volkes, anvertrauen können.

Wenn auch Prinz Schoenaich ein deutscher Dichter ist, so steht er uns



Schloß Haseldorf bei Ütersen.

Schleswig-Holsteinern doch sonderlich nahe, dürfen wir ihn doch als unsern Landsmann, wenn auch seine Wiege in Schlesien gestanden hat, ansehen. Von mütterlicher Seite her fließt schleswig-holsteinisches Blut in seinen Adern. Sie, die eine Dichtermutter ihrer glänzenden Begabung wegen sein konnte, hat auf sein Denken und Dichten sicherlich den größten Einfluß ausgeübt. Sie ist es auch gewesen, die ihn den schleswig-holsteinischen Stammescharakter verstehen lehrte, die ihm für die Schönheiten des Landschaftsbildes die Augen öffnete. Nicht umsonst hat er seine Marsch so lieb, nicht umsonst ist er stolz auf die Tüchtigkeit und Treue der Schleswig-Holsteiner. Er schreibt selbst, daß er sich mit seiner zweiten Heimat Holstein vollständig verwachsen fühle, daß er in Haseldorf, dem von mütterlicher Seite her ererbten Fideikommiß, völlig ruhsam geworden sei.

Dort weilt er als Großgrundbesitzer und ist durch die mannigfaltige, interessante Arbeit, die ihm die Verwaltung des umfangreichen Besitzes auferlegt, zur Seßhaftigkeit genötigt, ganz im Gegensatz zu früheren Jahren, wo er in aller Herren Ländern sich aufhielt und doch nirgends Ruhe finden konnte. Dort lebt er ganz seiner stillen Kunst und pflegt edle Geselligkeit, allerdings im engsten Rahmen, da seine zarte Gesundheit ihm die größte Schonung auferlegt. Sein Wesen ist aber geradezu auf intimen Verkehr gestimmt, und ich weiß, daß jedem Besucher die Stunden, die er dort im Kreise der Familie verleben konnte, unvergeßlich sein und bleiben werden. Wenn der Prinz nach seiner Verheiratung Haseldorf auf längere Zeit verlassen hat, ist der Grund jedesmal in seinem Befinden zu suchen gewesen. So mußte er in früheren Jahren mehrfach Badeorte in der Schweiz zum Aufenthalt wählen, so in späteren Jahren im Winter den Schwarzwald aufsuchen. Im vorigen Jahre hatte er sich in Altona einer lebensgefährlichen Operation zu unterziehen, die für ihn, so wollen wir von Herzen hoffen und wünschen, eine Wendung zum Guten werden, die ihm vollständige Gesundung bringen möge.

Was mich an den Prinzen gefesselt hat, ist nicht nur die Dichtung, sondern auch der Mensch. Es fällt unendlich schwer, Person und Sache zu trennen. Ich kann es verstehen, wenn jemand den Werken eines Dichters, dem er als Menschen seine Achtung versagen muß, kein sonderliches Interesse entgegenbringt. Bei Schoenaich trifft beides in vollstem Umfange zusammen, und seine Größe ist das warme Herz, die Liebe, die er dem Volke ohne Unterschied entgegenbringt. Das ist um so höher zu werten, weil er in ganz anderen Verhältnissen, in anderen Lebensanschauungen groß geworden ist. Seine edle Seele hat es trotzdem verstanden, die täglichen Nöte des schwer ringenden Volkes zu erkennen und mitfühlend zu verstehen, in der Volksseele das heiße Bemühen nach dem, was schön und gut und groß ist, zu lesen. Und er nimmt es ernst mit seiner hohen Aufgabe, dem Volke „die Botschaft großer Feierzeit" zu senden. Mit der ganzen Persönlichkeit tritt er für sie in die Schranken, wenn es heißt:

„Es muß, ein Brand im Regen,
auch der Poet verglühn,
der Dichtung Feuersegen
durchs dunkle Land zu sprühn."

„Das volle Herz sollst deiner Kunst du geben [1])
und sterben, um der Ewigkeit zu leben,
der Lorbeer sprießt aus Tränensaat allein."

Doch ist sein Leben, das er der Kunst ganz gewidmet hat, nicht leer an Glück gewesen und hat ihm neben der Freude über das dichterische Schaffen und Gestalten auch manchen Dank und manche Anerkennung gebracht.

[1]) Gedichte. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 230 S. 3. verm. Aufl. 1906.

So singt er in „Novembersonne“:

„Auf Menschen, die vergessen nicht gekonnt
den Jugendtraum, den ersten, hoffnungs-
kühnen,
senkt oftmals sich solch süßes, spätes Grünen,
daß Kindern gleich sie werden, glückumsonnt.

Sie spüren, tief, in Offenbarungsglanz,
ein ew'ges Rauschen ihrer Jugendbronnen,
ein ew'ges Leuchten ihrer Liebessonnen;
doch Dichtern nur winkt solch Ver-
heißungskranz.“

Wie tief Schoenaich den Ausdruck eines gleichgestimmten Menschenherzens empfindet, das möge das mit „Dank“ betitelte anspruchslose, aber tiefergreifende Gedicht künden:

„Ein Lied in alle Welt hinaus
hab' ich dereinst gesandt,
da kam zurück ein Veilchenstrauß
als Gruß von fremder Hand;
ich hab' oft seines Gebers nicht
lang grübelnd nachgedacht,
doch hat das Sträußchen frisch und schlicht
mir reiches Glück gebracht.
Ich weiß ja nun, daß auferweckt
ein Echo mein Gesang,
daß ich ein Menschenherz entdeckt,
darin er wiederklang.
Und ob ich auch von Jugend her
manch Gut und Glück versäumt:
nun ist mein Dasein nicht mehr leer,
mein Leben nicht verträumt.
Und klingt mein letztes Lied einst aus
und bricht mein Wanderstab,
so legt den welken Veilchenstrauß
am Herzen mir ins Grab.“



Blick vom Park aus.

In der nachfolgenden Artikelreihe will ich das Singen und Sagen des Prinzen Schoenaich einer eingehenden Betrachtung unterziehen, zunächst aber den Menschen in seinem Werdegange zu zeichnen versuchen.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath-Schilden entstammt einem alten schlesischen Adelsgeschlechte und ist am 8. April 1852 zu Breslau geboren worden. In seiner Familie befinden sich viele geistig bedeutende Glieder, wenn man sie auch nicht zu einer Dichterfamilie stempeln kann. Denn daß ein Freiherr Christoph Otto von Schoenaich (1725—1805) sich als Dichter hervortat, von

Gottsched in Leipzig zum Dichter gekrönt ward und mit Klopstock um die Palme rang, sagt eben noch nicht viel. Wer aber den Prinzen als geistigen Erben unsers Dichters auffassen will, mag es tun, da die Natur ein wunderbares Spiel treibt und besondere Begabung der Vorfahren oft in späteren Geschlechtern wieder erstehen läßt.

Das Haus hat für seine Entwickelung als Menschen und Dichter grundlegende Bedeutung gehabt. Glänzende Verhältnisse umgaben ihn, und die Nöte des Lebens haben nie Einlaß bei ihm begehrt. Seinem Bildungsgange brauchten keine Schranken gesetzt zu werden, und der Ausbildung seiner besonderen Veranlagung ward der breiteste Spielraum gewährt. Wenn trotzdem ein Schatten in seine Jugendzeit fällt, ist der Grund, auf den ich später zurückkomme, wieder im Hause zu suchen. Man wird ihn im großen und ganzen ein Schoßkind des Glückes nennen können, und vielleicht kann man neben anderem darin die Ursache sehen, daß viele seine Poesie unbeachtet gelassen haben. Jedenfalls ist es klar, daß er Fragen, die andere naturgemäß infolge eigener Anschauung und eigener Erfahrung behandeln, nicht berührt oder doch nur gelegentlich streift. Ich denke dabei in erster Linie an Fragen sozialer Natur. Und doch ist er trotz seines ausgesprochenen Idealismus in den letzten Jahren im „Bürgerlichen Tod" und im „Adeligen Tod" sowie in den Gedichten: „Künstlerroman" und „Lied der Ghawâze" auch diesem Problem nahegekommen und hat seinen Schöpfungen realistische Züge aufzuprägen versucht. Der Brennpunkt seines Denkens und Dichtens ist die Romantik, und diese Richtung war vorgezeichnet durch seine Lebensstellung und Erziehung. Daher ist auch die Sphäre, in der er sich vorwiegend bewegt, die des feineren Lebensgenusses.

Sein Vater, Prinz Karl, pflegte mit besonderer Liebe und tiefem Verständnis die Musik. Von ihm hat der Sohn den Sinn für Melodie und Rhythmus ererbt. Auch ihm ist die Musik die hehre Kunst, und die Großen im Reich der Töne, unter denen er namentlich Weber wegen seiner echt deutschen Kunst besonders verehrt, finden auch in seinem Hause eine gastliche Stätte. Seine Mutter aus dem Hause Oppen-Schilden war eine reichgebildete Dame. Nicht nur, daß sie mehrere Sprachen und deren Literatur gründlich beherrschte, auch als Übersetzerin und zwar nicht nur schöngeistiger, sondern auch wissenschaftlicher Werke hat sie sich einen Namen gemacht. Und wenn auch für den Prinzen nicht ganz zutrifft, was Goethe bezüglich der Grundzüge seines Wesens für sich in Anspruch nimmt, so läßt sich auch bei ihm das Erbteil von Vater und Mutter bis zu einem gewissen Grade nachweisen. Die Verehrung des Knaben für alles Große und Edle zeigte sich in seinem Verhalten dem Dichter Karl von Holtei (1798—1880) gegenüber. Er begegnete dem alten Manne öfters auf Spaziergängen, und er erinnert sich noch des freudigen Gefühls, das ihn erfüllte, wenn er seinen ehrfurchtsvollen Gruß erwidert sah.

Ich deutete schon an, daß sein Lebensweg trotz der äußeren glücklichen Umstände auch Unebenheiten aufwies. Seine Mutter war schwächlich, und ihr Zustand erforderte gebieterisch, Winter und Frühling in Venedig zuzubringen. Der Prinz als einziger Sohn war ihr ständiger Begleiter. Welchen Einfluß die wunderbare, die einzige Stadt mit ihren Palästen, Kirchen und Kunstschätzen auf das empfängliche Knabengemüt ausgeübt haben muß, läßt sich unschwer vorstellen. Das verraten zahlreiche Gedichte, namentlich die in der Nachlese vom vorigen Jahre; das zeigt auch sein späterer längerer Aufenthalt in Italien. Aber seine wissenschaftliche Ausbildung durfte keine Unterbrechung erfahren, und man mußte wohl oder übel zum Privatunterricht greifen. Erst vom 15. Jahre an konnte er regelrechten Unterricht genießen, als er in die Real-

schule am Zwinger zu Breslau eintrat. Aber schon 1868 siedelten die Eltern nach Wiesbaden dauernd über, so daß der Sohn die Realschule mit dem Realgymnasium vertauschen mußte. Hier aber legte man besonderes Gewicht auf Mathematik und Naturwissenschaften, Fächer, für die der Prinz die nötige Vorbereitung nicht mitbrachte, und die nicht in den Rahmen seiner Veranlagung fielen, während die Beschäftigung mit alten und neuen Sprachen und der Literatur ihm von jeher lieb und wert gewesen war. Diese Jahre haben keine angenehme Erinnerung in ihm hinterlassen; aber mit Freude und Dank erinnert er sich seiner Lehrer Bellinger, Henrich, Casselmann und Direktor Ebenau und bedauert, daß nur einer von ihnen noch unter den Lebenden weilt.

Das Haus seiner Eltern war bald der Sammelplatz der besten Gesellschaft. Man wußte den edlen Ton und die echt deutsche Gastlichkeit zu schätzen. Von



Prinzessin von Schoenaich-Carolath mit Tochter.

bedeutenden Männern finden wir in jenem Kreis Gustav Freytag, Friedrich Bodenstedt und den edlen Prinzen Georg von Preußen, dessen „Phädra“ einst auf der Berliner Hofbühne zur Aufführung gelangte. Daß ein solcher Verkehr dem Sohne nur dienen konnte, ist ohne weiteres zuzugeben. Aber seine geistige Richtung hat er in keiner Weise beeinflußt. Das verhinderte die frühe Selbständigkeit seines Wesens. Eine Jugendfreundschaft, der der Tod erst ein Ziel setzen konnte, stammt aus dieser Zeit. Unter seinen Schulkameraden fiel ihm einer besonders auf. Es war Huth, der spätere hochbegabte Offizier. Die beiden schienen füreinander bestimmt und waren unzertrennlich. Die Wege, die nach der Schulzeit auseinanderführten, bedeuteten nur eine vorübergehende Trennung. Huth ward seines Freundes Begleiter auf dessen weiten Reisen; aber ein früher Tod küßte fern im Süden seine Stirn und endete ein schönes, reiches Menschenleben, eine kaum erschlossene, unberührte Menschenblüte.

Von dem Schlage hat sich Schoenaich-Carolath erst langsam erholen können, und noch jetzt durchzittert linde Wehmut sein Herz, wenn er des edlen Jünglings gedenkt. Das Gedächtnis des Toten kann erst mit seinem Leben erlöschen. Dem Schmerz um den Verlust des Freundes gesellte sich aber noch ein anderer. Er erfuhr zum erstenmal die Macht der Liebe, aber auch deren Bitterkeit. Und wenn es auch nur eine Jugendliebe gewesen ist, ohne deren Erfahrung wohl keiner bleibt, und über die man in reiferen Jahren sehr ruhig denkt, so kann ein gewisser Eindruck nicht geleugnet werden, wenn er sich auch längst nicht so stark geäußert hat, wie es seine „Lieder an eine Verlorene" vermuten lassen. Und wenn ihn der Schmerz zum Dichter gemacht haben soll, das Weib ein oft wiederholtes Thema seiner Lieder ist und ihn in der ersten Periode seines Schaffens fast ausschließlich beschäftigt, so können wir darin höchstens einen äußeren Anlaß erblicken, der die Schwingen seiner Seele, auf deren Grund längst die Töne geschlummert hatten, lüftete. In seinen Gedichten klingt es oft wie Entsagung, Wehmut und Auflehnung; aber das ist ein Zug, der ihm eigen und seinem Wesen geblieben ist. Wenn er später zur Ruhe gekommen zu sein scheint, rührt es nicht allein daher, weil er mit der Vergangenheit abgeschlossen hat, sondern weil die Zeit des Drängens hinter ihm liegt und er Frieden mit Gott gemacht hat.

Dann brach der deutsch-französische Krieg aus; aber ihm war es nicht vergönnt, gegen den Erbfeind zu ziehen. Daß seine Poesie indes nicht unbefruchtet von der großen Zeit geblieben ist, zeigen „Neben Gewittern" und besonders das Bild „Die Kiesgrube," in dem er mit stark realistischer Tendenz zur Darstellung bringt, wie der bestialischen Roheit der Franzosen mit zwingender Notwendigkeit die Strafe auf dem Fuße folgen muß. Gerade zur Zeit des Krieges bezog der Prinz die Hochschule in Zürich zwecks weiterer Ausbildung. Er hörte Vorlesungen bei Johannes Scherr und Gottfried Kinkel, bei Männern, die im fortschrittlichen Lager standen und aus ihrer Überzeugung kein Hehl machten. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß seine Anschauungen über das Volk freier und unbefangener wurden, daß sich bei ihm ein Verständnis der Volksseele anbahnte. Indirekt sind sie Veranlassung gewesen, daß er versuchte, später solche Ideen in seinen Werken dichterisch zu verwerten. In Zürich hatte er auch Gelegenheit, in einem literarischen Kreise, dem außer Kinkel die Dichterin Mathilde Wesendonck und die Gräfin Booël-Plater, die früher hochgefeierte Schauspielerin Karoline Bauer, angehörten, zu verkehren. Man sieht, wie er auch hier vom Glück begünstigt ward.

Allein der Aufenthalt in der Limmatstadt war von nicht allzulanger Dauer. Schon im nächsten Jahre, gleich nach Beendigung des Krieges, trat der Prinz ins Heer und ward bald Leutnant in dem Kurmärkischen Dragoner-Regiment Nr. 14, das in Kolmar im Elsaß stand. Daß er gerade diese Garnison wählte, liegt wohl zum Teil daran, daß er neue, besondere Verhältnisse kennen lernen wollte; bestimmend war aber auch die Nähe Zürichs. Den ihm lieb gewordenen Verkehr wollte er unter keinen Umständen aufgeben. Der kurz vor seinem Eintritt ins Heer erfolgte Tod seiner Mutter, die viele Jahre gekränkelt, aber nie ihre geistige Frische eingebüßt hatte, verwundete ihn am tiefsten. In „Don Juans Tod" sagt er uns an einer Stelle, was seine Mutter für ihn bedeutet hat.

Als einige Jahre später auch der Vater starb, war der Sohn ganz vereinsamt, und nun litt es ihn nicht mehr in der Heimat. Der Stimmung, die damals sein Herz erfüllte, der ganzen Leere, die er in sich fühlte, gibt er rührenden Ausdruck in seinen Liedern „Aus der Jugendzeit," wo es heißt:

„Dort wacht kein Wesen, das mich liebt,
kein Lichtlein winkt, kein Lämpchen scheint;
kein Hund, der mir die Pfote gibt,
der's gut und ehrlich mit mir meint.

Mich friert. Ich weiß, bald kommt die Zeit,
daß man mich tragen wird hinaus
ohn' Klang und ohne Grabgeleit
aus meinem allzu stillen Haus."

Zuerst machte er Reisen nach Ägypten und Kleinasien, die ihn ein Jahr fernhielten. Nach seiner Rückkehr gehörte er noch einige Jahre dem Heere an; dann schied er endgültig aus, da ihn das Einerlei des Dienstes auf die Dauer nicht befriedigen konnte. Seit 1875 befand er sich fast ununterbrochen auf Reisen. Lange hielt er sich in Rom auf und legte seine Eindrücke in „Angelina," einer epischen Dichtung, nieder. Hier machte er die Bekanntschaft Hans Makarts und des kunstsinnigen Grafen Lanckoronski, mit denen er 1876 einen zweiten Ausflug nach Ägypten unternahm. Daran schlossen sich Reisen nach Kleinasien, Griechenland und Spanien. Als großer Nimrod unternahm er Ausflüge nach Tunis und Montenegro, und die Trophäen, die er davontrug, zieren zum Teil noch heute sein Jagdzimmer. In Amerika ist Schoenaich, wie man auf Grund seines Liederzyklus „Westwärts" vermutet hat, nie gewesen. Der Ertrag seiner Reisen spiegelt sich in seinen Liedern wieder. Nicht umsonst sind sie so farbenglühend und farbensprühend; nicht umsonst kann er von der Schönheit Griechenlands und Italiens zeugen und von „sandverwehten Hügeln" und „dem großen Weh und Grausen der Wüste" sprechen! Eine umfassende Bildung, eine genaue Kenntnis von Land und Leuten entschädigte ihn für manche Gefahr, die ihm gedroht hatte; der Mensch wie der Dichter trug einen reichen Preis heim. 1878 hatte der Prinz Palsgaard, eine einsam am Belt gelegene Besitzung, erworben. Aber weder hier noch in Haseldorf bei Ütersen weilte er dauernd; er sah noch manches fremde Land. Erst seit seiner Vermählung mit Katharina v. Knorring im Jahre 1887, von der er, als Motto zu der Sammlung „Heimkehr," singt:

„Ich hab' dich geliebt, ich hab' dich errungen
und habe dich dennoch nie besungen,
weil nicht in Worten noch in Bildern
dein Herzensreichtum wär' zu schildern!"

hat er in Haseldorf Rast gemacht und damit einen Wendepunkt, der deutlich in seinen Werken zu spüren ist, gekennzeichnet.

Die Jugendzeit liegt abgeschlossen hinter ihm. Als abgeklärte Persönlichkeit tritt er uns von jetzt ab in seinen Dichtungen entgegen. Zu den Werken der ersten Periode seines Schaffens gehören: „Lieder an eine Verlorene," der Zyklus „Fatthûme," die Epen „Angelina" und „Die Sphinx," die „Geschichten aus Moll"[1]) und die Novelle „Tauwasser."[1])

In den achtziger Jahren schien eine neue Sturm- und Drangperiode in der Literatur heraufgeführt zu werden. Karl Bleibtreus „Revolution der Literatur" sollte über die Bestrebungen der neuen Richtung aufklären, die „Gesellschaft" das Blatt sein, in dem die dichterischen Offenbarungen ihrer Führer Ausdruck fanden. Die mit viel Lärm begonnene Bewegung verlief kläglich im Sande, und wer die „Gesellschaft" las, mußte zu der Erkenntnis kommen, daß die Darbietungen keineswegs einen Anspruch auf eine neue Kunst machen konnten. Das war der nackteste Realismus, der mit der Kunst wenig gemeinsame Züge aufwies. Daß aber ein berechtigter Realismus gegenüber dem Idealismus und der Romantik mehr und mehr zu seinem Rechte kam, kann zum Teil allerdings auf die neue Strömung zurückgeführt werden. Carolath hatte seit 1891 im „Bürgerlichen Tod"[2]) und im „Adeligen Tod" auch realistisch gezeichnet, aber nicht, um modern zu sein und im Fahrwasser der Zeit zu schwimmen, sondern

[1]) Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 188 S. 2. Aufl. 1899 u. 144 S. 2. Aufl. 1899.
[2]) „ „ „ 138 S. Neue Ausgabe.

weil er selbst durch seine Beobachtung und die Nachklänge aus seiner Jugendzeit darauf verwiesen ward. Inzwischen war auch der Epenkranz geschlossen, indem zu den schon genannten „Don Juans Tod" sich gesellte.

Der Realismus mußte seinem zart besaiteten Dichtergemüt doch nicht so ganz zusagen, denn fast gleichzeitig mit den beiden genannten Novellen entstanden „Der Freiherr," „Der Heiland der Tiere" und 1894 „Regulus."[1]) Hier ist er nun ganz wieder zu Hause und wandelt auf den Pfaden der Romantik, wenn auch nicht mehr in so abstrakter Weise wie früher.

Das Jahr 1894 brachte auch noch „Philemon und Baucis" in lose dramatisierter Form, und 1899 folgte die lyrische Novelle „Hans Habenichts," beide den „Gedichten" beigefügt. Das zuletzt erschienene Werk enthält: „Lichtlein sind wir," „Die Kiesgrube" und „Die Wildgänse."[1]) Als neueste Veröffentlichung vom vorigen Jahre liegt die 3. vermehrte Auflage seiner „Gedichte" vor. Gerade die neu aufgenommenen Lieder, die aus den letzten Jahren stammen, sind in höchstem Grade interessant und zeigen eine derartige Fortentwickelung auf allen Linien, daß man mit ihnen einen zweiten Wendepunkt in seinem Leben bezeichnen möchte. Auf diese Lieder gedenke ich daher bei der Betrachtung seiner Lyrik, mit der ich mich nunmehr nach Abschluß seines Lebensbildes zu beschäftigen haben werde, ganz besonders zurückzukommen.



Weihnachtsfrieden.

O Wort von wunderſel'gem Klange,
Weihnachten, du o Friedenswort!
Wie ziehst du mich mit holdem Zwange
Auf der Erinnerung Flügeln fort
Hin zu der Jugend gold'nen Tagen,
Wenn, leise mit der Sterne Pracht,
Von Engelsfittichen getragen,
Herniedersank die heil'ge Nacht.
Wie hob der Andacht Wonnebeben
Die Seele mir zu solcher Stund'!
Ich sah im Geist die Engel schweben
Wie einstens um des Himmels Rund.
Mir war's, als hörte ich erschallen
Ihr Jubellied zu Gottes Ehr',
Daß Frieden sei und Wohlgefallen
Bei allen Menschen ringsumher.
Und Frieden war's in meinem Herzen,
Und Frieden träumt' ich dort wie hier,
Denn fremder Menschen fremde Schmerzen,
Sie drangen noch nicht her zu mir.
Seitdem hab' manches ich erfahren
An eig'nem und an fremdem Weh,
Doch wenn, nach so viel langen Jahren,
Die heil'ge Nacht ich nahen seh', —
So senkt sich noch ein Gottesfrieden
Wie damals mir ins wunde Herz,
Und von dem Weh und Leid hienieden
Erhebt es froh sich himmelwärts.
Ob tödlich auch das Herz getroffen
Sich wähnte von des Schicksals Macht,
Es fängt aufs neue an zu hoffen
Im Friedenshauch der heil'gen Nacht.

Oldesloe. Johannes Suck.



Einiges über die Anfänge der Dampfschiffahrt in der Ostsee.

Vortrag,

gehalten auf der Generalversammlung in Kappeln am 22. Mai 1907.

Von **Karl Radunz** in Kiel.

Zwei Motive sind es, die mich veranlaßt haben, zu der diesjährigen Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde einen Vortrag anzumelden. Einmal ist es die Lage des Versammlungsortes an einem Einschnitt der Ostsee, der See, die einst wie jetzt stolze Schiffe und Flotten auf ihren Wogen trug bezw. noch beherbergt, und die auch einst den

[1]) Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 181 S. 2. Aufl. 1903 u. 111 S. 2. Aufl. 1903.

Übergang von der alten Segelschiffahrt zur Dampfschiffahrt erleben mußte; zum andern ist es das einhundertjährige Jubiläum des Dampfschiffes, welches wir, da vor nunmehr 100 Jahren, im Jahre 1807, Robert Fulton mit seinem Dampfschiff „Clermont" auf dem Hudson die Dampfschiffahrt eröffnete, in diesem Jahre feiern können. Beide Momente zusammen ließen in mir den Gedanken reifen, ihnen hier bei dieser Gelegenheit einiges darüber mitzuteilen, wie sich die Anfänge der Dampfschiffahrt in der uns benachbarten Ostsee gestalteten. Wenn wir heute in der glücklichen Lage sind, uns von den nunmehr längst zurückliegenden Verhältnissen auf diesem Gebiet ein anschauliches Bild zu machen, so verdanken wir dieses der Forscherarbeit des Direktors der Lübecker Navigationsschule Dr. Schulze in Lübeck. Er war es, der die Quellen im Staatsarchiv zu Lübeck nach dieser Richtung hin zum ersten Male durchforschte und die Ergebnisse seiner Studien sodann veröffentlichte.[1]) Hören wir, was uns unser Gewährsmann zu berichten hat.

Nach einer Schilderung des Rückganges, den die einst so stolze und mächtige Hansestadt Lübeck nach den ihr durch die 1806 aufgedrungene französische Fremdherrschaft zugefügten, schweren Schäden erfahren hatte, schreibt er: „Man sollte annehmen, daß alle, die zu jener Zeit ihrem Erwerbe auf der Trave nachgehen mußten, freudig aufgeatmet hätten, als ihnen die erste Kunde kam von den neumodischen Dampfern, die nun mit ihrem Bug auch die Gewässer der Ostsee zu durchschneiden sich anschickten. Was man noch vor wenig Jahren für eine Fabel, für unmöglich gehalten, nun war's Tatsache geworden. Man fuhr, ohne den Wind zu benutzen, mit Hilfe heißgemachten Wassers, mit Dampf, quer über den Ozean. — — — Jetzt sollte auch die Trave bald ihre Dampfboote bekommen. Begreiflich würde man nun finden oder doch als ganz selbstverständlich annehmen, daß die wettererfahrenen Kapitäne des vorvergangenen Säkulums mit fliegenden Fahnen in das Lager des neuen Herrschers Dampf übergegangen wären. Sie konnten sich nun mit einem Male unabhängig machen vom alten Tyrannen Wind. Als Erlösung aus langer Knechtschaft hätten sie es empfinden, dem anrückenden Herrn des Ozeans hätten sie zujubeln müssen. Denn ein schwerer Alpdruck war von ihnen genommen, unbekümmert ums launenhafte Wetter war es in Zukunft möglich, die Krümmungen des gewundenen Stromlaufes der Trave zu meistern. Man brauchte den schweren Knüppel zum Treideln nicht mehr vor die Brust zu legen, um am Lande Schritt vor Schritt das plumpe Schiff mit dem weit ausladenden Bug flußauf gegen Wind und Strömung dem Hafen zuzuschaffen. Ebenso konnte die zeitraubende Arbeit mit dem Warpanker nun als überwunden angesehen, als gänzlich veraltet und abgetan betrachtet werden. Doch weit entfernt von diesem Bilde blieben die Verhältnisse damals. Erst langsam und ganz allmählich entwickelte sich der Übergang. Es bedurfte einer langen, sehr langen Zeit, bis der alte Äolus endgiltig auf die Oberherrschaft verzichtete und grollend das Steuer dem neuen Rudersmanne Dampf übergab."

Die Quellen des Lübeckischen Staatsarchivs verzeichnen die ersten Andeutungen und Hinweise auf das neue Verkehrsmittel in Briefen aus dem Monat Februar des Jahres 1817 und sodann wieder 1821. In dem letzteren weist der hanseatische Ministerresident Sieveking auf den Wert der Errichtung einer Dampfschiffahrt hin, die von der russischen Regierung, auch zum Zweck der Briefbeförderung, in Erwägung gezogen wurde und Travemünde als eine Endstation ansah. Er regte eine Verständigung über diese Frage an, um den Absichten der russischen Regierung entgegenzukommen.

---

[1]) Marine-Rundschau, 15. Jahrg., S. 697 ff.

Inzwischen hatte aber schon ein Kieler Kaufmann Salomon, unterstützt durch den dänischen Gesandten Blome, im Oktober 1817 der russischen Regierung eine Denkschrift überreicht, in welcher er die neu zu gründende Dampferverbindung nach Kiel zu lenken versuchte. Es wurde in dieser Schrift angeführt, daß der Weg von Hamburg nach Kiel nicht weiter sei als der nach Lübeck, und daß die Seeroute von Kiel aus einen geraderen Kurs besitze als die von Travemünde aus. Für Lübeck, wo die Anregung Sievekings auf fruchtbaren Boden gefallen war, wurde der Ausgang der Angelegenheit daher etwas zweifelhaft. Das Kieler Projekt geriet durch verschiedene Umstände jedoch ins Stocken, und das Lübecker Kommerzkollegium berichtete am 15. Februar 1821 über die von Kiel aus gemachten Vorschläge: „Bisher scheinen dieselben keinen Eingang gefunden zu haben, und wir wagen auch nicht, über deren Ausführbarkeit in nautischer Hinsicht zu entscheiden, wie wir denn überhaupt der Meinung sind, daß es für unsere Schiffsreedereien zuträglicher wäre, wenn eine solche Dampfbootfahrt überall nicht, elbst auf Lübeck zustande käme."

Trotz des kurzsichtigen Standpunktes, der aus diesem Bericht hervorgeht, trat das Kollegium dennoch, wenn schon eine Dampferverbindung geschaffen werden sollte, für Lübeck oder vielmehr Travemünde als den westlichen Endplatz der Linie ein. Salomons Projekt war mittlerweile daran gescheitert, daß ihm die nötigen Geldmittel fehlten; es wurde dagegen von Baird & Co., einem Petersburger Hause, aufgenommen und in erweiterter Form ausgearbeitet. Dabei schied aber Kiel aus, und Baird nahm Lübeck wieder als Endplatz in Aussicht, und zwar sollte das Dampfschiff nicht in Travemünde anlegen, sondern direkt bis an die Stadt heranfahren, was nach den vorgenommenen Lotungen ausführbar erschien.

Nun trat aber mit einem Male ein neuer Faktor der Idee der Dampfschiffahrt hemmend entgegen, das war — die Post! Diese befürchtete nämlich einen erheblichen Ausfall in ihren Einnahmen durch den Verlust ihrer Beförderung — hüben und drüben. Von Baird wurde deshalb eine ziemlich hohe Abgabe für das der Post vermutlich entgehende Porto verlangt, ein Ansinnen, das die Frage der Rentabilität einfach über den Haufen warf und auch nicht den kleinsten Überschuß für das Unternehmen verhieß.

Diese Gegnerschaft bestand sowohl bei der russischen und der lübeckischen, als auch bei der dänischen Post. In Rendsburg bemühte sich der hanseatische Ministerresident vergebens, die Bedenken der Post zu beseitigen, indem er darauf hinwies, daß das Finanzinteresse der Post hinter dem immerhin noch wichtigeren des Handels und der Regierung (im diplomatischen Verkehr) zurückstehen müßte. Aus Kopenhagen wurde wiederum Lübeck vor Ungelegenheiten mit Dänemark gewarnt, woselbst der Fiskus ebenfalls um seine Portoeinnahmen besorgt war. So wurden denn sowohl Salomons als auch Bairds Projekte begraben und die Dampferverbindung Lübeck—Petersburg in den Hintergrund gedrängt. —

Aber die neue Idee brach sich doch Bahn, und von anderer Seite trat man jetzt mit einer Dampferlinie hervor, — einer solchen zwischen Lübeck und Kopenhagen! Der Urheber derselben war der dänische Schiffskapitän Matthias Bürring Lov, der sich im Dezember 1822 an den lübeckischen Senat mit einer Eingabe wegen Erleichterungen für eine solche Linie wandte. Seine Absicht war, vom Mai des kommenden Jahres an mit einem in England nach dem besten Muster erbauten Dampfboot wöchentlich nur Passagiere und deren Effekten, aber keine Kaufmannsgüter zwischen den beiden Städten zu befördern. Das Kommerzkollegium, das noch im Vorjahre dem Dampfschiff gegenüber sich so

ablehnend verhalten hatte, stand jetzt der Sache schon ganz anders gegenüber. Unter dem Hinweis, daß der Handelswelt jedes Mittel recht sein müsse, um den Verkehr auf Lübeck zu fördern, selbst wenn dieser mit dem Handel nichts zu tun habe, betonte es, daß die neue Dampferlinie geeignet sei, die Verbindung Lübecks mit Kopenhagen immer inniger zu gestalten unter Zurücksetzung des Konkurrenten Kiel, und empfahl Lovs Plan dem Senat zur Beachtung und Förderung. Lov erhielt darauf ein Privilegium auf die Dauer von 10 Jahren vom 1. Mai 1823 ab.

Nach diesem Privilegium hatte nur Lov das Recht, Dampfer auf der von ihm geplanten Linie fahren zu lassen; gegen die Pauschsumme von 200 Mark Lübisch Kurant war er von allen Hafen-, Lotsen- und anderen derartigen Abgaben befreit, mußte sich aber verpflichten, nur Passagiere (mit ihrem Gepäck) zu befördern. Nun aber bot sich Lov wieder die dänische Post als Schwierigkeit. Dieselbe legte aus den schon einmal erwähnten Gründen ihr Veto gegen die Verleihung eines ähnlichen Privilegiums an Lov seitens Dänemarks ein, so daß Lov mit seinen Plänen nicht vorwärts kam. Schließlich verfiel er auf den Gedanken, seine Dampfer unter lübeckischer Flagge fahren zu lassen, da es in Kopenhagen jeder Nation freistand, Passagiere usw. auszuschiffen. Aber auch so hatte er kein Glück, da eine alte dänische Verordnung ausgegraben wurde, welche die Lübecker Flagge einer äußerst drückenden Abgabe unterworfen hätte. Damit hatte aber auch das Unternehmen soviel Schwierigkeiten gefunden, daß es wiederum ins Stocken geriet.

Erst als Lov im nächsten Jahre von den Kopenhagener Großkaufleuten Gebr. Hagen größere Geldmittel erhielt und auf diese das Lov verliehene lübeckische Privilegium, jetzt giltig vom 1. Juni 1824 ab, übertragen worden war, nahm das Unternehmen eine günstige Wendung, freilich nicht, ohne noch einmal in einer ganzen Reihe von Interessenten Widersacher gefunden zu haben.

So sahen z. B. die Travemünder sich bei der direkten Durchfahrt des Dampfers nach Lübeck in ihren durch den Fremdenverkehr bedingten Einkünften bedroht; namentlich waren es die Gast- und Hotelwirte, die Fuhrleute, die — Rademacher, die, wie sie schrieben, „den Reisenden die auf See lädirten Equipagen sonst wieder instand gesetzt" hätten, und die Fischer. Letztere führten an, „daß durch die wöchentlich wiederkehrenden Bewegungen des Wassers der Trave durch die Dampfer die junge Fischbrut im Sommer zerstört, das Ausbrüten derselben gehemmt und durch das gewaltige Schlagen der auf beiden Seiten eines Dampfschiffes sich mit großer Gewalt bewegenden Räder das Fortkommen der jungen Fische, die länger als ein Jahr bedürfen, ihre gehörige Größe zu erreichen," gestört würde.

Diese Einsprüche vermochten jedoch nicht, dem Gang der Dinge Einhalt zu tun, und so traf denn der Dampfer „The Kingston" unter Führung des Kapitäns Lov am 4. Juli 1824 zum ersten Male in Lübeck ein. Durch Ungunst von Wind und Wetter hatte der Dampfer in der Trave allerdings das Unglück, auf Grund zu geraten und außerdem noch mit einem Segler zu kollidieren. Solche Unfälle waren natürlich Wasser auf die Mühle der vielen Dampfschiffsgegner, so daß es ihnen sogar gelang, einen Erlaß zu erwirken, der dem „Kingston" in Zukunft nur gestattete, nur etwa den halben Weg nach Lübeck hinauf zu fahren. Dieser Erlaß scheint aber, nachdem der Chef des Lotsenwesens persönlich eine Fahrt mit dem Dampfer gemacht hatte, wieder aufgehoben zu sein, da Kapitän Lov jetzt in regelmäßiger Fahrt wöchentlich einmal nach Lübeck hinauf fuhr. Schließlich bot der Dampfer den Lübeckern auch eine bequeme Gelegenheit, des Sonntags zum Vergnügen nach Travemünde hinunter zu fahren.

Trotz allerlei Intrigen und Widersacher, die auch jetzt dem Unternehmen nicht erspart blieben, und die sich in erneuten Eingaben um Verbot derselben und um sonstige Erschwerungen des Verkehrs zeigten, ermutigte der Lovsche Erfolg schließlich doch zu ähnlichen Unternehmungen, so daß u. a. nach einigen Schwierigkeiten anfangs der dreißiger Jahre einige Dampfer für die Passagier- und Schleppschiffahrt zwischen Lübeck und Travemünde eingestellt wurden. Von diesen wird bereits 1838 gesagt, daß sie für den Lübecker Verkehr eine sehr bedeutende Rolle spielten und unentbehrlich seien.

Inzwischen waren wieder Verhandlungen über die Einrichtung einer Dampferverbindung Lübeck—Petersburg aufgenommen worden. In London hatte im Oktober 1825 eine Konferenz getagt zwecks Gründung einer Dampferverbindung zwischen England und Rußland. Da für den Passagierverkehr der lange Seeweg durch den Sund ausgeschlossen war, so kam man von selbst auf Lübeck, das auf der direkten Strecke lag.

Durch die tatkräftige Mitwirkung des Lübecker Kaufmannes Nikolaus H. Müller, der schon bei der Kopenhagener Linie beteiligt war und hier gewisse Erfahrungen gesammelt hatte, wurde nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten und Bedenken das Projekt endlich so weit gefördert, daß Müller im Februar 1828 dem Senat die baldigst bevorstehende Eröffnung der Lübeck—Petersburger Dampfschiffahrt anzeigen konnte. Unter Hinweis auf die durch die Kopenhagener Linie geschaffenen Vorteile erwähnt er u. a., „statt daß in den Vorjahren mit den Paketsegelschiffen 100—150 Personen nach Kopenhagen übergeführt wären, hätte man schon im Jahre 1827 nicht weniger als 2036 Passagiere nach dort geschafft.“ Das Dampfschiff hatte also auch schon hier eine beträchtliche Umwälzung im Reiseverkehr bewirkt!

Trotzdem nun die Travemünder wieder mit einer Eingabe kamen, wurde doch der Betrieb in demselben Jahre mit dem Dampfschiff „Georg IV.“ unter englischer Flagge aufgenommen. Freilich mußte der Dampfer in Travemünde bleiben, da die Travemünder ein altes Verbot des Löschens und Ladens von Gütern auf dem Traverevier — der Dampfer sollte ursprünglich die Trave halb hinauf fahren — hervorgeholt hatten. Auch einige Konflikte wegen der verschiedenen Abgaben vermochten nicht, den Lauf der Dinge aufzuhalten, so daß im Februar 1829 die englische Dampfergesellschaft um dieselben Vergünstigungen für einen zweiten Dampfer einkam, der mit Wiederbeginn der Schiffahrt in die Petersburger Linie eingestellt werden sollte, was ihr auch gewährt wurde. Dasselbe geschah, als die Gesellschaft 1830 um die Vergünstigungen für ein drittes Dampfboot, „Superb,“ einkam, welches an Stelle des „Georg IV.“ eingestellt wurde.

Nun tauchte auch ein Projekt des Nikolaus Müller, der von der englischen Gesellschaft zurückgetreten war, auf. Er benutzte eine augenblickliche Verlegenheit der Gesellschaft und agitierte für eine Dampferverbindung Hollands mit Rußland über den Seeweg Lübeck—Petersburg. Das Projekt, für welches alles geordnet und bereits ein Dampfschiff ausersehen war, scheint jedoch gescheitert zu sein.

Inzwischen hatte sich auch die Lübecker Kaufmannschaft von den Schlägen des Krieges soweit erholt, daß sie sich daran wagte, ihre eigene Flagge, mit eigenem Kapital auf einigen Dampfern zu setzen. Nachdem man 1829 in der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ warm für diesen Gedanken eingetreten war, wurden in ganz kurzer Zeit 600000 ℳ in 200 Aktien aufgebracht. Drüben in Petersburg war man aber noch energischer vorgegangen, so daß sich schließlich eine Vereinigung des Lübecker und des Petersburger

Unternehmens als das zweckmäßigste erwies. Zwei Dampfer waren für die Route vorgesehen; die Direktion beim Bau derselben und ihre Ausrüstung wurde den Lübeckern zugestanden; es erschien sogar ein „Kaiserlicher Ukas,“ welcher dem Unternehmen ein ausschließliches Privilegium für 12 Jahre erteilte, „nur mit diesen Dampfschiffen aus den Häfen südlich des 55. Breitengrades nach den Plätzen des finnischen Meerbusens zu fahren.“ Dagegen verlangten aber die Petersburger entschieden, daß beide Schiffe die russische Flagge führten, ein Verlangen, welches für die Lübecker eine ziemliche Enttäuschung brachte. Sie fanden sich jedoch darein, und so konnten die Fahrten der Gesellschaft zu Anfang des dritten Dezenniums mit den zwei Dampfern „Nikolai I.“ und „Alexander“ aufgenommen werden.

Um diese Zeit erstand der Lübeck—Kopenhagener Linie eine Konkurrenz, indem von anderer Seite das Dampfschiff „Friedrich VI.“ in diesen Verkehr eingestellt wurde, welches Schiff fast doppelt so groß war wie der in „Prinzessin Wilhelmine“ umgetaufte „Kingston.“ Da die alte Gesellschaft sich hierdurch in ihren Privilegien beschränkt sah, kam es zu einem langwierigen Prozeß, dessen Ausgang aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich ist. Kapitän Lov (von der alten Linie) berief sich darauf, daß „als weder Engländer, Holländer noch Russen, geschweige denn die Bürger Lübeck's sich an das Wagnis gemacht hätten, Dampfboote hineinzusenden in die Ostsee, er allein den Mut besessen habe, auf seine eigenen Kosten und Gefahr dieses Risiko zu laufen! Durch die Huld eines hochedlen Rates sei ihm Schutz und jegliche Förderung versprochen! Nun aber gestatte man dem Schiffe „Friedrich VI.“ genau so wie seinem Dampfboote, Passagiere und Effekten in Travemünde zu landen.“ Da Lov aber nicht das dänische Privilegium, welches ihm angeblich verliehen sei, und auf welches sich das Lübecker stützte, beibringen konnte, so lag die Sache juristisch nicht ganz klar. Im übrigen scheint die neue Linie der alten recht fühlbare Konkurrenz gemacht zu haben, wie aus einem Geschäftsbericht der letzteren Linie hervorgeht.

In den Anfang der dreißiger Jahre fällt auch die Gründung der Linie Lübeck—Stockholm, in welche als erster Dampfer „Prins Frederick der Niederlanden“ eingestellt wurde, welchem sich dann in den nächsten Jahren verschiedene andere Dampfer anschlossen. —

Die Dampfschiffe der damaligen Zeit darf man sich natürlich nicht in der Art der jetzigen modernen Fahrzeuge vorstellen. Sie glichen vielmehr, abgesehen von dem hochragenden, ziemlich engen Schlot und den auf beiden Schiffsseiten befindlichen, mächtigen Schaufelrädern, im äußeren Aussehen noch ganz den Segelschiffen. Wie diese führten sie noch meistens vollständige Takelung und konnten so auch zeitweise die Segel benutzen. Ebenso besaßen sie noch den vorspringenden Bug mit Bugspriet und Klüverbaum. Das Baumaterial war Holz, da Eisen im Schiffbau erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemeiner in Gebrauch kam, bis auch dieses gegen Ende des Jahrhunderts von dem weichen Schiffbaustahl verdrängt wurde. Die Niederdruckmaschinen, die ihren Dampf von den Kofferkesseln erhielten, bewegten, meistens durch ein Zahnradvorgelege, die für den Fortlauf des Schiffes dienenden Schaufelräder. Erst in den Jahren 1837/38 machten die ersten Schraubendampfer in England ihre Probefahrten, nachdem der 1829 von Joseph Ressel in Österreich konstruierte Schraubendampfer „Civetta“ nicht den gewünschten Erfolg aufzuweisen hatte. Die alten Niederdruck-Maschinen und -Kessel sind durch solche mit hochgespanntem Dampf arbeitende ersetzt. Die zahlreichen, mannigfaltigen Verbesserungen im Schiff- und Schiffsmaschinenbau im Laufe eines Jahrhunderts

haben überhaupt die Fortschritte gezeitigt, welche die jetzigen Dampfschiffe gegenüber den ersten ihrer Art aufweisen.[1] —

Auch in den anderen Handelsstädten an der Ostsee brachte man der Dampfschiffahrt jetzt großes Interesse entgegen, da man bald erkannt hatte, daß dieselbe wohl geeignet sei, Handel und Wandel, den Güter- wie auch den Passagierverkehr in ganz ungeahnter Weise zu heben und zu fördern. Und wo bis dahin der Hang am Alten sich der Einführung des neuen, Rauch und Dampf speienden Verkehrsmittels noch entgegengestemmt hatte, da wußte allmählich doch der Fortschritt sich Bahn zu brechen, zumal auch eine jüngere, mit der Zeit vorgeschrittenere Generation an die Stelle der älteren getreten war. Heute, am Ende des ersten Säkulums der Dampfschiffahrt, kreuzen die verschiedensten Dampffahrzeuge im Dienste des friedlichen Handels und Verkehrs wie auch als trutzige Kriegsmittel die Gewässer der Ostsee, und mit Vergnügen läßt sich der Reisende auf Dampfers Rücken von Hafen zu Hafen tragen, — selten, daß einmal einem der Gedanke an die enormen Fortschritte auftaucht, welche die Dampfschiffahrt auch hier in der Ostsee seit ihren ersten, bescheidenen Anfängen, die wir soeben kennen gelernt haben, genommen hat!



17. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck am Mittwoch der Pfingstwoche, 22. Mai 1907, zu **Kappeln.**

Nicht „programmäßig," aber höchst befriedigend in ihrem Verlaufe, reich belohnend durch die Ausblicke links und rechts auf das fruchtbar-schöne Schwansen war die Wagenfahrt verschiedener Kieler Mitglieder ab Eckernförde über Hemmelmark, Klein-Waabs usw. nach Kappeln. Als wir dieses freundlichen Städtchens ansichtig wurden, durchbrach die Sonne zum ersten Male am Tage das grauschwarze Gewölk: sie hat uns nicht betrogen. Die Kappeler Tage werden alle Teilnehmer noch lange in ihrer Erinnerung als Tage genußreicher Arbeit und arbeitsreichen Genießens wach halten.

Im „Schauspielhause" war am Dienstagabend alles bis auf den letzten Platz besetzt. Ökonomierat Dr. Fuchs-Kappeln eröffnete den Kommers mit kernigen Worten, und Bürgermeister Schreck begrüßte insbesondere den Verein und die Gäste namens der Stadt und ihrer Vertretung. Unser Vorsitzender, Rektor Peters Kiel, dankte mit einem alles begeisternden Hoch auf Kappeln und seine Bürger und Bürgerinnen. Alle Herren sprachen kurz und bündig. Der Quartett-Verein sang treffliche Weisen, die auf die Bedeutung des Tages besonders abgestimmt waren, und unser Freund und treuer Begleiter, Lehrer Th. Möller aus Kiel, entwarf in Wort und selbst hergerichteten Bildern eine anschauliche Schilderung seiner „Sommertage auf Halligen" und fand reichen Beifall für seine Arbeit im Dienste unserer Landeskunde. Präparanden der Kappeler Anstalt, junge, kräftige und schöne Gestalten, turnten am Reck, als wären sie Akrobaten eines Turnvereins. Ihr Vorsteher, Herr Tränckner-Kappeln, verstand es, trotz vorgerückter und geräuschvoller Stunde, die Geister zu bannen und mit seinen Hörern den tieferen Sinn und Grund des Heimatsgefühls zu erfassen. Indem er von der dunkelsten Urzeit unsers Landes und Stammes in die helle Gegenwart und hinüber in die neblige Zukunft wanderte, vorüber an den großen Wendepunkten, den Helden, den geistigen Führern unserer Heimat, zeigte er, daß Liebe zur Heimat mehr sei als

[1] Vergl. „100 Jahre Dampfschiffahrt (1807—1907)." Schilderungen und Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte des Dampfschiffes. Von Karl Radunz, Kiel. Mit 125 Abbildungen und 2 Tafeln. Verlag von C. J. E. Volckmann Nachfolger, Rostock i. M.

ein bißchen Gern-leiden-mögen, Gern-da-wohnen-mögen, daß sie eine starke, unzerreißbare Kette des Blutes und der Seele sei, die hinabreiche in die Urzeit zu längst vergangenen Menschen und Stämmen und uns durch sie an das Land binde, das unsern Leib geboren, hinüber in die historische Vergangenheit zu unsern Vätern und dem von ihnen geschaffenen Volkstum, hinein in die Gegenwart mit all den Lieben, die mit uns über den Boden wandeln, mit all dem Charakteristischen in Natur und Kultur, das uns das Gesicht unserer Jugend, unserer Liebe, unsers Volksgeistes weist, und endlich hinaus in die Zukunft mit der doppelten hohen Aufgabe, durch Kampf zu bewahren, durch Schaffen neu zu gestalten. Sein Hoch auf Schleswig-Holstein wurde begeistert aufgenommen.

Das plattdeutsche Wort als Interpret von Leid und Freud, vor allen Dingen des niederdeutschen köstlichen Humors brachte Reform-Realgymnasiallehrer H. Westphal-Kiel, als tüchtiger Rezitator den Kappeler Bürgern kein Neuling mehr, zum Vortrag. Herr Westphal erntete nie endenwollenden Beifall. Und die Musik tat auch das Ihre, die Stimmung zu heben, Frohsinn und Gemütlichkeit zu fördern. In mitternächtlicher Stunde verlief sich der Schwarm.

Am andern Morgen wurde die Kirche besichtigt, vom Turme aus der Rundblick ins Angeliter und Schwansener Land genossen, und dann begann um 10 Uhr die Arbeit.

Der Saal im Hotel „Stadt Hamburg" war sehr gut besetzt; höchst erfreulich war die große Zahl der Teil der Teilnehmer unter den Präparanden der Kappeler Anstalt. Ein Wort des Willkomms bot der Vorsitzende, Rektor Peters, allen Anwesenden und den Vertretern der Behörden, ganz besonders den jungen Kollegen, die berufen sind, dereinst die Liebe zur Heimat in die Herzen zu pflanzen. Mit einem Kaiserhoch eröffnete er die Generalversammlung. Landrat v. Alten in Schleswig, der dienstlich am Erscheinen verhindert war, verfehlte nicht, durch seinen eigens zur Versammlung entsandten Vertreter, Reg.-Assessor Dr. Bahrfeldt, den Verein in Kappeln besonders zu begrüßen. Unser Kassenführer, Lehrer F. Lorentzen-Kiel, erstattete den Rechnungsbericht. Einnahmen und Ausgaben balancieren mit 6887 ℳ. Die Abrechnung lag offen auf. Dem Rechnungsführer wurde Entlastung erteilt. Der Unterzeichnete verlas folgenden Aufruf zum Beitritt in den Verein Jordsand: „Unaufhaltsam geht die Vogelwelt unserer deutschen Küsten ihrer Ausrottung entgegen. Die ungeheuren Scharen von Möven, Seeschwalben, Austernfischern, Rotschenkeln, Regenpfeifern usw., die einst Naumanns Bewunderung erregten, sind längst verschwunden; aber auch die geringen Reste, die Rohweder noch vor 20 Jahren konstatieren konnte, werden mit jedem Jahre mehr zurückgedrängt, durch unsinnige Schießerei dezimiert, durch fortgesetzten Eierraub in ihrer Vermehrung gehindert, so daß der Zeitpunkt nicht fern liegt, wo diese Vögel, die doch einen so herrlichen Schmuck unserer Küsten bilden, überhaupt nicht mehr als Brutvögel bei uns vorkommen werden. Dieser Vernichtung muß Einhalt getan werden. Dies soll in der Weise geschehen, daß an geeigneten Örtlichkeiten Brutreservate geschaffen werden. Die Preußische Regierung will sicherem Vernehmen nach dies mit dem Memmert, einer kleinen Insel bei Juist, tun; für die nordfriesischen Inseln ist eine Vogelfreistätte auf Jordsand, einer Hallig zwischen Sylt und dem Festlande, geplant. Die Insel ist dazu von dem Besitzer, Herrn A. Wasmuth in Hamburg, zur Verfügung gestellt. Es handelt sich nun darum, einen Wärter anzustellen, der während der Brutzeit dort die Anfsicht führt. Falls die Pläne, die Herr A. Wasmuth mit Jordsand im Sinn hat, sich nicht verwirklichen, ist ein Erwerb der Insel in Aussicht genommen. Anmeldungen zum Beitritt in den Verein „Jordsand," der sich als Tochterverein dem Deutschen Verein zum Schutze der Vogelwelt e. V. enger anschließen soll, nehmen die Unterzeichneten entgegen. Es ist ein Jahresbeitrag von 10 ℳ und ein einmaliges Eintrittsgeld von 10 ℳ in Aussicht genommen. Sollte jemand Bedenken tragen, dem Verein als Mitglied beizutreten, aber trotzdem seine Bestrebungen unterstützen wollen, so sind freiwillige Beiträge stets willkommen. Gera-R., Steglitz, Hamburg, im Februar 1907. Dr. med. Carl R. Hennicke. Dr. jur. v. Boxberger. Dr. phil. Fr. Dietrich." Der Antrag, dem Verein „Jordsand" zum Schutze der friesischen Vogelwelt beizutreten, wurde angenommen. — Als Beisitzer wurden Stadtrat a. D. Kähler und Kgl. Oberfischmeister Hinkelmann aus Kiel wiedergewählt, als neuer Rechnungsprüfer Reform-Realgymnallehrer Westphal ernannt.

Somit erledigte sich das Geschäftliche sehr schnell, und es folgten die Vorträge:

1. „Die Entwicklung der Landwirtschaft Schleswig-Holsteins im letzten Jahrhundert" von Ökonomierat Dr. Fuchs in Kappeln.
2. „Kultur- und Sittenzustände in Angeln zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges" von Pastor Martensen in Kahleby bei Schleswig.
3. „Einiges über die Anfänge der Dampfschiffahrt in der Ostsee" von Ingenieur K. Radunz in Kiel.

Sämtliche Vorträge werden in der „Heimat" erscheinen, sind z. T. schon erschienen.
Der Unterzeichnete demonstrierte Heringslaich auf Potamogeton aus der Schlei.

An das Festessen schloß sich eine Motorbootfahrt nach Schleimünde; auf Maasholm wurde Station gemacht. Abends war Konzert und gemütliches Beisammensein im „Strand-Hotel."

Früh 6 Uhr vereinigten sich mehr als 50 Teilnehmer zur Schleifahrt nach Schleswig; es war eine herrliche Fahrt. In Haddeby stieß der Kgl. Bezirksgeologe Dr. Wolff zu uns, der vor mehr als 100 Personen im Etablissement des Herrn Tams einen einleitenden Vortrag hielt „über die Beziehungen zwischen den Landschaftsformen und dem geologischen Bau von Schleswig-Holstein," und Kustos Rothmann-Kiel orientierte über die Geschichte und Bedeutung der Oldenburg (des alten Haithaby), des Margaretenwalles und des Busdorfer Runensteines. Eine lange Kette von Wagen enthob die Teilnehmer aller körperlichen Strapazen einer Exkursion durch die historischen und geologisch denkwürdigen Stätten der Gegend südwestlich von Schleswig bis in die Hüttener Berge. Auf Wunsch des Unterzeichneten hat sich unser Führer Dr. Wolff dazu bereit erklärt, in einem besonderen Aufsatze die geologische Wanderung noch einmal zu behandeln, und ich glaube, damit wird allen Teilnehmern und Nichtteilnehmern mehr gedient sein als mit einem nackten Bericht.

Der Wurf, von Vereinswegen größere Exkursionen im Dienste unserer Heimatkunde mit unsern Generalversammlungen zu vereinigen, ist gelungen. Ütersen wird im nächsten Jahre im Mittelpunkt stehen. Der Schriftführer: Barfod.

Mitteilungen.

1. **Der Echsenhecht (Scombresox saurus Walb.),** ein neuer seltener Gast in der westlichen Ostsee. Am 30. Oktober d. J. wurde beim Heringsfange von dem Fischer H. Lorenz in Eckernförde auf Stellnetzen, die unter Langholz an der Nordseite der Eckernförder Bucht ausgestellt waren, ein Fisch erbeutet, der den Fischern dort bisher noch nicht ins Netz gegangen und allen unbekannt war. Die Seltenheit wurde mir durch Herrn Heinr. Lorentzen in Eckernförde freundlichst übersandt und ist darauf der Biologischen Sammlung der Fauna der Kieler Bucht im Zoologischen Museum in Kiel eingereiht worden. Der lang gestreckte, aalartige, silberglänzende Körper, der eine Länge von 37 cm hatte, und die in einen langen Schnabel ausgezogenen Zwischenkieferknochen ließen in dem Fisch unschwer einen nahen Verwandten des in unseren Ostseebuchten und auf unseren Fischmärkten wohlbekannten Hornhechtes oder Hornfisches (Belone vulgaris Flem.) erkennen, während die hinter der Rücken- und Afterflosse vorhandenen falschen Flossen, je 6 an der Zahl, wie man sie bei den Makrelen kennt, das Exemplar in die Familie der Makrelenhechte verwiesen und in dieser Gruppe als den Echsenhecht oder Makrelenhecht (Scombresox saurus Walb.) bestimmen ließen. In dem Werke „Die Fische der Ostsee" von Möbius und Heincke fand dieser Fisch noch keine Erwähnung, wie auch Prof. Marshall ihn in seinem Werke „Die deutschen Meere und ihre Bewohner" nicht aufführt, so daß er auch in der Nordsee wohl zu den seltensten Gästen gehört. Winther reiht in seiner Abhandlung „Prodromus Ichthyologiae Danicae marinae" (1879) den Echsenhecht einem Verzeichnis von 14 Fischen ein, die bis dahin als Gäste im Sunde beobachtet, aber für die Kieler Bucht noch nicht nachgewiesen waren, deren Zahl nunmehr aber auf höchstens 7 zu beschränken ist. An der norwegischen Küste ist der Echsenhecht, wie Prof. Collett in seinen „Mitteilungen über Norwegens Fische 1884—1901" berichtet, auf der ganzen Linie vom Christianiafjord bis zum Nordkap hinauf hin und wieder gefangen oder gefunden worden und zwar meistens in einzelnen Exemplaren, die wohl mit dem Golfstrom dem Norden zugeführt wurden; denn die Heimat des Fisches bilden die gemäßigten Gegenden des Atlantischen Ozeans. In den britischen Gewässern ist er zu gewissen Zeiten nicht selten. Der Echsenhecht lebt gesellig und vereinigt sich zuweilen zu sehr zahlreichen Schwärmen, deren Individuen zeitweise auf 20 000 geschätzt werden konnten. „Das anziehendste Schauspiel," so wird in „Brehms Tierleben" berichtet, „gewährt er, wenn ihn die Meerschweine oder die ebenfalls in Scharen jagenden Tune und Makrelen verfolgen. Unter solchen Umständen entfaltet er seine volle Beweglichkeit. Massenhaft erscheint er dann an der Oberfläche, und in der Angst, vorwärts zu kommen, drängt einer den andern. Naht sich der Verfolger mehr, so springt einer nach dem andern aus dem Wasser heraus, setzt über die unter ihm schwimmenden weg, versenkt sich zwischen ihnen, erhebt sich von neuem und verfährt wie vorher. Da nun die ganze Gesellschaft von derselben Angst ergriffen wird und in derselben Weise zu entfliehen trachtet, gibt es ein wirres Durcheinander, zumal in der höchsten Gefahr, wenn alle mehr über die Oberfläche hüpfen als schwimmen.

Endlich erreicht der Verfolger das flüchtende Heer, indem er dessen Weg zu kreuzen sucht, und augenblicklich verschwindet dieses in der Tiefe. Aber unter einer so großen Menge fallen immer einzelne dem Feinde zum Opfer, um so sicherer, als dieser in Gesellschaft zu jagen pflegt. Wenn man einen Makrelenhecht ansieht und die Gestalt seiner zwar zahlreichen, aber kleinen Flossen betrachtet, hält man es kaum für möglich, daß er sich in solcher Weise bewegen kann; die Kraft seiner breiten Schwanzflosse, des hauptsächlichsten Bewegungswerkzeuges, ist jedoch sehr bedeutend." Der Echsenhecht ist wegen seines fetten, dem der Makrelen ähnlichen Fleisches ein geschätzter Speisefisch.

Kiel. F. Lorentzen.

2. Nochmals die Musikantenwirte in Weesby. Der Artikel in Nr. 9 der „Heimat" „Die Musikantenwirte in Weesby" hat in mir allerlei Jugenderinnerungen ausgelöst, so daß ich dem Drange nicht widerstehen kann, einige ergänzende Bemerkungen dazu zu machen. Vor nahezu 40 Jahren habe ich als Knabe die Familie sehr gut gekannt, bin oft in ihrem Hause gewesen und habe auf dem übrigens vorzüglichen Bilde die alten Gesichter sofort wieder erkannt. Ja, das ist der Hans Dürby mit den markanten Zügen, der in Miene und Haltung sich den Anstrich gibt, als gelte es im nächsten Augenblick „zu rühren des Königs steinern Herz," und das ist der „Dres," der in unkünstlerischem Gleichmut den mystischen Apparat da vorn betrachtet. Das Bild liefert in dem Brüderpaar eine vortreffliche Illustration von Choleriker und Phlegmatiker, Pose und Natur, Aktivität und Passivität und zugleich die Erklärung dafür, daß die beiden in glücklicher Ergänzung ihrer Charaktereigenschaften ein so langes Leben hindurch friedlich zusammenwirken konnten. Freilich, etwas glatter waren damals noch die Gesichter, als Mutter und Schwester mit ihnen Freude, Leid und Arbeit teilten. Hans, des Hauses Chef, verwaltete Gastwirtschaft, Hökerei und die Finanzen, Dres war der Marschall aller Vierfüßler und Landwirtschaftsminister, während das Departement des Innern, die Küche, der Schwester zugefallen war. Der Mutter, die hoch in den Siebzigern stand und trotz ihrer Rüstigkeit kaum je die Grenzen ihres Grundstücks überschritt, fiel die Aufgabe zu, die Gäste zu unterhalten, wozu sie allerdings infolge ihrer außerordentlichen Akkomodationsfähigkeit besonders geeignet schien. Sie ging auf jeden Disput der Gäste ein, trank mit ihnen den duftenden Kaffeepunsch, spielte mit ihnen den üblichen Fips und rauchte ständig die charakteristische halblange Bauernpfeife mit dem starken Tonkopf. Da man dort sonst keine rauchenden, trinkenden und spielenden Frauen kannte, gingen viele in die Wirtschaft, um dies Unikum zu sehen. Aber nicht weniger fiel des Hauses Führer durch sein Gebahren auf, so durch sein forciertes, selbstgefälliges, etwas affektiertes Wesen, seine schnelle Sprechweise und seine lebhaften Gesten; alles dieses wirkte bei seiner Einäugigkeit doppelt komisch. Übrigens hatte er sich in der Welt da draußen „frische Luft" um die Nase wehen lassen und fühlte sich daher den Haus- und Dorfgenossen überlegen. Er imponierte ihnen gern mit seinen Erfahrungen, rezitierte mit Vorliebe Dialoge in deutscher Sprache, die er mit „feinen Herren" gehalten haben wollte, und bei dem damaligen Stande der Wissenschaft im abgelegenen Dorfe gab es allerdings keinen zweiten, der so geläufig mit „deutschen Zungen" reden konnte. Jedenfalls war er der impulsivste und intelligenteste Familientrieb, dem die anderen Mitglieder sich ohne weiteres unterordneten. Namentlich gilt letzteres auch von Dres, der sich übrigens so leicht nicht aus der Ruhe bringen ließ und für jede Anzapfung sofort eine urwüchsige Antwort parat hatte, die dann im Dorfe kolportiert wurde. Die schwerhörige Schwester hielt sich wohl meistens in der Küche auf und wirkte am wenigsten nach außen hin. Dem Dorfe wie ein fremdes Reis aufgepfropft, wie schon der Name andeutet, war die Familie hier stets fremd geblieben. Obwohl mit guter Konversationsgabe ausgerüstet, traten die Mitglieder keinem näher, hatten mit niemandem gesellschaftlichen Verkehr, wie denn auch alle drei Geschwister unvermählt geblieben sind und meines Wissens nie irgend welche Annäherungsversuche nach der Richtung hin gemacht haben. Durch diese Sonderstellung und manche andere Eigentümlichkeiten erregte die Familie die allgemeine Aufmerksamkeit, und so fand man denn schließlich heraus, daß die Alte eine Hexe war, die auch noch ihren Ältesten verleitet hatte, ein Bündnis mit dem Bösen einzugehen. Ja, ganz scharfsinnige Leute hatten beobachtet, daß zu bestimmten Zeiten der Satan in leibhaftiger Gestalt durch den Schornstein fuhr, um seinen Paktgenossen die Ratenzahlungen zu leisten. Oft aber wurde Hans von Reue erfaßt; dann raunte er wie rasend durch die Wohnung, nannte sich den unglücklichsten der Menschen, und machte der Mutter die heftigsten Vorwürfe, weil sie ihm einst die „drei Zeichen" in einem Geheimbuche gedeutet und ihn damit in die Fänge Satanas geführt hatte. Mit diesem Bündnis hing es auch zusammen, daß die Zündhölzer gänzlich aus dem Hause verbannt waren, und daß Hans niemals eine Tür mit der Hand öffnete, sondern stets durch Aufschlagen des Ellenbogens auf die Klinke. (Türgriffe kannte die Dorfkultur noch nicht.) Merkwürdigerweise hatten aber

gerade Personen, die am meisten Gelegenheit haben mußten, diese geheimnisvollen Vorgänge zu beobachten, wie z. B. das Hirtenmädchen, welches mit im Hause wohnte, und welches ich einst allen Ernstes in dieser Angelegenheit interpellierte, von alledem — von den letzten beiden Tatsachen abgesehen — nichts wahrgenommen, wie denn auch kein bestimmter Fall, wo jemand von den beiden „behext" worden war oder sonst Übles erfahren hatte, angegeben werden konnte, aber das ändert doch nichts an der Tatsache, daß Mutter und Sohn, hätten sie ein paar Hundert Jahre früher gelebt, ohne Gnade und Barmherzigkeit verbrannt worden wären. Aber die jetzige gottlose Welt fürchtet nicht mehr den Gottseibeiuns und läßt auch seine Diener, die Hexen, ruhig gewähren; so blühte die Wirtschaft weiter, und durch die mystischen Erzählungen, die von Mund zu Mund gingen, wurden nur noch mehr Gäste aus der Umgegend angezogen. Die eigentlichen Bauern zwar betraten kaum je eine Wirtschaft; selbst die Ortsversammlungen, welche noch durch das „Thing" oder die „Thingbotschaft" — Stahlstab mit Ring und Einladungszettel, von jedem weitergeschickt — einberufen wurden, tagten bei gutem Wetter auf dem freien Dorfplatze, sonst in der Stube des Ortsgewaltigen. So bestanden die Gäste zur Hauptsache aus Arbeitern, und es ging sonntags oft lärmend genug in der Schenke her. — Über die Eintönigkeit und Unbill des Lebens half den Dürbys die Musik hinweg, mit welcher sie auch gelegentlich ihre Gäste unterhielten. Auch spielten die Brüder bei Dorffestlichkeiten zum Tanze auf, welcher in Ermangelung eines eigenen Tanzsalons in der Durchfahrt der zweiten Wirtschaft auf provisorischer Bretterdiele veranstaltet wurde. Gewöhnlich brachten sie noch einen Gehülfen mit, der mit „des Basses Grundgewalt" das Trio schloß. Blieb „der dritte Mann" aus, so sprang irgend ein Bauernknecht oder ein Junge, z. B. ich, in die Bucht und begleitete „nach dem Gehör" auf der Baßgeige und trug so auch an seinem Teile zum künstlerischen Erfolge des Orchesters bei. — Als später die beiden Frauen als der „schwächere Teil" des Familienquartetts das Zeitliche segneten, fühlten sich die Brüder vereinsamt und wußten ohne das „ewig Weibliche" Hausstand und Geschäft nicht weiter fortzuführen. Sie nahmen dann die Marie, meine ehemalige Mitschülerin, als Haushälterin in ihre Haus- und Kunstgemeinschaft auf, wo sie in mehr als einer Hinsicht den Grundton angeben soll, zumal sie zur Universalerbin eingesetzt ist für den Fall, daß sie die um etwa 36 Jahre älteren Brüder überlebt — jedenfalls eine weise Maßregel, sich für ihr Greisenalter einer zuverlässigen Stütze zu sichern. Aber irgendwie reformierend oder modernisierend zu wirken, hat auch dieser neue Hausgeist nicht vermocht, vielleicht mit kluger Berechnung auch nicht gewollt. Die Wirtsstube hat noch dasselbe Gesicht wie vor 40 und mehr Jahren, nur daß an die Stelle des damals alleinherrschenden Kaffeepunsches das Flaschenbier — aber ohne Glas — getreten ist, und daß ein moderner Regulator in das altehrwürdige Heiligtum mit der ewigen Lampe hineingetreten ist und hier die Harmonie des Ganzen stört. Im übrigen ragen Wirte und Wirtschaft aus einer längst entschwundenen Zeit in die moderne hinein, um wie ein lebendes Museum angestaunt zu werden von Besuchern von fern und nah, von der Elbe bis zur Königsau. — Große Künstler waren sicherlich die Dürbys nie, wie sie in ihren Gesamtleistungen kaum je das Niveau des Gewöhnlichen überschritten. Nicht durch staunenswerte Taten und große Eigenschaften wirken sie magnetisch in die Ferne, sondern durch Abweichung ihres Wesens vom Gewöhnlichen und Alltäglichen, durch Festhalten am Alten, durch die seltene Fügung, daß Brüder zusammen in verhältnismäßiger Rüstigkeit ein so hohes Alter erreichen, und endlich nicht zum mindesten durch die urwüchsige Art, in welcher das originelle „Trio" seine Weisen erklingen läßt.

Hamburg. N. Mittgaard.

3. Der „Burenklaas" in Westerau. Im Südosten Stormarns, etwa $1^1/_2$ Meilen von Oldesloe entfernt, liegt das Dorf Westerau. Alljährlich wird dort ein Fest, der „Burenklaas" gefeiert. Die Entstehung desselben liegt weit zurück. Das Dorf Westerau ist ein sogenanntes Stiftsdorf. Im Jahre 1461 verkaufte Lüder v. Rumohr das Dorf an die Lübecker Bürgermeister Andreas Geverdes und Geert v. Lenten für 1450 ℳ. Sie begründeten die Westerauer Stiftung, deren Verwendungen zur Verbesserung von Präbenden und Stipendien an Bedürftige benutzt wurden. — Der „Burenklaas" aber ist nach Müllenhoff in alten Zeiten von der damaligen gräflichen Herrschaft aus nachstehender Veranlassung bestimmt: Auf dem Schlosse war ein wertvoller Ring entwendet. Der Verdacht lenkte sich auf ein bei der Herrschaft dienendes Mädchen. Trotz aller Unschuldsbeteuerungen wurde es hingerichtet. Nach einiger Zeit wurde der Ring bei einer Reparatur in einer Dachrinne gefunden. Krähen lieben bekanntlich glänzende Gegenstände, und so hatte „Klaas," die Krähe auf dem Schlosse, den Ring genommen und in dies Versteck gebracht. Das Mädchen war also unschuldig. Um die Tat aber zu sühnen, wurde von der Herrschaft ein Kapital ausgesetzt, von dessen jährlichen Zinsen die Gemeinde Westerau 96 ℳ in jedem Jahre erhielt, um den „Buernklaas" zu feiern.

Das Fest dauert drei Tage. Der erste derselbe ist für die Herrschaften (Besitzer), der zweite für die Dienstleute und der dritte wieder für die Herrschaften bestimmt. Am Donnerstag nach Nikolai (6. Dezember) nimmt das Fest in der Mittagsstunde seinen Anfang. Das Festessen besteht in Bouillon mit kleinen Brötchen, Fleisch und Kompott. Als Nachtisch wird in Milch gekochter dicker Reis mit Zucker gereicht. Zu dem Festessen darf ein jeder kommen, muß jedoch selbst Messer, Gabel und Löffel mitbringen. Am Sonntag ist der Schluß des Festes gekommen. Jedermann, der an diesem Tage nach 6 Uhr abends in das Festlokal tritt, empfängt Kaffee und Kuchen. An allen Festtagen aber wird getanzt bis zum frühen Morgen. — Ursprünglich wechselte das Fest seinen Platz Jahr um Jahr. Es wurde bei allen Bauern des Dorfes nacheinander gefeiert. Im Laufe der Zeit ist dies anders geworden. Nun wird es immer in der Gastwirtschaft des Dorfes veranstaltet. Obwohl die Summe, die für das Fest ausgesetzt war, von der Stiftung zurückbehalten wird, feiert Westerau und Umgegend noch alljährlich seinen „Buernklaas." G. Fr. Studt, Barderup.

Dem Wunsche der Schriftleitung entsprechend, teile ich mit, was ich über den „Burnklaas" weiß. Ich habe das Fest 1893 und 1895 mitgefeiert. Am Vorabend des Festes bringen die Dienstmädchen sämtlicher Besitzer in blankgeputzten Messingkesseln Milch ins Festlokal. Sie erhalten dafür Kaffee und Kuchen und hernach Punsch, so daß sie freudig jauchzend die Dorfstraßen durchziehen und selten allein nach Hause kommen. Am andern Tage, dem Donnerstag nach dem 6. Dezember, beginnt um die Mittagsstunde das Festessen. Man sieht festlich geschmückte Damen und Herren (verheiratete) mit Löffel, Gabel und Messer bewaffnet ins Festhaus eilen. Beim Eintritt wird jedem ein Schnaps Rum angeboten. Bei der Mahlzeit gibt es zuerst Fleischsuppe, klar, ohne Klöße, ohne Reis. Jeder Gast erhält aber ein Franzbrot (Weizenbrot) zu 20 Pf., von dem er zur Suppe essen kann. Als zweiter Gang folgt das Suppenfleisch mit Meerrettigsauce und gekochten Pflaumen. Kartoffeln gibt's nicht. Als Nachtisch wird dicker, in Milch gekochter Reis gegeben, mit Zucker und Kaneel bestreut. Diesen essen je vier Personen aus einer gemeinsamen Schüssel. Ist die obere süße Schicht abgegessen, streuen junge Mädchen, die Töchter der Besitzer, aus Zuckerschalen neu auf. Früher war es noch „poetischer": die jungen, weißgekleideten, Süßigkeit spendenden Engel trugen nämlich den Zucker in schneeweißer Schürze und streuten ihn mit zarter Hand auf die Reisschüsseln, von denen die süße Oberschicht abgegessen war. — Während noch viele beim Reis sitzen, stimmt im anstoßenden Saale die Musik den Choral „Nun danket alle Gott" an. Der Ortslehrer mit den großen Knaben singt mit, und die so jäh vom Reis aufgeschreckten und herbeieilenden Gäste stimmen mit ein. Viele tragen unter dem Arm ein halbes oder ganzes Franzbrot, das sie mit Fleiß von der Mahlzeit erspart haben. Wer vergessen hat, es mitzunehmen, findet es auf seinem Tische nicht wieder, da Arme das Recht haben, während des Gesanges den Tisch zu räumen. — Nach der Mahlzeit zeigen sich die Besitzer aus Westerau sehr freigebig gegen Gäste von auswärts und suchen diese, wenn möglich, unter den Tisch zu trinken. — Über den Ursprung des Festes wird auch folgendes erzählt: Die Besitzer aus Westerau mußten einen Jahreszins, Erbpacht, an den Lübecker Staat zahlen und zwar am Nikolaitage in Lübeck. Sie wurden dann mit Essen und Trinken festlich bewirtet. Die Lübecker Polizisten hatten die Weisung erhalten, den von der Mahlzeit angeheiterten Bauern gegenüber ein Auge zuzudrücken. Da aber Lärm und allerlei Allotria von seiten der bezechten Bauern von Jahr zu Jahr schlimmer wurde, änderte man die Sache, indem man die Erbpachtgelder in Westerau hob und den Leuten 80 Mark Kurant zahlte, wofür sie sich ein Festessen bereiten konnten. — Der Betrag von 96 Reichsmark wird, wenn ich nicht irre, noch bezahlt und zwar an die Bauern der Reihe nach. Da aber die meisten Besitzer auf ein solches Fest nicht eingerichtet sind und auch die Mühe scheuen, treten sie es an den Gastwirt ab, der das Fest natürlich gerne nimmt; denn von weither strömen zahlreiche Gäste heran, um den „Burenklaas" mitzufeiern. R. Blunck, Oldesloe.

4. Anfrage. Hier in Holm besteht seit etwa 1½ Jahren eine kleine Wetterwarte. An Instrumenten sind vorhanden aus der meteorologischen Fabrik von Lambrecht in Göttingen: ein Polymeter, ein Holosteric-Barometer, ein Maximum- und Minimum-Thermometer. Prognosen werden täglich aufgestellt und veröffentlicht. Die Ergebnisse sind befriedigend. Nach Professor Conwentz soll in unserer Provinz eine recht große Anzahl von Lehrern an den meteorologischen Beobachtungen beteiligt sein. Ich darf demnach erwarten, daß es auch unter den Lesern der „Heimat" doch schon eine Anzahl gibt, die Vorausbestimmungen des Wetters nach Lambrechts Polymeter machen. Es würde mich interessieren, mit diesen in Korrespondenz treten zu können zwecks gelegentlichen Austausches der Beobachtungen und Ergebnisse, namentlich inbetreff etwaiger Abweichungen in unserm meerumschlungenen Schleswig-Holstein von Dr. Troskas Wetterregeln.

Holm i. Holst. H. Eschenburg.

5. Ein Silberschälchen mit Inschrift findet in dem Berichte über die Ankäufe und Schenkungen des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe im Jahre 1905 besondere Erwähnung. Da die niederdeutschen Beschauzeichen auf alten Silbersachen, wie in dem Jahresberichte erläutert wird, sich samt und sonders ableiten lassen aus den Wappen der Landstädte, in denen die Goldschmiede ihre Werkstätten gehabt haben, so ist dieses Schälchen durch das Beschauzeichen, die Fortuna mit dem geblähten Segel aus dem Wappen der holsteinischen Stadt Glückstadt, als die Arbeit eines Glückstädter Goldschmiedes nachzuweisen. Die Buchstaben A. D. des Meisterstempels harren noch der Deutung. Das Schälchen, das nur 9,3 cm weit und 4,3 cm hoch ist, ruht auf drei Kugelfüßen und ist am Rande mit wagerecht abstehenden flachen Henkeln versehen. Statt aller Verzierung läuft rings um den Rand eine gravierte Inschrift, die den bekannten alten Kindervers wiedergibt:

„Bukoken von Halwerstadt. Wat sal ick den bringen
Bring unsen klein kin wat || Ein pahr schau mit golde ringe[n]."

Nach Form, Größe und Inschrift ist dieses Schälchen, dessen Anfertigung in den Anfang des 18. Jahrhunderts zu setzen ist, als eine Patengabe für ein Kind anzusprechen. Darauf weist auch eine Überlieferung in der Familie der Vorbesitzer hin, die da besagt, daß aus diesem Schälchen der dänische Minister Struensee als Kind seinen Grützbrei gegessen habe.

F. Lorentzen.

Bücherschau.

1. Kickinnewelt. Plattdeutsches Familienbuch. Eine Sammlung von Wiegenliedern und Kinderreimen, Rätseln, Spielen und Sprichwörtern, Märchen und Gedichten in allen niederdeutschen Mundarten. Herausgegeben von **Georg Paysen Petersen**. Mit 100 Bildern von W. Schaekel. Verlag von Gerhard Küstmann. Dresden 1905. — Aus dem reichen Schatze niederdeutscher Volkspoesie, wie er in einer Reihe von Sammelwerken wissenschaftlich bearbeitet vorliegt, und aus mündlicher Überlieferung hat der Herausgeber eine Auswahl getroffen, die ihrem Zwecke, in jung und alt Liebe zum niederdeutschen Volkstum zu erwecken, wohl dienen mag. Da auch die Bilder besonders den Kleinen viel Freude machen werden, mag das Buch zum bevorstehenden Feste bestens empfohlen sein. Der Preis von 6 ℳ entspricht der durchaus vornehmen Ausstattung. F.

2. Paul Gerhardt. Ein Erinnerungsblatt. Vortrag von **Ernst Kammerhoff.** Glückstadt, Max Hansens Verlag. 1907. (Preis 50 Pf., 100 Exemplare 30 ℳ.) — Der vorliegende Vortrag des Rektors Kammerhoff in Itzehoe ist bei einer Paul-Gerhardt-Feier des Evangelischen Bundes gehalten und, auf Wunsch der Zuhörer veröffentlicht, „den Herren vom Vorstand des Zweigvereins Itzehoe mit deutsch-evangelischem Bundesgruß zugeeignet." Die Schrift ist in der Tat weiterer Beachtung wert, denn was hier auf 48 Seiten geboten wird, beruht auf gründlichen Studien und berücksichtigt neben den älteren auch die neuen und neuesten Forschungen, so daß man selbst nach dem Lesen eines größeren Werkes hier noch manche Ergänzung findet. Die Arbeit zeugt von einer genauen Kenntnis der Gerhardtschen Dichtungen wie von einem feinen Verständnis für den tiefen religiösen und den poetischen Gehalt derselben und für die einzigartige Bedeutung des Dichters für unsere evangelische Kirche. Auch die Form und Sprache der Lieder wird in interessanten Ausführungen in Kürze gewürdigt. Daß nicht alles erschöpfend behandelt werden konnte, erklärt sich schon aus dem oben erwähnten besonderen Zweck des Vortrages. Zweifelhaft könnte sein, ob nicht hier und da eine etwas andere Anordnung vorzuziehen gewesen wäre; so hätte ich zu gunsten eines geschlossenen Lebensbildes die gleich anfangs erörterten kirchlichen Streitigkeiten, in deren Beurteilung ich dem Verfasser durchaus zustimme, lieber an der betreffenden Stelle seines Lebensganges eingefügt gesehen — doch sind solche Fragen von nebensächlicher Bedeutung. — Möge die kleine Schrift mit dazu beitragen, den Wunsch, dem der Verfasser am Schlusse Ausdruck gibt, zu verwirklichen, daß Paul Gerhardt ein Denkmal gesetzt werde nicht von Erz und Stein, nein, in unseren Herzen und in denen unserer Kinder, daß wir seine Lieder fleißig singen und treu bewahren!

Kiel. G. Stoltenberg.

3. Maren. En Dörp-Roman ut de Tid von 1848—1851 von **Johann Hinrich Fehrs.** — In Kreisen, die Fehrs nahe standen, wußte man schon, daß derselbe seit einigen Jahren an einem Roman aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung arbeite. In Anbetracht der dichterischen Bedeutung und der Stellung, die Fehrs sich durch seine Erzählungen und Gedichte in der plattdeutschen Literatur errungen hat, wurde dieses Werk mit Spannung und Hoffnung erwartet, zugleich aber regte sich auch ein leiser Zweifel, ob es Fehrs noch gelingen werde, im zunehmenden Alter sich der größeren Form des Romans zu bemächtigen. Dieser Zweifel wuchs, als man aus Proben, die

im letzten Jahre mitgeteilt wurden, sah, daß die alten, aus den Erzählungen Fehrs' bekannten Personen, wie Niklas, Neels, Maria Kiwitt und Dirk Scheper, wieder auftauchten. Jetzt liegt der Roman vollendet vor, und die Verlagsanzeige behauptet, daß dieser Roman ohne Zweifel Fehrs' bedeutendstes Werk sei. Angesichts des vollendeten Werkes darf auch ein freieres Urteil dieser Ansicht ruhig beitreten: es ist in der Tat das Alterswerk unseres Fehrs — die Krone seines Schaffens, und mit diesem Roman ist der plattdeutschen Literatur überhaupt, insbesondere der Schleswig-Holsteins eine wertvolle Bereicherung geschenkt. Freilich einen anderen Kreis hat Fehrs hier auch nicht betreten, es ist auch hier in der Hauptsache derselbe Kreis wie in den Erzählungen, der Kreis der engsten Heimat, des Dorfes Ilenbek, wie er es nennt; hat der Dichter aber bislang nur Segmente dieses Kreises gegeben, so gibt er jetzt den ganzen Kreis, alle die einzelnen Gestalten der früheren Erzählungen: die Familie Kiwitt, der Bauervogt Detlef Rolff, die alte Abel, Henn Kark, Dirk Scheper und andere werden hier zur Einheit eines vollen Dorflebens verbunden, sie werden zugleich aber auch, vor allem Dirk Scheper und die alte Abel, fester psychologisch begründet und vertieft. Nach dieser Richtung hin ist wirklich Bedeutendes geleistet worden; hier ist in dem kleinen Rahmen das Bild einer ganzen Gesellschaft gegeben, das durch Reichtum und Originalität, Echtheit und Lebendigkeit seines Inhalts und seiner Form ausgezeichnet ist. Neben und über diesem Milieu des Dorflebens aber, das, so wertvoll es an und für sich ist, für das Ganze des Kunstwerks doch fast zu reich ausgeführt scheint, erhebt sich der eigentliche Roman, der Roman eines Weibes Maren Boysen. Freilich diese Frau ist keine gewöhnliche Romanheldin, und wer in ihrer Geschichte einen Dorfroman nach der alten sentimentalen Schablone erwartet, würde sehr enttäuscht werden; vielmehr gleichen auch die Hauptgestalten dieses Dorfromans in dem harten Realismus ihrer Zeichnung, dem allerdings dabei die Liebe des Künstlers und Menschen nicht fehlt, den Menschen des Schweizers, Jeremias Gotthelf. Maren vor allem ist zunächst wenig geeignet, Sympathie zu erwecken, in ihrer dörflichen Welt hat sie tatsächlich Züge der germanischen Brunhild, mit der sie einmal scherzhaft verglichen wird: ein älteres, überaus tüchtiges und klar sehendes Mädchen, aber durch Naturanlage und Lebensschicksal hart, stolz und berechnend, beredet sie den Bruder, den sie von allen Menschen am meisten liebt, mit einem Gefühl, in dem sich Familienstolz und schwesterliche Zuneigung merkwürdig mischen, sein geliebtes Kind Maria dem reichen, aber verstandes- und energielosen Bauern Paul Struck zu verloben, einmal um hierdurch Marias, die sie aufrichtig liebt, „Glück" zu befördern, zugleich aber auch in dem bestimmten und bestimmenden Hintergedanken, so auf irgend eine Weise das Geld des reichen Schwiegersohnes der bedrängten Wirtschaft des Bruders nutzbar zu machen. Als aber Maren sehen muß, daß ihr Werk kurz vor dem Abschluß an dem Charakter Marias, die durch die in ihr Leben tretende Liebe zu dem jungen Offizier Sterlau erst ihrer selbst recht bewußt wird, scheitert, faßt sie mit der ihr eigenen Härte und Schnelle der Entschließung den Plan, damit der Reichtum von Paul Struck der Familie Boysen nicht verloren gehe, und auch, um selbst noch zu Haus und Hof zu kommen, sich selbst an die Stelle der Nichte zu setzen, und bei dem sehr beeinflußbaren Wesen Pauls erreicht sie auch ihren Zweck, ja, sie bringt Paul dazu, seinerseits die Verlobung mit Maria aufzusagen und dafür nach bäuerlicher Sitte sogar ein Reugeld dem Vater zu zahlen. So hat Maren durch ihr zielbewußtes, skrupelloses Handeln ihren Zweck erreicht, aber es zeigt sich immer mehr, daß der Einsatz doch zu hoch gewesen ist. Freilich Paul gegenüber gewinnt sie das Spiel; ohne Liebe, aber pflichtbewußt faßt sie ihre Aufgabe an und führt sie durch, sie bringt den vernachlässigten Hof in Ordnung, sie bringt auch nach manchen Mühen und Stürmen ihren Mann in Ordnung und macht aus dem halben Trottel, dessen Seele außerdem ganz von schmutzigem Geiz eingenommen war, ein halbwegs brauchbares, wenn auch ganz von seiner Frau abhängiges Glied der dörflichen Gesellschaft. So hat Maren äußerlich gewonnen, aber doch hat sie innerlich verspielt: einmal hat sie durch ihren merkwürdigen Menschenhandel das, woran ihr am meisten lag, verloren, das volle Vertrauen, die Liebe ihres Bruders, und unter diesem Verluste schon leidet sie schwer. Es tritt aber noch ein Anderes, Schwereres hinzu, die Natur selbst spricht ihr verurteilendes Votum über die gegen die Natur vollzogene Verbindung, als ein Ereignis eintritt, das Maren nicht mehr erwartet hatte. Als sie sich Mutter fühlt und dem Manne, den sie kaum achtet, geschweige denn liebt, ein Kind bringen soll, da ergreift die stolze und im Grunde edle Natur der Schauder vor der Nemesis, die in ihrem eigenen Schoße heranreift; sie bricht innerlich zusammen, bevor die äußere Katastrophe sie ereilt. Diese äußere Katastrophe wird herbeigeführt durch die schreckensvolle Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Idstedt, welche die an dem Schicksal des Landes mit männlichem Herzen teilnehmende Frau auf das Lager wirft. So verbinden sich schließlich hier Hintergrund und Vordergrund des Bildes, das Schicksal des Einzelnen und der Zeit. Freilich ist hier im ganzen mehr ein Parallelis-

mus als ein Kausalnexus hergestellt, das höchste Ziel des eigentlich historischen Romans, daß Personen und Zeiten in der Darstellung sich durchdringen, die Personen in ihrer Eigenart ein Abdruck, ein Kompendium der Zeit sind und in ihrem Schicksal das Schicksal der Zeit wiederspiegeln, eine Aufgabe, wie sie Adolf Bartels in seinem Dietrich Seebrandt zu lösen versucht hat, ist in diesem Dorfroman nicht erreicht, wohl auch kaum beabsichtigt. So hört man also mehr von der Zeit reden, als daß man sie wirklich in ihren stärksten und tiefsten Strebungen sähe, aber auch so gewährt es einen eigenen Reiz, die letzten Ausläufer der großen Flut zu sehen und zu hören, wie die Wogen der brandenden Zeit sich an dem Gestade der stillen Bucht brechen.

Diese kleine Skizze des Inhalts mag schon einen Begriff geben von dem Stoff und der Art des Romans. Der Roman gehört nicht zu denjenigen, wie Jörn Uhl und andere, die im Sturme sich die Herzen erobern. Dazu ist die Milieuschilderung etwas zu breit, die eigentliche Handlung nicht konzentriert und spannend genug, auch sind die Menschen, vor allem die Hauptperson, neben der die anderen, auch die überhaupt etwas blaß gebliebenen hochdeutschen, doch durchaus zurücktreten, zunächst nicht geeignet, volle Sympathie zu erwecken, sondern zunächst interessieren sie nur ästhetisch, bis sie zuletzt, wo sich erst der wahre und edle Kern ihres Wesens immer mehr enthüllt, auch unser Herz erobern. Aber diese Eroberung wird bei manchen Lesern immerhin etwas langsam vor sich gehen; dazu kommt noch, daß Fehrs ein Darstellungsmittel, das bei vielen noch heute als die Quintessenz der plattdeutschen Poesie gilt, den Humor, nicht mit derselben Leichtigkeit und Absichtlichkeit anwendet wie Fritz Reuter, von anderen Spaßmachern ganz zu schweigen. Freilich fehlt Fehrs der Humor durchaus nicht, es ist auch der echte Humor, aber dieser entwickelt sich auch hier, wie in den Erzählungen, nur aus der Wahrheit der Menschen und des Lebens, er ist, kurz gesagt, ein Natur-, kein Kunstprodukt, als solches nicht so glänzend, aber desto echter. Echtheit ist überhaupt das erste Wort, was man von Fehrs' Poesie im allgemeinen, von diesem Werk im besondern aussagen kann und muß, echt sind die Gestalten, d. h. ursprüngliche Typen der Eigenart des niedersächsischen Stammes, echt sind die Formen des Lebens, die dörflichen Verhältnisse, die Fehrs aus eigener Lebenserfahrung auf das gründlichste kennt, echt ist die Ausdrucksform dieses menschlichen Lebens, mit ihrem Inhalt verwachsen, die plattdeutsche Sprache, die hier auch dem Kenner noch ungeahnte Tiefen ihres Reichtums, ihrer Kraft, ihrer Anschaulichkeit eröffnet, echt ist das ganze Kunstwerk schließlich, da es, ohne literarischer Eitelkeit zu dienen und den Neigungen des großen Publikums zu frönen, als die notwendige Lebensfrucht eines Dichtergeistes erscheint, den das Leben selbst zum Schaffen angeregt hat. Diese Echtheit ist dem ganzen Schaffen von Fehrs eigen, in diesem letzten größeren Werke hat sich aber die Kunst des Dichters noch höher entwickelt: einmal leuchtet er hier, besonders bei der Hauptgestalt Maren, in Tiefen des Seelenlebens hinein, wie wir sie kaum in der plattdeutschen Poesie kennen, und andererseits erreicht er an Stellen, z. B. bei dem Tode der alten Abel, bei den Visionen des alten Dirk Scheper eine Kraft der Darstellung, die an das Erhabene streift, wie es doch auch in der plattdeutschen Poesie nur spärlich vertreten ist. Der Roman sei deshalb allen Freunden gesunder und echter Poesie, insbesondere den verwandt empfindenden Plattdeutschen und Schleswig-Holsteinern als Lebensfreund und -begleiter bestens empfohlen.

Flensburg. J. Krumm.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Peters, Jahresbericht des Kieler Jugendspielvereins. — Nieritz, G., Die Kinder von Naumburg. Verlag von G. König in Berlin. — Fehrs, J. H., Maren, en Dörproman ut de Tid von 1848—51. Verlag von Lühr & Dirks in Garding. Preis 4 M. — Festschrift zum 5. deutschen Abstinententag in Flensburg, herausgegeben von Georg Asmussen in Hamburg. — v. Fischer-Benzon, Katalog der schleswig-holsteinischen Landesbibliothek, 1. Nachtrag für 1898—1906. Verlag von Julius Bergas in Schleswig. — K. Flöricke, Die Vögel des deutschen Waldes. Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, in Stuttgart. Preis 1 M. — M. Braeß, Tiere unserer Heimat, herausgegeben vom Dürerbunde. Verlag von Callwey in München. Preis 4 M. — Harzen-Müller, Verzeichnis der plattdeutschen Kunstlieder und ihrer Komponisten, herausgegeben vom allgemeinen plattdeutschen Verband in Berlin. Preis 0,75 M.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.